

Die weissen Blätter

Eine Monatsschrift

Band 3 / I

Leipzig 1916

Reprinted by permission of the original publisher

KRAUS REPRINT

A Division of

KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED

Nendeln/Liechtenstein

1969

Printed in Germany

DIE WEISSEN BLÄTTER
EINE MONATSSCHRIFT

DRITTER JAHRGANG 1916
ERSTES QUARTAL
JANUAR / MÄRZ

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER
LEIPZIG 1916

INHALTSVERZEICHNIS

I.

AUFSÄTZE

	Heft	Seite
Eduard Bernstein, Völker zu Hause: Erinnerungen II (Vor drei Jahrzehnten in und um Lugano)	II	166
„ Völker zu Hause: Erinnerungen III (Ein böser Winter in Castagnola)	III	372
Theodor Däubler, Simultanität	I	108
Emil Ludka, Die Psychologie Napoleons	II	139
R. Seligmann, Einsamkeit und Gemeinsamkeit	II	221

II.

GEDICHTE

Johannes R. Becher, Verbrüderung, Neue Gedichte:		
Der Entfernte (Georg Trakl)	II	238
Söhne	II	239
Beilis. Den Juden	II	240
Sang den Frauen	II	242
Durchhellung	II	244
Melodien aus Utopia	II	244
Gottfried Benn, Karyatide	III	370
Albert Ehrenstein, Die Götter	I	103
Ferdinand Hardekopf, Spät	I	107
Else Lasker-Schüler, Verinnerlicht	I	102
Medtild Lichnowsky, Außensteher	III	257
„ Der Bräutigam	III	260
Berthold Viertel, Die Schlacht	II	164
„ Bauernstube	II	165
Alfred Wolfenstein, Die Gleichgültigkeit	I	101
„ Augenblick	I	101

III.

DRAMATISCHES

	Heft	Seite
Heinrich Lautensack, Das Gelübde. Schauspiel in vier Aufzügen . . .	III	263
René Schickele, Hans im Schnakenloch. Schauspiel in vier Aufzügen . . .	I	1

IV.

EPISCHES

Paul Beyer, Mädchengeschichte	II	232
Kasimir Edschmid, Der Gott. Novelle	II	188
Albert Ehrenstein, Begräbnis	III	352
Heinrich Mann, Der Bruder. Novelle	II	158

V.

GLOSSEN

Paul Adler, Das erste Volk Europas	II	253
Adolf Behne, Berliner Freie Sezession	III	388
Otokar Březina (Deutsch von Otto Pick) Der Sinn des Kampfes . . .	II	246
Rudolf Fuchs, Das Gewitter	I	132
Annette Kolb, Die drei letzten Briefe an einen Toten	I	122
Rudolf Leonhard, Die Landschaft des Malers Franz Marc	II	246
Karl Loewenberg, Lazarett	III	386
Otto Pick. Siehe Otokar Březina.		
Ludwig Rubiner, »Ihr seid Menschen«	III	389
R. S., Bemerkungen des Herausgebers	I	134
Theodor Tagger, Brief an einen Juden	II	250
Robert Walser, Predigt	III	385

VI.

ZEICHNUNGEN

Fritz Huf, Porträt von Theodor Däubler	II	137
Moritz Melzer, Fünf Zeichnungen	III	261/2, 351, 369, 371

RENÉ SCHICKELE:
HANS IM SCHNAKENLOCH

SCHAUSPIEL
IN VIER AUFZÜGEN

(Geschrieben Oktober 1914)

NARZISS IN WAFFEN

Willst du erlernen die Kunst der Kraft,
darfst du nie an dir verzagen,
eines kannst du ganz nur sein,
dieses eine mußt du wagen.
Bist das Bild, das dich erschafft,
unter vielen dieses eine,
und das muß die anderen zerschlagen.
Noch bist alles du:
dies und jenes, der und du,
alle diese und ihr Schein.
Ganz kannst du eins nur sein,
der oder du.
Wähle und greif zu.

Wo der steht, da willst du fallen
oder stehen, wo der fällt,
ist's nicht Haß, dann sei's ein Wille,
der die harte Waffe hält.
Was du willst, das tu.
Sieh dich an in dieser Stille:
Der oder du?
Blick' hin, hol' aus, schlag zu.

DIE GESTALTEN DES SCHAUSPIELS:

Mutter Boulanger
Hans Boulanger, ihr älterer,
Balthasar Boulanger, ihr jüngerer Sohn
Klär, Hansens Frau
Leutnant Starkfuß
Oberlehrer Dimpfel
Abbé Schmitt
Cavrel
Simon } Mitglieder der französischen Abgeordnetenkammer
Müller }
Louise Cavrel
Frau Müller
Gräfin Sulz
Kaufmann, ein alter französischer General
Hopla, Pferdeknecht
Hopsa, Viehknecht
Der Teufel, ein Gensdarm
Schambediß, Diener } bei der Gräfin Sulz
Noch ein Diener }
Ein französischer Korporal
Ein französischer Offizier
Eine Amme. Deutsche und französische Soldaten.

Schauplatz: das Elsaß. Der erste und zweite Aufzug spielen im Frühjahr 1914 auf dem Gut Schnakenloch, dann auf der Vogesenhöhe und bei der Gräfin Sulz in der Nähe von Straßburg. Der dritte und vierte Aufzug im Sommer desselben Jahres im Schnakenloch.

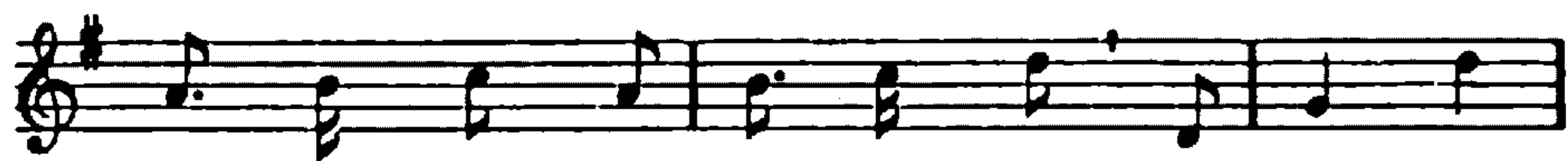
DIE WEISE VOM „HANS IM SCHNAKENLOCH“



Der Hans im Schna - ken - loch hat al - les was er



will, und was er will, das hat er nicht, und



was er hat, das will er nicht, der Hans im



Schna - ken - loch hat al - les, was er will.

BEMERKUNGEN FÜR DEN SPIELLEITER

Mit Anweisungen für den Spielleiter und die Schauspieler ist der Verfasser sehr sparsam gewesen. Deshalb sei ihm erlaubt, hier einiges vor auszuschicken. Wo nötig, ist die Sprache in Satzbau und Redeweise dialektisch gefärbt. Dies genügt. Der Schauspieler widerstehe der Versuchung, seinen eigenen heimatlichen Dialekt zu verwerten.

Hans und Balthasar sind »keine feindlichen Brüder«, wie Hans einmal sagt. Der Verfasser glaubt das eigentümlich vertraute Verhältnis der beiden Brüder auch außerhalb des Spieles betonen zu müssen, aus Furcht, deren Darsteller möchten vom ersten Auftreten an allzudeutlich einen »Kampf aufnehmen« oder gar einander böseartig begegnen. Die Plänkeleien zwischen den beiden haben mit den Jahren etwas von einer freundlichen Gewohnheit angenommen — wie überhaupt die lebenswürdige Lebensart dieser Menschen keineswegs unter der Deutlichkeit ihrer Rede leidet. Erboste Gesichter und rollende Augen sind selbst im letzten Aufzug nicht am Platze.

Die Franzosen im zweiten Akt: keine Zerrbilder. Sie lieben nur eine gewisse losgelöste Art des Ausdrucks, selbst zum Schaden ihrer Würde.

Der letzte Aufzug spielt während einer Schlacht. Der Verfasser bittet, den Schlachtenlärm hinter der Bühne eher gar nicht, als zu laut mitspielen zu lassen.

ERSTER AUFZUG

Die gute Stube im Schnakenloch. Alte Möbel mit neuen Bildern. Aber auch ein neuer Schreibtisch und ein Klavier. Vor dem breiten Sofa ein großer Eichentisch ohne Decke. »Großvaterstuhl.« Frühlingsabend. Die Fenster stehen auf. In der Ferne der blaue Höhenzug der Vogesen.

ERSTER AUFTRITT

Hans auf dem Sofa, eine Decke über den Füßen, Balthasar und Klär auf der Bank vor dem offenen Klavier, Rücken gegen das Instrument. Mutter Boulanger strickt auf einem erhöhten Tritt am Fenster. Hopla und Hopsa. Der Teufel.

Hopsa: Ich kann nur immer wieder sagen: ich weiß nichts von der ganzen Geschichte.

Hopla: Du hast dem Herrn Hans das Genick brechen wollen, du Kanaill.

Der Teufel: Kanaille ist verboten. Das ist eine Beleidigung.

Hopla: Ich möchte wissen, was hierzulande nicht verboten ist. Zu meiner Zeit hieß man einen Melkeimer einen Melkeimer und eine Kanaill eine Kanaill.

Der Teufel: Möglich, daß Kanaille französisch keine Beleidigung ist. Im Deutschen ist es eine, und danach haben Sie sich zu richten. Verstanden?

Hopla: Ich bin nicht taub. Aber schreien können wir gerade so gut wie Ihr.

Mutter: Genier' dich nicht, Hopla. Schrei noch ein bißchen lauter.

Hopla: Bitt' um Verzeihung, Madam Boulanger. Die Pickelhaube macht mich zipfelsinnig. Sie hat keinen Verstand vorn und keinen Verstand hinten.

Der Teufel: »Pickelhaube« und »kein Verstand vorn und kein Verstand hinten« sind verboten.

Hopla: Seht Ihr, Madam Boulanger, man kann mit dem Mann nicht reden. Wo man hintritt, ist es verboten.

Mutter: Gib dem Herrn Gensdarm Antwort auf das, was er dich fragt, und behalt das übrige für dich. Der Herr Gensdarm steht nicht da, um den Narren mit dir zu machen.

Der Teufel: Danke schön, Madam Boulanger. Dreißig Jahre bin ich im Dorf, und die ganzen dreißig Jahre hat der Hopla jeden Tag

Widerstand gegen die Staatsgewalt geübt — natürlich abgesehen von den Tagen, wo ich im Urlaub war.

Hopla: Wärt Ihr drüben geblieben, wo Ihr hergekommen seid. Wir haben Euch nicht gerufen.

Hans: Hopla! Wenn ich nicht ein lahmes Bein hätte, würde ich dich jetzt zum Fenster hinausschmeißen.

Der Teufel: Wenn der Herr Hans erlauben, so will ich's für ihn besorgen.

Hopla: Wer schmeißt hier hinaus? Erst der Herr Hans, dann der Herr Balthasar, und dann komm ich. Ihr könnt hier nur hinausgeschmissen werden.

Hans (auffahrend): Mutter, mach' Platz. Der Kerl muß ins Blumenrondell.

Hopla: Geh schon. Teufel, wir reden noch ein Wort miteinander. Gute Nacht, Madam Boulanger. Gute Nacht, Madam Klär. Gute Nacht, die Herren. Und was der Hopsa sagt, das sind alles so aufgeschnappte Redensarten vom Teufel. Kaisers Rock und so. (Zu Hopsa): Man kann im Rock vom Kaiser stecken und doch ein Seil über die Straße spannen, damit der Herr einen wütigen Purzelbaum vom Gaul schlägt.

Der Teufel: Nein, das kann man nicht. Überhaupt ist das eine Majestätsbeleidigung.

Mutter: Hopla, es ist eine Schand', was du deinem Kameraden alles anhängst. Schäm' dich. Wenn das der selige Herr an dir erlebt hätte.

Hopla: Der mein Kamerad? Eine lebendige Schikane hab ich mir an dem aufgepäppelt.

Mutter: Nachher sitzt ihr ja doch wieder drüben im Stall und trinkt zu dritt euern Liter Weißen. Nicht wahr, Herr Teufel?

Der Teufel (breit lachend): Das könnt schon sein. Aber wenn Sie erlauben, Madam Boulanger: Ich bin nur der Teufel, ich heiße nicht so.

Mutter (erschrocken): Das erste Wort, das ich höre! Das ist ein Spitzname? So eine Schande! In meinem Haus! Kinder, warum habt ihr mir das nie gesagt?

Der Teufel: Ich bitte Sie, Madam Boulanger! Wie ich vor dreißig Jahren herkam, haben sie mich so getauft, weil ihnen noch nie ein

roter Bart vorgekommen war, haha, und dann ist es dabei geblieben. Ich glaube sogar, der Hopla hat's aufgebracht.

Hopla: Natürlich wieder der Hopla. Wenn die Kühe eines Tages anfangen, *Vive la France* zu schreien, dann wär's auch der Hopla. Ich heiß auch nicht Hopla — hörst?

Der Teufel: Hierzulande heißt keiner, wie er heißt. Und überhaupt haben wir abgemacht, daß nur außerdienstlich geduzt wird.

Hopla (äfft ihn nach): »Das Duzen im Dienst ist verboten...« Dabei hat sein Bauch bei uns mehr Weinstein angesetzt, als das älteste Faß im Keller.

Mutter (die Hände hebend): Hopla, was du alles sagst! Neben deinem Mundwerk ist unsre Dreschmaschine eine Spieluhr. Hopsa, hast du ein Seil gespannt oder nicht?

Hopsa: Nie im Leben, Madam. War auch gar kein Seil da. Der Schimmel ist geknickt. Traurig, daß der Pferdeknecht seine Gäule nicht besser kennt, als wenn's Ochsen wären, kann aber nichts dafür.

Hopla: Nein, gelt, um sich in den Gäulen auszukennen, müßt man seine Photographie in des Kaisers Rock an der Wand hängen haben und beim Melken »Heil dir im Siegerkranz« singen.

Hopsa: Ich sing' beim Melken nicht »Heil dir im Siegerkranz«. Du bist ein alter Narr.

Hans: Macht die Sache bei einem Krügel Wein untereinander ab.

Hopla: Na gut.

Hopsa: Ich meine auch, es ist Zeit.

Teufel: Sonst kann der Hopla nicht schlafen. Guten Abend, die Herrschaft.

Hopla. Hopsa: Gute Nacht beisammen.

Teufel: Vorwärts. Raus, ihr Wackes.

Hopla: Seht Ihr, Madam Boulanger, der Schwab fängt schon wieder an zu kommandieren. (Ab.)

ZWEITER AUFTRITT

Mutter Boulanger. Hans. Balthasar. Klär.

Mutter: Ihr wißt, ich hab' nichts gegen die Deutschen. Gelt nicht, Klär? Aber manchmal kommt's mir so vor, als ob mehr geschrien würde, seitdem sie im Land sind.

Klär: Den Rebwurm nicht zu vergessen, den wir euch mitgebracht haben.

Hans: Und den Bismarckhering.

Mutter: Gibt's den wirklich, den Bismarckhering?

Klär: Ja, aber er ist nicht so gefährlich wie der Rebwurm.

Mutter: Was tut er denn?

Klär: Aber Mutter, es ist ein marinierter Hering, zum Essen, wie alle Heringe.

Mutter: Warum hast du uns nie Bismarckhering gemacht?

Klär: Weil Hans behauptet, Heringe äßen hierzulande nur höhere Regierungsbeamte. Ich hab' ihn nicht davon abbringen können.

Mutter: Unser Schangel hat halt einen dicken Schädel.

Balthasar (vom Schreibtisch her, wo er in einer Mappe blättert): Ich glaub', den haben wir alle.

Mutter: Da hast du recht. Neuigkeiten gehen schwer hinein... Euer Vater starb im Glauben, wir seien eigentlich noch immer französisch.

Balthasar: Und die Deutschen wollten's nur nicht wahr haben.

Mutter: So ist es, Balthasar. Dabei haben dich die Preußen zum Leutnant gemacht. — Ihr versteht so etwas leichter, ihr seid auch keine Bauern mehr.

Hans: Ich bin ein Bauer.

Mutter: Ein Bauer, der in Straßburg und in München studiert hat, ist kein rechter Bauer mehr.

Hans: Heutzutage studieren die Bauern.

Mutter: Schangele, sie sind auch danach.

Hans: Meinetwegen.

Klär (setzt sich zu Hans): Du bist ein sehr tüchtiger Bauer, Hans.

Hans: Du mußt es wissen.

Klär: Weiß ich auch. (Aufzählend.) Das Gut ist dreimal so groß geworden —

Mutter: Aber unsere schönen, sichern Papiere sind fort.

Hans: Hätten wir alle miteinander, wie wir hier sind, unser Leben lang auf der elenden dreiprozentigen Rente sitzen sollen? Der Boden trägt gerade so viel, und man hat wenigstens etwas davon.

Mutter: Dein Vater und ich haben gut darauf gesessen, und der

Boden trug mehr als drei Prozent. Schangele, du bist kein Bauer, aber es macht ja nichts.

Hans: Dann sind halt die Zeiten schlechter geworden.

Klär: So ist es, mein Hans. Alles ist teurer und schlechter geworden, und was dein Vater in den Strumpf steckte, damit kaufst du schöne Bücher, unternimmst interessante kleine Reisen, mit deiner Frau und ohne sie. Dafür leben wir auch wie im Himmel.

Mutter: Du hast ihm gerade noch gefehlt, dem Strick.

Klär: Dachtest du, ich hätte ihn geheiratet, um ihn bei der Arbeit zu beaufsichtigen?

Mutter: Ach, Klär, ohne dich wäre er schon lange nicht mehr da. Ich danke jeden Tag seinem Schutzengel, daß er euch in München an einer Straßenecke hat zusammenstoßen lassen. Ich bitte dich, halte ihn nur fest.

Klär: Ich gebe mir alle Mühe. Aber er ist ein Ausreißer von Geburt.

Balthasar: Es ist ihm halt nie recht schlecht gegangen.

Hans: Aber dir, mein Junge, wie?

Balthasar: Meine Erlebnisse sind nicht Gemeingut der Familie.

Hans (ohne Bosheit): Du bist ein guter Maulwurf. Du hast auch die Weltanschauung eines Maulwurfs. Du bist stolz, ein Maulwurf zu sein.

Mutter: Unser Balthasar ist der bravste Junge der Welt, und du sollst ihn in Frieden lassen.

Hans: In England — als ich in meinem ersten Semester nach England fuhr, da habe ich acht Wochen gelebt, wie einer, der gerade aus dem Zuchthaus entlassen worden wäre. Es gelang mir nicht einmal, eine Anstellung als Straßenfeger zu bekommen. Und im Jahr darauf —

Mutter: Aber wie du vom Vater Geld geschickt bekamst, bist du erster Klasse nach Straßburg gefahren.

Hans: Nein, Mutter, in der letzten Station vor Straßburg bin ich in einen gewöhnlichen Zug umgestiegen. Aus Vorsicht. Am Ende, dachte ich, paßt der Vater im Bahnhof auf.

Mutter: Ohne Koffer kam er an. Die hatte er in England versetzt. So eine Schande. Und nachher waren sie verfallen. Die schönen Koffer mit denen der Vater und ich die Hochzeitsreise gemacht haben.

Dafür nahm er unterwegs anderes schweres Gepäck auf. Ich will gar nicht daran denken.

Klär: Ich weiß, Mutter. Ein gelbhaariges Fräulein. Auf die Weise hat er in zwei Wochen mehr Englisch gelernt, als die ganze Zeit vorher in London. Man muß auch die gute Seite sehen.

Mutter: Denke nur, hier hat er sie versteckt, droben in der großen Mansarde, bis der Vater sie erwischte, wie sie gerade dabei war — rate einmal! — Aprikosen einzumachen. Kein Deutsch verstand sie und kein Französisch. Der Vater dachte schon, es sei eine Wilde. Wenn ich an das Geschrei denke an dem Tag! Der Balthasar lief ins Dorf zum Teufel und brüllte auf dem ganzen Weg: »Der Vater und der Schangele bringen sich um.« Es war nicht mehr schön. Wie's dunkel geworden war, haben der Hopla und der Teufel sie in der Kalesche nach Straßburg gefahren. Und der Hopla mußte ihr ein Billett erster Klasse kaufen. Und rat' mal, wohin? Nach San Sebastian! Das soll in Spanien sein. Der Schangele, wie ihm der Vater die Sache mit dem Billett erster Klasse hinter die Ohren setzte, schrie: »Da siehst du, daß sie eine Dame ist«, und davon wurde der Vater so böse, daß der Hopla gerannt kam —

Hans: und mir das Leben rettete.

Balthasar: Daran erinnere ich mich. Es war schrecklich.

Klär: Ihr seid ein gefährliches Geschlecht.

Mutter: Ja, die Boulangers haben das Feuer nah am Strohdach. Sieht aber ärger aus, als es ist . . Klär, wollt Ihr nicht noch ein bißchen Musik machen? Es läßt sich so schön denken dabei.

Hans: Ich bitte euch, laßt jetzt die Musik. Sie wirkt auf mich wie auf ein Kavalleriepferd, ich werde wild, oder sie macht mich butterweich.

Balthasar: Ein Beweis, daß du unmusikalisch bist.

Hans (lächelnd): Freue dich, daß du's darin besser hast. Es muß eine ungemeine Wohltat sein, in der Musik sein eigenes Gleichgewicht schweben zu fühlen — und ein großer Trost, es so klingend wiederzufinden.

Mutter (legt das Strickzeug fort): Euer Vater ging immer mit den Hühnern ins Bett und stand mit den Hühnern auf, und ich mußte natürlich mithalten. Wie schwer war's, mich daran zu gewöhnen! Jetzt kann ich es mir nicht mehr abgewöhnen.

Klär: Siehst du den Jungen?

Mutter (ruft zum Fenster hinaus): Charles! Da kommt er mit der halben Dorfjugend . . . (Zurück ins Zimmer. Vor einem Bild): Nein, dieses Frauenzimmer! Vor lauter Sonne sieht man ja nicht viel von ihr, aber was man sieht, ist gerade das, was sie lieber nicht zeigen sollte. Wenn eine Frau zu meiner Zeit mit so einer Taille bestraft war. — Und ich hab einen Sohn, der so etwas kauft!

Hans: Ja, Mutter.

Mutter: Darf ich fragen, ob das Bild auch bezahlt ist?

Hans: Lieber wäre mir, du unterdrücktest die Frage.

Mutter: Armer Junge.

(Draußen Kinderchor:

»Der Hans im Schnakenloch
hat alles, was er will,
und was er will, das hat er nicht . . .«)

Hans (auffahrend, ruft): Karl!

(»und was er hat, das will er nicht,
der Hans im Schnakenloch
hat alles, was er will.«)

Hans (richtet sich auf, lauter): Karl!

Mutter (hinauslaufend): Jesus Maria, tu dem Jungen nichts!

DRITTER AUFTRITT

Hans. Balthasar. Klär.

Klär: Wie kannst du dich von dem dummen Lied so aufbringen lassen!

Hans: Im ganzen Land singen sie den Blödsinn, den der Wernerjockel zusammengeschustert hat.

Klär: Siehst du, das hat man vom Ehrgeiz. Du wolltest Bürgermeister werden. Du bist Bürgermeister geworden, du hast es durchgesetzt gegen das ganze Dorf, gegen den Wernerjockel, der mehr ist, als das ganze Dorf, und gegen die Regierung. Du bist einen Monat lang heiser gewesen, und als du wieder sprechen konntest, hast du das Amt an den Nagel gehängt. Nur der Ruhm ist dir geblieben.

Hans: Ich mußte Bürgermeister werden, um die Elektrizität ins Haus zu bekommen. Traurig genug. Da ist nichts zu lachen. Um

durchzusetzen, daß wir die Eisenbahn herbekommen, hätte ich kommandierender General werden müssen.

Klär: Und kommandierender General konntest du nicht werden.

Hans: Hätte ich im Gemeindehaus Fliegen fangen sollen?

Klär: Alle großen Männer, die zu den Sternen führen, sind unterwegs hängen geblieben. Du hast der Elektrizität ihren Platz im Schnakenloch erkämpft. Das genügt.

Hans: Als Dank erhebt mein Volk die blöden Verse vom Wernerjockel zur Nationalhymne.

Klär: Wie sagt der Teufel: »Hierzulande heißt keiner, wie er heißt.« Hierzulande erkennt man die großen Männer daran, daß alle über sie lachen.

VIERTER AUFTRITT

Dieselben. Mutter.

Mutter (in der Tür): Schangele, dein Sohn läßt dir sagen, er habe dir nur ein Ständchen bringen wollen. Er glaubte, du würdest ans Fenster treten und eine Rede halten. Darf ich ihm die Antwort bringen, daß du nicht böse auf ihn bist?

Hans: Mutter, die Hühner schlafen schon mindestens eine halbe Stunde.

Klär: Sag' dem Jungen: die Mutter bringt die Antwort.

Mutter: Gute Nacht denn. Kinder, gelt? es vergift keines von euch zu beten, bevor's einschläft. Man weiß nie, ob man wieder aufwacht. (Ab.)

FÜNFTER AUFTRITT

Dieselben ohne Mutter Boulanger.

Hans: Balthasar, dreh' doch bitte das Licht an. (Licht.) Danke.

(Klär macht das Klavier zu, legt die Noten fort.)

Hans (schlägt um sich): Da sind sie schon!

Klär: Wer?

Hans: Die Schnaken!

Balthasar: Jedes Jahr wunderst du dich aufs neue, daß es im Schnakenloch Schnaken gibt.

Hans: Wenn du mir eine tiefsinnige Bemerkung erlaubst: es gibt

Dinge, an die sich der Mensch trotz aller Vertrautheit nicht gewöhnt... Darunter ist das gewichtigste der Tod. (Klär hat das Fenster geschlossen und setzt sich Hans gegenüber in den Großvaterstuhl. Pause.) Dem Tod gegenüber, glaube ich, war noch keiner blasirt. Balthasar, was meinst du? Dem Tod gegenüber muß man einen Standpunkt einnehmen. Vom Leben kann man sich treiben lassen. Man kann mit ihm paktieren. Der Tod ist ein Straßenräuber, der einem mit vorgehaltener Pistole den Weg vertritt: die Börse und das Leben! Daraufhin muß man notwendigerweise in ein drittes flüchten, von dem man annimmt, daß es der Kugel widersteht. Nicht wahr, Klär?

Klär: Kluge Eltern bereiten schon die Kinder auf den bösen Augenblick vor, wo ihnen der Tod zum erstenmal begegnet.

Hans: Mit dem schwarzen Mann?

Klär: Und dem Vaterunser. Und trotzdem erschrickt jeder immer wieder.

Hans: So einfach sind diese komplizierten Dinge... So, mein Balthasar, wundere ich mich immer wieder über die erste Schnake.

Balthasar: Du lebst auf Luftbrücken, die das Schnakenloch mit den entferntesten Teilen der Schöpfung verbinden.

Hans: Da alles in derselben Luft steht —

Balthasar: Philosophierst du, oder ziehst du mich auf?

Hans: Ich langweile mich.

Balthasar: Gute Nacht, Klär. Kommen heute die Burschen?

Hans: Ich hoffe.

Balthasar: Dann, bitte, lärmt nicht zuviel. Ich muß um vier aufstehn und möchte jetzt schlafen.

Hans: Komm her. Gib mir die Hand. Schlaf gut. Wir werden still sein.

Balthasar: Gute Nacht, Klär.

SECHSTER AUFTRITT

Hans. Klär.

Hans: Jetzt, jetzt, Klär, kann ich mit dir reden. Mit dir reden, das ist für mich dasselbe, wie für dich das Musizieren. Mir wird schön leicht und schwer davon. Wenn es nur schon Sommer wäre, damit ich zu tun bekäme.

Klär: Ich denke, jetzt gäbe es auch genug zu tun.

Hans: Schon. Aber jetzt habe ich keine Lust. Winter, Frühling, Herbst — da muß ich immer an die nordischen Göttersagen denken, an Nebelriesen, feuchte Zwerge und melancholische Helden, die ihren Gram in Meth ersaufen und dabei von der Sonne schwärmen, die nie recht zu ihnen kommt. Klär, wenn es nur schon Sommer wäre.

Klär: Wir haben ja schon Frühling.

Hans: Ich weiß, den liebst du. Wenn ich an meine Jugend und meine Kindheit denke, seh' ich nur immer Sommer. Da waren auch die Ferien. Die Ernte, das ist eine wundervolle Zeit, ein Stück goldenes Zeitalter. Im Grunde lebe ich nur für die Spanne von Juli bis Oktober. Man steht bis an die Hüften in Fruchtbarkeit, ein Himmel blaut, der viel schöner ist als in Afrika, hat fast nichts am Leib und rafft, in leichtem Schweiß, tief atmend, zusammen, und alles ist von der Sonne durchhellte. Frühling und Spätherbst, die undeutlichen mir — mich und die Welt. Alles liegt dann wie hinter dem Schleier eines Rausches, aber keineswegs heiter und lustig, wie bei einem wirklichen Rausch, sondern in klotziger Unordnung, wie bei einem Katzenjammer.

Klär: Du solltest Balthasar besser behandeln. Er nimmt dir alle unangenehme Arbeit ab, ist immer auf dem Posten . . .

Hans: Sei ruhig. Ich werde mich gern, lebendigen Leibes, von ihm beerben lassen. Glaube bitte nicht, daß es gegen meinen Willen geschieht, wenn ein Stück meines Lebens nach dem andern — von mir an ihn übergeht. Ich liquidiere mich zu seinen Gunsten. Er ist heute schon der Herr im Schnakenloch. Ich habe ihn sehr lieb.

Klär: Hans —!

Hans: Was ist?

Klär: Nichts. Manchmal meine ich, du seist ein schlechter Mensch und gäbst dir alle erdenkliche Mühe, die andern ebenso schlecht zu machen.

Hans: Ich verstehe den Zusammenhang nicht . .

Klär: Du sollst dich nicht zugrunde richten. Ich hab dich lieb.

Hans: Im Gegenteil, Klär, ich tue, was ich kann, um mich zu behaupten.

Klär: Du läßt alles gehen, . . . dich . . . und mich —

Hans: Du irrst, Klär, dich nicht!

Klär: Ich bin nichts ohne dich. Wenn du mich verließest, so oder so, ich wüßte nicht, wo ich hinsollte. Ich wüßte nicht einmal, was ich bis dahin gewesen bin.

Hans: Komm.

Klär: Nein, denn sonst muß ich am Ende weinen, und dann sagst du wieder, ich sei sentimental, und die Tränen machten mich häßlich.

Hans: Du, das mit den Tränen, das stimmt.

Klär: Ich weine auch nicht. Ich strenge mich an, mich zu bessern. Ich habe bereits eingesehen, daß ich dir unter gar keinen Umständen zumuten darf, über mein häßliches Gesicht hinweg und auf das Leid zu sehn, das ich dir zur Beruhigung in die Hände geben möchte . . . Ein Geliebter muß manchmal auch Mutter sein. Wie oft hast du nachts den Jungen herumgeschleppt, wenn er schrie. Häßlicher, wie er war, bin ich auch nicht, wenn ich weine.

Hans: Klär, komm her.

Klär: Ich möchte gern, aber es geht nicht.

Hans: Warum geht es nicht?

Klär: Schimpf' mich schnell ein bißchen, damit ich böse werde, sonst kommen die elenden Tränen. Schnell, so sag' doch irgendeine Gemeinheit.

Hans: Ich finde keine.

Klär: Sag', ich sei eine Gans mit einem Band aus veilchenblauer Seide

Hans: Ja, also du bist —

Klär: Sag', Madame Cavrel sei im kleinen Finger mehr Frau als ich —

Hans: So etwas habe ich nie gesagt.

Klär: Du lügst, du hast es erst gestern gesagt.

Hans: Gestern?

Klär: Gestern.

Hans: Ich erinnere mich wirklich nicht.

Klär: Du Erinnerst dich nie. Glaubst du, daß ich dir deine Niederträchtigkeiten sonst so schnell verziehe?

Hans: Wenn ich das von Frau Cavrel wirklich gesagt habe, so war es eine Niederträchtigkeit, erstens, und zweitens eine Lüge.

Klär: Willst du noch, daß ich zu dir komme?

Hans (streckt ihr die Hände entgegen und zieht sie neben sich aufs Sofa): Hand aufs Herz: der kleine Finger von Frau Cavrel, der da eben so unerwartet zum Vorschein kam —

Klär: Ja, ja, es juckte ihn schon lange.

Hans: Aha!

Klär: Ich habe noch etwas auf dem Herzen.

Hans: Nun, da wir schon dabei sind —

Klär: Heute sind es zehn Jahre, daß wir geheiratet haben.

Hans: (tief erstaunt): Zehn Jahre? Woher weißt du das?

Klär: Hans, seit zehn Jahren bist du mit ein und derselben Frau verheiratet.

Hans: Wenn ich alles recht überlege, bin ich nicht schlecht dabei gefahren.

Klär: Nach mir fragst du nicht?

Hans: Du? Unsere Verwandten, unsere Bekannten, die Dienstboten, alle sind sich einig, daß ich eine solche Frau nicht verdiene. Ich stimme ihnen vollkommen bei. Aber ich habe die Frau und behalte sie. Vorläufig einmal für die nächsten zehn Jahre.

Klär: Danke schön. (Pause.) Manchmal ... wenn ... sieh, bitte zur Seite, ich möchte etwas sagen ... Wenn mir manchmal deine Treulosigkeiten einfallen, werde ich ganz verwirrt und liebe dich nur um so mehr. Aber ich glaube, es gibt eine Art Verrat, einen wirklichen Verrat, dessen Schrecken alle Liebe tötet.

Hans: Welcher Art wäre dieser Verrat?

Klär: Das weiß ich selbst nicht. Gib acht auf mich.

Hans: Ich bin dir nie untreu gewesen.

Klär: Du vergißt und meinst dann, es sei nie gewesen.

Hans: Im Innersten bin ich dir sicher nie —

Klär: Gott, im Innersten! ... Du brauchst dich nicht zu verteidigen. Solang ich dich liebe, glaube ich dir jedes Wort, bevor du es ausgesprochen hast, und finde zu deinen Gründen noch hundert andre, die dich freisprechen. Aber ich muß gestehen, es ist mir jämmerlich zumute dabei ... Ich erinnere mich, wie ich einmal nach einer solchen traurigen Entdeckung allein aus der Stadt nach Hause fuhr. Beim Festungswall, vor der Stadt, wo die Straße steil hinaufgeht, las ich auf einer Tafel die Inschrift: »Schonet die Tiere«. Ich wurde von

Rührung, von Dankbarkeit überschwemmt. Ich hatte die Inschrift auf mich bezogen.

Hans: Ich bitte dich, hör' auf!

Klär: Aber, mein Hans, das ist eine schöne Erinnerung. Es tut manchmal so gut, Mitleid mit sich selbst zu haben. Man ist schon halb getröstet und liebt doppelt. Ohne diese schmerzhaften Zwischenfälle wäre meine Liebe zu dir, zu unsern Kindern, zu Gott und der Welt nie so stark geworden. Wenn ich dich nur behalte!

Hans: Ja, Klär, ja — (Es klopft an...schreit): Was gibt's?

SIEBENTER AUFTRITT

Hans. Klär. Die Amme.

Amme: Madam, der Charles will nicht schlafen. Er sagt, die Madam würd' ihm noch eine Antwort vom Herrn bringen.

Klär: Das arme Kerlchen.

Hans: Ich komme mit. (Erhebt sich. Da er sein krankes Bein vorsichtig aufsetzt):

Klär: Tut weh?

Hans: Kaum. (Alle drei ab.) Die Bühne bleibt einen Augenblick leer.

ACHTER AUFTRITT

Starkfuß. Dimpfel. Abbé Schmitt. Hinterdrein Hopla mit großem Weinkrug, den er auf den Tisch stellt. Gleich darauf bringt die Amme ein Tablett mit Gläsern, Zigarrenkiste, Pfeifen und einer brennenden Kerze, das sie auf den Tisch stellt und abräumt.

Starkfuß: Scheint, es kann wieder losgehn.

Schmitt: Der Kerl hat gute Knochen.

Starkfuß: Setz' dich da hin, Nachteule. Ich möchte heute einmal liegen.

Schmitt: Als ob du nicht immer lägst!

Dimpfel (zu Hopla): Euer Patron hinkt, daß es eine Pracht ist.

Starkfuß: Ich bin auch der einzige von euch, o Menschenseele, der das Recht hat, abends müde zu sein.

Hopla: Ja, er macht's gut. (Amme ab.)

NEUNTER AUFTRITT

Dieselben ohne die Amme.

Dimpfel: Was ist das für eine Mamsell, die kenn ich nicht.

Hopla: Die gibt die Milch für den Kleinsten.

Dimpfel: Recht so.

Starkfuß: Die Dynastie Schnakenloch festigt sich zusehends.

Hopla: Was meint der Herr Leutnant?

Starkfuß: Die Familie gedeiht.

Hopla: Ho! Daran fehlt's nicht. (Abgehend) G'sundheit, die Herren!

Alle: G'sundheit.

ZEHNTER AUFTRITT

Dieselben. Ohne Hopla.

Starkfuß: Komische Franzosen sind hier eingetroffen.

Dimpfel: Es sind halt Welsche.

Starkfuß: Wohnen sie hier?

Schmitt: Drüben bei der Gräfin Sulz.

Starkfuß: Pariser?

Schmitt: Alle Franzosen, die du im Ausland triffst, sind Pariser.

Dimpfel: Wichtige Leute! Einer war zweimal Minister, die andern werden's noch.

ELFTER AUFTRITT

Dieselben. Hans.

Hans (ist unterdessen eingetreten): Dimpfel, daß ich's nicht vergesse, dort liegt ein Stoß illustrierter Zeitschriften für deine Pennäler.

Dimpfel: Recht so.

Starkfuß: Was machst du mit den Bilderchen?

Dimpfel: Ich schneide sie aus, stecke sie in einen Wechselrahmen und hänge sie an die Tafel.

Starkfuß (begreift nicht).

Dimpfel: Ei, du Simpel, ich illustriere halt die Schmöcker, in denen ich mit den armen Jungens Holzwurm spiele. »Es war ein schöner Sommerabend,« da häng ich ihnen einen schönen Sommerabend hin. »Thalatta! Thalatta!« Ein Meerbildchen.

Starkfuß: Lustige Sache.

Dimpfel: Darauf kommt's an. (Schweigen.)

Hans: Da sitzen wir wieder.

Starkfuß: Ich habe es erlebt.

Hans: Nein?

Schmitt: Gerade wollte ich davon anfangen.

Starkfuß: Du?

Schmitt: Erzählt nur.

Starkfuß: Heute in aller Herrgottsfrüh kommt einer von der Wache und bringt mir eine Visitenkarte ans Bett. Wart mal (holt die Karte heraus) Madame Andrée Müller, née Avril.

Hans: Diesseits bekannt, wie unser Kreisdirektor schreibt. Meine eigene Tante.

Starkfuß: Wie sie aussähe, fragte ich. Der Musko: so große Augen! »Scheen, Herr Leutnant. Aber sie kann schlecht Deitsch.« Der Herr Leutnant sei dienstlich verhindert, was sie denn wünsche? Der Musko läuft hin und her, schließlich stellt sich heraus, sie sei die Schwägerin der Madame Boulanger, ihr Herr Gemahl sei der Abgeordnete Müller, und sie wolle sich einmal ein deutsches Fort ansehen.

Dimpfel: Gut, gut.

Hans: Daran bin ich schuld. Wie ich neulich mit ihr an deiner Höhle vorbei kam, schielte sie wie verhext auf die Kaminchen und meinte: eine deutsche Festungskanone müsse etwas Furchtbares sein. Ich gab ihr den Rat, sich an den Lieutenant Commandant Starkfuß zu wenden.

Starkfuß: Du hättest Starkfuß sagen können, aber Lieutenant Commandant klingt gut.

Hans: Ist auch ein militärischer Grad, den ich dir zu Ehren erfunden habe. Und was hast du mit der Dame gemacht?

Starkfuß: Was ich mit ihr gemacht habe? Wie der alte Musko so hin und her lief, war sie ihm immer ein bißchen nachgerückt, ganz sachte am Posten vorbei, der ihren großen Federhut bewunderte, und auf einmal kam der Musko und sagte grinsend: »Herr Leutnant, sie steht schon vor der Tür«. Darauf habe ich die Wache antreten und das Seitengewehr aufpflanzen lassen. Die Madam wurde in die Mitte genommen und hier beim Bürgermeister abgeliefert. (Dimpfel stößt ein Lachen aus, das an das Krähen eines Hahnes erinnert.)

Schmitt: Von dort kam sie zu mir und kreischte, die Deutschen hätten sie töten wollen.

Starkfuß: Ich hoffe, du hast ihr den geistlichen Beistand nicht versagt?

Hans: Das gibt einen politischen Zwischenfall.

Dimpfel: Was! »Politischer Zwischenfall.« Krieg gibt's!

Starkfuß: Im Gegenteil. Am Nachmittag bekam ich von der Gräfin Sulz eine Einladung zu einem »intimen Fest«.

Dimpfel: Da gehn wir alle hin.

Starkfuß: Der Mann Gottes auch?

Schmitt: Als Schloßkaplan —?

Starkfuß: Richtig, er ist Schloßkaplan. Was es hier alles gibt!

Hans: Gelt, das hättest du dir in deiner pommerschen Jugend nicht träumen lassen, daß du noch einmal beim französischen Uradel zu Gast wärst?

Dimpfel: Trink, du Schwab. Der Uradel soll leben!

Hans: Dabei will er immer in die Kolonien, weil es ihm hier zu langweilig ist.

Starkfuß: Ihr habt gut reden. Ihr habt nicht nur einen Beruf, ihr übt ihn auch aus. Was würdet ihr sagen, wenn, nach ewigen Vorbereitungen: du nie eine Messe lesen, du nie auf deiner Mähmaschine sitzen, du nie einem armen Jungen die unregelmäßigen Verben einbläuen dürftest? Ich hab Kriegmachen gelernt und vertrödle die besten Jahre damit, Rekruten zu drillen. — Wenn's hoch geht, verteidige ich die Festung Straßburg gegen einen verrückt gewordenen Federhut. Ist das ein Leben?

Hans: Deine Vergleiche sind falsch. Wir machen alle nicht Ernst. Der bereitet die Menschen auf den Himmel, der auf das Examen, und du bereitest sie auf den Krieg vor.

Starkfuß: Und was machst du?

Hans: Ich Sorge dafür, daß ihr zu essen kriegt und hoffe, daß ihr mir dafür nicht die Scheune anzündet und die Felder zertrampelt. Der Krieg und der Bauer, die vertragen sich nicht.

Starkfuß: Tausch' du mal mit mir. Setz' du dich in mein Lehmloch, und ich lasse mich hier nieder. (Es klopft.)

Hans: Ja. — Wie ist's? Wir reiten also in die Stadt?

Starkfuß: Gott sei Dank. Ich wagte nicht zu fragen, wegen deines kranken Knochens.

Hans: Ich hatte dir doch gesagt, Samstag reiten wir wieder.

ZWÖLFTER AUFTRITT

Dieselben. Hopla.

(Hopla kommt herein, sieht in den Krug.)

Hopla: Ich glaub', die Diskussion ist heute nicht gerade hitzig.
(Schenkt den Rest ein.)

Hans (zu Hopla): Mach' die Gäule fertig. Läuft der Schimmel wieder?

Hopla: Natürlich läuft er . . . Soll ich jetzt noch einen bringen?

Dimpfel: Hopla, Ihr werdet alt. Seit wann fragt Ihr, ob Ihr noch einen bringen sollt?

Hans: Muskateller vom kleinen Faß.

Starkfuß: Ah!

Hans: Pfeif, wenn du fertig bist.

Hopla: Verstanden. (Ab.)

DREIZEHNTER AUFTRITT

Dieselben. Ohne Hopla.

Schmitt: Könnten wir nicht fahren, statt zu reiten?

Hans: Du hast wohl Angst für deine Soutane? Ich sag' dir schon immer, reit' im Damensattel.

Starkfuß: Der Mann Gottes gehört überhaupt nicht auf ein streitbares Roß.

Schmitt: Wir haben auf streitbaren Rossen gesessen, als deine Erzväter noch am Boden herumkrochen — wenn ich so sagen darf. Du verwechselst mich leider mit den sanften Männern, die alle Sonntage ihre Schmalzruten auslegen. Weder vertreibe ich Traktätchen, noch wende ich mich mit Volksreden an den lieben Gott. Ich bin kein Pfaff, sondern ein Gottesstreiter. Und wenn nicht im Rekrutendringen, so könnte ich es doch im Kämpfen jederzeit mit dir aufnehmen.

Starkfuß (schlägt auf den Tisch): Bum.

Schmitt (ebenso): Bum.

Dimpfel: Recht so.

Schmitt: Wir haben euch aus dem Dreck gezogen und zu dem gemacht, was ihr seid. Das Kreuz war ein Schwert, und wir verstanden, das Schwert zu führen.

Starkfuß: Dann, als der Herr Lehrer zu fett geworden war, liefen die unartigen Kinder ihm davon. Seitdem ist viel Wasser den Rhein hinabgewirbelt, du Römling.

Dimpfel: Was ihr da treibt, heißt bei uns in der Schule konfessionelle Verhetzung.

Hans: Was die da treiben, Dimpfel, ist ein Kampf auf Tod und Leben.

Dimpfel: Vorher haben sie schon national gekämpft, jetzt fehlt noch eine soziale Remperei, und die heilige Dreifaltigkeit des modernen Kriegsgottes ist fertig.

Schmitt: Nicht so laut. Der Ölzweig fällt dir aus dem Schnabel.

Dimpfel: Die Jungens müssen Soldaten spielen. Der eine schwingt den Säbel, der andre den Weihwedel und der dritte den Arbeitsvertrag, und alle stampfen mit den Füßen und schreien: »Krieg! Krieg!« Zugleich bestreitet jeder dem andern das Recht, mit seiner Waffe zu kämpfen.

Starkfuß: Wenn aber Ernst gemacht wird —

Hans: scheint es nur im ersten Augenblick, als ob ihr die Stärkeren wäret. In Wirklichkeit behaltet ihr nie das letzte Wort.

VIERZEHNTER AUFTRITT

Dieselben. Hopla.

(Hopla ist hereingekommen, nachdem er vergeblich geklopft hat, stellt den Krug hin und geht wieder.)

Hopla: Jetzt aber dampft's.

FÜNFZEHNTER AUFTRITT

Dieselben ohne Hopla.

Dimpfel: Kommt mir nicht mit Beispielen aus der Weltgeschichte. Sonst nenne ich für jedes, das ihr anführt, ein anderes, so das Gegenteil beweist.

Hans: Dimpfel, trink und halt den Mund.

Dimpfel (einschenkend): Verschont mich mit euren Problemen. Kinderballone, die man mit einem Nadelstich entleeren kann. Und wenn ihr mir sagt, daß neunundneunzig Prozent der Menschen damit durchs Leben spaziert, so antworte ich, daß die Menschheit eben die Kinderschuhe noch nicht abgetreten hat. Ich will meine Ruhe, damit ich merke, daß ich auf der Erde bin. So etwas Schönes, wie die Erde ist, hat sich noch keiner von euch Vierfüßern ausgedacht. Und wenn's ans Sterben geht, sag' ich brav »Danke schön« und nehme mich, so gut es geht, zusammen, bis es vorbei ist. — So, jetzt könnt ihr weiter reden. Ich sage kein Wort mehr.

Schmitt: Du bist ein anständiger Heide. Mit deinem »Danke schön« fährst du in den Himmel. (Ablehnende Bewegung Dimpfels.)

Starkfuß: Jeder fährt in seinen Himmel.

Schmitt: Nicht wahr, du Pharisäer? Für dich ist die Religion nicht einmal die Angelegenheit eines korrekten Kaufmannes — wie bei den Besten von euch — sondern nur eine Frage der innern und äußern Bequemlichkeit.

Starkfuß: Wir sind Abendländer. Ihr seid orientalische Kolonisten in Europa.

Schmitt: Dieses Europa haben wir geschaffen, aus den Trümmern des römischen Reichs aufgebaut, Stück um Stück, wir haben es ein dutzendmal vor dem orientalischen Ansturm gerettet, solange wir herrschten, gab es ein Europa und seitdem nicht mehr.

Starkfuß: Zugegeben, wir haben es zerrissen. Jede Befreiung zerreißt alte Bande. Wir sind frei, ihr aber wollt nicht aufhören zu herrschen.

Schmitt: Wir dürfen nicht, solange wir an uns glauben.

Starkfuß: Und wir leiden's nicht, solange einer von uns atmet.

Hans: Wann wird dieser Kampf entschieden sein!

Starkfuß: Wenn die Welt den Germanen gehört. (Man hört einen Pfiff. Sie brechen auf.)

Schmitt: Wenn der Papst wieder auf den Felsen steigt und zum Meere spricht.

Hans: Los! Geht voran. Aber macht leise.

Dimpfel: Ich möchte gern wissen, warum der Mann Gottes nicht reiten wollte.

Schmitt: Weil der Bischof mich hat fragen lassen, was ich nachts durch die Dörfer zu galoppieren hätte. Und was ich in der Stadt suchte.

Starkfuß: Siehst du! Gib acht, es dauert nicht lange, da sind wir eine Teufelslegende geworden.

Hans: Schnell. — Ich stecke Geld ein und lösche das Licht. Macht leise.

(Dimpfel, Schmitt, Starkfuß ab.)

SECHZEHNTER AUFTRITT

Hans. Klär.

(Die Bühne bleibt einen Augenblick leer, während Hans die Schreibtischschublade öffnet.)

Klär (in einem weißen Schlafrock): Verzeih, Hans, ich habe dir versprechen müssen, dich heute nicht fortzulassen.

Hans: Mach', bitte, wenigstens die Türe zu. Das Kleinste schreit wieder wie besessen. (Klär schließt die Tür.)

Klär: Du willst nicht mehr, daß ich dich zurückhalte?

Hans: Hast du noch nicht geschlafen?

Klär: Ich habe im Bett aufgesessen und gewartet, bis ich eingreifen könnte, wie du sagtest.

Hans: Ich habe dir nicht gesagt, daß du wachen solltest.

Klär: Im Schlaf hätte ich dich nicht gut aufhalten können.

Hans: Du hast Schlaf nötig, Klär, du mußt viel mehr schlafen. Ich mache mir Sorgen um deine Gesundheit.

Klär: Sehr freundlich — du bleibst nicht?

Hans: Wo?

Klär: Bei mir?

Hans: Unmöglich, die andern erwarten mich.

Klär: Wäre dein Fuß nicht ein Vorwand —

Hans: Klär, du weißt doch, daß es verabredet war.

Klär: Du hast Recht . . . Was macht ihr in der Stadt?

Hans: Zum zehntenmal: Dimpfel und ich gehn ins Theater, Starkfuß in sein Kasino und der Abbé zu seiner Mama. Das heißt, da morgen Sonntag ist, wird er wohl gleich zurückreiten. Dem kommt es nur auf die Bewegung an.

Klär: Weißt du, was im Theater gespielt wird?

Hans: Wenn ich's wüßte, ging ich wahrscheinlich nicht hin.

Klär: Ich weiß es. Aïda.

Hans: Wie kannst du das wissen?

Klär: Aus der Zeitung.

Hans: Es wird ein Druckfehler sein. Außerdem kommen wir nicht vor dem letzten Akt hin. Gute Nacht, mein Herz, schlaf gut und schlaf lang.

Klär: Hans, bleib bei mir!

Hans: Sei vernünftig. Ich habe es Starkfuß versprochen. (Küßt der Reglosen die Stirn.) Ich würde mich lächerlich machen, wenn ich jetzt plötzlich — (Öffnet die Tür. Kindergeschrei.) Hör nur! (Ab.)

Klär löscht das Licht und tritt zum offenen Fenster. Pferdegetrampel. Vorhang.

ZWEITER AUFZUG

Abhang auf der Vogesenhöhe. Mittags. Nach einem Picknick.

ERSTER AUFTRITT

Cavrel. Simon. Müller. Kaufmann, ein alter französischer General. Gräfin Sulz. Hans. Louise.

Simon (sich umdrehend): Wo steckt denn unser bester Müller?
(Keine Antwort. Endlich eine Stimme): »Er fischt Forellen, Herr Minister.«
(Nichts rührt sich. Pause.)

Gräfin Sulz (sich in ihrem Feldsessel aufrichtend, erst leise, dann lauter):
Schambediß! Schambediß! (Was Jean-Baptiste bedeutet.)

Eine Stimme: Pst! (Gräfin legt sich achselzuckend zurück.)

Hans (vorn): Schlafen Sie?

Louise: Nein.

Hans: Die Gräfin hat es befohlen.

Louise: Sie aber wacht darüber, daß das Programm eingehalten wird. Erst haben wir die Landschaft genossen, dann den kalten Braten und die Gänseleberpastete, und jetzt haben wir den gesunden Mittagsschlaf auf der Vogesenhöhe. Heute abend folgt das Fest im Schloß. Sie nennt das: »Das ganze Elsaß an einem Tag«.

Hans: Die Gräfin hat von Cook gelernt.

Louise: Brauchte sie nicht. Sie ist am Hof aufgewachsen.

Hans: So daß Cooks Verdienst nur darin bestände, bürgerliche Rentner auf einen fürstlichen Lebensfuß zu stellen.

Louise: Auch die Reisebureaus sind eine Folge der Revolution.

Hans: Wollen Sie mich nicht mit Ihrer Hand spielen lassen?

Louise: Ich brauche sie, um darüber nachzudenken, warum Sie Ihre Frau nicht mitgenommen haben.

Hans: Meine Frau hat ihren eigenen Willen.

Louise: Abgesehen davon?

Hans: Es ist ihr zu kalt bei Ihnen. Sie spricht natürlich nicht so gut französisch wie die andern Herrschaften.

Louise: Sie spricht ausgezeichnet für eine Ausländerin.

Hans: Aber niemand von Ihnen ist taktvoll genug, ihr die »Ausländerin« abzunehmen und deutsch zu sprechen. Ich kann ihr nur

recht geben, wenn sie unter solchen Umständen vorzieht, zu Hause zu bleiben.

Louise: Wir sprechen gar nicht oder schlecht deutsch.

Hans: Aber Sie wissen alle, daß ein auch nur fremd gefärbtes Französisch in Ihren Augen entstellt, während Ihr unbeholfenes Deutsch Ihren Reiz in den Augen eines jeden Deutschen erhöht.

Louise: Ja, das liegt wohl an der Sprache.

Hans: An der Sprache und an der wahrhaften Großmut des Deutschen, der gern ein Auge zudrückt, wenn er sich mit dem andern an eurer funkelnden Eitelkeit entzücken kann.

Louise: Da wir nie so schön sind, wie wenn wir tanzen, spielt ihr uns möglichst oft mit Kruppschen Kanonen auf.

Hans: »Ihr«?

Louise: Verzeihen Sie, Hans, Sie wissen, ich bin alles eher, als patriotisch. Aber ich kann diese Redensarten vom gutmütigen, wohlgesinnten Bären und dem Hahn mit dem etwas wackeligen, aber hübschen Kamm nicht vertragen. Ich kenne sie bis zum Überdruß von unsern deutschen Freunden in Paris. Deutsche Liebenswürdigkeiten enden immer mit einer Kanonade.

Hans: Der Schein spricht für Sie.

Louise: Nur der Schein?

Hans (gequält): Ich weiß nicht.

Gräfin: Meine Damen und Herrn, da hier doch gesprochen wird, bitte ich um die Erlaubnis, meinen Diener zu rufen. Schambediß!

General (auffahrend): Ja?

Gräfin: Verzeihen Sie vielmals, Herr General, daß ich Sie gestört habe, einen Augenblick, und wir können fortfahren. (Schambediß ist erschienen): Schambediß, führen Sie bitte die Pferde auf die andere Seite. Sie sollten von selbst merken, woher der Wind kommt.

Schambediß: Jawohl, Frau Gräfin.

Gräfin (kokette Verbeugung): Mein verehrter Herr General —

General (verschlafen): Danke, Madame. (Legt sich hin.)

Hans: Sagten Sie nicht soeben, daß Sie mich liebten?

Louise: Nein.

Hans: Sind Sie sicher?

Louise: Ganz sicher. Denn ich bin eine Frau.

Hans: Wenn ich daran zweifelte —

Louise: Eine Frau ist wie das Echo, das nur antwortet, wenn gerufen wird.

Hans: Dieses Spiel hat mich nie gereizt.

Louise: Sie sind keck, aber ich sage trotzdem: »Schade«.

Hans: Sie geben zu, daß Sie sich bei Formalitäten aufhalten.

Louise: Ich gebe zu, daß ich seit vierzehn Tagen auf Ihre Liebeserklärung warte.

Hans: Ich warte schon etwas länger auf die Gelegenheit, die eine solche Besuchsanzeige überflüssig machen würde.

Louise: Habe ich auf Sie den Eindruck gemacht, als ob ich mich überrumpeln ließe — Sie Barbar?

Hans: Ich steige nie auf ein Pferd, ohne mich vorher überzeugt zu haben, daß das Sattelzeug in Ordnung ist.

Louise: Was sind das für Vergleiche? Sind Sie Kavallerist?

Hans: Ich liebe Sie.

Louise: Bitte, noch einmal.

Hans: Ich liebe Sie. —

Louise: Der Ton gefällt mir nicht.

Hans: Louise, Sie sind eine Frau, aber Sie mißbrauchen Ihren Vorteil. Das verrät keinen guten Geschmack.

Louise: Der Bengel spricht von Geschmack!

Hans: Sie machen sich eine Überlegenheit vor, die Sie nicht oder nicht mehr besitzen.

Louise (ruft): Herr General, Sie schnarchen wie ein Mörser.

Hans: Sie müssen noch einmal um Hilfe rufen! (Allgemeines Erwachen.)

Louise (während sie aufsteht, auf den Knien): Mein Freund, vielleicht gelingt es Ihnen, mich zu nehmen. Aber wenn Sie mich haben, dann behalte ich Sie.

Hans: Welch eine Drohung!

Louise: Jetzt gehn Sie vielleicht einmal dorthin. — Ich möchte nämlich, daß mein Mann und Sie einander ein wenig kennen . . Sie meinen doch auch: wir wollen mit offenen Karten spielen?

Hans: Zu zweit.

Louise: Solange wir beiden allein spielen — (Sie steigen die Bühne hinauf, der eine rechts, der andere links. Louise steht vor ihrem Mann.) Cavrel,

Herr Hans Boulanger möchte sich mit dir über die letzten Dinge unterhalten.

Cavrel (massiv, aber gepflegt): Gern, gern, mein Herr. Rücken wir zusammen. Womit wollen wir beginnen?

Gräfin: Die ewigen Dinge drehen sich alle um das Elsaß.

Cavrel (mit natürlicher Beredsamkeit, wahrer Empfindung): Selbstverständlich. Das wunderbare Land. Ein Garten — bis an den Rhein! Wie deutlich das Münster sich vom Himmel abhebt!

Gräfin: Habe ich Ihnen schon gesagt? Dies ist die historische Stelle, wo Ludwig XIV. ausrief: »Der schöne Garten!«

Cavrel: Ein überwältigender Anblick: die tausend und tausend Ackerfurchen nebeneinander, die weiten Flächen jungen Grüns, wie treibende Inseln auf dem leicht bewegten Meer —

Simon (schlank, mit Absicht nachlässig): Warum sollen die Inseln treiben? Übrigens rührt sich das Meer auch nicht.

Hans: Der Sumpf unserer lieben Frau. Es geht uns gut.

Gräfin: Herr Minister, man spricht von Sumpf. Damit kann nur Ihre Republik gemeint sein. Verteidigen sie sich!

Simon: Wenn Sie erlauben, Frau Gräfin, das nächste Mal.

Cavrel: Dürfte ich Sie bitten, mein Herr, Ihren interessanten Gedanken auszuführen?

Hans: Wir stecken alle bis an den Hals in Wohlleben. Wir sind das komfortable Wirtshaus an der Völkerstraße, die von Italien zum Nordmeer führt. Teils lassen wir drei gerade sein und den Teufel in der Kirche predigen, teils plagen uns Fieberträume, von denen wir uns dann auch in wachen Stunden nicht trennen wollen.

General: Wie sagten Sie, ein Sumpf? Das glorreichste Schlachtfeld der Welt!

Hans: Hoffentlich nie wieder. Die dieses Schlachtfeld bewohnen, denken anders darüber.

Cavrel: Ich habe mir oft gesagt: Wir begehen ein Verbrechen, daß wir die Elsässer nicht zur Ruhe kommen lassen. Nun werden sie schon weiß Gott wie lang hin- und hergezerrt und müssen sich jeden Tag von neuem fragen, wohin sie gehören —

General: Die wahren Elsässer wissen, daß sie ihre Zukunft zu

suchen haben, wo ihre Vergangenheit war: dort. Wir werden ihnen helfen, wenn die Stunde schlägt.

Hans: Dann bin ich kein wahrer Elsässer.

Louise: Herr General, finden Sie nicht selbst, daß die Hilfe, die Sie Ihren Landsleuten brächten, für sie vielleicht etwas spät käme?

Cavrel: Verzeihen Sie uns, mein Herr, wir sind keine eitlen Toren, wenn wir auf Ihre Anhänglichkeit so viel Wert legen. Sie müssen verstehen. Mit diesem Land hat Frankreich sein Gleichgewicht verloren. Der Süden regiert uns, und der Süden verdirbt uns. Er zieht uns zu tief hinunter zwischen Spanien und Italien. Bei gleichen Chancen könnte Italien eines Tages vor uns durchs Ziel gehn. Ich weiß es. Ich stamme aus dem Süden. Wir brauchen den Norden, um zu bestehn —

Hans: Spannen Sie einen Menschen mit Armen und Beinen zwischen zwei Pferde, jagen Sie die Pferde in entgegengesetzter Richtung davon, und Sie haben genau das erhabene Schauspiel der elsässischen Treue.

General: Mein Herr, wir Elsässer —

Hans: Sagen Sie doch bitte nicht: wir Elsässer . . Sie haben aufgehört, ein Elsässer zu sein, als Sie das Land verließen. Ihre Kinder wissen vom Elsaß nicht viel mehr, als von der Schweiz. Ihre Liebhabereien machen uns das Leben schwer. Hören Sie endlich auf, in unsern geheimsten Empfindungen zu wühlen, wie ein Sammler in schönen alten Stoffen. Denn wir lieben Frankreich, hören Sie?, wir lieben Frankreich.

Cavrel: Ihre Anhänglichkeit —

Hans: Ist dumm — unverzeihlich dumm. Aber sie besteht. Seien Sie zufrieden, daß wir sie Ihnen umsonst geben. Denn Sie, Sie holen uns nie zurück.

Simon: Wenn wir fortfahren, Kulissen zu schieben, statt unser Haus für Angriff und Verteidigung auszubauen. — Wir können uns aber ändern.

Cavrel: Ich vertraue auf die Gerechtigkeit. Deutschland wird uns eines Tages Elsaß-Lothringen zurückgeben. Für den Preis, den es wert ist. Unter uns: wir würden jeden Preis bezahlen.

Hans: Deutschland Elsaß-Lothringen umtauschen? Nie. Sie müßten

es schon zurückerobern. Kommt aber dieser Krieg, was Gott verhüten möge, so erleben Sie eine Katastrophe, mit der verglichen Sedan eine unglückliche Manöverübung war. Glauben Sie mir doch, bitte, ich kenne Deutschland, und ich kenne Frankreich: dieses Volk von hier bis an die russische Grenze, Kopf an Kopf, Hand in Hand ist eine einzige Kriegsmaschine, die nur mit einem Hebeldruck in Gang gesetzt zu werden braucht. Sie ist fertig, nicht ein Schraubchen, das da fehlt, vollkommen bemannt und jeden Augenblick bereit, die Arbeit zu beginnen.

Cavrel: Ich bewundere dieses Volk! Ja, ich kann sagen, daß ich es liebe.

Gräfin: Herr Abgeordneter!

Cavrel: Die Deutschen sind ein großes Volk, und ich verehere die Größe, wo ich sie finde. Wir könnten stolz sein, ihre Freunde zu heißen. Und wir könnten sie brauchen.

Simon (immer ironisch): Ihre Verehrung für die Größe ist ein Tribut, den Sie sich selbst zollen.

Hans: Die Eigenschaften, die Sie an Napoleon rühmen, die hat gewiß kein lebender Deutscher, aber Deutschland als Gesamtheit vereinigt sie alle in sich. Das klingt Ihnen vielleicht lächerlich, aber in der Zeit der Massenbewegungen ist auch das Genie vielleicht ein Kollektivbegriff geworden und bedeutet ganz einfach den Gipfel der Massenorganisation.

Simon: Mag sein. Aber, nicht wahr, auch Napoleon wurde niedergelassen.

Hans: Weil er ein einzelner Mensch war. Wäre das ganze Frankreich ein Napoleon gewesen, so hätte es kein Waterloo erlebt und hätte erst recht nicht auf eine einsame Insel geworfen werden können.

Cavrel: Ich bin vollkommen Ihrer Ansicht. Aber ich glaube auch an das Massengewissen. Die Völker werden sich mit ihren wirtschaftlichen und geistigen Interessen so durchdringen, werden sich so sehr an die Zusammenarbeit ihrer verschiedenartigen Kräfte gewöhnen, daß sich mit der Zeit auch das Verständnis für die gegenseitigen Lebensbedingungen und eine Nachgiebigkeit einstellen muß, wie sie in jeder Familie zu finden sind —

Simon: Lieber Freund, darf ich Sie unterbrechen?

Cavrel: Bitte schön, lieber Kollege.

Louise: Ganz wie in der Kammer!

Simon: Gott bewahre uns vor dem grauen Ungeheuer eines Massengenies.

Hans: Das mag Ihre Sorge sein.

Gräfin: Es bekümmert sich zwar niemand um mich, aber ich erkläre ungefragt, daß ich auch nicht an das Massengenie glaube.

Louise: Ich auch nicht. (Der General zuckt nur verächtlich die Achseln.)

Hans: Und ich — sehr ungern. Aber es scheint halt doch, als ob die Weltgeschichte sich um dies Phänomen bereichern wollte.

Simon: Es lohnte sich nicht mehr zu leben.

Gräfin: Nicht wahr, Herr Minister? Wo blieben die Männer, die sich aus Federkielen eine Krone drehn?

Cavrel: Die braven Bürger verlören einfach die Ideale. Wen sollten sie verehren, wenn sie plötzlich alle mit zum Genie gehörten?

Simon: Sind Sie fertig? Sie sprechen nämlich immer, als ob Sie eine Rede anfangen — wenn Sie nicht bereits mitten drin sind. Wissen Sie, was Ihr Massengenie ist? Der Einfall eines Kirchenvaters.

Gräfin: Sie Freidenker!

Hans: Wie, wenn der Krieg überhaupt eine ungeniale Angelegenheit wäre, eine Mischung von Transportgeschäft und Indianerspiel, und wir die Bedeutung der wirklich großen Feldherrn, die wir als solche verehren, ganz anderswo suchen müßten, als auf ihren Schlachtfeldern?

Louise: Ich bitte Sie, der General ist einem Schlaganfall nahe.

Hans: Es sollte nur eine Anregung sein, Herr General, ich behaupte nicht, daß dem so sei.

Simon: Ich habe es nicht anders aufgefaßt.

Cavrel: Gibt es etwas, verehrter Herr Minister, was Sie nicht nur als eine Anregung auffaßten?

Simon: Ja, wenn Sie zum Beispiel jetzt vorschlägen, mir hierher ein Landhaus zu bauen, damit ich bis zu meinem Lebensende von der idealen Räuberei unseres Berufes ausruhe. Mehr verlange ich nicht.

Louise: Sie vergessen die ewige Geliebte.

Cavrel: Er vergißt vor allem, daß er keineswegs ein Landhaus brauchte, um Frankreich mit diesem Piratenfrieden zu beglücken

Gräfin: Darf ich um eine Photographie der Dame bitten?

Simon: Da Sie mir vielleicht behilflich sein können, sie zu finden, gern. Anständige Frau —

Gräfin: Das hätten Sie aus verschiedenen Gründen nicht zu sagen brauchen, unter andern, weil wir Ihre Verderbtheit kennen.

Cavrel: Mein Freund, Sie können ja keine Frau lieben. Sie lieben die Politik, wie wir andern nicht wagen würden, unsere Frauen zu lieben.

Simon: Nein, mein Freund, mehr und weniger.

Gräfin: Wenn Sie nicht unterwegs das Genick brechen, werden Sie weit kommen. Sie verdienen's.

Simon: Frau Gräfin, ich bin Ihnen für Ihre Vorurteilslosigkeit sehr dankbar.

Frau Müller: Alle Welt in Frankreich wartet auf den Diktator.

Louise: Herr Boulanger, da gerade von Vorurteilslosigkeit die Rede ist: wie fühlen Sie sich in der Gesellschaft?

Hans: Ich warte darauf, daß wir, die wir vorläufig noch hier sitzen, plötzlich in die Luft gehn und — fft — fort sind. Ich fühle mich sehr wohl.

Gräfin: Richtig, Hans Boulanger stammt ja aus dem Schnakenloch und ist nicht einmal Advokat. Sie können versichert sein, mein junger Freund wenn ich Sie nicht von Kindsbeinen gekannt hätte, so wie wir Sie unter uns sehen, würde ich Sie gewiß für einen unserer jungen Franzosen halten.

Cavrel: Was Sie dem Herrn sagen, Gräfin, wird er kaum als eine Schmeichelei empfinden. Ich an seiner Stelle täte es nicht. Unsere Art, in die Luft zu gehn, wie der Herr sagte, —

Simon: Die allgemein bekannte Tatsache, daß Sie sehr schwer hochgehn, enthebt Sie jeder weiteren Entschuldigung.

Cavrel: Danke schön. Sie haben recht. Ich bin keine Seifenblase.

Simon: Der Meister findet sich wieder einmal nicht in seinen Bildern zurecht. Feuerwerk ist natürlich keine Seifenblase.

Hans: Können Sie wissen, Herr Minister, ob ich nicht an das Indie-Luft-Gehn einer Seifenblase gedacht habe?

ZWEITER AUFTRITT

Dieselben. Müller.

(Müller tritt auf. Angelnetz mit Forellen.)

Simon: Dann hätten Sie sich falsch ausgedrückt. Eine Seifenblase macht nicht »fft«.

Cavrel (gutmütig zu Hans): Aufpassen tut er.

Müller: Geschickt ist er, unser Minister, so geschickt man nur sein kann. (Grüßend.) Meine Damen! Meine Wölfe!

Simon: Mein bester Müller, wärst du nicht, ich vergäße, daß es noch Müller in Frankreich gibt, und ich wäre verzweifelt. Wenn ich meinen Freund Müller einige Wochen nicht gesehen habe, fühle ich mich schauernd auf der schiefen Ebene.

Müller: Das glaube ich dir aufs Wort.

Simon: Was hast du denn da?

Müller: Forellen, Exzellenz.

Simon: Die ersten lebendigen Forellen, die ich sehe. Die roten Punkte — entzückend. Und wie schlank das ist. Wie fängt man sie?

Müller: Mit einer Fliege. So... (Tänzelnde Bewegung mit der Hand.) Darnach schnappen sie. Sie schießen wie ein Torpedo. Dann stehn sie wieder regungslos gegen die Strömung. Eigentlich haben sie keinen Charakter.

Gräfin: Ein ausgezeichnete Einfall! Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, gehn wir zusehn, wie man Forellen fängt.

Cavrel: Sehr gern.

Müller: Hoffentlich habe ich Glück!

Simon: Du hast immer Glück!

Louise: Ich weiß, wie man Forellen fängt. Ich warte hier.

Hans: Dann leiste ich Ihnen Gesellschaft.

Müller: Aber still sein, wenn ich bitten darf, bitte, still sein. Sie dürfen sich nicht rühren. Die Forellen — —

(Alle ab bis auf Hans und Louise.)

DRITTER AUFTRITT

Hans. Louise.

Hans: Ist Simon wirklich der Halunke, für den er sich in Übereinstimmung mit seinen Freunden ausgibt? Kommen Sie, setzen wir uns. (Sie setzen sich nebeneinander auf ihren alten Platz.)

Louise: Ja, aber er macht keinen Gebrauch davon. Er ist heute noch so arm, wie er vor zwanzig Jahren war, und nur seine Trabanten sind Millionäre geworden. Vielleicht ist seine Verderbtheit auch nur die Folge seines zu weitgehenden Verständnisses für die Schwächen seiner Freunde. Dieser Ansicht ist mein Mann... Seine Freunde lieben ihn leidenschaftlich. Wahrscheinlich aus demselben Grund.

Hans: Und die Frauen auch.

Louise: Natürlich. Die guten und die schlechten, die ihn kennen, und die ihn nicht kennen. Auch von seinen Gegnern wüßte ich keinen, der ihn wirklich haßte.

Hans: Ich finde es schön, daß politische Gegner einander bis aufs Messer bekämpfen, ohne an ihrem menschlichen Verhältnis Schaden zu nehmen.

Louise: Es ist wohl mehr ein gesellschaftliches Übereinkommen. Und hat auch den Nachteil, daß es allerhand Zweideutigkeiten die Türe öffnet. Keiner haßt Simon, aber alle fürchten ihn. Ich habe oft den Eindruck, als warteten sie darauf, daß er plötzlich die Maske fallen ließe und ihnen den Fuß auf den Nacken setzte. Dafür halte ich ihn aber für zu bequem. (Da Hans sich umsieht) Wir sind allein.

Hans: Danke... Sollten Sie wirklich keinen Ehrgeiz haben in dieser Gesellschaft, die mit gestreckten Hälsen im Rennen liegt?

Louise: Oh, ich war sehr ehrgeizig. Das sind wir Mädels der republikanischen Gesellschaft immer. Die meisten vergessen dann das Elysée über ihren Kindern. Ich habe keine Kinder... Aber Cavrel ist kein Politiker, er ist ein Prophet. In den zahllosen Arbeiterversammlungen, in die ich mit ihm ging, und als ich immer wieder die Tausende von ernsten, offenen Menschengesichtern zu ihm wie zu einer milden Sonne gewandt sah, und wie die Lippen der Männer und Frauen leise mit seinen Worten bebten, und wie alle, alle, immer wieder fortgerissen in die Bahn dieses lebendigen Traumes, ganz einfach, ganz schön wurden — ja, ich bin wahrhafter geworden durch ihn, ich habe eine neue Welt gesehen — — (leise) in der ich mich niemals heimisch fühlen werde... (Lächelnd) Schon die Propheten des Alten Testaments waren mir unheimlich... Und als mein Ehrgeiz fort war und ich mich umsah, da merkte ich, daß ich auch meinen Mann verloren hatte... Er weiß heute noch nicht, daß ich irgendwo

weit hinten auf seinem Weg liegen geblieben bin . . . Sie werden sagen, daß meine Geschichte banal sei, aber ich habe keine andere Geschichte.

Hans: Auf einmal sprechen Sie wie eine Geige.

Louise: Ich weiß, Sie werden mich gleich küssen. Mir ist so feierlich zumute wie einer Sterbenden. — Lassen Sie mich mein Testament beenden . . . Ich habe nie einen Liebhaber gehabt, ich könnte es nicht ertragen, außerhalb der Gesellschaft zu stehn, ich bin eine kleine hochmütige Bauersfrau. Meinetwegen verlange ich, daß Sie mich heiraten. Ich verlange es auch wegen meines Mannes. Denn ich habe ihn so geliebt, wie ich Sie wahrscheinlich lieben werde. Ich muß ihm weh tun, aber ich will ihn nicht beleidigen. Hans, ich versuche ein zweites Mal mein Glück. Sagen Sie sich, bitte, daß ich's ein drittes Mal nicht könnte. Dazu würde es wirklich mit dem besten Willen nicht reichen. Und jetzt *(gibt ihm die Hände)*: ich liebe Sie.

(Umarmung.)

Louise: Mein süßer Freund! *(Dann, auftaumelnd.)* Wir sind, wir —
(Sieht sich um.)

Hans: Hören Sie, Louise. Ich kann — ich kann Ihnen nichts versprechen. Nichts. Nichts. — Ich habe Sie so lieb.

Louise: Ich habe Ihnen alles gesagt. Nun können Sie mit mir machen, was Sie wollen. Sie werden nie, nie eine Mahnung oder einen Vorwurf von mir zu hören bekommen. — Sind wir einig?

Hans: Liebe, ich komme mir sehr hinterhältig vor. Als ob ich Sie mit falschen Versprechungen überlistet hätte. Sagen Sie, daß es nicht wahr ist?

Louise: Armer, was hat Ihnen ein so schlechtes Gewissen gemacht?

Hans: Gib deinen Mund!

(Umarmung, stehend.)

VIERTER AUFTRITT

Hans. Louise. Schambediß.

(Schambediß sieht die Umarmten, dreht sich um und räuspert sich heftig.)

Louise: Da. Nein, lieber gleich den Skandal! — Geben Sie dem Mann etwas.

FÜNFTER AUFTRITT

Dieselben. Simon. Cavrel. Müller. Die Gräfin. Frau Müller.

Hans (laut): Da kommen sie.

Müller (hoch oben zwischen Cavrel und Simon): Ein Löwe, ein Wolf und das Schaf.

Louise: Die ganze Politik!

(Vorhang.)

VERWANDLUNG

Bei der Gräfin Sulz. Gartenterrasse, von alten Laternen erleuchtet. Rechts offene Flügeltüre in einem elektrisch erleuchteten Saal. Männer und Frauen im Gesellschaftskleid.

ERSTER AUFTRITT

Balthasar Boulanger. Louise Cavrel.

Louise: War das nicht Ihr Bruder, der eben an der Tür vorbeiging?

Balthasar: Das Schloß wimmelt von Gespenstern.

Louise: Ihr Bruder wollte heute abend kommen.

Balthasar: Vielleicht wollte er.

Louise: Er ist vernarrt in die alte Gräfin. Er kann ihr stundenlang zuhören, wenn sie von ihrem alten Paris erzählt — was mir, offen gestanden, sehr schwer fiel.

Balthasar: Sollten Sie eifersüchtig sein?

Louise: Oder Sie?

Balthasar: Ich bin immer eifersüchtig auf meinen Bruder gewesen. Kein Wunder, als ich noch in der Wiege lag, war er bereits ein Held.

Louise: Ein Geständnis ist das andere wert. Eine Frau ist immer auf alle Frauen eifersüchtig. Mit einer Ausnahme.

Balthasar: Mit Ausnahme der Frau, auf die sie wirklich eifersüchtig ist.

Louise: Sie sind viel —

Balthasar: gescheiter

Louise: erfahrener, als man nach Ihrem Alter glauben sollte.

Balthasar: Ich bin immerhin Hansens Bruder.

Louise: Ist es nicht unheimlich, daß die einzige Eugenie und die unsterbliche Pauline, die unsere Gräfin bei einem Ball in den Tui-

lerien beiseite nahmen und ihr zuflüsterten: — daß die tatsächlich noch leben? Wie sie heute wohl aussehen, die armen Frauen?

Balthasar: Sie träumen. Und alle, die sie damals gekannt haben, tun sich und ihnen den Gefallen, mitzuträumen. So gütig ist das Leben. Selbst die, die weit über ihre Zeit hinaus vereinsamen, bleiben nie ganz allein. Sie sind ihr letzter Freund, und der wenigstens läßt sie nicht im Stich. Welch ein Trost für die Frauen!

Louise: Es ist wirklich ein gespenstisches Haus.

Balthasar: Ja, ein Mausoleum, mit Offenbachscher Musik. Haben Sie einmal die Gräfin die »Schöne Helena« singen hören?

Louise: Ja, dann fährt der Teufel in sie und macht sie jung. Außerdem ist ihr Gebiß vorzüglich gearbeitet.

Balthasar: Vorzüglich.

Louise: Und der alte General Kaufmann scheint wirklich —

Balthasar: Man kann kaum daran zweifeln. Ist denn nun sein rechter Arm wirklich und wahrhaftig aus Gold?

Louise: Ich behaupte, aus dem Erz eroberter Kanonen.

Balthasar: Gab es 1870 eroberte Kanonen?

Louise: Kann ich Ihnen nicht sagen. Aber es werden wohl noch einige aus der Zeit des ersten Napoleon vorhanden gewesen sein.

Balthasar: Sie sind nicht sehr patriotisch.

Louise: Unser Patriotismus vergnügt sich in der Rumpelkammer. Ich kann altes Zeug nicht ausstehn. Es liegt vielleicht daran, daß mein Vater begeisterter Sammler war.

ZWEITER AUFTRITT

Louise. Balthasar. Hans.

Hans: (kommt von links die Treppe heraufgestürzt. Vor Louise stehen bleibend):
Uff!

Louise: Uff!

Balthasar: Guten Abend.

Hans: Guten Abend, Madame! Hätte ich nicht gewußt, daß man hier nie zu spät kommt —

Louise: So wären Sie vermutlich pünktlich gewesen.

Balthasar: Deine Frau findest du im Wintergarten.

Hans: Danke dir.

Balthasar: Sie hat mich fortgeschickt, weil ich ihr auf die Nerven ging, und ich ging ihr auf die Nerven, weil ich mir alle Mühe gab, sie zu stören.

Louise: Sie sehen, es gelingt doch nicht immer.

Balthasar: Sie in der verzweifelt tiefsinnigen Betrachtung des Türausschnitts zu stören, in dem du erscheinen solltest.

Hans: Danke. (Nach einer Weile.) Bist du fertig?

Louise: Werden Sie nie aufhören, Ihren Bruder wie einen Schulbuben zu behandeln?

Hans: Sobald er nicht mehr in mir den Lehrer sieht, der um jeden Preis geärgert werden muß.

Louise: Daß Sie einander noch nicht totgeschlagen haben!

Hans (lachend): Früher liebte er es, mich anzufallen, mit der Schleuder, mit dem Knüttel, mit dem Messer. Ich habe ihn nie angerührt, es sei denn gewesen, um ihm sein Mordwerkzeug abzunehmen. Ich weiß nicht, warum Sie jede Gelegenheit benützen, uns in hochnotpeinlicher Weise zu konfrontieren.

Louise: Weil Sie beide gut aufeinander eingespielt sind.

Hans: Das kleine Mädchen kann nie genug bekommen mit Spielen — gelt? Wir sind keine feindlichen Brüder, Balthasar?

Balthasar: Nein. Trotzdem gehe ich jetzt nicht, bevor du mich bittest.

Hans: Wer sagt dir denn, daß du gehn sollst?

Balthasar (zu Louise): Sie nicht?

Louise (greift ihm in die Haare): Kindskopf.

Balthasar (verwirrt): Dann bleibe ich.

Hans: Ja, also, dann will ich der Gräfin meine Aufwartung machen

Louise: Die gute Pauline. Als bei einem ländlichen Fest in St. Cloud ein Feuerwerk abgebrannt wurde, sagte sie seufzend: »Woran einen dieses Puff, Puff alles erinnert!«

Hans: Ich werde der Gräfin dieses unveröffentlichte Bonmot in Ihrem Auftrag schenken.

Louise: Sie wollen wohl vor die Tür gesetzt werden?

Hans: Nein, denn, um wieder herein zu kommen, müßte ich entweder durch ihr Schlafzimmer oder durch die Kapelle, und beides wäre mir zu beschwerlich. Also — (summt abgehend) »Ich bin der König Menelaus«.

DRITTER AUFTRITT

Louise. Balthasar.

Balthasar: Mein Bruder und Sie überbieten einander an Verleumdungen.

Louise: Ich bitte Sie! Wir wissen doch alle, daß die Gräfin sich zwar gern mit Ninon vergleichen läßt, aber, von der Aussichtslosigkeit des Unternehmens durchdrungen, niemals zu bewegen wäre, eine Ninon zu sein. Sie liebt den Abbé Schmitt viel zu sehr, als daß sie sich das Glück verscherzte, ihn im Himmel wiederzusehn.

Balthasar: Sie fahren hurtig fort.

Louise: Balthasar, Sie sind böse.

Balthasar: Vielleicht.

Louise: Deshalb können Sie keinen Spott vertragen, weder über sich, noch über andere . . . War das nicht Hans?

Balthasar: Ja. — Haben Sie mich nie spotten hören?

Louise: Sie spotten nicht. Sie klagen an und verurteilen. Sie sind ein Scharfrichter . . . Klär und Sie wären ein gutes Paar. Sie passen zueinander.

Balthasar: Haben Sie das auch schon bemerkt? (Pause. Balthasar hebt den Kopf, ihr ins Gesicht.) Nein!

Louise: (streitbar aufgerichtet, nach einem Schweigen): Glauben Sie?

Balthasar: Sie bekommen ihn nicht. Er gehört Klär. Sie braucht ihn.

Louise: Und wenn —

Balthasar: Ich werde Klär verteidigen, bis zum letzten.

Louise: Und wenn —?

VIERTER AUFTRITT

Louise. Balthasar. Simon. General Kaufmann.

Louise: Hierher, meine Herren! Herr Boulanger ist gerade im Begriff, mich zu verlassen, und ich möchte nicht gern auf dieser großen Terrasse verloren gehn.

Simon: Bitte, Madame, halten Sie sich an mir fest.

Louise: Ich weiß nicht? (Vorstellend) Herr Balthasar Boulanger, Ihr berühmter Landsmann, der General Kaufmann, Herr Abgeordneter Simon, der zukünftige Präsident der Republik.

Simon: Nach Ihrem Gatten, Madame, vielleicht. Nach dem zweiten

Septennat Ihres Gatten — vielleicht, wenn ich dann noch lebe . . . und niemand anders da ist.

General: Was für prächtige Menschen, was für brave, prächtige Menschen!

Simon: Mein Herr, Sie sollen so glücklich sein —

Louise: Wen meinen Sie?

General: Die Straßburger Feuerwehrleute.

Simon: Eine entzückende Frau — eine Deutsche.

Louise: Schwägerin.

Simon: Verzeihen Sie: Schwägerin. Dürfte ich Sie bitten, mich der Dame vorzustellen?

Balthasar: Bitte, gern. (Ab.)

FÜNFTER AUFTRITT

Louise. General.

General: Sie bereiten sich auf den Fackelzug vor. Nein, was für prächtige Menschen.

Louise: Sie sprechen noch immer von der Straßburger Feuerwehr?

General: Krieger, richtige Krieger. Vom alten Schrot und Korn. Wie Frankreich leider keine mehr hervorbringt.

Louise: Wie wär's, General, wenn Sie sich setzten, um mir von diesen Kriegern zu erzählen.

General: Sie werden sie gleich sehen.

SECHSTER AUFTRITT

Dieselben. Schambediß und ein anderer Diener bringen einen Sessel herein, erblicken den General, setzen den Sessel ab, grüßen militärisch, —

General: Danke, mein Sohn, danke —

und stellen den Sessel an die Rampe der Terrasse. Bleiben dahinter stehn.

SIEBENTER AUFTRITT

Dieselben.

Louise: Der Fackelzug?

General: Sofort, Madame. Denken Sie, ich ging hinunter, um die tapfern Leute zu begrüßen, und als sie mich erblickten, da standen sie stramm, ihr Kapitän trat vor und sagte: Herr General, ich habe

die Ehre, Sie im Namen der Straßburger Feuerwehr zu begrüßen. Wie er das sagte! Sie können sich keinen Begriff machen, wie er das sagte.

Louise: Doch, doch!

General: Als ob er mir, dem Vertreter Frankreichs, das Elsaß zurückgäbe.

Louise: Genau so.

General: Durch meine Tränen hindurch sah ich, wie den tapfern Leuten die Augen naß wurden. Ich mußte schnell Kehrt machen, um die Fassung nicht zu verlieren.

Louise: Wenn die Leute Sie aber erst in Ihrer Uniform gesehen hätten!

General: Es ist nicht abzusehn, was da geschehn wäre.

Louise: Freuen Sie sich, daß Sie die Leute nicht ins Unglück gestürzt haben. Sie wissen, die Deutschen verstehn darin keinen Spaß.

General: Um so mehr, als wir eine deutsche Dame unter uns haben.

Louise: Ich bitte Sie, das ist die Frau meines Freundes Boulanger.

General: Und einen preußischen Leutnant.

Louise: Ich bitte Sie, das ist der Freund meines Freundes Boulanger.

General: In preußischer Uniform.

Louise: Die Uniform ist sein Gesellschaftskleid.

General: Mit einem preußischen Orden!

Louise: Schrecklich. Hier mitten in Frankreich.

General: Nun, wenn die da gleich vorbeimarschieren, werden Sie glauben, die alte Garde sei auferstanden.

Louise: Und ginge einen Kaminbrand löschen.

General: Zum Glück weiß ich, daß ich mit einer Pariserin spreche, die den Ernst immer von der heiteren Seite nimmt.

Louise: Sagen Sie, General, die Leute werden doch nicht die Marseillaise spielen?

General: Um Gottes willen! Die Marseillaise spielen, das kommt hier gleich nach dem Totschlag. Sie spielen die Sambre-et-Meuse, die heimliche Marseillaise der Elsässer. Übrigens ist dieser Revo-

lutionsmarsch eine Konzession der Gräfin an die elsässischen Gefühle.

Louise: Richtig, die Gräfin ist eine Anhängerin des Königtums. Obwohl — Gräfin Sulz, das klingt sehr nach napoleonischem Adel, und da Sulz meines Wissens kein Schlachtort ist, dürfte man auf den dritten Napoleon schließen. Dann hätte sie allerdings Grund, Royalist zu sein.

General: Napoleon III. ist einer der verkanntesten Männer der Weltgeschichte.

Louise: Er teilt das Schicksal mit seinen Generälen.

General: Ich weiß, ich weiß . . . Besiegte Völker haben immer die Rancüne von Sklaven.

Louise: Wie ernsthaft! Verzeihung. Kommen Sie, General, küssen Sie Frankreich die Hand.

General: Oh, Madame. (Küßt ihr die Hand.)

ACHTER AUFTRITT

Dieselben. Klär. Müller. Cavrel. Simon. Frau Müller.

Klär: Die Herren sind wirklich alle drei Abgeordnete?

Müller: Liebe Nichte, ich bin es nur zum Spaß. Um einen guten Platz zu haben, wenn die Menagerie musiziert und die Herren Tierbändiger auftreten. Ich selbst rechne mich zu den Amphibien, die man in Paris mit einer Mischung von Bedauern und Bewunderung den »unverbesserlichen Provinzler« nennt.

Klär: Sie haben mir nie verraten, zu welcher Partei Sie gehören.

Müller: Zur gemäßigten, mein Kind, zu den Fortschrittlern. Ich habe mich im Leben immer in der Mitte gehalten.

Klär: Die ja wohl auch nicht umsonst die goldne heißt.

Cavrel: Was das Gold anlangt, so befindet es sich bei uns eher etwas links von der Mitte, bei den wohlgenährten Herren, die sich schreckhafter Weise die Radikalen nennen. Unsere Regierungspartei! Müller, so wie Sie ihn vor sich sehen, ist ein Mann der Opposition.

Klär: Ich verstehe. Wenn die Radikalen regieren, müssen die Fortschrittler natürlich in der Opposition sein.

Cavrel: Sie nennen sich mit ebensoviel Grund fortschrittlich, wie die andern sich radikal nennen.

Klär: Einen Augenblick. Mir geht es wie Ihren Fortschrittlern. Ich komme nicht mit. Ich muß Ihnen gestehn, daß die Politik für mich immer ein großes Geheimnis war.

Simon: Madame, die Sache ist sehr einfach. Unser bester Müller ist Fortschrittler, weil er findet, daß die Mitglieder dieser Partei das beste Familienleben führen.

Klär: Und Sie, Herr Minister, gehören natürlich zur Regierungspartei.

Müller: Das ist das Einzigartige an diesem Mann: er, er gehört zu keiner Partei. Er ist ein Albino.

Cavrel: Wir haben eine Anzahl früherer Sozialisten, die aus der Partei ausgetreten sind, wie eine hübsche, aber wenig tugendhafte Frau, die auf Irrwege gerät, ihrem Mann davonläuft und sich eine eigene Wohnung einrichtet.

Simon: Bitte, lieber Freund, führen Sie Ihren Vergleich nicht weiter aus.

Cavrel: Die braven Kerle sind dann zu schlau, um sich etwa neue Ehefesseln anzulegen, und wie die erwähnte Dame dann wohl einen Salon eröffnet, wo Leute aller möglichen Gesellschaftskreise verkehren, so operieren unsere Sozialisten mit allen möglichen Parteien, ohne sich auf eine festzulegen.

Müller: Was Sie sagen, spricht nicht gegen die alte Erfahrung, daß die früheren Wilddiebe die besten Jagdhüter abgeben. Aber unser Simon überragt die Brüder — alles was recht ist. Nennen wir ihn den König der Wilddiebe.

Klär: Sie lieben ja den Herrn Minister.

Müller: Lieben? Ich verehere ihn. Ein tolles Stück Mensch, an dem ich mich nie satt sehe.

Frau Müller (leise): Allerdings bezahlen Sie auch das Vergnügen.

Müller: Meine liebe Frau! Bezahlen? Madame, wie oft habe ich Ihnen schon vorgerechnet, daß Simon unser Vermögen verdreifacht hat. Ich bin Kaufmann und verdiene gut. Einen Teil lege ich zurück, damit ich mich heut oder morgen, wenn es mir gefällt, von den Geschäften zurückziehen kann. Warum soll ich mir nicht für das Überflüssige das Riesenvergnügen gönnen, einen Mann wie Simon für mich arbeiten zu lassen?

Frau Müller: Herr Müller wirft sein Geld lächelnd fort und sieht mit offenem Munde zu, ob es unterwegs anschwillt oder abnimmt.

Müller: Eigentlich erwarte ich immer, daß sich plötzlich (mit einem Blick auf Simon) — eine Hand vorstreckt und alles wegzaubert. (lacht)

Klär: Die Katze spielt mit der Maus, und es ist die Maus, die das Vergnügen hat.

Müller (noch immer lachend): Genau wie Sie sagen, meine Liebe. Genau so.

Cavrel: An diesem braven Mann, Madame, können Sie sehen, welche Verheerungen die Atmosphäre eines Spielers anrichtet.

Klär: Ich muß gestehn, wenn ich Französin wäre, fände ich das alles recht ungemütlich.

Simon: Früher regierte ein Staatsmann mit dem Herrscher und einem kleinen Hofklüngel. Heute regiert er mit 500 Wahlmännern, 1000 Abgeordneten und ebenso vielen Journalisten. Die Frauen lasse ich dabei ganz beiseite. Dazu gehört eine Spannkraft, ein Heißhunger, eine so vielfältige Klugheit, ein so sicherer Instinkt, daß ein Talleyrand erschräke, wenn er sich plötzlich mitten in die losgelassene Meute versetzt sähe. Und von all dieser Energie, die einen Helden ausmacht —

Cavrel: Verzeihung, einen Abenteurer —

Simon: Ein Held ist ein Abenteurer, der sich der Gesellschaft aufgedrängt hat — von all dieser Energie, sage ich, geben wir in einem Jahr mehr aus, als gewaltige Staatsmänner der Vergangenheit in ihrem ganzen Leben verbrauchen konnten.

Müller: Um wirklich Großes zu leisten, fehlt Euch doch wohl die sittliche Persönlichkeit.

Simon: Du willst sagen: die Gelegenheit.

Cavrel: Armes Frankreich! Nicht wahr, Madame?

Klär: Wer von den beiden Herren wird nun Frankreich retten?

Müller: Wenn man es einmal retten soll, dann wird es wohl einer von den beiden hier versuchen müssen.

Cavrel (Simon ansehend): Einer von uns beiden . . .

Müller: Simon kann einen Aufstand unterdrücken, aber ich glaube nicht, daß er einem Volk den Glauben an die Sterne einblasen

könnte, der es, in einer ungeheuren Anstrengung, über sich selbst hinaushöbe. Cavrel ist der einzige, der einen Krieg noch im letzten Augenblick verhindern, aber auch der einzige, der aus einem angegriffenen und vielleicht bereits geschlagenen Frankreich das letzte an Kraft, Begeisterung und Opferwilligkeit herausholen könnte.

Cavrel: Glauben Sie wirklich, Müllér, daß jemand Cäsar sein könnte, nachdem er alles aufgeboten hätte, um Brutus zu sein?

Müller: Wenn der Feind im Land stände? Sind Sie Franzose oder sind Sie es nicht? Was sagst du dazu, Simon?

Simon: Dann würden Cavrel und ich ja wohl unsern letzten Gang auszufechten haben.

Klär: Vor dem Feind?

Simon: Mit dem Feind, Madame, hätte sich in erster Linie unser Generalstab zu befassen.

Cavrel: Madame, es ist eine unserer schlimmsten Eigenschaften, daß wir am liebsten übereinander herfallen, wenn der Feind vor den Toren steht.

Simon (schnell): Wir müssen uns für unsere Niederlagen rächen, und wäre es an uns selbst, das zeigt, daß wir keine Sklaven sind.

Klär (zu Louise): Sagen Sie, Madame, sind die Herren wirklich Wilde, oder haben sie sich nur für den heutigen Abend verkleidet, um mich mit ihrem Kriegsschmuck zu blenden?

Louise: Ich weiß nicht, Madame.

(Plötzlich bricht die Sambre-et-Meuse los, erst ferner, dann näher.)

NEUNTER AUFTRITT

Dieselben. Die Gräfin. Hans und Balthasar. Dimpfel. Starkfuß.
(Starkfuß und Dimpfel setzen sich vorn hin, Rücken zu den andern, die vor der Rampe der Terrasse stehn.)

Gräfin (die sich in ihrem Sessel niederläßt): Ein märchenhafter Anblick, nicht wahr, meine Herren?

General (zu den Parisern): Die Alten in den ersten Reihen haben bei Solferino und Magenta mitgekämpft, es ist sogar noch einer da mit der Mexikomedaille. Die Mitkämpfer von 1870 reichen bis ins zehnte Glied.

Simon: Schöne Bärte!

Louise: Und wo die Bärte aufhören, beginnen die Reihen —

General: würdiger Söhne —

Louise: und preußischer Reservisten.

General (ruft): Ehre den Helden! Hoch! (Sie rufen. Die Musik nähert sich.)

Cavrel (zu Simon): Mir ist zumut, als ob unser schlechtes Gewissen mit Fackeln und Trompeten vorüberzöge.

Simon: Vielleicht haben wir einmal Glück . . .

Cavrel: »Vielleicht haben wir einmal Glück« — das ist seit dreißig Jahren unsere beste Politik.

Gräfin (mit dem Taschentuch winkend): Das Elsaß soll leben, hoch! (Alle rufen. Die Musik ist ganz nahe. Fackelschein fällt herauf. Zieht vorbei.)

Gräfin (erhebt sich. Die Diener nehmen den Sessel und tragen ihn links die Treppe hinab): Die guten Elsässer! Ein Fest ohne diesen Fackelzug schiene mir mißglückt. Jetzt kommt ein besonders rührender Moment: Die Bedankung und Bewirtung der wackern Feuerwehr. Sie sollen sehn, wie sie uns lieben. (Alle hinter der Gräfin langsam nach links ab. Währenddessen:)

Simon: Natürlich müssen die Elsässer Frankreich lieben, wer denn sonst?

Cavrel: Denn wir, nicht wahr?, wir haben Besseres zu tun.

Starkfuß (vorn): Weißt du, ich bin ein gutmütiges Stück Vieh.

Dimpfel (nickt.)

Starkfuß: Sonst hätte ich mich nicht hierher schleppen lassen.

Dimpfel (nickt.)

Starkfuß (ungeduldig): Was?

Dimpfel: Ich sag: Ja.

Starkfuß: Warum bist du denn hergekommen?

Dimpfel: Ei, ich wollte mir einmal die Bagasch betrachten.

Frau Müller (am Arme Cavrels): Ich muß gestehn, dieser Fackelzug hat mich aufgeregt. Er war schöner als die Parade des 14. Juli in Longchamps. Der Marsch, die Bärte, die funkelnden Blicke der Jungen —

Cavrel: Die Haltung.

Frau Müller: Ach ja. Die Haltung! Wenn ich an unsere armen Pioupious denke. (Ab.)

ZEHNTER AUFTRITT

Starkfuß. Dimpfel. Hans.

Hans (hinzutretend): Was macht ihr denn da?

Dimpfel: Wir trotzen.

Hans: Mit wem trotzt ihr?

Dimpfel: Mit den Welschen dahinten.

Hans: Haben sie euch was getan?

Dimpfel: Sie schwätzen, daß einem vom Zuhören die Zunge aus dem Hals hängt.

Starkfuß: Lauter Gespenster. Komiker mit alten Blutflecken.

Hans: Vorhin hat mir jemand ungefähr dasselbe gesagt. Eine Französin.

Starkfuß: Es muß auch gesunde Leute unter ihnen geben.

Hans: Sie sind erhaben und dumm wie die gestirnte Nacht. Aber die Feuerwerke, die sie abbrennen, finde ich entzückend. Und die Frauen darin —

Starkfuß: Also, was die Frauen anlangt, so kam die Madame Müller auf mich losgewatschelt, befühlte mit einem ehrfürchtigen Schauer meine Uniform, und als das Ergebnis der Untersuchung sie befriedigt zu haben schien, fragte sie, ob sie mir nicht nützen könnte. (Dimpfel kräht sein Lachen.) Die Gesellschaft ist wahnsinnig.

Hans: Sie halten dich für einen Elsässer... Da, der General ist bereits bis zu seiner Ansprache vorgedrungen. Damit geht das Fest zu Ende.

Dimpfel: Was kollert er denn, der alte Hahn?

Hans: Ich weiß es auswendig. »Soldaten des Elsaß! Französische Gäste der großmütigen Gräfin und heldenhaften Elsässerin haben die Ehre gehabt, Euch wackere Söhne des heiligen Landes...« Nämlich, die Mutter der Gräfin war eine Österreicherin und ihr Vater ein Engländer, und die kriegerische Gesinnung der Familie rührt daher, daß sie vom Bürgerkönig Louis-Philippe, der bekanntlich statt eines Degens einen Regenschirm trug, in den Adelstand erhoben wurde. (Dimpfel kräht. Starkfuß hebt langsam die Achseln.) Gelt, nun fühlst du bis ins Knochenmark die Notwendigkeit, daß diese Lügenbrut ausgerottet werde?

Starkfuß: Die geht von selbst ein.

Hans: Ich weiß, du gehörst zu den liberalen Mitgliedern des

deutschen Weltgerichts. Einigen wir uns: ein Volk, gezeugt von einem katholischen Teufel mit Pallas Athene.

Dimpfel (holt Notizbuch heraus und schreibt): Nicht schlecht. Da werden meine Primaner was zu lachen haben.

ELFTER AUFTRITT

Dieselben. Louise.

Louise (von rechts): Wollen wir jetzt unsern Spaziergang durch den Park machen?

Hans: Gern.

Louise: Nicht wahr, meine Herren, eine wunderbare Frühlingsnacht!

Dimpfel (zum Himmel): Sogar Vollmond.

Louise: Sogar das. Sogar Nachtigallen.

Hans: Dort drüben, am Rhein, toben sie. Der Park reicht bis an den Fluß, und wenn man in solchen Nächten dort auf der kleinen weißen Terrasse sitzt, muß man gewaltsam an sich halten, um nicht mit ihr wie ein Luftballon aufzusteigen oder sonstwie den Verstand zu verlieren.

Louise: Also dorthin wollen wir.

Hans (gleich zurückkehrend): Dimpfel, zeige bitte der Madam einige Sterne. Ich komme nach. (Zu Starkfuß.) Du, dürfte ich dich um einen großen Gefallen bitten?

ZWÖLFTER AUFTRITT

Starkfuß. Hans.

Starkfuß: Darfst.

Hans: Bringe bitte meine Frau nach Hause. Mir war, als ob Balthasar sich drücken wollte.

Starkfuß: Soll geschehen. Noch was?

Hans: Ja (setzt sich dicht neben ihn, ohne ihn anzusehen) ich bin los, — verstehst du? ich spür's, daß ich in die Strömung geraten bin und — (Bewegung.)

Starkfuß: Wieder einmal . . . Wie lange, glaubst du, wird deine Frau den Neufundländer spielen?

Hans: Du verstehst nicht.

Starkfuß: Doch, ich begreife schon: du meinst, du kämst nicht wieder, und ich frage dich, wie oft du dieses Spiel, wozu die Kinder Kuckuck rufen, zu wiederholen gedenkst — vielmehr, ob du glaubst, daß deine Frau . . .

Hans: Willst du zu mir halten, ja oder nein?

Starkfuß: Du kennst deine Frau schlecht, wenn du annimmst, daß sie jemand braucht, der zu ihr hält, außer dir.

Hans: Es würde mich aber beruhigen —

DREIZEHNTER AUFTRITT

Dieselben. Dimpfel.

Dimpfel: Die Madam will keine Sterne, sie will dich sehn.

Hans: Himmlischer Vater!

Starkfuß: »Der Hans im Schnakenloch
hat alles, was er will,
und was er hat, das will er nicht . . .«

Hans: Ein Herz von einem Freund!

Dimpfel: »Und was er will, das hat er nicht . . .« (Hans ab.)

VIERZEHNTER AUFTRITT

Starkfuß. Dimpfel.

Dimpfel (schreit zum Haus): He!

Starkfuß: Weißt du, wo Balthasar steckt?

Dimpfel (lauter): He!

FÜNFZEHNTER AUFTRITT

Dieselben. Schambediß.

Dimpfel: Wir möchten zu trinken haben, wenn's gefällig ist.
(Schambediß ab.)

SECHZEHNTER AUFTRITT

Starkfuß. Dimpfel.

Dimpfel (setzt sich): Jetzt kriegt man endlich Ruh. Die Feuerwehr ist weg, und nun machen die andern auch, daß sie nach Haus kommen. Man hört wieder sein eigen Wort. (Vertraulich.) Es ist nämlich wirklich eine wundervolle Nacht. (Sie haben Zigarren angesteckt. Man hört

bellern, nach einer Weile): Schöne Hunde hat die Alte. (Pause.) Neulich habe ich gelesen, der Metschnikoff in Paris hat ein Mittel entdeckt, das Leben künstlich zu verlängern. (Pause.) Auf einmal stirbt überhaupt kein Mensch mehr. (Pause.) Dann wirst du nie Hauptmann. (Pause.) Wer ist denn eigentlich zuerst auf den Gedanken gekommen zu rauchen? (Da Starkfuß die Achsel zuckt, nach einer Pause): Schlaukopf! (Pause.) O je, da kommt schon wieder eine Madam.

SIEBZEHNTER AUFTRITT

Dieselben. Klär.

Klär: Verzeihen Sie, Starkfuß, haben Sie Hans gesehen?

Dimpfel: Doch, er ist im Park.

Klär: Danke schön.

Starkfuß (sich erhebend): Das heißt . . .

Klär: Nein, danke, ich gehe lieber allein. (Ab.)

ACHTZEHNTER AUFTRITT

Dieselben. Schambediß (mit Tablett).

Dimpfel: Aha!

Starkfuß: Dich kann man brauchen!

Dimpfel (ahnungslos): Natürlich kann man mich brauchen.

Starkfuß: Schrei nicht so.

Dimpfel: Schrei ich?

Starkfuß: Flüsterst du vielleicht?

Dimpfel (auf Schambediß zeigend): Ich red' mit dem.

Starkfuß (zu Schambediß): Die Frau Gräfin hat sich wohl schon zurückgezogen? (Schambediß sieht Dimpfel fragend an.)

Dimpfel: Er fragt, ob die Alte schon ins Nest ist?

Schambediß: Ja, ja.

Dimpfel: Der Schwab kann nicht deutsch reden, gelt?

Schambediß: Man versteht die Herren nicht immer. Sie sprechen halt hochdeutsch.

Starkfuß: Ist das schwerer als französisch?

Schambediß: Man hat's halt nicht gelernt.

Starkfuß: Es wird aber jetzt im ganzen Land hochdeutsch gesprochen.

Schambediß (ablehnend): Ich hab's gehört.

Starkfuß: Seit 40 Jahren.

Schambediß: Kann schon sein.

Dimpfel: Na, G'sundheit! (Während sie die Gläser heben.)

NEUNZEHNTER AUFTRITT

Dieselben. Klär.

Klär: Wo ist Balthasar? Ich will nach Hause . . . Ich kann nicht auf meinen Mann warten. Ich finde ihn nicht. Ich fühle mich auch nicht wohl.

Starkfuß: Frau Klär, wenn ich Sie begleiten darf? Ich wollte sowieso gerade aufbrechen.

Klär: Ich bitte Sie darum.

Starkfuß: Gute Nacht, Dimpfel.

Klär: Gute Nacht, Herr Doktor.

ZWANZIGSTER AUFTRITT

Dimpfel. Schambediß.

Dimpfel: Ja da! Jetzt soll ich allein hier sitzen? Kommt her, setzt Euch zu mir.

Schambediß (erschrocken): Jesses Maria!

Dimpfel: Laßt die Heiligen beiseite und setzt Euch her, sag' ich. Die Alte schnarcht schon.

Schambediß: Dann möcht ich aber auch den andern holen.

Dimpfel: Holt den andern. Aber schnell. Es ist eine wunderbare Nacht. (Schambediß ab.)

EINUNDZWANZIGSTER AUFTRITT

Dimpfel. Schambediß. Diener.

(Schambediß kommt gleich mit dem andern Diener zurück. Sie setzen sich. Dimpfel schenkt ein.)

Dimpfel: Vollmond. — G'sundheit.

ZWEIUNDZWANZIGSTER AUFTRITT

Dieselben. Balthasar.

Dimpfel: Hierher, Mann. (Zu den Dienern.) Das ist einer von den Unsern.

Balthasar: Herzensdimpfel. Wie schön, daß ich dich heute noch treffe. Wo hast du denn gesteckt?

Dimpfel: Unter einem Wasserfall von Welschen. Aber jetzt sind wir unter uns. G'sundheit.

Balthasar: G'sundheit, Dimpfel.

Dimpfel: Worüber hast du denn mit der Gräfin geschwätzt?

Balthasar: Ich habe gehört, wie unser Abbé ihr auseinander setzte, daß du keineswegs ein Barbar, sondern ein Kulturträger seist.

Dimpfel: Schad' um den Bursch, daß er Pfaff geworden ist.

Balthasar: Was hätte er denn werden sollen?

Dimpfel: Ei, zum Beispiel Oberlehrer. (Man hört unterdrückt »Schambediß« rufen.)

Diener: Pierre ruft. (Schambediß verschwindet.)

DREIUNDZWANZIGSTER AUFTRITT

Dieselben. Ohne Schambediß.

Dimpfel: Was macht der Pierre?

Diener: Der Pierre macht den Portier.

Dimpfel: Wie seid ihr denn auf die alte Kommode gekommen?

Diener: Wir haben schon immer darauf gestanden.

Dimpfel: Aha.

VIERUNDZWANZIGSTER AUFTRITT

Dieselben. Schambediß.

Schambediß (zurück): Der Pierre sagt, es seien schon alle Leute fort. Die Fremdenzimmer seien fertig. Ob er das Tor zumachen dürfte.

Dimpfel: Fremdenzimmer? Wir wollen nicht hier schlafen. Ich muß morgen um 8 in der Schule sein. Setzt euch, setzt euch. Der Pierre soll's Tor zumachen oder offen lassen, wir kommen schon hinaus.

Balthasar: Wieso sind alle Leute fort?

Dimpfel (mit den Dienern anstoßend): G'sundheit.

»Der Hans im Schnakenloch
hat alles, was er will . . .«

(Die Diener wiederholen mit Dimpfel zusammen.)

Balthasar: Ich habe noch eben Klär getroffen, wie sie ihren Mann suchte.

Diener: Der Herr Hans ist schon fort, ich hab's der Madam Boulanger gesagt.

Dimpfel: Ja, ja. Unser Soldat hat sie nach Haus gebracht. (Da der andere stutzt) Ei, der Starkfuß. »Und was er will, das hat er nicht...«

Balthasar (bricht in Schluchzen aus).

Dimpfel: Was ist denn?! — (Schenkt ein.) Gebt dem Mann zu trinken!

Vorhang.

DRITTER AUFGUG

Zimmer wie im ersten Aufzug.

Nachmittags im Hochsommer.

ERSTER AUFTRITT

Klär. Balthasar.

(Sie sitzen wieder nebeneinander auf der Klavierbank, Rücken zum Instrument.)

Balthasar: Du spielst nicht mehr so gut.

Klär: Ich will lieber nicht so gut spielen und dafür meinen Mann im Haus haben.

Balthasar: Bist du böse, wenn ich dir sage, daß die drei Monate, die für dich so traurig waren, für mich eine schöne Zeit —

Klär: Ja, mein Junge, du warst sehr gut zu mir.

Balthasar: Davon spreche ich nicht.

Klär: Unser Musizieren hat mir viel geholfen... Doch manchmal, wenn wir so recht im Zug waren, bekam ich plötzlich Angst, ich würde wahnsinnig. Ich bekam Angst vor mir selbst.

Balthasar: So wild wurde die sanfte blonde Frau.

Klär: So verzweifelt. Und dazu in einer Art, die mich irgendwie böseartig entzückte.

Balthasar: Ich fühlte es wohl. Ich muß dir gestehn, daß es mir, wenn ich so neben dir saß, kalt den Rücken hinunterlief.

Klär: Weißt du was, Junge? Ich glaube, daß ich in solchen Augenblicken dem Wesen meines Mannes nahe kam, wie nie zuvor.

Balthasar (lächelnd): Weil du böse warst?

Klär: Leidenschaftlich böse — und mich dabei irgendwie schön fühlte. Ich kann mir denken, daß man so, wie auf einer Rutschbahn, in den Tod fährt, ohne jede andere Ergriffenheit, als einen wonnigen Schwindel.

Balthasar: Aus der Gegend kam schon viel starke Musik.

Klär: Wo die Seele durch den schmalen Streifen gleitet zwischen Tag und Nacht. Wo wir aufwachen und sterben. Sicher wachsen dort die stärksten Gefühle. Wenn ich denke, wieviel Musik ich schon gehört und selbst tapfer mitgemacht habe, und daß ich dabei, bis vor einigen Wochen, von ihrer eigentlichen Kraft vollkommen unberührt geblieben war —

Balthasar: Was ist dann?

Klär: Was dann ist? Daß ich Hans viel abbitten muß.

Balthasar: Du — ihm?

Klär: Ich ihm. Ich wußte nicht, was Menschen sind. Wie sie maßlos leiden, und wie maßlos sie begehren können. Ich dachte immer, ich sei in einen Taugenichts verliebt, in einen »Trompetenstoß in einer Laterne«, wie ihr hierzulande sagt, der zwischen den Glaswänden herumfährt und bei allem Ungestüm nicht heraus kann — eben: in den »Hans im Schnakenloch«. Glaube mir, der hatte es beim Durchbrennen schwerer, als ich beim Sitzenbleiben.

Balthasar: Du deutsche Frau.

Klär: Fängst du jetzt auch an? Was hat das mit deutsch zu tun?

Balthasar: Mancherlei, Klär. Einmal, daß du deinen Weg langsam machst, aber dafür mit schwerstem Herzen — um nicht zu sagen gründlicher. Dann — ja, das kann ich nicht sagen.

Klär: Warum nicht?

Balthasar: Es ist wie mit der deutschen Musik. Die wildesten Stücke haben die brävsten Menschen geschrieben. Dieses zweite Gesicht eines deutschen Kleinbürgers ist geradezu unheimlich. Einer hat das Wort dafür gefunden: Innerlichkeit. Es ist eine dämonische Eigenschaft.

Klär: Und was habe ich damit zu schaffen?

Balthasar: Von dieser Art ist deine Treue.

Klär: Was weißt du von meiner Treue?

Balthasar: Mehr, als du vielleicht ahnst.

Klär: Warum funkelst du mich dabei so an? ... Junge, du mußt mir die Wahrheit sagen: liebst du mich?

Balthasar: Das fragst du mich jetzt, wo —

Klär: Wo?

Balthasar: Wo Hans wieder im Hause ist.

Klär: Ich habe vorher nie daran gedacht.

Balthasar: Bist du sicher?

Klär (stockt, dann schüttelt sie den Kopf): Ja, denn sonst —

Balthasar: Was, Klär?

Klär: Sonst, Balthasar, hätte ich dich nicht zu meinem Vertrauten gemacht.

Balthasar: Zu deinem Vertrauten? Du hast die ganze Zeit, wo Hans fort war, mit mir nicht einmal über ihn gesprochen, noch mir sonst etwas anvertraut... Um so mehr, seitdem er zurück ist.

Klär: Ich weiß nicht, Balthasar, willst du mich kränken? Willst du mich beschämen? Habe ich dir Unrecht getan? Ich liebe Hans, das weißt du doch, ich liebe ihn und nur ihn und will und kann keinen andern lieben, ich liebe Hans, das weißt du doch. Ich habe gern mit dir musiziert, wie früher auch, wie schon immer.

Balthasar: Wäre ich Hauslehrer oder ein gemieteter Klavierspieler gewesen, ich hätte nicht besser behandelt werden können. Das ist wahr.

Klär: Balthasar, warum tust du das? Warum überfällst du mich, wenn ich gerade Hand in Hand mit dir sitze? Wie kannst du meine Vertraulichkeit annehmen, wenn du —

Balthasar: Blick' doch einmal, nur eine Sekunde, von Hans auf mich. Die Welt ist doch nicht nur ein Abglanz von ihm. Ich habe mich von kleinauf gewöhnt, mich ihm unterzuordnen, an ihm zu verschwinden, wie die Uhr, die er gelegentlich aus der Tasche zieht. Zum Teil bin ich ein Geschöpf von ihm. Er ist in vielem und scheint in allem stärker, als ich. Ich gönne es ihm, wenn ich auch manchmal ungeduldig, sogar neidisch bin, ich gönne ihm dich. Obwohl ich weiß, wie es endet. Aber ich möchte doch einen Menschen haben, der in mir nicht nur den kleinen, braven Bruder des großen, tollen Hans sieht — vielleicht ist meine Bravheit eine Stärke und meine Kleinheit groß durch das viele, was ich unterlasse, um eine Sache ganz zu machen.

Klär: Wie was endet?

Balthasar: Das ist das einzige, was du aus meiner ganzen langen Rede herausgehört hast.

Klär: Balthasar, wie was endet?

Balthasar: So wie er in seiner ruhigen Zeit mit seinen Adjutanten zwischen hier und der Stadt hin und her hetzen muß, um bei seiner Arbeit aushalten zu können, so rast er mit seiner ganzen Existenz dem Abgrund zu, um überhaupt leben zu können. Er wirtschaftet das Gut herunter, indem er es zu schnell in die Höhe bringen will. Er lädt sich eine Riesenarbeit auf, die er schlecht macht,

weil sie viel zu groß ist, als daß er sie gut machen könnte, — aber was er tut, genügt, um seine Gesundheit zu ruinieren. Statt das Gut rentieren zu lassen, zwingt er es, Schulden zu machen, immer mehr, je mehr es herausgibt.

Klär: Mußt du alles Hans sagen. Was geht es mich an?

Balthasar: Es geht dich an, und es geht deine Kinder an.

Klär: Meine Kinder werden nicht hungern.

Balthasar: Dieser Boden ist auch mein Boden! Dieses Haus ist auch mein Haus. Das alles ist mein Leben. Wenn er nicht weiß, was er von seinem Vater bekommen hat, damit er es erhält und an seine Kinder weiter gibt, so soll er es doch um Gottes willen stehn und liegen lassen. Ich habe ihm vorgeschlagen, die Mutter hat ihm vorgeschlagen, er solle alles Geld nehmen und davon leben oder irgend etwas anderes anfangen, ich wollte ihm außerdem die Hälfte des jährlichen Ertrags abgeben, du bist vermögend — er könnte der glücklichste, sorgenloseste Mensch sein, aber nein, er muß uns zugrunde richten. Eher gibt er keine Ruhe.

Klär: Warum erzählst du mir das?

Balthasar: Oft meine ich, er ist der leibhaftige Satan. Er kann nicht ertragen, daß etwas gedeiht. Eines Nachts, wenn er aus der Stadt kommt und nicht gleich einschlafen kann, geht er auf den Boden und steckt sein eigenes Haus an.

Klär: Hör' auf!

Balthasar: Ich sag' dir, er tut's. Und wenn du ihn nach dem Grund fragst, antwortet er dir: die Budike sei sowieso baufällig gewesen, und über den Erker mit den von Großvater geschnitzten Herzen habe er sich schon immer geärgert.

Klär: Sprich dich mit ihm aus. Ich weiß, er hat dich lieb. Mich mußt du damit verschonen.

Balthasar: Er hat alle Welt lieb, wenn er nicht zufällig gerade alle Welt haßt. Ich war schon oft im Begriff, mit ihm über die Dinge zu sprechen. Auf das erste, was ich ihm sage, gibt er mir eine so verblüffend törichte Antwort, daß ich unmöglich fortfahren kann. So geht es mir, so geht es der Mutter, so geht es dir. Gegen soviel Unschuld kommt keine Predigt an. Die Mutter hat den Abbé Schmitt auf ihn losgelassen, den er doch ganz besonders lieb hat. Der Abbé

war verzweifelt, als die Mutter ihm unsere Lage schilderte. Richtig hat auch der Abbé eine ganze Nacht aufgesessen und mit Hans gesprochen. Als ich einmal zu ihnen hineinging, weil ich dachte, nun sei die Bresche geschlagen, hielt Hans dem Abbé einen Vortrag, inwiefern Mohammed als der Luther des Orients zu gelten habe, und der Abbé war sichtlich hingerissen. Andern Tags versicherte er der Mutter, sie müsse sich geirrt haben, Hans sei, davon habe ihn die statgefundene, sehr ernste Unterredung überzeugt, ein hervorragender Landwirt.

Klär: Wenn du wüßtest, wie du jetzt an Hans Erinnerst.

Balthasar: Ich weiß es ja. Ich hab es ja von ihm gelernt. Leider bin ich nicht nur in der Ausdrucksweise eine wandelnde Hypothek von ihm. Es genügt mir schon, daß ich der einzige hier bin, der sich nicht einfach von ihm hat schlucken lassen.

Klär: Was mich anlangt, Balthasar, so fühle ich mich sehr wohl dabei.

ZWEITER AUFTRITT

Dieselben. Hans.

Balthasar: Da kommt er. Da steht er. Und nun hat sich die Welt hier um ihn zu drehn.

Hans: Aber sie tut's nicht, mein Junge. Im Gegenteil. Ich habe mich soeben vergeblich um einen auskneifenden Planeten bemüht. Der Hopla hat gekündigt und packt sein Bündel.

Klär: Was ist denn Schreckliches geschehn?

Hans: Ich habe ihm eine heruntergehauen. An seiner Stelle bliebe ich auch keine Stunde länger im Haus. Eine Gemeinheit, den alten Knecht seines Vaters zu schlagen, der nur noch fünf wackelige Zähne im Mund hat, von denen jeder eine Sehenswürdigkeit ist. Wir werden ihm eine anständige Rente aussetzen müssen.

Balthasar: Er war wohl rabiat?

Hans: Ja, er übte wieder in hervorragendem Maße Widerstand gegen die Staatsgewalt. Der Teufel schickte nach mir: wenn ich nicht gleich käme, gäbe es ein Unglück. Den Teufel sollten sie zum Statthalter machen. Das ist ein ausgezeichnete Politiker.

Balthasar: Du mußt dich halt entschuldigen.

Hans: Hätte ich's nur nicht getan! Die Ohrfeige steckte er ganz brav ein. Als ich mich aber nachher entschuldigte, da wurde er so gerührt, daß er schnell auf sein Zimmer ging und sein Bündel packte. Eben ist er zum Tor hinaus.

Balthasar: Ich hol' ihn zurück.

Hans: Der ganze Hof ist hinter ihm her. Je dicker die Tränen werden, die ihm die Backen hinunterlaufen, desto größere Schritte macht er. Du mußt dich eilen. Ich warte nur darauf, daß sie drüben im Dorf die Sturmglocke läuten. Der Hopla geht fort. Da droht ein Volksaufstand.

Balthasar: Ach was. Weiter wie bis zum »Goldenen Löwen« kommt er nicht.

Hans: Du verstehst dich nicht auf die wunderbaren Gefühle eines Märtyrers. Außerdem sind sie für Hopla neu. Er wird sie auskosten wollen. Außerdem ist er vollkommen betrunken.

Balthasar (an der Tür): Also.

Hans: Sei nett mit ihm, hörst du? Er hat sich heute geplagt für vier, und es war ein heißer Tag. Wenn du schon bis zum Dorf gehst, so bringe bitte unsre Gottesgeißel mit. Auch ein Päckchen Zigaretten kannst du unterwegs mitnehmen.

Balthasar: Halt. Genug. Auf Wiedersehn, Klär. Bis nachher.

DRITTER AUFTRITT

Hans. Klär.

Hans (der ihm nachsieht): Wenn er so aus dem Zimmer geht, habe ich das Gefühl, als sei soeben bei mir eine Haussuchung abgehalten worden.

Klär: Sollte das nicht dein schlechtes Gewissen sein?

Hans: Ich bitte dich, schicke mir nicht das schlechte Gewissen auf den Hals. Dank meinem Jugendaufenthalt in Beichtstühlen lasse ich mir so etwas nur zu leicht einreden.

Klär: Mir kannst du's sagen, Hans, denn es täte mir nicht sonderlich weh: haben wir Schulden?

Hans: Ja, warum sollten wir denn keine Schulden haben? Jeder tüchtige Mann hat Schulden. Je mehr einer verdient, desto mehr Schulden macht er. Genau wie deine Kinder mehr essen, je stärker sie werden.

Klär: Verstehe nicht.

Hans: Stell' dir vor, du willst morgen ein Geschäft eröffnen, sagen wir eine Musikalienhandlung. Da brauchst du Geld. Du nimmst also erst dein eigenes, wenn du welches hast. Das Geschäft geht. Die Kundschaft stürmt dir den Laden, und du bemerkst, daß sogar die Leute im Dorf, obwohl dort schon eine Musikbude besteht, lieber bei dir kaufen, als bei der vertrottelten Mamsell dort. Du entscheidest dich, um es den Leuten bequemer zu machen — die Kauflust steigt natürlich mit der Leichtigkeit zu kaufen, überall — du entscheidest dich also, drüben im Dorf eine Filiale zu eröffnen. Da brauchst du wieder Geld. Dein eigenes ist aber bereits hier im Mutterhaus angelegt. Was tust du? Du pumpst dir das Geld. Da es sich mit 5 Prozent verzinst, dein Geschäft aber mit 10 Prozent Verdienst arbeitet, so bringt dir das fremde Geld noch immer 5 Prozent ein. Und so weiter!

Klär: Ist es denn aber sicher, daß die Filiale im Dorf 10 Prozent abwirft?

Hans: Sonst bist du halt hineingefallen.

Klär: Hans, verzeih die Frage: Haben wir Filialen?

Hans: Unser Fall liegt anders. Wir sind in der Lage des Mannes, der von seinem Vater ein solides Unternehmen geerbt hat, das aber den heutigen Anforderungen nicht mehr entspricht, weil sich heute nur der Großbetrieb halten kann, so geht es zahllosen Industriellen. Dafür gibt es einen guten Ausweg: die Aktiengesellschaft. Ich habe sozusagen aus dem Schnakenloch eine Aktiengesellschaft gemacht. Ich behalte die meisten Aktien und bleibe der Herr im Haus. So verbinde ich den Vorzug des alten Systems mit dem der modernen Kreditwirtschaft. . . Natürlich bringt diese Großzügigkeit auch Nachteile mit sich. Man weiß nicht immer genau, was man besitzt.

Klär: Wenn du's nur weißt!

Hans: Irre ich mich, Klär? Mir kommt es so vor, als ob wir seit einigen Tagen leise melancholisch würden.

Klär: Da hätte unser neuer Honigmond nur drei Wochen gedauert? Schade.

Hans: Meine Ansichten über die Ehe haben sich vollkommen geändert. Darf ich sie dir mitteilen?

Klär: Seit wann?

Hans: Seit einigen Tagen, das heißt, in diesen Tagen ist mir die Veränderung zum Bewußtsein gekommen.

Klär: Ich soll nicht mehr im Herrensattel mit dir reiten? Du warst so entzückt von meiner Reitkunst — als ob du sie jetzt erst entdeckt hättest.

Hans: War ich nicht von allem an dir entzückt, als ob ich es jetzt erst entdeckt hätte? Einen goldigeren Jungen, als dich in den Reithosen hat es nie gegeben, — und nie war eine Frau von so süßer Reife.

Klär: Vorbei?

Hans: Nicht so, wie du meinst. Nur, wenn ich daran denke, was wir in den drei Wochen angestellt haben — ja, dann scheint mir, daß man von Rechts wegen mit seiner Frau nicht so leben darf. Auch war alle Welt über unser Betragen entsetzt. Der Abbé äußerte, es ginge nicht, daß ich im eigenen Hause eine Geliebte aushielte, selbst nicht, wenn es die eigene Frau sei. Im Dorf fände man dich bereits extravagant.

Klär: Erstaunliche Freunde hast du! Mischen sich sogar in deine Ehe.

Hans: Das kommt daher, daß ich mich in alle ihre Angelegenheiten einmische. Lauter Folgen der Langeweile hier. Du mußt dem Mann zugute halten, daß er seit Jahren mit viel Mühe und erfolgreich für das Ansehn des Hauses Boulanger kämpft. Ohne ihn wäre es längst ein beliebtes Sonntagsvergnügen der Witzbolde geworden, mir die Reben durchzuschneiden und die Hunde durch meine Spargelfelder zu jagen.

Klär: Es kümmert mich auch nicht, ob seine Gemeinde mich extravagant findet oder nicht. Wenn du öfter mit mir durchbrenntest, so brauchtest du keine andre Dame zu bemühen — was immer Unheil anrichten kann. Vor allem brenne ich auch gern durch.

Hans: Als ob ich jedes Jahr durchbrennte, wie andre ihre Kur in Vichy oder Baden-Baden machen. Seit wir verheiratet sind, habe ich ein einziges Mal den Kopf verloren —

Klär: Abgemacht. Ich bin auch für alle andern Abarten des Liebespiels, die ihre Reize haben, ohne daß man dabei gleich den Kopf zu verlieren brauchte.

Hans: Wenn das deine Kinder hörten!

Klär: So würden sie nur undeutlich erkennen, wovon die Rede ist. Aber ich verspreche dir, daß unsere Kinder mich niemals mit ihrer Gouvernante verwechseln werden.

Hans: Jetzt sehe ich erst, wie ich dich verdorben habe. Die Ehe ist doch etwas anderes —

Klär: Was ist sie?

Hans: Mehr und weniger, als ein Abenteuer der Sinne.

Klär: Du schrickst vor keiner Heuchelei zurück. Jetzt sprichst du wie ein Missionsprediger. Wenn du vor Entzückung den Kopf verlierst, so ist das ein Abenteuer der Sinne. Wenn ich dich recht verstehe, etwas Minderwertiges. Langweilst du dich, so ist es eine Ehe und erhaben. Nun brauche ich mir aber nicht erst die Haare schwarz färben zu lassen, um auch Sinne zu haben —

Hans: Ferner?

Klär: Ferner habe ich mich seit der Katechismusstunde nicht mehr gefragt, was die Ehe sei, und will es auch gar nicht wissen. — Ich habe sie erlebt, das genügt mir.

Hans (hat sich auf das Sofa ausgestreckt, nach einem kurzen Schweigen): Als ich Frau Cavrel auf ihren Wunsch in ihr Haus zurückbrachte, sagte mir ihr Mann: »Ich weiß, daß man eine Frau wie Louise nicht verführt. Sie brauchen also keine Vorwürfe zu erwarten. In- dem wir — französisch läßt sich so etwas angenehm sagen — in- dem wir gegenseitig unsere Gefühle schonen, ehren wir uns selbst. Da wir einander fortan nicht mehr kennen, brauchen wir uns nicht der peinlichen Prozedur zu unterziehen, für bestimmte Fälle bestimmte Verhaltensmaßregeln zu verabreden. Wir kehren einfach in unser altes Leben zurück, und keiner von uns hat den Wunsch, den andern wieder herauszulocken. Madame Cavrel läßt sich entschuldigen. Sie leidet an Migräne.«

Klär: Ein bedeutender Redner. Was willst du damit sagen?

Hans: Ich? Nichts . . . Es sei denn, daß die Franzosen besser, präziser zu leben verstehen, als wir.

Klär: Denk, wenn ich dich mit einer ähnlichen Rede empfangen hätte!

Hans: Ich hatte eine vorbereitet. Natürlich war sie meiner Lage angepaßt.

Klär: Und warst enttäuscht, als das Wiedersehn eine Wendung nahm, die sich nicht mit der französischen Satzkonstruktion vertrug?

Hans: Im ersten Augenblick, glaube ich, war ich wirklich aus dem Konzept gebracht.

Klär: Jetzt aber scheint dir der Augenblick gekommen, zu deinem Konzept zurückzukehren?

Hans: Es ist unmöglich, ernsthaft mit dir zu sprechen.

Klär: Ich spreche die ganze Zeit ernsthaft. Höre, du. Hast du schon einmal daran gedacht, daß ich mich einem andern Mann geben könnte?

Hans: Es gibt nichts Schmerzhaftes im Bereich meines Lebens, woran ich noch nicht gedacht hätte.

Klär: Ich meine, nicht nur so an die Möglichkeit gedacht, sondern — gesehn.

Hans: Ja.

Klär: Dann mußt du die Hölle kennen, in die du mich nie, nie wieder stürzen darfst. Ich bin glücklich, daß ich das Schlimmste erfahren habe, ohne für dich verunstaltet zu sein. Nicht wahr? Du hättest mich nicht mehr geliebt, wenn ich dir untreu geworden wäre. Ich weiß, daß du selbst gegen deinen Egoismus nichts vermöchtest. Und ich, ich wäre dir untreu geworden, wenn ich einen andern geliebt hätte. Nicht stückweise, nicht auf Urlaub, nein, ganz, mit mir und meinen Kindern. (Hans richtet sich auf.) Sei froh, daß du mich die Liebe, die ganze Liebe gelehrt hast, du allein. Forsche nicht, was die Ehe ist, oder wie sie sein soll. Sieh mich an. Hier hast du eine Geliebte, reif und nicht verdorben, erfahren, aber nicht im geringsten resigniert, bestrafe sie nicht, weil du sie geheiratet hast, dafür werden ihre Kinder nicht auf der Straße mit Steinen geworfen, verwöhne sie ein bißchen, und wenn sie dich ein Leben lang geliebt hat, so wird das dann eine Ehe gewesen sein.

Hans: Ja.

Klär: Und da du gern Frauen im Herrensattel siehst, so reiten wir morgen durch die Felder, bis an die Berge. Wir essen auf der Terrasse des Hotels zu Abend und sehn die Nacht am Schwarzwald herabsteigen.

Hans: Ja.

Klär: Wenn wir Lust haben, können wir auch dort übernachten. (Hans nickt.) Im Herbst fahren wir nach Paris. Einkaufen. (Hans nickt.) Und wenn mir dabei ich weiß nicht was geschieht — ich halte den Tanz durch. Den Tanz der Bajadere vor Hans im Schnakenloch.

Hans: Ausgezeichnet. — Genau das Gegenteil von dem, was ich dir mitteilen wollte!

Klär (da Hans ihr unter die Augen sieht): Nein. Geheult wird nicht mehr. Und was das Kindergeschrei angeht, so schläft das Kind bereits mit der Amme im alten Flügel. Ich habe Großvaters Zimmer herrichten lassen. Es ist schöner, als das hier war, und der jüngste Boulanger kann sich im Krakehlen üben, ohne dabei die zu stören, die es in dieser ihrem Volk eigentümlichen Kunst bereits zur Vollendung gebracht haben.

Hans: Soll ich nun weinen oder lachen?

Klär: Wozu du dich auch entschließt — ich lache.

Hans: Man merkt dir das Reiten im Herrensattel an. Ich möchte aber doch lieber weinen. Ich möchte mich viel lieber trösten, als lieben lassen. — Wir haben vielleicht unsre Rollen vertauscht. Gelt? Das ist auch eine Neuigkeit?

Klär: Die Neuigkeit mache ich nicht mit.

Hans: Du willst mir nicht helfen?

Klär: Doch, auf jede Weise, nur nicht so, daß ich mich, und auch noch durch dich, vor Bilder, Erinnerungen und Vorstellungen schleppen lasse, damit sie mich noch einmal martern.

Hans: Ich schwöre dir, du hast nicht den geringsten Grund zur Eifersucht.

Klär: Ich glaube es zu wissen. Aber bedenke, bitte, du hast es mit einer Rekonvaleszentin zu tun. Als ich dir früher einmal vorhielt, du solltest doch den Mut haben, mir in jedem Fall die Wahrheit zu sagen, antwortetest du, ich verwechselte Mut mit Grausamkeit. Bitte, verwechsle auch du sie nicht. Was ich wissen mußte, weiß ich, ich habe es durchgemacht und will unter gar keinen Umständen weiter Fetzen davon mit mir herumschleppen. Ich will auch nicht, daß du dich damit schmückst, ob das Band nun rosa oder lila sei — die Farbe der feinen Trauer.

Hans: Du läßt mich für alte Sünden büßen. — Ich werde die

Frau nicht los. Auf einmal ist sie wieder da. Ich kämpfe fast körperlich mit ihr. Sie verfolgt mich aus der dunkeln Ecke ihres Boudoirs heraus, wo sie den halben Tag sitzt und ihre Gedanken auf mich richtet — alle ihre heftigen, zähen Gedanken. Ich bin eine Festung, die der Feind unter immerwährenden Sturm gesetzt hat, wie unter eine Brandung Waffen. Ich wehre mich und wehre mich, sie bleibt da. Sie weicht nicht. O, ich sehe sie sitzen, den halben Tag, und ihre grünen Augen herhalten. — Mit Frauen, die grüne Augen haben, sollte man sich nie einlassen. Man wird sie nicht mehr los.

Klär: Du kannst weitersprechen, Hans.

Hans: Was will sie von mir? Ich frage dich, was kann sie von mir wollen? Ich habe ihr nie Versprechungen gemacht, aber während wir reisten, gewöhnten wir uns in so furchtbarer Weise aneinander, daß wir uns schließlich lieber mißhandelten, als uns zu trennen. Ich habe ausgehalten bis zum letzten. Ich habe mich schinden lassen, in jeder denkbaren Weise, ich habe sie nach Hause gebracht, vor ihren Mann, der wie ein Offizier der Heilsarmee mit mir sprach, nachdem er sie mit der Freude eines ausgehungerten Bären umarmt hatte, — auf diesem Gipfel der Demütigung mußte sie mich sehn. Ich habe brav still gehalten, damit sie den Anblick genießen konnte. Als ich wieder auf die Straße trat und den Kopf hob, war Sonntag in der ganzen Welt. Eine unbändige Heiterkeit sprang mir in die Glieder, ich lief zwei Straßen weit aus lauter Freude am Springen. So oft ich schon in Paris war, der Gedanke, den Eiffelturm zu besteigen, war mir nie gekommen. Jetzt schwebte ich auf den Eiffelturm hinauf. Als einziger Besucher. So hoch es ging. Es war herrlich. (Legt sich aufs Sofa zurück.) Klär?

Klär: Ja.

Hans: Es war herrlich. Aber natürlich töricht, nicht daran zu denken, daß sie sich rächen werde. Erinnerst du dich eigentlich an ihre Augen? Klär?

Klär: Kaum.

Hans: Seltsam. (Erhebt sich.) Ich dachte, jeder, der sie einmal gesehen habe, könnte sie nicht wieder vergessen. (Beginnt im Zimmer auf und ab zu gehn.) Es freut mich, daß es dir nicht so gegangen ist. Wird also nicht so schlimm damit sein . . . Wie der Abend am

Schwarzwald herabsteigt. Ja, das wollen wir uns morgen betrachten. Wenn du noch willst.

Klär: Ich will noch.

Hans: Dir, Klär, werde ich auch nie das unsagbar Gute vergelten können, das du an mir getan hast. Du bist von einer Geduld, die einen fast heiligt. Wenn ich dich nicht getroffen hätte, wüßte ich nicht, was Liebe ist. Ich bin ein Stück Menschenkrampf... und fliege darauf, wenn ich die Krankheit bei andern entdecke. Du aber liebst aus dem Ganzen, du liebst majestätisch. Ich fühl's, die Zeit kommt, wo ich's von dir gelernt haben werde.

Klär: Ich danke dir.

Hans: Hab nur noch ein wenig Geduld. Das wollte ich dir nämlich von der Ehe sagen. Ich wollte dir sagen, daß ich ein guter Gatte und Vater sein will.

Klär: Und das, meintest du, ginge nur, wenn man sich mit dem nötigen Ernst dahintersetzte.

Hans: Dumm, nicht? ... Ich habe mich aber fest entschlossen, die Scheuklappen anzulegen, mit denen allein man ins Himmelreich gelangt.

Klär: Warum Scheuklappen?

Hans: Ich nenne es nur so. Um eine gewisse philosophische Haltung bei dem Rückzug zu bewahren. Zuerst bringe ich das Gut auf den Stand zurück, in dem es bei Vaters Tod war. Ich mache nichts mehr ohne Balthasar. Wir sind Brüder und müssen zusammenhalten. Die Bilder hier — die zwei schönsten behalte ich, die andern gehn zur Auktion. Das Geld wird angelegt. In kleinen soliden Papierchen, wie die Mutter sie liebt. Von den Jungen bekommt jeder ein Sparkassenbuch.

Klär: Ein Sparkassenbuch! Denk mal!

Hans: Doch, das gewöhnt sie früh ans Sparen. Und statt Balthasars kümmerge ich mich um den Ältesten. Er muß deutsch werden, ganz deutsch, nur deutsch ... Er wird mein bester Kamerad — gib acht. Das ist doch noch etwas. Kinder — was ich an meinem Kinde tue, das ist warmes, saftiges Leben, wächst und wirkt selber Leben, wer weiß wie weit. So ein Haus ist, richtig gesehn, mehr Welt, als ich auf allen meinen blöden Fahrten zusammengekratzt habe.

Auch alt werden ist schön, nicht nur bei andern. Und der gleichbleibende Wechsel der Jahreszeiten, am selben Ort, bereichert einen immer mehr, man wächst und schmilzt in die Ewigkeit hinein.

Klär: Hans, komm her. (Sie küßt ihn heftig.) Verzeih die Unterbrechung. (Sie küßt ihn noch einmal.) Du mußt mir aber schwören, daß dein Programm nicht ein Kniff ist, um deine Langeweile, die du bisher wie ein Janitschar bekämpft hast, nunmehr in einen Gottesdienst zu verwandeln. Wir behalten nur unsern Leichtsinn für uns, ja?

Hans: Ich denke, es geht. Nur . . . ich hatte gedacht . . . weißt du, die Angriffe, denen ich ausgesetzt bin, die sind bestimmt — bis zu einem gewissen Grad — bürgerlicher Art. Ich hatte gedacht, wenn ich ihnen eine bürgerliche Ordnung entgegensetze — man muß den Feind mit seinen eigenen Waffen schlagen.

Klär: Ich beginne zu fürchten, daß du das nächste Mal in ein Kloster durchbrennst.

Hans: Ja, ja! »Die wir haben, die halten wir fest,« sagt Schmitt. Die Tonsur ist noch keinem zugewachsen. Wir sind die besseren Rebellen, weil wir die besseren Herren haben. Ihr seid ein mehr oder minder fröhlicher Haufen Christenmenschen. Wir haben noch immer die alte römische Disziplin in der Seele — nicht nur die Geweihten, alle, die durch den Beichtstuhl und die Mysterien gegangen sind. Aber du mußt zugeben, daß zum Beispiel der Abbé ein braver, ein ausgezeichneter Mensch ist. (Man hört Rufe: »He! He!«)

Klär: Er hätte sich mir gegenüber nicht taktvoller benehmen können.

Hans: Der Dimpfel . . . (Am Fenster.) Was ist, Dimpfel? (Dimpfels Stimme): »Es gibt Krieg.«

Hans (leichten Tons): Ei, dann komm herauf — und bring eins zu trinken mit. — Klär, ich hab dich sehr, sehr lieb, und um so lieber, je fröhlicher du bist. Ich bitte dich, bleib, wie du bist, wenn ich mich auch noch so anstreng, es dir zu verleiden.

Klär (kreuzt die Arme auf der Brust): Die Bajadere grüßt den gestrengen Herrn und empfiehlt sich seinem Dienst.

Hans: Sela. Dein Herr hofft mit deiner Hilfe glücklich in der Mitte zwischen der Wasserheilanstalt und dem Kloster hindurchzukommen.

Klär: Ich werde tanzen, daß Sonne und Mond stillstehn und die Sterne sich zur Erde neigen. — Und es auch als Gattin und Mutter nicht am nötigen Ernst fehlen lassen. Sela.

VIERTER AUFTRITT

Hans. Klär. Dimpfel.

Dimpfel: Madam! Salü! Ihr macht Theater? Ich sag', es gibt Krieg.

Klär: Euere Kriegsgespräche kenne ich. Auf Wiedersehn. (Ab.)

FÜNFTER AUFTRITT

Hans. Dimpfel (mit Weinkrug und zwei Gläsern, die er auf den Tisch stellt).

Hans: Warum denn, Dimpfel?

Dimpfel: Du lachst. Gerade wird's im Dorf ausgetrommelt. (Gekränkt.) Die Leute wollen nie glauben, daß es Krieg gibt.

Hans: Was wird ausgetrommelt?

Dimpfel: Kriegszustand. Ich hab nur immer gehört: — »wird mit dem Tode bestraft« — »wird mit dem Tode bestraft« — Die Bauern sind ganz vertattert. Wie ich den Pfeifeschang ansprechen wollte, hob er die Hände zum Himmel und rief: »Nix, nix, wir dürfen uns nicht zusammenrotten.« Strenge Zeiten.

Hans: Kriegszustand ist noch nicht Krieg. Dummheiten. Wegen der Serben.

Dimpfel: Ja, weswegen —. Habe ich heute morgen auch gefragt, als ein Junge, der Sohn eines Majors, den Finger hob und sagte: »Herr Doktor, morgen geht der Spektakel los.« Warum, habe ich gefragt. »Damit es endlich einmal Ruhe gibt,« hat er gesagt. Jetzt weißt du's. Liest du denn keine Zeitungen?

Hans: In den Zeitungen hat es schon oft Krieg gegeben in den letzten Jahren. Außerdem lese ich im Sommer fast nie eine Zeitung.

Dimpfel: Ei, die Leute tun auch nichts anders, als drauf zu warten, daß es endlich losgeht.

Hans: Wer wartet drauf? Wir nicht.

Dimpfel: Das glaub ich. Wenn es losgeht, dann erst einmal auf unserm Buckel. Es ist gar nicht auszudenken, was unser armer Buckel schon ausgehalten hat. Er liegt halt schlecht. Wenn wenig-

stens die Franzosen nicht mitmachten. Scheint, sie hätten nicht gebraucht, wenn sie nicht gewollt hätten.

Hans: »Revanche! Revanche!« Sie kriegen sie ausgeprügelt, daß sie weiß Gott wie lange brauchen, um wieder ordentlich gehn zu lernen. — Dummheiten. Es gibt keinen Krieg.

Dimpfel: Bis vor ein paar Jahren hatten sie noch alle Angst vor dem Krieg, weil die neuen Mordmaschinen noch nicht recht ausprobiert waren. Seitdem die Balkanvölker es ihnen aber so in der Nähe vorgemacht haben, können sie sich kaum halten vor Ungeduld loszubollern. Wenn es schon einmal kommen muß, dann möglichst schnell, damit wir die Sache hinter uns haben. Ich denke, sie versohlen einander so, daß sie nachher alle miteinander froh sind, wenn sie etwas übrig behalten, um in Frieden darauf zu sitzen.

Hans: Müßttest du mit?

Dimpfel: Gott sei Dank, nein. Meine Leber bewahrt mich davor, überschnappen zu müssen, um nicht selbst von Übergeschnappten umgebracht zu werden. Du?

Hans: Nein.

Dimpfel: Was fehlt dir denn?

Hans: Eigentlich nichts. Bei der Musterung hatte ich ein schwaches Herz.

Dimpfel: Ein Studentenherz. Freu' dich.

Hans: Ich würde mich gar nicht freuen.

Dimpfel: Daß du ein Raufbold bist, weiß ich. Aber — überleg' es dir einmal.

Hans: Wenn die Franzosen wirklich Krieg machen, so haben sie nichts anderes verdient, als daß die deutsche Dampfwalze über sie geht. Ich würde mir die Liebe zu ihnen aus dem Leibe reißen, und wenn ich dabei verbluten sollte. Es müßte ein Ende haben. Diese Zebronation, — deren eine Hälfte als gute Weltbürger an der Spitze der Menschheit marschieren will, indes die andere noch immer bei Napoleon dem Ersten hält.

Dimpfel: Pass' auf, sie geben eine großartige Abschiedsvorstellung.

Hans: Wer?

Dimpfel: Die Welschen — der Welt. Wenn sie friedlich sind, schwätzen sie sich jeden Tag ein bißchen höher in den Himmel.

Aber wenn sie wild werden, fahren sie wortlos zur Hölle und nehmen unterwegs mit, was sie erwischen können. Da legen sie sich nicht so einfach unter die Dampfwalze.

Hans: Wer imstand sein will, Krieg zu führen, muß sich darauf vorbereiten. Deutschland ist eine einzige Kriegsmaschine. Frankreich hat im besten Fall eine halbe Million guter Soldaten, die mit vier Zielscheiben am Leib, zwei roten Hosenbeinen, einem blauen Rock und einem blauen Käppi, gegen ein Riesenfeld anlaufen, das wie eine Erdwelle hinter einem Sturm von Feuer und Eisen wandert. Wenn die Franzosen jetzt Krieg führen, obwohl sie nicht bereit sind, so — so —

Dimpfel: Ich als Altphilologe weiß, wie es zugeht. Ich sage dir, es wird großartig. Alle berühmten Endkämpfe, vom Kampf in den Thermopylen bis zu Waterloo, werden in der Geschichte zu harmlosen Schlägereien herabsinken.

Hans: Dimpfel, — auch das wäre ja nur ein Feuerwerk.

Dimpfel: Aber eins, das für immer in der Nacht der Weltgeschichte hängen bliebe.

Hans: Über einem riesenhaften Massengrab.

Dimpfel: Ha, ich denke, soviel wie von Griechenland wird von Frankreich immer noch übrigbleiben.

Hans: Du sprichst von morgen, als ob es schon zweitausend Jahre her wäre.

Dimpfel: Die Alten waren zu ihrer Zeit gerade so lebendig wie heute wir. Zeus steigt halt scheint's noch immer von Zeit zu Zeit in seine Weinberge und erntet — und aus den Pressen fließt Blut. Der Anblick wirkt immer wieder hinreißend. Aber weder die Menge, noch die Kostbarkeit des Stoffes können mich verleiten, an der allgemeinen Orgie teilzunehmen. Ich bleib still und denke mir mein' Sach'. G'sundheit.

SECHSTER AUFTRITT

Dieselben. Abbé Schmitt.

Schmitt (auf Hans zu): Hans, was machen wir? Es gibt Krieg.

Hans (ihn anschreiend): Wieso gibt es Krieg? Kriegszustand ist noch nicht Krieg.

Schmitt: Doch. Starkfuß sagt —

Hans: Was du machen sollst? Wozu du da bist. Beten. Beten, daß es vorübergeht . . . Es ist ja — nicht — wahr, daß es Krieg gibt.

Schmitt: Ich kann nicht beten.

Hans: Wo ist Starkfuß?

Schmitt: Mit Balthasar bei deiner Frau.

Hans: Was haben sie bei meiner Frau zu suchen?

Schmitt (zuckt die Achseln).

Dimpfel: Sie werden ihr erzählen, was los ist.

Hans (reißt die Tür auf): Klär! Klär! — Was sagt Starkfuß?

Schmitt: Daß heute Nacht mobilisiert wird.

Hans: Diese Nacht? (Schmitt nickt.) Starkfuß ist natürlich begeistert?

Schmitt: Wie ein Raubtier im Käfig kurz vor der Fütterung.

Hans: Er hat recht.

Schmitt: Ja, das hat er.

Dimpfel (mit vorgestrecktem Finger): Ihr geht noch alle mit. Ihr wißt nur noch nicht, mit wem.

SIEBENTER AUFTRITT

Dieselben. Starkfuß.

Starkfuß: Heil! (Legt den Säbel auf den Tisch.) Deine Frau kommt gleich, soll ich dir sagen. (Schenkt sich ein.)

Hans (nach einem Schweigen): Recht hast du, hab ich gesagt.

Starkfuß: Worauf? Auf Krieg und Sieg! (Da Hans das Glas zögernd nimmt):

Dimpfel (schnell): Komm her, Soldat, ich stoß mit dir an. Man darf ihn jetzt nicht reizen.

Hans: Du, ist es ganz sicher?

Starkfuß: Bomben- und granatensicher.

Hans: Heute Nacht?

Starkfuß: Heute Nacht. (Schweigen.) Kinder, tut mir das nicht an. Ich fühle mich ganz beklommen. Der Pfaff stiert mich an, der Dimpfel ist so idiotisch wie immer, und du, Hans —

Hans: Was ist mit mir?

Starkfuß: Du machst ein Gesicht wie Allerseelen.

Schmitt: Es sind nur drei Monate bis dahin.

Starkfuß: Danke schön. Auch werde ich wahrscheinlich nicht unter denen sein, die die Gräber besuchen, noch über das dankbare Thema predigen. Wo ich liege, wird sogar kaum eins der hübschen Wachlichter brennen, die ihr euern Toten an dem Tag anzündet. Was weiter? Wollt ihr, daß Deutschland in Stücke gerissen wird und wie Teile eines geschlachteten Ochsen in französischen, russischen und wer weiß in welchen Schaufenstern hängt?

Hans: Blödsinn. Deutschland wird nicht in Stücke gerissen. Ein Volk wie das deutsche kann nicht vernichtet werden.

Starkfuß: Dafür laß uns sorgen. Immerhin haben die, die über uns herfallen, den brennenden Wunsch, es zu versuchen.

Hans: Du hast Recht. — Was sagt meine Frau?

Starkfuß: Deine Frau ist eine Deutsche. Und dein Junge spielt bereits Deutsche und Franzosen.

Hans: Er hält es natürlich mit den Stärkeren. — Aber wer hat den Mut, die Franzosen zu spielen?

Starkfuß: Die Jungens brauchen keine. Es wird angenommen, daß die Franzosen immer davonlaufen.

Dimpfel: In seinem Innersten hofft das natürlich jeder von euch. Die Kriege wären unmöglich, wenn nicht der Selbsterhaltungstrieb den Menschen noch in der Todbereitschaft glauben ließe, daß er, er vielleicht allein am Leben bleibt.

Hans: Seine Vettern jenseits der Grenze spielen jetzt wohl dasselbe Spiel, und morgen schlagen ihre erwachsenen Brüder einander im Ernste tot . . .

Starkfuß: Um solche persönlichen Familienangelegenheiten kümmert sich die Weltgeschichte nicht. Was heute ein rechter Deutscher ist, den reißt es mit einem Ruck hoch. Der fragt nicht lange, wieso und warum. Ihm genügt zu wissen: es gilt für uns, ein Stück weiter in der Welt zu kommen. Wir müssen unsern Weg machen, geht es nicht friedlich, dann mit Gewalt.

Hans: Uns hältst du also nicht für rechte Deutsche?

Starkfuß: Den Hopsa, ja. Alle jungen Bauern, die wir gedrillt haben, ja. Dich und die meisten andern sogenannten Familiensöhne nicht. Balthasar ist eine Ausnahme.

Hans: Sei ruhig. Die meisten werden es jetzt, wenn auch nur

aus Verzweiflung. In den nächsten Tagen siehst du manden, der so Schulter an Schulter mit euch zu sterben scheint und in Wirklichkeit Selbstmord begeht.

Starkfuß: Wir werden sie nicht lange fragen.

Hans: Es sind nicht die schlechtesten.

Starkfuß: Krieg ist Krieg.

Hans: Damit wird jetzt alles niedergeschrien, was bisher der Menschheit am wertesten war. Aller Glaube, das Werk von Millionen Leben, alle Liebe, alles persönliche Schicksal. Sieh zum Fenster hinaus. Die schönen Felder, die Gärten, die Häuser, von denen jedes einem harmlosen Bauern gehört, der euch nur immer das Brot aus der Erde geholt hat — was wird übermorgen, in einer Woche, davon übrigsein? Ich habe so oft davor gebangt, so viel davon geträumt, von Kindesbeinen an, so viel Schreckliches vom letzten Krieg erzählen hören, daß mir gerade so ist, als ob ich ihn schon erlebt hätte.

Starkfuß: Kerle, gewöhnt euch möglichst schnell an den Gedanken: Es ist Krieg. Denn: Krieg ist Krieg.

Hans: Du weißt gar nicht, wie sehr du bereits verroht bist, und es hat noch nicht einmal angefangen.

Dimpfel: Guter Jagdhund. Er wittert das Wild und zittert.

Starkfuß: Jawohl, Schulmeister. Die Leidenschaften sind losgekoppelt. Die Meute fliegt. Weh dem, der nicht mitrennt . . .
(Zu Hans) Wenn du auch kein rechter Deutscher bist, so bleibst du doch mein Freund. Komm her, Hans, stoß an, auf unsere Freundschaft. Schade, daß unser Herz jetzt nicht zusammenschlägt.

Hans: Ja. Ich beneide dich, wenn du wüßtest, wie. Bis zum Verlangen, ganz und gar zu euch zu gehören, einer von euch, von eurem Fleisch und Blut zu sein, in dieser grausigen Stunde.

Starkfuß: Sieh mich an, bin ich ein reißendes Tier?

Hans: Nein, aber du sehnst dich danach, eins zu werden.

Starkfuß: Der deutsche Soldat ist kein Kannibale.

Hans: Der deutsche Soldat muß kämpfen, und er will siegen. Soviel ich weiß, schießt ihr nicht mit Platzpatronen und tragt keine Gummisäbel. Wenn die Engel selber herabstiegen, um Krieg zu führen, so würden vor ihnen her die Städte und Dörfer brennen

und hinter ihnen Unschuldige in den Trümmern verkohlen. Haufen zerrissener Leiber sanken in die Erde, und die Verstümmelten würden in den Hospitälern zu den weißen Wänden schreien. Die an der Spitze hören nicht. Sie siegen...

Starkfuß (strahlend): Sie siegen!

Dimpfel: Ihr geht noch alle mit.

Hans: Ich nicht. Ich weiche nicht von der Stelle, und wenn sie das Haus bis auf die Grundmauern über mir zusammenschießen.

Schmitt: Ich bleibe in meiner Kirche.

Starkfuß: Die Weiber werden dich auch nötig haben. Du wirst sie damit trösten müssen, du Römerknecht, daß ihre Männer und Söhne für meinen Gott, für mein Vaterland sterben.

Schmitt: Ich werde sie trösten, und sicher gehört dazu für mich mehr Tapferkeit und jedenfalls mehr Großmut, als du für deine Arbeit brauchst. Liebe ist schwerer als Haß. Ich ritte viel lieber in die Kugeln.

Starkfuß: Mit den Franzosen?

Schmitt: Wie es meine Pflicht wäre: mit deutschen Katholiken oder selbst als einziger katholischer Gedanke in einem Haufen Andersgläubiger. Du siehst die Dinge zu militärisch. Mein Gott ist kein Feldwebel im Bekleidungsamt.

Starkfuß: Was ist aus den Kämpfen geworden, die über uns in den Lüften ausgefochten werden, hier, an der Glaubensscheide?

Schmitt: Ich wiederhole: es ist leichter gut zu schießen, als gut zu denken. Das Schießen ist an der Reihe. Sprechen wir weiter, wenn die Tage des Denkens wiederkommen.

Starkfuß: Auch die Gedanken werden mit dem Säbel ausgefochten.

Schmitt: Manchmal. Aber sie lassen sich nie totschiessen. Dagegen hat der Weltgedanke der Erschlagenen schon oft die Sieger besiegt.

Dimpfel: Ob ihr mir glaubt, oder nicht. Ihr seid alle drei Raufbolde. Und der Soldat triumphiert, weil er sich am ungeniertesten betätigen kann.

Starkfuß: Hurra. Der Dimpfel soll leben.

Hans: Und weil er der Stärkere ist. Wie hieß es: »wird mit dem Tode bestraft... wird mit dem Tode bestraft...« Er gehört zu denen, die bestrafen, wir bestenfalls zu denen, die bestraft werden.

Starkfuß (erhebt sich): Hans, wenn ich dir sage: von jetzt an bis zum Ende dieses Krieges, der wahrscheinlich das furchtbarste Wagnis ist, das je ein Volk auf sich genommen hat, kennen wir einander nicht mehr, so kündige ich dir nicht die Freundschaft, sondern spreche nur aus, was du sicher auch schon gefühlt hast. Wir stehn einander im Weg. Der Gang heute zu dir fiel mir so schwer, wie noch keiner. Trotzdem mußte ich her, um — ja, du wirst lachen, ich dachte, ich könnte dir irgendwie über die erste Stunde weghelfen. Du hast gesehen, es ging nicht. Und ich halte es auch nicht länger aus. Leb' wohl, Dimpfel, leb wohl, dunkler Kamerad. Pass' auf deine Kirche auf und gib acht, daß kein Franzose hinaufsteigt, um zum Fort hinüberzublinzeln, denn sonst hast du sie gesehen. — Geht ihr beide mal hinaus, ich habe dem Mann noch etwas zu sagen.

Dimpfel: Dann bleiben wir auch gleich draußen, gelt? Viel Glück, Soldat. Ich denke, Weihnachten trinken wir hier unsern Glühwein zusammen. Da wirst du etwas zu erzählen haben.

Starkfuß: Ist recht, Dimpfel.

Schmitt: Du, ich bete für dich, als ob du mein leiblicher Bruder wärst — und nur, daß du am Leben bleibst, weiter nichts. Wenn ich dich verlöre, würde ich um vieles ärmer.

Starkfuß: Gottesmann, das schreib ich meiner Mutter. Daß sogar ein katholischer Pfarrer für ihren Sohn betet. Sie wird es nicht für möglich halten. Ich glaube, sie hat noch keinen aus der Nähe gesehen. Bei uns muß man drei Stunden mit der Eisenbahn fahren, um auf einen Katholiken zu stoßen.

Dimpfel: Salü!

Starkfuß: Salü, Dimpfel.

Schmitt: Eine gesegnete Medaille würdest du von mir nicht annehmen?

Starkfuß: Nein, aber dein Gebet.

Schmitt: Du hast recht. Komm wieder.

ACHTER AUFTRITT

Starkfuß. Hans.

Starkfuß: Jetzt kommt das Schwerste.

Hans: Mach's schnell. Leb' wohl.

Starkfuß: Nicht nur der Abschied . . . Ihr habt noch keine Zeitung bekommen?

Hans: Nein.

Starkfuß: Da steht nämlich drin — in Paris haben sie für und gegen den Krieg manifestiert, du weißt ja, wie sie's da machen, mit Umzügen in den Straßen. Dabei ist ein Zug, den Cavrel führte, Arbeiter, gegen den Krieg, auf einen Haufen Pöbel gestoßen — verzeih, so steht in der Zeitung —, sie kamen in eine Schlägerei, Cavrel fiel, es wurde auf ihm weiter gerauft, seine Freunde wurden geworfen, und als der ganze nachstürmende Haufen endlich über Cavrel hinweggerannt war, erkannte man ihn erst nicht, so hatten sie ihn zerstampft. Sie schafften ihn nach Hause. Aber er kam tot an. Wie bei den Dominosteinen . . .

NEUNTER AUFTRITT

Dieselben. Klär.

Klär: Hans, ich konnte nicht früher kommen. Ich mußte die Mutter auf das Schreckliche vorbereiten. Sie ist wie gelähmt. (Da Hans aufspringt.) Bleib nur. Balthasar und der Abbé sind bei ihr. Du würdest sie eher aufregen.

Hans: Sie muß fort. Sie kann nicht hierbleiben, mitten auf dem Schlachtfeld. Du mußt mit ihr und den Kindern in die Schweiz.

Starkfuß: Wie bei den Dominosteinen. Wenn du den ersten umstößt, reißt er alle andern mit. Jetzt gibt es in Frankreich wahrscheinlich keinen Freund des Friedens und keinen Freund Deutschlands mehr. Sie werden mit dem tiefsten Haß und der letzten Verzweiflung kämpfen. Sie sind eine tapfere und freie Nation. Ich ginge lieber gegen die Russen . . . Aber wir haben nicht die Wahl. Sag' bitte — später — deiner Mutter, ich hätte sie herzlich grüßen lassen, als ich ihr Haus verließ. Leben Sie wohl, Klär. Hüten Sie ihn. (Schnell ab.)

Hans: Starkfuß!

Starkfuß: Ja?

Hans: Weiter stand nichts in der Zeitung?

Starkfuß: Nein.

Hans: Danke dir. (Starkfuß ab.)

ZEHNTER AUFTRITT

Klär. Hans.

Hans: Klär, wenn du gut sein willst, so läßt du mich jetzt ein klein wenig allein.

ELFTER AUFTRITT

Dieselben. Balthasar.

Balthasar: Du mußt zur Mutter. Sie will unbedingt, daß du zu ihr kommst. Ich bitte dich, rede ihr zu, daß sie in die Schweiz geht. Am besten wäre, du brächtest sie mit Klär und den Kindern hin und bliebst bei ihnen.

Hans: Ich?

Balthasar: Ihr müßt noch heute Nacht fahren. Morgen ist die Grenze gesperrt.

Hans: Ich, meinst du?

Balthasar: Ja, schon weil Klär sonst auch bleiben will.

Hans: Klär kann nicht bleiben.

Klär: Doch, Hans, ich bleibe.

Hans: Du mußt die Kinder bringen.

Balthasar: Dann kommt sie nicht so schnell über die Grenze zurück. Ich kann nichts für euch tun, ich muß sofort einrücken.

Hans: Sieh mich an: bist du einig mit dir?

Balthasar: Vollkommen. Für mich ist es wie eine Befreiung. Ich möchte am liebsten mit gehobenen Händen laufen und Hurra rufen . . .

Hans: Befreiung . . . Nicht auch etwas wie — eine Rache?

Balthasar: Vielleicht auch das.

ZWÖLFTER AUFTRITT

Dieselben. Mutter.

Mutter: Schangel, was sagst du dazu, sie wollen mich nicht zu dir lassen!

Hans: Du bist ja schon da, Mutter. So. (Er setzt sie neben sich und nimmt sie in den Arm.)

Mutter: Weißt du, Schangele, man tut am besten, wenn man's nicht glaubt. Setzt euch zu mir, daß ich meine Kinder um mich habe. (Zu Hans.) Muß der Balthasar wirklich und wahrhaftig mit? Kann man nichts dagegen machen?

Balthasar: Nichts, Mutter.

Mutter: In Gottes Namen.

Hans: Du mußt vernünftig sein. Du kannst nicht hier bleiben. Du mußt mit Klär und den Kindern in die Schweiz.

Mutter: Du brauchst dir keine Mühe zu geben. Ich gehe nicht von hier fort. Ich tu doch sonst, was du willst. Drum sage ich dir gleich: ich bleibe zu Hause.

Klär: Ich auch.

Mutter: Da hast du recht, Klär.

Hans: Es wird doch vielleicht alles hier zusammengeschossen.

Mutter: Dann gehn wir in den Keller. Gelt, Klär? Der Balthasar wäre froh, wenn er hier bleiben könnte? Gelt, mein Junge? Was werden unsre Pariser jetzt machen? Ob die Jungens mit müssen? So sagt doch etwas!

Hans: Dann bleiben wir halt alle hier.

Balthasar: Sie müssen beide mit.

Mutter: Das arme Frankreich! Wegen der schmutzigen Russen, sagt der Abbé. Du lieber Gott im Himmel, mach' mit den Russen, was du willst, aber erlaube nicht, daß es Frankreich schlecht ergeht . . . Sei mir nicht böse, Klär. Ich bin eine alte Frau, die kann nicht mehr umlernen, — ich habe Frankreich lieb. Schon der Name ist so süß . . . Gelt, Klär, du möchtest auch nicht —

Klär: Was, Mutter?

Mutter (zu Hans): Glaubst du, ich darf sie fragen?

Klär: Frag', Mutter.

Mutter: Es muß doch nicht sein, daß Frankreich ganz und gar zugrunde geht?

Klär: Wenn ich Frankreich so Schlimmes wünschen könnte, hätte ich dich nicht lieb.

Mutter: Ich habe doch gute Kinder . . . Ich meine immer, ich höre schon Kanonen.

Balthasar: Das kommt von den letzten Manövern.

Mutter: Oder von Siebzig. Da saßen wir auch so da, der Vater und ich und der Großvater und die Großmutter und warteten . . . — Ja, und dann ist es auch richtig gekommen . . . (Schweigen.)

Vorhang.

VIERTER AUFZUG

Die gute Stube im Schnakenloch wie im vorigen Aufzug. Sommerabend. Zum Schluß dunkelt es dann. Keine andre Beleuchtung, als die brennende Scheune.

ERSTER AUFTRITT

Hans. Klär. (Am Schreibtisch.)

Hans: Hier liegen alle die Papiere, die mir das Leben so oft schwer machten, als es noch leicht zu tragen war. Versicherungen, Hypotheken, Steuern, Verträge. Immer war irgend etwas fällig, immer mußte man etwas kündigen oder wurde einem etwas gekündigt. . . (Wie er zu Klär neben sich aufblickt: auf ein Loch in der Wand deutend.) Schon gesehen? Eine Granate. Und dort ist sie hinausgeflogen. Wann, meinst du, hat sie hier durchgeschlagen?

Klär: Heute, gestern, vorgestern — weiß ich?

Hans: Nein, gleich am ersten Tag. Ich kam gerade vom Keller herauf. Unterwegs hatten nur immer die Mäuse gepiffen, wie ich aber hier ins Zimmer trat, fuhr heulend ein Hund dazwischen — die Tierchen schwiegen, wie erschrocken . . . Dann war der große Hund vorbei, und sie fingen wieder an, um die Wette zu pfeifen. — Ein Gruß von Starkfuß.

Klär: Oder eine Warnung.

Hans: Wovor?

Klär: Den Keller zu verlassen.

Hans: Ich kann nicht bei den Kartoffeln leben. Ihr seid alle gelb geworden da unten. Dieser Schlüssel —

Klär: Und du bist weiß geworden auf deinen ewigen Rundgängen durchs Haus bei Tag und Nacht.

Hans: Du übertreibst. Nachts habe ich meistens auf dem Familiensofa geschlafen und selten schlecht. — Dieser Schlüssel öffnet den Schatz der Familie Boulanger. Hier liegt auch unser Briefwechsel. Es ist also ein kostbarer Schlüssel. Verwahre ihn gut.

Klär: So machst du mich mürbe. Dreimal bist du mit dem Schlüssel und einem finstern Gesicht hinunter gekommen. Ich wollte ihn nicht haben. Jetzt, wo ich im Tageslicht neben dir stehe und du fröhlich bist, bin ich fast stolz auf die Ehre . . .

Hans: Keine Macht der Welt brächte mich noch einmal in den Keller. Man konnte nicht atmen, man sah nicht hell. Der Kleine klingelte und lachte. Der andre schoß mit seiner Kanone immer auf dieselbe Stelle an der Wand. Die Mutter wickelte ihren Rosenkranz ab, und du sahst ihr mit so sinnloser Aufmerksamkeit zu, daß ich wiederum kein Auge von dir wenden konnte, bis wir alle in dem Loch auf und ab zu schweben schienen. Ich mußte die ganze Zeit gegen das Verlangen ankämpfen, mich hinter der großen Bütte aufzustellen und mit Kartoffeln nach Euch zu werfen . . .

Klär: Du großer Kindskopf!

Hans: Weißt du, wofür die Mutter betet?

Klär: Für Balthasar und für Frankreich.

Hans: Armes Frankreich. Nun brennt es in seiner ganzen Breite von den Vogesen bis fast ans Meer, und hinter diesem Wall seiner rauchenden, zusammengestürzten Dörfer, seiner tödlich verstuminten Städte und schon zahlloser Leichen reckt es sich und hebt sein finster verzweifelter Gesicht in den Feuerschein und bereitet sich zum letzten Waffengang. — Die Mutter hat geträumt, die Jungfrau von Orleans sei wiedergekommen und marschiere mit ihren Heerscharen unter brennenden Riesenfahnen durch eine lange Nacht gegen Reims . . . Sogar unsere Gebete bekämpfen einander.

Klär: Hans, wer von uns hätte vor einem Monat gedacht, daß das Leben uns diese furchtbare Prüfung auferlegen werde? Wir müssen Geduld haben. Tapfer sein. Alle sind jetzt tapfer. Laß es uns auf unsre Art sein. Wenn wir durchhalten, sind wir von allem Schmerz der Erde gesegnet, wir beide. Bitte, laß das alles nicht vergebens sein.

Hans: Sehr schön, was du da sagst, Klär. Und wahr, wahr. Betest du auch?

Klär: Ich wage es nicht. Obwohl ich manchmal Stärkung brauchte, so allein unter euch.

Hans: Ich kann es mir denken . . .

Klär: In den schlimmsten Stunden hält mich etwas, was du oft den Fetisch der Deutschen genannt und verhöhnt hast: die Pflicht.

Hans: Ich kann nichts dafür. Schlechte Komödianten bringen es fertig, daß man das schönste Trauerspiel belacht. Bei dem Wort Pflicht

zum Beispiel fällt mir immer gleich ein Universitätsfreund ein, der das Dienstmädchen seiner Wirtsleute heiraten mußte, das ihn verführt hatte.

Klär: Ich bitte dich, werde endlich ernst.

Hans: Siehst du, der Keller! Der Anblick der Kartoffeln, aus denen dicke grüne Würmer wachsen, hat dir deine Heiterkeit genommen.

Klär: Findest du das hier lustig?

Hans: Hier ist es frisch, hell, und ich habe zu tun. Spaziere nur einmal durch das Haus. Die Türen stehn auf oder, wenn du Glück hast, sind sie sogar zerschlagen. Dazu lärmt es ununterbrochen, wenn du auch nicht genau weißt, wo. Blickst du aus dem Fenster, so bewegen sich kreuz und quer viele Reihen von Kommata, mit Ausrufungszeichen und Gedankenstrichen dazwischen, und wenn sie sich verhadern, so kannst du dir sagen: Dies ist eine Staatsaktion, von deren Ausgang, das eine zum andern Mal gerechnet, schließlich das Schicksal der Völker abhängt. Es mag dumm sein, daß soviel vom Ausgang einer Rauferei abhängt, aber ich kann es nicht ändern. Von Zeit zu Zeit schicken sie mir eine Abordnung ins Haus. Ein Haufen Soldaten stürzt herein und wieder hinaus. Etwas zerschlagen sie immer, und ich bliebe vielleicht nicht so ungeschoren, wenn ich nicht gleich meine Vorkehrungen getroffen hätte. An der Tür der Schreinerei überm Hof kannst du von meiner Hand lesen: »Hier gibt es zu essen und zu trinken, so lange der Vorrat reicht.« Und am Tor zum Weinkeller im alten Flügel steht groß und deutlich: »Eingang zum Weinkeller«. Daneben eine Weinkarte mit Bezeichnung der Fässer, die ich sorgfältig in Ordnung halte. Die Inschriften sind zweisprachig. Der Hopla paßt am Dachfenster auf, was für Hosen sich dem Schnakenloch nähern, und je nachdem, ob sie rot oder grau sind, hängt er die französische oder die deutsche Inschrift aus. Nachts stellen wir einfach eine Lampe vor die Kantine und den Keller und öffnen weit die Türen.

Klär: Schon wieder die Kanonen.

Hans: Erschrick nicht, mein Liebling. Sie bellen, aber sie beißen nicht. Wenigstens nicht uns. Die weiße Fahne schützt die Verwundenen und uns.

Klär: Sind es deutsche oder französische?

Hans: Beides. Die dunkleren sind die deutschen, und die hellen die französischen . . . Seltsam, nicht wahr? . . . Bing. Bu. Bu. Bing . . . Mir tut ihr Gesang unendlich wohl. Ich gehe damit herum, ich schlafe darin ein. Ich weiß nicht, ist es eine Klage, oder ist es Zorn . . . Im Grunde, fürchte ich, singen sie ein Wiegenlied, bei dem man leicht zu heftig träumt.

Klär: Ja, Hans, es ist wie eine Wolke, in der du mir langsam entschwebst. Du bist ja schon so weit fort. Warum mußte ich die ganze Zeit im Keller bleiben? (Hans ist aufgestanden und tritt ans Fenster.)

Hans: Arme Jungen, da liegen sie wahrhaftig in Reih und Glied. Und die Franzosen davor hingeschleudert wie Pfeile, die ihr Ziel nicht ganz erreichten. Schau, die einen sind so still, die andern strecken krampfhaft Hände aus, als wollten sie noch im Tode würgen.

Klär: Warum erlaubt der Abbé nicht, daß ich ihm helfe?

Hans: Wie er sie umdreht und jedem ins Gesicht sieht . . .

Klär: Warum darf ich nicht helfen? Warum haltet ihr mich eingesperrt?

Hans: Der Abbé will alles allein tun. Er fährt sie auch allein hinaus und begräbt sie allein. Er sagt, er habe etwas erlebt, was er sich nie wieder nehmen ließe: die Demut, die große Demut sei über ihn gekommen. Man solle ihn um der Barmherzigkeit willen nicht stören. Ich finde, er hat sich auch sehr verändert. Er ist schön geworden . . . (Plötzlich.) Mich hat die Wildheit dieser Toten angesteckt. So will ich auch liegen. Hingeschleudert und mit krampfhaften Händen, die ihr Ziel nicht erreichten. So und nicht anders will ich sterben. So.

Klär: Hab Geduld. Es geht vorüber. Laß mich dein heftiges Herz so lang halten. Bitte. Ich hab nichts anderes zu tun. Alle störe ich. Nicht einmal mein Junge will mit mir spielen. Ich bin vollkommen überflüssig. Laß mich wenigstens dein Herz so halten und mich damit ducken, bis der Sturm vorüber ist.

Hans: Ja, manchmal, wenn die Kanonen gar so inbrünstig einander zusingen, meine ich auch, ich müßte mich an irgend etwas festklammern, um nicht fortzufliegen.

ZWEITER AUFTRITT

Dieselben. Hopla.

Hopla (hereinstürzend links): Jetzt sind es wieder die Franzosen. Haufenweise. (Rechts ab.)

DRITTER AUFTRITT

Hans. Klär.

Hans: Schnell in den Keller. Laß die Mutter mit ihnen reden, wenn sie hinunterkommen.

Klär: Ja.

Hans: Worauf wartest du?

Klär: Ich sollte dich von der Mutter bitten, hinunterzukommen. Ich sollte dir sagen, sie habe dich seit vorgestern nicht gesehen.

Hans: Gut. Sobald die Franzosen untergebracht sind. (Klär ab links.)

VIERTER AUFTRITT

Hans. Hopla. Ein französischer Korporal.

Hopla (von rechts): Hierher, Herr Korporal. Der Herr Korporal muß die gute Stube haben. Ein Landsmann.

Hans: Belfort?

Korporal: Jawohl.

Hans: General Vautier?

Korporal: Jawohl.

Hans: Guten Appetit. Leider gibt es nur noch Reste.

Korporal: Wenn es nur den Magen füllt. (Hans ab.)

FÜNFTER AUFTRITT

Hopla. Korporal.

Hopla: So ist's recht. Setzt Euch. Das war unser Herr. (Nimmt ihm das Gewehr ab.) Ich meine immer, unser Chassepot sei leichter gewesen . . . Schmeckt's?

Korporal (auf ein Loch in der Wand deutend): War die von uns?

Hopla: Von den Preußen. Ich denke, da drüben im Fort haben sie sich gesagt, im Schnakenloch müssen sie's schwül haben, wir wollen ihnen ein bißchen Luftzug machen. Saubere Arbeit, alles was recht ist.

Korporal: Käse heißt Ihr das? Ich bin kein Zahnathlet. Schafft was anders her.

Hopla: Es ist das letzte, was wir im Hause haben.

Korporal: Da könnte ich gerade so gut meine Munition fressen.

Hopla: Ei da freßt halt Eure Munition und schießt mit dem Käse.

Korporal (bequemt sich, weiter zu essen): Krieg ist Krieg.

Hopla: Geht schon herum. Ihr meint doch auch, daß wir wieder französisch werden?

Korporal: Was denn sonst?

Hopla: Unser Herr meint, die Franzosen, die scherzen gern mit den Mädchen, aber sie heiraten sie nicht. Er meint, ihr macht uns ein paar Visiten und bleibt dann fort.

Korporal: Er irrt sich, Euer Herr.

Hopla: Was aber der Hopsa ist, der Pferdeknecht, der sagt, wenn die Preußen verlieren, werden wir russisch. Russisch! Ich hab gesagt: Hopsa, du bist immer ein Narr gewesen, es wäre ein Wunder, wenn du jetzt auf einmal gescheit würdest, wo sogar brave Leute den Verstand verlieren.

Korporal (schiebt den Teller fort. Steckt eine Zigarette an): Ihr könnt euch freuen.

Hopla: Ha, ich hab lang genug gewartet, daß die roten Hosen über die Vogesen kommen.

Korporal: Aber daß wir so schnell da wären, habt Ihr doch nicht gedacht?

Hopla: Ich hätte gedacht, die Preußen wehren sich besser.

Korporal: Ja, die!

Hopla: Sind viele Landsleute unter euch?

Korporal: Ihr wißt, wir waren immer gutes Kanonenfutter. Aber ich lasse mich tausendmal lieber für die Franzosen totschießen, als für die Preußen. Es ist halt so. (Schuß.)

Hopla: Habt Ihr gehört?

Korporal: Es geht immer mal eine Flinte los. Solange sie nicht mit Kanonen schießen, bleibe ich ruhig sitzen und rauche meine Zigarette.

SECHSTER AUFTRITT

Dieselben. Klär.

Hopla (erhebt sich): Madam?

Klär: Hopla, gibt es gar nichts zu essen?

Hopla: Nichts, Madam, nichts. Was noch da ist, wollen nicht einmal die Soldaten.

Korporal: Ah, die Madam. Wollt Ihr Euch nicht setzen, Madam?

Klär: Gehn Sie doch hinunter und sagen Sie's ihnen. Sie werfen den Keller durcheinander, weil sie glauben, daß wir Lebensmittel versteckt halten . . .

Korporal: So ist's recht. Macht, daß Ihr hinauskommt. Die Madam und ich werden schon allein miteinander fertig.

Hopla: Gern, Madam.

Klär: Seien Sie vorsichtig, Hopla. Ich fürchte, daß es Händel gibt.

Hopla: Ist der Herr Hans unten?

Klär: Eben deshalb. Er will sie aus dem Keller vertreiben.

Korporal: Bei mir, Madam, seid Ihr in Sicherheit. Ich bin Korporal. Ich weiß schon gar nicht mehr, was eine Frau ist. (Schnüffelt): Ich muß sagen, Ihr riecht nicht schlecht.

Hopla: Leise, Mann, leise. Ihr brennt ja, als ob Ihr läufig wärt.

Klär: Kommen Sie, Hopla, ich gehe mit Ihnen.

Korporal: Dageblieben! Ihr meint, ich brenne? Dann heißt's schnell löschen. Sonst schlägt der Brand ins Haus. Verstanden, du ausgeschlenkerter Dreschflegel? Ich mache der Madam nichts, aber dableiben soll sie.

Klär: Hopla, rufen Sie meinen Mann.

Korporal: Ihr Mann, Madam, bleibt besser, wo er ist. Denn wenn er hier hereinkommt, ist es nicht sicher, ob seine Beine noch stark genug sind, um ihn wieder hinauszutragen. Wäre es nicht besser, ich wärmte ihm den Platz bei Ihnen, als daß er . . .

Hopla: Schämt Euch. Ein französischer Soldat. Ist Eure Republik ein Hurenhaus?

Korporal (zu Klär): Dageblieben, sag ich. (zu Hopla): Wenn du dein dummes Maul gehalten hättest, wäre kein böses Wort gefallen. Ich hab mit der Madam nur reden wollen. Madam gefällt mir . . . Halt's —! (Holt aus): Wenn einer nur noch einen Zahn hat, so sollte

er ihn besser hüten, besonders in Zeiten, wo es Gemüse regnet, von den Bohnen bis zu Kürbissen.

Hopla: Paß auf, es gehn wieder Flinten los. Diesmal aber sind es ein bißchen viel auf einmal.

Korporal: Solange keine Kanonen, sage ich . . . *(Signal.)* *(Zu Klär):* Dageblieben. *(Tritt zum Fenster.)* Warte nur! Ich komme wieder! *(Ein Bein aus dem Fenster.)*

SIEBENTER AUFTRITT

Dieselben. Hans. Der Teufel. Deutsche Soldaten.

Klär *(verzweifelt)*: Hans!

Soldaten *(auf den Franzosen anlegend)*: Halt!

Klär: Hans —

Der Teufel *(packt den Franzosen am Kragen und zieht ihn herein)*: Hab ich dich, elender Wackes!

Hans: Sie erdrosseln ihn ja! *(Klär schnell ab.)*

ACHTER AUFTRITT

Dieselben, ohne Klär.

Der Teufel: Das wäre viel zu schade für den Kerl. Hier küß'! *(Hält ihm das Handgelenk hin.)*

Der Korporal: Nicht ums Verrecken.

Hans: Ich bitte Sie! Seit wann werden Gefangene gefoltert?

Der Teufel *(breit lachend)*: Das müssen Sie den Citoyen hier fragen. Hast du mich schön verschnüren lassen, he? Wie eine Bratgans, wie? Und mich ins Heu gelegt? Wann sollte denn Feuer gemacht werden — wie? Kerle, paßt mir auf den auf! *(Stößt ihn den Soldaten zu, die ihn abführen.)*

Ein Soldat: Jawohl, Herr Wachtmeister.

Der Teufel: Er kommt in die Scheune, genau dorthin, wo ihr mich gefunden habt. Fest anzieh'n, beim Binden! *(Auf den Franzosen zustürzend)*: Küß', du Halunke, oder —

Hans: Lassen Sie's gut sein . . . *(Hinter den Soldaten ab.)*

NEUNTER AUFTRITT

Hopla. Der Teufel.

Hopla *(nimmt das Gewehr des Franzosen, hantiert damit herum)*: Ja da! *(Streichelt es und legt es wieder sorgsam auf den Tisch.)* Ich hab gedacht, sie

erwischen Euch in Euerm Faß. Aber nein, Ihr wart so besoffen, daß Ihr nicht einmal mehr hineingefunden habt. Ihr vertragt den Weingeruch nicht, he? Seitdem ich Euch in dem Faß einquartiert hab, geht Ihr jedesmal, wenn Ihr an die Luft kommt, im Kreis herum.

Der Teufel: Hopla, Mann, die Rothosen laufen.

Hopla: Kommt darauf an, in welcher Richtung.

Der Teufel: In der richtigen.

Hopla: Dann ist das eben so ihre Art zu kämpfen. Paßt auf, Teufel, sie kommen wieder. Einer hat sein Gewehr gleich hier gelassen. Es dauert keine zwei Stunden, und Ihr leckt wieder am Weinstein. Gebt nur acht, daß Ihr diesmal rechtzeitig hineinkommt.

Der Teufel: Der Herr Balthasar ist unten, der sagt, es sei bald zu Ende mit den Johanniskäfern. Von Straßburg hierher, vom Rhein bis an die Berge wusselts von deutschen Heuschrecken.

Hopla: Heuschrecken — da habt Ihr recht. Wo Ihr durchgegangen seid, da ist nichts mehr zu holen.

Teufel: Ruhe, alter Franktireur! Wir regieren jetzt wieder. Stillgestanden!

Hopla: Wenn ich Euch nicht ins Faß gesteckt hätte, wie die Franzosen das erste Mal kamen, da wärt Ihr jetzt schon im Himmel.

ZEHNTER AUFTRITT

Dieselben. Hopsa (schmutzig, verstört).

Teufel: Junge, wo kommst du her? Ich denk die ganze Zeit, du hupst da draußen zwischen den Stoppeln herum.

Hopsa (zu Hopla): Sag' dem Herrn Wachtmeister, wo ich herkomme.

Hopla: Ei, ich denk, aus dem Kaninchenstall.

Der Teufel (lachend): Haha! Ich sitz im Faß, und der Junge im Kaninchenstall. Wer wohnt denn im Misthaufen?

Hopsa (zu Hopla): Vielleicht der Teufel. Und dort gehörst auch du hin, du Hund. (Zum Teufel): Nichts zu lachen.

Hopla: Komm her, Knirps.

Hopsa: Eingesperrt hat er mich, wie die Mobilmachung kam. Dem Herrn Balthasar, der mich mitnehmen wollte, hat er gesagt,

ich sei schon fort. Einen Deserteur hat er aus mir machen wollen. Der Franzosenkopf!

Hopla: Sei still. Hast immer dein gutes Essen und Trinken gekriegt. Besser, du sitzt im Kaninchenstall, als daß du Franzosen schießt.

Der Teufel (lachend): Was hat er?

Hopsa: Der Verstand ist mir aus den Augen geschossen vor all dem Bumpen und dem Geschrei draußen. Da, schau her, blutig gehauen hab ich mich an der Tür, wie's draußen losging: »Kartoffelsupp, Kartoffelsupp, den ganzen Tag Kartoffelsupp . . . (gegen Hopla eindringend) Supp-Supp-Supp!«

Der Teufel: Hopsa, wir wollen ihn verhaften.

Hopsa: Ich bin schon dabei. (Er hebt die Faust. Hopla greift nach dem Gewehr auf dem Tisch, im Handgemenge reißt Hopsa das Gewehr an sich) . . .

Hopla (taumelnd): Komm her . . .

Hopsa: Da! (und schlägt Hopla nieder).

Hopla: Knirps.

Hopsa (noch einmal zuschlagend): Da.

Der Teufel (völlig ernüchtert): Junge . . . Junge . . . das ist verboten.

Hopsa: Im Hof liegt ein toter Dreiundneunziger, dem seine Uniform ziehe ich an und dann los! »Kartoffelsupp, Kartoffelsupp, den ganzen Tag Kartoffelsupp«. (Ab.)

ELFTER AUFTRITT

Der Teufel.

Der Teufel (geht einige Male um Hopla herum, wischt sich den Schweiß von der Stirn. Dann hebt er erst das Gewehr auf und schiebt es unter den Schrank. Dann ans Fenster): Herr Abbé! Herr Abbé!

ZWÖLFTER AUFTRITT

Der Teufel. Abbé Schmitt.

Der Teufel (legt den Finger auf den Mund): Pst! Später . . . Wir wollen ihn aus dem Zimmer schaffen . . . Daß die Herrschaft ihn nicht sieht.

Schmitt: Wer —?

Der Teufel: Später. — Vielleicht am besten durchs Fenster. Fassen Sie an, Herr Abbé. So. (Sie lassen den toten Hopla aus dem Fenster gleiten.) Ich will mir schnell die Hände waschen. (Verwischt Blutspuren am Boden mit dem Stiefel.) So. Und jetzt fort!

Schmitt: Wenn Sie wollen, helfen Sie mir ein wenig den Wagen waschen.

Der Teufel: Ich will lieber einmal ins Dorf, nach dem Rechten sehn.

Schmitt: Da gibt es nur noch wenig zu sehn.

Beide ab. In der Tür Begegnung mit Balthasar. Teufel steht stramm, bevor er weitergeht.)

DREIZEHNTER AUFTRITT

Balthasar in Leutnantsuniform. Klär. Der Teufel.

Balthasar (noch in der Tür): Es geht, Herr — es geht famos.

Teufel: Zu Befehl, Herr Leutnant. (Ab.)

VIERZEHNTER AUFTRITT

Balthasar. Klär.

Balthasar: Klär, wenn du nicht gewesen wärest, hätte ich keinen Fuß über die Schwelle gesetzt.

Klär: Sind das deine Leute im Hof?

Balthasar: Ja, aber sie sind aus dem Gefecht gezogen. Sie sollen sich im Spargelfeld ausruhen, bevor es weitergeht.

Klär: Du bist wenigstens nicht trübsinnig.

Balthasar: Die Franzosenzeit zu Ende. Wenn nicht schon jetzt, so doch bis zum Abend. Die Armee ist beisammen und hat den Aufmarsch begonnen. Wir an der Spitze! Bitte, gib mir einen Kuß: ich bin so zufrieden mit mir und der ganzen Welt.

Klär: Im Ausnutzen von Gelegenheiten warst du schon immer stark.

Balthasar: Nur: die Gelegenheiten waren ebenso selten wie unzulänglich. Einen Kuß — auf die Backe.

Klär: Wenn du fortgehst, zum Abschied.

Balthasar: Dafür aber auf den Mund?

Klär: Ja, hast du dich nicht schon mit Hans gestritten?

Balthasar: Im Gegenteil.

Klär: Um so besser. Erzähle!

Balthasar: Ein Komödiant. Er gehört wirklich zu den Franzosen.

Als ich mein Bedauern aussprach, daß gerade um das Schnakenloch herum so böse gekämpft werde — es liegt eben auf unserer Vorpostenlinie — weißt du, was er da antwortete? Er brauchte nicht die Toten und Verwundeten zu sehn, um zu wissen, daß er in einem furchtbaren Handgemenge stehe. Schlug sich auf die Brust: Hier sei das Echo, wo alle Schreie und Verwünschungen zusammenträfen... Mitten auf dem Hof! Mein Hauptmann sah mich groß an.

Klär: Sei still. — Erzähle.

Balthasar: Natürlich. Die gefallenen Engel mit dem Heimweh nach dem Paradies haben ihren Eindruck auf die Frauen noch nie verfehlt. Die Engel, die droben blieben, waren aber nicht dümmer, sie hatten nur mehr Charakter.

Klär: Theologie zwischen Bomben und Granaten.

Balthasar: Charakter ist Treue, Treue kann allerdings kaum mit den melancholischen Reizen eines Seiltänzers aufwarten. Übrigens sind wir drauf und dran, den ganzen Schwindel in Fetzen zu hauen. Gib acht. Mode werden jetzt die braven untersetzten Kerle wie ich. Ihr geht ja doch immer mit der Mode.

Klär: Ja, ja, du hast hundertmal recht, wenn du mir jetzt nur erzählst, was du erlebt hast.

Balthasar: Was ich erlebt habe? Erstens die Lösung der elsass-lothringischen Frage, in zwölf Stunden. Die Sturmglocken läuteten, das war für die, so Blut statt Gespenster im Kopf haben, für die anderen genügte die Verkündung des großen Belagerungszustandes. »Schwab« und »Wackes«: fort im Glockengeläut. Blitzblank ist das Land geworden, und als wir ausmarschierten, da sangen wir, Sachsen, Preußen und Elsässer:

»Ich hatt' einen Kameraden,
einen bessern findst du nit...«

Du, das ist ein herrliches Lied!

Klär: Nicht wahr!

Balthasar: Zweitens habe ich eine Entdeckung gemacht. Selbst wenn es wahr wäre — was sich ja zeigen wird —, daß die deutschen Soldaten Maschinen seien, so will mir noch viel mehr scheinen, daß die deutschen Maschinen ausgezeichnete Soldaten sind. Die Mobilmachung geschah wie ein millionenfach abgestufter, aber einziger Griff.

Aus den weithin, weither funkelnden Gelenken der Riesenmaschine löste sich etwas wie eine Seele, eine Kraft ohnegleichen, berührte jeden und machte ihn froh: die große Sicherheit, die Zuversicht.

Klär: Kerlchen, du bist zum Küssen.

Balthasar: Sofort. — Drittens ein Wunder. Unter einem klarsten Sommerhimmel, in den durchsonntesten Tagen, die ich je gesehen habe, zogen tausend und tausend Soldaten ernst und hochzeitlich geputzt an uns vorüber. Wir winkten einander zu, als wären wir alle ein Liebhaber und hätten dieselbe Braut. So, Mädchen, war der Auszug der Barbaren. Ich habe ihn mit diesen meinen Augen gesehen, davon bin ich fast fromm geworden. Seitdem sind dreißig Tage vergangen. Wir haben die Franzosen aus Lothringen hinausgeworfen, und jetzt werfen wir sie aus dem Elsaß. Unsere Heere stehn an der Maas, an der Marne, an der Aisne, in einem großen Halbkreis vor Paris. Kuß!

Klär: Bist du auch ganz sicher, daß wir siegen?

Balthasar: Sicher hat nie ein Volk freudiger gekämpft, keines war besser für den Kampf gerüstet, und sechzig Millionen Menschen, die bis auf jedes Kind nur den einen Wunsch kennen, ihre ganze Kraft einzusetzen, alles herzugeben, um zu siegen — besiegt können die nicht werden.

Klär: Hans fürchtet —

Balthasar: daß wir allen Freiheitsbäumen an Stelle der phrygischen Mütze die stahlige Pickelhaube aufsetzen, und die Welt in einen Kasernenhof verwandeln.

Klär: Er behauptet, in den Zeitungen sei der Vorschlag gemacht worden, Kant, Beethoven und Goethe — ihre Denkmäler versteht sich — in Landsturmuniformen einzukleiden, damit unser Volk sie nicht ganz aus den Augen verliere.

Balthasar: Mit Witzen macht man keine Weltgeschichte. Unsere großen Männer gehören gerade so gut den Engländern, wie sie uns die ihrigen nicht vorenthalten können, aber ihre Kolonien, die behalten sie für sich allein, und die Franzosen bezahlen für den ganzen Goethe nicht mehr, als den Ladenpreis. Geschwätz! Zugegeben, die Franzosen und die Engländer seien kultiviertere Völker als die Deutschen, so hat ihre Kultur sie doch nicht gehindert, Kriege zu führen, wenn sie sich Vorteile davon versprochen. Nicht wahr?

Klär: O, Junge, ich glaube dir gern.

Balthasar: Als Kant, Goethe, Schiller lebten, war Preußen so groß wie Serbien, und das Herzogtum Sachsen-Weimar unbedeutender, als Montenegro. Ein Narr, der glaubt, daß dieses Deutschland, wenn es erst ein Weltreich geworden sei, statt philosophischer Systeme nur noch Kriegervereine und statt Dichter und Musiker nur mehr Feldwebel und Versicherungsagenten hervorbringen werde. Das alles habe ich natürlich meinem großen Bruder wieder nicht sagen können.

Klär: Warum nicht?

Balthasar: Weil er mich sofort mit seinen eigenen Angelegenheiten vollpackte... Klär, sag' mir: glaubst du, daß du mich lieben könntest, oder, nein, daß du mich hättest lieben können, wenn du mich etwa vor Hans getroffen hättest? Oder wenn es gar keinen Hans, sondern nur einen Balthasar gäbe?

Klär: Du willst sagen, wenn Hans nur in der Ausgabe Balthasar vorhanden wäre?

Balthasar: Meinetwegen.

Klär: Du vergißt —

Balthasar: Denke doch: in einer Stunde kann ich tot sein.

Klär: Ich bleibe nie mehr allein mit dir.

Balthasar: Sprich zu mir, als ob ich in einer Stunde nicht mehr wäre. Sag' mir die Wahrheit. Könntest du mich lieben? Ich frage ja nicht, ob du mich liebst. Ich weiß, daß du Hans hörst. Ich muß klar sehn. Glaube mir, ich frage nicht aus Eigensinn oder um einer eiteln Hoffnung willen. Ich frage nicht, ob du mich jetzt liebst. Ich frage: könntest du mich lieben —

Klär: Deine Frage ist sinnlos. Wie kann ich wissen —

Balthasar: Wenn Hans dich verlasse? (Heftig.) Er verläßt dich. Er will dich noch heute verlassen. Er hat es mir eben gesagt. Heimlich will er dich verlassen. Er fährt mit dem Abbé fort, um Essen zu holen und schleicht sich durch die Vogesen zu den Franzosen.

Klär (langsam): Ich kann ihm ja später folgen.

Balthasar: Nein! Er will fort. Versteh doch. Ganz fort.

Klär: Er könnte doch nur verwundet werden.

Balthasar: Er schwor, daß er dann — nachhülfe.

Klär: Warum?

Balthasar: Warum!

Klär: Und warum sagt er es nicht mir?

Balthasar: Ich denke, du sollst ihn in guter Erinnerung behalten.

Klär: Deshalb? Um hier zu sitzen und ewig zu warten —

Balthasar: Diese Lüge dulde ich nicht. Er soll dich nicht noch im Tode betrügen...

Klär: Eine solche Folter konnte nur er sich ausdenken.

Balthasar: Ich liebe dich. Ich setze auch mein Leben aufs Spiel. Ich will etwas zu gewinnen haben. Nur eine ferne Möglichkeit, nicht mehr. — Auch du darfst in dieser schrecklichen Zeit nicht ohne alle Hoffnung sein. Ich stürme in ein neues Leben, das herrlich klar sein wird, stärker und stiller, als es je war. Komm mit mir in deinen Gedanken! Sag' mir —

FÜNFZEHNTER AUFTRITT

Dieselben. Hans.

(Schnell herein.)

Hans: Balthasar — lauf! (Öffnet die Türe links, stößt ihn hinaus und stellt sich davor.)

SECHZEHNTER AUFTRITT

Klär. Hans. Französischer Offizier.

(Herein.)

Hans: Einen Augenblick, Herr Offizier. Klär, laß uns allein. (Klär ab.)

SIEBZEHNTER AUFTRITT

Hans. Der Offizier.

Hans: Es war mein Bruder.

Offizier: Im Krieg kennen wir nur Uniformen.

Hans: Ich bezahle für ihn. Ich trete sofort in das französische Heer ein.

Offizier: Ihr Wort?

Hans: Mein Wort. Heute Nacht gehe ich über die Vogesen.

Offizier: Dann auf Wiedersehn in Belfort. (Ab.)

Hans (lächelnd): Auf Wiedersehn.

ACHTZEHNTER AUFTRITT

Hans.

Hans (zum Fenster): Gottesmann, willst du einen Augenblick heraufkommen? (Sieht Hopla.)

NEUNZEHNTER AUFTRITT

Hans. Abbé Schmitt.

Hans: Wer schreit denn so?

Schmitt: Was fragst du? Ein Verwundeter.

Hans: Es sind jetzt Ärzte da.

Schmitt: Ja, endlich. Wenn die Franzosen sie nicht mitgenommen haben.

Hans: Hast du gesehen? Der Hopla —

Schmitt: Ich wollte ihn gerade begraben.

Hans: Wer hat es getan?

Schmitt: Ich weiß nicht. Es ist ja auch gleichgültig.

Hans: Vielleicht die Franzosen, weil sie den Keller leer fanden, vielleicht die Deutschen, weil er nicht schnell genug aus dem Weg ging. Im übrigen wird niemand ihn vermissen.

Schmitt: Was wolltest du?

Hans: In der neuen Zeit, die jetzt anbricht, war kein Platz für ihn. Ebenso wenig wie für mich.

Schmitt: Verzeih, Bruder, ich habe keine Zeit, deine Reden anzuhören.

Hans: Darf ich unserm Hopla nicht einen kleinen Nachruf halten? Die Mutter hat er zur Hochzeit gefahren und mich und den Balhasar über die Taufe gehalten, wir alle, auch du, haben an seiner Hose gehen gelernt, den Hopsa hat er sogar mit der Milchflasche aufgezogen und dabei, solange er lebte, auf der Spreu bei den Gäulen geschlafen. Er war ein braver Mann . . . Wer hat die Scheune angezündet?

Schmitt: Ich will es gar nicht wissen. Sie brennt.

Hans: Sie wird abbrennen, bis auf den Grundstein. Aber es schadet nichts. Das Heu ist fort und das Feuer kann nicht herüber.

Schmitt: Vom Dorf steht nicht mehr ein Haus. Seit vorgestern irren die Bewohner, die nicht von den einschlagenden Granaten ge-

tötet worden sind, auf den Feldern. Heute Nacht haben sie zwischen den feindlichen Vorposten geschlafen.

Hans: Und heute ist über ihnen gekämpft worden.

Schmitt: Die meisten habe ich aus dem Feuer herausgeholt und in der Kirche eingesperrt — auf der Galerie.

Hans: Von dort können sie zuschauen, wie unten die Verwundeten weiterkämpfen.

Schmitt: Das alles ist nur eine einzige Träne in Gottes Auge, und der ganze Himmel spiegelt sich darin.

Hans: Ja —

Schmitt: In solchen Schrecken naht die Botschaft vom Heil. Es gibt keine Feinde mehr, nur Menschen, die leiden, und alle Leiden führen zum selben Ziel.

Hans: Und dieses wäre?

Schmitt: Die Güte aller gegen alle. Der Frieden.

Hans: Nach mir!

Schmitt: Hunderte von Kriegen sind über dieses Land gegangen. Es hat sich immer schnell erholt. Was blieb, das war der Geist jener Kämpfe. So wird es auch diesmal sein.

Hans: Wenn man dich predigen läßt, hältst du noch immer schön still. Du hast nur das Thema gewechselt.

Schmitt: Ich finde, Bosheit ist jetzt ein miserabler Zeitvertreib.

Hans: Du wirst dich nach dem Krieg mit Starkfuß gut verstehn.

Schmitt: Wahrscheinlich. Wir erleben beide dasselbe.

Hans: Wir wollen nach den Bergen fahren und zu essen holen.

Schmitt: Das ist sehr nötig. Aber ich fürchte, wir werden weit fahren müssen.

Hans: Hinten im Tal ist noch nicht gekämpft worden.

Schmitt: Wäre es nicht sicherer, in die Stadt zu fahren?

Hans: Wer weiß, ob wir hineinkämen. Außerdem muß ich dort hinüber . . .

Schmitt: So will ich anspannen.

Hans: Du kehrst allein zurück. Morgen führst du die Frauen und die Kinder in die Stadt. Die Mutter bringst du im Stift unter. Dort findet sie Frauen aus ihrem Jahrgang. . . Um Klär brauchst du dich weiter nicht zu kümmern, die hilft sich allein.

Schmitt: Was soll ich deiner Mutter sagen?

Hans: Ihr? Die Wahrheit. Aber sie soll sie für sich behalten . . . Hier hast du Geld für eine Kerze am Muttergottesaltar. Wenn sie herabgebrannt ist, kannst du eine Seelenmesse für mich lesen. Länger wird es wohl nicht dauern. (Unterdessen ist Klär eingetreten.)

ZWANZIGSTER AUFTRITT

Hans. Abbé Schmitt. Klär.

Hans: Mir ist, als hätte ich genau das vor langer Zeit einmal geträumt: wie der Abbé dasteht und du so langsam hereinkommst. (Nimmt Klär um die Schultern und tritt mit ihr ans Fenster.) So weit du siehst: Sieg. Unser letzter Besuch dürfte nicht weit gekommen sein. Ein Dorf nach dem andern flammt auf. Bis an die Berge. So weisen die Geschütze der Infanterie den Weg. Sogar unser Hotel brennt mit der schönen Terrasse, von der wir zuschauten, wie die Nacht am Schwarzwald hinunterstieg . . . (Zu Schmitt:) Ja, Herr Abbé — ja. (Schmitt ab.)

EINUNDZWANZIGSTER AUFTRITT

Hans. Klär.

Hans: Wie sangst du manchmal: »Dies ist die Stunde, die wir lieben«? — Die Nacht am Schwarzwald hinuntersteigt . . . Jetzt sieht das rehägige Mädchen in langen, braunen Haaren aus wie ein schwangeres Weib. Aber wir hier an der Grenze wissen Bescheid. Die Madam ist nur so dick von allerhand Zeug, das sie schmuggelt. Wenigstens eine halbe Million Bajonette. Unter dem Saum ihres Kleides springen die Kanonen wie Mäuse, die den Speck riechen. (Summt) »Dies ist die Stunde, die wir lieben.« (Klär hat sich von ihm losgelöst.) Ah, jetzt weiß ich, was da vorhin so jämmerlich schrie. Der Korporal in der Scheune! Der Teufel ist fortgegangen und hat ihn vergessen . . . Was ist denn, Klär?

Klär: So hole ihn doch heraus.

Hans: Wozu? Er schreit nicht mehr.

Klär: Ich denke, du fährst gleich fort — Essen holen.

Hans: Woher weißt du das?

Klär: Nicht von dir.

Hans: Ich wollte es dir gerade sagen.

Klär: Von Balthasar.

Hans: Was weißt du von Balthasar?

Klär: Daß du uns verlassen willst — heimlich — wie der Dieb, der du bist.

Hans: Dieb?

Klär: Du hast dein Leben lang Glück gestohlen, wo du es finden konntest, und nichts dafür gegeben. Nichts, nichts, als Zweifel und Enttäuschung.

Hans: Wie leicht die Frauen umschlagen.

Klär: Wenn man sie verrät.

Hans: Wenn man sie verrät.

Klär: Hättest du wenigstens den Mut gefunden, mir ins Gesicht zu sagen: der Haß gegen dein Volk hat die Liebe zu dir getötet. Ich hätte es verstanden, ich habe auch manchen Kampf gehabt in diesen Tagen.

Hans: Klär, so ist es nicht, ich liebe dich sehr.

Klär: Du öffnest den Mund nur, um zu lügen.

Hans: Weiß Gott, ich lüge nicht.

Klär: Ich klage mich an, daß ich bereit war, alles für dich zu opfern, meine Vergangenheit, meine Familie, mein Volk, ja, ich hatte schon alles geopfert, und währenddessen bereitetest du dich darauf vor, mich heimlich zu verlassen, wie ein Grandseigneur ein Mädcl mit zwei Kindern sitzen läßt — indem er seinem minder glänzenden Bruder aufs Herz bindet, sie nicht verhungern zu lassen.

Hans: Du bist zum erstenmal böse und ungerecht.

Klär: Du hast Balthasar ein Messer in die Hand gedrückt und gesagt: »Geh, bringe sie um, mir fehlt der Mut.«

Hans: Den Mut hat er gehabt, das Messer war von mir, aber ich habe ihn nicht geschickt.

Klär: Er wollte nicht, daß du bis zum Ende lögst.

Hans: Ich zweifle nicht daran: er folgte nur edlen Trieben. Aber ich hatte gedacht, er würde nicht mit einem Messer kommen, sondern nachher, als Sieger, mit einem Blumenstrauß. — Krieg ist Krieg.

Klär: Es ist nicht unedel, daß er mich mehr liebt, als dich.

Hans: Du hörst nicht mehr, was ich sage.

Klär: Nein, ich will nicht hören.

Hans: Warum sprechen wir dann noch?

Klär: Ich warte, daß du gehst.

Hans: Einen kleinen Augenblick! (Blickt sich suchend um.) Ich möchte gern die Meerschampfeife mitnehmen. — Der glückliche Junge gehört zu den Siegern. Wie jeder Sieg schon entschieden ist, bevor noch die Schlacht begonnen hat . . . Das wirst du eines Tages einsehn, Klär.

Klär: Du glaubst natürlich, die Franzosen würden siegen.

Hans: Wenn ich nicht so vom Gegenteil überzeugt wäre, ginge ich ja nicht zu ihnen.

Klär: Du bist noch feiger, als ich geglaubt hätte.

Hans: Hast du nicht die Flügel an Balthasars Schultern bemerkt? Sie werden wachsen. Jeder Mann in Deutschland hat jetzt Engelflügel.

Klär: Das ist auch wahr.

Hans: Gewiß doch. Und als der Junge voreilig seinen letzten Trumpf gegen mich, einen Toten, ausspielte, da fühlte er sicher deutlich, wie das ganze geflügelte Deutschland ihm beifällig über die Achsel sah.

Klär: Es war seine Pflicht —

Hans: Begreife doch: auch ich gehorche der Pflicht. (Lächelnd): Denn nicht wahr, seiner Pflicht gehorchen, das heißt doch, selbst mit Widerstreben, vielleicht sogar gegen sich selbst, das tun, was man für recht hält . . . Meinesgleichen fährt jetzt zur Hölle. Da muß ich dabei sein. Die Wage der Weltgeschichte schwebt. Ich muß durch mein Gewicht helfen, euere Schale in den Himmel zu treiben. Je schwerer wir fallen, desto höher steigt ihr empor.

Klär: So geh doch!

Hans: Trotzdem, ich beneide euch nicht. Euere Generäle können die schönsten Schlachten gewinnen, euere Genies ein Wunderwerk aufs andere türmen — aus alledem machen euere Schulmeister eine Fibel für die reifere Jugend. Sie werden euch beweisen, daß ihr siegtet, nicht weil ihr die bessere Ausrüstung, die besseren Kanonen, die klügeren Führer hattet, nein, weil ihr die Brävsten wart und deshalb den Sieg verdientet. Für die Deutschen ist die Schöpfung eine Schule und der liebe Gott der Herr Lehrer, der gute und schlechte Noten verteilt.

Klär: Du schwätzt, wie du immer geschwätzt hast — und wenn du dich endlich zu einer Tat aufriffst, so läufst du zu denen, die untergehn. Du fürchtest dich vor den Starken.

Hans: Was kann ich dafür, daß mein Herz hell durch die Welt bellt? Hell! Hell, wie die Stimme der französischen Geschütze. — Es gibt ein Bild, da stürmt eine Frau mit flatternder Trikolore auf eine Barrikade, und ruft alle, die für die Freiheit sterben wollen. Jetzt bilden Gebirge die Barrikade, und das Feuer ist ein Weltbrand. Die Frau schreit. Und doch hat ihre klaffende Schamlosigkeit mehr Anmut, als das schönste Lächeln eurer Tugendhaftigkeit hervorzaubern kann.

Klär: Ich kenne euere Freiheit. Die Freiheit von Wilddieben, Glücksspielern und —

Hans: Was kümmert mich die Freiheit, die du kennst. Mich rufen die Toten! Sie und ich, wir sind frei! . . . Klär, wenn du wüßtest, wie froh, wie frei ich bin. Ich möchte dich umarmen.

Klär: Geh endlich fort.

Hans: Sieh mich nicht so an! — Ich werde häßlich sein im Tod. Hingeschleudert, alle Viere ausgestreckt, und mit krampfhaften Händen, die noch im Tode würgen.

Klär: Ich sehe dich.

Hans: Gut. — Sollte dich einmal Mitleid befallen, denn du hast ein gutes Herz, so sage dir, daß diese Hände vielleicht auch nach der Kehle deiner Kinder zielten.

Klär: Bist du noch nicht fertig?

Hans: Stehst du noch immer da?

Klär: Ich muß da sein, wenn du gehst. Ich könnte es sonst vielleicht nicht glauben —

Hans: Wie oft habe ich gewünscht, daß du mich habtest —

Klär: Um von mir loszukommen.

Hans: Um dich von mir zu befreien.

Klär: Und jetzt tut es dir doch weh.

Hans: Ja. Aber was bedeutet unser beider Herzen Klopfen in dem Sturm!

Klär: Ich bitte dich: geh.

Hans: Der Abbé bringt den Wagen zurück. Bis zum Morgen habt ihr zu essen. (Ab.)

Vorhang.

Alfred Wolfenstein:

DIE GLEICHGILTIGKEIT

Wie leicht er war, wie lange wehte klar sein Lauf —
Doch ihre stumme Ebene bringt ihn brausend auf,
Bewölkter Riese dringt er schreiend auf sie ein —
Du Auge, Stirn, Empfängnis denk, empfange, wein'!
Sieh seine Freude, seine Trauer —
O, weil du blind bist, bliebe, bliebe er allein!

Doch seine Scham, und sein gespanntes Herz und Glück
Und sein zerstörter Aufruhr kann nicht mehr zurück —
Er pakt mit Körper Körper —
Ach Haus und Himmel, der ihn ruhig überbaut!
Sonne, die sein entblößtes Sprühen überschaut!
Ach tief verschleudert Rauschen im Geräusch der Stadt!
Und Weib, — durchschäumt von ihm und nach ihm wieder glatt!

AUGENBLICK

Auf dem Platze zwischen unbekannten Häusern
Steh ich stille, ruhig hält der Raum —
Glasig härtet sich der Sonnenschaum
In den steilen zimmerschwarzen Fenstern,
Auf dem Pflaster steht vergangner Tritte Flaum —

Ich vergesse meinen langen wildbewußten Straßengang,
Mich durchgeht, umgeht nur bleibendes Gerank
Meines Atems, Füße fühlen in die Steine,
Zwischen Bergen wie ein Baum —

Elsa Lasker-Schüler:

VERINNERLICHT

(Job. Haubrich gewidmet)

Ich denke immer ans Sterben,
Mich hat niemand lieb.

Ich wollt, ich wär still Heiligenbild
Und alles in mir ausgelöscht.

Träumerisch färbte Abendrot
Meine Augen wundverweint.

Weiß nicht, wo ich hin soll
Wie überall zu dir.

Bist meine heimliche Heimat
Und will nichts leiseres mehr.

Wie blühte ich gern süß empor
An deinem Herzen himmelblau,

Lauter weiche Wege
Legte ich um dein pochend Haus.

Albert Ehrenstein:

DIE GÖTTER.

Ein gebeugtes Hungertier,
Bettler vor den Tischen,
im Krampf der ewig hohlen Hände
ersehnt' ich Mädchenlende.

Müde dann bachstelzenden Trippelgangs
einer leicht Fertigen,
Schlammstatue auftauchend aus Schlaf,
fleht' ich zu Reinen.

Aber die Göttinnen,
lichtumgossen, duftbeseelt,
Blumen, die den Nachttau trinken,
die 'Herzverehrten
gesellen sich lieber den Zwirbelbärten.
Kein Segel blüht mir im Winde.

Und Sturm ward. Meine Freunde,
die Haare verschnitten, die Füße vereist,
dem Werk entritten, leibverlöteter Geist,
stallwachend beriechen Roßäpfel zur nächtlichen Stunde.
Oder verstummt in Verstümmelung,
die entwandelte Hand vom trauernden Mantelärmel umlodert,
krückten sie sich die Wand entlang,
bis sie die Erde verschlang.

Klagend ließ ich auch sie,
niemand liebt mich auf Erden,
so lehze ich nicht, mein Blut zu vergießen,
niemand freut sich der Spende.

Schmerzgebild aus Grauen und Gram
nicht mehr tröstete mich die Wiese,
der Heimat zärtlicher Halm,
im Traume floh ich ins Dschungel.
Nicht da, nicht dort!
Ein Königstiger auf Java,
stark und sein eigener Gott,
— zerkrümmt verging ich unter seinen Pranken.
Letzter Atem entsank.
Die Seele stieg. Nicht hoch.
Hinsirrend über fahle Moore,
im schwarzen Schwarm der Schatten,
fern den herrlichen
Gestaden Gottes,
schaute sie nur die Götter.

Näher stob ich dem flirrenden Reigen,
hob mich betend hinan meinen Gott:
»Phoibos Apollon, neunfach umtanzt Dich der Tag mit rosigen Musen,
was klirrt Deine schicksalbehangene Schulter?
Niemand verletzte den Chryses.
Deine vergoldeten Priester beleidigen Dich?
Verseuchten Halbdichter den Vers, Zeithunde die Zeitung,
schone das schuldlose Volk,
gnädig umwandle Dein Reich,
erstick' uns nicht in Pest und gelber Verwesung!«

Antwortend umdrang mich unfriedlicher Berggesang,
»Ihr redet gern vom Glücke,
und lebet lustzerschabt,
doch hat euch viel geliebt, gelabt,
war es der Weiber Lücke.

Euch Zwerge wirbeln die Winde,
bis ihr am Felsen zerschellt,
ihr torkelt, trunkene Blinde,
von Asche zur Asche gefällt.

Über dem Schiffbruch irdischer Gewalten
wehen wir Götter selig dahin.
Euch frommt nach Feldgräueln brandschwarzes Erkalten,
Wir sind die Freude, Wir sind der Sinn.«

Da blickte ich alles versteinert.
Der greise Zeus verfolgt noch das Kuhweib,
sah Mohammed, ferne dem Gipfel des Sieges,
wegmüde zum Berg, der stets weiter zurückweicht.
Jesus Christus hütet das Holz,
starr genagelt ans Kreuz.

Vergebens war das Gebet der dreißig Gerechten.
Aus Mordnächten des Nordens
scholl unendliche Klage,
Jammer zerhackte mein Herz,
Israel winselt im Winter,
der Ewige
beschneidet sein Volk.
Gegen den unerbittlichen Dornbusch warf sich die Seele,
ob sie dem Zorn sich als Opfer empfehle:

»In den Marmorbrüchen von Carrara
dünkte sich dein Volk geboren,
Eckstein ward es dann den Hunden,
auserkoren! auserkoren!

Du hast es gesendet,
unter die Füße der Kampfelephanten deines Grimmes!
In dir ist es beendet,
Wer hat dich geboren?«

Nicht nahm er mich an,
aus unerforschlichem Nebel-Nirwana
überkam mich im Grauen der Gruß des Suddhodana:

»Die ihr herrschet: lebt, ihr kennt mich nicht.
Was da icht, sieht sein Gesicht.
Sterbet bis ins wärmste Seelenherz!
Schmutz ist Leben, Erde Schmerz.

Raum, du Trübsal,
Wahn die Zeit,
im Weltwirrsal
sei der Tod gebenedeit.«

Sprach der Teufel traumesschlau:
»O, wie leicht verweht selbst dieses Blau!
Im Wunder seid ihr Götter nicht bewandert.
Keiner ist Meister des Baus,
Da immer das Heiligtum hinwelkt.
Auf den Häuptern des Asketen paaren sich Insekten!
Ist euch Vormenschen das Ewige unerreichbar,
knirscht nicht vor Göttern um irdische Hilfe.
Die zeitliche Losung keimt auch in euerem Hirn.
Im Hahnenkampf der Völker
anschwillt manch Vaterland.
Tiefere Schmerzen pflanzt in Heldenzähne der Geist.
Nicht jung mit den verbrauchten Schatten
hinwandern über die Wiese!
Erst wenn euch Vergehenden der Tod nicht mehr gilt,
atmet, Assassinen, die Amok-Luft
in wahren Kämpfen mit Barbarenzaren,
aller Welt Geldfürsten.
Erdherrn, die nach Übermacht dürsten.
muß man die Glut
löschen mit ihrem Blut.«

Und rettete steil ich mich aus dem Traum hervor,
ich, auch ich, ich habe gemordet!
Bitteres essen die Menschen.

Ferdinand Hardekopf:

S P Ä T

Der Mittag ist so karg erhellt.
Ein schwarzer See sinkt in sein Grab.
Dies ist das letzte Licht der Welt,
Das bleichste Glimmen, das es gab.

Aus Sümpfen schwankt Gestrüpp und Baum.
Die Birken-Nerven ästeln weh.
Die Zeit erblaßt, es krankt der Raum.
Tot steht das Schilf im toten See.

Die Luft strömt grau ins Mündungs-All.
Der Rabe schreit. Der Wald schläft ein.
Mich trennt ein rascher Tränenfall
Vom Ende und der Flammenpein.

Theodor Däubler:

SIMULTANITÄT

STIL ist Schicksal: wir können unseren Stil nicht selber wählen. Früher zeichneten die Baumeister ihre Pläne mit freier Hand, heute regiert das Lineal und das Reißbrett: daher wird eine großzügige Einfachheit den Stil, der kommt, bestimmen müssen! Wagner in Wien, Loos in Wien, Peter Behrens, Martens in Berlin, Poelzig in Breslau, Franklin Wright in Chicago sind bereits moderne Architekten. Wo ist da unser Stil? Wo ist bei ihnen das Gemeinsame? Im Säuberlichen, in dem, was sie weglassen, in der gemauerten Selbstkritik, die sie uns bringen. Übrigens will ich von Simultanität, noch nicht von Stil sprechen!

Die Gründerjahre sind der Ausdruck der bürgerlich-unsittlichen Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert. Jeder angestiefelte Emporkömmling konnte seiner Frau zu Weihnachten eine Gutenberg schenken, jeder Streber als Baumeister hatte auf der Kunstschule das Recht, Neigung zur Renaissance zu fühlen, oder sich Rokoko zu wünschen, der Protzenbauer durfte sein Dorf durch ein Stadtgebäude verschandeln: anstatt sich zu Hause zu verkriechen, errichtete er sich eine Wohnstätte, die zugleich ein Wahrzeichen öffentlichen Ärgernisses, seines schlechten Beispiels wurde. Versicherungsgesellschaften ersetzten bald die himmlische Vorsehung und schafften das warmnestige, hergebrachte Strohdach ab, so bedauerlich das ist, so können wir uns doch nicht dagegen auflehnen, hier spricht ein ordnendes, modernes Prinzip mit, dem Schicksal wollen wir uns nicht entgegensetzen. Freilich gibt es imprägniertes Stroh, nur ist man etwas spät darauf gekommen!

Unsere alten Städte brauchte man aber nicht zu brandschatzen, das Neue hätte weniger erbärmlich ausfallen müssen, zumal die

Monumentalarchitektur: der Ring in Wien ist eine Triumphstraße akademischer Plumpheit! Vom prunkvollen Berlin ist besser überhaupt nicht zu sprechen.

Die Akademie im vergangenen Jahrhundert war ein arges Verbrechen: die Kunstbessenen haben die Tradition erdrosselt und unreine Gespenster beschworen: die historischen Stile. Was erreichen die staatlichen Kunstschulen anderes, als daß ein unberufener, unbegabter, unbemittelter Knabe ein Schädling in der Kunst auf Lebensdauer wird. Das Ergebnis des Pontifikates aller Mittelmäßigen: unser herrliches, großes Deutschland hat durch die Gründerjahre mehr gelitten, als im Dreißigjährigen Krieg. Wir möchten die Heimat keinem Gebildeten mehr zeigen, weil sie die vorige Generation geschändet hat, wir selber können es zu Hause kaum mehr aushalten, so entsetzlich sieht es zwischen Mosel und Memel aus. Wir bevölkern ein häßliches Land.

Der eigentliche Grund zu diesem schrecklichen Elend liegt somit in der Erwürgung der Überlieferung. Anstatt also den damals herrschenden international klassizistisch entwickelten und doch in jedem Land lokal geprägten Stil — bei uns war's der biedermeierische — falls nötig, durch alte, früher fallen gelassene Erfahrungen jung zu beleben und dadurch schöpferisch einzusetzen, gab man das Schöne, das Lebendige auf und baute von damals an nach Stilvorlagen, Bau-rezepten aus allen Zeiten und Ländern, unbeholfen, unfähig, Vergangenes aufzunehmen, stümperhaft, dumm und dreist weiter. Oftmals ward das, was mit Griechischem zu tun hatte, nicht mehr als heimisch befunden, überdies gab es in Frankreich etwas Ähnliches wie das, was bei uns gut und erprobt war, den Stil Louis Philippes, folglich sollte unsere Tradition untergehen, denn man wollte heimatisch bauen, das heißt: mindestens wie vor dem Dreißigjährigen Krieg, womöglich wie vor der Reformation, und dabei entstand als Heimatsgebilde der Kitsch, der entsetzlichste Wechselbalg auf Erden. Hatte man aber einmal Altnürnberg verballhornt, an allen Ecken des deutschen Landes emporgiebeln, mit Kinkerlitzen die schönen Städte verunstalten gesehen, so konnte man ja auch zum italienischen Palazzo greifen, das war aber das allerunanständigste, landschaftfeindlichste: kurz, Deutschland sollte verdorben werden. Fünfzig Jahre erbärmlicher

Häßlichkeit: romanische Erinnerungskirchen, alexandrinische Parlamentsgebäude, Mietkasernen in der Manier von Versailles, Königsschlösser im Hochstaplergeschmack wucherten, krampften sich aus dem schlichtesten, gottergebensten Boden empor. Ein Jammer ohne Ende, ein nie zu tilgendes Verbrechen gegen die erlauchten Vorfahren. Und heute? Sind die Gründerjahre, die vorgründerjährige historisierende Gerümpelbauerei überstanden? Überwunden bestimmt, aber überstanden noch lange nicht!

Die Wiederbelebungsversuche der Gotik zur Zeit der Romantiker waren zuerst recht geschickt angepackt oder ziemlich harmlos, erst die Bewegung für den Aufbau alter Münster, die sie in die Wege leiteten, wurde schwer bedenklich. Schließlich setzte man die Vollendung des Kölner Doms durch: welches Verhängnis! So geht es aber immer, wenn Dichter sich mit bildender Kunst befassen, sie verstehen nichts und verderben, was sie anfassen!

Es ist hier nicht der Platz, um die tragische Ruine des steinernen Hohelieds am Rhein zu klagen. Der Kölner Dom war unvergleichlich, er ist aber auch heute ein bewunderungswürdiger Bau. Er kann nicht immer freigelegt bleiben, die Züge werden vielleicht noch rechtzeitig elektrifiziert werden, hoffen wir, daß des Bahnhofs Nachbarschaft ihr Zersetzungswerk nicht bis zu Ende führen kann! Traurig ist es eigentlich, daß die Durchführung des Dombaues gelungen ist und dadurch Veranlassung gegeben wurde zu anderen bösen Turmaufreckungen, zu allerhand Gotisierungen, die durchaus unzeitgemäß waren. Für den Dombau zu Köln war ein Stab von Meistern, eine Gilde von Handwerkern nötig: die berühmte Schmidtsche Bauhütte entstand. Überraschend bleibt, wie liebevoll zu Anfang das Längstverjährt wieder aufgegriffen, behandelt, ja verstanden wurde, aber, wie gesagt, das, was gelang, gereichte schließlich bloß zum Unheil. Sowie einmal der Dom fertig werden mußte, konnte es nur unversorgte Gotiker mit Familie geben: eine ganze Reihe nicht heimatberechtigter, zeitlich unmöglicher Architekten blieb übrig: man denke, eine ganze Schule war da. An ein Abstreben der Gotisierer war also nicht zu denken, überdies gefiel der Dom so gut, daß von nun an, nach dem großen Beispiel, überall im Lande gotisch gedacht, in Gotik gemacht, gestümpert und gelogen wurde. Immer tiefer sank

man, bis zum Reichspostamt in Backsteingotik. Und zwar über Land und Meer. Eine Schmach brach über uns herein, die nicht wieder gut zu machen ist. Kunstgelehrten ging das Licht für das Mittelalter auf, man denke: Historiker und das gotische Bekenntnis, Schulfüchse und die romanische Inbrunst!

Ich will bloß einige Nationalunglücke, die uns beschert wurden, anführen: die Verunglimpfung von Stadt und Kirche Ulm. Die Verirrung zu Marienburg. Die wiederholten Anschläge gegen das Heidelberger Schloß. Die Auslieferung der Ruine Hohkönigsburg im Elsaß. Das Verbrechen an Meissen. Die Bedrohung des Hradschins in Prag. (Die Toren sehen nicht, daß die prachtvolle Horizontale der Hofburg bereits mit einem stecken gebliebenen Veitsdom rechnet.) Die Zurechtrichtung sämtlicher ehrwürdiger Kirchen in Köln. Die mond-silbrige Innerlichkeit von Sankt Gereon ist nicht mehr. Maria im Kapitol kann man nur noch abends betreten. Und so geht's endlos weiter. Wo es etwas Erhabenes in Deutschland gab, dort hat man herumgetiffelt, geschmiert und ausgebessert, bis nichts mehr übrig war. Handlanger des Materialismus haben die steinernen Offenbarungen unserer Mystiker vergewaltigt. Deutschland, was hast du über dich ergehen lassen! Wir religiösen Menschen protestieren gegen die Willkür, die Unbotmäßigkeit, mit der man sich über Erbgut macht, Herrliches bis zur Unkenntlichkeit wäscht und lackiert, Erhabenes ausrottet. Heiliges Köln, du bist nicht mehr! Heiliger Dom, wohl bist du noch schön, furchtbarer Mitschuldiger an der Verpfuschung Deutschlands, könnte ich dir fluchen? Wie ein Gletschergebirge sah ich dich, von Mühlheim aus, ins Augustblau tausendzackig funkeln. Das industrielle Großgewölk konnte nicht bis zu dir hinüber. Unweigerlich gipfeltest du, Dom, mit steinernen Sehnsuchtshälsen über alle Menschlichkeit empor ins ewige Sanftblau. Lilasilbriges Eigengewölk umhalste dich in riesenhafter Schwanenhaftigkeit. Du wußtest, daß du ein Berg bist, denn du hattest Nebel und Wolken, du wußtest, daß du zuerst abkühlen würdest, um dann der Stadt Nachtkühle zu spenden. Du bist ein Sinai, Kölner Gebirgswelt, Bekennerhand hat dich aufgebaut, du bist der Berg aus unseren Gesetzen hervorge-türmt: du, du birgst unsere heilige Wolke in Pfeilerhut.

Ich habe den Kölner Dom betreten. Ein Schritt, und ich war in

eine himmelhohe Sphäre entrückt. Nur zufällig bist du, Heiligtum, bei uns zu Gast. Kölner Gletscher, bist du aus einer Region kristallener Vollkommenheit zu den Menschen emporgeflogen?

Wenigstens um zwanzig Jahre zu spät: was soll heute noch eine Jeremiade über die Gründerjahre! Wir werden wieder aus der Not eine Tugend zu machen wissen, ich mußte daher eine Gründerjahreinleitung schreiben! Denn in dieser grauenhaften Epoche liegt die künftige Simultanität unseres Stilempfindens eingewurzelt.

Den Beweis, daß man auch historisierend Gutes leisten kann, erbrachten, außer dem Dombaumeister Schmidt, noch Hansen und Semper. Wie steht's mit einer Klitterung, Verschmelzung eklektisch wiederbelebter Stile durch großstadtmäßige Zusammenfassung? Auch das geht! Siccardburgs und van der Nüll haben Wien in seiner Oper gelungene Gemeinschaft der Stile beschert. Garniers Pariser Opernhaus ist gleichfalls sehr präsentabel. Die Wohlbeleibtheit von Pollaerts Justizpalast in Brüssel läßt auf eine Schwangerschaft hoffen. Calderinis Justizpalast in Rom ist nicht so hoffnungslos, wie man vielleicht zuerst denkt. Schade, freilich, daß er die Engelsburg drückt und die Wirkung der römischen Hügel schmälert. Hier kann aber vor allem Messel nicht übergangen werden: in dieser Gesellschaft ist er sicherlich der Hervorragendste. Wo knüpft er an? Bei portugiesischer Gotik? Beim Flamenstil? Oft scheint er Streifzüge durchs Barock zu unternehmen, dann setzt er sich etwas abseits vom Empire fest, schließlich aber versteht er Langhansens Klassizismus. Und darin liegt seine vorbereitende Arbeit. Auch in der naturalistisch eklektischen Mailänder Bildhauerei, zumal beim Fürsten Trubetzkoi, finden wir, so schlecht sie auch noch bleibt, bereits Ansätze zu einem Stil der Simultanität: da fällt einem auf einmal das Erhaschen fremdartigster, grundverschiedener Konnexmöglichkeiten auf irgendeiner verkraut impressionistische Steinlaune mit gotischem Hierarchiefühl. Oder renaissancehafte Ausgewogenheit einer Hausabsicht befenstert sich geschickt kleinerkerig maurisch.

An der Unmöglichkeit, einen Stil gewaltsam zu gebären, zweifelt wohl niemand mehr. Van der Velde selbst ist viel zu sehr Künstler, um das nicht als erster einzusehen. Leider ist er nicht ganz frei von Schuld an den gekrümmten Häusern in Belgien und Frankreich. Bei

uns hat der Jugendstil rasch ausgewütet, in Italien steckt eine ähnliche Pest, das Floreale, noch immer von einem Haus aus die Nachbarschaften an.

Zu einer Entscheidung in Stilfragen fühlt sich wohl jeder Mensch mit etwas Geschmack gedrängt, wenn er den Denker des riesenhaften Rodin, der das Wesen der Bäume und des Wassers in einem Lübecker Privatgarten zu überdenken imstande ist, in Paris vor dem Pantheon aufgestellt sieht. Nein, das ist dort bloß noch ein Gedankenhervordrucker, ein Klumpen Erz, der das ganze Pantheon beeinträchtigt. So geht es nicht weiter: entweder zurück zu einem intellektuell wiederbegründbaren alten Stil oder über Rodin hinaus in eine schwingerische Architektonik. Wahrscheinlich sollen wir bald beides erleben. Wie viel Richtungen werden zugleich Wurzeln setzen können, traditionsfähig werden? Mindestens zwei! Eine, die sicherste Richtung, wurde bereits eingeschlagen, nur führt sie nicht zum Pantheon, sondern sie geht vom Brandenburger Tor aus. Denn Peter Behrens' deutsche Botschaft in Petersburg ist eine Tat. Die Ausschaltung der historisierenden Gründerjahre, der Anschluß an große Überlieferung mußte geschehen. Welches lebendige, witterungsfähige Wachstum wird uns wieder beschert! Behrens, Schinkel, Klenze, Langhans, Gilly, Scamozzi, Palladio, so heißt vorläufig die Reihe. Ein Weg zu Baldassare Peruzzi und Donato Bramante kann gefunden werden.

In Goethes Faust, in der Sage, ist Helena bloß ein Gespenst. Ein Gespenst, das in Deutschland ganz kurz aufgeisterte, das aber auch in Italien nach fünfzig Jahren wieder weg war. Gar vieles, was die Renaissance geschaffen hat, wurde bald zerstört, Leonardo spürte am deutlichsten den Geruch vom Gespenst, er wollte seine Werke kaum vor dem Verschwinden bewahren. Sogar sein Leichnam ging verloren.

Die Wiederbelebung der Klassik an Arno und Tiber hat in Deutschland Moden geschaffen, Steingewänder umgestaltet, in den Humanisten, in Holbein dem Jüngeren Kronzeugen gehabt, Dürer umzaubert, aber wirklich umgeboren, verheidnischt, hellenisiert hat sie niemals. Übrigens ging sie mehr aufs alte Rom als auf Athen zurück.

Deutschland enthält aber die wirkliche Erweckung des Griechen-

tums: sie stammt von Winkelmann und Lessing. Sie kann Jahrhunderte überdauern.

Wir sind unseres Klassizismus in der Baukunst allerdings vorübergehend beraubt worden, in der Malerei jedoch nicht: da blieb die Kette geschlossen. Schwind, Cornelius, der große Genelli, schließlich auch Piloti, vor allen aber Feuerbach und der herrliche Hans von Marées verbürgen uns heilvolle Besonnenheit bei der Heimsuchung auf Erden, heimatliche Unterkunft über den Sternen und bei den Quellen, hellenisches Verantwortlichkeitsgefühl vor der Form. Wie durchaus liebesbewußt und streng ausführlich steht ein Bildhauer, Schadow, auf marmornem Sockel vor unseren Augen. Heute ist der entschiedene Vertreter der Richtung Adolf Hildebrand. Auch August Gauls Werk richtet sich vortrefflich im klassizistischen Berlin ein.

In Frankreich ist die Folge der nach klassischem Beispiel schaffenden Künstler noch imposanter: das großartigste Bauwerk nach antikem Vorbild wurde, nach der Madeleine, der große Triumphbogen. Aber gerade in Paris mehr römischer Auftakt als Griechentum. Rude zumal ist ein nachgeborner Römer: seine »Marseillaise« ist das bewegteste Epos, das sich bildhauerisch überhaupt beherrschen läßt. Die Trajanssäule trägt im Vergleich eine Rinde von Kleinplastik. Die Truppen Constantins folgen auf dem römischen Triumphbogen einem Schlachtruf, während die »Marseillaise« von Rude simultan Ruhm, Siegesjubiläum, Schlachtgeschrei, Freiheit, Völkererlösung symphonisch zusammenrafft und in die Welt, die hören und staunen kann, hinausschmettert, vor den Blicken von Mensch und Sternhimmel verkündet. Diese Kunst ist endlich aufbrecherisch, in Pergamon wogte erst Aufruhr empor. Auf Rude folgte das Raubtier durch Barry, die barocke Tanzerregbarkeit eines Carpeaux, das Halsbrecherische in den speziell genialen Werken Rodins. Aber gerade in ihm, im Meister von Meudon, wird eine griechisch verinnerlichte Schweise immer deutbarer: Rodin wirft bald die windbewegten, stürmischen Hüllen seiner Problematiker in Stein und Erz ab, und seelenvolles Nacktsein offenbart eine geheimnisreiche Formergriffenheit: sie führt zurück zur Schweigsamkeit, die vor Pappeln um Stille zittert oder bei Zypressen die Ruhe wirklich gefunden hat. Ingres war immer gefaßt. Welche Beruhigung, ihn im Anfang des vorigen Jahrhunderts, im Anschluß

an den aufreiterischen Römer David zu wissen. Eigentümlich: in frühern stileinheitlichen Zeiten gewährte der einzig herrschende Stil allen Temperamenten Obdach, nun aber ist es anders: jedes Temperament schließt sich an seinen Lieblingsstil an. Desto wichtiger, daß der klassische miterhalten bleibe, wenn neue Ausdrucksweisen über uns hereinzubrechen scheinen! Vielleicht setzen wir bloß die Simultanität der Stile für die Simultanität im Stile.

Betrachten wir die Erhaltung der Klassik in Frankreich noch weiter: Paul Chenavard hat Massenwirkungen von Menschen und Genien für die Ausschmückung des Pariser Pantheons zusammenzuhalten gewußt. Nur überkommene Kenntnisse konnten so ein Gesamtgebilde überhaupt ermöglichen. Leider kam es nicht zur Ausführung des Werkes.

Chassériau, ein michelangelesker Freskotechniker, war ein gewaltiger Vorläufer von Puvis de Chavannes. Seine Hauptwerke befanden sich leider in der Cour des comptes und sind abgebrannt. Was gerettet werden konnte, steht im Louvre. Fresken von ihm gibt's in verschiedenen Pariser Kirchen.

Couture soll nicht übergangen sein. Er konnte Riesenflächen großartig ausfüllen: auch war er der Meister einer ganzen Generation. Cabanel dürfen wir hier auch nicht vergessen. Er war kein nüchterner Akademiker, sondern ein lebhaft begabter Klassizist. Sein Landschaftliches ist sogar häufig voll von davongrünenden Unsagbarkeiten.

Puvis de Chavannes: der größte Visionär des vorigen Jahrhunderts. Er bringt uns verschleierte Überwelt sehr nahe. Puvis erfüllt seine Wände mit christlicher Einfalt und primitiver Hilflosigkeit, ergänzt sich aber im heidnisch Allegorischen. Eine langatmige Simultanität. Vielleicht die erste: sie stammt von Dante, die Renaissance erfüllt sich in ihr höchst reizvoll und überlogisch.

Also es gibt noch eine klassische Überlieferung! Eine Zeit der Stilwirrnis, der Geschmacksverwilderung, künstlerischer Unsicherheit kann nur durch einen intellektuellen Stil zur Gesundung gelangen. Mittels einfacher Begriffe müssen wir klarlegen, was anständig ist, was verwerflich. Ich spreche immer von Bauwelt, in der Malerei wirkt die Kritik viel lebhafter sichtigend und gebührend einstellend. Schlechte Skulptur kann Plätze verunstalten, aber niemals Verwüstungen

anrichten. Darum könnten wir dort anfangen, wo Brunelleschi die mit Donatello dem Verstand zu seinem Recht in der Kunst verhalf: bei der Sakristei von San Lorenzo.

Vielleicht ist man aber immer noch so weit, daß unsre besten Architekten sich sogleich in Schinkel einzufühlen vermögen: dann würden wir im Nu die ganze Tradition wiedererobert haben und beherrschen. Dann wäre auch das fünfzehnte Jahrhundert Toskanas demnächst eine Bereicherung mehr, kein Beginn! Italienische Probleme waren aber niemals wichtiger als soeben. Eines sollen wir nicht vergessen: Deutschlands schöne Zeile, die Ludwigstraße, führt nach Florenz. Wohin mochte wohl die Maximilianstraße gewiesen haben? Zu den Tudors nach England?

Es ist wahrscheinlich, daß der Klassizismus zuerst Berlin zurückerobert wird. Möller van der Bruck hat recht, wenn er dort die Vorbedingungen dazu erkennt und feststellt. Übrigens hat das klassizierende Potsdam und was von Berlin noch übrig ist nichts mit Florenz zu tun. Palladio ist da viel eher der große Ahnherr. Überhaupt die Po-Ebene! Könnte das norddeutsche Tiefland nicht in dieser, nunmehr ganz seiner eignen Richtung fortschreiten und dem hügeligen Süden sein Toskanisches überlassen?

Soll das unsre Zeit erfüllen? Bevor ich »nein« sage, möchte ich noch den Grund anführen, der dem Klassizismus am entschiedensten das Wort redet. Warum sollte unsre Zeit auf allen Gebieten neugebärend sein? Sollten nicht aufgepeitschte Menschen gerade eine Wohnstätte ihrer Herkömmlichkeit besonders lieben, einem neuerungsbesessnem Aufenthalt, dem sie sich schicksalsartig ausgeliefert fühlten, unbedingt vorziehen? Sollte nicht Kunst gerade jetzt eine Sendung zur beruhigenden Überlieferung übernehmen können! Einer schnell-dahinlebenden Zeit eine letzte Kunst: letzte im Sinne von Ewigkeitswittern.

Diesen Standpunkt vertrete ich eigentlich vollauf: aber ich bin trotzdem beunruhigt, weil uns der Simultanismus erfaßt hat. Allerdings versagt er in der Baukunst noch vollständig. So wenden wir uns zur Bildhauerei und Malerei, seinem ungefährlicheren Kampfgebiet. Folgendes schicke ich voraus: Simultanität ist unser gefährlicher Reichtum, der Charakter ist Expressionismus!

Man kann zugleich erhoben sein und schimpfen, loben und beinahe die Hoffnungslosigkeit als das Beste ansehen. Die simultanistische Überfülle von Gelerntem, nur flüchtig Aneigenbarem, führt zu Abstraktionen, nervischen Erkenntlichkeitszeichen mehr als zu erschöpfendem Wissen, Eingeweihtsein. Wir tragen ganze Namenregister herum, auch lieber auf den Tastorganen, als im Großhirn: hinter jedem Namen eine Wichtigkeit, oft ganz winzig, aber doch stenogrammatisch in uns eingesetzt, versponnen. Ein Impressionismus im Geistigen? Kenntnisse sind nicht mehr Pfeiler unsrer Kultur: wir spielen damit, setzen sie nach dem Schönheitsgefühl willkürlich, aber eigenrhythmisch ein: wir barockisieren. Die Wirkung nach außen ist so gering, bauen wir unsre Innenräume aus, Treppenhallen brauchen wir: die neuen Erlebnisse sollen bequem in unsre Empfangsräume emporsteigen können. Wir erwarten sie in der Bibliothek. Der erste Barockbau war Michelangelos Laurentiana. Barock: wir waren überall. Wo der Schnellzug uns nicht hingelangen ließ, kerbten wir uns doch ein: die besten Wiedergaben stehen zur Verfügung.

Barock: Petersplatz Palmira, Borromini Petra, Bernini Timgad, Fontana Trevi Baalbeck, Sant Andrea delle Fratte Heliopolis. Die Jahrhunderte dazwischen sind versunken: wie sollten sie auch nicht verschwinden, wir haben doch den Raum überwunden. »Mon âme est triste, hélas, et j'ai lu tous les livres« kennzeichnet Mallarmé.

Wir, die wir die Verantwortung in der Kunst tragen, ziehen durch unsre verbauten, in Schutt gelegten Städte und suchen nach verschonten Winkeln, schließen Augen und Ohren streckenlang, bis wir zu einer versteckten anheimelnden Stelle kommen, freuen uns plötzlich über etwas Neues, das verspricht, und dabei vergessen wir absichtlich was uns beleidigt hat, schlucken hinunter, übersehen, sind einsichtig, nehmen mit in Kauf: Einheit finden wir ja nicht mehr. Aber einzelnes lieben, hegen wir inbrünstig, zittern um seinen Fortbestand, sind simultan bei allerhand ähnlichem, das räumlich entlegen ist, und wir glauben noch an eine Einheit. So haben die Gründerjahre das simultanistische Empfinden gefördert.

Oder man ist ein unbeirrbarer Museumsbesucher. Man erinnert sich auch der Bilder, bevor sie restauriert, gewaschen und lackiert waren. Trübsinnige Betrachtungen! Aber schließlich: einige blieben

bisher unberührt. Sogar von den größten Meistern. Doch nein: da ist wieder eins aus dem Rahmen gehoben: leb wohl, auf Nimmerwiedersehen! Aber schließlich, es hilft nichts: irgendein Eckchen wird übersehen, verschont bleiben! Rembrandt: hier noch Spuren von Lasuren, εὑρηκα, das, um was sich das Genie am meisten abmühte, ist noch sporadisch vorhanden. Sogar ein van Dyck hat zufällig in dieser Galerie noch seine vornehme Eleganz. Wie muß dieser Tizian herrlich gewesen sein! Was war einmal Rubens! Auf zwanzig Bildern noch so viel Stellen übrig, daß man sich ein Bild von ihm machen kann. Hier dieser unbekannte Venezianer: nur nicht verraten, daß man weiß, wer es ist, sonst sieht man das berühmte Gemälde als Untermalung wieder. Nun ein Trost, ein großer: das Museum ist dazu da, daß die alte Kunst verschwinde. Folglich wird es eine neue geben! Und in Cincinnati wird man dereinst den letzten deutschen Meister entdecken, der nicht verhausert ist. Jubel und Wehmut, frühere Geschlechter kannten euch nicht in so verheißungsvoller Verquickung!

Wir, in denen die Elemente, die der neue Stil zusammenfassen wird, in Gährung sind, bleiben selbstverständlich die wichtigsten. Aber sehen wir auch auf breitere Kreise, die uns einst verstehen werden.

Die vielseitige Beschäftigung mit interessanten Dingen, sachgemäße Erfüllung einer Brotpflicht, ohne eigentliche Vorliebe zum Beruf, die Lektüre von Zeitungen verschiedener Schattierungen, Kenntnis lebender und toter Sprachen, alles das veranlaßt simultanistische Elastizität. Dazu reist man sehr viel, lebt der Wissenschaft und bleibt dabei unbeirrbar gläubig, erfüllt andererseits als Sozialist vollkommen seine Militärobliegenheiten: alles das ist im Grunde ausgesprochen neuzeitlich.

Schließen wir mit psychologischen Erläuterungen des modernen Phänomens ab. Simultanismus ist ein Zustand: das wichtigste Element für die großzügig künftige Horizontale. Wir werden breitspurig, geschwind, geschmeidig, empfänglich für Einflüsse und Eingebungen bleiben. Der Wille zum Stil, der schon vorhanden ist, wird diese Unterlage bestätigen, festlegen. Von den erzielten Ergebnissen jedoch an anderer Stelle.

Ein paar Zeilen Geschichtliches: die frühesten Schöpfungen, die wir

heute simultanistisch nennen mögen, gehen wahrscheinlich auf Delaunay zurück. Das erste Bild, das sich »Simultane Visionen« nannte, ist von Umberto Boccioni, der somit das Wort zuerst in dieser Auffassung gebraucht hat. Es sollte eine Feier der Geschwindigkeit, des modernen Großstadtbetriebes, einen neuen Fieberzustand, erweckt durch die wissenschaftlichen Errungenschaften, zusammenfassend bezeichnen. Simultanität, heißt es bald darauf in einem Futuristenmanifest, ist die Bedingung, unter der die verschiedenen Elemente, die den Dynamismus ausmachen, in Erscheinung treten.

Marinetti schrieb darauf eine Abhandlung über Simultanität in der Dichtung. Wir brechen ab.

Richard Wagners Ideal vom Zusammengehen von gesungenem Drama, Orchester und Plastik bedeutet den entscheidenden Schritt im Sinne der Simultanität. Der Futurist Luigi Russolo sieht in der Musik überhaupt ein Prinzip der Simultanität, das er ganz erschließen will.

Möglicherweise wird ein bewegter Stil zuletzt in der Baukunst durchbrechen: damit hat's auch keine Eile. Im Gegenteil, lassen wir die klassizistische Richtung ruhig Oberhand gewinnen: vor allem tut Gesundung, Beruhigung not. Freilich, etwas wie Kantenbarock hängt längst in der Luft: was wird man dereinst noch in Eisenbeton gießen! Die Phantastik mag kommen, aber erst wenn sie, weil ihr Stil bereits vorhanden, selbstverständlich emporraketen und sich abstrakt verblättern kann.

Ein gotisches Element mag immer bei uns zugegen sein, oft hält man aber für gotisch, was viel eher barock ist. Jeder sollte sich selbst darin einer Prüfung unterziehen: am besten nimmt man Bücher von Gurlitt, von Wölfflin oder Riegl vor. Eine Klärung ist da sehr ratsam: gegen Barock besteht vielfach ein hergebrachter oder auch gedankenloser Widerwille, der unberechtigt ist. Leider sind gerade die Jüngsten in diesem Vorurteil befangen.

Selbstredend sind Bezeichnungen wie gotisch und barock auch hier nur vorläufige Hilfsausdrücke. Der neue Stil ist zwar im Keimen, aber noch nicht da, wir können daher bloß annähernd mit geläufigen Worten kennzeichnen, was wir meinen. So gleicht man den Eltern, die schon vor der Geburt des erwarteten Kindes streiten, welchen

Namen es bekommen soll. Augenblicklich sind Simultanität, Futurismus, Expressionismus am häufigsten im Umlauf.

Wir hoffen zuversichtlich auf ein starkes deutsches Element im künftigen Kulturwerden, besonders in der Baukunst. Die Vorarbeit ist aber in der Bildhauerei und Malerei geleistet worden, und zwar hauptsächlich in Frankreich.

★

Wenn wir zu Anfang des Aufsatzes sagen: Stil ist Schicksal, so war das in keinem fatalistischen Sinn gemeint. Vom Simultanismus wollen wir nochmals betonen, daß er ein unabwendbarer Zustand ist, nach diesen beiden Festlegungen können wir moderne Folgerungen ziehen. Es ist Kulturarbeit, sogar die tristen, unwürdigen Elemente unter Menschen aufzubrauchen, zu verwerten. Kunst kann geradezu Erlöserin sein: eine Schmach der Seele, das Charakterwidrige in jeder Zeit muß schöpferisch aufgesogen, erfinderisch emporgegipfelt werden. Niemals wie heute soll ein Stil auf gefahrvoller unsicherer Grundlage Notwendigkeiten in Begeisterung übertragen, Zusammenwirkendes emporgiebeln lassen. Was jemals bestand, alles Neuhinzugekommene verlangt es, in Menschenhand ein einziges Ergebnis zu werden. So kann den Eklektizismus höchstens der Anständigkeit wegen bei so schwerer Aufgabe als vorläufig hingenommen werden. Uns sind aber Gesamtprägungen beschieden. Urwüchsige Abstraktionen werden gen Himmel gotisieren, seltsam pflanzlich, geistig erleuchtet die Welt besamen. Aus dem gleichen Gewächs werden barockere Blätter unsre Heimstätten beschatten und treu und freundlich bis in die Stuben Gesammeltheiten fächeln. Also, ich sage: die gleiche Pflanze hat verschiedene Ausdruckswirklichkeiten.

Der kühnste Beschreiter auf solchen Wagnispfaden war im vorigen Jahrhundert Honoré Daumier. Der ganze Naturalismus ist die see-lische Steigerung aus eigenem Elementaren geworden, Emporschwingen ohne Rückwärtsgriffe in verstaubten Krimskräms. Selbst die Romantik in seinem Don Quichote bleibt voll von Erdgeruch in ihrer hervorsteilenden Mondhaftigkeit. Daumier glaubt an die Sancho-Tragik. Sein Stil knauft sich im Ratapoil wirblerisch zusammen.

Rodins Balzac wurde nicht aufgestellt, er wartet noch in Gips, unter einem Vorhang, im Atelier von Meudon. Seine Existenz ist aber eine hilfreiche Tatsache. Er wurde bereits der Traum der absonderlichen Plätze, das Gespenst der Straßen, der panische Schreck der Parkeinsamkeiten vorbeirasender Großstädte. Denn die Warenhäuserkarawane steht nicht mehr an einem Fleck. Der versteckte Gipsklotz wirkt bis hierher. Er wird auf einmal als steinerner Gast unter uns erscheinen.

GLOSSEN

*Die drei
letzten Briefe an einen Toten.*

I.

Ich begreife nicht, warum die wahren Deutschen noch nicht dagegen protestierten, daß die Alldeutschen sich Alldeutsche nennen. Sie sind doch so undeutsch! Nichts ist doch bislang undeutscher gewesen, als Ungedanklichkeit und Hochmut. Und welches Deutschtum, ich bitte dich, haben diese allbetriebsamen Leute hinter sich? Auf welche Tradition dürfen sich diese plötzlichen Emporkömmlinge berufen, die nichts sind, wie eine ausgefallene Generation, Ahnen und Urenkel in einem, Insulaner ohne die Entschuldigung, daß sie auf einer Insel wohnen, Anabaptisten, die ihre Wiedergeburt feiern? Übertönt hier etwa nicht wie einst das wilde Geschrei einer kleinen, aber verderblichen Sekte? Ist dies etwa nicht ein und dieselbe Welt? Fällt je etwas aus ihr heraus? Und schleppen wir uns nicht, noch immer, mit dem Agens verfloßener Irrtümer, über welche sich dann immer die Nachwelt so erhaben fühlt, daß sie ihr einen unerklärlichen Wahnsinn dünken? Oh, ich weiß sehr wohl, was man über kurz oder lang von den Alldeutschen sagen wird, aber es hindert gar nicht, daß sie heute die Unbesonnenen verwirren dürfen, und daß ihnen ein zu höchster

Vervollkommnung berufenes Volk es verdankt, daß es verkannt und ungeliebt ist wie nur eins. Und keines ist doch von so weitem Flug, wenn auch keines so beschwert. Es ist das geistigste und geistverlassenste, das potenziell höchste, das effektiv gefährdeste, der Heimgarten aller Gegensätze, in welchem die blaue Blume tiefer aufleuchtet, zugleich wilder überwuchert steht, als irgendwo. Mit größerem Ernst, als dieses überduldsame Volk hat keines die Parole von der Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit, die seine stürmischen Brüder prägten, zu Taten aufgegriffen, keines war so getragen von dem Gefühl, daß der eigene Niederschlag, die eigenen Verkommenen, das eigene Gesindel, der eigene Pöbel . . . zugleich die eigene Schmach einer Nation umfaßt, und schritt es da nicht schon gerade darauf aus, die Armut aus seinem Bereiche zu verbannen und die Entwürdigung der Niedrigen nicht mehr zu dulden? Auf eine Sanierung nach dieser Seite hin so bedacht, daß es andere Dinge übersah, wo andere Augen geübteren Blickes gar aufmerksam nach den Wetterzeichen schauten und sich vorsahen, damit, wenn der gefürchtete Sturm sich entfesseln sollte inmitten der Luft, die sie entzünden halfen, nicht sie die Inkriminierten, nicht auf sie das Odium fallen, nicht sie: Feuer! son-

dern: »Wir sind es nicht gewesen!« rufen dürften.

Ich tadle sie darum nicht! Es ist nur recht zu wissen, was die Geste wert ist, und man ist der Schlechtere nicht, weil man der Gerissenere ist.

Doch um so bedeutsamer bleibt, daß kraft seiner stetig sich veredelnden Arbeiterbevölkerung und eines Bauernstandes, der vielfach eine Adelsklasse für sich bildet, das politisch unreifste Volk dennoch in gewisser Hinsicht das demokratischste geworden war, denn wenn es auch keinen König hingerichtet hat, so wäre es dafür gegen ein »East-End« schon lange in Aufruhr. Es würde rebellieren, bevor es sich, wie das herrische London, eine ganze Stadt organisierter Slums, organisierter Verbrechertums, organisierter Elender — britisch subjects: auch sie — an die marmornen Flanken schmieden ließe, oder bevor es, wie das schimmernde, ewig holdselige Paris so finster umgürtet stünde, daß nachts die Apachen — Franzosen: auch sie — Wölfen gleich das Innere der Stadt wie ein feindliches Lager beschlichen. Denn sein Wohlstand kam den Enterbten weiter entgegen, in keinem Lande war die Armut so bedingt, nirgends hatte sich der einzelne Handwerker so individualisiert, seine Bildung so zu heben vermocht und so menschenwürdig gewohnt.

Und von einem solchen Volk hat jene kleine, allen vernünftigen Deutschen höchst fatale Sekte ein seelenloses Plakat hinausgegeben, das nun als typisch gilt, während es die Verneinung alles dessen begreift, was deutsches Gemüt und deutscher Himmel ist. So haben diese plumpen Parforce-Germanisierer sich vermessen, in Germaniens lauterem Angesicht freche, fremde, widerliche Züge einzuzichnen, die es bis zur Unkenntlichkeit entstellen. An euren

Früchten werde ich euch erkennen: »Zehn eiserne Gebote« heißt eine Broschüre, die ganz nach Art und Stil der Wiedertäufer, im Ton der Bibelparaphrase gehalten, ein Exempel für künftige Psychiater herstellt: »Jene reden von Mitleid und Schonung, ihr aber sollt eure Feinde vernichten! Krieger, werdet hart!« lehrt sie, um dann in folgender Saturnalie auszuklingen:

»Wir lieben den Krieg...

Wir danken dem Krieg...

Wir werden über den Krieg dahinbrausen wie der Märzensturm!«

Dies im Jahre 1915 nach Christi Geburt.

Ja, wer vor Ausbruch dieses Krieges starb wie du, der ist noch mit der Illusion gegangen, daß gewisse Ausbrüche außerhalb der Umzäunung eines Narrenhauses nicht mehr möglich seien. Statt dessen fangen jetzt schon Zahnärzte und Gouvernanten zu delirieren an, und dein Tapezierer wurde über Nacht von dem Irrsinn angesteckt.

Wer sie doch komisch nehmen dürfte, diese Panslavisten, Pangermanisten, Imperialisten, Nationalisten usw.! Alles Anabaptisten redivivi, die samt und sonders auf ein Ziel losrennen, das längst hinter uns liegt. Trostlos lächerliches Schauspiel! Oh der Toren, welche da wännen, christliche Nationen seien umzubringen als wie Phrygier oder Babylonier! Und die es wagen, sich weiterhin Christen zu nennen, während sie doch von dem Niederringen zwischen christlichen Nationen reden. Denn wie verloren ist an ihnen, und wie unvorhanden, wie ausgeschlossen sind sie von der Tat, welche die Zeitrechnung unseres Planeten in zwei Hälften spaltete! Nicht einmal das eine, das einzige Indie Augen-Springende, was unsere Zeit vor der Antike voraus hat, nehmen sie wahr: daß

der Pulsschlag der Nationen ein anderer geworden ist, daß, wo solche früher untergingen, sie sich heute wieder aufrichten, genesen, sich erneuern können^{*)}, daß es in dem alten verjährtten Sinn eine Dekadenz der Völker gar nicht mehr gibt, und daß alles Unvernunft ist, was sie von Germanen contra Romanen, Romanen contra Germanen hin und herüber rufen, daß die Gefahr ganz anders heißt: Germanen ohne Romanen, Romanen ohne Germanen, weil ihnen außerhalb ihrer Gemeinschaft gleicherweise keine aufsteigende Linie mehr bevorsteht, sondern sie gleicherweise von der eigenen Erfüllung sich entfernen müssen.

Du weißt, wie ungehört ich diese künftige Binsenwahrheit seit elf Jahren in die Welt hinausrufe: Deutschland vernichten hieße sich selbst vernichten, denn mit ihm »fiel die Welt«. Es ist tausendfach wahr. Aber nur an den gesunden Wesenselementen des »dekadenten« Frankreich wird das »gesunde« Deutschland mit der gefährlichen und entstellenden Beule des Alldeutschtums mitten in dem göttlichen Antlitz genesen.

II.

Es ist nicht wie zu Anfang, da mir die Gefallenen so oft den besseren Teil vorweg zu nehmen schienen. Die jetzt noch fallen, beklage ich. Wer den Krieg bis hierher mit erlebte, fängt langsam an, den Kopf aufzurichten, ob der Himmel sich noch auf keiner Seite lichtet. Schon ringt er um eine Richtschnur inmitten des Wirr-

^{*)} Burkhardts Worte aus seiner »Kultur der Renaissance«, die ich schon so lange zitiere, sind nie so beherzigenswert gewesen: »Das scheinbar kränkste Volk kann der Gesundheit nahe sein, und ein scheinbar gesundes Volk kann einen mächtig entwickelten Todeskeim in sich bergen, den erst die Gefahr an den Tag bringt.«

sals, abseits von jenen, die noch hin- und herrennen mit dem Geschrei, wer ihn entfesselte. Auch ein heraufziehendes Gewitter ist bis zuletzt etwas Ungewisses. Der Wind kann die Wolken auseinander treiben, das Gewitter kann vorüberziehen. Doch bricht es los, so darf mit Fug behauptet werden, daß es kommen mußte, und ebenso wird es nicht einen, sondern viele Gründe dafür geben, daß es sich entlud. Und ebenso, denke ich mir, werden für die Nachwelt die Urbeber dieses Krieges vor dessen vielverzweigten Ursachen zurücktreten, und diese wiederum werden weiter zurückreichen, als Cromwell und der 30-jährige Krieg, Peter der Große und die Borgias. Und seinen unzähligen Ursachen entsprechen unzählige Gesichtspunkte. Von diesem Gesichtspunkte aus gesehen war er eminent vermeidlich, von jenem unvermeidlich, betrachtet ihn von dieser Wolke aus, und er war so vermeidlich! noch höher, und er mußte sich noch einmal (zum letzten Mal!) unweigerlich ergeben.

Denn alle Biologie in Ehren: aber diejenigen (und sie sind noch zahlreich), welche da wirklich vermeinen, solche Kriege, die nur deshalb einen solchen Haß auslösen, weil sie Bruderkriege geworden sind, solche Kriege seien an sich etwas zu Bejahendes, fernerhin Notwendiges, und die Zustände, das Chaos, das sie schaffen, die seien in der Ordnung, eine Institution gleichsam, die ihre Richtigkeit habe und in der Natur der Dinge liege wie ein Erdbeben oder ein Orkan, die Völker selbst hiermit nur dem blinden Element oder der reißenden Tierwelt vergleichbar, die willenlos ist — diese Leute sollten, falls sie weiterhin in der Welt entscheiden dürfen, doch wenigstens so viel Logik aufbringen, daß sie das Straßburger Münster wie den Kölner Dom, St. Pauls Cathedral wie die Peters-

kirche als vollkommen lächerliche Objekte proklamieren, das Wort Christentum als das einzig wahre Fremdwort ausmerzen, oder wenigstens sollten sie eine Doktrin, von welcher nicht die allerleiseste Notiz genommen wird, nicht mit so fluchwürdiger Stirn dem Sinn nach noch aufrecht halten, daß sie gar noch in den Gerichtsstuben mit ihren Sinnbildern hantieren und auf das schwören, worauf sie doch im vollsten Sinne des Wortes pfeifen.

Doch, was sage ich? Sind nicht unter eben diesen Zeichen die wüstesten Greuel in der Welt entbrannt? Und hat nicht eine Wahrheit zu um so widerlicheren Auswüchsen geführt, je erhabener sie war? Was Wunder, daß in einer Christenheit, in welcher die Inquisition möglich war, dieser Krieg sich noch ereignet! Denn ist dies nicht ein und dieselbe Welt? Fällt je etwas aus ihr heraus? Ja, wir bedachten es nicht!

Jetzt aber kann man der Verwundeten und der Gefangenen nicht denken, ohne daß sich das Mitgefühl auch jenen Vereinzelten zuwendet, deren es heute in allen Ländern gibt, die von dem Strom der Gedankenlosigkeit, der alles umwarf, nicht fortgerissen wurden, sondern von ihrer brennenden Erkenntnis, wie in Einzelhaft verwiesen, allein und abgetrennt, ihn überragen. Man schreibt gewiß nicht ohne große innere Pein Sätze nieder, wie ich sie heute in der »Fackel« finde: »Der kriegsartige Zustand scheint den geistigen auf das Niveau der Kinderstube herabzudrücken«, und man stimmt nicht anders als bedrückten Herzens dem Autor bei. Aber nicht länger bin ich des Verfassers Meinung (was nicht geschieht, um ihm entgegenzukommen, der ein paar Seiten weiter die Äußerung zu Drucke bringt: »Eine Frau soll nicht einmal meiner Meinung sein,

geschweige denn ihrer«), nicht länger teile ich seine Meinung, wenn er auf die Frage, die er aufwirft: »Was kann durch den Weltkrieg entschieden werden?« sich selbst zur Antwort gibt: »Nicht mehr, als daß das Christentum zu schwach war, es zu verhindern«. Ja, ich maße mir die Meinung an, daß er da wirklich mit einer unzureichenden Leuchte an das Problem herantritt. Das Christentum war nicht zu schwach, sondern zu stark, und die Menschheit evoluiert derart langsam und in so verzweifelt weiten Kurven um dies Gestirn, daß ihr sich trotzdem vollziehender Aufschwung, vollends zur Stunde einer Sonnenfinsternis wie der heutigen, dem freien Auge sich völlig entziehen muß. Aber der Gewalt des Christentums tut die menschliche Hinfälligkeit keinen Abbruch, ja unerbittlicher könnte es nicht wider uns triumphieren, dafür, daß wir statt seiner eine irländische, eine polnische, eine elsass-lothringische Frage als unerschütterliche Pfeiler setzten und deren Last — wäre auch im Vergleich zu ihr jedes Joch süß und jede Bürde leicht — folgerichtig auf uns nahmen, als seien sie, die doch im Lauf der Jahrzehnte zerrinnen und verwehen werden wie nie Gewesenes, der Dinge letztes und Endgültiges!

Besser und überlegter ist es, durch das Alberne so wenig wie durch das Abgeschmackte irre zu werden, ja selbst durch das Ekele und das Scheußliche nicht, das giftigen Schwämmen gleich den Katholizismus überwuchs, sich an ihm festfraß und tief unter sich begrub, sondern an dessen goldenem Bestand festzuhalten, in weiten Kunstbögen der Berührung mit all seinen unberufenen Vertretern bedachtsam auszuweichen, um in der Vermutung nicht gestört zu werden, daß, wo einmal dieser viel mißbrauchte Kult zu seinem adäquaten Aus-

druck gelangt, eine Höhe des Daseins sich ergibt, die alles andere weit unter sich läßt, solche Erkorene aber entsprechend seltener noch wie in der Kunst vorkommen, weil sie weiter Abgelegenes umspannen und wieder zum Ausgleich bringen müssen, daß, wo diese Wage aber stillhält, die Würde des Gedankens nicht nur unbeschadet bleibt, sondern unsagbare Schwingungen erfährt. Nicht länger von dem Wörtlichen, dem Absurden, noch dem Betbrüderischen genarrt, vielmehr auf das in Platons Sinne Ballförmige erpicht, vielmehr dem Versteckten, Verschleierte auf-lauernd, dringt ein solches Denken triumphierend zum Profanen vor und vindiziert es hinzu. Nun erst dem Verhaltenden, Entzogenen, dem Eingeraupten, in Perspektiven Fortgetragenen und Flüchtigen auf der Spur, tut sich ihm dort das ewig Mutierende, Ebbe und Flut, der Ozean, das Planetare auf, wo andere, von der Enge abgestoßen, verzagen und verzichten. —

Daß heute, wo die Welt wie nie zuvor zu einem Jammertal versank, daß sich ihr da zum ersten Male die Umrisse der Gestalt des Hirten vollgültig umschrieben, ist diese Tatsache keiner Deutung wert? Nicht Feind vom Feinde, nicht ihre Konfessionen scheidend, ist Gleichgewicht, das hoch und einsam über die gebeugten Völker ragt, bei ihm allein. Ist dies kein Innehalten wert? Die wahre Fahne, die alle umwallt, entrollte nur er. Und wer, Jud oder Heide, spottet heute diese Hirten ohne Herde und dennoch Hirten, wie nie zuvor, nie zuvor so gebieterischen und so weithin deutlichen Reliefs, von der Wahrheit selbst gleichsam emporgehalten und hinausgestellt, aus der Ohnmacht erst geschaffen, wie es scheint . . .

Oder soll ich es in Währungen ausdrücken, da sie es doch sind, welche diese Zeit in ihre Bahnen warfen? Nun, wie zwei

Münzen, für was sie gelten und nur auf ihren Klang hin und ohne Kommentar werfe ich sie hin: Wilson und Benedikt. Denn wer hörte nicht von selbst die schwere, gewaltige vor der hohlen und hinfälligen heraus? Wen erschreckte da nicht der Unterschied? Sogar Amerikaner. So viel Phantasie haben sogar sie.

Nein, Herr Kraus, das war gedankenlos!

Überhaupt — um von den Männern zu reden — meine ich, daß gegenwärtig kein Grund vorliegt zu ihrer Überhebung. Ich bin nie eine Frauenrechtlerin gewesen und dieser Bewegung gegenüber stets passiv geblieben, aber ich muß schon sagen: daß nach vielen Dezennien eines ausschließlichen Männerregiments ein derartig vollendeter Wirrwarr zutage gefördert wurde, gibt doch zu denken. Man möchte da wirklich meinen, daß, wenn statt der Herren Sonnino, Berchtold, Poincaré, Bülow, Churchill, Iswolski usw. die Damen (ich nenne keine beliebigen, sondern solche, die sich schon erproben, die es wirklich gegeben hat, die mithin irgendwie weiter vorhanden sind), wenn statt ihrer Damen wie die Markgräfin von Bayreuth, Maria Theresia, Katharina II. und die von Siena, Julie de Lespinasse und auch die alte Queen, daß wenn solche Frauen mehr im Vordergrund gestanden hätten, statt ausgeschaltet zu sein, mit zu bestimmen, statt zu schweigen gehabt hätten, daß dann . . . — es läßt sich nichts beweisen.

Fest steht nur, daß die Dinge, wie sie ohne ihr Zutun und in dem selbstherrlichen Männerstaat erwachsen, unmöglich noch ärger oder noch verfahrenere sein könnten, und daß bei einem solchen Ergebnis ihrer Regiekunst, wie wir es heute erleben müssen, die abgeworfene Bescheidenheit wieder in ihre Rechte treten könnte. Man dürfte, meine ich, sich sogar darauf

besinnen, daß die Frauen, wo immer sie zur Herrscherrolle gelangten, schon von der alten Dido her sich fast immer glänzend bewährten und große Regentinnen waren, sei es, weil das Regieren gar nicht so schwer ist, oder, da es erwiesenermaßen so außerordentlich schwer ist, weil sie vielleicht zu regieren berufen sind, weil dies vielleicht (hört! hört!) sogar ihre Spezialität ist. Es gefällt mir an den Engländern, daß sie einem Impuls der Selbsteinkehr folgend, mitten in die politische Dêbâcle hinein, als die ersten zur Berufung des ersten weiblichen Diplomaten sich entschlossen haben. Bei uns dagegen heißt es jetzt, die Unpolitischen müßten politisiert werden, aber dieser Ruf, so berechtigt er auch ist, ergeht so spät, daß auch schon die Stunde für eine Selbsteinkehr der Politik selbst geschlagen hat. Denn was diese noch nicht wahrhaben wollte, war längst in das Bewußtsein der Völker eingedrungen. Ein Beweis dafür sind gerade jene jüngsten Völker, die in letzter Stunde auf den Schauplatz der europäischen Geschichte traten. Rakowsky, der große Vorkämpfer für einen Balkanbund, erblickte die Gewähr für eine nationale Befreiung und Vereinigung bei den Balkanvölkern und nicht bei den Balkanstaaten — und 10 Jahre später, 1874, schrieb Karawelow: »Die Hauptursache der bisherigen Sklaverei ist die, daß die christlichen Nationen auf der Balkanhalbinsel, sowie alle andern Völker und Nationen betrogen sind, weil sie Hilfe, Unterstützung und Heil von den europäischen Kabinetten erwarteten, und am meisten von Rußland« und Botjow: »Wenn die Regierung eines jeden Volkes den Ausdruck seines eigenen Willens und seiner Bestrebungen gewesen wäre, so hätten selbstverständlich Serbien, Griechenland und Rumänien, sowie Montenegro längst ihre

Staatsgrenzen überschritten und den Bulgaren geholfen — aber, wie es scheint, haben die Regierungen dieser Staaten sich bisher mit nichts anderem befaßt, als mit der Nachahmung der klugen Devise eines Metternich: »Divide et impera!« Und sich gleicherweise gegen den Panhellenismus Griechenlands wie gegen die großserbischen Ideen wendend klagt er diese Staaten an, daß sie der Idee eines brüderlichen freien südslavischen Bundes entgegen seien. Die Neulinge, die das schrieben, nannte man Revolutionäre. Und warum wollten sie das Unmögliche? Gewiß nicht, weil es unmöglich war, sondern weil die Großmächte ihr Prestige von so rationellen Bewegungen mit Recht bedroht sahen, sie also niederhielten und ihren vordristlichen Kurs beibehaltend, das Dogma von einem Balkan-Wetterwinkel aufstellten und die Völker mit weiser Miene dahin steuerten, wo sie heute angelangt sind.

Sie waren ja, diese Völker, wo sie nur konnten, vor Ausbruch dieses Krieges zueinander unterwegs: Die Deutschen nach der Provence, die Französinen mit Kisten und Schachteln nach München und Bayreuth, Autos, überfüllte Sleepings, Wanderer, wohin man sah, und statt der Salons, ich sagte es schon, hatten die Bahnhöfe ihre »Habitués«. Wer ein Haus besaß, war von dem einen Wunsch beseelt, es wieder los zu werden, und nur unter den Politikern und Kapitalisten gab es noch einen Ausschuß, der es für dringend geboten hielt, daß Europa zu einem Spital zusammenbreche, sonst war schon das größte Zueinander im Schwung: ein ewiges Kommen und Gehen, kein Verweilen, nirgends, bei niemand.

Und mit Recht.

Herr Borchardt mit seiner, von allen Registern geschwellten, und doch so weit

ab von der Wahrheit hinorgelnden Rede, besinne sich doch: er traf das Rechte nicht. O Gedanken! seid ihr denn von der Welt entflohen, seit die schimmernden Zeppeline, ewig getrübtten Andenkens, Bomben statt Passagiere durch die Lüfte fahren. Ach! laßt mich reden! laßt mir meine Narrenfreiheit! Was kommt es auf meine Worte an? Ich sage ja nichts anderes, als was unsere Kindeskinde sagen werden. Mögen wir alle, die heute leben, zu Staub darüber werden, ehe es sich erfüllt, wahr bleibt es doch, daß die Völker, bevor sie jäh und gewaltsam auf sich selbst zurückgewiesen wurden, den Plan schon beschritten hatten, von wo aus ihre Wege verschlungen ausliefen und das Tal der Menschheit geweitet stand. Wie der Fluß, der als Quelle der Höhe entstürzt und dann sich über Blöcke und Fälle quält und durch finstere Schächte ängstet, bis er ans Licht und breiten Laufes strahlend dem Meer entgegenströmt, wie er da wohl zu außerordentlicher Höhe sich türmen würde, wenn er vor seiner Mündung gewaltsam in sein enges Bett zurückgedrängt, die alten Ufer wieder aufwärts treiben müßte, ebenso werden die Völker, die jäh und gewaltsam auf die schon verlassene Enge zurückfluten, gewiß leidenschaftlich große Taten verrichten, aber neue Gestade sehen sie nicht, und um ihre Bestimmung sind sie betrogen.

Aber wer denkt noch daran? Wie bezeichnend ist es, daß fast alle, die geistig zu dem Kriege Stellung zu nehmen versuchten, unweigerlich versagten, und daß nur das Wort von der »Ohnmacht der Gedanken« ins Schwarze traf. Die Gleichförmigkeit, mit welcher die Kriegsführenden das Ritornell von dem aufgezwungenen Krieg absingen, ist nicht mehr anzuhören. Sogar Italien stolperte nachträglich mit demselben Notenblatt herzu. Es ist das

einzig Gemeinsame zwischen ihnen geworden. Entschlossen sie sich doch, gleicherweise Stellung zu nehmen wider die eigenen Besessenen, die hinter der Zeit einherlaufen, Gewesenes aus der Taufe heben möchten und durch ihre Verblendung die verruchte Falle stellen halfen, welche gleicherweise die Völker in diesen rückständigen Krieg hineinlockte!

Seltsam! Inmitten des Jammers um die hingemordeten, die vermißten, die unborgenen, die ewig um ihre Jugend betrogenen Söhne, in einer von Rachegefühlen unterminierten Welt stehen überall nur die Schuldigen unbedroht. Es ginge nicht an, sie zu einem Reigen zusammenzutreiben, einen Reigen, den Kitchener wohl am schicklichsten eröffnen würde. Denn mit seiner, unseres Zeitalters so vollkommen unwürdigen Initiative der Konzentrationslager hat er einen schmachvollen Zustand geschaffen, namenlose Leiden unschuldiger Menschen inszeniert, und er ist es, welcher durch die Preisgabe und Verfolgung der Wehrlosen den niedrigen Instinkten des Pöbels am meisten entgegenkam. Jedes Volk hält ja in Friedenszeiten die Spalten seiner Zeitung für die Aufzählung der eigenen Greuelthaten und Verbrechen offen. Mein Gedächtnis ist nicht so kurz. Auch der Geschichte bleibe ich eingedenk, und deshalb auch der Tatsache, daß Kitchener einen Pöbel aufreizte, für den gerade in seinem Lande die Prinzessin von Lamballe und der kleine Ludwig XVII. so unvergeßlich sind. Man tauscht nur Verwundete, keine Verantwortlichen aus. . . Welch törichter Vorschlag! Warum so töricht? Weil er unausführbar ist. Sehe ich denn das nicht ein? Aber mit allen Anzeichen des Blödsinns beharre ich auf meiner Frage: Warum ist es nicht möglich? Was ist dann möglich? Nur das Unmögliche ist

also möglich: daß dieser glückliche Erdteil sich auftat zu einem Sumpf von Blut und Wunden, der das Gemüt immer tiefer hinabzieht. Nein, ich verstehe diese Welt nicht mehr!

III.

Man muß es schon einmal sagen: denn darüber wird eines Tages kein Zweifel sein, daß in dieser Zeit nur einer das Recht auf seiner Seite hatte, und das ist der parteilose und unparteiische Papst, die Neutralen, die sich heute gerne besser dünken, keinesfalls, aber auch die Streitenden nicht, mögen sie sich noch so vortrefflich halten: der über dem Streit Stehende überragt sie doch weit, und vorbildlich ist nur er.

Dieser Vorbildlichkeit wegen halte ich auch stets die Erinnerung an einige Episoden fest, die ich alle mit Namen versehen und beschwören könnte.

Zum ersten: in London. Seit 1904 fuhr ich ziemlich regelmäßig hinüber. Die Phasen der Feindseligkeit während dieser Zeit waren mir sehr persönlich fühlbar geworden, ebenso deutlich der zuletzt einsetzende Umschwung. So populär endlich wie im Frühsommer 1914 — die Geschichte wird es bezeugen — waren die Deutschen seit einem Menschenalter nicht gewesen, ja, sie standen im Begriff, London im Sturme zu erobern. Ein Deutscher, mochte er auch zu Hause als ein ziemlicher Pinsel gelten, hier genoß er a priori, lediglich weil er Deutscher war, Anspruch auf Gedanken-tiefe und Geist. So weit war man schon.

Die wertvollste Orientierung über die öffentliche Lage erstattete jederzeit Lady C.... Ich kannte sie nicht, aber es genügte, ihr von weitem zuzusehen. Stets in das allerletzte Fahrwasser getaucht, zeigte niemand besser die Temperatur der elften Stunde an, ob dies nun die letzte

Geschmacksrichtung in der Musik, der Literatur oder der Mode oder aber, vor allem anderen, die letzte politische Strömung betraf. — Niemand trieb so leidenschaftlich mit ihr empor — und war alsbald so ganz von ihr erfaßt.

Am Vorabend meiner Abreise saß ich im Salon meiner Freundin und erwartete mit ihr Lady C.... Sie hatte ihren Besuch angekündigt und erschien noch vor Mitternacht, von Juwelen überfunkelt, das gelbe Haar von Diamanten übersprüht: Wurf und Farbe ihres Kleides voranleuchtend und noch nicht dagewesen. Ihre schnellen Blicke, während sie sprach, bedeuteten mir ohne Vorbehalt, daß sie aus Neugierde gekommen war, und zwar meinetwegen. Es gab kein Thema, das sie da nicht heranzog, nichts, worüber sie nicht meine Meinung, mein Urteil als ausschlaggebenden Faktor — denn ich war ja deutsch — zu wissen begehrte. Und was rief sie da nicht, bevor sie, schneller als sie gekommen, wieder entschwirrte und ihr Auto durch die stillgewordene Großvenorstreet der fünften oder sechsten »party« des Abends entgegensurrte: »Give me the Germans!« rief sie hingerissen. »They are the first people in the world.«

Und da ich mir noch immer in der Ferne, und wenn ich mich eine Weile räumlich von den »Germans« geschieden hatte, dieselbe Meinung über sie zurückerwarb, stimmte ich ihr rückhaltlos bei.

Diese ihre letzten Worte waren es auch, welchen ich folgenden Tages gerne nachhing, während vor mir Ahnungslosen die englische Küste immer weiter zurücktrat. Schafwölkchen weideten am Himmel, und ich sah zufrieden zu ihnen auf. Denn Gott sei Dank! man war endlich vernünftig geworden und die Gefahr war überstanden. Ich teilte meine frohen Wahrnehmungen

einem Engländer mit, den ich an Deck des Schiffes traf und der mit den Politikern seines Landes aufs engste verquickt und verschwägert war. Krieg, sagte ich, gibt es keinen mehr. Aber er schüttelte den Kopf: »Sie lassen sich täuschen. Ich sehe nirgends Anzeichen dafür, daß man ihn vermeiden wird.«

Noch waren sich aber die wenigsten Leute bewußt, daß es ein Serajevo auf der Karte gab.

Fünf Wochen später: München. Bei einem namhaften russischen Maler lebte dessen originelle, wenn auch unzuverlässige und unkultivierbare Schwester. Eines Tages verkrachte sie sich mit ihm, und da es ihr an allen Mitteln, um allein weiter zu existieren, gebrach, erklärten sich ihre bisherigen Bekannten als ihre Kundschaft, und indem sie sozusagen eine Privatschneiderin wurde, fuhr sie fort, gesellschaftlich mit ihnen zu verkehren. Alles ging zum besten, bis es Sommer wurde und ihre ausgestaffierten Freundinnen die Stadt verließen. Nunmehr saß die auf Vorzugsbehandlung gestellte Amateurnäherin allein und kümmerlich in ihrem Zimmer. Diesen längst vorausgesehenen Moment nahm ich wahr, um endlich auch meinerseits etwas zu bestellen.

Als ich zur Anprobe kam, war sie nicht zu Hause, erschien aber gleich darauf hochgemut und federngeschmückt *direttissimo* von einem Mittagsschmaus bei einem alten russischen Grafen. Sie legte, seitdem sie schneiderte, ganz besonderen Wert darauf, auch weiterhin von ihrer Gesandtschaft eingeladen zu werden, und der alte Graf, der sie sehr protegierte, tat ihr immer den Gefallen. Der Stab war diesmal sogar vollzählig erschienen, sie hatte als einzige Dame den obersten Platz behauptet, so gut hatte sie es nicht alle Tage, zerstreut, doch um so mitteilbarer steckte sie die

Falten meines Mantels zurecht, und wie ich jetzt bemerkte, hatte sie »le vin bavard«. »Ah! il faut une guerre!« rief sie plötzlich aus... »Oh pas maintenant: en 1915« (und berief sich auf ihren Gewährungsattaché) »il le faut... Les Allemands sont devenus trop arrogants.«

»Vous vous trouvez bien chez eux,« erwiderte ich...

Kurz zuvor saß ich im Lesesaal eines Pariser Hotels. Ich sehe die Zeitung durch, doch von Übelkeit und Verzweiflung überwältigt, werfe ich sie wieder hin und stürze in mein Zimmer hinauf. Es blickt auf den Fluß. Allein die weite und geliebte Stadt wird mir zur fürchterlichen Enge. Wohin soll dieser Ton, dieses Geschrei, sollen diese höhnischen Ausfälle und gemeinen Drohungen, soll dieser unheilbare, unbelehrbare, planmäßige Deutschenhaß, wohin soll er führen?

Wieder kurz darauf war ich in Berlin. Bei einem Abendessen. Rechts von mir ein Oberst, links ein Ministerialrat, beide sind mir fremd. Der Oberst: »Nee, die Geschichte dauert mir zu lange. Wenn es heuer nicht losgeht, stülpe ich mir einen Zylinder auf.« Ich, ängstlich: »Was soll denn losgehen?« »Nun, gegen dieses gottverdammte, freche Franzosenvolk.« Der Ministerialrat, elektrisiert: »Und zahlen sollen sie uns diesmal!« Der Oberst: »Bis zur letzten Puste!« Fröhliches Gedeck.

Warum, da er nun gekommen ist, dieser Krieg, den überall noch zu viele wollten, warum wollen sie ihn plötzlich alle nicht gewollt haben und wälzen die Verantwortung für diese ungeheuerliche Tragödie der Mitschuldigen einander auf?

Weil sie recht hatte, die mutige Frau von Suttner, die vielverachtete Friedensberta mit ihrer Behauptung, daß die erste Zwangsfolge des Krieges die Lüge sei!

Mein Gott, wie sehnlich wünschte ich, daß wir, uns selber treu, den anderen Völkern mit der Initiative vorangingen, den inneren todbringenden Feind zu stellen. Vielleicht warten sie in England nur darauf, um zuzugeben, daß bei ihnen jener Militarismus, dem sie bei uns den Garaus machen wollen, in Lord Kitchener, auf den sie doch so stolz sind, in seinem subalternsten Glanze erstrahlt, und daß jener Imperialismus, den sie, wo er als Pan-germanismus auftritt, so namenlos verabscheuen, in Churchill, von dem sie sich doch regieren ließen, seinen typisch großmäuligen Vertreter fand. Gut also. Lassen wir fürs erste die Imperialisten aus dem Spiel. Machen wir versuchsweise nur gegen unsere Alldeutschen Front.

Und so greife ich weiter zurück und sehe etwas Unheilvolles und Gefährliches in unserer Arroganz. Sie ist es, die unserem Verständnis französischer Wesensart so sehr im Wege liegt. Und sie ist das Bedenkliche und Hinzugekommene. Die Franzosen neigen zur Suffisance. Sie haben stets etwas von Kindern. Wir nie. Das Ominöse und Charakteristische bei gewissen Alldeutschen ist, daß sich die Arroganz bei ihnen an Stelle der Besonnenheit behauptet und da Türen zuschlägt, wo sonst Gedanken wären. Von mir im Jahre 1904 geschrieben, sogar gedruckt, aber natürlich ignoriert: »Denn in keinem Lande ist es so unmöglich, sich Gehör zu verschaffen, wenn man nicht in Amt und Würden schon ergraute, wie bei uns. Nur Dichtern, Schauspielern und Tänzern ist bei uns Jugend bewilligt.« Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich mich schon wieder selbst zitiere. Hatte ich aber nicht recht, wenn mir damals schon vor jenen Leuten bangte, über die wir innerhalb des Reiches leichtsinnig

die Achsel zuckten, während man draußen nur allzu gespannt den paar Schreiern, wie wir sie verächtlich nannten, aufhorchte, die so lange an der Höllenpforte rütteln halfen und, wo sie einzurosten drohte, sie wieder ölten, bis sie sich von selbst in ihren Angeln drehte. Ja, aus meinem Deutschtum heraus hasse ich sie, diese Schädlinge, wie jene Raupen, die in ihrer mörderischen Geschäftigkeit die Farbe des Laubes annehmen, das sie zerfressen, und sich nicht unterscheiden lassen von der königlichen Eiche, deren Tod sie bereiten. Denn ihnen danken wir es heute, daß eine verblendete Welt mit einer Herzenskälte ohnegleichen den beispiellosen Kampf mit ansieht, den ein verkanntes Volk bestehen muß, nur dem Griechenvolk hierin vergleichbar, ja es noch überbietend.

Jene humorlose und sonderbare Korporation aber, welche, den Räuberhut in die Stirne gedrückt und den Brigantenmantel über die Schulter geschlagen, so fürchterlich verspätet in der Geschichte aufzog, schiebt sich heute Bismarck als Gewährsmann unter: ihn, dem sie — man kann in Anbetracht seiner eigenen unparlamentarischen Ausdrücke über diese Art von Leuten nur ein entsprechendes drastisches Wort gebrauchen — schon speifatal gewesen sind, als sie noch in ihren Anfängen steckten, weil er wohl ahnen mochte, wie sie sich auswachsen würden. Und in der Tat fehlt heute nichts mehr zu ihrer Entfaltung. Oder wird mir ein Kenner Bismarcks entgegen können, daß die Art, mit welchem der und jener seine eine ewig selbe Geste des Handschuhhinwerfens meistert, nach Sinn, Art und Geschmack die des schmiegsamsten aller Staatsmänner sei? Würde sich der Gründer des Deutschen Reiches heute von den Alldeutschen nicht vielmehr boykottiert, ja,

verdächtig sehen, er, welcher nach dem Sieg von 1870 Lothringen Frankreich zu lassen riet und mit so feierlichen Worten die Verantwortung für diesen Krieg, den er damals voraussagte, jenen aufbürdete, die damals diesen seinen Rat mißachteten?

Annette Kolb.

Das Gewitter.

»Und David sandte hin und ließ nach dem Weibe fragen, und man sagte: Ist das nicht Bathseba, die Tochter Eliams, das Weib Urias, des Hethiters? Und David sandte Boten hin und ließ sie holen.«

»Des Morgens schrieb David einen Brief an Jakob und sandte ihn durch Uria.«

Er schrieb in dem Briefe: »Stellet Uria an den Streit, da er am härtesten ist und wendet euch hinter ihm ab, daß er erschlagen werde und sterbe.«

2. Samuelis 11

★ ★ ★

(Die Szene ist auf dem flachen Dache des Palastes. Ringsum Himmel. Im Boden zwei Türen. Bathseba hier, Uria dort, wie auf einer Wage, auf und ab.)

König David:

Wie gut ist diese Stunde doch zu mir,
wie streicht sie lieblich über meine Haare!
Strahlt nicht die Stadt wie kleine Abendware
in meinem uferlosen Reichsquartier?

So mütterlich ist mir von Anbeginn
vor Aug' und Ohren blau die Welt ver-
hangen:

daß meine Füße bloß und wund gegangen,
daß meine Lippen Hirtensprache sangen,
daß Gottes Sturmesflügel mich be-
schwangen —

scheint alles eines fremden Lebens Sinn.

Auch daß vor einer steilen Stadt
mein Heer wie eine Riesenschlange lauert,

im Hagel blutet und am Feuer kauert,
hat meine Seele schüchtern nur beschauert,
weil meine Seele Traum und Abend hat.

Ein Wächter (unsichtbar):

Den innern Kreis
beschritt ihr Fuß,
die Stunde heiß
bewegt zum Gruß
die Wolken an der Himmelswand
und baut viel Schatten übers Land.
Beim Tempel schon —
den Bogen schon
betrogen schon —
und immer Wind und Wolke mit —
Bathseba naht mit holdem Schritt?

Bathseba:

Wer von König Davids Stamme
hat des Harzes aufgefangen,
spiegelt nimmermehr die Wangen
im verklärten Wiesenschlamme.
Nimmermehr nimmt klein Behagen
meinen Scheitel an die Brüste.
In Urias fahler Wüste
kann ich niemals Früchte tragen.
Ach, Uria, wie so ferne
(Wurzel warst du mir und Mitte!)
schweben wir auf einem Sterne —
Fort! Ich höre seine Schritte . . .

Uria:

Du hießest, Herr, mich rufen
und läßt mich fragen aus:
»Was schläfst du auf den Stufen,
was gehst du nicht nach Haus?
Vor deines Hauses Schwellen,
des Windes Zeitvertreib,
die schweren Rosen quellen.
Und drinnen sproßt dein Weib.« —
Soll ich, da deine Helden,
ein tausendfacher Hauf,
um Gottes Ruhm zu melden
die Heiden greifen auf,

Strahlende Eigenschaft
zeigst du der Welt mir.
Sprengst meine Einzelhaft —
Erde gefällt mir,
lieblich und bloß.
Von dem verderblichen,
ahnungsfluch-erblichen
Hochmut der Leidenschaft
sag ich mich los.

Zwar — an der Zinnen Kranz
wird mir verziehen
Urias Totentanz,
Bluten und Fliehen?
(Noch donnert es hohl)
Wär ich entflohn, wie er,
låg ich nach Gegenwehr
dunkel vor Abendrot,
selbstlos, getreu und tot —
ach, mir wär wohl!

Aber Versöhnung bricht
flammend aus letztem Licht,
braust mir ins Angesicht,
reißt mich aus Sünden rein,
läßt mich des Himmels sein.
Nicht durch den bangen Hain
irrend in bitter Qual —
Triff mich zur Stelle
mit deiner Helle!
Ich bin die Welle,
Du bist der Strahl.

* * *

Von der gesamten Wassermenge eines
Niederschlages verdunstet ein Drittel, ein
anderes sickert ein, eines aber wandert zum
Meere.

An einer sanften Böschung der Ufer-
hüften, unter wallenden, leicht angezündeten
Wolken, trübt es den Fluß bis auf den
letzten Grund, tausendjähriges Wurzel-
werk umgerissen und in einer überstürzten
Nacht Mensch und Vieh nach dem Atem
getrachtet zu haben. Aber was wären wir,
da sich unserer Beklommenheit wieder das
goldene Feuer der Abendsonne bemäch-
tigt, wenn wir es nicht an unseren Sünden
erlitten, daß wir nach dem ewigen Meere
reisen, liebe Freundin?

Rudolf Fuchs.

Bemerkungen des Herausgebers.

Der Verlag teilt mit: Das Schauspiel
»Hans im Schnakenloch«, das das Heft

eröffnet, wird erst bei seiner Aufführung
nach dem Frieden als Buch ausgegeben.
Dieses Heft ist nach Schluß des Quartals
einzeln nicht mehr zu beziehen.

*

Eduard Bernstein war sehr krank. Die
Veröffentlichung seiner Erinnerungen, die
im Dezemberheft begann, erfuhr dadurch
eine Verzögerung.

*

In den letzten Monaten haben sich die
Schwierigkeiten, unter denen die Heraus-
gabe der Weißen Blätter leidet, noch be-
deutend vermehrt. Um eine ausführliche
Erklärung für die vielfachen Unzuträg-
lichkeiten zu vermeiden, mögen die Leser be-
denken, daß unsere Zeitschrift von jungen
Menschen geschrieben wird, die der Krieg
in alle Winde verstreut hat. Auch war
der Herausgeber monatelang abwesend.
Er bittet alle diejenigen um Entschuldigung,
denen er auf ihre Briefe nicht geantwor-
tet hat.

*

Unterdessen hat mein ehemaliger Freund
Otto Flake in der Neuen Rundschau einen
Aufsatz über die Jüngste Literatur ver-
öffentlicht, worin er einer Gesellschafts-
anschauung den Garaus macht, die er »Ex-
pressionismus« nennt. Ich könnte, ich will
ihm nicht antworten, wie eine reinliche
Auseinandersetzung es vielleicht verlangte,
und beschränke mich deshalb darauf, ihn
an einiges zu erinnern, was er, wenigstens
in seinem Aufsatz, vollkommen vergessen
zu haben scheint. Den Roman von Hein-
rich Mann, den er kritisiert, zu erwerben,
hat er sich zur Zeit, wo die Weißen Blätter
vorbereitet wurden, lebhaft bemüht, der
Roman wäre im ersten Jahrgang dieser
Zeitschrift erschienen, den er als verant-
wortlicher Schriftleiter gezeichnet hätte.
Flake hat sich überdies angeboten, für

Heinrich Mann die Verhandlungen über die Übersetzung in eine fremde Sprache zu führen . . . Die Arbeit erschien dann in einer Münchener Wochenschrift. Flake weiß, daß der Roman infolge des Krieges überstürzt zu Ende gebracht wurde, er weiß, daß und warum das ausgedruckte Buch während des Kriegs nicht erscheint. Er hätte, ganz abgesehen von kameradschaftlichem Anstand, Gründe, sogar persönliche Gründe genug gehabt, diese Zurückhaltung zu achten. Dabei nehme ich an, daß er aufrichtig, im Innersten durch den Krieg umgelernt hat, und daß er sich nicht einer Strömung fügte, die sein eigenes Denken und Trachten leicht hin umwarf . . . Was er nicht nur über meinen Roman »Benke«, sondern über mich schrieb, berühre ich nicht, es tat mir leid, daß er den Augenblick für gekommen hielt, nein, daß er sich in diesem schlecht gewählten Augenblick verleiten ließ, in der Neuen Rundschau weiterzugeben, was unser Landsmann Fritz Lienhard in seiner Flugschrift über das Elsaß ungefähr zur selben Zeit ausspielte, wo der von Lienhard verdächtigte Ernst Stadler auf dem Schlachtfeld fiel: eine falsche Charakteristik unserer während mehr als zehn Jahren gemeinsamen Bestrebungen, die auf eine unwürdige Denunziation hinauslief. Aber Flake überbot Lienhard: er vergaß wiederum, daß er bis in die letzte Zeit sich selbst in jener, wie er sagt »hysterischen« Verfassung befand, die er als die unliterarische Gemeinsamkeit der »Expressionisten« bezeichnet. Der Aufsatz ist schlecht. Wer von uns hätte noch keinen schlechten Aufsatz geschrieben? Er bedeutet jedoch die Ausführung eines redaktionellen Auftrags, dessen Sinn nicht mißzuverstehen war. Den Auftrag hätte Flake, wenn nicht aus persönlichen, so wenigstens aus gesellschaft-

lichen Gründen ablehnen müssen. Wenn er ihn aber übernahm, so hätte er entweder, in rücksichtsloser Aufrichtigkeit, ein Pamphlet schreiben sollen — was eine saubere Sache gewesen wäre — oder aber sich darauf beschränken müssen, literarische Angelegenheiten, ohne kulturhistorische Manöver, nach bestem Wissen literarisch einzuordnen. Die scheinbare Objektivität des Verfahrens, das er wählte, mag zeitgemäß sein. Sie ist widerlich und setzt einen Schriftsteller tiefer herab, als ihn zwölf gute Bücher hinaufheben könnten, die er noch in seinem Leben schrieb.

Ich würde nicht bei einem Aufsatz wie dem besprochenen verweilen, wenn nicht Angelegenheiten, die sehr persönliche zu sein scheinen, heute in Wirklichkeit überpersönlicher Art wären: sie stellen Menschen dorthin, wohin sie endgültig gehören kraft der Prüfung, die ihnen von der Zeit auferlegt ward. Gemeinschaften haben sich gelöst, andre werden sich statt ihrer bilden. Ihr Bestand wird fester sein, weil sie nicht durch Zufall, Neigung und Berechnung bestehen werden, sondern aus Treue zu sich selbst und der erprobten Widerstandskraft gegen Gewalttaten aller Art. Man wird gern alles verzeihen, aber gut tun, nichts zu vergessen.

★

Da wir schon beim »Expressionismus« sind, will ich mit meiner Meinung über ihn nicht hinter dem Berg halten. Der Expressionismus ist ebensoviel und ebenso wenig wert, wie jedes Schlagwort. Es gab expressionistische Dichtungen, expressionistische Gemälde, bevor es einen »Expressionismus« gab. Vielfach nennen wir heute expressionistisch, was früher romantisch hieß, und deshalb ist es nicht richtig, daß uns die Intensität des Ausdrucks, die ihn kennzeichnen soll, erst durch französ-

sische Werke vermittelt werden mußte. Jedenfalls hat das Schlagwort den Wert eines Schlagworts, es ist mit ihm bestellt wie mit dem Realismus und Naturalismus früherer Generationen. Es kann eine moralische Macht werden oder in der Literaturgeschichte stecken bleiben. Der Essai von Heinrich Mann im Novemberheft zeigte, zu welcher politischen Macht der Naturalismus in Frankreich gelangen konnte, ein Vergleich mit der sozialisierenden Liebhabelei der schnell emporgekommenen deutschen Naturalisten, die eben nur Literaturbeffissene waren, Literaten, die, wenigstens bildlich gesprochen, eilig nach Berlin übersiedelten, würde das Mißverhältnis in ein noch greller Licht setzen.

Der Expressionismus, so, wie ihn die sehn, die als Expressionisten angesprochen werden, ist natürlich auch eine technische Ausdrucksform — der die Naturalisten genau so gegenüberstehen, wie die »totalen« Deutschen der achtziger Jahre den Naturalismus ansah. Er bedeutet aber vor allem den Wunsch, neben die Schilderung einen moralischen Willen zu setzen, er ist kämpferisch, er ist radikal, er schleudert die Kunst, die in und seit unsrer Klassik ein vornehmes Privatleben führte, durch die Straße — selbst auf die Gefahr hin, daß sie dort zugrunde gehe.

★

Es ist nicht nur leicht, es ist schön, sich einer Liebe hinzugeben. Die Art, wie er es tut, kennzeichnet einen Menschen. Und eins weiß ich: wer jetzt feig war, der ist feig und wird es immer sein, er wird bei

der ersten Gelegenheit das Geschäft der oppositionellen Haltung wieder beginnen, genau, wie er in die Hochkonjunktur des »Patriotismus« sprang, um ja auf der Butterseite zu bleiben. Es gibt möglicherweise viele Arten, deutsch zu sein, als reifer Mann sich zu verleugnen, ist die beste nicht. Wir gehn nicht nach dem London früherer Jahrzehnte, wir bleiben in der Nähe Weimars, heute wie vor einem Jahr. Eine Nation ist vielfältig genug gegliedert. Wir gehören nicht zu denen, die leben, um Geschäfte zu machen. Diese mögen in der Mehrzahl sein. Je zahlreicher, je stärker sie sind, desto leichter können sie unsere Hilfe entbehren. Jene können siegen oder geschlagen werden, wir nicht. Wir hüten einen Schatz, ohne den Europa aus bösen Negeren bestände. Denn dieser Schatz ist das einzige, was uns von den »Wilden« unterscheidet. Jede andere Überlegenheit teilen wir letzten Endes mit den Affen. Unsere Mörser, sie mögen noch so gut sein, haben mit Goethe nichts gemein, die gelungensten Durchbrüche zu Bach nicht die geringste Beziehung. Ein Sieg ist, wenn Geist Macht wird, wenn aber die Gewalt sich des Geistes bedient, um der Macht und nur ihrer willen, so übt sie die schlimmste Sklaverei, die Menschen erdulden können.

Und sie haben sie nie erduldet.

Und sie werden sie nie dulden.

Der Kampf darum heißt Weltgeschichte.

Jeder tue, an seinem Platz, was sein Gewissen ihm gebietet. Es gibt kein anderes »Gebot der Stunde«. R. S.



Theodor Gächter von Fritzberg

Emil Lucka:

DIE PSYCHOLOGIE NAPOLEONS*)

WIR können im Menschen zwei letzte Elemente finden, die so sehr letzte sind, daß alles Menschliche überhaupt durch sie festgelegt ist: Die Wirkungen der Welt und die Anlagen seiner Natur, kurz alles, was dem Menschen gegeben ist, und diesem unermesslich Vielen steht die innere zusammenfassende Kraft des Willens oder der Persönlichkeit gegenüber. Diese im innersten zwiespältige Konstitution macht den Menschen zu etwas, das über die Natur hinausragt, das ihn prinzipiell nicht völlig berechenbaren Mechanismus sein läßt, weil eine innere Aktivität, etwas ganz Unmathematisches, da ist, das wissenschaftlich nicht erfaßt werden kann.

Die beiden Grundelemente — sagen wir kurz: Schicksal und Wille — müssen prinzipiell in jedem Menschen angenommen werden, aber es gibt Menschen, die so sehr Naturwesen sind, die so wenig eigentlich Menschliches haben, daß das eine Element, die persönliche Kraft, gar nicht vorhanden zu sein scheint oder wenigstens nicht in ihr Bewußtsein fällt und bei keiner ihrer Handlungen merklich wird. Wenn wir die großen Römer näher betrachten, so erkennen wir leicht, daß sie einander aufs Haar gleichen. Sie empfinden sich selbst nicht als besondere, auf einem inneren Mittelpunkt ruhende Persönlichkeiten, sondern als abhängige und völlig bestimmte Glieder ihres Staates, der nicht viel anders gefügt ist als der Staat der Bienen, der einen großen Versuch darstellt, dem Geist eine innerlich fremde Ordnung, nämlich die Ordnung, die in der Natur herrscht, aufzulegen, ohne das Besondere, Persönliche, Menschliche zu würdigen. In Rom ist für die Persönlichkeit kein Platz, Römertugend ist Unterwerfung unter die Forderungen der Gesamtheit, Angleichung alles Besonderen ans Gemeinwohl. Die Gesittung Roms ist absolut unphilosophisch und unkünstlerisch-unpersönlich, ganz auf den Zwang des Nützlichen ge-

*) Diese Arbeit ist vor dem Kriege abgeschlossen und nicht mehr geändert worden.

gründet. Zwar wird auch in der griechischen Tragödie das Schicksal als absolut Herrschendes anerkannt, aber es ist doch immerhin zum Problem gemacht, der einzelne empfindet die Moira als etwas Fremdes und Lastendes, und wenn er sie auch nicht anzuzweifeln wagt, so vermag er doch über sie nachzusinnen und hat sie so schon innerlich entthront. Für den unphilosophischen Römer dagegen ist die Abhängigkeit vom Zwange der Welt, vom Schicksal, das ihm sein Staat repräsentiert, so fraglos und selbstverständlich, daß er sich sie nicht bewußt machen kann, schon der Gedanke, nicht ein Teil, sondern ein Ganzes zu sein, ist ihm unverständlich und fremd. Ich nenne diese überaus einfache seelische Formation, die im Römer kulturell festgelegt ist, den Schicksalsmenschen, im Gegensatze zum Menschen, der sich als innere Einheit, als Persönlichkeit zu fühlen vermag.

Für die Gegenwart, die unter dem Zeichen der Persönlichkeit und der inneren Freiheit steht, bedeutet der Schicksalsmensch eine Ausnahme und einen kulturellen Atavismus. Mit der Schöpfung der Persönlichkeit — die gegen das Ende des Mittelalters, besonders in den deutschen Mystikern, vollzogen erscheint — ist das Schicksal als Letztes und Höchstes abgesetzt, alle großen Menschen der neueren Zeit können nicht mehr Schicksalsmenschen, mit Verstand ausgestattete Naturmechanismen sein, sie haben etwas Neues, Höheres in sich, eine Kraft, die von allen äußeren Schlägen nicht ganz gelähmt werden kann, die den eigentlichen Kern der modernen europäischen Seele ausmacht.

Der Mensch als Persönlichkeit ist eine wirkliche Welt, ein Mikrokosmos, der sein eigenes Gesetz in sich trägt und dem Kosmos, der Welt, als ein selbständiges Ganzes gegenübersteht. Der Schicksalsmensch ist kein Ganzes (weil ihm das Bewußtsein innerer Freiheit abgeht), keine Welt, sondern ein Teil, ein Stück der allgemeinen Welt unter deren Gesetzen. Und weil sich dieser Mensch nur als ein Teil und nicht als abgeschlossenes Ganzes fühlt, können Leben und Geltunghaben für ihn nur in beständiger Vergrößerung, nicht in innerer Veränderung und Vertiefung beruhen. Sein Wunsch ist, ein immer größerer Teil der Welt zu werden — der Wunsch aller Menschen ohne inneren Mittelpunkt — und endlich die ganze Welt auszufüllen. Tamerlan hat gesagt: Wenn wir die Erde erobert haben,

so werden wir uns auf den Mond stürzen. Dieser Wunsch, sich beständig auszudehnen, an Macht zuzunehmen, kann nie gestillt werden, denn das Grundgefühl, nichts Ganzes zu sein, sondern ein Teil, ändert sich niemals, das Stück Welt, das der Schicksalsmensch ist, wird immer nur umfangreicher — kann sich aber nie zu einem Ganzen schließen, es hat eine unersättliche Gier nach Raum und Macht. Wörtlich genommen ist es wohl falsch, aber in einem tieferen Sinn für den Schicksalsmenschen wahr, wenn Napoleon von sich selber sagt: »Ich habe keinen Ehrgeiz, sollte ich aber doch welchen besitzen, so ist er mir derart angeboren, daß er vollkommen in meinem Wesen liegt, und er hängt mit meinem Dasein so innig zusammen wie das Blut, das in meinen Adern rollt, und die Luft, die ich atme.« Denn Sein und Mehrseinwollen ist für ihn dasselbe.

Der Schicksalsmensch versteht nicht zwischen Menschen und Dingen zu scheiden, zu werten, er sieht nur Großes und Kleines. Denn nur in beständigem quantitativem Wachstum vermag er einen Inhalt zu gewinnen. Das ist wohl eine Illusion, aber eine unvermeidliche Illusion, wenn ein innerer Lebensquell nicht vorhanden ist. Wirkliches Innenleben, das heißt Leben, das selbst genugsam in sich ruht, ist daher für diesen Menschen nicht möglich, er geht in Wirkung und Gegenwirkung mit der Außenwelt auf.

Auch der kleine Mensch unserer Zeit hat nicht das Gefühl innerer Selbsttätigkeit, er beugt sich dem Geschehen ohne Widerstand, »weil es einmal nicht anders ist«. Aber dieser Zustand ist so sehr charakteristisch für den kleinen, inhaltsleeren Menschen, daß wir uns den wahrhaft großen genau entgegengesetzt denken, daß uns Größe geradezu mit dem Bewußtsein innerer Kraft, Persönlichkeit, Freiheit identisch ist. Ein wahrhaft großer Schicksalsmensch wäre für unsere Zeit die erstaunlichste Anomalie, sie ist nur ein einziges Mal, nämlich in Napoleon verwirklicht worden. Schon im Jahre 1790 hat der korsische General Paoli zu ihm gesagt: »Sie sind ganz ein Mann aus dem Plutarch, Sie haben nichts von einem Modernen an sich!« Und so glaube ich mit dem Verständnis dieses einen Menschen die seelische Konstitution eines Typus festzulegen, der uns heute fremd geworden ist, ja wie ein Fossil anmutet.

Der richtige Schicksalsmensch kommt aus den Tiefen, ist Geschöpf

des Zufalls. »Ich bin der Sohn des Glücks!«, hat Napoleon auf der Höhe seiner Macht gesagt. Er wird Zeit seines Lebens von dem Gefühl beherrscht, unfrei, vom Schicksal abhängig zu sein. »Ich bin Fatalist seit jeher, wenn das Schicksal etwas will, haben wir zu gehorchen.« — »Ich habe mich niemals damit abgequält, die Umstände meinen Ideen anzupassen, ich ließ mich jederzeit von ihnen treiben. Wer kann im voraus über die zufälligen Umstände, die unerwarteten Begebenheiten gebieten?« — »Ich könnte mich selbst nicht ersetzen« (d. h. ich bin dieser Besondere nur unter diesen besonderen Umständen), »ich bin das Geschöpf der Zeitverhältnisse.«

Diese und ähnlich lautende Worte begleiten Napoleon durchs Leben, sie sind der getreue Ausdruck seines Grundgefühles: nicht selber zu wollen und zu handeln, sondern geführt zu werden. Er betont ausdrücklich die Blindheit seines Wollens und erklärt: »Der wird nicht weit kommen, der von Anfang an seinen Weg kennt.« Als die Sonne von Austerlitz strahlend aufging, da ist er vom Sieg überzeugt gewesen — und er hat ihn errungen.

Weil sich der Schicksalsmensch nicht als eine eigene autonome Welt empfindet, sondern nur als ein Phänomen in der Welt, ist sein Grundgefühl, von allen anderen Phänomenen abhängig zu sein. Er achtet auf Zeichen und ist abergläubisch. Von innen kann ihm ja nichts kommen, er vermag keinen eigentlichen Wert zu erlangen, nur dessen Surrogate, Glück und Macht, und so weiß er sich als Knecht der Ereignisse. Er glaubt an sein Glück, an seinen Stern — »Gestrost! Du fährst Cäsar und sein Glück!« ruft Cäsar dem zaghaften Schiffer zu, ihm kann nichts geschehen, denn das Schicksal hält die Hand über ihn. Und Napoleon ermutigt die wankenden Soldaten bei Waterloo: »Die Kugel, die mich treffen soll, ist noch nicht gegossen.« So fühlt er sich beständig getragen und geleitet.

Napoleon, der in katholischen Ländern aufgewachsen und völlig unreligiös gewesen ist, hat sich dem Mohammedanismus, der Religion des blinden Fatumglaubens, des Kismet, eigentümlich verwandt gefühlt. Und diese Sympathie charakterisiert ihn als heimlichen Orientalen. Die Phantasien von einem orientalischen Kaiserreich verfolgen ihn von Ägypten bis St. Helena, und es wäre ganz unpsychologisch, diesen ausschweifenden Gedanken bloß auf seine Politik zurückzu-

führen, die England in Indien vielleicht hätte treffen können. Noch am Tage von Austerlitz hat er gesagt: »Hätte ich Accon eingenommen, so wäre ich Mohammedaner geworden . . . Kaiser des Morgenlandes.« Und der Zug Alexanders hat wie ein bezauberndes Gaukelspiel vor ihm geschwebt. Selbst im Jahre 1812 sind die Pläne lebendig gewesen, über Rußland bis nach Indien vorzudringen.

Folgenden Aufruf hat Napoleon an die Mohammedaner in Ägypten erlassen: »Ist ein Mensch so ungläubig zu bezweifeln, daß alles in dieser Welt der Herrschaft des Schicksals unterliegt? Der Tag wird kommen, wo die Welt einsehen wird, daß ich höheren Befehlen folge, und daß keine menschliche Anstrengung etwas gegen mich vermag . . . Alles, was ich unternehme, ist bestimmt zu gelingen. Die sich als meine Freunde erklären, werden gedeihen, die mir feindlich begegnen, werden untergehen.« »Macht dem Volke bekannt,« befiehlt er der Geistlichkeit, »daß seit Anbeginn der Welt geschrieben steht: Ich werde, nachdem ich die Feinde des Islams vernichtet, die Kreuze zerschlagen habe, aus der Ferne des Abendlandes daherkommen, um das zu erfüllen, was mir aufgetragen ist. Zeiget dem Volk, daß in den heiligen Büchern des Korans an mehr als zwanzig Stellen vorausgesehen ist, was sich jetzt ereignet.« Wenn man auch die schöne Phrase (die Napoleon sein Leben lang über alles geliebt hat) und die orientalischen Floskeln in Betracht zieht, so spricht aus solchen Worten doch ganz zweifellos das Bewußtsein einer Gemeinsamkeit mit dem islamischen Fatalismus: der blinde und grundlose Glaube an die Unabwendbarkeit des Vorausbestimmten, der die Persönlichkeit ausschaltet und daher mit dem Christentum und dem Geist Europas in schroffem und ganz prinzipiellem Widerspruch steht. Und es ist wichtig, daß Napoleon nicht nur vom Fatalismus beseelt gewesen ist, sondern daß er sich selbst mit dem Schicksal in Zusammenhang gebracht, als dessen Liebling gefühlt hat.

Damit sich das Bild des Schicksalsmenschen vollende, muß nämlich noch etwas dazukommen, was gar nicht mehr ins Psychologische fällt, über das eigentlich nichts gesagt werden kann: dieser Mensch muß sich nicht nur ganz vom Schicksal regiert wissen — das Schicksal muß ihm auch wohlgesinnt sein, er muß Glück haben. Es ist natürlich nicht zu scheiden, wie einerseits der Glaube an seinen Stern

durch beständiges Glück geweckt und zum Aberglauben wird, aber dieser Glaube ist doch von Anfang an da und reift zu der Überzeugung, daß das Geschick dieses eine Mal für seinen Liebling ein Auge haben, zur Vorsehung werden könne. Bei einer psychologischen Betrachtung muß dies unberechenbare und unfäßbare fremde Element — daß einem alles gelingt, was er anfängt — natürlich wegbleiben, aber der seelische Typus des Schicksalsmenschen wird erst dadurch ganz abgerundet, daß er wirklich der Mann des richtigen Augenblicks und des glücklichen Zusammentreffens ist.

Das Volk hat nie an andere Menschen geglaubt als an die Lieblinge des Glücks — sie sind seine eigentlichen Helden. Es fragt nicht nach Geist, nicht nach Talent und auch nicht nach Taten im wahrhaften Sinn, sondern nur nach dem Zusammentreffen aller Zufälle, die einen in die Höhe heben, nach äußeren Vorzügen, nach Erfolg, nach Glück. Das erklärt sich ganz einfach: die Menschen wissen sich ununterbrochen von allen Faktoren abhängig, unter hundert ist vielleicht nicht einer, dem eine Ahnung von Freiheit dämmert. Wen also alle Faktoren (der Zufall) begünstigen und emporheben, der ist offensichtlich der wahre, der bewundernswerte Mensch. Napoleon ist nicht angestaunt worden, weil er ungewöhnlich viel Verstand und Kaltblütigkeit besessen hat oder gar, weil er eine starke Persönlichkeit gewesen wäre, sondern weil er mehr Glück gehabt hat, als jeder andere. Sachverständige meinen, daß Lazare Hoche ein ebenso fähiger General gewesen sei wie Bonaparte — aber er starb jung, er hatte kein Glück.

Napoleon, der an nichts geglaubt hat, als an Nutzen und Erfolg, vermochte sich auch bei den Menschen keine anderen Motive vorzustellen. »Es gibt nur zwei Hebel, um die Menschen in Bewegung zu setzen: Furcht und Interesse. Liebe ist eine dumme Verblendung, Freundschaft ein leeres Wort . . .« Ohne Widerstreben schrieb er (im Februar 1814) seinem Schwager Joachim Murat, der mit den Feinden gemeinsame Sache gemacht hatte, und stellte ihm vor, daß er von keinem anderen, als von ihm etwas zu erwarten habe. »Benutzen Sie wenigstens einen Verrat, den ich doch nur der Furcht zuschreibe, um mir mit einigen guten Ratschlägen beizustehen! . . .« Ebenso weiß er genau, daß die Minister Fouché und Talleyrand

mit seinen Feinden in Verbindung stehen und bestochen sind. Doch solange er sie brauchen kann, nimmt er ihnen das nicht übel. Von Fouché hat er selbst gesagt: Ich sollte ihn eigentlich hängen lassen! — zieht es aber vor, sich seiner kaltblütigen Verbrecherschlaueit zu bedienen. In den hundert Tagen werden alle wieder aufgenommen, die sich dem Feind angeschlossen haben. Als Marschall Ney, der vom König ausgesandt war, um ihn gefangen zu nehmen, und es gern tat, zu ihm übergeht — da ist wieder alles wie zuvor. Auf Liebe hat er niemals gerechnet, hat er doch selbst keinen geliebt und alle nur als seine Werkzeuge verwendet. Man erhält sie in möglichst gutem Zustand und zählt niemals vergebens auf ihre niedrigen Leidenschaften, kommt aber der Augenblick, wo man sie nicht mehr brauchen kann, so wirft man sie fort. Als es auf St. Helena unter seiner Umgebung Streitereien gab, erklärte er: »Was gehen mich die Gefühle an, die man innerlich hegt? Wenn man mir nur eine freundliche Miene zeigt! Ich höre nur die Worte, ich lese nicht in den Herzen.«

»Viel versprechen und nichts halten, so will es die Welt,« ist Napoleons Wahlspruch gewesen. Ein anderes Mal freilich, wie ihn einer im Stich läßt, heißt es: »Wenn ein Mann sein Wort nicht hält, was doch sogar nach den Gesetzen der Wüste geschieht, unterscheidet er sich in nichts mehr von einem Tier.« Dies ist keine Inkonzsequenz: Es hat ihm Nutzen gebracht, daß die Leute, die zu etwas verpflichtet waren, ihr Wort hielten, und so hat er diese Eigenschaft gelobt (wie die katholische Religion), ohne selber an sie zu glauben. Als die Überreste der großen Armee im russischen Winter umkamen und zu nichts mehr gut waren, hat er sie bei Nacht verlassen und sich selbst in Sicherheit gebracht, ebenso die Armeen in Ägypten, in Spanien und nach der Schlacht von Waterloo. Ein Gefühl der Verpflichtung gegen alle diese Menschen, die ihm gefolgt und für ihn verwundet worden waren, hat er nicht gekannt, weil er die Menschen nicht anders ansehen konnte, als sich selber — Dinge der Natur ohne Seele und Innenleben. Und diese völlige Fremdheit zu allem eigentlich Menschlichen machte ihn so außerordentlich stark, denn er hat hemmungslos gehandelt, er hat keine seelische Kraft damit vergeuden müssen, Ehre, Gewissen und

Mitgefühl in sich zu überwinden, wie andere Feldherren doch, wenn sie ihre Soldaten opfern, ihm ist niemals zum Bewußtsein gekommen, daß sein Wunsch, Herrscher der Welt zu sein, nicht auch der Wunsch aller anderen Menschen gewesen sein könnte.

Napoleon hat es verstanden, den Glauben an sein Glück allen um ihn her, besonders Soldaten und Offizieren (aber auch den feindlichen Feldherren) einzuflößen. Unerschöpflich sind seine Phrasen von Ehre und Ruhm und Vaterland — und sie wirken, solange sein Glück dauert. Als er aber geschlagen aus Rußland kommt — »das Glück ist eine Dirne!« sagt er dieses Mal — da ist auch bei den anderen der Zauber dahin. Es zeigt sich, daß die Welt nicht von der Macht einer Persönlichkeit, sondern von der Gunst des Zufalls geblendet war. Wohl sind ihm sechs oder sieben Treue nach St. Helena gefolgt — alle in dem festen Glauben, daß seine Wiederkehr bevorstehe! — Millionen andere aber haben seine eigenen Lehren beherzigt und ihren Vorteil wo anders gesucht.

Napoleons Macht über die Massen beruht aber zuletzt darauf, daß er selbst an sie, an den Menschen als Naturphänomen geglaubt hat. So wenig er einen einzelnen bedeutenden Menschen hat begreifen können, so nah ist sein Verhältnis zur Masse — Wirkung und Gegenwirkung — gewesen. »Die Kräfte eines Menschen sind nichts, wenn die Umstände ihm nicht helfen, die öffentliche Meinung ihm nicht günstig ist. Die öffentliche Meinung macht alles . . .«

Der berühmte Satz des Code Napoleon: »Es ist verboten, nach der Vaterschaft zu forschen,« beweist von einer anderen Seite her, daß ihm jedes Verhältnis zum Menschen als einem Individuum abgegangen ist, daß ihm die Menschen nur als Masse eine Wirklichkeit gewesen sind. Er hat gefühlt wie die Natur, die Keime austreut, ohne sich um ihr Schicksal weiter zu kümmern — wenn es nur immer genug Menschen gibt, die man als Soldaten brauchen kann! Alles sonst interessiert ihn nicht an ihnen.

Was für ihn das Schicksal gewesen ist, höchste Gottheit — das wollte er selbst für die anderen sein, der Repräsentant des Schicksals, er wollte nach Goethes Wort »das Fatum spielen«^{*)}. Und darum forderte er den Glauben an seine Autorität, an die Autorität

^{*)} Am 11. März 1807 zu Riemer.

des Staates, an Autorität überhaupt für alle anderen als eigentliche Religion. Er hat vor der katholischen Kirche einen gewissen Respekt besessen, weil sie die größte und älteste Organisation der Macht ist, und hat sie von Jahr zu Jahr als Stütze der Autorität höher geschätzt. Allein über das Praktische hinaus ist ihm doch noch etwas anderes am Katholizismus nahegekommen: Das Dogma. An das Dogma muß ja so blind geglaubt werden wie an das Schicksal — und es kann dem Menschen innerlich ebenso fremd sein. Napoleon hat dem Dogma den »Wert einer Kuhpockenimpfung« gegen seinen wahren und tiefsten Feind, das Bewußtsein der Freiheit, das Besinnen auf die eigene Seele und das selbständige Denken zugesprochen. »Die Religion befriedigt das Bedürfnis der Menschen nach dem Wunderbaren und schützt sie vor Scharlatanen. Die Priester sind mehr wert, als die Cagliostro, die Kant und alle Träumer Deutschlands.« Napoleon hat das Dogma genau so geschätzt wie der Groß-Inquisitor bei Dostojewski, nämlich als Bollwerk gegen wirkliche Religion, und als er geschlagen wurde, hat er (im tiefsten Sinne mit Recht) die Philosophie, die »Ideologie«, der immer sein echter Instinkt haß gegolten hat, für alles Unglück verantwortlich gemacht, denn sie untergräbt die Autorität und »proklamiert das Prinzip der Unbotmäßigkeit« — Fichtes Freiheitsrausch als Pflicht! Und Napoleon hat den Zusammenhang gekannt: »Wäre ich ein religiöser Mensch gewesen, so hätte ich alles das nie vollbringen können.« Wie gut stimmt dazu, was Hudson Lowe, der Gouverneur von St. Helena, über Napoleons letzte Jahre erzählt: er hat sich immer mehr dem Dogma genähert. »Ich bin kein Atheist,« sagt der Erbe der Revolution. »Ich bin kein Gottesleugner und glaube alles, was die Kirche lehrt.« Wie ein magisches Zeichen hat er das Kreuz geschlagen, wenn ihm eine Gefahr drohte.

Aller echte Wert hat seinen Sitz im Geiste, die Sphäre des Verstandes wird von Erfolg und Macht beherrscht. Napoleon hat Erfolg und Macht praktisch und theoretisch als das einzige Wesentliche angesehen. Hätte er Spinoza gekannt, so wäre er sein Schüler geworden. »Wenn ein Rebellenführer Erfolg erringt, große Dinge vollführt und Ruhm über das Land und sich selbst verbreitet, so wird er nicht mehr als Rebellenführer, sondern als General und

Souverän bezeichnet. Es ist der Erfolg allein, der ihn dazu macht... Ist einmal der Pöbel Sieger, so wird er nicht mehr Pöbel genannt, sondern »die Nation«. Siegt er nicht, so werden einige hingerichtet, und es ist von Pöbel oder Räufern die Rede.«

Und weil Napoleon nur das tatsächliche Geschehen anerkannt hat, ist ihm die Weltgeschichte als »die einzige wahre Philosophie« erschienen. Dies ist ganz anders gemeint, als die ähnlich klingenden Sätze Hegels. Hegel hat in der Weltgeschichte die Entfaltung von an und für sich sinnvollen Ideen, von Werten höchster Ordnung gesehen, für ihn ist gar nichts zufällig, alles hat Sinn und wesentliche Bedeutung, was sich in der Geschichte der Völker und Staaten ereignet. Er treibt einen Kult mit der Entfaltung des wahrhaften Seins in der Weltgeschichte, und schon das bloße Werden ist ihm höchster Wert. Genau das Gegenteil von alledem findet Napoleon in der Geschichte: nicht Logik und Sinn, sondern Zufall, und für ihn, den Sohn des Zufalls, ist das durch und durch sinnlose Geschehen das eigentlich Verehrungswürdige. Er erhebt Geschichte und Politik (Zufall und Klugheit) im Gegensatze zu Philosophie und Kunst (höherer Notwendigkeit, Weisheit, Persönlichkeit); das bloße Geschehen ohne Sinn und Richtung soll Geschichte heißen, die Politik ist das Schicksal, sagt er zu Goethe. Verstand, Klugheit besitzt Napoleon im höchsten Maß (während er den Geist fürchtet und haßt), die einzige Wissenschaft, für die er Vorliebe hat, ist die Mathematik, die das Skelett des Verstandes darstellt, den Verstand in seinem bloßen Funktionieren ohne Inhalt, noch Ausblick auf einen Sinn. Was im Vorstellungsleben des Menschen geordnet ist, aber regelhaft im Sinne der Natur arbeitet, das kann man unter dem Begriff des Verstandes zusammenfassen, der Geist (die »Vernunft«) ist eigentlich menschlich und muß daher dem Menschen, der nichts als Naturprodukt ist, fremd sein. Es versteht sich von selbst, daß auch die Mathematik in eine höhere Sphäre gehoben werden kann, wo das Formale Selbstzweck wird und ästhetischen Wert gewinnt. Aber Napoleon hat von diesen höheren Beziehungen nichts gewußt, er hat die Mathematik nur als Meßkunst und als Ballistik geschätzt. Der Gedanke, die Pyramiden (die augenfälligsten Sinnbilder der Macht!) ausmessen zu lassen, hat ihn bis St. Helena beschäftigt.

Die Gabe, sich in der Welt zu orientieren, ist Napoleon im erstaunlichsten Maß eigen gewesen. »In meinem Kopf sind die verschiedensten Angelegenheiten fachweise geordnet wie in einem Schrank. Wenn ich eine Sache unterbrechen will, schließe ich ihr Fach und öffne ein anderes. So geraten sie nie durcheinander . . . Wenn ich schlafen will, schließe ich sämtliche Fächer und schlafe ein.« Man kann den ganz nüchternen Verstandesmenschen, den Menschen der höchsten Klarheit, vielleicht nicht besser beschreiben als mit diesen Worten — Leidenschaft und Genie sind ihm gleich fremd. Und die Fähigkeit, immer orientiert zu sein, alles richtig und ohne Illusion zu sehen, wird durch sein berühmtes Gedächtnis (besonders für Zahlen) mächtig unterstützt.

Mit dieser Beherrschung der Phänomene trifft zusammen, daß Napoleon eine ganz souveräne Art besessen hat, das Geld, den Nerv aller austauschbaren, funktionalen, unpersönlichen Dinge und das wichtigste Mittel der Organisation, zu behandeln. Er ist der absolute Herr des Geldes, läßt sich niemals von ihm tyrannisieren (wie doch mancher große Herr), ist weder habgierig, noch allzu verschwenderisch und gibt es jederzeit am richtigen Orte hin. Es wird erzählt, daß er alle Rechnungen des Staates selber geprüft und mit verblüffender Sicherheit Irrtümer und Betrugereien herausgefunden habe. Diese Vertrautheit mit dem Abzählbaren, Rationalen ist ein sehr wesentlicher Zug. Denn fast allen Menschen, die nichts entschieden Persönliches besitzen, wird das Geld zum Verhängnis. Napoleon aber hat es verstanden, sich über dieses Schicksal des Alltäglichen, dieses sozusagen bürgerliche Schicksal zu erheben, es zu beherrschen und zu verachten. Seine überlegene Stellung zum Gelde ist gerade entgegengesetzt der gleichgültigen des Phantasten, der das Geld mißachtet. Der Phantast hat die schicksalhafte Macht, die Dämonie des Geldes, der schon mancher ungewöhnliche Mensch erlegen ist, niemals verstanden, er ist in Wirklichkeit von dem abhängig, was er zu verachten glaubt. Napoleon kennt die Bedeutung des Geldes genau — und er steht darüber wie der Meister über seinem Werkzeug.

Napoleon ist, wie die großen Römer alle, Verstandesmensch gewesen, in ihm gibt es nichts Philosophisches, nichts Phantastisches, nichts Religiöses. Noch auf St. Helena ist er überzeugt, daß der

Mensch nur ein besser ausgestattetes Tier sei (was seiner Anerkennung des Dogmas durchaus nicht im Wege steht), und diese Überzeugung gehört zum Verstandesmenschen. »Der Mensch ist ein vollkommeneres Tier, als die anderen . . . Sagt, was Ihr wollt, alles ist Materie, mehr oder weniger mit Erkennen ausgestattet . . . Es ist meine Überzeugung, daß wir nichts als Materie sind.« Solche Aussprüche wiederholen sich oft genug, und er sagt zu Gourgand: »Wenn wir tot sind, dann sind wir vollkommen tot.« Dieser gleichgültige Materialismus ist ganz verschieden von dem leidenschaftlichen Atheismus der französischen Enzyklopädisten (die ihm ja den geistigen Boden bereitet haben). Welche begeisterte Polemik gegen Gott spricht aus den Karfreitag-Dinern eines Diderot!

Nicht nur durch den Zufall der politischen Lage und eines besonderen Feldherrentalentes hat Napoleon so viele Kriege geführt. Der Krieg war vielmehr der einzige Zustand, der ihm ganz angemessen gewesen ist, der organische Zustand des Menschen als Naturwesen und nicht als Persönlichkeit. Auch ein höherer Mensch kann den Kampf wollen, um sich an einem Feinde zu rächen, überschüssige Kraft zu entfalten, einen bestimmten Zweck zu erreichen. Für Napoleon aber ist der Krieg eigentliches Lebenselement gewesen. Im Kriege hat der Mensch jeder höheren Norm entsagt und sich dem Naturrecht des Stärkeren (Spinoza!) übergeben. Dies ist der wahre Grund, daß der Schicksalsmensch, der Mensch, der Naturwesen ist und nichts mehr, in seiner reinsten Erscheinungsform Krieger, Feldherr sein wird (obgleich diese Richtung auch mit anderen Anlagen zusammen bestehen kann). In der Herabsetzung alles Menschlichen auf das Mindestmaß, auf das Allgemein-Tierische (das durch Berechnung und Technik nur verstärkt, aber nicht verändert wird), liegt die eigenste Sphäre des Menschen als Naturwesen. Man muß bedenken, wie sehr einer im Vorteil ist, der in der Schlacht erst ganz er selbst wird (dies ist von Napoleon vielfach bezeugt), der alle seine Fähigkeiten zur Verfügung hat, wo sich das Nervensystem der anderen doch in einem ungewöhnlichen Zustand befindet. Für den Menschen unserer Kultur — für den Berufssoldaten ebenso gut wie für jeden anderen — ist der Krieg eine Anomalie, und auch beim größten Mute sind Kaltblütigkeit und Überlegenheit in außerordent-

lichen Verhältnissen nichts Naturhaftes, sondern Zustände höherer moralischer Willensanspannung.

Nietzsche hätte vielleicht die Psychologie Napoleons geben können, wäre er nicht sogleich in Schwärmerei geraten und hätte er vor allem das Wesen des verbrecherischen Menschen richtig erfaßt. Aber wie Fichte in Napoleon das Urböse gesehen hat, so hat auch Nietzsche den Schicksalsmenschen — den Menschen als Naturphänomen — nicht vom Verbrecher, der durchaus menschlich, wenn auch negativ menschlich ist, zu scheiden gewußt, sich für ihn begeistert und alles verdorben. Die typisch falsche Perspektive, unter die eine unserer Kultur so fremde — weil antike oder orientalische — Erscheinung wie Napoleon immer gerückt wird, ist das Entweder-Oder: ein Genie — ein Verbrecher (auch wohl: ein Verbrecher — Genie). Dies läßt sich ja begreifen, denn es ist nicht leicht, Maßstäbe an einen Menschen zu legen, die uns ganz und gar ungewohnt sind. Wir pflegen wohl Geisteskranke und Degenerierte unter dem Gesichtspunkt der Natur (anstatt der Menschheit) zu betrachten und wie die Tiere nicht als verantwortlich, sondern als bloß naturhaft bedingt zu werten, aber für den seelisch gesunden und sogar bedeutenden Menschen ist uns diese Art der Betrachtung unnatürlich, wie immer unsere theoretische Ansicht darüber sein mag — wir können doch nicht umhin, den Menschen als selbstverantwortlich, als frei anzusehen.

Der tiefe und prinzipielle Unterschied zwischen dem Schicksalsmenschen und dem Verbrecher ist aber der: der Schicksalsmensch als reiner Typus hat schlechterdings keine Beziehung, auch keine feindselige, zum Persönlichen, zum Sittlichen, er ist Natur und handelt im Stande der Unschuld, er ist dem Guten wie dem Bösen gleich fremd. Der Verbrecher jedoch ahnt seine Freiheit — und ist ihr wildester Feind. »Des Lebens Wein ist ausgeschenkt!« ruft Macbeth in Verzweiflung, wie er den König ermordet hat. Der Schicksalsmensch weiß so wenig von der Freiheit als der eigentlichen Menschlichkeit wie der Stein, der niederfällt, und der sich durchaus nicht frei fühlen würde (wie Spinoza behauptet), könnte er denken. Der Schicksalsmensch erfährt im tieferen Sinne keine Freiheit und auch kein Schicksal, gleichwie das Tier kein Schicksal hat, denn erst im Lichte des

eigentlich Menschlichen kommt das Fremde, das Schicksalhafte zum Bewußtsein. Eines findet sich am anderen.

Dem Schicksalsmenschen fehlt jede Möglichkeit, einen Sinn des Lebens zu fassen, in ihm geschieht nichts, obgleich er in beständiger Bewegung sein kann — so wenig wie durch einen Bergsturz eine wirkliche Veränderung in der Natur erfolgt, höchstens eine Veränderung im ästhetisch-formalen Zug der Linien. Was er tut, versteht er nicht an und für sich als Tat, die ein Ziel vor sich sieht, sondern nur von der Wirkung her, die sie verursacht hat. Und darum sind seine Taten nicht Symbole seines Seins (wie beim Menschen im höheren Sinn), sondern sie sind für ihn das Sein selbst. Nimmt man ihm die Möglichkeit, in die Welt zu wirken — Beispiel: Napoleon auf St. Helena oder mancher andere, der immer in kleinen Verhältnissen leben muß — so ist er auch innerlich tot.

Die Größe Napoleons, die wir alle empfinden, ist nicht Menschengröße, sondern ein ästhetisches Phänomen, vergleichbar einer vollendet schönen Tänzerin, die sich in natürlichen Rhythmen wiegt, als Seele ist sie uns gleichgültig, vielleicht wertlos, und entzückt uns doch als bewegte Körperform. Wir empfinden ihr Tun als schön und edel nach gegenständlich-ästhetischen, nicht nach seelisch-menschlichen Beziehungen, wie von einem Geschöpf der Natur ausgehend, das die Menschheit nur scheinbar und vorübergehend um sich getan hat. Ebenso ist der Schicksalsmensch ein Stück Natur, zur höchsten Konzentration gesteigert, er ist eigentlich nicht Mensch, weil ihm das abgeht, was den Menschen über die Natur erhebt, er ist Phänomen und kann wie ein Wasserfall oder ein Seesturm hohe ästhetische Bewunderung wecken. Auch diesen Erscheinungen sprechen wir nicht Wert an sich zu, wir wissen, daß sie nichts sind, als physikalische Vorgänge, aber wir vermögen sie in eine andere, in die ästhetische Lage zu übertragen und uns an ihnen zu erfreuen. Und darum ist der Schicksalsmensch immer wieder der bevorzugte Gegenstand der Dichtung. Die Bewunderung, die Nietzsche, manche Künstler und viele Frauen für Napoleon empfinden, ist rein ästhetisch, sie ist die Bewunderung des Zuschauers für ein Phänomen, nicht des Menschen für einen Menschen. Diese Bewunderung zur Weltanschauung zu erheben, beweist eine prinzipielle Verwechslung der gegenständlichen

und der persönlichen Kategorie, das heißt, man vermag nicht den Menschen von innen heraus als Menschen zu verstehen und zu beurteilen, sondern man wertet ihn nur von außen, nach seinen Wirkungen, von einem Beschauer her. Diese Perversion ist das eigentliche Grundübel des Ästhetizismus.

Wir verstehen jetzt nicht nur die Bewunderung Goethes für Napoleon, der hier ein großes Naturphänomen gesehen hat, sondern auch die tief menschliche Empfindung Beethovens: er hat das Titelblatt der dem General Bonaparte gewidmeten heroischen Symphonie wütend zerrissen, als er vernahm, der Held habe sich zum Kaiser gemacht. Sein reiner und genialer Instinkt hat sogleich erfaßt, daß Bonaparte nicht der große Mensch sei, für den er ihn gehalten hatte, sondern der Mann des Tages und der Menge.

Und weil Napoleon kein großer Mensch, sondern eine große Erscheinung gewesen ist, darum hat er auch keine bleibende Wirkung üben können, er hat das Fühlen, das Handeln, das Denken der Menschheit nicht dauernd beeinflußt. Als es mit seiner Macht zu Ende ging, da ist er selbst dahin gewesen. Ein paar Straßenbauten sind übrig geblieben. Der Schicksalsmensch als ein Teil der Natur kann nicht schaffen, sondern nur zerstören. Wenn Napoleons Hände unbeschäftigt gewesen sind, haben sie vernichtet, was sie erreichen konnten, Blumen, Möbel, Porzellan, kleine Tiere — und dieser Zwang zu zerstören, ist (neben einem beständigen und undifferenzierten sexuellen Bedürfnisse) sein tiefster Ersatz für Produktivität . . .

Wahre Schöpfung kann nur aus dem Kosmos — und aus dem Kosmos im Menschen, aus der Persönlichkeit — hervorgehen. Wenn man auf das Leben Napoleons von einer gewissen Distanz blickt, so erkennt man, wie all sein Tun, das mit so außerordentlichen Mitteln ins Werk gesetzt worden ist, keinen eigentlichen Sinn — auch nicht für ihn selbst — gehabt hat. Er kann niemals zur Ruhe kommen, weil er bewegtes Sein ist — aber es ist das Umlaufen eines Pferdes im leeren Göpel, instinkthafes, automatisches Wollen und Sich-Bewegen, identisch mit dem Tun des Wilden und sogar des Tieres, nur von einem großen Verstande bewegt, aber doch wieder nicht bewußtes Handeln in der eigentlichen Bedeutung, denn Bewußtsein ist nicht Reflex der Instinkte in den Gedanken, sondern

Handeln nach Sinn und Ziel, Orientierung des Subjektiven an idealen Leitlinien. Und dieses blinde Hintreiben versucht immer wieder, in Bildern von Größe und Majestät einen Ruhepunkt zu erringen. Napoleon hat den Giebel des Mailänder Domes mit seiner Statue (als römischer Imperator) geschmückt und von Thorwaldsen den Siegeszug Alexanders symbolisch meißeln und in Rom aufstellen lassen. Die Kunstschatze Italiens hat er nach Paris geführt, um seinen Namen an sie zu hängen.

Napoleon ist in seiner Jugend schwermütig gewesen und hat mit dem Gedanken des Selbstmordes gespielt. Das angespannte, inhaltlose und durchaus unersättliche Wollen ist offenbar zuerst mit seiner ganzen Trostlosigkeit hervorgetreten, es hat ihn gedrängt, Bibliotheken durchzulesen und endlosen Grübeleien nachzuhängen. Später, als er sich schon ganz dem blinden Geschehen übergeben hatte, da ist ihm alles Fragen nach Sinn und Zweck tief verhaßt gewesen. Der Mensch, meint er, der sich die Frage stellt: Wozu lebe ich? ist der unglücklichste von allen. Vielleicht würde der Philosoph sagen: Wer sich die Frage nach dem Zweck des Lebens nicht stellt, sei nicht wert, ein Mensch zu sein, aber für den Schicksalsmenschen bedeutet die Frage nach dem Sinn des Lebens — Selbstvernichtung.

Die Taten Napoleons sind nicht Taten im eigentlichen und tieferen Sinn, das heißt Wirkungen einer Seele in die Welt hinein, sie sind vielmehr der Ersatz für Innenleben und in ihrer erstaunlichen Menge immer noch leeres Geschehen ohne seelischen Kern. Die Hinrichtung des Herzogs von Enghien, die man ihm so sehr zum Vorwurf gemacht hat, ist ebensowenig wie alle anderen politischen Hinrichtungen als moralische Tat zu werten, alles das sind instinkthafte Reaktionen gegen Hindernisse, mögen sie auch durch den Verstand hindurchgegangen sein.

Napoleon hat sich selbst für einen Mann der Tat gehalten, und er gilt allgemein dafür. Aber so sehr auch sein ganzes Leben mit Ereignissen angefüllt ist — es gibt keinen bedeutenden Menschen, der nicht mehr Taten vollbracht hätte, als er. So paradox es klingen mag: Künstler, Philosophen, Gelehrte, Techniker sind mehr Männer der Tat, als Napoleon. Was bewundern wir doch an Homer, an Mozart, auch an Edison und Geringeren? Nicht unmittelbar sie selbst

— oft wissen wir gar nichts von ihnen — aber ihre Gestalten und Werke (ihre Taten) sind lebendig unter uns, und erst von ihnen fällt ein Strahl auf den Menschen, den wir dann im höchsten Sinn als Menschen ehren. Bei Napoleon aber bewundern wir genau genommen keine einzige seiner Taten — denn daß von zwei kämpfenden Heeren eines den Sieg davonträgt, ist selbstverständlich, und seine taktischen Züge können nur von Spezialisten gewürdigt werden. Wir bewundern Napoleon nicht als Schöpfer von irgend etwas, sondern als ein ästhetisches Phänomen, als ein Schauspiel der Natur. Er ist heute, nach hundert Jahren, nicht mehr eine lebendige Kraft, sondern ein Gegenstand für gelehrte historische Bücher und für Theaterstücke, und so hat sich seine behauptete Unpersönlichkeit durch die Geschichte erwiesen. Der Verächter aller Ideologie ist heute eine Beschäftigung für den Geist.

Alles, was menschlich zuhöchst gilt: Liebe, Treue, Edelmut, Reinheit, lebendige Innerlichkeit, Produktivität — ist bei Napoleon gar nicht oder kaum merklich vorhanden, nur ein großer Verstand und unermüdliches Wollen imponieren, Gaben, die in der Welt helfen, aber unsere Bewunderung nur sehr eingeschränkt genießen. Die große Klugheit Napoleons hat absolut nichts, was an Genialität erinnerte, wenn sie auch zu hoher organisatorischer Kraft gesteigert ist, der Verstand hat kein Genie, so wenig wie die Muskelkraft. »Genie ist Fleiß« hat dieser Ruheloseste gesagt. Die Möglichkeit des Irrsinns, die für jeden genialen Menschen am Horizonte steht, existiert für ihn zu keiner Stunde des Lebens. Sein klarer, überlegener Verstand ist so fest gegründet, daß er durch nichts erschüttert werden kann. Und er hat sich niemals betrunken.

Der Verstand Napoleons unterscheidet sich im Prinzip nicht von dem des Alltagsmenschen. Wenn wir annehmen wollen, daß ein kleiner Kaufmann etwa drei oder vier Faktoren übersehen muß, von denen seine geschäftlichen Erfolge abhängen (den Bedarf seiner Kundschaft, die Qualität seiner Waren, den Kredit, den ihm der Fabrikant gewährt, die Höhe seiner Spesen), wenn der Leiter eines großen Unternehmens zwanzig bis dreißig Faktoren, der erste Minister eines modernen Staates eine noch größere Anzahl in Betracht zu ziehen hat, wobei wieder von jedem Hauptfaktor andere Faktoren

zweiter Ordnung abhängen: so darf man sagen, daß diese Fähigkeit, zu überschauen und daraus Folgerungen zu ziehen, bei Napoleon noch weiter ausgebildet ist (wobei er übrigens von einem außerordentlichen Spionagesystem und seiner tatsächlichen Macht unterstützt wurde). Aber etwas prinzipiell anderes — wie es doch in der Intuition eines echten Erfinders liegt — eine schöpferische Synthese ist dabei nicht im Spiel, nur höchst gesteigerter gesunder Menschenverstand. »Veränderungen der Landkarte,« die manchem so sehr imponieren, sind nichts Schöpferisches, das sind Verschiebungen vorhandener Dinge, diplomatische und militärische Züge, die auf der scharfsinnigen Erwägung aller Umstände und auf Glück beruhen (wie dies Napoleon selber genau gewußt hat). Diese innere Verwandtschaft mit dem Alltagsmenschen ist ja auch der Grund, daß alle, deren Kraft Verstand und Ausdauer, deren Gott Erfolg und Glück heißt, in Napoleon ihr Idol sehen. Der kleine Beamte, der junge Offizier, die entschlossen sind, etwas zu werden, fühlen eine Gemeinsamkeit mit dem Welteroberer. Und das ist nicht Täuschung, sondern Wahrheit.

Der Verstand kann nicht lächeln. Er ist immer ernsthaft und weiß nichts von Freiheit. Der alltägliche Verstandesmensch wie die höhere Form des Schicksalsmenschen, — sie vermögen keinen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus ihnen ein freier Blick über Welt und Menschheit vergönnt wäre. Sie haben kein Gefühl für das Komische (allenfalls für den Witz), und an Napoleon gibt es wirklich nicht den kleinsten humoristischen Zug, kein lächelndes Wort, kaum ein Bonmot ist unter der großen Menge der überlieferten Aussprüche zu finden. Niemals hat er wie andere große Herren beim Wein gesessen, um einmal Diener für Freunde anzusehen, er ist immer der ernsthafte, auf Würde und Ruhm bedachte Römer. »Ich habe das Gefühl für das Lächerliche nicht!« sagt er selbst. »Die Macht ist niemals lächerlich.«

Vielleicht kennt aber auch der Schicksalsmensch — denn er ist doch Mensch! — Augenblicke, da wie ein plötzliches Grauen seine Unfreiheit vor ihm aufsteht. Könnte er sein Wesen einmal jäh als ein Etwas begreifen, das heißt: nicht als Das, als das Selbstverständliche und Letzte, wenn er seines ganzen Seins in einem Augenblick

nicht mehr als etwas Fraglosen, sondern als etwas Fragwürdigen bewußt werden könnte — dann wäre eine neue Kraft in ihm entstanden, eine so ungeheure Kraft, daß sie der Größe seiner schicksalhaften Natur die Wage hielte! Ein Bewußtsein tiefster Dämonie wäre eingetreten — der Schicksalsmensch wäre zum Genie geworden. Und so ist der wahrhaft große Schicksalsmensch vielleicht nur um eines Haares Breite vom wahren Genie getrennt — aber dieser Raum birgt den Sinn der ganzen Menschheit und ist wohl noch von keinem Sterblichen übersprungen worden. Hier läge ein Vorwurf höchster Art für den tragischen Dichter. Als Napoleon vor Goethe stand und in diese Augen sah, ist er von einem rätselhaften, bisher niemals gekannten Grauen angefaßt worden. Er ist erstarrt. Und er hat diesen Bann mit dem Ausruf abgeschüttelt: *Voilà un homme!* Sieh da! Ein Mensch!

Heinrich Mann:

DER BRUDER

NOVELLE

PETER Scheibel blieb nach dem Tod seiner Eltern zurück als ganz verarmter Siebenzehnjähriger und mit einer kleinen Schwester, die niemand hatte als nur ihn. Er sagte sich, daß er auf der Schule und später auf der Hochschule wohl sich selbst noch würde durchbringen können, unmöglich aber ein heranwachsendes Mädchen, und ohne Säumen ging er auf die Suche nach einer bezahlten Arbeit. Er fand sie bei Fülle & Sohn, Häute, zuerst als Ausgeher, aber bald ließen sie ihn Briefe schreiben. Nach acht Jahren war er Buchhalter und hatte ein Zimmerchen für sich allein, auf einen Hof hinaus, das nicht hell war, außer im Hochsommer mußte man immer das Gas brennen. Luft und Licht fand er zu Hause, ihm dünkte es oft, kein Mensch könne zu Hause, die kurzen Stunden, in denen dies erlaubt ist, so viel Sonne und frohes Herz finden. Sie wohnten hoch über einem weiten Platz, mit elektrischen Bahnen, Obstkarren, Soldaten. Ihr kleiner Balkon trug Blumen, und Anne drinnen sang. Andere hörten sie nicht von draußen, ihre Stimme war nicht stark, der Bruder aber blieb auf der Treppe stehen und hörte sie.

Sie war erwachsen in den acht Jahren, unter seiner Pflege, seinem steten Gedenken, als Lohn für alle seine Mühen, aber noch blieb sie zart und unsicher, nicht nur von Gesundheit, auch in ihren Formen, Farben und in ihrer Art, das Leben zu nehmen oder es vor auszuharren. Bei ihren wenigen Bekannten galt sie für langweilig oder hochmütig, manchmal argwöhnten sie Bosheit. Nur ihr Bruder kannte sie wirklich, er war stolz darauf, wie auf eine treu erworbene Vertrauensstellung. Ihr ward es nur leicht bei ihm. Nur bei ihr war er glücklich. Am Abend mitunter und dann wenn sie ihm Gute

Nacht wünschte, sah er auf zu ihr, staunte eine Weile, und nannte sie Beatrix. So hatte eine Prinzessin geheißen, in einem Buch mit bunten Bildern, das sie zusammen lasen, als er zwölf und sie fünf Jahre alt war. Damals schnitt er ihr aus Papier den goldenen Gürtel, wie er von den Hüften der Prinzessin fiel. Wenn sie über ihrem langen Hemdchen den Gürtel hatte, hieß sie Beatrix. Ob sie ihn überzeugte? Ob er es entdeckte? Ihr eigentlicher Name und ihr Wesen, das nur er sah, waren Beatrix. Ihm blieb nichts übrig, als ihr die Rechte zu erobern, die ihr natürlich waren.

Aber noch wollte sie nichts, sie lächelte schwach und wegwerfend zu seinen Versprechungen von Kleidern und Schmuck, für künftig, wenn sie reich sein würden, wenn seine Ersparnisse den Nutzen getragen haben würden, auf den er sann. Es kam unmerklich, sie war damals zwanzig, — und als er es dann doch sah, wie gern sie jetzt ihren bescheidenen Tand trug, begriff er noch immer nicht, daß etwas vorging. Ihre Kopfhaltung machte ihn aufmerksam, das freiere Auftreten, die erwachte Anmut, und dann dies Lächeln, das stolz einlud: Sieh doch! Was er aber sah, ward dem Bruder nicht früher klar, als bis er Fremde es nennen hörte. Sie sagten: »Die Anne Scheibel ist aber schön geworden«. Er hörte es und ward von einer solchen Freude erfaßt, daß er in der winterlichen Straße plötzlich eine laue Luft spürte und Rosen roch. Beim Betreten des Hauses fand er endlich Worte. »Jetzt haben sie es heraus!« sagte er. Jetzt sahen alle ihre wahre Natur, und nicht mehr nur für ihn war sie eine Prinzessin. Freilich verlor er dadurch einen Vorzug und einen großen geheimen Stolz. Ihr aber tat die Bestätigung so wohl! Unter den Blicken, die sie bewunderten, entfaltete ihre Schönheit sich, ihm schien, ins Ungemessene. Ihn blendete sie nur noch. Hiervon hatte er trotz allem keinen Begriff gehabt: ein Gesicht, so klar, als sei es Fleisch gewordener Edelstein! Und aufgeblüht das Gold der Haare, in den herangereiften Gliedern irgendein ungeahnter Saft, — die Hand aber, man konnte sie unmöglich noch nehmen ohne Demut, sie konnte sie unmöglich anders geben, als mit Herablassung. Sie spürte es selbst, denn sie lachte manchmal auf dabei, übermütig und wie zum Spott auf ihn und sich, weil alles sich nun auf diese theatralische Art gewendet hatte.

Er zahlte ihre Kleider, die teurer wurden, aber nicht sie hatte jetzt zu danken, sondern er. Dazwischen zeigte sie ihm unversehens ein ernstes, vertrauliches Auge, das sagte: »Du verstehst natürlich, es ist meine Rolle. Im Grund bist Du alles, was wäre ich. Glückliche bin ich, weil Du nun belohnt bist.«

Aber sie hatte durchaus den Willen zu ihrer neuen Rolle. Sie ging aus, trat auf, und trug Siege heim. Sie besuchte eine Schauspielschule, kannte Kavaliers, schlug Heiraten aus, die ihr nicht angemessen waren. Er mußte häufig warten auf sie am Abend, und kam sie heim, brachte sie Unbekanntes mit, Erlebnisse, Möglichkeiten und Fragen an das Schicksal, in die er nicht immer wagte hineinzuhorchen. Sie aß reichlich, wie ihre Schönheit es erforderte, es geschah aber, daß sie den Teller fortschob, die Arme weiß auf den Tisch stellte, und zwischen ihnen kurz den Kopf rückend über das zu geringe Zimmer hinsah, die dürre Hängelampe, und auch über ihn — gereizt hinsah, auch über ihn, und doch, als sei sie abwesend. Da erschrak er so tief wie noch nie. Sein alter Rock brannte ihm plötzlich auf dem Rücken, und leise, aber angestrengt schob er sich mitsamt seinem Stuhl vom Tisch fort, damit sie ihn nicht mehr rieche. Denn ein wenig, trotz aller Vorsicht, roch er wohl nach Häuten. Daß er es nicht bedacht hatte, kürzlich, als ihre Freunde sie besuchten! In einer entsetzten Scham ward es ihm fühlbar, daß er zu viel da sei, und daß er Ansprüche mache, unberechtigte Ansprüche, indem er da sei. So begann er ins Café zu gehen, saß einsam und grübelte, weil in diesem Augenblick die Damen und Herren, die mit ihr einen heiteren Abend verbrachten, sie in dem mißverständlichen Rahmen des zu geringen Zimmers sahen. Konnte dadurch nicht ihre Ehrfurcht leiden? Ach es war klar, daß dies nicht mehr weiterführte, und daß er selbst, nur er die Schuld daran trug. Er hatte eine Prinzessin bei sich aufgezogen und zeigte sich nun unfähig, die Mittel zu beschaffen für ihre Hofhaltung. Seine Ersparnisse, die bisher ihre Toiletten bezahlt hatten, waren schon dahin, was nun? Sie wartete, und die Jahre vergingen, die ihre Jugend waren. Er stahl sie ihr, er war ihr Feind! Einst bekam er im Geschäft eine unerhört große Summe in die Hand und behielt sie eine Nacht lang, obwohl sie schon Abends wäre abzuliefern gewesen.

Es war die Nacht, in der er mehrmals starb und mehrmals lebte wie noch nie. Als es Morgen ward, war er dem Abgrund entronnen, und was er fühlte, war Erbitterung gegen sie, die Gläubigerin, die ihn so schwer bedrängte. Er wolle sie einem braven Mann geben, beschloß er hart, — aber wie flehentlich bat sein Herz es ihr ab, als sie am Abend vor der Tür seines Geschäftes stand und ihn abholte. Schön und vornehm wie keine, ging sie dennoch an seiner Seite durch die glänzendsten Straßen. Hinter der erleuchteten Glastür eines Friseurladens sah man eingeseifte Herren sitzen, streng würdig, aber doch abgerüstet. Im Vorbeigehen beugte die Schwester sich vor das Gesicht des Bruders. »Da sitzen sie,« sagte sie, und hatte um ihren karminroten Mund zwei Züge von Haß und Hohn. Noch beim Abendessen dachte sie wohl daran, denn unvermittelt lachte sie auf, und wie er hinsah, war es wieder dies Gesicht. Da sie merkte, er sah hin, verwandelte es sich, und ihre Augen tauchten in seine, mit einer solchen Kraft von Mitleid, Dankbarkeit und Wissen, daß er fühlte: »Geschehe was immer —.« »Wir wollen doch noch unsere Partie spielen,« sagte sie, da ward ihm schon wieder bang, denn es klang wie ein letztes Mal. Dann gab sie die Karten, mit ihren Händen, von denen Duft wehte. »Du schwindelst wohl?« sagte sie heiter, da er gewann, und langsam, mit verlorener Miene in die Lampe starrend: »Ach nein. Am schwersten wird man die Anständigkeit los.«

Künftig zeigte er sich noch seltener, er durfte nicht länger sich dazwischendrängen in den Lebenskampf, dem er sie nicht hatte entheben können. Was sie fortan erlebte, gehörte nur ihr — und wohl noch einem, aber nicht ihm. Sein waren die Angst, die Sehnsucht und der Zorn, dies gehetzte Herz, das anbetete und verwünschte in einem. Er wußte gleichwohl immer, was vorging, ihm schrien es Dinge zu, die kaum waren, ein Hauch in der Luft, ein Schatten in zwei Augen. Er kannte den Mann — hatte ihn nie mit ihr gesehen, war ihm unbekannt, und stand doch unter einem Haustor, um ihm entgegenzublicken, der Gestalt des Schicksals, um ihm nachzublicken, dem Gang des Schicksals, unerbittlich wie es ging, und ganz fremd. Einmal aber verließ er das Geschäft zu einer ungewohnten Zeit, ein hohes Fieber nötigte ihn, und zu Haus nahm er wahr, sie waren da. Er stand,

atmete nicht und hörte. Ein entzückter Klang drang hervor, und ja, dieser Klang: Beatrix. Da ging er fort, fiebernd, aber seine schnellen Pulse klopften wie ein Glück — ein Glück, sei es wie immer. Sie hatte von dem, den sie liebte, genannt werden wollen wie von ihm! Wenn sie sich von Liebe verklärt fühlte, ging sie in das Märchenwesen ein, das sein, sein war. Er fühlte: Meine Schwester!

Tage zogen vorbei, da sie ihn wohl ganz vergessen hatte, und Tage, an denen sie ihn nicht fortlassen wollte, aber er wußte, wann es aus Güte und ruhigem Sinn kam, und wann er sie retten sollte. Er rettete sie nie, sie mußte allein an sich tragen, er konnte ihr nur stumm und treu wie ein Hund, bedeuten, daß er Bescheid wisse um ihre gekrampften Mienen, die Trennung hießen, bevorstehender Zusammenbruch, Angst des Endes, um ihr Umherirren und Seufzen, worin schon neue Hoffnungen sich meldeten, ein anderer Mann, und wieder Leichtsinn und wieder Schmerz. Ihm schien die Zeit stillzustehen, in allem Hin und Her, das nur ablief und zu nichts führte, und dem er beiwohnte in immer gleicher Demut und Ergriffenheit. Dennoch erschien ein Abend — sie hatte ihn nicht fortgehen lassen und war selbst nicht vorbereitet zum Ausgehen, setzte sich hin bei ihm, fand keine Ruhe, hatte schon ihr Zimmer aufgesucht und kam noch zurück. Er sah auf, erstaunt wie von jeher, wenn die Gunst des Augenblicks ihm ihren Anblick schenkte. In ihrem Gesicht aber entstand nichts von der kleinen Freude, die sein Staunen sonst ihr schenkte. Seltsam, sie hatte ein Gesicht, als sähe sie, nun sie zu ihm sprach, nicht sich, sondern wie vor Zeiten, wirklich ihn. Sie sagte: »Hast du denn eigentlich nie daran gedacht, zu heiraten?« Er bedachte, was ihr denn einfiel. Um Zeit zu gewinnen, sah er an sich nieder und er murmelte: »Jetzt doch wohl nicht mehr.« Dies war es aber nicht, in ihm stammelte es anders. »Wer wie ich —« Und: »Beatrix!« Ihr Blick zog sich schon zurück, sie sah nicht weg, und sah schon nicht mehr ihn. »Hättest du geheiratet,« sagte sie, »vielleicht würde ich dann ein Asyl gehabt haben, wenn es mit mir aus ist.« Er schrak auf, fassungslos: »Mit dir!« Da schwieg sie zuerst gramvoll und sagte dann, mit einer Stimme wie eine Kranke: »Sieh' mich doch an! Sieh' mich doch nur wirklich an!« Und weil sie es wollte, sah er sie, sah mit einem Schlag alles. Sie hatte die Lippen

heute nicht gefärbt, die Haut des Gesichtes gelassen wie sie war, dem Blick nicht nachgeholfen, das Kleid umgehängt wie um irgend- eine Nebenperson, und stand auf einmal da, als sei sie entblößt von einem goldenen Nebel und in den Alltag versetzt. Die Augen erkaltet von Enttäuschungen und geschwächt von Verlusten, der Zug des Hohnes eingewurzelt um den Mund, umgewühlt die Stirn wie ein Feld mit Leichen, und müde dies menschliche Wesen nach getragenen Lasten, entstellt das Antlitz und der Leib durch Kampf, den täglichen Kampf um das Brot der Seele und um ihr Dasein, den nie entschiedenen Kampf: so stand sie vor dem Bruder, der die Hände erhob, langsam aufhob und sie faltete. Da sie sah, er habe begriffen, sagte sie: »Diese acht Jahre waren eine lange, lange Zeit.« Und während ihre Stimme, kranke Kinderstimme, noch nachklang, strich sie tastend über ihre Hüften, als seien sie wund, oder als suchte sie nach ihrer verlorenen Form. Da riß er sie an sich, und hinsinkend weinten sie.

Das Gesicht noch trocknend, eilte sie schon fort. Unter der Tür, zurückgewendet, sagte sie: »Morgen gehe ich auf eine Reise. Du kannst unbesorgt sein,« — sagte es inständig, als setzte sie hinzu: »Glaub mir, oder doch, laß mich es glauben!« Morgen kam, und sie war fort, und er in seinem Hofzimmer beim Gaslicht erdrückte mit beiden Händen in seinem Herzen, was er wußte, sein ungeheures Wissen. Zwei Tage, da rief man ihn in die Frauenklinik: tot sei sie, tot sei seine Schwester. Er ging und beugte noch einmal seinen grauen Kopf vor ihrer unvergänglichen Schönheit.

Der Sarg schwankte hinaus, da war ein Mensch da und hielt dem Bruder die Hand hin. Es war ihr erster Geliebter, jener, der an Gestalt und Gang dem Schicksal geglichen hatte. Armes Schicksal, verstört und bleich. Trotz der trüben Frühe standen draußen Leute, um den Sarg zu sehen. Der Bruder hörte sagen: »Sie war nur eine —«. Er sah sich nicht um nach dem Wort, er dachte: »Wißt ihr denn gar nichts?« und er fühlte Verachtung und Mitleid.

Berthold Viertel:

ZWEI GEDICHTE
DIE SCHLACHT

Unbesorgt, ob die Hölle brüllt auf dem Hügel —
Ja der Mensch, der Mensch nur hat die Hölle erfunden —
Geht im Tal der Bauer, führt seinen Pflug vor.

Unbekümmert um den Triumph der Minen —
Hochauf quirlen die schwarzen Säulen Jehovas —
Läuft im Tal das Bauernkind, wo der Pflug geht.

Unbesorgt um den tanzenden Ekrasitberg —
Märtyrer schwebten ohne Hände und Füße —
Gräbt der Pflug seine Furdie — der Bauer ein Kreuz schlägt.

Unbekümmert um die zerworfenen Puppen —
Droben am Berghang, buntverkleidete Leichen —
Trabt im Tal die Stute, froh schreit das Fohlen.

Unbesorgt um die giftige, rotbraune Wolke —
Wo seit Nächten der Wald brennt, riesige Esse —
Kreist ums Fohlen eifersüchtig die Stute.

Rosige Wölkchen seh ich gemalt und schwarzes Gewölke,
Breit am Firmament die brandige Glorie
Und der braunen Hälse Spiel in den Gräsern.

BAUERNSTUBE

Ewig schwingt die Wiege,
Holzgehöhlt's Tröglein.
Auf dem Ofenlager
Altvergilbte Ahnin
Zieht das Wiegenzugband
Stetig wie die Wanduhr.
Und die Katze wärmt sich
Weichgeknäult beim Ofen.

Weißes Kleid ist Sonntag!
Zöpfe, eingeflochten
In die bunte Quaste.
Blankgewichste Stiefel.
Die Ruthenenmutter
Lehnt beim Fensterguckloch.
Eisbeblaute Scheibe,
Schneebegrabnes Bergdorf.

Aufgewacht das Kindlein,
Heiß und runde Wange.
Hält mit beiden Fäusten
Mütterliche Brust fest.
Saugt mit guter Lunge
Mütterliche Labe.
Süßer Milchdunst dämmert
In der lauen Stube.

Bauer ist verschollen
Wo im wirren Kriege.
Bäurin in der Scheune
Fügt sich den Soldaten.
Wohlig spinnt die Katze,
Wohlig gluckst das Kindlein.
Bald bewegt die Wiege
Ihre Welle wieder.

Eduard Bernstein:
VÖLKER ZU HAUSE
ERINNERUNGEN

II*).

VOR DREI JAHRZEHNTEM IN UND UM LUGANO

ALS ich im verhängnisvollen Monat Juli 1914 nach einer Pause von einem Vierteljahrhundert Lugano einen kurzen Besuch abstattete, war mein erster Eindruck eine ziemliche Enttäuschung. Wohl war ich darauf vorbereitet, die Stadt, die 1878 erst ein paar Tausend Einwohner gezählt hatte, erheblich größer und in höherem Grade als Fremdenstadt wiederzufinden, und nahm es als selbstverständlich hin, daß nun eine um ein Vielfaches größere Reihe Häuser, als damals, die Bucht des Sees umrahmt, daß eine elektrische Straßenbahn die Stadt durchzieht und sie auf beiden Seiten mit Vororten verbindet, und daß Läden und Wirtschaften sich in sehr viel größerer Zahl und vielfach auch größerer Eleganz darbieten. Auch wußte ich manches des Neuen, insbesondere die inzwischen erstandene schattige Promenade am See mit ihren Schmuckanlagen, durchaus zu würdigen. Durch sie erhält Lugano den Anstrich eines Luzern in verkleinertem Maßstabe.

Aber noch in einem andern Sinne konnte und kann man von einem kleinen Luzern sprechen. Die vielen, vielen palastartigen neuen Hotels und Pensionen, die sich den See entlang aneinander reihen, sie könnten, stattlich wie sie sind, ebenso gut wie Lugano auch Luzern angehören. Oder auch jedem andern Fremdenort. In dem Maße, wie sie räumlich gewachsen ist, hat die Stadt an Charakter verloren. Die Eigenart ihres einstigen Wesens ist, wenn auch nicht völlig ver-

*) Siehe das Dezemberheft der Weißen Blätter, 2. Jahrgang 1915.

schwunden, so doch arg zusammengeschrumpft und wird erdrückt von einem Zuwachs, der alles Mögliche darbietet, nur das nicht, was dieser Eigenart entsprechen würde.

Im Jahre 1878 war Lugano in Bauart und im Wesen seiner Bevölkerung noch eine völlig italienische Stadt. Da die Gotthardbahn noch vor ihrer Vollendung stand, ward es vom Norden her fast nur von Auserwählten besucht, die kein großes Heer bildeten. Vier oder fünf Hotels mit nicht übergroßer Zimmerzahl genügten, die zahlungsfähigen Besucher unterzubringen, der Rest der Unterkunftsstellen waren Herbergen — alberghi — italienischen Stils für Arbeiter und sonstige wenig bemittelte Elemente. Italienisch im Stil gaben sich, wie die Straßen, so die Wohnhäuser, die Läden und die Wirtschaften. Auch die Bedienung in diesen war mit wenigen Ausnahmen rein italienisch. Die Ausnahmen in den Läden wurden durch Inschriften bekannt gegeben, die mitteilten, daß man französisch oder englisch oder beides spreche, von deutsch war noch kaum die Rede. Selbst in dem einzigen Café etwas besserer Gattung, dem Café Terreni an der Nordostecke des Regierungsgebäudes — des jetzigen Stadthauses — radebrechte nur der eine der beiden Kellner neben dem Italienischen noch ein paar Sätze Französisch und Englisch, wollte man gut verstanden sein, so mußte man auch mit ihm die Landessprache sprechen.

Ganz italienisch war auch das kleine, östlich vom Regierungsgebäude errichtete Theater, von dessen Existenz heute kein übrig gebliebener Stein mehr erzählt. Da gerade eine Truppe dort Vorstellungen gab, ging ich an einem der ersten Abende nach meiner Ankunft hinein. Für ein sehr bescheidenes Eintrittsgeld ward ich in den Raum eingelassen, den man bei uns Parkett nennt. Hätten nicht ganz in dessen Vordergrund drei rohgezimmerte Bänke Sitzplätze dargeboten, deren Benutzung einen kleinen Aufschlag kostete, so wäre dieser ganze Raum Stehplatz gewesen. Und wie ward er benutzt! Das Theater war an dem Abend nur mäßig besucht, und in ungeordneten und gar nicht sehr still sich verhaltenden Gruppen stand das Publikum im Saal herum. Ja, zu meinem Entsetzen bemerkte ich, daß einer der Besucher seinen Hund mit hatte, dem er von Zeit zu Zeit mit einem zugeworfenen Bissen die Lange-

weile vertrieb. Fast noch völlig des Italienischen unkundig, konnte ich nicht feststellen, ob man auf der Bühne ein Drama oder ein Lustspiel aufführte. Kundige unterrichteten mich später, daß dies für das Benehmen des Publikums grundsätzlich gleichgültig gewesen sei.

Der ganze untere Zuschauerraum war für die ärmeren Bevölkerungsklassen bestimmt. Was sich zur bürgerlichen Gesellschaft im Klassenbegriff des Wortes zählte, hielt nur die Benutzung der Logen für passend. Diese zogen sich die ganzen Ränge entlang, offene Rangsitze, wie man sie bei uns hat, konnte ich nicht entdecken. Die Logen wurden von Bürgerfamilien für die ganze Zeit, wo die Truppe spielte, gemietet, man ging abends in seine Loge, um sich zu unterhalten, wobei die Aufführung auf der Bühne oft die Nebenrolle spielte. Die Familien besuchten einander, ward mir erzählt, im Theater von Loge zu Loge und schwatzen dabei nach Herzenslust, nur wenn oder solange es den Schauspielern gelang, das Publikum in nennenswerte Spannung zu versetzen, herrschte jene völlige Ruhe im Zuhörerraum, an die man bei uns während der Vorstellungen gewöhnt ist. Als ich einige Jahre später einmal jemand, den ich in Lugano kennen gelernt hatte, in Zürich ins dortige Theater mitnahm, geriet er fast außer sich darüber, daß man sich dort, solange der Vorhang hoch war, »still wie bei einer Predigt« verhielt. Dieser jemand war kein Geringerer, als der französische Sozialist Benoit Malon, einst Mitglied der Pariser Kommune und nun auf dem Wege, einer der Begründer der sozialdemokratischen Arbeiterpartei Frankreichs zu werden.

Verweilen wir indes zunächst noch etwas bei der Stadt Lugano und ihrer Einwohnerschaft. So italienisch viele der Sitten hier anmuteten, so wenig entsprach der allgemeine Volkstypus dem Bilde des Italieners. Sonnabends und Sonntags sammelte sich viel Arbeitervolk auf dem großen Platz vor dem Regierungsgebäude, der heutigen Piazza della Riforma, aber nicht, um zu demonstrieren, sondern um zu sehen oder zu hören, was es Neues gäbe, oder sonst der Abwechslung halber. Da fiel mir erstens auf, wie ruhig es dabei im ganzen zuging, und zweitens, wie wenig sich die große Mehrheit der Arbeiter in bezug auf Hautfarbe und Physiognomie vom Durchschnitt unserer deutschen Arbeiter unterschied. Man war nicht um-

sonst im Gebiet der seit dem letzten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung von germanischen und anderen nordischen Stämmen überfluteten Lombardei. Im übrigen muß die Ruhe der Masse auch ihrer großen Mäßigkeit im Trinken zugeschrieben werden.

Es ist eine allgemein gemachte Erfahrung, die zum Teil aus klimatischen Gründen sich erklärt, daß in den eigentlichen Weinländern die Bevölkerung sehr viel größere Mäßigkeit im Trinken übt, als dort, wo Bier und Branntwein den Wein ersetzen. Und im südlichen Tessin war damals wenigstens Wein noch völlig das Volksgetränk.

Dies wurde mir in drastischer Weise einige Tage vor meiner Abreise von Lugano im Frühjahr 1879 veranschaulicht. Für die Beförderung unseres ziemlich umfangreichen Gepäcks — neben mehreren Koffern noch ein halbes Dutzend ziemlich großer Kisten mit Büchern — zur Güterannahme hatte ich mit einem Schiffer und dessen Gehilfen akkordiert, und nachdem sie diese Arbeit besorgt hatten und von mir abgelohnt waren, lud ich sie gebührenderweise ein, mit mir noch in eine Wirtschaft einzukehren. Meinem heimatlichen Volksgetränk treu, wählte ich eines der inzwischen von mir ausgekundschafteten drei Lokale, wo man neben Wein ein in Bellinzona gebrautes Bier erhalten konnte, bestellte für mich ein Glas davon und fragte meine Begleiter, ob sie Bier oder Wein haben wollten. Beide erklärten sich für Wein. Als wir aber dann beim Trinken waren, bemerkte ich, daß beider Augen immer wieder sich dem Bier zuwandten. »Ihr hättet wohl doch lieber Bier getrunken?« fragte ich. »O nein,« ertönte es wie verwahrend aus beider Munde, »für uns ist Wein gut genug — basta per noi il vino.« Obwohl nicht gerade übermäßig teuer (das Glas kostete dreißig Centesimi) war das Bier nach ihren Begriffen offenbar das vornehmere Getränk, ein Luxus, der nur den oberen Klassen zukam.

Lugano war der eleganten Welt für einen Winteraufenthalt nicht warm genug, die Hotels wiesen daher im Oktober 1878 nur noch vereinzelte Gäste auf, und so waren die Straßen der Stadt und der Weg den See entlang jedenfalls menschenleerer, als es in der eigentlichen Saison der Fall sein mußte. Doch wurde mir versichert, daß auch während dieser das Fremdenelement wenig auffällig hervortrete, der Grundzug des Lebens der Stadt vielmehr unverändert derselbe

bleibe. Das war nun jetzt gründlich anders geworden. Ein rastloses Treiben herrschte vor, und das überflutende Element der Fremden aus allen Ländern — jetzt vor allem Deutsche — nimmt dem Ort völlig seine Besonderheit. Die ruhige Via Nassa mit der alten, schöne Fresken Luinis darbietenden Klosterkirche Santa Maria degli Angioli war jetzt eine vom Tram durchfahrene moderne Avenue, in der die mächtigen Hotel- und Pensionsbauten die besagte Kirche vollständig erdrücken. Ebenso verändert ist die nach Osten sich hinziehende Via Canova, sowie der Platz, in den sie einmündet, und der damals den östlichen Abschluß der Stadt bildete. Zu jener Zeit größer als heute, aber ungepflastert, war er an der Westseite von Werkstätten begrenzt, vor denen meist im Freien gearbeitet wurde, während gegenüber auf Gestellen aufgehängte unverarbeitete Gewebe vom Dasein einer kleinen Weberei oder Bleicherei erzählten. Von ihm ab führte eine schmale, die Mauer des Gartens der Villa Ciani hohlwegartig entlang laufende Straße zum weit ausgedehnten Campo Marzio und eine dieses durchschneidende Baumallee zu dem am Fuße des Monte Bré gelegenen Weiler Cassarato, der nur erst einige wenige Arbeiterhäuschen aufwies. Jetzt ist die Via Canova nur noch Geschäftsstraße, die alten einfachen Läden italienischen Charakters haben modernen großstädtischen Läden Platz gemacht, aus der urwüchsigen Arbeitsstätte ist die wohlgepflegte Piazza dell'Indipendenza und aus dem Hohlweg die Viale Carlo Cattaneo geworden. Hier wie in Cassarate wiegt der Villencharakter vor — alles schmuck und gefällig, aber ohne jede Farbe.

Indes diese und die vorerwähnten Veränderungen muß man als unvermeidliche Folgen des Wachstums und des so gewaltig gestiegenen Fremdenbesuchs in den Kauf nehmen und ihnen die beste Seite abzugewinnen suchen. Worüber ich mich aber gar nicht hinwegsetzen konnte und kann, das ist die mit den schön bewaldeten Anhöhen um Lugano vorgegangene Wandlung. Das ehemals so harmonische Bild dieser Umrahmung ist durch die Fülle der überall in wüster Unsystematik emporgeschossenen Riesen-Hotels, Pensionen und Privathäuser entsetzlich verunziert. Ein Blick auf die Anhöhen vom See oder von dessen Ufer aus fällt auf ein jeden Schönheitssinn beleidigendes Chaos. Einzelne für sich und aus der Nähe betrachtet mag

jedes von ihnen seine Schönheit haben, auf das Gesamtbild aber, das sie den von ihnen besetzten Anhöhen verleihen, paßt nur das Wort: abscheulich. Ein wahres Glück, daß weiter nach Osten hin dieser Segen aufhört, wie er auch den der Stadt nach Südosten zu gegenüberliegenden Monte Caprino und dessen Fortsetzung bis jetzt noch verschont hat.

★

Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war Lugano ein wahres Flüchtlingsnest gewesen. Die Rebellen gegen Österreichs Herrschaft über die Lombardei fanden hier einen Zentralpunkt, von dem aus sie mit Leichtigkeit ihre Brandschriften und unter Umständen Waffen in das Österreich unterstellte Gebiet einschmuggeln konnten. Nach einem der berühmtesten italienischen Rebellen ist die Viale Carlo Cattaneo benannt. Von Lugano aus ward 1853 der Mazzinianische Mailänder Putsch ins Werk gesetzt. Aber nicht nur Italiener sondern auch Revolutionäre anderer Nationalitäten wählten gern das stille, so romantisch am Ufer des Ceresio gelegene Lugano zum zeitweiligen Schlupfwinkel. In dem kleinen Flecken Besso oberhalb Lugano steht oder stand noch zu meiner Zeit ein einstöckiges Haus, in dem, wenn auch nicht unmittelbar nacheinander, so doch der Zeitfolge nach hintereinander der Italiener Guiseppe Mazzini, der Ungar Lajos Kossuth, der Pole M. Langiewicz und der Russe Michael Bakunin gewohnt haben. Es versteht sich von selbst, daß ich eine mir gebotene Gelegenheit gern ergriff und mich eines Tages von einer Freundin der Familie Bakunin in diesen heiligen Revolutionsräumen herumführen ließ.

Jedoch auch von Flüchtlingsleben merkte man, als ich nach Lugano kam, nur noch wenig. Die Zeit der national-politischen italienischen Konspiration war eben vorbei, wer von Mazzinianern noch in Lugano lebte, war dort geblieben, weil er daselbst seinen Unterhalt gefunden hatte, und verhielt sich still. Ein Exemplar dieser Spezies lernte ich in der Person eines Mannes — ich glaube, er war Buchhändler — namens Imperatori kennen, der nur noch für das vom Volk mit Leidenschaft betriebene Kugelspiel »alle bocce«, in der Luganer Mundart alle bötsch ausgesprochen, Interesse zu haben schien. Indes wurde mir doch auch die Bekanntschaft mit einem Vertreter einer

ganz andern Gattung italienischer Revolutionäre nicht vorenthalten. Ich war glücklich genug, noch den großen Ippolito P...i in Lugano zu finden.

Das war ein Typus, den es lohnte kennen zu lernen. Ein Mann, wie geboren, der erste zwar nicht in Rom, aber doch — anderswo zu sein. Von Statur und Antlitz ein wahrhaft schöner Mann, groß, stattlich gebaut, mit dunklem Kopfhaar und Bart und blitzenden Augen, kam der »professore« Ippolito P...i in seinem Äußern ganz und gar den Anforderungen nach, die man an einen seriösen Bassisten der italienischen Oper zu stellen berechtigt ist. Aber er war kein Opernsänger, und seriös . . . nein, seriös war Ippolito P...i auch nicht, so gern er seriös genommen werden wollte. Von Beruf Gymnasiallehrer, unterhielt er ein kleines Lehrinstitut und gab nebenbei ein radikales Halbwochenblatt »Il Repubblicano« heraus, dessen Spezialität fulminante Schimpfartikel auf die katholisch-konservative Partei waren, die damals im Kanton Tessin regierte. Und fürwahr, an Vehemenz und Kraftworten konnten diese Artikel schwerlich überboten werden. »Die Viper verliert ihr Gift nicht«, »Klerikale Infamien«, »Die Niederträchtigen am Werk« — diese Titel seiner Artikel lassen auf ihren Inhalt schließen. Warum er Italien hatte verlassen müssen, weiß ich nicht. Daß er kein rechtgläubiger Mazzinianer war, verriet seine demonstrativ zur Schau getragene Gegnerschaft gegen den »Iddio«. Demonstration war sein Lebenselement, sein Auftreten so theatralisch wie nur möglich. Wenn er vom Marktplatz her gehobenen Schrittes in das Café Terreni kam, gab er in seiner lauten Weise dort sofort der Unterhaltung den Ton an. Kein Gast entging seinen Augen, keinem blieb die Kundgabe seines Atheismus und Materialismus, wie seines politischen Radikalismus vorenthalten. Als im November 1878 die 78 Berliner Sozialdemokraten, die auf Grund des soeben verhängten kleinen Belagerungszustandes plötzlich ohne jeden Anlaß in einem Schub aus Berlin ausgewiesen wurden, einen Aufruf an ihre zurückgebliebenen Genossen veröffentlichten, worin sie diese aufforderten, unerschüttert zur gemeinsamen Sache zu halten, aber sich zu keinen unüberlegten Streichen hinreißen zu lassen, legte ich ein mir übersandtes Exemplar dieses Manifests unserem P...i vor, da er zwar nicht deutsch sprach, aber es leid-

lich lesen konnte. Mit einer unnachahmlichen Geste gab er es mir zurück: »Troppo moderato, caro amico, troppo moderato!« Mit uns deutschen Sozialdemokraten war er ganz und gar nicht zufrieden.

Ich habe ihm das gelegentlich in meiner Weise zurückgegeben. Obwohl auch ich der materialistischen Weltauffassung anhing, war seine Art, sie zu manifestieren, ganz und gar nicht nach meinem Geschmack. Er bekam es fertig, vor dem Café Terreni mit lauter Stimme, daß man es über den ganzen Platz hören konnte, auszurufen: »Io sone una bestia, non riconosco che il mangiare, il bere e le donne.« Als ich mich erst im Französischen einigermaßen mit ihm unterhalten konnte, erklärte ich ihm eines Tages rund heraus, die Lektüre seines Blattes mache es mir verständlich, warum (was damals der Fall war) die klerikale Partei selbst in Lugano an Anhang gewinne. Er wollte mich darauf katechesieren.

»Eh bien, citoyen Berenstein,« rief er aus, »vous socialiste allemand, vous n'êtes peut-être même pas athée?«

Um ihm etwas aufzugeben, erwiderte ich, das sei in der Tat der Fall.

Nun war er doch erstaunt. »Et vous croyez en Dieu?«

»Non plus«, gab ich zurück.

»Comment donc? Vous prétendez n'être pas athée, et en même temps vous déclarez ne pas croire en Dieu. Que veut dire cela?«

Ich kannte die klassische Antwort noch nicht, die der berühmte La Place einst Napoleon I. auf die Frage gab, welche Rolle Gott in dessen Weltsystem erfülle, und entbehrte für meine Auffassung sehr der wissenschaftlichen Grundlagen, über die der große Astronom und Naturphilosoph verfügte. Aber ein ähnlicher Gedanke, wie der, welcher in den Worten lag: »Sire, je n'avais pas besoin de cette hypothèse« hatte doch meine Antwort diktiert, und so erwiderte ich trocken: »Cela veut dire, que cette question métaphysique ne m'occupe pas.«

P...i fand sich mit dieser positivistischen Antwort ab. Aber befriedigt hat sie ihn schwerlich. Der Kampf gegen das Königtum war in der republikanischen Schweiz selbst nur Metaphysik, eine soziale Volksbewegung von tiefgehender Bedeutung gab es im Tessin nicht, so war in diesem katholischen Kanton, wo die Parteigänger des

Klerus in der Tat das Heft in der Hand hatten, der Kampf gegen die Kirche für den Radikalismus des Mannes der einzige reale Kampf. An Anlaß zu scharfer Kritik der klerikalen Machthaber hat es nun sicherlich nicht gefehlt. Das renommistische Zurschautragen eines ohnehin ziemlich oberflächlichen Atheismus und Materialismus war indes zuletzt geeignet, die Volkselemente, auf die es ankam, dem Klerus zu entfremden.

Ganz anders als der brave P...i führte sich ein italienischer Anarchist auf, der damals unfreiwillig in Lugano sein Heim hatte. Da er hoffentlich noch unter den Lebenden weilt, wird man mir gestatten, seiner hier nur unter einem Pseudonym zu gedenken. Filippo Marzotti, wie wir ihn nennen wollen, war keine so auffällige Erscheinung wie P...i, aber gleichfalls von hoher Statur und schön geschnittenen Gesichtszügen, und da er jünger und schlanker war als jener, ließ er, obwohl nur ein einfacher Friseurgehilfe, den bürgerlichen Politiker an Eleganz der Bewegungen weit hinter sich. Dabei war an ihm nichts Erkünsteltes, sein Auftreten so ungesucht und bescheiden, wie nur möglich. Als sehr hübsch, wenn auch nicht gerade als eine blendende Schönheit, konnte auch seine Frau Marietta gelten, von der er zwei Kinder im Alter von 7 und 5 Jahren hatte. Das Ehepaar lebte in proletarischen Verhältnissen und erhöhte das Einkommen aus dem sehr mäßigen Arbeitslohn des Mannes unter anderem durch Abvermieten eines Zimmers. Bei ihnen hatten, bevor ich nach Lugano kam, zeitweise die damals durch ihren Prozeß wegen des Attentats auf den Polizeichef Trepoff zu europäischer Berühmtheit gelangte russische Sozialistin Vera Sassulitsch und deren nur erst in engeren Kreisen russischer, französischer und italienischer Sozialisten bekannt gewordene hochbegabte Landsmännin Anna Kulischoff gewohnt.

So ruhig Filippo Marzotti für gewöhnlich in seinem Benehmen war, so lebhaft war sein politisches Empfinden. Er war dem Anarchismus mit Leib und Seele ergeben, wobei man jedoch nicht vergessen darf, daß der Anarchismus, oder besser: was sich so nannte, in Italien die urwüchsige Form des Sozialismus war und in den ganzen Überlieferungen des Volkes wurzelte. Die anarchistische Bewegung war indes nach dem Mißglücken verschiedener Aufstands-

versuche schon in das Stadium einer Krise eingetreten, die ihr schwere Verluste zufügen sollte.

Fragte man in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre nach den hervorragendsten Verfechtern des Anarchismus in Italien, so konnte man sicher sein, an erster Stelle die Namen Andrea Costa, Carlo Cafiero und Enrico Malatesta zu hören. Nur der Letztgenannte ist noch am Leben und hält auch wohl noch immer zur alten Fahne. Cafiero, der nach einem höchst opferreichen Leben in geistiger Umnachtung gestorben ist, hat, bevor er in Wahnsinn verfiel, am Anarchismus selbst Kritik geübt, ohne indes einer anderen Bewegung als Propagandist sich zuzuwenden. Anders Andrea Costa. Er kehrte um das Jahr 1879 der anarchistischen Bewegung den Rücken, erklärte sich für die sozialdemokratische Politik der Beteiligung an Wahlen, Eintritt in Parlamente usw. und hat später sowohl als Bürgermeister seiner Vaterstadt Imola wie als Mitglied des italienischen Parlaments lange Jahre im Vordergrund des öffentlichen Lebens in Italien gestanden. Ehe sich die politische Wandlung in ihm vollzog, war er mit der obengenannten russischen Sozialistin Anna Kulischoff eine freie Ehe eingegangen, und der Einfluß dieser geistig bedeutenden und mit der Literatur des deutschen Sozialismus wohlvertrauten Frau soll nicht wenig dazu beigetragen haben, daß aus dem tollkühnen Anarchisten Costa ein umsichtiger sozialistischer Politiker wurde. Jedenfalls schob unser guter Marzotti die Abkehrung Costas vom Anarchismus ganz auf Rechnung der Frau Kulischoff. Als ihn die Kunde zuerst erreichte, daß Costa für die anarchistische Sache verloren sei, streckte er erregt die Hände nach oben und rief ein über das andere Mal fast verzweifelt aus: »Anna, Anna, Anna!«

Etliche Jahre später sollte indes auch die Stunde seiner Bekehrung schlagen. Schon als er im Jahre 1880 auf einige Tage nach Zürich kam, wohin wir mittlerweile übersiedelt waren, gab er mir im Gespräch zu, daß an einen unvermittelten Übergang von der kapitalistisch-bürgerlichen zu einer anarchistisch-kommunistischen Gesellschaft nicht zu denken sei, und daß die Übergangsepoché wahrscheinlich Generationen beanspruchen werde. Von dieser Auffassung bis zum Abfinden mit Grundgedanken des sozialdemokratischen Programms war aber kein sehr weiter Schritt.

Bei Gelegenheit des vorerwähnten Besuchs machte mich Marzotti mit einer ihn und wahrscheinlich auch andere seiner Landsleute beherrschenden Leidenschaft bekannt, von der ich bis dahin noch nie gehört hatte. Wir gingen an einem Dienstagvormittag durch die Bahnhofstraße, wo gerade Wochenmarkt abgehalten wurde. An den Rändern des Bürgersteigs hielten Händler ihre aufgeschichteten Waren feil. Unsere Unterhaltung war bis dahin sehr lebhaft gewesen, jetzt aber wurde sie dadurch immer matter, daß Marzotti meine Bemerkungen fast unbeantwortet ließ, was natürlich auch meinen Redefluß dämpfte. Sie drohte völlig einzuschlafen, als mein Begleiter plötzlich zu mir sagte: »Sie müssen entschuldigen, wenn ich die letzte Zeit etwas zerstreut war, aber meine Aufmerksamkeit wurde durch einen Anblick abgelenkt, dessen Zauber ich mich nicht entziehen konnte.«

»Und darf man wissen, welches dieser Anblick war?« fragte ich.

»O ja,« antwortete er, »nur dürfen Sie nicht lachen.«

Und er entwickelte mir, daß, was seinen Blick gefangen genommen hatte, die Bündel — Knoblauch gewesen seien, welche fast nirgends bei den ausgestellten Waren der Gemüse- und der Gewürzhändler fehlten. Für den Genuß von Knoblauch habe er eine schier unzahlbare Leidenschaft. Sie sei so groß, daß er in jüngeren Jahren manchmal so lange Knoblauch gegessen habe, bis sein Gesicht über und über erglüht und er selbst wie berauscht gewesen sei.

Zwei italienische Sozialisten kamen während des Winters 1877/78 aus Italien selbst zu kurzem Besuch nach Lugano. Professor Osvaldo Gnocchi-Viani, der damalige Redakteur des Mailänder sozialistischen Blattes »La Plebe«, machte auf der Hochzeitsreise mit seiner jungen Frau in Lugano zum erstenmal halt, und ich lernte in dem kleinen, fein gebauten Mann einen ruhigen, sehr objektiv urteilenden Denker kennen. Von ganz anderem Kaliber war der andere Besucher, Paolo Valera, der von Varenna her als Ausflügler nach Lugano kam. Ein lebhafter, blühender junger Mann, dem man es anmerkte, daß für ihn der Kampf Lebenselement war. Als ich in den neunziger Jahren meine Zelte in London aufgeschlagen hatte, traf ich dort Valera wieder, der mittlerweile Korrespondent eines großen Mailänder Blattes — ich glaube des »Secolo« — geworden war. Wir trafen einander wiederholt bei einem gemeinsamen

Freund, und da fiel mir auf, wie stark Valeras Urteil von Stimmungen beherrscht war. Ziemlich um dieselbe Zeit, wo ich von London fortging, kehrte auch er nach Italien zurück, wo er in Mailand das Blatt »La Folla« (Die Menge) gründete, das, glaube ich, heute noch besteht. Sein manchmal unbändiger Radikalismus brachte ihn des Öfteren in Konflikt mit den leitenden Vertretern der Mailänder Sozialdemokratie und trug seinem Blatt den mit Umstellung der Buchstaben leicht zu bildenden bösen Spottnamen »Il Follo« ein.

Beide, Gnocchi-Viani und Valera, sind mir in Lugano durch Benoit Malon vorgestellt worden, den sie dort aufgesucht hatten. Und damit komme ich zu demjenigen ausländischen Sozialisten, der im Winter 1878/1879 vor allen anderen unseren Umgang bildete, und an den sich auch das größere allgemeine Interesse knüpft.

Zunächst einige Worte über die Person des Mannes. Benoit Malon, lange Jahre als Verfasser einer umfangreichen Geschichte des Sozialismus und verschiedener sozialistischer und sozial-ethischer Schriften wie als Gründer und Herausgeber der »Revue Socialiste« einer der geachtetsten Vertreter des zeitgenössischen Sozialismus in Frankreich — er hat unter anderem viel dazu beigetragen, Jaurès für die sozialistische Partei zu gewinnen — gehört zur Kategorie der erfolgreichen Autodidakten. In der Nähe von Lyon geboren und als echtes Proletarierkind aufgewachsen, kam er gegen Ende des Kaiserreichs nach Paris und schloß sich dort den Organisationen der Internationalen Arbeiter-Association an. Er war einer der Mitangeklagten in dem großen Prozeß gegen Mitglieder der Internationale, der Anfang 1870 sich abspielte, und saß mit seinen Mitverurteilten im Gefängnis von St. Pélagie, als der deutsch-französische Krieg ausbrach. Der Sturz des Kaiserreichs nach Sedan brachte ihm die Freiheit. Im belagerten Paris betätigte er sich bei der Organisation der Verteidigung und ward Beisitzer in der Bürgermeisterei des Stadtviertels Les Batignolles im nordwestlichen Paris. Bei den Wahlen zur Nationalversammlung Anfang 1871 ward er zu einem der Abgeordneten für Paris gewählt, trat aber mit Rochefort und anderen aus der »Kammer der Landjunker« wieder aus, als diese in die Abtretung von Elsaß-Lothringen einwilligte. Trotzdem gehörte er mit den Theiss, den Varlin usw. zu denjenigen Vertrauensmännern der Pa-

riser Arbeiter, die im März 1871 alles versuchten, um es zwischen Paris und der Regierung in Versailles nicht zum äußersten kommen zu lassen. Als diese Bemühungen gescheitert waren und in Paris die Kommune proklamiert wurde, ward er zum Mitglied gewählt, gehörte in ihrem Rat zur sozialdemokratischen Minderheit und war bei der Niedermetzlung der Kommune in den blutigen Maitagen von 1871 Verteidiger einer der letzten Barrikaden von Paris. Dann fanden sich Freunde, die ihn verbargen, er entkam nach Genf und schloß sich dort beim Konflikt der westschweizerischen Autonomisten mit dem Londoner Generalrat der Internationale jenen an. Er ward Mitglied des von Michael Bakunin gegründeten Bundes der Sozialistischen Demokratie und einer der Vertrauten des genannten russischen Revolutionärs, zog sich aber einige Jahre später von der bakunistischen Bewegung zurück, lebte längere Zeit an verschiedenen Orten in Italien und siedelte schließlich nach dem Tessin über, wo er in dem Dorf Castagnola bei Lugano sein sehr bescheidenes Heim aufschlug.

Schon in Paris hatte Malon viel an seiner geistigen Ausbildung gearbeitet, im Exil erfuhr er durch gebildete Frauen, die sich für ihn interessierten, allerhand Anregung und Förderung in diesem Bestreben und galt bald in Kreisen seiner Parteifreunde als ein halber Gelehrter. Eine Reihe von Jahren lebte er mit der unter dem Namen André Léo bekannten sozialistischen Romandichterin zusammen, die Mitarbeiterin angesehener Pariser Zeitungen war, und blieb auch mit ihr in schriftstellerischem Briefwechsel, als sie das persönliche Verhältnis gelöst hatten und er in einer gebildeten Russin, Katerina Katkoff, eine treue Lebensgefährtin gefunden hatte, die ihm eine ebenso fürsorgende Hausfrau wie unermüdliche Helferin bei seinen literarischen Arbeiten wurde. Der Bund mit dieser ausgezeichneten Frau ward für Malon in literarischer Hinsicht noch dadurch ganz besonders vorteilhaft, daß sie der deutschen Sprache ziemlich gut mächtig war und ihn mit Erzeugnissen der deutschen Literatur bekannt machte, die sonst seiner Kenntnis entgangen wären. An ihrer Hand hat er übrigens eine Zeitlang auch selbst deutsch getrieben.

Merkwürdig, Benoit Malon hatte in seiner Erscheinung gar nichts Bestechendes. Bau und Bewegungen waren eher bäuerisch, und seine

Physiognomie war durchaus neutral. Nichts verriet an ihm den Südfrauzosen. Der mittelgroße, etwas breit gebaute Mann mit seinem bedächtigen Wesen konnte ebenso gut aus irgendeinem Teile Deutschlands stammen. Breit geformt war auch sein Gesicht und geradezu unschön seine ziemlich dicke Nase. Und doch hatte er von jeher Glück bei Frauen, hat er Frauen zu fesseln gewußt, denen es nicht an andern Verehrern fehlte. Diese Erfolge trugen ihm sogar von einer Seite den Ruf eines *coureur de femmes* ein, der er nun sicherlich nicht war. Die Frauen, mit denen er in ein intimes Verhältnis trat, waren gebildete Sozialistinnen und ihm an Jahren überlegen. Was ihnen an ihm liebenswert schien, war offenbar das ernste Streben dieses Proletariers nach Wissen und die Gemütsiefe, mit der er sich der sozialistischen Bewegung hingegen hatte. Dem Sozialisten Malon galt insbesondere die aufopfernde Zuneigung Katerina Katkoffs.

Um 1878 hatte Malon eine Halbmonatsschrift »Le Socialisme Progressif« ins Leben gerufen. In ihr veröffentlichte er seine Geschichte des Sozialismus in ihrer ersten, noch sehr skizzenhaften Gestalt. Bei der geringen Kraft der eben erst wieder erwachenden sozialistischen Bewegung Frankreichs war an einem nennenswerten finanziellen Ertrag des Unternehmens nicht zu denken. Seinen Lebensunterhalt gewann unser Freund vielmehr als Buchhalter und Korrespondent eines wohlhabenden französischen Seidenzüchters, Mr. d'Arcès, der in Castagnola eine herrlich am See gelegene Villa bewohnte. Dies die Ursache, weshalb Malon selbst in dem genannten Dorfe Wohnung genommen hatte. Und da dem sehr nervösen, an hochgradiger Schlaflosigkeit leidenden Karl Höchberg das stille Lugano noch immer nicht genug Sicherheit gegen störende Geräusche bot, suchte und fand Malon auch für uns ein Quartier in Castagnola. Es war ein zwischen dem oberen und unteren Teil des nur erst wenig bebauten Dorfes still gelegenes Häuschen, Casa in Valle genannt. Vom Ende Oktober 1878 bis Anfang April 1879 haben Höchberg und ich als die einzigen menschlichen Insassen es bewohnt, so daß, streng genommen, unser Winter in Lugano ein Winter in Castagnola war.

Vom Dorf Cassarate führt ein ziemlich ebener Weg nach dem

unteren Teil von Castagnola, der aus einer mäßigen Anzahl am See gelegener Villen und einer an deren Rückseite sich hinziehenden sehr schmalen, im Sommer und Winter von keinem Sonnenstrahl beschienenen Dorfstraße bestand. Ein anderer, von Cassarate ausgehender Weg führt in erst mäßiger und dann stärkerer Steigung und mit verschiedenen Windungen aufwärts zum Dorfe Bré und dem Gipfel des gleichnamigen Berges. In etwa zweihundert Meter über dem See gelegenen Höhe zweigt sich von ihm ein Weg zur Kirche des Fleckens ab. Dort standen rechts und links von ihm je ein einstöckiges, jeden Ausputzes entbehrendes Häuschen. Das eine war von einer Arbeiterfamilie bewohnt, das andere war unsere Casa in Valle. Es gehörte der Schwester des Dorfpriesters, einer etwa fünfzigjährigen unverheirateten Matrone, Prudenza Prati benannt. Von ihr, die beim Bruder im Pfarrhaus neben der Kirche wohnte, oder ihrer hochbetagten Magd empfingen wir morgens, mittags und abends die unumgängliche Bedienung. Sonst hatten wir bei Tag und bei Nacht keinen menschlichen Hausgenossen, nur in einem unter dem eigentlichen Erdgeschoß zu ebener Erde gelegenen dunklen Stall führte ein Mutterschaf, das eines Tages einem Lamm ein sehr kurzes Leben gab, ein noch einsames Dasein. Zum Glück lag der Stall gerade unter der Küche, sonst hätte das Blöken des Schafes dem armen Höchberg auch dieses Wohnquartier verleidet.

Viel verloren hätte er zwar an ihm nicht. Das Haus war so einfach wie nur möglich hergerichtet und das Mobiliar auf das aller-
notwendigste beschränkt. Eine geräumige Küche auf der einen Seite und ein mäßig großes Wohnzimmer auf der anderen Seite des Eingangs bildeten die unteren, zwei oder drei Schlafzimmer die oberen Räume. Nur das Wohnzimmer unten hatte einen heizbaren Kamin, der obendrein so wenig ausgebaut war, daß man wirklich die Übung unserer Prudenza und ihrer Magd haben mußte, um mit dem uns zur Verfügung stehenden Heizmaterial — nur ungenügend getrocknetes oder wieder feucht gewordenes Reisigholz — ein Feuer in Gang zu bringen. So hatte denn namentlich Höchberg viel unter dem Mangel an äußerer Wärme zu leiden, die er um so mehr brauchte, als der Winter ganz ausnahmsweise kalt, von innerer Heizung durch Nahrungszunahme aber bei ihm so gut wie keine Rede war. Wie

er, der als der älteste Sohn eines sehr wohlhabenden Frankfurter Kaufmanns mitten im bürgerlichen Komfort aufgewachsen war, und der über die Mittel verfügte, sein Leben ganz nach seinen Wünschen einzurichten, sich monatelang mit diesem Zustand abfand, kann nur verstehen, wer den seltenen Charakter und den Lebenslauf dieses eigenartigen Mannes kennt.

Karl Höchberg hatte die Mutter sehr früh und auch den Vater in sehr jungen Jahren verloren. Dieser war ein Mann von weitem, geistigen Horizont gewesen, in dessen an der Bockenheimer Landstraße gelegenen Villa Gelehrte aller Art, darunter auch der berühmte Naturforscher und Nordpolreisende Payer, verkehrten. Als Frankfurt a. M. 1866 zwangsweise preußisch geworden war — während der Besetzung hatte der befehlshabende General Manteuffel in der Höchbergschen Villa gewohnt — erwarb der Vater Höchbergs, wie das damals viele Frankfurter Demokraten taten, für seine Söhne das Schweizer Bürgerrecht, um ihnen das Dienen im preußischen Heer zu ersparen. Die preußische Regierung beantwortete dieses Auskunftsmittel damit, daß sie die jugendlichen Neuschweizer kurzerhand aus Preußen auswies. Um den Sohn in möglichster Nähe zu haben, gab der Vater Höchbergs diesen in Darmstadt in Pension, und zwar, was für die Denkart des Mannes bezeichnend ist, bei dem als Demokrat und philosophischen Materialist bekannten Dr. Ludwig Büchner, dem Verfasser von »Kraft und Stoff« und ähnlichen Schriften. Unter dessen geistigen Einfluß verlebte Karl Höchberg die letzten Jahre seines Gymnasiastenlebens und forderte in seinen Aufsätzen durch den Radikalismus der darin entwickelten Ansichten nicht selten den Widerspruch seiner Lehrer heraus, wenngleich er für Aufbau und sachlichen Inhalt gewöhnlich die Note 1 erhielt. Auch sein Abiturientenzeugnis fiel glänzend aus, seinem Fleiß und seiner Begabung wurde die größte Anerkennung ausgesprochen. Mittlerweile hatte Höchberg auch den Vater verloren und war nun als Student völlig sein freier Herr. Zu seinem Unheil, denn ohne Rücksicht auf seine ohnehin zarte Gesundheit, zerrüttete er diese durch Überarbeit und Unterernährung. Er hatte sich als Hauptstudium Philosophie gewählt, beschränkte aber sein Arbeiten nicht auf die speziell zu dieser Disziplin gehörenden Wissensgebiete, sondern dehnte es auch auf alle möglichen anderen

Disziplinen aus, weil für ihn die Philosophie zugleich die Soziologie in ihren verschiedenen Verzweigungen umfaßte. Während er sich unter dem Einfluß Friedrich Albert Langes und anderer in der Philosophie vom Materialismus ab- und einem erkenntnistheoretisch fundierten Idealismus zuwandte, ging er in der Soziologie über Büchner und Genossen hinweg zum entschiedenen Sozialismus über, wobei ihn allerdings in erster Linie ethische Momente bestimmten. Ethische und naturphilosophische Gründe führten ihn zugleich zum Vegetarianismus, der ihm um so verhängnisvoller wurde, als seine durch Überarbeit verursachte Nervenschwäche ihn auch jeder kräftigen vegetarischen Nahrung sich enthalten ließ, weil sie ihm, wie er behauptete, Magen- drücken verursachte. Es ist unglaublich, wie wenig Nahrung er in den Monaten unseres Zusammenlebens zu sich nahm. Alles Zureden und alle Kniffe, die ich anwandte, um ihn von dieser verderblichen Lebensweise abzubringen, schlugen fehl, bis ich schließlich im Frühjahr 1879 durch einen Staatsstreich eine nicht mehr aufzuschiebende Veränderung herbeiführte. Einstweilen aber nahmen als Folge der von Höchberg sich selbst auferlegten Hungerkur — denn so kann man es nennen — seine Körperkräfte und mit ihnen seine Widerstandskraft gegen Kälte immer mehr ab.

So ernst die Sache war, so sorgten die Umstände doch auch für eine gewisse heitere Beigabe. Es war unmöglich, unserer Wirtin Verständnis dafür beizubringen, was es mit dem Vegetarianismus Höchbergs auf sich hatte. Daß jemand sich den Genuß des Fleisches von Vierfüßlern und Vögeln untersagte, konnte die fromme Katholikin verstehen, obwohl eine so strenge Enthaltung nicht einmal mehr für die Fastenzeit den Gläubigen von der Kirche als unbedingte Verpflichtung auferlegt wurde. Daß aber die Entsagung sich auch auf den Genuß von Fischen erstrecken sollte, wollte ihr absolut nicht in den Kopf. Immer wieder, wenn wir uns über die geringe Ernährung Höchbergs unterhielten, kam sie darauf zurück, ob sie dem »Signor Carlo« nicht wenigstens etwas Fisch bringen dürfe. Und wenn ich dann antwortete, das ginge absolut nicht, Höchberg esse grundsätzlich auch nicht Fisch, dann ergriff die gute Prudenza Prati ein Schauder und kopfschüttelnd rief sie ein über das andere Mal: »O che penitenza! che penitenza!« Dieser Signor Carlo, der so sanft sich benahm, mußte

nach ihrer Meinung wahrscheinlich irgend etwas Entsetzliches auf dem Gewissen haben, daß er eine solche Buße auf sich nahm.

★

Mir persönlich war die brave Prudenza Prati übrigens von großem Nutzen. Sie war längere Zeit die einzige Person, mit der ich italienisch zu radebrechen wagte, sozusagen meine unbewußte Repetitorin. Mit ganz wenigen Worten Italienisch, aber ohne jede nähere Kenntnis der Sprache, war ich nach Lugano gekommen, einen Lehrer zu nehmen, war mir zu umständlich, so besorgte ich mir einen Sprachführer und eine Grammatik, machte mich mit den Formen der Zeitwörter usw. bekannt, lernte jeden Abend vor dem Auslöschen des Lichts eine Anzahl Vokabeln auswendig, und als ich es auf 150 bis 200 Worte gebracht hatte, begann ich mutig mit Frau Prudenza Unterhaltungen anzuknüpfen. Nach und nach kamen wir auch ganz gut dabei zustande, doch gab sie zum Unglück für mein Eindringen in die italienische Sprache leider bei uns nur Gastrollen. Für gewöhnlich schickte sie uns die Speisen usw. durch die alte Magd, und mit dieser armen Person, die an allen möglichen Gebrechen des Alters litt, war eine leidliche Unterhaltung unmöglich.

Im Malonschen Kreis, der unseren eigentlichen Verkehr bildete, war die vorherrschende Sprache französisch. Der Kreis bestand aus Malon und Frau, einer Schwester und Kusine der letzteren auf der einen Seite und dem Mr. d'Arcès und Frau und einigen zu deren Haushalt gehörenden Personen auf der anderen Seite. In der von Malons Chef bewohnten Villa haben wir manche sehr gesellige Abende verlebt, wobei die Gesellschaft sozial ebenso bunt gemischt war, wie national.

Mr. d'Arcès hatte auf mich von Anfang an keinen günstigen Eindruck gemacht, und was ich in späteren Jahren von ihm erfuhr, rechtfertigte das Urteil der ersten Stunde. Der Mann war in jüngeren Jahren ein Lebemensch von richtigem Kaliber gewesen und soll dann sich als ein recht rücksichtsloser Geschäftsmann gezeigt haben. Aber in seinem Haus ging es gastlich und auch recht patriarchalisch zu — dies vielleicht unter dem Einfluß der Madame d'Arcès, die eine geborene Ungarin war und viel Zutrauliches in ihrem Wesen hatte. Sowohl ihr Dienstmädchen wie ihre Köchin nahmen fast immer an

unseren Abenden teil, und häufig genug kamen auch noch zwei Arbeiterinnen hinzu, die Mr. d'Arcès in seinem Hause mit dem Ausmustern der Eier der Seidenraupen beschäftigte. Eine der Arbeiterinnen war einige Jahre in Lyon in Dienst gewesen und sprach daher französisch, ebenso die aus der Champagne gebürtige Köchin, die wegen ihrer stattlichen Figur und ihres fast eleganten Benehmens in unserem Kreis den Beinamen La Marquise erhalten hatte. Groß, aber nicht übermäßig stark gebaut, wußte diese einfache Frau in der Tat in jeder Lage eine so ruhig vornehme Haltung an den Tag zu legen, daß, wenn z. B. die kleine, unscheinbare Madame d'Arcès mit ihr einkaufen ging, der ihnen Begegnende unbedingt sie für die Dame und jene für deren Begleiterin genommen hätte.

Alte Roués sind in der Regel gewandte Gesellschafter, und Mr. d'Arcès hätte kein Franzose sein müssen, wenn er es nicht in hohem Grade verstanden hätte, den lebenswürdigen Wirt zu machen. So gab es viel Scherz bei unseren Zusammenkünften. Ganz besonders geschickt zog der Biedermann sich aus der Affäre und wußte, um mit Schiller zu reden, als guter Franke jedem etwas Zierliches zu sagen, als wir bei Beginn des Karnevals 1879 ihn auf Anstiften einer unserer Damen mit einer kleinen Maskerade überfielen.

Man muß indes nicht denken, daß unser Leben in Castagnola nur aus Unterhaltung und Geselligkeit bestand. Die Abende in der Villa Riva waren im Gegenteil nur Oasen in einem Dasein, das unter verschiedenen Gesichtspunkten des Trüben genug bot, ganz überwiegend von ernsten Gedanken und ernster Arbeit erfüllt war.

Darüber in einem andern Zusammenhang. Hier noch einiges, was ins Gebiet der Oasen gehört.

Eines Tages erfuhr ich von Prudenza Prati, daß im Dorf Marionettenspieler abends Theatervorstellungen gäben. Sofort beschloß ich, sie aufzusuchen. Erstens aus Interesse am Volksleben und zweitens, weil man als Zuhörer vielleicht auch sprachlich Nutzen ziehen konnte. Ich ließ mir das Haus beschreiben, wo an dem Tage gespielt wurde, und tappte abends durch das unerleuchtete Dorf meinen Weg zum »Theater«. Dieses bestand aus einer, noch nicht einen Meter im Geviert messenden Puppenbühne, die in der Wohnstube eines einfachen Bauernhauses aufgestellt war, die Vorstellung selbst fand beim Schein

einer mäßig großen Petroleumlampe statt. Programm: una tragedia, gefolgt von una farsa, an die sich Tanz schließen würde. Unter dem Gesichtspunkt des Lernbegierigen kam ich trotz sehr billigen Eintrittspreises nicht auf meine Kosten. Von der Tragödie verstand ich herzlich wenig, der Dialog wurde für mich so undeutlich gesprochen, daß nur gewisse Ausrufe, wie »O traditrice, traditrice!« und Ähnliches, sowie der unvermeidliche Mord am Schluß mich den Vorgang ahnen ließen, und die Posse, im Dialekt gespielt, ward mir auch nur dann verständlich, wenn die komische Person — Menegino — irgend jemand durchprügelte, was zur Erbauung des Publikums alle Augenblicke geschah. Zum Tanz spielte ein Knabe aus einer kleinen Drehorgel auf. Jeder Tanz kostete 10 Centimes, d. h. nicht für jeden Tänzer, sondern für die ganze Runde. Dabei bestand die Regel, daß wer den Tanz bezahlte, jedesmal für diesen damit das Monopol für sich und seine Freunde erwarb, in das einzubrechen streng verpönt war. Was mir eines Tages recht deutlich, wenn auch mit anerkennenswertem Takt zu verstehen gegeben wurde.

So urwüchsig diese »Vorstellungen mit Tanz« waren, so bedeuteten sie immerhin Unterbrechungen »im ewigen Gleichmaß der Tage«. Auch durfte ich hoffen, daß mein Ohr sich an die Aussprache des Marionettenführers gewöhnen werde. Ich ging also wiederholt hin und veranlaßte unsere Gesellschaft, das gleiche zu tun. Wer von uns jung war oder sich so fühlte, schwang sogar auch beim Tanz das Tanzbein. Unbekannt mit der vorerwähnten Regel, leistete ich mir dies ohne Rücksicht darauf, ob jemand von uns oder einer der Dorfburschen gerade den Tanz bezahlt hatte, forderte wohl auch hier und da eine Dorfschöne auf. Da rief, als ich wieder einmal 10 Centimes auf die Drehorgel gelegt, demonstrativ eine Stimme: »I Francesi!« Und kein einziges Tänzerpaar stellte sich zum Tanz auf. Denn wir Ausländer hatten gerade eine Pause gemacht, die Burschen vom Ort dagegen tanzten nicht, um uns dadurch zu sagen: »Jetzt seid ihr an der Reihe, nachher mischt euch nicht in unser Spiel.« »Franzosen« aber war in Hinblick auf Malon und d'Arcès der Sammelname für uns.

Einer höher stehenden Aufführung wohnten wir etwas später im schön am See gelegenen Dorfe Gandria bei. Töchter der oberen

Zehntausend des Ortes gaben in der Karnevalszeit eine Theater-
vorstellung, die ihnen der Ortsgeistliche einstudiert hatte. Auch da
ward — in einem speicherartigen Raum — erst ein ernstes Stück
und hinterher ein Schwank gegeben, bei welchem letzterem es ohne
Menegino und Arlequino lustig genug zuging. Der Priester erwies
sich als guter dramatischer Einpauker. Die darstellenden Mädchen
hatten hübsche Kostüme und bewegten sich mit viel natürlicher
Anmut.

Auch dem wirklichen Theater in Lugano statteten wir eines Tages
einen Besuch ab und sahen von den Bänken des Parterre aus einige
Akte einer italienischen Dramatisierung von Sues Ewigem Juden
mit an. Über die männlichen Schauspieler will ich schweigen. Aber
die Darstellerin der Adrienne de Cardoville schien ihrer Rolle ge-
wachsen und verkündete namentlich Fouriers Lebensphilosophie recht
ausdrucksvoll.

In den Dörfern der Umgegend gab der Namenstag des Orts-
heiligen — und welcher Ort hat in diesen Ländern keinen Schutz-
heiligen! — jedesmal Anlaß zu einem Fest, verbunden mit einer Art
Messe. Einige davon besuchten auch wir. Das schönste davon war
das ich glaube auf den 8. März fallende Fest des heiligen Provino
in dem am westlichen Fuße des Monte Salvatore gelegenen Dorfe
Agno. Es erfreut sich großer Beliebtheit und wird von der ganzen
Umgegend stark besucht. Für Höchberg und die Familie Malon war
der Weg von Castagnola zu weit, um ihn zu Fuß zurückzulegen,
und so hatte ich, als ich hinauspilgerte, einzig die eine französisch
sprechende Arbeiterin des Mr. d'Arcès und deren jüngere Brüder
zur Begleitung. Als wir am Ort waren, bemerkte ich, daß neben
verlockenden Waren aller Art auch künstliche Blumen feilgeboten
wurden, und daß fast alles, was jung war, solche Sträuße trug. So
erstand denn auch ich einen Strauß und überreichte ihn meiner Be-
gleiterin. Sie nahm ihn mit Dank an, brachte mir aber bald darauf
auch ein Sträußchen und bestand darauf, daß sie es mir anstecken
dürfe. Andern Tags erfuhr ich von Malon den Sinn des Vorgangs.
Das Blumenspenden am Fest des San Provino hat eine bestimmte
Symbolik. Lehnt das Mädchen den ihr vom Burschen dargebotenen
Strauß ab, so heißt das: »Such dir eine andre, ich will nichts von

dir wissen.« Nimmt sie ihn an und macht sie dem Burschen ein Sträußchen zum Gegengeschenk, so gibt sie ihm damit zu verstehen: »Ich schätze dich sehr, aber mein Schatz kannst du doch nicht sein.« Nimmt sie die Blumen aber einfach ohne Gegengabe an, so erklärt sie damit den Burschen zu ihrem Auserwählten.

Ich hatte es also bei Angiolina nur zum Achtungserfolg gebracht. Bald erfuhr ich auch, wer der Glücklichere war. Wie noch einige andere weibliche Personen unseres Verkehrs war die arme Kleine damals bis über die Ohren in Karl Höchberg verliebt. Doch ging es ihr bei ihm nicht besser als mir bei ihr. Auch er hätte einen Strauß von ihr lediglich mit einer symbolischen Gegengabe beantwortet.

In Agno fiel mir wieder auf, wie ruhig sich bei aller Hingabe an die dargebotenen Genüsse und Belustigungen das Volk verhielt. Und als wir abends nach Hause zogen, sind wir auf der recht belebten Landstraße nicht einem einzigen Betrunkenen begegnet. Ich selbst war in fröhlichster Stimmung, die selbst dann nicht beeinträchtigt worden wäre, wenn ich den Sinn von Angiolinas Blumensprache schon verstanden hätte. Denn, obwohl meine Begleiterin recht niedlich war, wäre es mir damals nicht im Traum eingefallen, mit einem jungen Mädchen eine Liebschaft ohne »ernste Absichten« anzuknüpfen. Meine Anschauungen über freie Liebe blieben in der Anwendung auf die eigene Gegenwart nur Theorie. »Ernste Absichten« zu haben erlaubte mir aber der Ernst der Stunde nicht. Im Kreise fröhlicher Menschen konnte ich ihn auf Augenblicke wegscherzen, mich über ihn hinwegzusetzen war jedoch eine Unmöglichkeit.

Die Macht, die hiergegen ihr Veto einlegte, hieß: Ausnahme-gesetz gegen die deutsche Sozialdemokratie.

Kasimir Edschmid:

DER GOTT

EINE NOVELLE

SEINE Mutter verließ ihn, nachdem sie ihn ein halbes Jahr vorher geboren hatte. Er schlug die festen Arme in die Luft und rief zweimal: »Ma« — Dann losch sie, die ein großes Segelboot von Honoruru entfernte, aus seinem Gedächtnis. Seine französische Gouvernante nannte ihn Jean François und ließ ihm wenig Zeit und Mühe. Seine drei ersten Jahre vollzogen sich am Strand. Gespielen waren ihm Natives, Chinesen und Malaien. Er kroch auf dem Bauch und schrie aus gebräunter Kehle langgedehnte Vokale und wurde ein gesundes Kind.

Nach drei Jahren kehrte die Mutter zurück. Sie suchte ihn im ganzen Haus, den Gebäuden der einzigen Faktorei auf der Insel, lief durch den Garten und fand ihn im Sand am Meer zwischen Muscheln und Farbigen. Sie gab der französischen Gouvernante eine Ohrfeige und nahm ihr Kind auf den Arm.

Sie fragte ihn in englischer Rede schluchzend, wie er sich befinde. Der Junge aber schwieg, denn er verstand sie nicht. Er sprach nur polynesisch und minderes Französisch. Die Mutter war eine feurige Frau. Sie weinte und glaubte, das Kind sei vertauscht. Das Kind sah sie stumm mit großen Augen an. Sie wies es zurück und schenkte ihm einen Monat lang keinen Blick. Kurz darauf verfiel es einer Krankheit, und als sie nun besorgt und glücklich es pflegte sagte es an einem Morgen: »Ma«.

Nach geringer Zeit vermochten sie sich in der Rede zu verständigen. Da zwang ein ausbrechendes Leiden die Mutter, die begonnen hatte, in Ruhe ihre schweifende Seele an das Kind anzulehnen, ins Weite. Sie schifften sich auf dem Segler Bounty ein, als die Sonne

einen riesigen Kranz um die Insel legte und in dunklem Blau verging. Ein Krater rauchte noch dünn in die Dämmerung. Dann scholl das unendliche Meer in ihr Ohr.

Sie erlebten am dritten Tage einen Sturm, der das Schiff über die Wellen schleuderte, daß die Kajütenwände sprangen. Jean François hielt verzückt den Stößen stand. Der Kapitän ließ Stagsegel aufziehen. Sie rissen sofort. An den Marquesasinseln warfen sie Anker. Der Meerboden war Muschelgrund und Kalkgries, der Anker hielt nicht.

Da stieß, während sie lavierten, ein Kanoe mit rotem Holz und Perlmutter in der Schnitzung aus einer Bucht. Zwei Wilde hielten kupferfarbene Binsen hoch und winkten. Folgend bugsierten sie die Bounty in eine Bay.

Der eine Malaie stieg herauf, seine Glieder hatten wunderbaren Anstand. Sie bedeuteten ihm, sie brauchten Wasser, da schrie er sofort, indem er die Hand wie eine Schale unter den Mund legte, ins Meer hinaus. Der Strand bevölkerte sich mit Booten, die in breiten Gefäßen Wasser und Geflügel brachten, denn viele der Matrosen litten am Scharbock. Jean François, auf dem Arm seiner Mutter an einen Mast gelehnt, rief ihnen einige Sätze zu. Da erstaunten sie und verbeugten sich vor ihm. Ihr Oberhaupt aber legte ein Messer vor ihn hin und sagte: »Rono . . . Rono — —«.

Bald hörten sie es donnern. Vogelschwärme rauschten über sie. In leichter Brise liefen sie gegen eine Küste an. Es war Peru. Sie ankerten im Hafen von Callao. Zwanzig Matrosen desertierten in der Nacht. Sie stellten Spanier ein. Langsam trieben sie die Küste hinunter, bis sie Antufugasta erreichten.

Dort stiegen sie aus. Sie blieben wenige Tage, aber das Klima verschlechterte die Gesundheit der Frau. Sie zog in die Berge hinauf zu einer Schwefelquelle, in der sie badete. Jean François jedoch vertrug die Luft der Höhe nicht und wurde bleich. Deshalb gab ihn die Mutter mit einiger Dienerschaft hinunter nach Valparaiso.

Als die Mutter zurückkam, war Jean François sechs Jahre alt, hatte blonde Haare und braune Haut und sprach nun spanisch und polynesisch (den Dialekt von Taheiti und der hawaiischen Eilands), aber kein Wort englisch. Da beschloß die Frau, den Sohn, der ihr

bis zur Hüfte reichte, und mit dem sie kein Wort zu wechseln wußte außer dem Gefühl, das von Auge zu Auge strömend redete, nie wieder zu verlassen in seiner Jugend, schiffte sich mit ihm ein, und an einem Morgen kam ihnen wieder unter dem Himmel die große Küste Oahus entgegen.

Sie fanden dort bei ihrem Eintritt in das Haus die Nachricht, daß Jean François' Vater gestorben sei, der die Jahre in Rom und in einer Mission des Papstes in Skandinavien verweilt hatte. Die Mutter ward still und nachdenklich, obwohl ihre Seele getrennt von dem Schicksal dieses Mannes lag. Jean François begriff dagegen keineswegs, um was es ging, und lehnte ab, als sie es ihm deutlich machen wollte. Sein Gefühl verbreiterte sich. Er lebte sein Dasein bis zum sechzehnten Jahre rund herum aus im Kreis der Begriffe und Dinge, die ihn umgaben. Die Gedanken waren schlicht. Die Dinge gestalteten sich einfach, nur im Verkehr mit primitivem Dasein. Selten nur brachten anlegende Schiffe Europa in sein Blickfeld. Aber seine Seele saugte sich fest an Küste, Meer und Land.

Dann sandte ihn die Mutter, die noch vier Jahre die Welt durchschweifen wollte, von sich, damit er in den europäischen Dunstkreis eintrete. Sie stellte ihm große Wechsel aus, und sie verplauderten den letzten halben Abend.

Darauf ging er hinaus in den Garten. An der großen Hecke der weissen Himbeeren stand Kalekua, die dem Geschlecht der Könige verwandt war, sang vor sich hin und schaute über ihren Garten hinauf zu ihrem hellen schönen Haus. Jean François, die Brust von Weite erfüllt, rief ihren Namen, mit der er die anfänglichen Spiele erster Jugend geteilt hatte. Sie wandte sich um.

In diesem Augenblick hob sich das Gefühl abenteuerlicher Ferne, in die er verlangte, zu einer großen Welle, und er, dessen Hände noch keine Frau berührt hatten, überströmte den Körper des Mädchens mit Liebkosungen. Ihre dünnen Gewänder schwanden unter seiner Hand, und er fühlte ihre weichen und wunderbar gerundeten Glieder ihm entgegenfliegen. Da faßte er sie auf die Arme und trug sie noch tiefer in den Garten in die Mulde einer Platane.

Ganz umhängt von ihrem Duft hob er sich in den Morgen, schiffte sich ein und fuhr nach England.

Nach zwei Jahren schon zog seine Mutter ihm nach. Sie nahmen ein Haus in der Nähe des Hydeparks. Sommers zogen sie auf ein Landgut in Schottland. Sie empfingen viele Menschen, gaben große Gesellschaften und hatten ausgewählte Freunde. Aus ihren Besitzungen flossen gewaltige Mittel immer erhöht ihnen zu, später verkauften sie Anwartschaft und Faktoreien und breiteten das Kapital in englischen Anlagen aus. Vor der Wirklichkeit dieses fest gegründeten Daseins sank die Jugend der Südsee, fast vergessen, im Traum zurück. Jean François studierte in Cambridge, züchtete Hunde und hatte Anspruch auf die diplomatische Laufbahn. Mit neunzehn Jahren hatte sich die Luftschicht weltmännischer Beherrschung dicht um ihn gelegt.

An dem Tage, wo er den großen Preis im Ballspiel für das westliche England errang, starb seine Mutter. Er erfuhr es, als er, den Kopf zurückgelegt, sich von der Richtertribüne wendend, nach der Seite ging und den Diener sah, der ihm den Brief überreichte.

Er war einundzwanzig Jahre, hatte einen glänzenden Körper und gute Zukunft, wie viele sagten.

Er kehrte nach London zurück, verschloß die Fenster und nahm am brennenden Kamin das Bild seiner Mutter vor und beschaute es. Sein Herz öffnete sich nicht, sie heftig zu beweinen. Kaum ward ihm die eingetretene Leere bewußt. Eine Unbegreiflichkeit waltete über seinen Gefühlen, daß sie, ihn dem Schwung erhöhter Seelenlagen fernhaltend, alle Empfindungen nur von der Oberfläche diktiert und durch etwas von seinem inneren Dasein getrennt erleben ließen. Er zog in der Folge roten Drell an und jagte Füchse und legte die Sachen der Mutter beiseite. Beim Jagen und raschen Leben kam ihm geringer das Gefühl, in leichter Betäubung sich zu befinden.

Bei einem ausgesuchten Diner saß ihm eine Sängerin gegenüber, deren zarte Haut und große Augen seinen Blick anzogen. Um sie besser zu sehen, nahm er eine breite Blumenattrape und setzte sie auf den Boden hinter seinen Stuhl. Ihr Blick begann, entgegenkommend, gleichfalls auf ihm zu ruhen. Ihr Reden war schnell und heiß. Unmerklich hob sie ein spitzes Glas, als sie mit einem Nachbar anstieß, herüber zu ihm. Als nach Tisch alles in den Musiksaal strömte, stellte er sich hinter ihren Fauteuil und redete zu ihr. Sie, ohne sich umzudrehen, sagte: »Ich kenne Sie nicht«.

»Sie sollen es lernen,« sagte er. Verbeugte sich kurz und berührte knapp ihr Knie im Gehn mit dem seinen.

Sie trug an diesem Abend eine gelbe Robe, und ihre schönen Brüste standen voll und fest in dem schmalen Ausschnitt. Leichter Puder machte die Locken grau, die tief in ihren Kopf hineinhingen.

Sie ließ ihn zweimal durch ihren Diener abweisen, bis er eindrang und sie ihm Geliebte wurde.

In einer Nacht fragte sie ihn, als sie ihn übermäßig ihrer sicher glaubte, wie alle Frauen fragen: nach denen, die vorausgingen.

Es seien einige, doch nicht allzuviel, denn dies sei billig, sagte er. Sie fragte, wie lange es her sei, daß er die letzte gehabt habe, und er zuckte die Achseln.

»Was waren sie, Lieber?«

»Was soll die Frage, die nicht schön ist?« sagte er langsam.

»Mein Herz stürmt, daß ich es weiß. Um Sie mehr zu lieben.«

Da drückte er die Ampel aus und sagte: »Eine Blumenverkäuferin von den Docks, eine Dame, ein Mädchen, eine Tänzerin, eine liebe Frau . . .«

Sie schloß die Augen und öffnete sie verwirrend vor den seinen: »Keine hielt Sie in dieser Reihe?«

Sie sah an seinem starken Körper hinunter, und im Gefühl, daß in solchen Erlebnissen sich das Weibliche in seiner ganzen Art erschöpft habe, legte sie sanft ihre Brüste an seine Wange und fragte das Gleiche ein weiteres Mal.

Da warf er sich hoch, und indem es schien, daß er sie ganz in sich schlinge, sagte er ihr, daß er auch sie verlasse, wenn der Nebel vor den Fenstern heller werde. Er blieb noch einige Stunden bei ihr, indem er sie streichelte und ihr Wesen ein letztes Mal einsog, denn sie war schön und edel und weinte, die Hände vor die Augen geschlagen. Dann verließ er sie.

Er ging den Morgen in die Themse und badete.

Dann ging er nach Hause, ließ packen und fuhr nach den schottischen Gütern. Aber am ersten Tage der dritten Woche glitt er, jagend an einem Bergrücken, aus und brach das linke Bein. Sein Hochländer trug ihn ins Tal.

Sie tauchten immer tiefer hinunter, wo die Dunkelheit ihnen entgegenkam, und je mehr sie in die verdichtete Landschaft hineinschritten, überfiel ihn Beklemmung, deren Sinn er nicht begriff. Sie erreichten ein Licht, ein geöltes Haus. Sie schrieten nach dem Besitzer und befahlen ihm, mit dem Pferd in die Finsternis hineinzureiten, damit er Hilfe bringe. Erst am Morgen kam er mit einem weißbärtigen Mann, der das Bein einrenkte. Als die Knochen wieder aneinanderstießen, schrie Jean François vor Schmerz, so sehr lähmte der Alp seine Brust.

Der Hochländer schaute abgewandt durchs Fenster, und Jean François, der fühlte, wie jener sich für ihn schäme, schrie ihn an und wurde ungerecht. Am nächsten Tage aber schenkte er ihm das Elengeweih seiner Sammlung, damit dieser beides vergäße, die Scham und den Schrei.

Da er lange lag, haderte er mit dem Geschick. Denn er fühlte, daß der Druck über ihm blieb. Er wollte ihn vertreiben. Er fuhr mit dem Auge die Berge hinauf und ließ den Blick herabfallen in die Wiesen, über denen Kuhgebrüll erdwarm donnerte. Er trieb Studien, er las. Er färbte Stoffe. Er focht zwei Stunden des Morgens angeschnallt ans Bett mit einem großen Fechter des Elans, damit seine Muskeln hart blieben. Aber es half nichts.

Nach sechs Wochen zog er wieder in London ein.

Sein seitheriges Leben kam ihm in gleicher Form entgegen.

Er griff es, nahm es und lebte weiter.

Eines Abends reizte ein Mädchen sein Gefühl, die mit einer herrischen Kopfbewegung aus dem Nebel ihm entgegenkommend in den Laternenschein hineintrat. Sie war untersetzt mit geschmeidigen Lenden und trug einen ausländischen Pelzhut. Er drehte um und folgte ihr. Sie gingen durch Straßen und Gassen, es war eine ganze Stunde, daß er sie verfolgte, da kamen sie in die Gegend des Hafens. Die Gassen verwirrten sich immer verzogener ineinander. Da bog sie zur Seite und verschwand. Das Haus, in das sie getreten war, hatte einen wüsten Eingang voll Winkeln. Ein grünes Licht flammte davor. Die Fenster waren aus Ölpapier und erleuchtet.

Jean François trat ein. Im Flur schon hörte er, wie Musik begann. Er trat in einen Saal. Links saßen die Musikanten. Sie spielten

Flöten und irische Dudelsäcke. Ein einzelner Hagerer hieb wild auf eine Pauke.

Im Hintergrund hob sich der Saal im Rauch und Qualm zu Terrassen von Stühlen und Bänken in die Höhe und vergrößerte sich ungewiß. Vorne schwankten Paare durch die dichte Luft. Schreien und Gestampf durchbrach die Musik.

Auf einem der Tische stand eine der Vorstadtköniginnen, wunderbar wild im Bau, hatte eine rote Mütze über den Haaren, die Bluse voll herabgestreift und schwang die Arme singend, den Kopf im Rausch gerötet, durch den Raum. Der Rauch umwallte sie manchmal ganz, dann riß er sie wieder in die Blicke. Ihre Augen glänzten wie feuchte Steine, der Mund stand offen, derb und glühend.

Ein Matrose schwankte mit großen Sprüngen über die Diele und suchte im Vorbeisprung Jean François zu umarmen. Doch der schob ihn weit zur Seite und arbeitete sich durch die Tanzenden quer hindurch zu den Stuhlkolonnen und setzte sich an einen leeren Tisch. Das Gesicht eines Graubärtigen bewegte sich neben ihm auftauchend und brachte ihm Punsch, der scharf nach Essig roch.

Plötzlich ging die Saaltür weit auf und schloß sich rasch, frische Luft strömte herein und warf den Rauch auseinander, die Öfenster knallten unter der Luft, die wie helle Nester eines über dem anderen hockend die ganze Straßenfront gliederten . . . da sah er in der Lücke, daß am anderen Ende des Tisches ein Mann saß, dessen Blick ihn kühl abmaß. Er hatte grüne Augen, Brauen, die sich romanisch über die Stirn spannten und ein bleiches Gesicht. Er trug die Kleidung eines vornehmen Mannes, eine flandrische Krause als Einsatz, aber hohe Stiefel.

Der Mann erhob sich und setzte sich ihm näher gegenüber.

Die Musik brach jäh ab. Vom Nebentisch sprang die Tanzende herunter und warf ihre Arme von hinten her dem Fremden über die Schulter und drängte ihre schweren Brüste um seinen Nacken. Sie hatte den Kopf an sein Ohr geschmiegt und lachte, über ihn weg kokettierend, zu Jean François hinüber. Im gleichen Augenblick aber steckte ein Matrose seine Hand in des Gegenübers Tasche und zog mit zwei spitzen Fingern ein funkelndes seltsames Stück Börse wie einen Wurm heraus.

Jean François erheiterte dieser Fall sehr, allein er nagelte trotzdem den Kerl sofort mit gezogener Handpistole auf den Platz fest. Der Bursche ward bleich, von einigen Tischen scholl Geschrei.

Der Fremde lächelte, nahm die Börse zurück, um sie dem Matrosen mit einem Kompliment wieder zu überreichen. Dann dankte er, indem er den ausbrechenden Tumult des Lokals mit einer Handbewegung dämpfte, durch eine leichte Verbeugung Jean François für seine Güte.

Das Mädchen hatte sich auf seine Knie gesetzt.

Seine Hand spielte nebensächlich mit ihr, indem er Jean François bat, als einen Ausgleich und um — zumal als Ausländer — höflicher Handlung mit edelmännischer Genugtuung zu begegnen, eine Bitte an ihn zu richten.

Allein Jean François lächelte nur, denn ihm schien nichts wünschenswert, was er nicht selbst hätte erreichen können.

Doch auch der Fremde lächelte.

Und wiederholte eindringlich, daß er bäte, ihn nicht zu verkennen, sondern ins uferlos Blinde über ihn zu verfügen, denn es sei morgen bereits schon zu spät, und das würde ihn schmerzen, wo ihn eine Flotte nach Indien fahre. Dann lächelte er wieder, Jean François' Erstaunen erwartend.

Der aber durchdrang mit dem Blick den Rauch des Zimmers, schweifte einige Sekunden in Entferntem, das ihn betäubte mit der Unendlichkeit der Bilder, und sagte, dem Traum der Jugend nahe gebracht, dunkel aufgewühlt und Unbekanntem willig folgend (obwohl er erstaunte über Sinn und Klang der eigenen Stimme), er bäte um ein Patent, wenn dies in der Macht liege . . . »Würden Sie . . .«

Der Fremde jedoch zog ein Papier, bemalte es mit wenigen Zeichen und überreichte es ihm. Es war ein Diplom als erster Leutnant und zweiter Supracargo auf einem Schiff, das »Santa Cruz« hieß.

Jean François sah ihn scharf an. Dann verbeugte er sich.

Der Fremde hielt ihm die damenhaft schmale Hand hin, in die das Mädchen auf seinem Knie einige Tropfen Wein schnickte. Aber eh Jean François einschlug, sagte er, daß er wohl wisse, wie eng dies ihn binde, daß er aber innerlich keine Verpflichtungen auf sich

nehme, denn er sei gewohnt, die Stunden zu treiben, wie er wolle, zu weilen, wie ihm passe und der zu sein, der er beliebe. Doch der mit den grünen Augen ihm gegenüber saß, gab hierauf keine Antwort, empfing den Handschlag und wies hinaus, wo Pferde stampften.

Sie erhoben sich und verließen den Raum. Das Mädchen zerrte an ihren Rockschoßen. Sie achteten nicht darauf. Ein Wagen mit weißen Pferden hielt in der Gasse. »Sie werden alles finden,« sagte der Fremde, »aber Sie dürfen nicht zögern.« Er verabschiedete sich, da er noch einiges zu verhandeln habe und sagte, sie würden sich bald wiedersehn. Der Wagen fuhr bis zum Hafen. Eine Ruderbarkasse brachte ihn ans Schiff.

Sie zogen die Nacht noch den Fluß hinunter. Am Morgen floß England hinter ihnen zusammen wie grauer Schaum.

Als die Weite des Meers vor ihnen lag, füllte sich Jean François' Herz mit tosenden Takten. Er nahm seine Equipierung auf dem Schiff. Als er sich umzog, trat ein Offizier in seine Kabine, er wechselte gerade die Hosen, und bat um die Aushändigung des Patents. Jean François reichte es ihm:

»Sie werden erstaunt sein, mich aus einer schwärmerischen Nacht in diese Fahrt und Stellung stürzen zu sehen, im Abendanzug, Leutnant Vaudricourt. Allein es trieb mich so.«

Der Leutnant grüßte höflich und erwiderte, dies wolle nichts sagen, denn er habe die Fregatte lediglich mit einer Nachtkleidung und einem Damenstrumpfband aus weißer Seide erreicht. Er legte die Papiere zusammen und sagte: »Ich sehe, wer Sie sind.«

Er war höflich. Er war Franzose, wie viele auf diesem Schiff Übergetretener, und von guter Erziehung.

Am Abend, als er die Offiziere zu einem großen Diner einlud, erfuhr Jean François, daß sie sich mit fünf anderen Schiffen vereinigen würden, bestimmt, Brotbäume in der Südsee aufzunehmen und sie zur Verpflanzung nach Westindien zu schaffen. Die Verdecke waren schräg aus Blei aufgelegt mit Rinnen zur Bewässerung. Zwischen den oberen Verdecks waren hohe Räume, und in einem falschen Boden standen hunderte Kübel.

Nach vier Tagen trafen sie auf eine Flotte. Signale riefen die

Offiziere auf das Admiralschiff. Sie stellten sich im Halbkreis auf dem Hinterdeck auf.

Dann erschien, begleitet von großem Stab, ein Mann, edel und vornehm. Er hatte grüne Augen, Brauen, die sich romanisch über die Stirn spannten und ein bleiches Gesicht. Die Augen funkelten. Die Offiziere verbeugten sich tief.

Er senkte langsam den Kopf. Über seiner Brust schwebte noch das Ludwigskreuz. Sein Degen war von wundervoller Arbeit. Es war der Admiral.

Er ging auf Jean François zu, nachdem er die Befehle ausgegeben hatte, nannte leise seinen Namen: »D'Aché,« und bat ihn, mit ihm zu kommen. Sie stiegen über einige Treppen tief hinunter. Dann traten sie in einen breiten Raum. Der Vicomte hob einen Leuchter und deutete auf einen Käfig, in dem ein Mann geduckt saß: Der Käfig hing an Seilen hoch von der Decke herunter. Er ließ mit einem Griff ihn sich senken. Jean François sah, daß es der Matrose war, dem er vor sechs Abenden seinen Pistolenmund auf die Magengrube gerichtet hatte, und der Graf sagte lächelnd:

»Junger Mann, ich schätze Ihre Liebe für andere Atmosphären, in denen das Leben derber und inbrünstiger geht, als in den uns angemessenen. Ich liebe dies auch. Sie werden darüber schweigen, hören Sie. Ich habe Sie verpflichtet, weil ich aus dieser Anlage Großes und Wildes von Ihnen erwarte.

Doch das mit der Pistole war töricht. Sie mißverstehen den Stil. Sie hätten uns in Fetzen geschlagen. Man muß das anders machen. Den hier habe ich mir später selbst und allein noch geholt. Fragen Sie ihn.«

Der Matrose wimmerte, aber schwieg . . .

Jean François fuhr mit seinen Offizieren zu seinem Schiff.

Während der Fahrt betrat er das Admiralschiff nicht mehr.

Sie waren drei Leutnants auf der Fregatte, er, Vaudricourt und Jules Labé. In den Nächten seufzte Vaudricourt nach dem Mond und erlebte die Verse großer Dichter, wenn das Meer in ziellosen Spiegelungen erglühete. Labé hatte eine Kreolin mit, die in einer Matte unter dem großen Segel lag und rauchte.

Oft spielte Vaudricourt auf einer langen silbernen Flöte ihr vor

und sang mit warmem Tenor. Sie schloß die Augen wieder, öffnete sie zu Jean François und bat ihn, ihren Windhund zu holen, damit sie mit diesem spiele. Sie hetzte ihn über das Verdeck, und seine wilden Laute schoben sich zwischen die Schwingungen der Flöte. Vaudricourt biß sich die Lippen und sagte:

»Madame, wenn Sie das Spiel nicht lieben, will ich die Flöte ins Meer werfen, obwohl sie Richelieu meinem Vatersbruder gab.«

Die Kreolin bog sich in ihrer Matte und sagte: »Aber ich liebe das Spiel.«

Der Hund sprang über die Matte hin und zurück, und sie sah Vaudricourt so lange an, bis er verzweifelt ans Heck ging und ins Weite stierte.

Abends legten sie eine Pharaobank auf und spielten.

Als sie um Kap Horn fuhren, griff ein Wind sie von der Seite und warf sie gegen eine Bank. Da das Steuer aus Zufall quer stand, glitten sie scharf vorbei. Wieder flogen sie in den blauen Spiegel der Winde.

An einem Morgen lag Land vor ihnen. Sie hoben die Köpfe. Sie begriffen erst langsam, daß es Land sei. Sie fuhren Wochen schon.

Steil erhob sich eine dunkle Küste, die ohne jede Einschnürung war. Sie suchten zwei Tage lang eine Einfahrt an der westlichen Küste, sie trafen nichts als einen Wall schwarzen Gesteins, aus dem Flüsse ins Meer spien. Da gab das Admiralschiff das Zeichen, und sie fuhren nach der östlichen Seite. Da hob sich der Nebel und schwebte in einer gleichen Lage wie ein mystisches Tuch in die Höhe. Berge in tausend Gipfeln, die weiß waren wie Schnee, stellten sich gegen den Himmel, der in unsäglichem Blau an ihren Linien herab-rann. Vor ihnen öffneten sich geschwungene Buchten, saftig und grün heranschwellend ans Meer.

Sie warfen Anker.

Dann schifften sie aus. Da brach aus Gebüsch weiter hinten eine Masse fatter eingeborener Weiber mit Geschrei. Doch liefen sie nicht nach vorn, sondern bewegten sich in gleichbleibender Erregung am Platz.

In der Mitte zwischen der Küste und den Tobenden stand eine Zeder mit Olivenblättern. Neben ihr, allein, war ein Eingeborener, braungelb, und hob die Hand. Er näherte sich nicht und ließ sie

herankommen. Die Offiziere grüßten ihn höflich, so viel Würde war an ihm. Jean François sprach ihn an. Da wuchsen, als er die eigene Sprache vernahm, seine Augen ins Ungemessene, er berührte seine Nase und verneigte sich tief. Sie verabredeten zum folgenden Tag eine Expedition. Durch Boden aus Bims und schwarzem Glas brachen sie vor, bis sie in ein Tal kamen, das viele Brotbäume hatte. Jean François befahl, sie auszupflanzen und auf das Schiff zu bringen.

Der Anführer verneigte sich, sprach kein Wort und ließ den Blick nicht von ihm.

Rückwärts durchquerten sie einen Sumpf, in dem viel Pappeln standen. Am letzten Rande des Moors, wo das Gelände sich nach dem Meer abbaute, saß eine Frau, die eine Farrenwurzel kaute, die Fasern löste und einem Säugling in den Mund schob. Es war hoher Mittag und die Sonne fiel steil auf die Frau.

Sie hob den Blick, ließ ihn an Jean François hängen und hob das Kind hoch in die Luft, drehte sich dreimal im Kreis und lief rufend, die Arme kreisend, davon.

Das Land war Neu-Seeland.

In der Nacht ging Jean François auf Deck. Schlaf kam ihm nicht. Er sah die weiche Küste sich gegenüberliegen. Er sann nach. Er war nie an dieser Insel gewesen. Er schaute den Himmel ab. Der Mond rollte hoch über den Bergen des Westens. Er fühlte sich sehr leicht und umgeben von einer unerhörten Wallung. Er horchte lange, schnickte Wassertropfen von seinem Ärmel und ging hinunter.

In der Nacht fiel Frost.

In den drei folgenden Tagen füllten sie die Hälfte der Schiffe mit Bäumen. Am vierten fuhren sie.

Sie fuhren nördlich.

Die Schiffe glitten voll Musik zwischen wunderbaren Eilanden durch, an Buchten vorüber, die voll Pinguinen saßen und von Bächen durchströmt waren. Sie lagen den ganzen Tag auf dem Vorderdeck und rauchten. Das Meer war leicht und kaum bewegt, und die Inseln formten sich mit glänzenden Farben und Vogelruf aus ihm heraus wie Wasserblumen. Als sie zwischen einem Gemisch süßer Buchten lavierten, suchte die Kreolin Jean François zu verführen, indem sie

abends nach dem Ankern ihr Bein aus der Matte gleiten ließ und ihren Fuß langsam über seine Hand führte.

Doch er stellte das Windlicht schräger, daß die Matte ganz in Vaudricourts Blickfeld blieb.

Sie ankerten noch einmal in Guam, um Wasser zu nehmen und den Rest der Ladung. Sie blieben zwei Wochen in dem Hafen, der vor vier Winden schützte. Die Bucht war morgens rot von Seegras, Meerwölfen und Seenesseln. Große Schildkröten schwammen langsam vorüber.

Den Mittag gingen sie in die Stadt, die auf Pfählen stand. Der spanische Gouverneur Dom Simon de Auda ließ die Wache antreten und ging ihnen jeden Tag in großer Uniform entgegen. Auf seiner Veranda nahmen sie Schokolade und lange Zigaretten, die er ohne Pause selber drehte. Dann ritten sie ins Innere, das voll Savannen lag, die tief in den Urwald hineinreichten, auf denen weiße Ochsen mit dunklen Ohren gingen. Am letzten Abend gab er ihnen ein Fest. Die Eingeborenen, deren Reste die Spanier auf diese Insel gepfercht hatten, da sie revoltierten und aus Verzweiflung ihre Frauen zwangen, die Kinder nicht mehr auszutragen, bewegten sich mit Lichtern und Stieren auf einer weichen Rasenebene, um die der Wald aufwuchs. Im Gezuck der Bodenfeuer und dem Kreischen der Männer kämpften zwei Hähne. Der Spanier saß unbeweglich und stolz davor. Sie nahmen großen Abschied. Aber im letzten Augenblick, noch am Strand, kam eine Schar aus dem Inneren, die Weiber mit roten Hummerscheren in den Ohren und legten, die Offiziere umringend, Gaben hin und in die Nähe von Jean François. Jean François verzog nicht den Mund.

Letztmals legten sie bei den Philippinen an. Der Gouverneur sandte eine Einladung durch seinen Minister, einen Native in Hosen aus roter Seide und weißem, chinesischem Hemd. Er bat, ungezählt lang zu bleiben. Seine Langeweile wiege seine Orden nicht auf. Er versprach gestirnte Hirsche und Eingeborene mit Schwänzen.

Jules Labé sagte lächelnd, ein Wunder sei eines Wunders wert und sah auf Vaudricourt. Die Kreolin trug eine ironische Falte und bat, ihr den weißen Stoff zu besorgen, den der Minister trage. Jules Labé zog ihn in eine Ecke und kaufte das Hemd um eine Pistole.

Nur seine Hosen glühten, als er halbnackt vom Ufer zurückwinkte. Die ganze Nacht schwammen die Inseln unter weichen Mandolinentönen.

Morgens flaggte das Signal zur Abfahrt.

Mittags hob sich ein Strudel aus dem Meer, wuchs an den Himmel und sprengte wie ein Geschöß die Schiffe auseinander.

Sie fuhren auf seiner Fregatte Wochen irr und im Sturm.

Als sie glaubten, daß sie sterben wollten und alles gleich schien, senkte sich ein linder Abend herab. Die Wellen schoben sich ineinander, der Wind lief gering und zart. Wie ein Schaumnest quoll der Horizont auseinander. Im letzten Licht streckte sich eine schmale Bay vor ihnen aus. Sie wußten nicht, wo sie waren. Der Sturm hatte die Kompassse zerhauen. Sie fanden nur aus dem Sonnenstand, daß sie westlich fahren mußten und beluden, die Gesichter aufgeheilt, das Schiff mit Leinwand, daß es gut davonstrich. Sie warfen keine Anker in der Dämmerung, da die Lotung günstig war.

Sie ließen die Fregatte gleiten. Dämmerung schob sich raubend zwischen das Schiff und das Land. Sie glitten in leichter Brise seltsam geschwellt in das warme Meer.

Da ließ Jean François, während die anderen aßen, die Hände vom Reeling. Sein Herz hob sich. Er taumelte fast. Von einem Gestiegensein getragen, ging er ans Heck. Sein Herz sprang. Er überstrich das Schiff mit dem Auge. Er wußte nicht, was er tat. Aber er ließ, stolz und strahlend, das kleinste Boot herunter, sprang hinein und stieß ab von der Fregatte in die Dunkelheit, die ihn anzog, daß seine Pulse brannten. Er ging ohne Abschied, die Hände leer, das Ohr ungeheuer gefüllt vom schwachen Geräusch ferner Brandung.

Allein die Ebbe war ihm entgegen. Er ruderte mit allen Muskeln. Doch er kam nicht vorwärts, und das erzürnte ihn, daß er das Ruder drohend in die Nacht hinein hob.

Er arbeitete weiter. Er ruderte mit allen Muskeln, allein die Ebbe war entgegen und warf ihn zurück. Es war eine lange Nacht. Sturzseen überfielen ihn. Riffe türmten sich auf. Sein Kiel streifte oft an Madreporen. Allein er barst nicht.

Sein Gesicht strahlte, daß die Dunkelheit um ihn wich. Seine Augen hefteten sich an das Land und zogen sich hin an dieser Kette. Gegen

Morgen umfuhr er eine Bucht Korallen und schob sich in helles Wasser. — Als sein Boot Sand unter sich erknirschen machte, wich die Dämmerung. Die Küste lag frei. Er sprang mit einem riesigen Satz hinüber.

Es wurde Morgen, und Helligkeit stürzte über ihn.

Vor ihm standen Eingeborene, die Muscheln suchten. Als er aber unter ihnen erschien, erstarrten sie. Einer allein sprang in die Luft, drehte sich im Wirbel und schrie wie in hitzigem Gelächter.

Die anderen aber fielen zur Erde. Sie lagen wie gefällt. Die Frauen sahen hoch und zogen die Haare über den Mund. Dann riefen sie: »Rono Rono« — und weiter kein Wort.

Er befahl ihnen aufzustehen. Sie wichen zurück.

»Welche Insel?« rief er mit der Sprache von O-Taheiti.

Allein sie antworteten mit dem rechten Dialekt:

»Oahu«, sagten sie und starben schier.

Er aber hatte diese Sprache lange nicht gehört. »Oahu«, sagte er und sah sich um. Seine Augen schlossen sich. Das Blut zog hinauf in den Kopf. Dann fiel es zurück. Die Blicke faßten alles.

Zugleich vergaß er alles Vorherige. Es hatte keinen Wert mehr, es fiel wie eine Kulisse. England strömte aus seinem Bewußtsein. Vaudricourt, die Kreolin flogen schemenhaft von ihm. Alles Seitherige erschien ihm nur geheimnisvoll (auch im Unbegreiflichen) nach dieser Küste gerichteter Wille. So begriff er alles im Fallenlassen und Heben der Lider. Nahm den Fall des Strandes in sich auf, das Erbrausen der Brandung, die Demut des Natives und einen zarten Maiabaum, der ganz allein auf der Küste stand.

Wie alles hinter ihm zurücksank, kein Gedanke das Schiff mehr suchte, das zwischen fernen Wellen segelte und nichts mehr aus ihm her daran rührte, stieg eine Zärtlichkeit in ihm, der folgend er niederkniete. Legte das Gesicht in den weißen Sand, erhob sich, den Kopf drehend, und schrie wie ein Tier in das Land.

Da stoben die Eingeborenen in den Wald.

Nachdem er die alte Welt aus seiner Seele getilgt hatte und gierig den Einzug der neuen spürend, folgte er ihnen.

Es war still. Die Bäume schlossen sich dicht über ihm. Er ging. Eine Fledermaus spannte sich vor ihm auf und flog. Wurzeln krallten sich über den Weg. Der Tag stieg. Ein Trogu kletterte in den

Palmen. Er segnete ihn. Zwischen Schachtelhalmen rauschte ein Wiedehopf. Es wurde stiller. Sein Herz klopfte bis in die Kokoskronen und breitete sich über sie. Sein Herz schwoll über den Wald und verschlang sich mit ihm, daß jedes Geräusch der Blätter in seinen Kammern mitscholl. Er empfand Zärtlichkeit für alles. Am Mittag sah er einen langen, spitzen Kopf mit steilem, hohem Ohr. Es war ein wildes Schwein. Es sah ihn an. Er streichelte es.

Er ging.

Dann kam er in ein kleines Tal. Bergwände warfen sich herunter, es war eng und dicht. Plötzlich verließ er das Dickicht und brach ins Freie. Die Enge war paradiesisch. Palmen schwankten in der Sonne über einer Hütte.

Vor der Hütte stand ein Mädchen.

Als er kam, kniete sie nieder und flüsterte: »Rono.«

Er trat an sie heran und sagte: »Liebe mich.«

Sie war weiß wie eine Französin mit einem metallischen Schimmer der Haut. Ihre Glieder waren schlank und weich. Sie stand auf.

Sie hob die Arme. In den Achselhöhlen saß kupferner Flaum. Ihre Haare waren tiefrot und glatt.

Sie hob die Arme und legte sie um seinen Hals. Er trug sie in die Hütte voll Erleben des zärtlichen Druckes, mit dem sie sich an ihn lehnte, so, als stürbe sie an ihm.

Er fragte sie, wie sie heiße.

Sie wagte ihren Namen vor ihm nicht zu sagen. Da nannte er sie Kalekua, weil sie dieser ähnlich war.

Aber nach wenigen Tagen bedrückte es ihn, daß er deren Erlebnis noch ungelöst und schwingend hinter sich trage. Er brach auf und ging zwei Wochen durch den Wald mit ihr bis Honoruru zur südlichen Küste. Dort hörte er, Kalekua sei gestorben, und dies erfüllte ihn mit Freude, denn nun schien ihm alles auf diese Frau übergegangen zu sein.

Er baute zwei Tage von der kleinen Stadt der Natives ein Haus auf einem schwarzen Lavafelsen, der die Bay überragte.

Morgens sahen sie gleich aufs Meer, in dem Kanoes lichte Schaumstreifen hinter sich zogen und silberne Rollen an den Madreporen rannten. Einmal lag ein Schiff lang draußen unbeweglich, das ameri-

kanischen Kaufleuten gehörte, die Sandelholz nach China brachten, wo es als Weihrauch durch die Pagoden stieß. Sonst kamen keine Schiffe.

Oft regnete es. Aber der Himmel blieb strahlend blau und die Tropfen hingen wie tanzende Seile in die See.

An einem Morgen nahm Kalekua ihn bei der Hand und führte ihn stundenweit. Sie bahnten sich durch Farrengestrüpp und Unterholz einen Weg. Spät kamen sie in eine Schlucht. Kalekua ließ seine Hand nicht frei. Plötzlich, nachdem sie unter überhängenden Felsen lang gegangen waren, traten sie hinaus.

Über ihnen war ein Brausen. Sie hoben die Köpfe. Er sah auf der einen Seite der Schlucht einen Strom herabfallen, aber in der Mitte der Luft fing ihn ein Windstrom, der strudelnd gerade vor ihnen hochstürzte, und trug ihn auf die andere Seite hinüber. Der Wind stand wie eine blaue Spirale in dem Tal.

Kalekua sah fragend zu ihm auf.

Da herrschte er sie an, stellte sie und fragte: »Was willst du?«

Sie sagte: »Rono!« und sonst nichts. Aber ihre Augen fragten. Sie kehrten zurück.

Manchmal kamen Natives an den Rand des Waldes und sahen nach der Hütte und gingen scheu zurück.

Die Luft war klar und hell. Geräusche spannten sich unendlich aus. Klang entfernter Fischerboote hallte lang herauf. Selten wurden die Nächte kühl. Drei Kokosbäume standen um ihre Hütte. Kam Sturm, bogen sie sich wie Glas tief hinunter nach dem Meer. Es wurde heiß, aber eine leichte Brise schob die Luft klar zusammen und machte das Klima wie aus Seide glatt und kühl.

Kalekuas Wesen war durchsichtig und glänzend, und ihre Haut glich geblaßtem Bernstein. Manchmal erzitterte sie, wenn sie Jean François sah und schien unter seinem Blick aufzugehen und sich zu entfalten, und in immer steigender, unirdischer Hingabe ihn mitzuführen und nach seiner Seele wiederum hinaufzuwachsen, daß er in den Umarmungen ihrer Nächte sich wie schwebend empfand.

Einmal traf er sie, als er durch den Wald streifte. Sie saß neben einem Ohiobaum, spielte mit den roten Früchten und hielt eine zwischen den Knien. Ihr rotes Haar fiel straff zurück. Sie sang:

Inoa o Mauae a Para,
He aha matou auanei?
O Mauae, te wahine horua nui,
Wahine maheai pono.
Tuu ra te Ravaia
I ta wahine maheai,
I pono wale ai te aina o orua.
I ravaia te tane.
I mahe ai te wahine.
Mahe te ai na te ohua,
I ai na te puari.

Sie hatte eine Verklärung in ihr Gesicht gesammelt, daß er nicht wagte, sie anzureden. Er schloß die Augen. Dann zog er wie ein Fuchs den Kopf ins Dickicht zurück.

Ein paar Tage regnete es hintereinander. Dann kam die Luft gestrahnt frisch herauf. Jean François lag auf seinem Bett und kaute gelangweilt an den Limonenblättern. Kalekua trat ein. Sie war noch feucht vom Bad. In ihren Haaren staken vier weiße Federn.

»Du hast die weißen Federn . . .«

»Es ist das Königszeichen.« Sie strich über sie.

Ihre Brust bebte. Sie nickte. Dann ging sie allein hinunter den langen Weg nach Honoruru zu den Zeremonien der Königin, der sie verwandt war in der dritten Reihe. Jean François lief den Tag durch den Wald.

Die Fledermäuse stoben auf. Sie reizten ihn nicht. Kein Trogu entzückte seine Augen. Er warf mit Früchten nach den wilden Schweinen und brüllte aus breiter Brust, daß sie verstoben. Er kam heim, als die Sterne sich über den Wald wölbten und lag eine Nacht, das Gesicht verzerrt gegen den Himmel, schlaflos.

Am Morgen wusch er sich, nahm ein Kanoe, stieß ins Meer, sang heiß, kam des Nachts in die Stadt und durchschweifte die Gassen. Gegen Morgen kam er an die große Bay. Draußen lagen im fahlen Silbergrau sieben Schiffe. Er begriff nicht. Er visierte. Es waren sieben Schiffe. Es waren nicht die seinen.

Drei waren Sandelholzfahrer. Amerikaner. Die anderen hatten die plumpe Bauchlinie und das Grau der Walfischfahrer der südlichen

Meere. Er verstand diese große Flotte nicht, wo sonst nur einzelne in Monaten Pause ankerten.

Er ging zurück und trat in eine erleuchtete Hütte. Matrosen johlten darin. Sie hatten Rumfässer aus den Schiffen herübergewälzt. Er ging auf den Besitzer zu und nahm ihn zur Seite. Es war ein alter Chinese, er kannte ihn. Der sah ihn an von unten und sagte, seit vier Wochen sammelten sich Schiffe und Matrosen am Strand. Jean François erstaunte, allein seine Sehnsucht ging nach Kalekua. Er vergaß alles darüber.

Als er aber im großen Garten von Ananas bei ihrem Oheim Kuakini saß, begannen die Amerikaner das Haus der Königin zu beschießen. Sie speisten gerade. Jean François sprang hinaus. Zwischen den verankerten Schiffen und der Küste wimmelten Boote.

Ein Weißer kam ihm entgegen. Er trug den dürftigen Taillenrock um die eherne Brust, ein starres Gesicht, um das sich Locken kräuselten. Es war ein Missionar von den Schiffen.

»Warum tun sie das?«

Der Missionar sprach von Christi Wunden und hob sein Bibelbuch. Da schlug ihm Jean François die Hand voll ins Gesicht.

Die Natives flohen aus allen Häusern. Die Matrosen stellten Espingoles am Strand auf und schossen einpfündige Kugeln. Häuser brachen knallend zusammen. Das Haus der Königin brannte. Jean François ging in den Garten zurück, nahm Kalekua und floh mit ihr. Überall in breiter Kette strömten Menschen in den Wald, wo die Matrosen nicht mehr folgen konnten. Einige blieben stehen, hoben die Arme und machten demütige Gebärden, »Rono« rufend.

Allein er umarmte Kalekua und fragte nach nichts.

Sie zogen zwei Tage durch den Wald. Am Abend noch, da sie ihre Hütte erreichten, fuhr er hinaus aufs Meer. Er sah sein dunkles Lavariff in den Himmel aufwärts stoßen und sein Haus wie auf einem Wellenrücken hoch tragen. Er sah die geschmeidige Flanke der Bucht ausgedehnt nach den beiden Seiten. Sah darüber gewölbt die Unendlichkeit des Waldes, den hellen Sand, die Muscheln, die Sonne . . . er sang, er spürte in einer heißen Gehobenheit, wie dies alles zu ihm gehöre und er sich wieder darein zurückergieße wie an die weißen Glieder Kalekuas.

Kalekua aber irrte verwirrt umher. Glanz zog aus ihrem Auge. Sie sprach nicht, sie sah ihn lange an. Es war einsam um die Hütte. Selten tauchten Eingeborene auf. Das Klima wurde köstlicher und von Blüten durchzogen.

Einmal wagte Kalekua zu reden und bat, er solle das Unglück bedenken. Er verstand sie nicht. Sie meinte die Stadt und sagte es. Jean François hatte es vergessen, als er den Abend in die See stieß, denn es war an der Größe seines Gefühls hinabgeglitten und beiseite geblieben. Wenn er die Höhe der Seele empfand, was war es ihm, daß Matrosen Kokos plünderten! Und er lachte und sagte es ihr.

Doch sie setzte einen Fuß vor den andern wie spielend und sagte: »Sie sind noch da, streifen und suchen die Königin.«

»Was willst du —.«

Da wies Kalekua auf ihre weißen Federn und bat zu ihr gehen zu dürfen, die versteckt sei, und zitterte vor ihm.

Schmerz wühlte sich kurz in seine Brust, wie er dachte, daß sie gehe, aber er sah in ihre Augen und ließ sie gehn.

Am vierten Tage ihrer Abwesenheit tauchte eine Flotte aus dem Horizont. Jean François lag auf dem Bauch über den Rand der Klippe gebeugt und erwartete sie. Sie schaukelte weich getragen heran. Plötzlich riß er den Kopf zurück und schüttelte ihn. Dann sprang er auf und lief ins Haus.

Es war kein Zweifel. Es waren seine eigenen Schiffe.

Er schrieb sofort einen Brief. Er schrieb, fette Walkähne hätten die Küste beschmutzt, an der er lebe. Man solle sie zerschießen, obwohl es verächtliches Handwerk sei. Er habe sich vom Schiff entfernt wie er gekommen sei. Er habe darauf vorbereitet, auch ohne zu wissen, warum. Darum unterlasse er es, Entschuldigung zu ersuchen, denn allein das Verständnis erkläre sein Tun, daß so sein Drang und seine Art sei.

Als die Schiffe Anker warfen in der Dämmerung, schwamm er hinüber und warf ihn ins Admiralschiff.

Die Nacht lag er schlaflos. Er bedachte Vergangenes, wo die alte Welt ihn wieder überspülte. Sein Hirn fand keine Brücke zu ihr. Sein Herz staunte über sie. Sein Leben schien nur nebensächliche

Vorbereitung für den Zustand, in dem er nur die höchste Gleichgewichtslage seines Daseins empfand. Er hob eine Muschel und schlürfte sie voll Andacht. Er streichelte den Boden des Hauses und empfand Erschütterung. Er lächelte, hob die Hand, und unter dieser Bewegung schwang das Vergangene ins Uferlose zurück.

Morgens wechselte das Admiralschiff Signale nach dem Strand. Graf d'Adhé stand auf der Brücke in großer Uniform, das Band des Ludwigskreuzes über der Brust. Er kommandierte:

»Mein Herr, Sie sind desertiert. Ich würde Sie in Eisen schlagen, träfe ich Sie. Ich werde den Strand absuchen lassen mit fünfzig Mann. Man wird Sie wie einen Hasen fangen. Ihr Wunsch um Hilfe sei aus Sachlichkeit gewährt. Ich werde morgen fahren. Nehmen Sie von einem Gentleman am Schluß die Versicherung bewundernder Freundschaft.«

Kurz danach kam Kalekua.

Am Mittag suchten fünfzig Mann mit Bajonetten die Küste ab. Jean François floh nicht. Er wußte, daß sie die Wege zu ihm nicht fänden, und sie fanden sie auch nicht. Anderen Morgens lösten sie eine metallene Kanone, begaben sich kreuzend unter Wind und trieben aus der Bucht nach Honoruru zu.

Kalekua hatte eine neue Weise zu gehen, sie berührte den Boden weniger wie früher, ihre Hände hatten einen eigenen Takt und ihre Augen sahen durch die Dinge hindurch, die sie umgaben. Die Feierlichkeit reizte Jean François, und er bat sie, ihn zur Königin zu führen, wenn sie wieder zu ihr ginge. Und sah sie fest an.

Sie erschrak und wurde braun im Gesicht und sagte stockend vor Freude und Angst: »Ich will.«

Sie speisten auf dem Tisch vor dem Haus. Sie brachte eine Karabasse mit Teig, gebratenes Schwein und süße Kartoffeln. Als sie die Holzschale mit Wasser reichte, sah er wieder, wie schön sie war.

Sie setzte sich ihm gegenüber, eine Yameswurzel leicht zerkauend, die Palmen bogen sich in der Luft, das Meer scholl herauf.

Da wies er hinunter und sagte ihr, daß er fremde Schiffe gesandt gabe gegen die Chinafahrer und verzog keine Miene. Sie aber, unglaublich, übermäßig erbebend, sprang auf, wandte sich wie zum Fliehen, kehrte um und küßte ihn zwischen die Warzen seiner

Brust, wagte den Blick nicht aufzuheben zu ihm und flüsterte: »Rono«. Jean François erzürnte über das Wort, das wieder auf ihn traf, ohne daß er es faßte, drohte ihr und fragte, was sie damit sage.

Sie hob wieder den Blick. Aber sie brachte das Auge nur bis dahin, wo sie ihn geküßt hatte, und fast vergehend sagte sie:

»Du wolltest zur Königin. Sie will dich sehen.«

Ihre Haltung war schwach. Die Schultern hingen. Sie kehrte um in das Haus, kam zurück und trug die weißen Federn. Sie nahm seine Hand und sagte: »Komm.«

Dann gingen sie in den Wald hinein und ließen das Haus hinter sich. Die Tür stand offen.

Das Meer brauste blau hinein.

Kalekua sah sich noch einmal um.

Nachts schliefen sie in einer Platane. Morgens wanderten sie weiter. Als die Sonne steil stand, kamen sie an einen Paß, der in Windungen sich aufwärts drehte. Sie gingen lange. Mit einem Male endete der Weg. Hinter einem Busch trat ein Mann hervor, der mit dem Firnis der Gumminuß im Gesicht gezeichnet war. Er neigte sich. Kalekua winkte mit der Hand. Da ging er vor ihnen her. Sie schritten durch den Busch und gingen über eine Gegend, die verbrannt war, dürrer als Wüste. Erdhaufen bogen sich wie Wellen. Risse durchfuhren den Boden. Trockene Büsche klebten am Rand der Steigung. Kalekua packte seine Hand. Sie kletterten über eine Lavadüne, bogen und stiegen eine kleine Terrasse hinunter.

Der Bogen senkte sich tief und lief in mächtigen Kurven sich verschlingend um einen Streifen Wasser, der sich tief ausdehnte, den wieder Zungen und Wellen Landes durchstießen und sich so zum Horizont verloren.

Aus dem Wasser brachen Kegel wie spitze Maulwurfshügel. Aus ihren Röhren stieg lautlos weißer Dampf. Es waren Hunderte von Kegeln. Einer spritzte Gelbes aus seinem glasdünnen Schlund.

Kalekuas Hand führte ihn weiter. Vor ihnen ging der Gezeichnete. Sein Rücken zitterte.

Jean François schritt federnd und leicht. Sein Herz stürmte in eine große Erwartung. Seine Augen streiften ein großes Erlebnis über den Tag und hungerten danach.

Sie stiegen wieder. Es wurde glühend vor Sonne. Die Erde tat den Sohlen weh. Nirgendwoher kam ein Wind.

Dann tauchte eine Mauer auf, die den Bergrücken herunter lief in einem langen und leeren Bogen. Auf ihr war ein Holzstamm rund gehauen aufgestellt mit vielen schmalen Rinnen, die nach unten liefen. Darauf hockte, halb stehend, eine Figur. Sie war in die Knie gebeugt mit einer Knickung, daß die Schenkel wollüstig und breit anschwellen. Die Arme waren dünn und verkürzt leblos nach der Erde gehängt. Die Brüste waren klein und saßen dicht unter dem Hals. Der Kopf bestand aus einem einzigen wüsten Rachen und trug einen Helm, dessen Schweifung sich in einer Raupenfahne bis zum Becken hinabzog.

Sie machten einen Bogen und traten dicht an der Bergwand in einen Gang. Zuerst war es dunkel. Dann sonderten die Wände ein Licht aus, das mit einem matten gelben Schein die Höhlung durchdrang. Die Luft war weich. Kalekuas Daumen strich über den Ballen seiner Hand. Das gelbe Licht aus den Mauern verdichtete sich zu phosphorischem Glanz.

Eine Stimme scholl ihnen entgegen, die seinen Schritt hemmte. Aber Kalekua trat vor ihn. Er fragte: »Kalekua? Am Ziel?« Sie drehte sich halb und sagte: »Der Priester, der das Kommende weiß,« und zog an seiner Hand. Sie waren in einem runden Saal voll von dem Licht. In der Mitte stand ein Gehäuse, oval und derb geschnitzt, mit Gitterung in der Hälfte der Höhe.

Kalekua deutete auf ihre Federn, wies mit beiden Händen darauf und sagte: »Zur Königin.«

Als ein dumpfer Laut zurückkam, wollte sie vorgehen. Allein Jean François trat, sich von ihr lösend, an das Gehäuse und erfragte streng den Sinn des Wortes, das ihn überall traf und das sein Bewußtsein quälte. Er fragte: »Was ist Rono?«

Ein Kopf schob sich aus dem Gitter, pergamenten die Wangen, mit geflochtenem, weißem Bart, starrte ihn an und erschrak. Dann zog sich der Kopf zurück, und eine demütige, zitternde Stimme fragte aus dem Inneren des Gehäuses, warum er scherze. Doch Jean François befahl laut die Antwort.

Da begann die Stimme wieder. Sagte — wenn er Bekanntes

wiederholen müsse —, daß Rono ein Gott gewesen sei, der die Insel bewohnte, dann Menschen die Erlaubnis gab, sie zu besiedeln, die ihn aber schlecht ehrten. Da brach er los, tötete viele und verließ die Insel... Und daß er wiederkomme übermächtig in einem Schiff, der Gott, der Gott — — — sagte er, und heulte erbärmlich.

Kalekuas Gesicht war starr. Der Priester wimmerte und bewegte sein Gehäuse, daß es um die Achse schnellte und ein hallendes Geräusch gab.

Nun wußte Jean François Kalekuas tiefste Gedanken.

Sie drangen weiter vor. Das schwebende Licht hörte auf, die Beleuchtung ward mehr die des Tages, blau und durchsichtig.

Plötzlich wich die Wand auf der einen Seite tief in die Dunkelheit hinein, die anbrach. Am Ende des finsternen Raumes jedoch sahen sie hellen Himmel hereinkommen. Als sie die Augen senkten, öffnete sich das Meer vor ihnen, und vertiefter noch dann die Stadt und die Bay.

Jean François gewöhnte sein Auge an das strahlende Licht. Da sah er die Bucht voll von Booten, die vom Strand zurückeilten. Um die Klippe aber schwammen fremde Schiffe, von denen weiße Wolken sich hoben.

Kalekua drückte ihn gegen die Wand.

Ein feiner Lärm kam von unten heran. Zehn junge Männer gingen vor einem Zuge. Sie bliesen Hörner aus weißen Knochen, die spitz gleich Schäferpfeifen klangen. Ihnen folgten andere, die Besen hatten, die brannten und einen Moschusduft ausspannten. Dann kamen stampfend, die Beine wirbelnd, Mädchen in gelben Mänteln. Sie hatten in der linken Hand kleine und dicke Stöcke, in der anderen große geschälte hohle und schlugen quirlende Takte darauf. Zwei hatten Trommeln aus Haifischhaut. Sie rasselten knatternd und dumpf.

Sie rannten vorüber nach dem Felsausblick, und ihr Geschrei erhob sich heftig und monotoner, während sie die Schlacht beschauten. Kalekua faßte ihn. Sie gingen weiter. Es wurde wieder dunkel. Dann aber kam von neuem Luft zart und mild herauf. Sie blieben stehen.

Ein Teich lag vor ihnen. Ein schmales Stück Land schloß ihn am Ende rund ein. Darüber stand die große Öffnung des Berges gegen den Himmel hin.

Aus dem Wasser stiegen langsam Frauen. Eine kam zuerst. Sie trugen alle, ohne diese, Helme mit roten Papageienfedern. Eine nur trug einen Wedel aus Palmenfächern.

Die erste aber schwang in leichtem Spiel die Arme zum Trocknen durch die Luft. Das Blau zog dick hinter ihr zusammen. Sie war schlank mit wunderbaren hohen Beinen und nackt.

Ihre Knöchel trugen Ringe von Gardenien.

Ihre Haut war gefärbt, gelblich braun wie eine reife Olive.

So trat sie vor ihn, das Haupt zurückgelehnt, und sah ihn starr an.

Ihr Blick aber streifte die Welt um ihn hinweg. Er sah ihren Kopf, ihre Nacktheit, die weich und einfach auf ihn strahlte. Ihr Blick weilte auf ihm mit stolzer und demütiger Klarheit, und dies erhob sein Gefühl, daß sie ihm wie ein Ausgleich schien zwischen seiner Kraft und ihrer Höhe, sein Blut strömte gesteigert bis an Grenzen, die er selbst nicht mehr erreichte, sein Hirn, unirdisch geworden, schrie: Königin.

Er begehrte sie.

Er löste Kalekuas Hand von sich ohne Empfindung. Dann warf er mit einem Schrei den Stolz der Königin nieder.

Ihr Blick fiel. Sie wurde bleich.

Von den Strömen seines Ich durchschwellt erhob er die Hände nach ihr: »Liebe mich«.

Seine Stimme schuf ein Schweigen, in dem die anderen erstarrten und Kalekua niederfiel. Er sah ihr Gesicht, als er die Königin auf seine Arme legte, versteint und still zu ihm aufsehn von der schmutzigen Erde. Aber so sehr kreiste dieses Erleben in ihm, daß es seinem Bewußtsein vorbeischwamm wie ein rascher Mond.

Er nahm die Königin hoch, küßte sie und trat mit ihr in das Wasser, das bis zu seinen Hüften stieg. Dann wurde es seichter. Er bog in den Seitengang und kam in ein Nebengewölbe, das voll stand von kleinen Geräten, Waffen und Figuren aus Jade. Sie aßen grünes Harz zusammen, das ihre Adern tosend erhitzte und er küßte sie, die verging.

Als am Morgen sein erwachter Blick gegen das Blau des Horizonts prallte, stürzte das Bild Kalekuas von allen Wänden gegen sein Gesicht und verstörte sein Gefühl.

Er richtete sich auf, bis er kniete. Er sah auf die Königin. Sie war schön. Ihre Lippen lagen fest zusammen und zitterten. Er verglich ihre Glieder. Er berührte ihr braunes Haar und den schmalen Ansatz des Augenschlitzes, er fuhr über ihre jungen Brüste. Er hielt die beiden gegeneinander. Aber Kalekua stieg.

Er stand auf, trat bis zur Öffnung, wo der Berg hinuntersauste, schwang die Arme, sah noch einmal auf die Königin und ging. Das Wasser nahm ihn kühl auf. Am anderen Ufer schüttelte er sich wie ein Hund, die Tropfen spritzten gegen die Mauern. Er wußte, daß er eine große Höhe erlebt habe, aber daß er sie wegtun müsse aus der bleibenden Erinnerung. Es war nicht viel, eine Nacht aus dem Leben zu streichen. Er schob sie zurück.

Im Gang standen in Nischen große Figuren aus Holz und Stein. Sie hatten aufgeblasene Bäuche und grüne Augen.

Am Ausgang lag Kalekua, zusammengekrümmt. Sie schlief. Tau hatte ihr rotes Haar verwirrt und feucht geballt.

Er bezähmte sich. Er stürzte nicht auf sie. Er wagte nicht sie anzureden. Er sah sie lange an und ging vorüber.

Nach fünf Schritten holte ihre Stimme ihn ein, sie schüttelte sich, stand auf und kam. Er senkte den Kopf ein wenig. Sie aber nahm seine Hand wie immer. Sie gingen zusammen, wie sie kamen, den Paß hinunter. Sie stießen durch die Dämpfe der aufgespitzten Vulkane. Sie schliefen die Nacht in der Platane. Mittags erreichten sie das Meer.

In der ersten Nacht glaubte er, daß Kalekua ihn töten werde. Doch sie zeigte Andacht und Liebe. Er grübelte, warum sie sich mit Freundlichkeit verstelle. Dann stellte er sie zur Rede. Er sagte ihr, daß sie unehrlich sei und Masken über ihr Empfinden ziehe. Sie weinte darauf und erbleichte in Schmerz. Da stieß er roh in den Mittelpunkt des Gefühls:

»Hast du nicht Schmach über mich? Ich ließ dich bei Seite und nahm andere Glieder an die Brust.«

Da lächelte sie ihn an, verständnislos, und sah unsicher nach der See, über der die Brandung aufschwang. Am Abend begann sie langsam zu weinen, und als er ihr die Haare grade legte, fragte sie, ob sie bleiben dürfe. Da ließ Jean François sein Mißtrauen vor

solcher Liebe, deren Quellen er nicht begriff, und überströmte sie mit Zärtlichkeit.

Als sie später aufbrach zur Königin, blieb er allein auf seinem Felsen sitzen. Die ganzen langen Stunden sann er ihr Bild in die Luft, daß er am Abend des dritten Tages, halb verstört von Liebe und heißer Luft, in die Hütte taumelte, um die Kalekua in unzähligen Formen und Haltungen schwankte. Jede Linie schob sich zusammen mit anderen und wurde ihr Bein, ihr Arm, ihre Brust, ihr Winken. Seine Augen wurden rot. Im Fieber schlief er ein. So wartete er auf sie.

Sie kam des Nachts und trat nicht ein. Als er unruhig erwachte und Kühlung begehend hinaustrat, sah er sie leblos vor der Tür. Das Sternlicht überschwang sie, und sie fror. Er trug sie auf Armen hinein. Das Herz ging. Aber es schlug nicht nach dem seinen hin, es lief durch den Takt des seinen ohne Sinn und Ziel.

Er blies ihr seinen Atem in den Mund. Sie stöhnte. Er stieg auf das Bett und legte sich auf sie, daß sie erwarme. Ihr Blick traf ihn. Er war ausdruckslos. Ihre Federn hatte sie aus den Haaren genommen.

»Kalekua.«

Die Pupille bog sich nach oben.

Sie bekam einen kleinen Ausdruck auf der Oberfläche. Es war Angst.

»Die Königin . . .«

»Was —« Seine Stimme fuhr scharf auf.

Doch sie antwortete nur mit einer leeren Geste, auf die keine Frage gesetzt werden konnte. Kalekua war allein zurückgekommen, sie hatte die Königin nicht gefunden. Grauen hatte sich in ihr Hirn gestürzt. Die Königin war fort.

Nicht mehr strich Kalekua an sein Lager und durchduftete das Zimmer mit Liebkosung. Die Welle ihrer erregten Brüste schlug nicht mehr an seine Brust. Ihr Auge mied den Meerkreis. Kein Blick segelte auf den Horizont. Echos schlug ihre Stimme nie mehr aus dem Riff.

Jean François tröstete sie mit Streicheln und mit Worten. Doch ihre Haut zuckte nicht. Worte fielen von ihr ab. Da befahl er ihr,

sich zu freuen, aber sie sagte: »Die Königin . . .« und vertiefte das Auge zum Boden.

Sie ging ziellos durch die Gegend, fürchtete etwas Entferntes und hielt die Haare in Verwirrung. Einen ganzen Morgen lief sie an der Küste auf und ab ohne Laut. Sie wich den Wellen aus, die kamen, und bog in die zurückflutenden ein in einem erschreckenden Zickzacklauf. Manchmal hielt sie erstarrt einen Augenblick die Arme senkrecht. Jean François sah es stundenlang an, bis es ihn tief bestürzte und er hinunterlief und sie holte. An diesem Morgen begriff er, daß sie ein fremdes Gefühl in sich trug, das von seiner Seele wild hinwegwuchs. Denn sie glaubte, daß sie ihn der Königin entzogen habe, und daß diese ihr furchtbar zürne, und ihre Liebe ging scheu geworden von der seinen zurück, die übermächtig über sie hing. Er aber glaubte, daß sie Schmach trüge, weil er ausbiegend vom graden Sinn seiner Liebe die Lust der Königin empfand.

Er suchte dies aus ihrer Seele zu werfen und sie mit Funkeln dem zu erfüllen. Er fuhr mit dem Kanoe sie tief hinein ins Meer, bis der aufglühende Abend, als sie selbst schon vom Dunkel verzehrt waren, die Bucht brandrot entflammte. Er fing kleine Schweine im Wald, damit ihr Quitschen bis zu ihrem Gelächter vordringe. Drei Wochen fertigte er an einem Haken, mit dem er einen Haifisch fing, den Bauch vom Boot aus aufriß mit dem Messer, und aus dessen Zähnen er eine Kette machte, damit der Stolz darüber ihre zu Traurigkeit zusammengeschlossene Seele lockere. Er log zu ihr eines Abends, als ein fernes Lächeln hinter ihren Augen saß, von einem Bruder, den er nicht besaß, der mit Schiffen, wie mit Bauchflossen von Fischen gestalteten, fahre.

Als er an einem Morgen spät hinaufkam von der Bucht, lungerte um sie, die schweigend und nichtachtend saß, ein Chinese. Er erschlug das gelbe Tier, das ihr Bein mit Berührung befleckte, schabte nach der Sitte der Stämme das Fleisch von den Knochen und schenkte ihr diese, auseinandergelegt und gebleicht von der Sonne, in einem gebeizten Kasten mit gelbem Tuch.

Allein sie färbte sich die Lippen schwarz mit Beerensaft aus Trauer und fehlte zwei Nächte, den Wald stumm durchsuchend, in seinem Haus.

Die Welt war jedoch so mächtig und groß in ihm, daß er, sich heftiger an sie verstrickend, nach dem Faßbaren das Unmögliche versprach: Giraffen, Tiger und den Mond.

Doch ihr Auge blieb dunkel. Ihre Seele verehrte ihn scheu und entfernt. Doch je tiefer sie in ihre Angst tauchte, um so wilder umfaßte sein Begehrt ihr Entweichen.

Als sie wieder einmal fortblieb, dachte er ihr Bild nicht mehr in den Raum. Es genügte nicht mehr. Seine Hände zeichneten ihren Riß an die Wand. Seine Fäuste schlugen den Kopf in Ton, in zwei Tagen, bis sie toten Blicks zurückkam aus dem Wald.

Damit er sich verkleinere, ihre Leidenschaft aber aufwärts hebe, tat er das Übermäßige von sich, führte sie in das Haus und sagte: »Ich bin nicht Rono. Fühl den Muskel, der dich manche Nacht hielt. Greif in den Rücken. Ich bin nichts als Mann. Jeder könnte mich erschlagen. Deine Liebe ist mehr wertend, als meine. So gering bin ich, daß niemand mich begehrt, es sei denn eine wilde Sau zum Fraß.«

Doch sie wies auf die Stelle, wo die fremden Schiffe die Wal-fischfänger der Südmeere geschlagen hatten, erinnerte ihn daran und lächelte und glaubte ihm nicht.

Da griff er die Dumpfheit ihrer Seele von der anderen Seite an, die sich zwischen ihre Liebe schob, packte das Bild der Königin, demütigte den Triumph und das Genossene in sich und sagte:

»Was ist sie? Es ist geringes nur. Ich hatte sie in der Hand wie ein Ei. Sie gab wenig zurück. Ihr Körper ist gut, wenn deine Haut auch heller ist. Aber ihr Sinn ist der einer Schnecke.«

Allein ihre Seele, die an das Nahe und Einfache angelehnt stand und nicht vordrang in das Entfernte und Aufbauende seiner Sätze, hielt fest an der Königin. Sein Hebel zerbrach an dem einen Wort.

Denn der Gedanke an sie und das Mächtige, was sie umgab, lag zäher und fester in ihrem Blut und vererbte den Rinnen ihres Gehirns, als das Erdonnernde seines Namens für ihr irdisches Gefühl und selbst als die in seinem Körper verankerte Liebe des Mannes, die nur durch Umarmung und Umarmung, in Pausen gespalten, sich erlebt.

Sie stellte sich hoch und sah ihn scharf an. In dem Blick war wenig von Liebe, aber dumpfe Erwartung, die ihm die Gurgel zer-

schürte, denn er wußte kein Mittel mehr, wie er die Angst vor der Königin Rache von ihr nähme.

Er versuchte noch eines: suchte tagelang die Königin, schrie ihren Namen in die Täler. Aber fand sie nicht.

Kalekua sah ihn hart an, als er eintrat, wich die Nacht aus dem Haus. Er aber saß in der Platane und erwartete den Morgen, in dem seine Liebe sich noch tödlicher vertiefte.

Oft sah er sich um und erstaunte sekundenlang. Denn was ihn sonst trieb, die Küste, die Wellen, die Flut der Palmen, was seinem Leben und Dasein Ausgleich gegeben hatte und seine Seele tiefer ernährt und bewegt hatte, wie jedes vorherige Dasein — es schrumpfte zusammen vor dem Gefühl zu Kalekua, das alles übertraf und nichtig machte neben sich.

Seine Liebe schwoll an, daß er sie nicht mehr in dem Gefäß seines Wesens halten konnte, und daß sie ausströmend Kalekua adelte, ihren Gang erhob und ihr Dasein ins Unbegreifliche steigerte. Seine Umschlingungen wurden heftiger. Sie begnügten sich nicht mehr mit dem Erraffen des letzten Menschlichen in ihr, das sie ihm in wunderbarem Rhythmus entgegengeschlagen hatte und mit der abschwingenden Glückseligkeit gleichgefühlten Daseins, seine Umarmungen vielmehr erstiegen eine Höhe, wo er ihr irdisches Dasein nicht mehr erkannte, sondern sie, dies alles zurücklassend, nur noch erkannte und empfand verbunden und anheimgegeben über das Erkennbare hinausgehenden Räuschen und Gefühlen.

Ihr Blick erschauerte unter seiner Umschlingung, die furchtbar sich über ihrer Seele erhob, die nur in Sorge und Abwehr gespannt war. Er jedoch küßte ihre Füße, lauschte ihren Atemzügen und erschrak, wenn ihr Puls sprang.

Voll fessellosen Erlebens umgab er ihr geringes Dasein mit Inhalt. Er folgte ihr in der Entfernung, verließ sie das Haus. Er setzte sich neben sie, wenn sie die Augen furchtsam gegen die Höhe des Berges erhob. Nachts beugte er sich über ihr Bett und sah entferntes Licht des Mondes darübergeln.

Er suchte eine große Muschel und hielt sie lange vor ihr Gesicht, weil die wechselnden Spiele in der Farbe des Perlmutter ihre Züge zum Lächeln zu vermischen schienen.

Kalekua ging jeden Tag durch die Täler, die Küsten und die Bäume. Sie sah sie nicht. Ihr Auge saß nach innen gedreht und lauschte auf Ungeheures, das sie unsichtbar umscholl.

Er aber war so voll von Liebe, daß er die Insel nun (die ihn früher beseelte) damit umfing, so daß der Geruch des Meeres, das Köstliche des Horizonts, Sturm und Erschwanken der Palmen wie aus seinem Leben herauszuströmen schien. So gewaltig wuchs seine Liebe über das Land, dessen Sehnsucht lange vorher über ihm stand, daß, wenn er es gewollt hätte, die Insel begonnen hätte, während die Winde schwiegen, sich in Kreisen um sich selbst zu drehen.

Kalekuas Gefühl aber wandte er damit nicht.

Ihr wuchs alles, Luft und Erde, zusammen zum Bild der Königin, die mit gierigen Lippen Rache heischte. Und auch den Geliebten zog es in diesen Schlund. Sie bekam, von dem unabwendbaren Schicksal bedroht, eine Ergebenheit, die ihr Gesicht bleichte und im Erwarten des Schreckens leuchtend machte wie eine Qualle.

In einer Nacht erscholl der Berg hinter ihrem Haus, ein Riß zog sich durch die Mauer. Die Klippe barst zur Hälfte ab und raste ins Meer. Die andere trug schaukelnd ihre Hütte. Ein Donner warf sich aufstürzend gegen den Himmel.

Kalekua erwachte, und aufschreiend erhob sie sich, glaubend, daß durch die vertausendfachte Stimme die Königin sie rufe. Sie stürzte zur Tür.

Aber Jean François ergriff sie bei der Taille und hielt sie. Sie sah sich um und blickte ihn an als wie ein schlechtes Tier. Ihr Mund wurde zornig. Sie schrie:

»Laß mich!« — und als er den zuckenden Leib fester faßte: »Die Königin . . . die Königin . . .« Dann hob sie die Hand und stieß ihn unter das Kinn.

Aber sie machte seine Liebe nur größer, und er band sie auf das Bett vor Sehnsucht. Der Boden beruhigte sich, und gegen Morgen beruhigte sich Kalekua, als er sich über die Zitternde neigte und seinen Namen sagte. »Rono«, sagte er.

Als sie schlief, band er die Schnüre ab und ging hinaus. Der kalkweiße Kegel des Bergs hatte eine tiefe Wunde. Der Krater dampfte leicht. Er lag in der gleichen Höhe wie sein Haus, und über

das Riff verband sie eine Felswand miteinander. Das Meer war grün, wo die sausende Lava sich hineingebohrt hatte. Weiße Fischbäuche blitzten unzählig herauf. Er setzte sich vor die Hütte.

Gegen Mittag aber ward der Schreck übermächtig in ihm und warf ihn nieder. Er stieg über den schmalen Grat zu dem Vulkan.

Da am Rande schleuderte es ihn auf die Knie. Sein Gefühl, ausquellend unendlich, stieg uferlos und stieß an Gott. Das Meer verfärbte sich weit hinaus fast gelb und silbrig zu einer unbewegten glanzlosen Fläche, auf der zwei Kanoes wie gefroren schliefen. Er hob die ganze Inbrunst zu Gott hinauf und herrschte ihn an, daß drüben über der kleinen Bucht Kalekua aus der Hütte heraustrete und gelöst von ihrer Angst und zurückgeformt zur Liebe ein Lächeln unter den Augen trüge.

Aber Gott war taub.

Der Tag ging. Kalekua schlief bis in die Dämmerung. Dann erwachte sie und blieb still sitzen.

In der Nacht begann der Boden zu schwanken. Mond schien. Da stand sie auf.

Ihr Gesicht glich dem ihres ersten Tages, als ihm der Trogu noch die Seele entzückte, die jetzt ganz nur Liebe war. Sie strich ihr Haar, das glühend den Rücken hinunterbrannte. Dann nahm sie die vier weißen Federn und tat sie in ihr Haar. Aber eh sie ging, zog sie aus dem hohlen Balken am Eingang die Kette der Haifischzähne und küßte sie.

Es war fast hell. Er sah ihren reichen Leib, der straff und zart nach den Brüsten hinaufwuchs, sich mit den spitzen Zähnen gürten. Sah den Schwung ihres Beines, die Achsel, die Biegung ihres Nackens, die er mehr liebte als wie Gott. Er sah alles. Er weinte nicht. Aber er hatte nicht die Kraft, sie zu halten.

Er nahm das Schicksal in sich. Er konnte nicht höher als Gott.

Plötzlich ertoste der Berg. Da sprang sie hinaus. Sie lief. Einmal noch hörte er ihre Stimme. »Sie ruft,« rief sie.

Da hielt es ihn nicht mehr. Er lief ihr nach. Aber sie war zu weit.

Da warf er sich mit dem Rücken gegen die erdröhnende Hütte. Er sah sie über den Halbkreis des Grates über der Küste her hinkommen, schmaler und blässer werdend im entfernten Monde und

beschwingt voll Licht weiterellend wie von Unirdischem getragen gleich einer silbernen Tänzerin in den Krater verschweben.

Er aber hatte, tödlich verwirrt, nicht die Kraft ihr zu folgen. Noch jagte ein Strudel von Gefühlen sein vergangenes Leben über ihn hin. Aus der Kette der Gesichte warf sich eines vor ihn, an das er nie mehr gedacht hatte, und über ein Bild, das sich unter seinem Bewußtsein formte, schluchzte er, sich wie an ein Letztes daran klammernd, daß es ihn entwirren solle: »Ma . . . Ma —«

Aber auch dies war taub.

Da raste und schrie er gegen Gott. Und dann beschwor er die Erde um ihn, daß sie ihn hielte. Aber so tief war er als in das Höchste an Kalekua verstrickt, daß, während er schrie, die Dinge, die er anflehte, sacht aus ihm entwichen. Ruhiger werdend sah er nicht mehr Stern, kein Haus, kein Meer. Seine Augen lauschten nach innen. Unendliche Stille umflutete sein Gefühl.

Er warf sich mit dem Bauch auf den Boden und blieb wie ein Holz. Erst als die Stimme des Abgrunds heischender heraufscholl, erhob er sich und folgte ihr.

R. Seligmann:

EINSAMKEIT UND GEMEINSAMKEIT

AUS der ganz besonderen, exklusiven Stellung, die das menschliche Bewußtsein inmitten seiner anders gearteten nicht-bewußten Umgebung einnimmt, geht unmittelbar das psychologische Phänomen der Einsamkeit hervor, das wir somit in diesem Zusammenhange nicht ausschließlich als eine psychologische Kategorie, als eine gewisse Manifestation des menschlichen Gefühlslebens, sondern eher als eine metaphysische Kategorie, als eine im Urgrunde der Dinge wurzelnde Erscheinung verstanden wissen wollen. Das Gefühl der Vereinsamung, das in gewissen Augenblicken sich jeder menschlichen Seele zu bemächtigen vermag, und das bei gewissen Geistern zum permanenten Begleiter ihres ganzen Innenlebens wird, dieses Gefühl der Vereinsamung, das unter Umständen sich zu dem einer absoluten Verlassenheit steigern kann, ist mit seinen tiefsten Wurzeln schon in jener elementaren Fähigkeit des Empfindens verankert, das sämtliche Dinge um sich her auf einen einzigen in einem gegebenen Momente ausschließlich an dieser und keiner anderen Stelle des Raumes weilenden Punkt sammelt und konzentriert. Die Lage des Bewußtseins bringt es also mit sich, daß die Erscheinung der Einsamkeit sich notwendig bei ihm einstellen muß, mit dem Aufkeimen einer bewußten Reagierbarkeit auf die Einflüsse der äußeren, nicht-bewußten Umgebung ist schon die oberste Bedingung aller Vereinsamung gegeben, denn der Prozeß des Bewußtwerdens besteht eben in nichts anderem, als in dem des fortwährenden Sichisolierens.

Für das unmittelbar wahrnehmende Subjekt, das schlichten und offenen Sinnes an die Dinge der Außenwelt herantritt, unterliegt es nicht dem geringsten Zweifel, daß beispielsweise dieser harte Gegenstand hier, den es mit seinen Fingern betastet und gegen dessen

Fläche es die Fingerspitzen drückt, auch außerhalb seiner tastenden und drückenden Hand einen bestimmten Platz im Raume einnimmt, daß er also außerhalb seines Leibes ein unabhängiges, reales Dasein führt. Und doch wird dieses Subjekt ungeachtet seiner tiefsten Überzeugung von der absoluten Unabhängigkeit des ihm gegenüberstehenden materiellen Gegenstandes, in dem Akte des Wahrnehmens, also im Akte des Betastens und Drückens den vollen Gehalt des betasteten materiellen Partikelchens in jenen engen Bezirk seines Leibes hineinverlegen, den seine Fingerspitzen darstellen. Und je intensiver und länger es diese Fingerspitzen gegen den Gegenstand drücken wird, um von seiner massiven Materialität sich immer fester und sicherer zu überzeugen, desto schärfer und eindringlicher wird es den von außen auf seine Handfläche ausgeübten Druck nur als den Ausdruck seiner eigenen Muskeltätigkeit empfinden, als ein Etwas also, das im gegebenen Momente sich ausschließlich hier in dem von seinem Arm eingenommenen Teile des Raumes befindet. Wenn ich ein Gewicht vom Boden in die Höhe hebe, so zweifle ich gewiß keinen Augenblick daran, daß dieses Gewicht außerhalb meiner hebenden Hand ein reales, von meinem Ich vollständig unabhängiges Dasein führt, und nichtsdestoweniger werde ich den ganzen und vollen Gehalt des Gewichts als Schwere in meinen Muskeln empfinden, und so geschieht es mit allen anderen Empfindungen und Wahrnehmungen. Die blaue Farbe, die ich in dieser Entfernung vor mir erblicke, existiert für mein Bewußtsein ganz gewiß gerade an dem Orte, an dem ich sie sehe, und doch wird diese Farbe als Wahrnehmung des Blauen an der Oberfläche meines Sehorgans haften bleiben. Der soeben von mir vernommene Klang, von dem ich wohl weiß, daß er von einer weiten Ferne an mein Ohr herankommt, wird trotzdem von mir genau an der Stelle fixiert, an der sich mein Gehörorgan in gegebenem Momente gerade befindet. Und so schlüpft die ganze Fülle des Daseins in den verhältnismäßig eng bemessenen Raum meines Leibes unmerklich und mühelos hinein, wie die fetten Kühe in den Schlund der dünnen und mageren in dem bekannten Traum des biblischen Pharao. Und indem ich auf diese Weise die realen Dinge der Außenwelt an der Oberfläche meines Leibes festnagere, komme ich im Verlaufe meines

individuellen Lebens allmählich dazu, meine Umwelt von dem Orte, den mein Leib augenblicklich im Raume einnimmt, fernzuhalten und auszuschließen und gleichzeitig damit den ersteren von der Gemeinschaft mit den Dingen abzuschneiden und zu isolieren. Trotzdem ich den Bestand der außerhalb meiner befindlichen Welt ebenso wenig anzuzweifeln vermag, wie die lebendige Existenz meines eigenen Leibes, so kann ich doch nicht umhin, diese meine Umwelt in einem fort in Gedanken zu vernichten, denn alles das, was ich von dieser je zu wissen vermag, erweist sich notwendig als irgend welche Empfindung und Wahrnehmung, und da doch mein Leib der einzige Träger von Empfindungen und Wahrnehmungen ist, so bleibt eben für die reale Außenwelt eigentlich nichts übrig. Aber diese immense Bereicherung meines Leibes wird eben um den Preis seiner gänzlichen Isolierung von den Dingen erkaufte, denn außerhalb der Grenzen meines Leibes beginnt das unermessliche Reich des Nicht-Ich, das unendliche Reich alles dessen, was mein Leib fortwährend verneint, indem er es auf sich selber fortwährend konzentriert.

Aber wiewohl mein Leib diese unverrückbar feste, zentrale Stellung gegenüber allen anderen Dingen der Außenwelt immer behauptet, so wird es ihm auf die Dauer kaum gelingen können, seinen realen Bestand mit Sicherheit aufrecht zu erhalten, denn der Prozeß des Isolierens schreitet unaufhaltsam weiter, je präziser und schärfer sich mein Denken gestaltet. Habe ich einmal begonnen, die reale Außenwelt in all ihrer Unermesslichkeit auf meinen eigenen Leib einzuschränken, was auf das gleiche hinausläuft, daß ich meine reale Umgebung in Gedanken vernichte, ungeachtet dessen ich von ihrer Existenz die unerschütterlichste Überzeugung von der Welt hege, so muß einmal unbedingt der Moment kommen, wo mir auch die volle Realität meines Leibes unter den Händen zerrinnt, indem ich mich nämlich frage, ob denn mein Leib etwas anderes als bloß den jeweiligen Ort meiner Empfindungen und Wahrnehmungen zu bedeuten habe. Und so mag es kommen, daß mein fühlender und begehrender Leib für mich ins Nichts versinkt und zu einem bloßen Symbol wird, das jedesmal die jeweilige Stelle im Raume kennzeichnet, an der sich diese oder jene Empfindungen und

Wahrnehmungen abspielen. An diesem Stadium des Denkens angelangt, beginne ich meinen Leib als Ding unter Dingen zu betrachten, das unbeschadet seiner absoluten Bedeutung für meine ganze Existenz meinem eigentlichen Subjekt nicht angehört und ihm fremd bleibt. Nun hat mein Subjekt seinen Sitz in der Empfindung gewählt, aber seines Bleibens dort ist nicht von langer Dauer, denn bei etwas schärferem Zusehen werde ich nicht umhin können, die Beobachtung zu machen, daß der eigentliche Quellpunkt meines Ich nicht in dieser oder jener einzelnen Empfindung enthalten sein kann, daß er irgendwo jenseits der Sphäre aller einzelnen Empfindungen und Wahrnehmungen liegen muß. Denn mag ich in dieser Hinsicht irren oder nicht, aber Tatsache ist es einmal, daß sich mein Subjekt immer und überall als der eigentliche Empfinder und Wahrnehmer all seiner Empfindungen und Wahrnehmungen fühlt, daß wenn ich überhaupt von einem Ich oder einem Subjekt reden darf, ich darunter ausschließlich diesen Empfinder und Wahrnehmer meinen kann, oder wie man sich in einer allgemeinen und abstrakten Weise auszudrücken pflegt, daß das Ichbezeichnete immer und überall als der Träger von Empfindungen und Wahrnehmungen auftritt. Von der einzelnen Empfindung und Wahrnehmung aber kann ich ebenso wenig behaupten, daß sie empfindet und wahrnimmt, wie von dem äußeren materiellen Gegenstand meiner realen Umgebung, die Empfindungen empfinden nicht, die Wahrnehmungen nehmen nicht wahr, die Gefühle fühlen nicht, sondern alles das, was empfindet, wahrnimmt und fühlt steckt irgendwo dahinter, in irgendeinem verborgenen Urgrunde meines Wesens, der bewirkt, daß bei dieser oder jener Gelegenheit diese oder jene seiner Äußerungen als Empfindung und Wahrnehmung auftritt. Und auf diesem Wege komme ich wieder dazu, meine Empfindungen und Wahrnehmungen aus ihrem gesicherten Sitze zu vertreiben, um sie irgendwo weiter und tiefer zu verlegen, in genau derselben Weise, wie ich vorhin mit den realen Dingen der Außenwelt, und dann mit meinem eigenen Leibe getan habe, was auf dasselbe hinauskommt, daß, indem ich meine Empfindungen und Wahrnehmungen gedanklich vernichte, ich die Kreise um mein Subjekt immer enger ziehe und mich immer mehr isoliere. Aber wo kann eigentlich dieses mein Subjekt stecken?

Außerhalb der Grenzen meines Leibes ist es gewiß nicht enthalten, aber auch innerhalb dieser Grenzen wird es mir niemals gelingen, es mit Sicherheit anzufassen und zu bestimmen, aus dem sehr einfachen und durchsichtigen Grunde, daß das Angefaßte und Bestimmte nie und nimmermehr identisch mit dem Anfasser und Bestimmer sein wird, als den ich mich immer und überall fühle, solange ich ein klares Bewußtsein von meinem Ich besitze. Mag dieses Bewußtsein stammen woher auch immer, aber einmal empfinde ich mich als den Betaster und Beschauer aller Dinge, so wird mein Ich in eben dem Momente, wo ich es irgendwie bestimmt zu haben, es also irgendwie gedanklich angetastet und angeschaut zu haben glaubte, als Getastetes und Geschautes von mir in die Ferne rücken und zu etwas mir ganz Fremdem werden.

Es wird mir überhaupt niemals gelingen, mein Ich in dem Weltganzen irgendwo punktuell zu bestimmen, denn mein Ich ist Prozeß seiner inneren Veranlagung nach, und das Fixieren würde jedenfalls besagen, daß der Prozeß irgendwo zum Abschluß gekommen, daß die Bewegung irgendwo an einem End- und Haltepunkt angelangt ist. Mein Ich oder mein individuelles Bewußtsein besteht eben in nichts anderem, als in einer konzentrisch verlaufenden, spiralförmigen Bewegung, die um einen unsicht- und unfäßbaren, imaginären Mittelpunkt immer engere Kreise zieht, ohne jedoch irgendwo Halt zu machen und stehen zu bleiben. Sieht man von dieser für das Bewußtsein so charakteristischen konzentrischen Bewegung ab, und will man dieses Bewußtsein irgendwo im Raume als fixen Punkt anfassen, so wüßte ich wirklich nicht, welchen annehmbaren Sinn es dann noch hätte von einem Unterschiede zwischen Sein und Bewußtsein zu reden, trotzdem doch dieser Unterschied jeder unbefangenen Anschauung unmittelbar einleuchtet und von jedem unvoreingenommenen Verstande auf das schärfste und deutlichste von der Welt empfunden wird. Fasse ich beispielsweise die Tastempfindung »Hart« ins Auge und suche sie in ihrer Isoliertheit für sich zu betrachten, so wird mir die Frage darüber, ob sie zur Welt des Bewußtseins oder der des Seins angehört, die größte Verlegenheit bereiten. Dieser Tastempfindung »Hart« als solcher ist es ebensowenig anzusehen, ob sie in die Sphäre des Seins oder die des Bewußtseins hineingehört, wie

diesem vereinzelt, isolierten Punkte hier auf diesem vor mir liegenden Stück Papier anzusehen ist, ob er zu einer krummen oder geraden Linie gehört. Der einzelne Punkt als solcher, in seiner Isoliertheit, kann ebensogut einer krummen, wie einer geraden Linie angehören, denn Geradheit oder Krümmung können unmöglich in dem einzelnen Punkte stecken, sondern entstammen einem unerklärlichen spontanen Schwunge, der aus der Linienhaftigkeit je nach Umständen eine gerade oder eine krumme Linie macht. Und genau so verhält es sich mit der einzelnen Empfindung. Die isolierte Empfindung als solche kann mit demselben Erfolge und demselben Rechte als Sein oder Bewußtsein charakterisiert werden, und wenn etwas da ist, was ihr den Stempel der Bewußtheit in unverkennbarer Weise aufzudrücken vermag, so ist es eben diese konzentrische Bewegung, die sich ihrer bemächtigt und in ihren Fluß hineinzieht.

Denn der tief empfundene Unterschied zwischen Bewußtsein und Sein kann eben unmöglich in dem Inhalte eines Wirklichkeitsfaktums liegen, sondern muß einzig und allein in der diesem Faktum anhaftenden Tendenz zur Ausschließlichkeit und Zentripetalität gesucht werden. Prüft man nämlich die Wirklichkeit auf ihren inneren Gehalt, so erweist sie sich immer und überall als eine und dieselbe, mag man sie sonst Materie oder Empfindung oder was auch immer nennen, und nur wenn man sie von der Seite einer an ihr auftretenden Tendenz sich immer mehr ein- und auszuschließen, betrachtet, gewinnt sie diesen Charakter der Bewußtheit, der von jedem unmittelbaren Verstande auch unmittelbar empfunden wird. Bewußtsein — ist Ausschließlichkeit, und mithin nimmt Bewußtheit notwendig die Form des individuellen Bewußtseins an. Diese Ausschließlichkeit des individuellen Bewußtseins findet ihren prägnantesten Ausdruck in dem auf den ersten Blick so einfachen, im Grunde seines Wesens jedoch so wunderbaren und rätselhaften Umstande, daß in jedem gegebenen Zeitmomente es im unendlichen Weltall nur eine einzige Stelle gibt und geben kann, innerhalb deren sich alles das, was ich zu meinem eigentlichen Subjekte rechne, abspielt — nämlich die Stelle, die mein Leib momentan im Raume einnimmt. Außerhalb dieser Stelle mag es unendlich viele Subjekte geben, die genau so wie ich empfinden, wahrnehmen und fühlen, aber alle diese Empfindungen, Wahrneh-

mungen und Gefühle kann ich eben als die meinigen nicht anerkennen, was mit anderen Worten auf dasselbe hinausläuft, daß ich mein eigentliches Subjekt als etwas ganz Apartes und Ausschließliches weiß, das unbeschadet seiner innigen Beziehungen zu allen anderen Dingen und Subjekten ein ewig Fürsichseiendes bleibt. Und wenn es im Weltall einen sicheren Scheidepunkt gibt, so ist es eben diese Stelle, die mein Leib momentan im Raume behauptet. Der jeweilige Ort, den in einem bestimmten Zeitpunkte die Funktion meines Leibes einnimmt, gibt das einzig feste, absolute Zentrum ab, von dem aus alle sonstigen Raumbestimmungen mit Sicherheit unternommen werden können. Welche Reflexionen man sonst über das innere Wesen der Räumlichkeit anstellen möge, ob man diese als eine in den Dingen selber enthaltene Eigenschaft betrachtet, oder ob man sie bloß als eine Funktion des vorstellenden Subjekts auffaßt, so bleibt es doch eine allem Zweifel enthobene Tatsache, daß derjenige Teil der Ausgedehntheit, innerhalb dessen sich mein ganzes Gefühls- und Empfindungsleben abspielt, der einzige im unendlichen Raume ist, der sich in absolut eindeutiger und objektiver Weise gegen alle anderen Raumteile abgrenzen läßt und von dem man mit Sicherheit behaupten kann: es ist »dieser« und kein anderer. Denn während es eine von Natur aus gegebene Tatsache ist, daß meine Empfindungs- und Gefühlsfunktionen die Peripherie meines Leibes nicht überschreiten, so daß die Grenzlinie zwischen meinem Leib und den an ihm sich unmittelbar anschließenden Raumteilen sich willkürlich nicht verschieben läßt, bleiben die Begrenzungen der sonstigen Raumteile der individuellen Willkür unterworfen, ohne daß ein festes Gesetz darüber entscheiden sollte, welcher Raumteil als »dieser« und welcher als »anderer« zu betrachten wäre.

Allein das Charakteristische und zugleich Verwunderliche an der ganzen Sache ist, daß mein eigentliches Subjekt bei all seiner Selbstherrlichkeit die absolute Abhängigkeit von den Dingen und Subjekten seiner Umgebung auf das lebhafteste empfindet, und daß es nur im untrennbaren Zusammenhange und unzerreißbaren Verwobensein mit diesen Dingen und Subjekten sich seiner Ich- und Selbstheit bewußt zu werden vermag, und daß, sobald es den Versuch macht, von allem »Äußeren« und »Gegebenen« abzusehen, um ungestört

bei seinem eigenen Selbst zu verweilen, es sofort ins Leere greift und an sich irre zu werden beginnt. Immer und überall, wo ich mein eigenes Subjekt auf das sicherste erfaßt zu haben glaube, erweist es sich bei näherem Zusehen nicht mehr als mein Ich, sondern als etwas ihm ganz Äußeres und Fremdes, denn da ich mich immer und überall als den Erfasser und Ergreifer empfinde, so muß es mir im Momente des Erfaßt- und Ergriffenwerdens notwendig entchlüpfen und aufhören Ich zu sein. Und daher kommt es eigentlich, daß ich meine Ichheit nur in ihrer engen Verstrickung in irgendeinem Dinge der Außen- und Innenwelt empfinden kann, nur solange ich mich in irgendwelcher realen Beziehung zu irgendwelchem »Objekte« befinde, ganz gleich in welcher Gestalt dieses Objekt vor meinem Bewußtsein auftreten mag, ob als materieller Gegenstand, oder als Nebenmensch, oder als Phantasie- und Erinnerungsbild, oder als Gedanke, — und daß an die Stelle meiner Ichheit sofort ein leerer Platz tritt, sobald ich es versuche, von all diesen Objekten Abstand zu nehmen, um mich nur auf mein eigenes Selbst zu konzentrieren.

Wir haben also gesehen, daß das menschliche Bewußtsein von der unausrottbaren Tendenz beherrscht wird, sich immer weiter zurückzuziehen, sich immer enger einzuschließen, sich immer tiefer zu vergraben, sich immer mehr zu konzentrieren, um in möglichst vollständiger Beziehungslosigkeit und Unabhängigkeit bei sich selbst zu verharren, während es anderseits nur in Beziehungen und Abhängigkeiten aller Art seiner selbst bewußt zu werden vermag, oder kürzer ausgedrückt, daß das menschliche Bewußtsein sich immer absoluter gestalten möchte, während es sich anderseits nur in Relativitäten aller Art zu behaupten und auszuleben imstande ist. In dieser widerspruchsvollen Situation stecken die tiefsten und verborgensten Wurzeln der Einsamkeit. Hätte das menschliche Ich die Möglichkeit vor sich gesehen, diese ihm innewohnende Tendenz zur Ausschließlichkeit und Zentralität inmitten all seiner realen Umgebung zum endgültigen Durchbruch zu bringen, wäre es je in der Lage gewesen, diese von ihm so scharf empfundene Einzigkeit, Alleinigkeit, Aufsichgestelltheit und Unersetzlichkeit in gänzlicher Unberührtheit von den unzähligen Eingriffen der Außenwelt zu wahren und aufrecht zu erhalten, wäre es ihm je vergönnt gewesen, sein eigenes Selbst mit Sicherheit zu

erfassen, ohne immer wieder sich darauf ertappen zu müssen, daß ihm dieses Selbst im Momente des Erfassens unter den Händen zerfallen und bereits zu einem Anderen geworden ist — es läge kein Grund zu irgendwelcher Einsamkeit vor, da doch Einsamkeit notwendig irgendwelche Abhängigkeit und Unfreiheit voraussetzt, während dann das menschliche Bewußtsein als eine ganz in sich abgeschlossene, bei sich und für sich seiende Welt, in vollem Besitze seiner Freiheit und Unabhängigkeit gelebt hätte. Wäre aber anderseits das menschliche Bewußtsein von Natur aus überhaupt nicht mit der verhängnisvollen Gabe ausgestattet, sich immer schroffer gegen die reale Außenwelt abzuschließen, könnte es restlos und mit seinem ganzen Wesen in seiner unmittelbaren Umgebung aufgehen, wie es der Fall mit einem materiellen Atome ist, das sich in lauter Beziehungen auflöst und in voller Angepaßtheit an die Dinge seiner Umgebung nur für ein Anderes und von einem Anderen da ist, es könnte erst recht nicht zu irgendwelcher Einsamkeit kommen, da doch Einsamkeit anderseits irgendwelche Ab- und Aussonderung notwendig voraussetzt. Und nur auf dem psychischen Boden eines zwitterhaften Wesens, wie das menschliche Ich eines ist, kann die Einsamkeit gedeihen, auf dem geistigen Boden eines Wesens, das seinerseits die Existenz der Außenwelt mit absoluter Sicherheit bejaht und gleichzeitig damit in einem Atem die Außenwelt gedanklich verneint, indem es diese durch diese Empfindung auf sich selbst zurückführt und sammelt.

Es ist nur ein anderer Ausdruck für die vom einzelnen Individuum so scharf empfundene Unersetzlichkeit und Einzigkeit, wenn dieses sich nicht zu erfassen vermag, ohne dadurch zugleich sich selber entfremdet zu werden, denn es muß jedermann ohne weiteres einleuchten, daß, wenn ich beispielsweise jemals in die Lage käme, mein eigenes Ich in seiner vollen Unmittelbarkeit und Lebendigkeit zu erfassen, will sagen, daß, wenn ich mich in dem dermaßen Erfassten nicht als Objekt, sondern als volles und reines Subjekt zu fühlen vermöchte, diese meine beiden Ich beliebig einander ersetzen und füreinander eintreten könnten, und mit meiner Einzigartigkeit und Unersetzlichkeit wäre es aus. Aus demselben Grunde, aus welchem ich mein eigenes Selbst als etwas Unwiederholbares und

Absolutes empfinde, aus eben demselben Grunde ist es mir ganz unmöglich gemacht, in dem ergriffenen und erfaßten Ich mich selber je wiederzufinden, denn wäre das letztere der Fall gewesen, so würde ich doch erstens wiederholbarer geworden sein und zweitens würde doch mein zweites Ich zu meinem ersten in einer Relation gestanden haben. In jedem Augenblick meiner Lebensdauer, an jedem Punkte meiner Lebensoberfläche fühle ich diese meine Einzigkeit und Ausschließlichkeit, dies sagen mir meine elementarsten Empfindungen und Gefühle, die im gegebenen Augenblick an dieser und keiner anderen Stelle des Raumes auftauchen, und die ich eben deshalb gedanklich als die meinigen bezeichne, will sagen, als Manifestationen, die von Natur aus mit dem Charakter der Einzigkeit und Alleinigkeit behaftet sind. Andererseits aber weiß ich mit derselben untrüglichen Sicherheit, daß dieser mein Leib, der adäquate Repräsentant meiner Empfindungen und Gefühle, und mithin alles dessen, was ich als Einziges und Ausschließliches empfinde, sich in fortwährendem Stoffwechsel mit den Bestandteilen meiner materiellen Umgebung befindet, derselben Umgebung, die meinem personalen Bewußtsein als etwas absolut Indifferentes und Fremdes gegenübersteht, und daß auf diese Weise sich von meinem unersetzlichen und unwiederholbaren Ich fortwährend Ringe ablösen und im Weltenraume hängen bleiben, wo sie als materielle Bewegungen ein mir vollständig fremdes und gleichgültiges Dasein führen. Irgendwo im unendlichen Raum ist das Ich meiner frühesten Jugend mit all seinen Reizen und Freuden hängen geblieben, irgendwo im unendlichen Raum wird mein gegenwärtiges Ich mit all seinen Träumen, Sehnsüchten und Hoffnungen hängen bleiben, irgendwo im unendlichen Raum wird dies alles zu leblosen Atomen, die in absoluter Teilnahmslosigkeit an meiner Seele vorüberziehen, und die von meiner Seele in absoluter Verständnislosigkeit angestarrt werden. Alles, was ich an meiner Person als etwas Absolutes und Fürsichseiendes empfinde, erweist sich mir bei näherem Zusehen als in lauter Beziehungen aufgelöst, alles was ich in dieser Person als Unwiederholbares und Unersetzliches fühle, wird fortwährend wiederholt und ersetzt, und alles, was sich in meinem Bewußtsein an ihr als etwas Unfaß- und Ungreifbares darstellt, wird unaufhörlich von

den materiellen Bewegungen ergriffen und in ihren Strudel hineingezogen.

Es ist nun sehr natürlich, wenn sich die menschliche Seele nach einem Stützpunkte sehnt, um in dieser unhaltbaren, widerspruchsvollen Situation einen sicheren Halt zu gewinnen. Aus derselben Wurzel, aus der die Einsamkeit stammt, wächst auch die Sehnsucht nach einem Ausweg aus ihr hervor. Da stößt die Seele innerhalb ihrer Umgebung auf das fremde Ich, das zunächst und auf den ersten Blick sich ihr gegenüber als ein Ding unter Dingen gebärdet und als solches auftritt, in welchem sie aber bei etwas näherem Zusehen eine volle Wesensähnlichkeit errät und herausspürt. An den beiden Einsamkeiten entzündet sich das Ineinander und die Gemeinsamkeit, ohne daß die Seele dabei an ihrem Eigensein und an ihrer Selbständigkeit irgendwelchen Schaden nimmt. Denn das Fürsichsein der Seele, das in einer Welt von lauter Relationen sich nicht zu behaupten vermag und nicht zur Geltung kommen kann, findet hier seine volle Bestätigung und Sanktionierung. Dieses Für- und Beisichsein der Seele kann unmöglich vollkommen sein, solange das individuelle Ich in seiner Gesondertheit nur bei sich allein verbleiben will, da es in einer Welt des Füreinander gar nicht imstande ist, sich abseits von Relationen auszuleben, es wird aber gesichert, sobald es diesem Ich gelingt, mit einem fremden Ich in eins zu verschmelzen, da in diesem Falle das Füreinander und das Fürsichsein in einem einzigen Punkte koinzidieren.

Paul Beyer:

MÄDCHENGESCHICHTE

SIE waren satt vom ersten Abend aufgestanden und saßen schal in die Nacht. Gedanken kamen so, als stände nichts vor ihnen. Sie hängten klingende Dinge, die sie sprachen, an die schwarze Tafel, die zukunftsdukel vor dem Fenster lehnte. Und doch ruckte die Uhr unkend ihr Haupt und schlug bedachtsam an die Schale, aus welcher die Zeit steigt. Verstohlen gähnten die roten Mahagonischränke. Augten in das warme Streicheln des Feuers, das auf den grünen Tisch (mit krausem Mehl der Stickerei kreisrund bepudert) bieder herabsah.

»Sie blakt ein wenig,« sagte Henni und hob die Hand vom blau-geblühten Kleid.

Manchmal waren sie ganz still, weil eine Brücke zwischen ihnen Flügel spannte, auf der einsame Gedankengänger sich ansprachen.

»Weiter,« tönte er so hin.

»Ich hab' doch gar nichts gesagt.«

Er schrak. Sie versuchte ein Lächeln. Dann kniete sie vor ihm, grub ihr Gesicht in seinen Schoß: »Mein Gott, ich habe Angst um dich wie ein Mädchen.«

Sie weinte ganz laut.

Er stemmte sich: »Ich muß nun fort.«

Sie überströmte an ihm, der ihren Scheitel leise bestrich.

»Wein' nicht, Henni. Laß all meine Bücher liegen. Denn wenn ich wieder...«

Da riß das Dunkel. Licht brach grell herein. Und sein Mund war voll ihrer stammelnden Küsse.

Noch einmal sah er den kleinen Schreibtisch, wo Werke offen warteten. Dann wurde er fest: »Glaub' mir, Henni, daß dein Sohn einst ganz groß wird, weil er aus dieser Zeit und unserer Liebe zum Leben kommt.«

Sie aber fühlte, daß ihr Leib nackt war. Und ihr Kleid wurde durchsichtig.

★

Sie erschrak heftig, als er die stürzende Stiege ohne Blick pochend zu Ende kamm.

»Du bist viel weiter, als du bist,« schluchzte sie leise.

Er drehte sich um, sah sie oben, vertrat den Fuß, fiel auf die Knie. Ganz unten. Der Degen rasselte.

Schnell eilte er laut durch den dunklen Flur und verbiß die Lippen, daß seine Schläfen hervorquollen, als würden hier Augen nach den Seitenenden der Zeit. »Was mag dort liegen?« Eine metaphysische Frage nach der mehr dimensional Zeitlichkeit umsurrte ihn: ein quälendes Insekt.

Die Nacht stürzte über. Er straffte sich und schritt weit aus durch die nützlichen Gebirge der Häuser, die von den Monden der Bogenlampen viel zu hell und viel zu dunkel waren. Er schlug die Hand weit durch die Luft. Es piff. Sie zitterte wie endende Films. »Wechselstrom.« Davon kam er nicht los. Später bog er in Gassen, wie Cañons der Wagenflüsse, vorbei an Mädchen, welche zischend gegen Häuser lehnten. »Mein Vater war Ingenieur.« Und weiter. Rascher. »Warum muß ich nach Osten kämpfen, wo meine Mutter geboren ist. Und gegen die Sonnenbahn!«

Er sah, wie Henni in irgendeinem Haus stand. Hoch an den Stufen. Jetzt erst, wie lange er fort war, merkte sie, daß unten ein gelber Docht öligen Schleim blähte, der, die Zacken der Treppe benützend, bis zu ihrem verwunderten Kleid winselte, wo ihn die kleinen Augen bedauerten.

Dort verbarg er sich ebenso in den Falten, wie Hennis Gesicht im Taschentuch.

★

Langsam setzte sie am Nähtisch einen hellblauen Brief an ihn zusammen. Darin stand: »Du bist so groß, daß keine Kugel dich treffen kann. Ich habe gar keine Mädchenangst mehr. Denn zum großen Mann gehört auch, daß er von Kugeln verschont wird. Weißt du denn noch gar nicht, daß Kugeln auch Ehrfurcht und eine Seele haben? Sieh mal, du hast noch nichts geleistet. Aber ich weiß, daß

du einmal groß in der Welt wirst, so wie du jetzt schon bei mir bist. Und überhaupt, wozu solltest du denn sonst geboren sein. Mein kleiner Junge bist du, und ich muß dich betreuen. Du mußt mir aber schreiben. Ich weiß noch gar nichts von dir, seitdem du fort bist. Ich bin ja so leicht zu trösten, denn ich bin einfach, und an mir ist nichts Besonderes. Du sagst immer, ich bin dein Polares. Und jetzt bist du am fernsten . . .«

Als sie fertig war, faltete sie ihn ein und schloß ihn.

Dann sang sie ein Lied.

★

Sie saß und las und spann sich um ein Buch. Darin waren die Sagen der bunten Blume von Lhâssa. Es war so tief, wie einer schrieb, der den Geist noch nicht kannte. Nun war es alt. Und der Gott, welcher alles von sich am besten wußte, lachte darüber.

Gern verschwand sie in dem weichen Rot von Lotos, das daraus zog, und hörte durch den Wind am helleren Strom das wache Hallen rollender Gonge bald nach Mitternacht.

Es klopfte, daß sie erschrak. Die Stubentür sprang hastig auf. Ein Wind stieß tief ins Zimmer, hob die Gardinen wie Röcke und strich mit unsichtbarer Hand die losen Blätter vom Schreibtisch. Henni erblaßte und bückte sich schnell. Ein Peitschenknall im Schrank machte sie hochtaumeln. Alle Schubfächer streckten die Zungen heraus und knarrten leer. Aus der Schranktür wuchs wedelnd (der Saugarm eines Polypen) ein ängstlicher Gedanke und schnappte nach ihrem Knie, das knickte.

»Nanu,« sprach Hill dick vom Türrahmen und trat ins Zimmer. »warum ist alles offen?«

»Ich wollte den Brief fortbringen.« Ihre Stimme zitterte.

»Haben Sie an Wilhelm geschrieben? Wie geht's ihm denn?«

»Es ist noch kein Brief da.« Sie hatte einen Kinderkopf, und ihre Augen blickten treuherzig.

»Ich bin gekommen,« er legte Hut und Stock auf den grünen Tisch (sie glaubte, daß sein Kinn verschwand: er sah aus wie ein Geier), »ich bin gekommen, um seine letzten Sachen auf Druckbarkeit hin durchzusehen.«

Plötzlich haßte sie ihn: »Warum sind Sie nicht im Krieg?« Sie trat ganz dicht zu ihm.

Er lachte: »Weil ich keine behaarten Arme habe.«

Henni fiel in einen Stuhl. Hill blätterte in Papieren. Einmal sah er auf: »Übrigens wissen wir, daß es auf Psychologie nicht mehr ankommt. Und ob alle Mütter von großen Männern Marien waren, ist bezweifelbar. Fest steht nur, daß Kausalität die herrlichste Dichtung ist und dieses Zeitalter politisch. Natürlich ist der Individualismus schuld an den Kartoffelpreisen. Jetzt stoßen wir alle in ein Horn und schreiben, daß Schreiben nichts wert sei.« Henni stand auf.

»Gehn Sie fort, Sie sind ein Intellektueller.«

»Da irren Sie.« Er zog die Brauen hoch und stieß den Zeigefinger steif durch die Decke. »Les intellectuelles se sont intellectuels. Dies soll der Grabstein meiner Gallizismen bleiben.«

Aus den Tapeten sprangen Vögel und sangen, die Sonne drehte sich auf, und alle Blumen am Fensterbrett leuchteten. Da öffnete sie ihr Gesicht wie ein Buch und las: »Ich glaube an den Osten.« —

»Ja, gewiß, man darf an die Kultur-Futura nicht den Maßstab der Kanalisation legen. Und sicher haben Sie viel Schlegel-Friedrich gelesen.« Er stand auf.

Aber da war sie schon lange im Schlafzimmer und band ihren Sommerhut um.

Hill nahm den Stock und stäubte unwissend den Hut mit dem Mittelfinger ab.

★

Bronzene Gongs von Geschützen schütteln das Frühlicht wach. Aus Erdhöhlen hebt sich, über Flächen gefegt, die Sturmtrompete blank wie ein Strahl und wälzt Schlachtenschlangen quer vor sich hin. Raketenbäume flitzen Flugzeuge ins Ungewisse. Ketten entschnattern den Zähnen der Wälder. Attacken prasseln, Hagel, an die Hügel, die dort sich aufbäumen.

Und bronzene Gongs von Geschützen schütteln ein Lied wach in Brüsten. Heben es schwer in die kühle Bläue.

Da — vorn unter vielen der Eine. Den Degen himmeldurchbohrend, reißt er mit scharfem Schrei Gebrüll aus dem Chaos, das vorspritzend Winddünen, zur Tiefe fliegt.

Und er schreit wieder — ob er gleich fiel.

Gleichviel wer siegt.

★

Wie der Morgen die grauen Bärte von den Dächern nahm, stand Henni auf aus ihrem Bett. Sie zog sorgsam den gestreiften Morgenrock an und ging in die Küche, um Malzkaffee zu kochen. Der kleine Gashahn zischte, eine blaue Flamme spreizte erwachend die Krone. Es war kalt. Darum ging sie zum Fenster, schloß es und nestelte sich enger in das Kleid ein.

»Guten Morgen,« sagte der graue Küchenschrank hinter ihr und verbeugte sich tief. Sie fuhr herum, so quirlte sie der Ton. Heißes Eisen goß von den Schläfen in ihren Schoß. Und aus Angst, der Schrank könnte fallen, stützte sie ihn. Doch er wich schlammig unter ihrer Hand wie Gallert.

Eilig lief sie ins Schlafzimmer und zog, zitternd vor dem, was kommen sollte, das grüne Kleid mit gelben Punkten an. Wusch sich kalt und steckte das Haar auf.

Der Spiegel, ein simpler Voyeur, nickte: »Sieh, welche schöne Hände sie hat.«

»Wie ungebildet,« dachte die beteiligtere Bettdecke, »sie hat Hände wie Magdalenen.«

Da wurde sie rot bis unter die Brust, warf sich lachend aufs Bett und drückte die warme Decke an sich. Wie froh sie war, angekleidet zu sein. Sie stand gleich wieder verlegen auf. Ging ins Wohnzimmer. Aber wie erstaunte sie, als der Schreibtisch ihr half, indem er sagte: »Ich kenne einen, der würde meinen, deine Hände sind auf dem Kleid, wie Mandelblüten, die im April-Regen von Li-leis schlanken...«

Schnell nahm sie eine Photographie, küßte sie mit nassen Augen und flüsterte: »Wilhelm«. Wie ein Vorwurf.

Von der Küche her rief das kochende Wasser schrill. Sie stellte das Bild hastig hin, daß es umfiel, und lief hinaus.

Um den Herd quirlte Dampf. Sie meinte, daß Wilhelm darin stand. Er war weiß und blutete. »Bist du zurück!« schrie sie und schlug die Arme um ihn. Ihr Kopf dröhnte —

Als sie zu sich kam, war es Abend. Sie klemmte zwischen Eimer und Herd. Mühsam, zerbrochen stand sie auf. Brauner Geruch lag zottig von den Wänden.

Es knallte. Der Kochtopf war zersprungen über der Platte, die

von den Flammen glühte. Sie drehte das Gas aus, goß Wasser auf die Glut. Es schrie sie an: »Henni!« Zischend zersprang das Eisen.

So schnell sie konnte, floh Henni ins Schlafzimmer. Doch aus Angst, der Spiegel möge sie verführen, sprang sie über das Bett zum Wohnzimmer. Ihr Haar flog wirr. Die Nadeln zerplatzten zu Boden. Es wurden mehr. Schon wuchs ihr Klingeln zu höhnischer Musik. Hinter ihr prallten Gelächter von den Wänden. Sie lief. Das Zimmer nahm kein Ende. An den Seiten standen Schreibtische, unter denen hervor weiße Pferde glotzten, die den Kern der Zähne aus ihren Lippen schälten. Sie schrie. Die Gelächter rasselten gepanzert dicht hinter ihr, wie eine Herde riesiger Kellerrasseln. Plötzlich senkte sich der Boden, wurde abschüssig und steil. Sie stolperte. Senkrecht fiel sie durch bronzene Schächte. Ihre Kleider zersplitterten. Hart schlug sie auf große Gewinde von Schiffstauen, die sich in halbhellem Raum unabsehbar hinlagerten. Die regten sich. Reckten sich hoch wie Schlangen, zischten sie an. Umwanden sie kosend. Sie schlug um sich. Aber die Taue krochen unbeirrbar um ihren Leib. Fesselten ihn. Ringelten Brüste und die geklemmten Schenkel ein. Legten sich sanft um Hals und Ohr. Jetzt fühlte sie, daß sie nackt war. Da lagerte sie sich breit zurück auf kühle Kissen, die warm wurden, löste den Schoß und ließ es leise rauschend mit sich geschehen.

Johannes R. Becher,

VERBRÜDERUNG

NEUE GEDICHTE

I

DER ENTFERNTÉ. Georg Trakl.

Er geht durch Wälder. Lautlos unbewegt.
Wo gar kein Raum ist in der Luft zum Schrein.
. . . und würgt und würgt! Da gern es schlafend trägt
Ihn, hängt er sich ins Horn des Hirsches ein.

Betaute Wiege. Doch erwacht er grell,
Matt gießen Mond und Sonne sich herein.
Ein wenig plätschert er im schwarzen Quell.
Er schlürft berauscht vom bitteren Abendschein.

Seltsam durchmischt verblieben die Geräusche
Aus jener Stadt, die knospet auf im Blut.
Von zweien Kindern ausgebrochenes Kreischen.
Wie Blasen steigend Böller Festsalut.

Auf einmal dann — : gestreckte Schlote zischen.
Andante-Baß der Straße bunter Ton.
Wo Brüllen . . . Haufen schleifen an. Lang Wischen . . .
Am Ende schlüpft heraus ein Grammophon.

Er geht durch Wälder. Lautlos unbewegt.
Wo gar kein Raum ist in der Luft zum Schrein.
. . . nur manchmal wie umarmend schlägt
Den Kopf er brüderlich ins Moosgestein.

II S Ö H N E

Für Alfred Wolfenstein

Der auf Kothurnen nach Gestirnen stampft . . .
Die Mutter kreischend sich aus der Veranda bückte:
Da ziehst du weg ob blauen Dächern drüben!
Verkohlte Städte um das Haupt ihm dampfen.
Scheinwerfer Auge in die Runde zückt.
Parierst mit Palmenfächer aller Ungeheuer steiferen Tatzenhieb.

Der Sohn wird krumm in Straßen kollerndem Gedärme hängen.
Gekreuzigt wirbelt er in Mondes Fängen.
Es schwimmen um ihn tausend Söhne breit.
Von Freunde Schultern schwingt er sich: zur Fahne!
Ums Handgelenk er quirlt der Ströme Bahn.
Ein Kandelaber. — Auf Gehirn schreit:

»... Söhne! O Söhne! Antlitz zerpflügtes träuft Moor.
Fraß euch bald Finsternis?! Fratze der Väter schnell?!
Ach, nicht Gefilde leicht tanzend kommen euch hell.
Mit Eiter besprengt nur. Schäumen Blut-Leims durchgoren.

Hah! Als uns schoß ins weicheste Profil
Maigarten-Mädchens düster, o düster ein Grund.
Lila-Schatten, Quadrate Spülicht. Zu viel —
Fetzen Frühling bröckeln Schmetterlinge in den Massensund.

Die Lehrer schreiten unsichtbar im Zug.
Daß jener heulend vom Gerüste sprang.
Die Brüder fallen. Ungeübt im Flug.
Beschnitten. Dennoch steil und Überschwang.

Ja —: tödlich sich Tyrannen spalten vor dem Bug der Attentäter,
Verkrochen in der Menge. Eingespannt und schmal.
Einst sie enorm gen die Azure federn.
Dann fern wo bög sich frei ein Tal!

Wer aber stemmt entzwei die Throne der Gesandten?!
 Zerreißt die aufgeblähte Brust, der Orden gottlos Firmament?!
 Ist noch die Schar zu klein?! Und müßten neue landen?!
 Daß unser Hauf der Feinde Schutzdamm überrennt.

Fügt Strophen selben Baus! Uns heimlichste Kokarde.
 Ein Platz schwelgt rasend im Trompetenmund.
 Durch Haare Waldung kämmt der Morgenstund
 Geläut. Saum kühlster Engel nach verquollener Fahrt.

So zündet an euch! Laßt die Hände spielen
 Signale endlos durch den Äther hingestreckt!
 Aus dem Gymnasium flammt gleich Sonn der Schüler
 Geäug. — Ein längster Windflor fegt

Aus Spitzen eurer Finger Manifeste.
 Die kurbeln an. Sie schlagen gell Alarm.
 Millionen kehrend heim vom Schlächterfeste,
 Versammeln sich im aufgeworfenen Arm.

III

BEILIS. DEN JUDEN

«... du Heiliger gerissen fort, gequälet,
 Gepacket ein in spitziger Wickel Mampf...»
 Das runde Angesicht (ein Apfel) schält
 Sich in dem Bad aus sengender Gifte Dampf.

Der Rücken trieft, ein Acker voll Geblute,
 Und Schwulstelöcher bohren am Gesäß.
 Kosaken züchtigen ihn mit steifer Rute,
 Auch häufend Fladen auf des Hauptes Schnee.

Ein Sack ihm Polster, doch in schwarzer Zelle
 Zucket ein Schein Jehovas Blitzeslicht!

Durch Träume spült von Düften eine Welle
Ein Balsamumwurf seiner nagenden Gicht.

Der Reihe nach ihm winken die Propheten,
Ja Moses tönt ein Horn vom Sinai.
Es weilt am Libanon Gesang der Zedern.
Du Zionsvolk ringshin den Gärten ziehst.

Jerusalem er schaut im Aug der Henker,
Der hingeschleudert auf der Folter Bank.
In jedem Streich Rosinenbrot empfängt er,
Manna und Wein. Die heilige Lade schwankt!

Aus fremden Städten winseln die Gewürgten.
Ihr Zeichen um den Hals der Kette Ring.
Die Ströme öffnen sich. Gen die Bezirke
Der Väter lenkt Beilis sie. Die Wüste schlingt

Glühende Haut. Rasende Brüderchristen,
Brut Sarazenen dräun im Hinterhalt.
Die Popen schwenken heulend Kruzifixe.
Des Nebels Schleier um den Feind sich ballt.

Von Hügeln gleißt dies Heimattal umschwungen,
Der Palme Schwall streut harzenen Myrrhenhauch.
Die rostigen Nägel in solch Fleisch gedrungen
Ein armer Heiland er am Süßholz kaut!

Und leckt die Steine schlürfender Speichelküsse.
Die Richter ob dem langen Tische schrein.
Ein Fliegen-Schwarm stiebt aus geschwollenen Füßen.
Aus Brust und Nabel dünne Bäche speien.

Beilis! Beilis! . . . Ein Laut schreckt ihn. Jetzt heben
Die von den Tischen sich. Er hockt ein Lamm.
Beilis . . . In seinen Adern Engel schweben.
Der Hiobleib drückt aus, ein Schimmelschwamm.

Beilis . . . den Namen tragen Botenwinde,
 Ihn wiegend sanft, sich wölbend zum Azur.
 Beilis . . . es schrillt! Die grünen Knechte winden
 Den Klumpen Schächer aus. Auf Treppenflur

Der liegt. Er röchelt nicht. Er raucht! Ein Feuer
 Dem Herrn zum Wohlgeruch auf dem Altar
 Des Blocks. Der Herbstes nächtiger Regen scheuert.
 Aus spitzem Hut wächst sich veröltes Haar.

IV

SANG DEN FRAUEN

Für Else Hadwiger

Aus Abendröten kreisen wir. Ob bunterer Lauben.
 Die Flöte spült herein mit weichem Klang.
 Geschwärztes Mädchen. Steife Haare rauchen.
 Zerschlissenes Hemd. Geknetet Brüste lang.
 Um dürre Hälse Spur des Lila-Strangs.
 Wir tollen Schwungs, der Reden süß entzaubert!
 Gespreitzt zur Harfe knöcherne Griffelhände.
 Ein Fistelton . . . Im Antlitz Mörtelwände.

Wo ragst du Mann ob schaukelnder Tribüne?!
 Die Pyramiden-Stadt schwirrt jäh. Sie loht.
 Was gilt uns heut noch ein Libellenboot?!
 Flächen von Samt, gen unsere Lippen grünend.
 Kein Hügel labt mehr. Tief die blanken Schienen
 Gebohrt durchs Stockwerk unseres Leibs. Das Lot.
 Wir schwinden fort in höllischen Krawallen.
 Schutzleute wogen. Häupter Fahnen krallen.

Geist! Unser Retter! So im Blutlauf schürt!
 Gehirn zuspitzt. Daß Viadukten gleich sich Muskeln spannen.
 (< . . . an Griffen eurer Dolche blühen Tannen-
 Wälder . . . > — Geist der uns ballt. Der führt.

Daß unsere Söhne, die Heroen, sammeln
Nationen. Überstrahlt. Und wir! Und wir!!
Kartätscht die Reih! Von Lüften Bleis zernagt!
Die Wenigen sind!! O ungeheurer Tag!!!

Ja —: Hirtinnen wir groß in Städten walten.
Wir Chöre. Euch beschwingend zu dem Bau.
Wo Öfen Blitz entzwei den Himmel spaltet,
Der niederschüttet Berge Aschentaus.
Die wir in Wüsten Haine Zedern falten.
Euch zerrten kriechend weg vom Drahtverhau.
Zu Prozessionen wir Plakate schwenken.
O —: Pauken blühn aus unseren Kniegelenken.

Wie Fahnen streuen vor wir Manifeste.
Trompete klafft der Mund. Es brüllt Alarm.
Aus eueren Gräften, feuchten Toten-Nestern
Lichtsäulen steigt ihr: dunkler Brüder Schwarm.
Die jungen Dichter schleudern weite Gesten.
Sie schufen Staat. Ein neuer Ton schleift warm.
Auf Plätzen weinen Bürger. Tätowierte Huren,
Die Engeln gleich mit Püppchen niederfahren.

Hah! Rhythmus wollen wir, der zu Nationen
Ein mystischer Strom verschmelzend überschlägt.
In Auges Winken noch die Krüppel wohnen.
Europa unseren Stirnen eingeprägt!
Daß der Geschütze Tempo, einst Äonen
Durchhämmernd knurrend, wölbt zum Hauch, der trägt
— auf Flammen Rost erbaut und blitzumrändert —
Uns an die Bucht getürmter Freiheits-Länder!

V

DURCHHELLUNG

R. S. gewidmet

Höll reißen durch sie —: aus Granit die Stürme.
 Ja, Palmen peitschen. Schrei wie nie zuvor.
 Posaune brüllt. Zerprasseln der Gewürme.
 ... und fügtet euch umsonst zum Klagechor ...

Eh solcher Braus euch nicht vom Aussatz schor —
 Zerschmetternd Licht aus Häuptern, Kegeln!, gor —
 Dann hissen wir uns Segel selbst den Türmen:
 Heiliger Fahne straffster Flor.

Welch jubilierend Zueinandereilen!
 Ein in sich Schieben! Durch und durch Zerwenden!
 Wie neuen Frühjahrs scheint der Raum verwürzt.

Der Sterne Dusche trifft uns allerort.
 Die Straße bäumt. Stählerne Saite klirrt's.
 Umarmend Aeroplane sich im Steilen.

VI

MELODIEN AUS UTOPIA

Sie dringen langsam schon heran, bald gleiten
 Sie milde Stöße auf und ab im Blut.
 Die Adern tönen, Netz gespannter Saiten.
 Moorsee des Cellos zwischen Bergen ruht.

Darob die Inseln der Gestirne hängen.
 Verweste Tiere blühn in Wäldern auf.
 Es steigen Prozessionen nieder in Gesängen.
 Der Fluß beleuchtet seinen schwarzen Lauf.

O Mutterstadt im freien Morgenraum!
Es flügeln Fenster an den Häuserfronten.
Aus jedem Platz erwächst ein Brunnenbaum.
Veranden segeln mondbeflaggte Gondeln.

Sie künden Männer an, elastisch schwingen
Die durch der Straßen ewig blaue Schlucht.
Ja —: Frauen schreitende! Mit Palmenfingern.
Geöffnet weit wie Kelche süßester Frucht.

Und Freunde strahlen an dem Tor zusammen.
Wie hymnisch schallt purpurener Lippen Braus.
Nicht Söhne mehr, die ihre Väter rammen.
Umarmte ziehen, Sonnen, sie nach Haus.

Zu weichstem Park verschmölzen die Gefilde.
Die Armen schweben bunte Falter dort.
Goldhimmel sickert durch der Wolken Filter
Ob Völkern hin. — Lang dröhnender Akkord.

G L O S S E N

*Die Landschaft
des Malers Franz Marc*

Wie treib ich unbehelligt von den Schweren
sinkender Nacht, und schweige! Ich empfinde
den weichen Fernendruck der neuen Winde:
an Ufern brüllt es auf aus niedern braunen
Herden.

Aus schwarz von Rauch umstobenen Bahn-
höfen,
erhellet als schon das Tor des Paradieses,
erstehn zu Wolken, stoßen, schreien Möwen.
Ich zittere vor dem Huschen eines Wiesels —
Zu Ungeheuern ausgeweitet, bauen Ar-
beitskähne
die Horizonte meines Kupferbootes.
dicht schließt die Luft, nur Schatten sind
die Schwäne,
blau im Gesang des Friedens und des
weiten Todes.

Was jagt vorbei: flammendes Pferd? ge-
fleckter Schatten eines Hundes?
Süße Erinnerung des Tages und vergeß-
nen Lasters —
da überweht die Muskeln meines Mundes
Geruch der Tiefe, fauliger Hauch des Wassers.
Entrückt der Zeit, zerstoben schon die
Stunden
schwerfarbig hin. Und aber kommt ge-
wohntes
Anschaun blutender Nacht im Licht des
schweren Mondes.

Rudolf Leonhard.

*Der Sinn des Kampfes.
(Geschrieben 1906.)*

Neue Eroberer, der Menge nicht be-
kannt, doch fortschreitend in allen Werken
der Erde, sind unter die Völker getreten, un-
sichtbar und allgegenwärtig, ihre Schiffe be-
gennen einander in allen Häfen und Meeren,
wie über Pläne von Schlachtfeldern neigen
sich ihre Blicke über die Festländer zwi-
schen den Ozeanen, sie schätzen die künf-
tigen Ernten unter den sengenden Sonnen
aller Zonen, sie kennen die Reichtümer
aller Kohlenlager, Eisenberge, goldhaltigen
Gewässer, die Mengen von Kupfer und
Zinn, bis in die Urwälder und Wüsten
hallt das Schießen des ununterbrochenen
Krieges, den sie erhalten wie Jäger, die
eine Schlinge legen, ohne es zu wissen,
sind alle Völker ihnen tributpflichtig, un-
sichtbar wirken sie im Rate der Fürsten,
ihre Überwundenen sterben unauffällig wie
von einer rätselhaften Krankheit gezeichnet,
die leise das Leben aufsaugt, doch ihre
feinsten Siege sind jene, bei denen un-
sichtbare Schüsse, aus den lichten Unend-
lichkeiten des Geistes und Gedankens fal-
lend, mit Leichen alle Fernen bedecken.
Jeden Schritt ihres Weges und ihrer Träume
begleiten geheimnisvolle Sklaven auf bei-
den Halbkugeln der Erde. Selbst die geisti-
gen Schöpfer, Erfinder, Besieger der Ele-
mente, Künstler sind gedungen auf ihren
Feldern. Dem, der die Erde beherrschte,
scheint auch die Sonne zu dienen als eifer-

süchtiger Hüter des Werkes der Wolken und Winde.

Aber jede, wie ein Aufschrei in die Tiefen des Lebens dröhnende Kraft erweckt tausende träumende Kräfte. Gegen diese Macht, daran durch Aonen die Hände der Toten arbeiteten und deren einzige tragische Schönheit die ist, daß in ihr der Mensch zum ersten Male die gesamte Erdkugel mit dem glühenden Netze seines Willens umspannte, tritt gerade der so geheimnisvolle allgegenwärtige Feind auf. Die Massen, durch Jahrtausende demütige Teilhaber der Pracht und des Brotes, haben sich gerührt. Im ersten Frostschauder des Entsetzens, der einer jeden neuen Wahrheit Begleiter ist, beginnen wir zu ahnen, daß an unseren Schmerzen und Freuden Wesen den größten Anteil haben, die wir im ganzen Leben nicht erblicken, und daß wir von Schlägen betroffen werden, ohne die Hand zu kennen, die sie uns versetzt. Das Geheimnis der Einheit strahlt aus den Tiefen des Stoffes, die Weite hört auf, Weite zu sein, das Leiden, das sich seiner Allgegenwart auf Erden bewußt wird, verwandelt sich in eine Naturkraft, die an der Umwandlung alles Lebens mitwirkt. Der Geist, im Dienste der Sieger gefangen, erhebt sich gegen sie. Im glühendsten Feuerherd des wirtschaftlichen und sozialen Kampfes handelt es sich um geistige Dinge, um ein anderes Verhältnis des Herzens zu Millionen von Herzen, um eine andere Betrachtung der Freude und Schönheit. Ein neuer Mensch kündigt sich auf Erden an. Der Landwirt, der von Grenzstein zu Grenzstein sein Gefilde überblickt, sieht alle Ebenen und Gebirgszüge vor sich, mit allen Meeren, Reichtümern, Brudervölkern und Städten. In den Tiefen der Geister ist schon sein Reich und eine andere Ordnung der Dinge vor-

bereitet, und daraus, daß die innere Wahrheit in Millionen Menschen eine andere ist als die Wahrheit der sichtbaren Wirklichkeit, entsteht die Trauer und beunruhigende Schönheit der gegenwärtigen Zeit. Der Mensch bebt vor den Horizonten, die bei jedem Schritte vor ihm sich erschließen gleich Halluzinationen, er ist erschreckt durch das majestätische Schweigen, darin sein Entsetzensschrei sich ohne Antwort verliert, er zittert, ungewohnt, vor den Winden, die Gesang von allen, plötzlich erschlossenen Meeren zu ihm tragen, von allen Landungsplätzen und Werkstätten, und die Düfte, die den Urwäldern entrauchen und über Äquatorialseen ziehen. Wie bei heftigem Aufstieg stockt sein Atem im süßen Weben des Äthers, der von der fliegenden Erde Bewegung an sein Gesicht schlägt. Durch Aonen zu Mißtrauen und Kampf erzogen, bebt er vor den unerwarteten Berührungen von Millionen Geistern, deren glühende Gegenwart er selbst in jenen Tiefen seines Wesens zu verspüren beginnt, wo sein geheimster Gedanke allein zu sein vermeinte. Er schließt sein Auge, aber gegen seinen Willen dringt die aufreizende Sonne durch die geschlossenen Lider zu ihm. Wo den Horizont seiner Väter die Höhen der Heimat begrenzten, sieht er die funkelnden Spiegel ferner Flüsse und Festländer hinter Ozeanen. Stürme, die um die Erdkugel kreisen, schütteln Funken aus verbrannten fernen Städten auf das Dach seines Hauses. Das Schweigen der Gefängnisse und Hinrichtungsstätten dringt zu ihm von der anderen Seite der Erde durch den brodelnden Glutkern ihres Innern. Der Aufschlag der Balken aus dem fallenden Gerüste des geheimnisvollen Baues und die Hiebe der Axte rauben ihm den Schlaf. Verwandelt hat sich die

Nacht in irre Schreie von Fragenden und aus unermesslicher Ferne Antwortenden. Aber die Lebensleidenschaft war niemals so tragisch gewaltig, mit heftigen Wellen die Völker verrückend, niemals offenbarte sich die Illusion des Lebens den Enterbten blendender, das Geschenk des Ordens und der Lust kostbarer, der Körper reicher und bewunderungswürdiger, die in der Sonne reifenden Trauben süßer und begehrlischer. Als ob aller Glanz die Erde strahlend überflutete und Funken schlug aus Gewässern, Blüten, Wolken und Blicken. Aber mit der gleichen Stärke, mit der in den Völkern die Leidenschaft für die Erde wächst, wächst das Bewußtsein, daß ohne die Mitarbeit von Millionen niemand die Früchte aus ihren verborgenen Gärten verkostet. Die höchste Wollust der Erde, die Berausung am Siege der Bruderkraft, die Freude über die Freude der Brüder, bleibt unbekannt und unzugänglich. Der Körper des Menschen ist von der Vergangenheit geformt worden, ganze Gebiete in seinen Sinnen, die der Nacht des Kosmos zugewendet sind, sind bis jetzt von unserem Lichte nicht erreicht worden, die Empfindlichkeit für höhere Formen der Liebe, die sich der Freude aller als ihrer eigenen bewußt würde, ist unentwickelt geblieben. Mit Bangigkeit wie vor Wesen aus einer andern Welt sind die Massen vor dem süßen Willen der Heiligen zurückgewichen, deren Herzen gleich Früchten an der Sonnenseite des Gartens früher gereift sind, als die Herzen der übrigen Mehrheit. Dem Kinde, der Frau und dem Volke wenden sich die Hoffnungen der Rassen zu. Es ist nötig, den Körper im unterbewußten Gebiete zu erweitern, zu vergeistigen, reiner, widerstönender, helllichtiger zu gestalten. Und mit einem schmerzlichen Instinkt, der das

geheimnisvolle Gesetz des Reifens auf Erden ausdrückt, beginnt sich der Mensch bewußt zu werden, daß alles, was auf eine Umwandlung unserer Wirtschaft mit stofflichen Dingen abzielt, auf Kraft, Reinlichkeit, Einheit und Freiheit der Sinne, eine geistige Anstrengung ist, der Kampf um die Schönheit, der letzte, in eine unabsehbare Zukunft weisende Kampf auf Erden.

An dieser Arbeit am neuen Menschen ist die Kunst auf ewig beteiligt, süß und selbstverständlich wie die Sonne, die Wollust und der Tod. Was dem schöpferischen Geiste sichtbar wird, ist es nur im Lichte, das dem höheren Leben im Kosmos entströmt. In den Märgen der Urzeit, in Mythen, in der geheimen Wissenschaft und in so zarten und unglaublichen Träumen, daß, sie von ferne deuten zu können, eine besondere Sprache von Symbolen, Musik und Formen geschaffen werden mußte, erhielt die Kunst jahrtausendlang die Hoffnung an die Beherrschung der Elemente durch die gütige Macht des Geistes aufrecht. Allgegenwärtig in tiefer Sehnsucht nach Pracht, legte sie wie ein Gärtner unter allen Sonnen Gärten an für die Liebenden und spann an einerlei Webstühlen das Kleid der Frauen und gottesdienstliche Gewänder. Nicht einmal vor dem Tode hielt sie inne und strebte, aus dem Schweigen seiner geschlossenen Lippen die Antwort zu erraten. Sie war der allgegenwärtige Ankündiger der Feiertage, der Architekt der Lebensillusion, der Meister der Stille, darin das Rauschen der Gestirne zu hören ist, der Schöpfer höherer Schmerzen und der Erde bitterer Richter.

Aber die Schöpfung der Schönheit ist nicht bloß auf Werke beschränkt, die in Büchern, Bildern, Statuen und Gebäuden erhalten sind. Sie liegt im ganzen Plane des Lebens, sie ist die allgegenwärtige

Empfindlichkeit für die magnetischen Pole der geistigen Erde, und ein Kunstwerk ist sowohl die Schöpfung einer Sprache wie die Gründung eines Reiches. Unausgesetzt ist in jedem Menschen ein verborgener Künstler wirkend, im Funkeln der Augenblicke wie unter den Blitzen des schöpferischen Meißels arbeitet er an der Einheit der Persönlichkeit. Das Leben des Helden und des Heiligen erwächst wie ein jedes Kunstwerk aus der Inspiration, die die Entscheidung in einer höheren Sphäre des Lebens bedeutet, wo mit dem Tode nicht mehr gerechnet wird, und aus dem harten Wege des vom Glanze des Zieles hypnotisierten Willens. Der Traum des Liebenden, des Gefangenen, des Schiffers, des Nordländers und des Gläubigen ist ein Gedicht und hört nicht auf, eines zu sein, da es im Schweigen verklang. Ein ununterbrochener Frühling der Liebe verwandelt die Bewegungen der Mädchenkörper in Musik, und unzählige namenlose Schauspieler und Schöpfer neuer Gesten finden unbewußt neue plastische Symbole für die kosmische Sprache des Willens. Unbekannte Musiker formen die Sprache um, und über das Bett ihres Kindes sich neigende Frauen suchen immer vollkommenere Küsse in der schöpferischen Unzufriedenheit ihrer Liebe. Ein jedes starke Gefühl ist immer und überall künstlerisch schöpferisch und läßt uns im Innern Gegenden von bislang unerreichter Pracht ahnen.

Aber nichts ist nebensächlich für den schöpferischen Geist, die Dinge und Wesen dringen mit ihrem unsichtbaren Odem bis in die verborgenen Orte, wo unser Werk keimt. Unsere Gedanken färben sich mit der Zartheit der weißen Wolken, mit allen Blumen der Wiesen, mit dem Blute der Rosen, und sie gehen wie Körner durch das glühende Sieb der Sonnenstrahlen hin-

durch. Die süße Heftigkeit der Frühlinge, die bewegte Reinheit des Azurs, die geheime Sprache der Farben, die Weihe der Gewässer, Höhen, der Unendlichkeit, arbeiten ununterbrochen in unserem Unterbewußtsein und nähren übermenschliche Sehnsüchte in uns. Der geringste ätherische Bestandteil jedes unsres Atemzuges erfrischt die Wurzeln des Herzens, die geschwächt sind durch der Erde allzu schweren Saft. Jedes Wort, das bis in die lebendigen Tiefen unsres Innern gefallen ist (und oft dauert dieser Fall Jahre), kämpft, notwendig, nach einem Gesetze, das uralt ist wie der Anbeginn der Welten, um seine Körperwerdung. Doch der Weg von dem neuen Traum zu seiner Verwandlung in die Geste und in die Opferung des Lebens ist schwer und schmerzlich, denn es ist notwendig, ihn fern von den hundertjährigen Bahnen einzuschlagen, und in dem Brote, womit wir uns nähren, schlummert die Sonne des Vorjahrs. Aber selbst der bebende, schwache und unsichere Traum wird zu einer Kraft von der Heftigkeit des Sturms, wenn er gleichzeitig in Millionen Herzen aufflackert. Die Menge hat nicht nur Augenblicke, wo sie kopfüber um Jahrtausende zurückzufliegen scheint, sondern auch bange Lichtzeichen und einen warnenden Instinkt für die Gefahr hinter dem Horizont, wo sie helllichtiger als die Propheten wird und sich für eine Gerechtigkeit, so erschreckend und unfäßlich wie die Natur, zu entscheiden weiß.

Wo das Leben des Volkes aufhört in der Sphäre der Schönheit schöpferisch zu sein, ist dies ein Zeichen, daß das Volk an seiner Kraft leidet. Eine Sklaverei, die die Arbeit freudlos machte und ihre Gefangenen entkräftet, mit erloschenen Augen in ihre Höhlen entläßt, die der Frauen Schönheit verwüstet, die Mutterschaft ge-

fürchtet gemacht hat und für Millionen Menschen zum Feinde und Mordbrenner den in rosigen Wolken nahenden Morgen verwandelte, arbeitet an der Verderbnis der Rasse. Denn die Liebe in allen Gebieten wird aus Küssen und dem Reichtum freier Umarmung empfangen, der Sklave, der den Glauben an seine Befreiung verloren, hat keine Kraft mehr, die Schönheit zu sehen und zu schaffen. Die Schönheit ist eine Blüte aus dem Überschuß gesteigerten Lebens, ein Leugnen des Todes, sie ist der Weg nach dem geheimnisvollen Süden, eine stetig glühendere Sonne, ein leichterer, die Erde kaum berührender, doch alle ihre Gesetze beherrschender Schritt, die höchste Menge von Energie beim geringsten Verluste, sie ist eine stille, unglaubliche Sicherheit, die einzige Sicherheit auf Erden, das in allen Sonnen zitternde, unablässige Lächeln, welches von der Erde aus gesehen in seiner süßen Blendung immer eine gewisse Melancholie besitzt, aber selbst da die unermessliche Stille einer unaussprechlichen vorbereiteten Herrlichkeit ahnen läßt . . .

Otokar Brezina.

(Deutsch von Otto Pick.)

Brief an einen Juden

Um hier zu sagen, was ich sagen will, muß ich nach einem Brief zurückgreifen, den ich an einen befreundeten und bedeutenden Juden zu schreiben hatte. Es war leider — aus Gründen der besseren Verständlichkeit — nicht möglich, alle persönlichen Bemerkungen aus diesem Brief zu streichen.

Sehr geehrter Herr . . .

Sie sind allerdings gut unterrichtet worden: ich habe mich, vor kurzem, für »konfessionslos« erklärt, ich bin »aus dem

Judentum ausgetreten«. Ihr Erstaunen entspricht dem für Sie (persönlich) Unerwarteten dieses Schrittes, aber Ihre Verurteilung nicht seinem Motiv.

Sie haben den Einwand gebraucht: eine solche Handlung wäre heute schwerwiegender als je. Das ist richtig. Aber Sie stellen sie einem »Verrat« gleich, ich einer Mahnung.

Seit dem Krieg weiß ich, daß jede Handlung eine Mahnung ist, insbesondere aber, daß eine Handlung eine notwendige Sache ist, nicht eine überflüssige. Die Frage, das Entweder-Oder, war für mich unentschieden und ungeklärt, solange es nicht in eine noch so geringfügige Handlung einmündete. Heute aber — um es gleich zu sagen — zweifle ich nicht, daß das Judentum eine Zukunft nur mehr hat, wenn seine religiöse Absicht endgültig getrennt wird von seiner politischen. Dieses ist das Entweder-Oder. Entweder ist das Judentum eine Religion — und sonst nichts, wie das Christentum oder der Buddhismus. Oder es ist eine nationale Sache. Die Bejahung: daß es eine nationale Sache sei, bleibt eine immer leerer werdende Gewohnheit, solange die Verneinung des anderen sie nicht zur Aktivität, zur Handlung, aufreizt. Schon diese Verneinung würde erste Handlung sein.

Erlauben Sie mir, das zu erläutern.

Das Judentum stellt sich heute als eine immer mehr sich trübende Zusammenmischung verschiedenster Gefühle und Überlegungen vor. Es ist längst nicht mehr eine Glaubenssache: die Bemühungen seit Theodor Herzl, daraus mehr als eine Glaubenssache zu machen, steigerten sich zu immer ernsthafterer Bedeutung. Die Energie dieser Bemühungen wird aber ungewöhnlich beschwert durch einen rückhaltenden Ballast. Solange nicht alles rein Gefühlsmäßige ausge-

schaltet, abgekettet und fallen gelassen wird, bleibt das Judentum verurteilt, seine Angehörigen zur Entscheidungsunfähigkeit zu machen. Alles nichts als Religiöse im Judentum macht es zu einer durchaus passiven, wenn Sie wollen, philosophischen Angelegenheit, wie der Buddhismus etwa heute nur mehr eine religiös-philosophische ist. Soll es diesen Weg nehmen? Dann sind die politischen Versuche, die es seit Jahrzehnten macht und in der Zeit dieses Krieges zu einem Resultat zu führen drängt, nur Trübungen seiner Agonie, wie Renan einmal von Frankreich sagte: *»ne troublez pas son agonie«*: man müßte die gleiche Forderung an Sie richten.

Ich sehe es aber nicht in einer Agonie, sondern in Fesseln, die seine Aufrichtung verhindern. Ich sehe es stark, nur eingesperrt, durch sich selbst, in diese Mauern der Orthodoxie, zumindest der Riten gestellt. Ich glaube: nicht nur die zionistische Aspiration erfordert diese Entkerkerung, sondern jede politische Aufraffung die Herausführung des Volkes aus seiner Religion als einer Nichts-als-Religion. Nur, wenn Sie mich ganz mißverstanden, würden Sie meinen, ich forderte, daß alle Juden unreligiös werden sollten. Nein. Daß sie religiös sind, hat nichts damit zu tun: daß man die Gemeinschaft nicht mehr als eine Religionsgemeinschaft auffassen möge. Es ist eine Art Trennung von Staat und Kirche, die ich meine, diese Trennung auf dem Gelände des Judentums selbst. Wenn es je etwas wie einen jüdischen Staat geben kann, von dem die Zionisten sprechen, der eine öffentliche und politische Angelegenheit werden soll, muß die Religion, als eine private und gefühlsmäßige, zunächst zurücktreten.

Man kann an das Judentum als an ein Volk von Menschen glauben, deren Fähig-

keiten groß sind, deren vitale Kraft Möglichkeiten zu unerhörten Erneuerungen gibt —: aber ob man dabei auch an den »jüdischen Gott« glaubt, ist hier ohne Bedeutung, ja, es ist sogar besser, daran überhaupt nicht bei dieser Überlegung zu rühren, weil es nur wieder verwirren könnte. Und es darf nicht mehr als eine Bedingung gelten, in die jüdische Gemeinschaft einzutreten. Nur so scheint es mir für die Zukunft jüdische Möglichkeiten zu geben, daß die Juden zu einer religiösen Toleranz gelangen, wie die anderen Völker.

Sie werden einwenden: das sei ein unfruchtbares Paradoxon, solange es keine jüdische Fahne gebe. Sie irren, ich weise Sie auf Irland. Es gibt ein irisches Volk, aber es hat keine irische Führung, es steht, staatsrechtlich, auf englischem Boden. Es muß sich die Freiheit und Selbstherrlichkeit auf seinem Boden erst erkämpfen. Der Jude hat ebenso beides nicht: weder die Fahne noch nominell den Boden, obgleich er, wie der Ire, seinen überlieferten Boden hat. Diesen, Palästina, wollen die Zionisten ihm als anerkanntes Heimatland erringen. Aber was braucht der Jude Jerusalem, solange man ihm nicht Klarheit darüber gibt, daß der Tempel in jedem Land durchaus nicht sein heimatlicher Boden ist. Dann braucht auch nicht erst der Tempel das Zusammenhaltende zu sein: er ist im übrigen seit jeher nur eine lose Zusammenhaltung gewesen, und ich kenne zahlreiche Juden, für die er nicht einmal ein Kompromiß mehr war. Nach Palästina kann die große Masse des jüdischen Volkes nie kommen, solange sie ihre Tempel überall in Europa als Residenzen baut. Und die unbedingte Entscheidung: was in der heutigen Menschheit jüdisch fühlt, wird durch den Tempel nur verschoben und böß verschleiert. In dieser Verschleierung zu

leben ist eine tragische Aufforderung, und Sie werden immer öfter auf Menschen stoßen, die Ihnen nicht mehr folgen können. Wenn der Augenblick der zionistischen Gründung je kommt, wird er ohne dies die Klärung erzwingen. Sie könnten dann vor einer erschütternden Enttäuschung stehen, denn Sie haben versäumt, das Volk auf seinen Staat vorzubereiten. Heute haben Sie das Volk, nicht auch den Staat, Sie werden dann nur mehr den Staat haben und die Fahne: und so wenig Volk dahinter, denn es wird sich alles fast an seinen Tempel lehnen und damit begnügen. Weil Sie die jüdische Frage immer noch eine religiöse sein lassen, versäumen Sie, der Staatbildung, die Ihnen in Schleiern vorschwebt, einen Rückhalt aus Ziegeln zu bauen.

Ich versichere Ihnen, es liegt mir nicht daran, daß alle Juden aus dem Tempel austreten sollen —, aber, wenn es einige, gerade vorbildliche Juden täten, an die das jüdische Volk als an große Juden glaubt — der Gedanke klingt Ihnen jedenfalls absurd, denn Sie lesen ja diesen ganzen Brief mit der Zugesperrtheit eines Mannes, der die Geschichte der Jahrhunderte auf seiner Seite weiß und daher nicht zuhören braucht —, wenn also ein paar vorbildliche Juden, wie Sie, aus dem Judentum austräten, würde eine so klare Handlung das Staatsbewußtsein dieses jüdischen Volkes ungewöhnlich verschärfen, vielleicht überhaupt erst wecken, beunruhigen, in eine Unbefriedigung und Sehnsucht verwandeln. Wie bei den Iren nichts so sehr das Staatsbewußtsein wachhielt, als daß es zu einer gewissen Form von Martyrium nötigte. Glauben Sie mir: ohne dieses Staatsbewußtsein, immer nur in der weichen Polsterung der Religiosität ruhend, oder gar — was wir Ihnen besonders, aber

aus seelisch-geistigen, nicht aus jüdischen Gründen, verdanken — gar also in den tiefen, vollkommen abgewandten und dunklen Schichten der jüdischen Mystik lebend, werden Sie nie zu etwas kommen, und ich wiederhole, daß es dann schon viel besser ist, das Jüdische als eine nicht mehr aktive, als eine religiös-philosophische Sache dort ungestört, unaufgescheucht zu lassen, wo es jetzt ohnehin weilt, im Geistigen, im Herzen, in der Seele, je nachdem, und bei manchem Christen.

Ich beeile mich, Ihnen noch ein Beispiel vorzutragen. In den westeuropäischen Staaten haben sich zunächst die Juden von dem Begriff der Nation losgesagt, sie suchten sich zu assimilieren mit den Nationen, auf deren Land sie leben. Beobachten Sie aber den Osten, zum Beispiel Polen, da ist die Sache lehrreich und das Beispiel. Da bilden die Juden noch geschlossene Kontingente, die Assimilation ist schwer oder unmöglich, und der Widerstand der Christen groß, weil auch die Reibungsflächen breit sind. Nun, auch diese besondere polnisch-jüdische Frage kann, wie ich glauben muß, nur gelöst werden, wenn die Juden sich aus den dort noch stärkeren Ummauerungen der Religion, gar Orthodoxie herauskämpfen zu einer »weltbürgerlichen« Vernunft und Lebensauffassung, zu einer sachlichen und gereinigten Eingliederung in die Begriffe: Volk und Völker. Diese Begriffe sind nämlich politische, nicht religiöse: diesen Unterschied wollen Sie nicht anerkennen.

Sie haben mir, im Gegenteil, das Beispiel eines älteren Schriftstellers einmal erzählt, der vor ein paar Jahrzehnten, aus »Bekennerenthusiasmus« erst aus der Tempelgemeinde austrat, und dann, als die Pogrome in Rußland immer böser wurden, wieder Jude wurde: er kam sich als ein

Verräter vor, er fand, daß »die einfache Treue immer noch größer ist, als alle Theorie und redliche, lebendige rückhaltlose Teilnahme an der Not des eigenen Volkes größer, als alle Politik«.

Ich wage den Einwand: wie dieser Herr die Pogrome durch »redliche Teilnahme an der Not« milderte? Ich frage im Gegenteil, ob das nicht eine leere und konventionelle Wendung ist, wie Sie sie sich sonst nicht erlauben, denn worin bestand diese »redliche, lebendige und rückhaltlose Teilnahme an der Not«? Bestand sie in der Zeichnung größerer Summen, die nach Rußland für die Juden geschickt wurden, so hat das nichts mit Religiosität zu tun, bestand sie in einem verdoppelten Tempelbesuch, so ward den Juden drüben in nichts geholfen. Geholfen im Gegenteil wäre ihnen vielleicht worden: wenn ihr Staatsbewußtsein schon früher geweckt worden wäre, und wenn dieser Herr jahrelang an dieser Weckung, nicht aber an einer »einfachen Treue« gearbeitet hätte. Angenommen, diese Arbeit würde ihm durch oftmalige Kontemplation in Gott erleichtert, so ist er ein religiöser Mensch, aber das bleibt seine eigene Angelegenheit.

Sie dürfen überhaupt dieses Beispiel nicht verallgemeinern. Die Bekennerfreudigkeit dieses Herrn entsprach seiner Zeit: er wollte, vermute ich, zeigen, daß er ein Atheist ist. So etwas vergeht einem führenden Menschen bald. Sein Austritt und sein Wiedereintritt in das Judentum — da er nun wieder zu glauben anfang — war eine theologische Übung und eine Sache, die er für sich, nicht für das Judentum tat.

Ich schließe schon. Lassen Sie mich nur noch versichern, daß die »einfache Treue«, die Sie so hervorheben, unfruchtbar macht, Treue muß getan werden, Treue halten ohne Tat und Bewußtsein, ist bequem und

immer gehalten, auch wenn man sie vergißt. Treue ist nicht »einfach«. »Einfache Treue« ist jene Litanei, die Sie und alle um Sie nicht aus dem Schlaf kommen läßt.

Theodor Tagger.

Das erste Volk Europas...

Es bleibe unvergessen, daß diese den ersten Schuß des ersten Aufzuges dort am Balkan gelöst haben. Dazu spielten sie, damals im Oktober 1912, ihre nationale Hymne und erwarteten über den schwarzen Bergen aus dem Osten ein slavisches Morgenrot. Und nun haben sie, als erstes Volk Europas, in dem Besieger ein edles Gefühl vorausgesetzt, ruhmvoll die erhobenen Waffen gestreckt.

Der Klau des räuberischen Falken, kampfbegeistert und kampfgelehrt, wehrfähig und wehrtüchtig vom Knabenalter bis zum Greisenalter, haßerzogen und haßgelehrt, Feldpredigten gewohnt, Bündnisse gewohnt, diese Indianer des europäischen Völker-museums, diese Leute des ererbten Schießgewehres haben uns eine erste Überraschung beschert. Wenn auch verspätet selbst zur rechtgläubigen Weihnacht, vielleicht, daß es in dieser Beziehung von Gott nicht so genau genommen wird. Das gebildete Belgien, von Serbien ganz abgesehen, hofft noch immer auf neue Taten, die nicht kommen wollen. Und Montenegro? Europas Religionsquelle hat für diese Phänomene einen treffenden Ausdruck: Der Stein, von den Bauleuten verworfen, wird zum Eckstein.

★

Der Stein, der sich vom Lovcen losgelöst hat, ruhmvoll auch den Östreichern, wie man noch später einsehen wird, dieser Stein kann, muß und wird auch (seid dessen gewiß!) weithin ins Rollen kommen.

Der Stein, den die Festungsleute vom Lovcen ausgelassen haben, er wird zum verbesserten Haager Bau gelangen, und wir wollen uns indes hier oben in harter Eiszeit des noch so bescheidenen Findlingsblocks freuen. Eine kleine rauhe Steinwüste mit ihren halbwilden Bewohnern, (Schafdiebe und Räuber genannt, ehe sie zu tapfern Feinden aufrückten) sie ist plötzlich zum Theater Europas geworden mit jenem ersten wieder politischen Volke Europas, das ruhmvoll eingestand: nicht alles den Waffen schuldig zu sein, und daß das Wohl des Vaterlandes auch noch anders als durch bewaffnete Fäuste und durch das Schwert ‚bis zum letzten Hauch‘ gefördert werden kann . . .

Nach schon unvordenklichen Tagen, wo es keine Meinung als die rein militärische gibt, belehren uns diese primitiven Krieger über den deutschen Clausewitz: Der Krieg als Mittel, also auch als Nicht-Mittel der Politik. Gelobt sei auf hundert Jahre, wer diesem kleinen König Nikolaus zum ersten Male jenen Gedanken ins Herz gab, dessen sich größere Könige und Nikoläuse ihrer Staaten nicht zu schämen hätten. Es ist jener überraschende montenegrinische Gedanke, daß die strategische Ehre, oder wie dies sonst fachlich heißt, für den General wohl der höchste Begriff ist, daneben aber auch noch alle anderen Begriffe anderer Berufe des Vaterlandes, Geisteswerke, Christentum, Handel und Wandel, ja um vor dem Geringsten nicht zurückzuschrecken: selbst das Leben der Volksgenossen irgendwie bestehen müssen!

Dieses Volk von wenigen Hunderttausenden hat drei Jahre lang gekämpft, geblutet, gehungert, fremden Hunger und verbündete Gier unterstützt, und ein Drittel oder mehr seiner Männer auf dem Felde der Ehre verloren! Es hat Verträge ge-

schlossen und Verträge gebrochen und gebrochen gesehn. Es hat schon beim ersten Aktschluß vor Skutari die ganze Gemeinheit der Gewalt, der größern Zahl, erfahren und sie durchschauen gelernt. Es hat der Gemeinheit ganz ebenso wohl wie dem unverdächtigsten Patriotismus Genüge getan. Man stelle sich vor: der Böse, jener, den der deutsche Simplizissimus (der alte, nicht der Erfinder des »dunkelsten Deutschlands«) bei der Westfälischen Friedensbotschaft belauscht, dieser Geist empfinde also jetzt die Nachricht von seiner Festung Montenegro. Wer außer Grimmelshausen wollte seine Ausbrüche einer diabolischen Soldateska anhören! Aber da sagt ein kleines Teufelchen dem Obersten Bösen: »Majestät, was wollen Sie, Ihre Montenegriner haben Ihnen genug getan!«

Hingegen, so sagt wohl ein anderer Geist, herrscht Freude bei den Engeln über einen reuigen Sünder und mehr gewiß als über Tausende von umgefallenen Friedlichen. Und es bleibt auf lange gewiß, daß das Land mit den rauhen schwarzen Bergen noch eher durchs Nadelöhr geht, als die Großen und Reichen unter den Reichen Europas in den Frieden jenes Reiches, das fürwahr nicht von ihrer Welt ist. — Ruhm sei darum den tapfern Montenegrinern, der Ruhm jener Tapferkeit, die der größten europäischen Eisenfresserei von heute ins Gesicht zu schlagen wagte! Ruhm sei ihnen für ihren, seiner Verantwortung bewußten Patriotismus, der sich von keiner montenegrinischen Presse verleumden ließ! Sie, die Montenegriner, Europas erstes kriegerisches sowie erstes friedfertiges Volk, sie werden von nun an eine bevorzugte Stellung in jenen europäischen Blättern genießen, die man noch immer nach lang verlottertem Brauch von der feilen Klio mit ihren goldenen Buchstaben redigieren läßt. Sie, die bis jetzt

nur in unsern obszönsten Witzblättern schlechte Figur machten, sie machen fortan in der Geschichte eine unsterbliche Figur: die Figur des ersten Reumütigen, des verlorenen Sohnes, an dem sich noch mancher, der heute das Gleichnis für ein Ärgernis hält, sehr gerne ein Beispiel nehmen wird. Diese Montenegriner wollen heute wieder ein kulturelles Volk, wieder ein christliches Volk sein, das mit seinen Nachbarn künftig auch wieder auf Eisenbahnen und nicht bloß durch Flugzeuge und »belegte Stationen« verkehren will. In dieser Zeit der abscheulichsten Mythenmißgeburten: wie daß immer das eine Volk das andere zu überfallen und abzuschlachten gedenke, in dieser Zeit ist von heut an (mag auch was immer den unverantwortlichen König wieder von

seinem Lande trennen), das arme Volk Europas überall an seinem Werk einer schönen Mythe: von diesem anständigen Volke der tapferen Montenegriner, von ihnen, deren Opferfreudigkeit und wirkliche Opfer die größten waren, und die sich trotzdem als Erste zur Besinnung zurückzufinden wußten.

Auch aus Montenegro kann Menschliches kommen, und es scheint dieses nicht ganz unverwandt mit jenem Guten, das die Heuchler einst nicht von Nazareth erwarteten. Montenegro hat mit seinem Entschluß nicht bloß über den Vierverband gesiegt, wie mancher glaubt, sondern auch . . Nun, eine jede vaterländische Geschichte wird das ja in spätern Zeiten objektiv feststellen.

Paul Adler.

Mechtild Lidnowsky:

AUSSENSTEHER

I.

Tore sind und breite Treppen uns verschlossen,
Spät nach Mitternacht bewegt uns unverdrossen
Menschenscheu, rasch, unser letzter Gang
Über Straßenleere, die man frisch begossen,
An den vollen Häusern dieser Stadt entlang.

Einer Stadt wie dieser sieht es niemand an,
Daß die Häuser Gräfte sind mit Folterkammern.
Einer Stadt wie dieser sieht man es nicht an,
Daß sie soviel Angst verbergen kann,
Soviel lächelnd unterdrücktes Hassen, Jammern.

Aber — es bedrückt uns nicht davon zu wissen,
Da wir selbst nicht ohne Fürchten sind . . .
Es betrübt uns nicht, ein Glück zu missen,
Das sie findet, uns bleibt ja der Weg, und blind
Sind wir nicht — erblassen nicht vor Hindernissen.

In den Häusern schlafen Müde einsam meist,
Selten paarweis' mit beglückt vereinten Händen.
Der nur wacht, der aufgesprung'nes Leid verbeißt,
Den Bedrängnis immer neu aus Trümmern reißt,
Und ein Hoffen, daß sich Schicksalspfeile wenden.

Wir sind, die im Freien einzeln, dunkel stehen.
Warum klagen wir, die wir im Freien stehen?
An den Lampen scheint es hell und lebt sich hart,
Wo die Leute offen über Treppen gehen,
Stolz im Glauben, daß sie uns genarrt.

Tore sind und breite Treppen uns verschlossen,
Spät nach Mitternacht bewegt uns unverdrossen
Menschenscheu, rasch, unser letzter Gang
Über Straßenleere, die man frisch begossen,
An den vollen Häusern dieser Stadt entlang.

II.

Weiße Fensterkreuze leuchten auf dem stumpfen Hintergrunde
von Gardinen,
die kein Lampenlicht mehr rötet,
und es drängt kein Rauch sich aus Kaminen
in die Abendstunde,
wie aus andern Häusern . . . dieses scheint getötet,
scheint verwunschen, mieterlos und unbesessen . . . Unser Fragen
dringt durch Mauern, scheu, wagt sich an fremde Sachen,
weil wir fühlen, eig'nem Leids gedenkend, wie sie manches sagen
möchten, Menschenliebe höher zu entfachen.
Schon beginnt das Herz dem kalkbeworf'nen Stein sich zuzuwenden,
weiß entzückt verwandt sich seinen stummen Räumen,
möchte segnend die geschloss'nen Türen streicheln, mit den Händen
liebepoll ein Ding ergreifen, ohne Säumen . . .
denn Versäumtes kann uns mahnend strafen und verdrängt die Freude.
Zögern wird Verbrechen, wenn die Regung Güte
zeugen wollte, und ein ängstlich Überlegen, man vergeude
sich, den warmen Herzschlag anhielt im Gemüte.
Und wir stürmen innerlich . . . versuchen tröstende Gebärden,
Worte uns'rer sprungbereiten Nächstenliebe.
Uns berauscht ein Trunk, der alle Himmel faßt auf Erden.
Öffne dich! Wir wärmen deinen Flur . . . uns bliebe
das Gefühl, daß wir ein winzig' Stückerlein Ich an deinen Toren
ließen, ein Gewicht aus uns'rer eingezwängten
Brust . . . In Licht verwandelt sich der Blick, den wir an dir verloren,
als deine Einsamkeit heut' Nacht, und unser Schweigen sich vermengten.
Rührt es dich nicht? . . . Nein . . . Du nennst uns Außensteher . . .

Alles siehst du, doch verleugnest es, tust weher
als die Menschen, die uns nicht verschonten
in der Zeit, da wir bei ihnen wohnten . . .

.

Müdes Haus! Willst nicht von uns ergriffen werden . . .
Du erwidertest unser Werben
nicht mit Blicken . . .
Ladest uns nicht ein, zu sterben
an den jüngstverlass'nen Herden . . .
Weiter! Herz! Auch daran wirst du nicht ersticken.

III.

An den Bäumen blieben die Gespräche hängen,
die sie führten: der in namenlosen Fernen,
der in schlimmster Nähe mit sich selber
Muß, der einsam sich, bewußt aus Rosenhängen
fortträgt, muß er leben, Jungsein neu erlernen?
Auch der Buchenwald wird gelb und gelber.

Grausam, Zeit, vergeudest du dich zwischen Halten
und Gedulden armer Menschen, räderst Willen,
die zu Taten sich gesammelt hatten.
O — du zeigst dann irgendwelche Zauberspalten,
darin sie bescheiden ihren Hunger stillen,
Wartezellen für die Nimmersatten.

Ja . . . an Bäumen blieben die Gespräche hängen.
Tönen sie nicht — schon verzerrt — von dorten
uns entgegen? Klingt es nicht wie krankes Ächzen?
wenn die Kronen aneinander drängen,
sich den unverstand'nen Sinn von Menschenworten
mühsam, wie aus Rabenkehlen zuzukrächzen?

Tief verwandt, Melancholia, winkt die Schwester
deinem Nebelbild am Rand der Lichtung.
Spannt dein Mund zum Lächeln sich in stiller Feier,
warum bohrt dein Auge schmerzvoll sich in Richtung
eines ungesch'nen Ziels? . . . Die Hand am Schleier
knotet auf und zu und schlingt ihn fester.

DER BRAUTIGAM

Einmal als Mann wirst endlich Du Ihr begegnen,
tiefblauer Glockenton, der Du von drüben Sie riefst.
Indessen wird ein Jahrtausend langsam in Tagen verregnen,
bevor, erzsprenkend, der Ton im neuen Mantel Ihr naht.

Über den Höhen, im atemlosen Blinken der Nacht,
am windstillen Schlaf der Fluten im ruhenden Hafen
erkannte gläubig dich Eine vom scheuen Geschlecht
der Mädchen, die einsam, nur mit den Blumen geschlafen..

Endlich als Mann wirst Du zu Ihr singen,
kindheitsferner Ton, den Ihr Ohr so gesucht,
traumhaft vervielfacht, entsteigt Melodie Deinem Klingen,
in frommer Erwartung hat Sie jede Pause gebucht.

Du steigst dann hernieder, voll Erz noch, schon warm
vom gleichen Blute wie Sie, verwehrst Ihr weitere Schritte,
ergreifst Sie . . . Zärtlich berührt Ihr Haupt Deinen Arm,
nun weilt enträtselt Ungreifbares in ihrer Mitte.





HEINRICH LAUTENSACK:
DAS GELÜBDE
SCHAUSPIEL
IN VIER AUFZÜGEN

⟨Den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt⟩

DRAMATIS PERSONAE

P. Burkhardus Schmitt, Guardian
P. Konradus Blumenstingl
P. Edmundus Feicht
P. Rochus Zitzelsperger
P. Bruno Pilstl
P. Oswaldus Scheibenzuber
P. Evaristus Ablaßmeier
P. Felix Graf (Horst) von Hilgartsberg
Gräfin Helmtrudis, seine Frau
Oberleutnant Freiherr Karl von Ruchi, Helmtrudis' Bruder
Bezirksgeometer a. D. Alois Pfaffinger
Hermine, dessen Frau
Justizrat Dr. Kreidle
Frater Max

Die Fratres Michael, Anian, Martin und Ludwig. Viel Batauer Bürger,
Bürgerinnen, junge Mädchen und alte Betschwestern. Ein Zimmerkellner vom
Batauer Wolf. Ein Postbote.

Der Bischof samt Geleite. Die Oberin des Nonnenklosters. Nonnen. Novizinnen.
Die Eltern und die übrigen vier Brüder Helmtrudis' sowie noch einige Anverwandte.
Eine Arabertruppe auf dem Schub.

I. und II. Aufzug: Kapuzinerkloster Maria-Hilf bei Batau. III. Aufzug —
vier Wochen später —: Hotel Batauer Wolf. IV. Aufzug — nach einem Jahr
und zwei Tagen —: Frauenkloster Niedernburg Batau.
Das Spiel endigt kurz vor Ausbruch des Krieges.

ERSTER AUFZUG

Das Refektorium des Kapuzinerklosters zu Maria-Hilf.

Vorzeitiges elektrisches Licht, wo draußen noch Frühsommersonnenuntergang.

Das Gebet nach dem Abendessen ist soeben beendet.

ERSTER AUFTRITT

P. Edmundus, P. Rochus, P. Bruno, P. Oswaldus, P. Evaristus, P. Felix,
Bezirksgeometer a. D. Alois Pfaffinger, Frater Michael, Frater Anian,
Frater Martin, Frater Ludwig.

⟨Die Fratres Michael, Anian, Martin und Ludwig stehen vom unteren Tischende auf und gehen hinaus, wobei sie ihre Eßgeräte, Speisenüberreste und Trinkgefäße gleich selber mitnehmen.⟩

ZWEITER AUFTRITT

P. Edmundus, P. Rochus, P. Bruno, P. Oswaldus, P. Evaristus, P. Felix,
Bezirksgeometer a. D. Alois Pfaffinger. Bald darauf Frater Max.

⟨Hingegen die Herren PP. Edmundus, Rochus, Bruno, Oswaldus, Evaristus und Felix — streng nach ihrer Anziennität hergezählt und am oberen Tischende auch ebenso platziert — bleiben sitzen: der Herr Bezirksgeometer a. D. Alois Pfaffinger als Gast, welcher den für solche Fälle bestimmten Ehrenplatz einnimmt: zuoberst neben dem freilich noch unbesetzten Stuhl und unbenutzten Gedeck des Herrn P. Konradus, des Ältesten in der Rangfolge, der bisher irgendwie noch nicht Zeit zum Kommen gefunden hat.

Was den P. Guardian, den Pater superior anbetrifft, so ist der verreist, wie wir bald genug hören werden . . .⟩

Frater Max ⟨tritt ein⟩.

⟨Die vier Fratres vom ersten Auftritt, die in ihrem Gehaben bäuerischen Dienstboten nicht unähnlich schienen, sind, wie schon gesagt, nun glücklich sämtlich fort, als Frater Max mit einer Fülle frischen Stoffes anschwirrt und — bis auf das bereits erwähnte Gedeck des P. Konradus, welches zu verbleiben hat — all' die Teller und Schüsseln vom oberen Tischende abträgt.⟩

Frater Max ⟨also wieder ab⟩.

⟨Inzwischen brennen sich die Herren PP. — jeder vor seinem Bier — ein jeder sein Rauchzeug an: Zigarre oder Virginia und P. Evaristus sogar eine Pfeife, daß der Beschauer fürchtet, die vielen langen Bärte könnten in Feuer aufgehen . . . Einer

nur ausgenommen: der Herr Bezirksgeometer a. D. Alois Pfaffinger, der in dem Schweigen, welches herrscht, fühlt, daß er reden soll — und dabei doch völlig aus dem Konzept gebracht ist von dieser Kleinigkeit, nämlich, daß er seine Stinkadores im Mantel gelassen hat . . . Ach! und sein Mantel, der hängt weit entfernt von diesem Refektorium draußen im Sprechzimmer. — Endlich):

Pfaffinger (in einer Art Galgenhumor): Also eh' die hochwürdigen Herrn Patres, die mir ja einfach einen jeden Wunsch bisher von den Augen abgelesen haben, allmählich stutzig werden und sich womöglich lang fragen, was ich denn eigentlich hätte oder noch besser was mir eigentlich fehlt — da meld' ich's lieber gleich selbst: ich hab' meine Zigarren draußen in mein'm Ulster stecken lassen!

P. Edmundus (gibt mit diesen seinen Worten quasi das Signal — jedoch keineswegs belustigt, sondern mit tödlichem Ernst in jedem Ton seiner schwindelnd tiefen Baßstimme): Aber Herr Bezirksgeometer — wenn's weiter nichts ist —! (Und da sind sie ohne Ausnahme sämtlich bereit und präsentieren ihre meist dickgefüllten Etais aus Leder, Pappe oder Bast, und wir konstatieren freundliche Anerbieten wie): »Darf ich Ihnen eine offerieren —?« — »Woll'n Sie sich nicht bei mir bedienen —?« — »Entschuldigen Sie nur vielmals —!« — »Aber gerne, Herr Bezirksgeometer —!« (Und P. Evaristus streckt seinen Tabaksbeutel entgegen und meint): »Ich hol' Ihna meine andere Pfeif'n!«

Pfaffinger (nimmt von dem ihm zunächst sitzenden P. Edmundus und wehrt dann die übrigen ab): Sie sind wirklich zu liebenswürdig! — Danke, danke, i' dank schō' — i' bi' versorgt — (Man bietet ihm von mehreren Seiten Feuer an, und da beeilt er sich denn mit dem Vorgenuß, den er sonst bei jedem neuen Glimmstengel möglichst lange auszukosten pflegt, und versichert unterm Anrauchen, wobei er mit den Lippen schmatzt wie ein kleines Kind): Ich leide . . . sonst . . . absolut nicht an . . . Vergeßlichkeit . . . Aber heute bin ich in der Tat . . . aufgeregt . . . wie nur als junger Hochzeiter . . . (Und da nun das Kraut brennt und schon um die Gewohnheit zu unterdrücken, es kennerisch auf seine Qualität zu taxieren): Hab'n Sie, bitt gar schön, Nachsicht mit mir —

(Stille. Rauchen.)

P. Edmundus (nach einem abgrundtiefen Räuspern): Ich möchte Sie übrigens dringendst ersuchen, Herr Bezirksgeometer, sich unsertwegen absolut nicht zu inkommodieren —

Pfaffinger (versteht nicht).

P. Edmundus: Ich meine: falls es Ihnen — nach diesem unserm

Essen — irgendwie Erleichterung verschaffen könnte, so machen Sie sich's ruhig etwas bequem.

Pfaffinger: Ah so —! (Aber er faßt es noch nicht.)

P. Edmundus: Ich will sagen: wir — wir haben keine Westen, die sich ein etwas öffnen lassen. Nichtsdestoweniger können wir das andern nachfühlen!

Pfaffinger (möchte es immer noch nicht so recht für möglich halten. — Da hat er plötzlich eine Idee, und ohne sie im mindesten zu überlegen, sagt er): Ich habe in der Klosterregel des heiligen Benedikt gelesen, daß alle etwa ankommenden Gäste von den Mönchen sollen so wie Christus aufgenommen werden. Das ist . . . wunderschön. Aber mir scheint, daß sich die Fremden, die in so ein Kloster kommen und das doch wissen müssen — daß sich die dann auch einigermaßen so wie Christus benehmen sollen, der ja in ihnen aufgenommen wird. — (Fast ausbrechend): Ich kann mir unsern Herrn und Heiland nun einmal nicht gut mit aufgesprungenen Westenknöpfen vorstellen —!

P. Evaristus (samt seiner Pfeife — jung zwar, so doch gleichfalls, wenn auch ein wenig gemacht, baß tief): Unsern Erlöser, der ein von seiner göttlichen Mutter gewirktes nahtloses Gewand getragen hat —!

Pfaffinger (sofort wieder auf dem Quivive, zu P. Evaristus): Sie meinen den heiligen Rock in Trier? — Ich hab' den heiligen Rock in Trier besucht! — Das ist freilich schon seine zwanzig Jahre her. — (Zu P. Edmundus): Aber jetzt' kommt es mir fast so vor, als hätt' ich mit meiner Replik vorhin — — ja, grad, als wie wenn ich mit dieser meiner Replik vorhin den hochwürdigen Herrn Pater Edmundus widerwillens beleidigt hätt' —

P. Edmundus: Mich?

Pfaffinger (dem P. Edmundus, den er übrigens am meisten in sein Herz geschlossen hat, fest in die Augen schauend): Ja — Sie. — Und das tät' mir wahrhaft leid. — Denn jetzt' fühl' ich erst, welche Liebe zu unserm Herrn und Heiland Sie manifestieren wollten, indem Sie mich aufforderten, ich solle es mir in ein etwas bequem machen —!

(Da aber wird recht wie aufs Stichwort, ohne daß P. Edmundus noch das geringste zu entgegnen vermöchte, die Tür aufgerissen und herein kommt P. Konradus. Sehr eilig.)

DRITTER AUFTRITT

Die Vorigen. P. Konradus. Ab und zu Frater Max.

P. Konradus (auf seinen Platz zu, als hätt' ihn ihm einer genommen).

P. Edmundus (zum Ankommenden): Pater Konradus, erlaub'n Sie, daß ich Ihnen unsern lieben Gast, Herrn Bezirksgeometer Pfaffinger, vorstelle.

P. Konradus (bezhämt. Mit einem Organ wie eine Riesenglocke): Angenehm.

Pfaffinger (der sich erhoben hat): Ganz meinerseits.

P. Evaristus (untergebenenhaft besorgt): Bruder Konradus, weiß es der Maxl bereits?

P. Konradus: Ich danke dir, Bruder Evaristus. — (Und dann richtet er, die Serviette entfaltend, eine Frage an alle, nur nicht an P. Edmundus): Ist der Pater Guardian bereits zurückgekommen?

P. Bruno: Nein, lieber Bruder.

P. Oswaldus: Er könnt' auch kaum schon den Berg heroben sein, selbst wenn er mit dem Sieb'n-Uhr-Zug gekommen wäre.

(Da bringt der Maxl, Frater Max, den ersten Gang und verschwindet sogleich wieder.)

P. Konradus (betet ein stilles Gebet erst und macht sich dann über sein Essen her).

(Stille.)

P. Edmundus (der mit P. Konradus seit Jahren schon — noch dazu in dieser Klosterenge — in Feindschaft lebt, welche aber seinerzeit von dem letzteren ausgegangen war): Herr Bezirksgeometer Pfaffinger ist fest entschlossen, nicht nur in unsern Orden einzutreten, sondern auch noch mit dem Studium der Theologie zu beginnen und sich zum Priester weihen zu lassen.

P. Konradus (zu Pfaffinger): Darf ich fragen — verzeihen Sie, aber es läßt sich diese Erkundigung nicht gut umgehen — wie alt der Herr Bezirksgeometer sind?

Pfaffinger (dem dies wirklich ganz und gar nicht unangenehm ist): In dritthalb Monat'n — im August — werde ich zweiundsieb'nzig.

P. Konradus: War'n der Herr Bezirksgeometer — jemals — verheiratet?

Pfaffinger (ziemlich belustigt): Verheiratet? — Das bin ich sogar

gegenwärtig noch. (Wieder ernster): Aber meine Frau hat nichts gegen diesen meinen wohlüberlegten Schritt.

P. Konradus (singend): Dann ist vielleicht Ihre Frau Gemahlin noch recht jung an Jahren?

Pfaffinger (strahlend über das ganze Gesicht vor Heiterkeit): Nein, nein. Die ist sogar schon recht alt an Jahren! Ja. Die is' bereits zutiefst im kanonischen Alter!

P. Konradus (nachdem er ein jedesmal bisher fehlgetroffen hat): Nun, nun, man kann doch nie wissen. Ich dachte — vielleicht, daß eine unverhältnismäßige Altersungleichheit zwischen Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin —

Pfaffinger (geht sofort über diese Taktlosigkeit hinweg): Auf Jahr und Tag genau darf ich das Alter meiner Frau natürlich nicht verraten: das hat sie mir schon vor fünfundvierzig Jahren an unserm Hochzeitstag verboten. (Er ist immer weiter vergnügt): Ach ja.

(Doch da wendet sich P. Konradus wieder gänzlich seinem Essen zu. Futtert eine kleine Weile, was das Zeug hält, sodann schiebt er den Teller weit von sich und unterhält sich auf ein neues mit dem Gast.)

P. Evaristus (der den Moment abgewartet hat, geht zur Tür, öffnet und ruft gedämpft hinaus): Max! —! (Und begibt sich wieder an seinen Platz.)

Frater Max (kommt auch bald darauf mit dem zweiten Gang).

(Indessen):

P. Konradus: Es ist absolut nicht gesagt, daß — so wie in Ihrem Fall — die Ablegung des Ordensgelübdes sowohl als auch der Empfang der Priesterweihe ein Ding der Unmöglichkeit wäre, nur weil eine Ehe noch besteht. Eine Ehe ist an sich kein Hindernis, bloß darf die Ausübung der ehelichen Freuden natürlich nicht fortgesetzt werden, denn diesem steht fortan ja das Keuschheitsgelübde entgegen, und ist überhaupt eine Trennung von Tisch und Bett notwendig. Ein jeder verheiratete Mann kann — aber nur mit ausdrücklichem Wissen und Willen seiner Ehegattin — in ein Kloster eintreten und auch das heilige Sakrament der Priesterweihe empfangen. Jedoch die Ehefrau selbst muß ihrerseits gleichfalls das Gelübde der Keuschheit ablegen oder wenigstens eine solche Garantie bieten, daß die förmliche Leistung des Keuschheitsgelübdes bei ihr nicht mehr erforderlich ist. Das heißt: befindet sich die Ehefrau da-

bei bereits in einem entsprechend hohen Alter . . . in einer ausgesprochen hohen Anzahl von Lebensjahren, so glaubt man ihr auf ihre bloße Versicherung hin, und sie mag danach ruhig draußen in der Welt weiter leben. — Ich weiß nicht, ob Sie diese meine zarte Andeutung restlos verstehen . . .

Pfaffinger (eifrig): Oh, gewiß! Freilich — freilich!

P. Konradus: Denn in einem solch hohen Alter besteht für die Frau ja absolut keine Gefahr mehr, wortbrüchig zu werden, und es wird mit gutem Grund angenommen, daß ihr die Erfüllung des Versprechens der Keuschheit — selbst in der Welt da draußen voller Verlockungen des Bösen — leicht fällt.

Pfaffinger (noch immer eifrig, grad an seiner Zigarre saugend): Mm —!

P. Konradus (der fortwährend mit Tranchieren beschäftigt ist eines Geflügels, das wohl auch bereits das kanonische Alter hat): . . . Ein anderes ist es, wenn die Frau sich noch in einem jugendlichen Alter befindet. Da existieren Aussprüche von Aposteln und Kirchenvätern mehr als genug, ja, unser Herr und Heiland selber hat es einmal treffend gesagt: »Der Geist ist willig — aber das Fleisch ist schwach!« (Und er schiebt plötzlich den Teller weit von sich und schmeißt noch dazu das Besteck hin: — ein Zeichen nebenbei für P. Evaristus, ähnlich wie vorhin den Maxl hergeizuzitieren.) — Und so verlangt unsere heilige Kirche in diesem Fall, daß auch die Frau in ein Kloster geht — außer bei mehreren Kindern, wo eine Dispens eintreten kann — — aber sonst muß auch die Frau in ein Kloster und da bei ihrer Einkleidung eben dieselben feierlichen Ordensgelübde ablegen wie ihr Mann. — Ähnliche Bestimmungen weiß das Kirchenrecht, wenn der Mann etwa ohne Wissen und daher auch ohne Willen seiner Frau ins Kloster gegangen sein sollte.

Pfaffinger (interessiert): Ohne Wissen und Willen — ja, gibt es denn so etwas auch?

P. Konradus: Warum nicht? — Nehmen wir zum Beispiel einmal an, daß der liebe Bruder Felix —

P. Edmundus (drohend): Du —! Laß den »lieben Bruder Felix« —

P. Konradus: Doch nur ein angenommener Fall —

(Aber da kommt zum Glück Maxl, Frater Max, herein.)

P. Konradus (mit unterdrücktem Zorn): Ja, sag' amal, Maxl — soll

sich das amend auch noch a' Ess'n nennen dürf'n? — Haut und Knochen —!

Frater Max (eigensinnig): Das kann vorkommen! Von den andern Herrn Patres hat gar keiner was gesagt! (Ausfallend): Sowie unser hochwürdiger Herr Pater Guardian einmal einen Tag lang oder zwei nicht da ist, führt der Herr Pater Konradus das Regiment! (Er packt — schnippisch — die Schüssel und geht damit hinaus.)

(Schier gleichzeitig):

Pfaffinger (der natürlich durch die vorige fast offen-hämische Anspielung aufmerksam geworden ist, neugierig zu P. Edmundus): Was ist es mit dem hochwürdigen Herrn Pater Felix?

P. Edmundus (packt ihn am Arm und drückt ihn): Nichts, Herr Bezirksgeometer! Nix — wirklich nix! (Und nun, damit man über den kritischen Augenblick möglichst hinweggleite, stimmt er, mit seinem Krüge dabei an das Glas Pfaffingers anstoßend, die Frage an wie einen Gesang): Lieber Herr Bezirksgeometer, wir sind alle ein bisserl neugierig ... Ist die Frage erlaubt, wieso Sie eigentlich dazu kommen, sich so spät noch derart von Ihrer Frau Gemahlin zu scheiden und lieber in ein Kloster zu gehen?

Pfaffinger: Sie haben ganz vergessen zu erwähnen, daß ich doch auch noch Theologie studieren will!

P. Edmundus: Nun ja —

Pfaffinger: Aber ich weiß schon, worauf Sie hinaus wollen —

P. Konradus: Nun?

Pfaffinger (langsam wiederholend): Auf die Art mich so spät noch von meiner Frau zu scheiden. Ja, meine Herrn Patres, Sie kennen die Ehe doch alle nur aus der Theorie.

P. Konradus (nun soll ihm seine Lästerung doch noch glücken): Ich bitte! Einer von uns — eben der Pater Felix — war, worauf ich vorhin bereits anspielen wollte — in der Tat verheiratet!

P. Edmundus (dem allen sogleich die Spitze abbrechend): Jedoch hat er seine Frau bereits auf der Hochzeitsreise verloren. Bei einem großen Schiffsuntergang. Im Golf von Aden.

Pfaffinger (erschüttert): Auf der Hochzeitsreise! Das tut mir leid.

(Stille.)

Pfaffinger (jammernd): Oh Gott, oh Gott —

(Wieder Stille.)

Pfaffinger (behutsam neubeginnend): Also einer von Ihnen sogar einmal verheiratet gewesen. Wenn auch — barmherziger Himmel! — nicht allzu lang. — — Ich will also meine Behauptung von zuvor dahin formulieren, daß den geistlichen Herren — aus der Seelsorge zumal — wohl alle Konflikte einer Ehe geläufig sein mögen... Aber eine Ehe, meine hochwürdigen Herren — eine Ehe, die so ewig lange schon dauert, daß es überhaupt's keine Konflikte mehr gibt —? Dies gegen's Ende zu einfach völlig Stagnierende einer Ehe —? Wenn beide Teile durch den fortwährenden gegenseitigen Ausgleich endlich so »gut« geworden zu sein glauben, daß ihnen eine Weiterentwicklung zum Guten letztlich ganz und gar nimmer möglich scheint —! Meine hochwürdigen Herren Patres: an einer solchen Ehe kann Gott selbst keine Freude mehr haben! Da ist schließlich ein Kompromiß zustande gekommen — und der beruht auf Selbsttäuschung — und das nenn' ich Heuchelei. Philemon und Baucis: Sie kennen die beiden? Wohl: deren tragischer Untergang ist rührend, aber auch nur der! Sehen Sie, meine Herrn, schau'n S': meine Frau und ich sind beide durchaus gesund ... und so kann es noch ein Jahrzehnt und d'rüber dauern, bis Gott das eine von uns zweien zuerst abruft und jene letzte Sensation einer Ehe geschieht, nämlich, daß das eine mit einemmal nicht mehr da ist. Ich liebe meine Frau ... aber wie seit langem, ja wie seit ewig schon ganz gleichmäßig, in rein nichts mehr zu überbieten. Und das is' net gut, wie auf die Dauer nix gut ist, und so ist es besser, wenn ich mich von ihr trenne, denn das wird einen Abschiedsschmerz geben, und dann ... und dann werd' ich sie aus der Ferne mit einer Sehnsucht lieben, die die Nähe unmöglich kennt. Ja, ich hab' die glücklich machende Überzeugung, daß meine Frau und ich uns noch mehr lieben werden, wenn wir nicht mehr beisammen sein werden, und daß also auf die Art — auf unsere alten Tage! — doch noch eine Steigerung unserer Gefühle möglich sein wird ... (Und er trinkt. D. h. er sucht seine Zuflucht beim Bier.)

Frater Max (bringt einen neuen Gang).

P. Konradus (macht sich darüber her).

Pfaffinger: ... Aber — ich seh's an Ihren Gesichtern, daß mich diese Gründe nicht einmal berechtigen, in ein Kloster einzutreten,

geschweige denn gar Priester zu werden! Nun denn: man spricht... man spöttelt in bezug auf mein Alter gern von einem Johannistrieb. Und es muß gewiß was Wahres dran sein an diesem Gerede und Gespött —: denn ich spür' ihn! Aber dieser Johannistrieb richtet sich in meinem speziellen Fall nicht auf eine Frau, sondern geradeaus auf Gott! — Ich — ich — ich liebe eben Gott mehr noch als wie meine Frau —! (Er flüchtet nach diesem Bekenntnis wieder zum Bier. Aber er trinkt nicht, sondern er weint): Ich kann nun einmal nichts Gott Wohlgefälliges darin erblicken, daß meine Frau und ich weiter so dumpf dahinleben wie schon seit meiner Pensionierung. Ich will vielmehr auf'rüttelt wer'n! Ich will uns beide aufrütteln! — (Er bekämpft sich): Ich nehm' auch bereits lateinische Stunden bei unserm Herrn Benefiziat Obst ... (Er lächelt): Ich hab' mir's schwerer — viel schwerer vorg'stellt ... (Er lacht fast): Er braucht lang net soviel rote Tint'n, als er sich 'denkt hat, der Herr Benefiziat...

(Stille.

Dann tut

P. Rochus zum ersten Male vernehmlich den bärtigen Mund auf): Eine Frage, die ich mir gestatten möchte: War'n der Herr Bezirksgeometer von jeher gut katholisch? Fromm und gewissenhaft gläubig? Sind Sie stets in die Kirche gegangen und haben um die österliche Zeit nicht nur aus Zwang gebeichtet? — Ich meine: ob nicht etwa erst recht spät aus Ihnen ein Paulus geworden ist? Etwa erst seit einem ganz bestimmten Datum: nämlich seit eben dem Tage Ihrer ... Pensionierung!? (Aber nicht etwa Pangsionierung. Sondern diese Figuren sprechen sowas bayerisch aus: so wie's geschrieben steht...)

Pfaffinger: Das ehrt den Psychologen in Ihnen. (Mit Heiterkeit): Aber Sie dürfen ganz beruhigt sein, Hochwürden.

(Und nun wieder Stille.)

P. Felix (eine Saite in ihm klingt an. Er erhebt sein Glas): Ich trinke auf Ihr Wohl, Herr Bezirksgeometer. Sowie auf das fernere Wohlergehen auch Ihrer tapferen kleinen Frau. (Er trinkt.)

Pfaffinger (tut ihm — wortlos — Bescheid).

P. Konradus: Sie haben nie Kinder gehabt, Herr Bezirksgeometer?

Pfaffinger: Einen einzigen Sohn, der nach dem Willen meiner

Frau Geistlicher werden sollte. Aber der ist, kaum daß er die niederen Weihen empfangen hatte, gestorben.

(Wieder eine Stille.)

Frater Max (kommt mit der Nachspeise und versieht dabei gleichzeitig ein jedesmal – das muß er schon so im Griff haben – die Anwesenden mit neuem Stoff).

(Sodann):

Pfaffinger: Hochwürdiger Herr Pater Felix, ich möcht' Ihnen natürlich net weh tun. Also Sie brauchen mir nur ein einzig's Wörterl zu sag'n – und ich hör' sofort wieder damit auf. Es ist fast rein nur aus Mitgefühl, daß ich's frage, aber ich hab' vorhin einen Ort nennen hören – Sie haben Ihre liebe Frau verloren?

P. Felix (unterm Anrauchen einer frischen Virginia): Wir befanden uns auf der Hochzeitsreise. Ich war bayerischer Offizier. Es war am dreizehnten Tag unserer Ehe. Wir wollten – meine Frau war reich – eine Reise um die Welt machen. Von Genua aus. Ich hatte vom Re'ment einen halbjährigen Urlaub vor mir. Da – im Golf von Aden – verunglückte unser Schiff. Versank nach wenigen Minuten. Meine Frau befand sich mit andern Frauen zusammen in dem einzigen Rettungsboot, das klargemacht werden konnte. Es muß gekentert sein. Ich war von jeher ein guter Schwimmer. Aber in dem Sturm – Es stand später in allen Zeitungen, daß, abgesehen von zwei Matrosen, ich der einzige Überlebende war. Ich wachte an einer Klippe am Ufer auf. Quer über einem Balken liegend, der wohl meine Rettung bedeutet hatte. Unweit von mir ein Schwimmgürtel. Von dem Leder dieses Gürtels hab' ich zweieinhalb Tag' gelebt, wie der Hunger wiedergekommen war. – – Darf ich Ihnen eine Virginia anbieten?

Pfaffinger (schon aus Mitgefühl): Ich bin so frei. (Nimmt. Dann unterm Anrauchen): Also doch ... im Golf ... von Aden! – Ist das ein so gar gefährliches Wasser?

P. Felix: Ich weiß nicht ... Es war Sturm ...

Pfaffinger: Nämlich eben diese geographische Bezeichnung war mir so bekannt vorgekommen, schon gleich wie Herr Pater Edmundus es vorhin erzählt hat. – Ich hab' nämlich vorgestern und auch heute wieder – zweimal hintereinander – von einem großen Schiffsunglück in eben diesem Golf von Aden gelesen. Es ist aber kein Name

genannt. Weder vom Schiff, noch von der Frau, die vor acht Jahren damals davongekommen ist — und deren Rettung erst in diesen Tagen bekannt wurde.

P. Felix: Vor acht Jahren? — Nein. — Es war vor neun Jahren. — Und unser Schiff hieß Gloria.

Pfaffinger: So. — Dann muß es eben doch eine gefährliche Passage sein, wenn gleich ein Jahr darauf schon wieder ein solches Unglück —

P. Felix: Das Jahr darauf war ich bereits im Kloster. Aber das weiß ich genau — umso mehr, als ich zu der Zeit immer noch die Zeitungen gerade in bezug auf Schiffskatastrophen durchg'les'n hab' —, daß ein Jahr nach unserm Untergang kein Unglück in eben der Gegend stattgefunden hat.

Pfaffinger (fast eigensinnig): Ich hab's aber vorgestern in unserm Wolfacher Amts- und Wochenblatt g'les'n und noch lange mit meiner Frau darüber gesprochen. Und heute beim Aussteigen auf dem Batauer Bahnhof hab' ich mir eine hiesige Zeitung gekauft — — für den Fall, daß Sie's int'ressiert: ich hab das Blatt noch draußen in mein'm Ulster stecken! — Warten Sie, ich werd's hereinhol'n — (Er steht auf.)

P. Felix: Vor acht Jahren — —

P. Edmundus (verbirgt seine Angst, indem er zu P. Felix tritt und ihm dessen Grübeln und Besorgnis auszureden versucht): Es kann verdrukt sein ... Oder der Herr Bezirksgeometer irrt sich amende doch ...

Pfaffinger: Das wer'n mer ja gleich seh'n!

P. Felix (entschlossen): Ich geh' mit Ihnen, Herr Bezirksgeometer! (Die beiden — Pfaffinger und P. Felix — gehen hinaus.)

VIERTER AUFTRITT

Die Vorigen. Ohne Pfaffinger und P. Felix.

(Nach einem kurzen Schweigen):

P. Evaristus (an seiner Pelfe stopfend): Wie Pater Felix glei' mit 'raus rennt —!

P. Edmundus (der, stehend, soeben getrunken hat, wild den Krug niedersetzend): Wie die angeborene Falschheit und eingeschworene Gehässigkeit sogleich wieder ihre Glosse dazu machen muß —! (Es treibt ihn

umher. Er wirbelt wie Laub im Herbst . . . Und als P. Bruno auch noch leise hämisch lacht): Wenn der allmächtige Gott nur einmal ein Schiff voll von Euch übereinand' untergehen lassen möchte —!

PP. Evaristus, Bruno und Oswaldus: Hoho! — Holt stad a wengerl! — Bruder Konradus —! (Die Ausrufe der ersten beiden warnend, drohend, mutig, fast rauflustig, der letztere — von P. Oswaldus ausgestoßen — schier ängstlich, feige, hilfesehend.)

P. Rochus (steht nun gleichfalls auf): Ich lasse mich nicht in euere Feindschaft mit hineinziehen! Ich schließe mich davon aus! — (Zu P. Edmundus): Umso unparteiischer aber kann ich Sie fragen, Pater Edmundus: Was haben Sie denn eigentlich? Wenn heut abend irgend nur das geringste vorgekommen wär', so müßte ich doch auch etwas davon gemerkt haben! Sie sind rein von dem bissel Gerede dieses absolut manischen Herrn Bezirksgeometers ja noch weit schlimmer aufgeregt als wie der Pater Felix selber! — Gewiß!

(Tut sich was darauf zugute, obwohl er's natürlich so gleichgültig ja verächtlich wie möglich vorzubringen sucht): Ich hab' diese Zeitungsnotiz übrigens bereits gelesen —

Alle: Wo?!

P. Rochus: In der heutigen Nachmittagsausgabe unserer Donau-Zeitung, zu deren gemeinsamen Lektüre wir heute abend nur noch nicht gekommen sind, indem wir diesen — ich wiederhole es! — diesen schlechtweg manischen Herrn Bezirksgeometer zu Gast haben! — Dort auf der Vorlese-Kanzel liegt das Blatt ja.

PP. Evaristus und Bruno (stürzen darauf hin, so daß P. Edmundus zu spät kommt, und tragen die Zeitung zu P. Konradus an den Tisch).

P. Evaristus: Wo steht's denn?

P. Rochus (während er sucht): »Irrfahrten eines weiblichen Odysseus«, so heißt's, glaube ich. — Vielleicht eine echte Zeitungsente. Kein Wort daran wahr. Nur rein aus den journalistischen Fingern gezogen. Ich erinnere mich vornehmlich deshalb — na, wo steht's denn glei' wieder? —, weil ich empört war, daß unser Zentrumsorgan sich nicht entblödet, etwas Derartiges seinen christkatholischen Lesern — Halt! Da steht's! »Irrfahrten eines —«

P. Evaristus: »Irrfahrten eines weiblichen Odysseus —«

P. Bruno (zu gleicher Zeit mit) P. Evaristus: »Bei einem großen Schiffsunglück vor nunmehr acht Jahren im Golf von Aden —«

P. Konradus (mißbilligend): Na na na!

P. Bruno (nimmt die Zeitung an sich. Fängt noch einmal von vorne an vorzulesen und begibt sich dabei mehr und mehr auf die Vorlese-Kanzel):

»Irrfahrten eines weiblichen Odysseus.

Bei einem großen Schiffsunglück vor nunmehr acht Jahren im Golf von Aden, wobei die gesamte Besatzung sowie die sämtlichen Passagiere ums Leben kamen, wurde — wie sich jetzt erst herausstellte — eine junge Frau, die sich noch dazu gerade auf ihrer Hochzeitsreise befand (diesen kleinen Relativsatz liest er mit immer größerem Erstaunen, und ein paar Mönche wiederholen ihn!) wohl als einzige Überlebende an die arabische Küste ausgeworfen und von einem wilden, dort gerade umherstreifenden Araberstamm nach dem Lande Hadramaut und von da bis in die Sandwüste Roba al Chali gewaltsam verschleppt. (Wieder werden Worte wie »Araberstamm« und »gewaltsam verschleppt« wiederholt und klingen wie schadenfrohe Echos.) Und zwar wanderte die junge Frau, die nebenbei bemerkt eine Deutsche war, auf diesem Wege von Stamm zu Stamm, indem immer ein Scheik sie dem andern zum Geschenk machte. Bis sie endlich Gnade in den Augen eines dieser braunen Wüstensöhne fand. Nach langen, langen Bemühungen gelang es der Bedauernswerten, den deutschen Konsul in Aden zu benachrichtigen, der sofort bei der türkischen Regierung energische Schritte zu ihrer Auslieferung tat. Aber hatten sie so viele andere arabische Scheiks vorher nicht geschenkt gemocht, sondern sie immer wieder an den Nächsten zum Präsent gemacht, so forderte dieser Letztere nun ein ungeheures Lösegeld, indem er pro Haar auf dem Haupte der Frau einen wohlgezählten türkischen Piaster verlangte. — Wie wir erfahren, befindet sich die junge Frau nun nach ihrer jahrelangen Odyssee glücklich auf dem Wege nach ihrer Heimat . . .«

P. Edmundus: Unglaublich —!

P. Rochus (eifern): Ja — nicht wahr? — wie das Zentrumsblatt sich nicht entblödet, eine solche Boccaccio-Decamerone-Geschichte dem christkatholischen Leser vorzusetzen —!

PP. Evaristus, Bruno und Oswaldus (feixen, bis ihre hämische Vergnügtheit in lautes Lachen übergeht. Da öffnet sich die Türe und alles ist sofort mäuschenstill. Aber es ist vorläufig nur Maxl, der da hereintritt. Und erst hinter diesem zeigen sich Pfaffinger und P. Felix).

FÜNFTER AUFTRITT

Die Vorigen. Frater Max. P. Felix. Pfaffinger.

Frater Max (tritt – aufgeregt – herein): Der Herr Pater Guardian ist soeben angekommen! (Mit leeren Gefäßen wieder ab.)

Pfaffinger (mit einer gefüllten Tüte): So. Jetzt darf ich mich aber bei den hochwürdigen Herren Patres wohl endlich revanchieren? (Und er bietet Zigarren an.)

P. Felix (ist gleichfalls eingetreten).

P. Edmundus (sogleich auf ihn zu): Bruder Felix, was sagst du zu dieser Notiz in der heutigen Nachmittagsausgabe der Donau-Zeitung?

P. Felix (verbirgt das von draußen mitgebrachte Blatt im Armel. – Er ist seltsam blaß, soweit das Gesicht nicht durch den Vollbart bedeckt ist): Es ist alles so ungewiß gehalten.

P. Edmundus: Aber die Erwähnung der Tatsache, daß die Frau auf der Hochzeitsreise begriffen war?

P. Felix: Das kann ja auch eine frivole dichterische Freiheit des raffinierten Feuilletonisten sein!

P. Edmundus (mit einem plötzlichen Einfall): Befanden sich außer euch etwa noch hochzeitsreisende Passagiere an Bord?

P. Felix (schüttelt stumm mit dem Kopf).

P. Evaristus: Wieviel ist ein türkischer Piaster in deutschem Geld?

P. Bruno: Frag' doch lieber, wieviel eine junge Frau – noch dazu auf ihrer Hochzeitsreise – Haare auf dem Kopfe trägt?

P. Felix (mit Absicht ein wenig laut): Die Wahrscheinlichkeit, daß es sich um meine Frau handeln könnte, ist deshalb gleich Null, weil ich doch – auf dem Wege über meine Schwiegereltern – eher etwas von allem erfahren hätte als wie diese Korrespondenz (er deutet auf das andere, noch herumliegende Zeitungsexemplar), die diese Provinzblättchen versorgt!

P. Edmundus: Das kannst du nun auch wieder nicht behaupten –

P. Felix (stutzt): Wieso?

P. Edmundus: Sogar angenommen, deine Schwiegereltern hätten dich seit Monaten mit Telegrammen und Briefen bombardiert – wer sagt dir denn, ob nicht unser Pater Guardian von der allerersten Zeile an von unserm Pater Provinzial aus strengste Weisung hatte, es dir vorzuenthalten? – Das ist . . . die Klausur! – Wissen die

Eltern deiner Frau überhaupt, daß du längst nicht mehr in München bist, sondern hierher auf Maria-Hilf versetzt?

P. Felix: Das wissen sie . . . nicht! — Von mir aus wenigstens nicht!

P. Edmundus (wenn auch sehr schweren Herzens): Na also! — Und vielleicht war der Pater Guardian gar deinetwegen die drei Tag' in München!

P. Felix (steht eine Weile völlig unschlüssig).

P. Edmundus (liebevoll drängend): Wir wollen noch ein bisserl im Garten drunten auf und abgehn. — Komm!

P. Felix (entschlossen): Ich will zum Pater Guardian. — Er ist doch zurück —?

P. Edmundus: Der Pater Guardian wird müde von der Reise sein, daß er nicht von selber längst herein'kommen is'.

P. Oswaldus (der seit mehreren Minuten schon den Zeitungsartikel brockenweise ein zweites Mal vorliest, erhebt seine Stimme, als er eben bei dieser Stelle anlangt): »Aber hatten sie so viele andere arabische Scheiks vorher nicht geschenkt gemocht . . .« Hm. Sollte die Frau so abscheulich sein oder was —?

P. Konradus: Nein. Aber standhaft war sie wohl, solange es irgend ging. Standhaft zur Wehr wird sie sich g'setzt hab'n, so daß keiner mit ihr so recht was anz'fangen g'wußt hat und sie einer um den andern, schließlich überdrüssig geworden, immer an den nächsten weiter zum Präsent machte.

(Er sprach das anscheinend harmlos. Sogar mit einem gewissen Ernst, ja Pathos. Wofür ihm die andern mit unterdrücktem Lachen danken.)

P. Edmundus (zu P. Felix): Komm' doch!

P. Felix (reißt sich zusammen, soldatisch fast, und dann gemacht laut): Gute Nacht, Herr Bezirksgeometer. Bis morgen früh. Schlafen Sie gut. Und — — träumen Sie ein wengerl von Ihrer Frau!

Pfaffinger (steht auf. Ergreift P. Felix' Hand und hält sie sehr fest. Wie ein Ertrinkender): Sie sind so gut zu mir g'wes'n. Und jetz' hab' ich eine solche Unruhe über Sie bringen müssen!

P. Felix: Hat nichts zu sagen, Herr Bezirksgeometer. Nein — wirklich!

Pfaffinger: Hat doch etwas zu sagen, Hochwürden Herr Pater

Felix! — Denn schon der Gedanke daran — und wenn's hundertmal die Frau von einem ganz andern ist und gar nicht Ihre eigene! — aber schon der Gedanke daran: unter Muselmännern! — Unter Muselmännern!! — In deren Augen ein jedes weibliche Wesen ein Mensch zweiter Klasse ist! Dabei vermag sich so ein Mohammedaner sein Paradies hinwiederum überhaupt nicht anders vorzustellen als voll lauter holdseliger Huris! Voll Huris! Was ist das doch für ein Widerspruch!

P. Felix (macht's kurz): Nun also — gute Nacht!

P. Edmundus: Gu' Nacht, Herr Bezirksgeometer!

P. Edmundus und P. Felix (ab).

(Stille.)

Pfaffinger: Na? Dann werd' ich mich eben auch dem heidnischen Morpheus in die Arme werfen. (Zu sich selber. Schon mehr im Schlaf.)

P. Oswaldus (ausbrechend): Lieber — lieber — lieber säh' ich ihn gradaus morgen in aller Früh' schon als Heiligen Vater auf St. Petri Stuhl in Rom — eh' ich ihm das vergönnen möcht' — eh' ich ihm das vergönn' — —

(Vorhang.)

ZWEITER AUFZUG

Das Amtszimmer des Pater Guardian.

Regale voll Akten und Büchern. Betstuhl. Heiligenbilder. Schreibmaschine und Telephon.

Vormittagssonne, von welcher der diesem Maria-Hilf gegenüberliegende St. Georgsberg mit der Straffeste Oberhaus erglänzt.

ERSTER AUFTRITT

PP. Burkhardus Guardian und Edmundus. Gegen Ende: Frater Max.

P. Guardian (der soeben zum vierten Male eine telephonische Verbindung mit dem Hotel Batauer Wolf anstrengte, mit dem Amt sprechend): Wie? (Aber dann nicht im mindesten wütend. Vielmehr mit einer wahren Engelsgeduld): So? Besetzt!

P. Edmundus (sitzt in einer Ecke und liest sein Brevier).

P. Guardian (sein Auf- und Abgehen fortsetzend und dabei weitererzählend... So recht von einer Reise zurück. Voll noch von seinen Erlebnissen): Dieses Innerarabien ist bis auf den heutigen Tag noch völlig unerforscht. So war unserm lieben Bruder Felix seine Frau Gemahlin also der erste Europäer, der den Fuß aus diesem dunkelsten aller Erdteile ... glücklich ... glücklich wieder herausgesetzt hat. Denn auf ähnliche Art und Weise gewaltsam hineinverschleppt worden zu sein: dieses Schicksal mögen bereits vor ihr welche erlitten haben. — Bei dem letzten arabischen Stamm, bei dem sie an die dreieinhalb Jahr' aufgehalten war, hat sie übrigens etwas wie die Würde eines weiblichen Scheiks bekleidet. Bloß, daß sie außerdem eben auch nur wieder »die weiße Trophäe« war, wie sie sie nannten, und welchen Namen ein Stamm vom andern mit ihr übernommen hatte.

P. Edmundus (aber weiterlesend): »Die weiße Trophäe«?

P. Guardian: »Die weiße Trophäe«. Ja. Dabei ... dabei ist sie nach unsern abendländischen Begriffen heute noch so braun wie Bronze! Alles, was ihr gestern abend in der Zeitung über sie gelesen habt, ist auf das parteipolitischste entstellt. Sie hat sich gestern, wie wir zusammen von Alt-Oetting hieherfuhren, noch maßlos darüber geärgert. Als ob sie nur ein — wenn auch recht widerhaariger — aber eben doch nur ein ... ein ... ein ... ein Bethase gewesen wäre —! Sie: die Generalmajorstochter — geborene von Rudti —

verehelichte Gräfin von Hilgartsberg —! Natürlich hatte sie auch — milde ausgedrückt — Haremspflichten. Haremspflichten.

P. Edmundus (aber weiterlesend): Haremspflichten!

P. Guardian: Haremspflichten. — Das hinderte aber nicht, daß die braunen Burschen sie gleichzeitig als einen weiblichen Bismarck oder Cecil Rhodes verehrten! Und gerade deshalb, weil sie unter jenen ewig kriegerischen Leuten von moderner Strategie sowohl etwas verstand, als auch in Friedenszeiten ein wenig staatsreformatorisch zu wirken versuchte: eben deshalb hat der letztere Häuptling dann auch ein so rasendes Lösegeld verlangt. Und siehst du: weil diese Tatsache auch unsern deutschen, bislang ja noch gemäßigten Frauenrechtlerinnen einiges Wasser auf ihre Mühle sein könnte, darum haben die Zeitungen das alles völlig totgeschwiegen und verbreiten lieber diese einzig und allein nach einem arabischen Haremszelt duftende Geschichte! (Wütend): Dieses ... dieses Märchen aus ... aus — grob gerechnet — dreitausendundeiner Nacht! — Das Regierungsorgan, die Bayerische Staatszeitung, hat diese Legende am allerersten aufgetischt ... und so drucken's natürlich selbst auch unsere Zentrumsblatt'n nach! (Stehenbleibend): Aber i' glaub gar, du liest in dein'm Brevier, während i' dir das all's erzähl' —?

P. Edmundus (ohne aufzusehen): Ich lese den für heute bestimmten Abschnitt aus unserer Kirchengeschichte. — Das ... das ... das verleiht mir immerhin ein wenig Gegengewicht!

P. Guardian (stark akzentuierend): Sie hat es mir selber erzählt: »Als der Scheik einsah, daß nichts mich mehr bei ihnen halten könnte ... als es mir nach unsäglichen Anstrengungen gelungen war, über den deutschen Konsul in Aden die türkische Regierung zu benachrichtigen und endlich, endlich die Unterhandlungen eingeleitet wurden —: da forderten sie das Lösegeld in einer solchen nicht auszudenkenden Höhe, um mir auf ihre Art zu beweisen, wie unendlich wert ich ihnen geworden war!« Eine echt morgenländische Auffassung von Kavaliertum! Aber das war dann wieder nicht unsympathisch von den Herren Muselmännern: als endlich der eine von den fünf Brüdern der Gräfin mit nur einem einzigen Regierungsvertreter in seiner aus eigenen Mitteln zusammengeworbenen, ziemlich militärischen Karawane ankam, um seine Schwester abzuholen, da wollten die Wüsten-

söhne nicht einmal eine Summe in einer Höhe von ihm annehmen, wie man sie für eine dreieinhalbjährige Pension hier bei uns im Okzident selbst in jeder kleineren Stadt überall hätte bezahlen müssen! Im Gegenteil: man überhäufte die Scheidende mit Abschiedsgeschenken, und sie schleppte wohl zwanzigmal mehr Gepäck mit in ihre Heimat, als sie einst auf ihre ausgedehnte Hochzeitsreise um die ganze Welt mitgenommen hatte! Wenn man ihren eigenen Angaben glauben will, — und sie will ja auch das meiste Mitgebrachte bayerischen Museen überweisen, — so muß ihr Zug dann zurück durch die Wüste annähernd dem der Königin von Saba geglichen haben! (Und da aber geht er ans Telephon und läutet, und es meldet sich auch sofort das Amt): Bitte schön... Vielleicht gelingt's uns jetzt endlich, zum fünften Male... Ich möchte die Nummer vom Hotel Batauer Wolf... Numero sieb'nzehn, ganz recht... Es wird nämlich nachgerade äußerst dringend...

(Stille. Dann):

P. Guardian: Wie? — Also... is' dort der Batauer Wolf? — Hier Pater Guardian vom Kloster Maria-Hilf. Ich möchte die gnädigste Frau Gräfin von Hilgartsberg sprechen. Ja — ja — eben die Dame, die ich gestern abend zu Ihnen ins Hotel 'bracht hab'. Ist sie schon auf? Nun, das will ich meinen! Ich danke schön — ja, ja — ich warte hier solange am Apparat —

(Wieder Stille.)

P. Guardian: Weißt du net, ob dieser alte Herr Bezirksgeometer Pfaffinger bereits aufg'stand'n is'?

P. Edmundus (immer weiterlesend): Nein...

P. Guardian (behält den Hörer am Ohr, aber bedeckt die Sprechmuschel mit der Hand. Und unwillkürlich leiser als zuvor): Ihr erster Gang, kaum daß sie mit ihrem Bruder in München bei ihren Eltern angekommen war... ihr allererster Gang war... zum Zahnarzt —! Das glitzert nur so von lauter Goldplomben in ihrem Mund! — Ich weiß das von ihrem Bruder, der gestern mit in Alt-Oetting g'wes'n is', daß sie nicht eher unter die Leute — ja, nicht einmal zu ihren nächsten Verwandten zu bringen war, als bis daß ihr Gebiß wieder tadellos in Ordnung — (Er horcht.)

P. Edmundus (unterm Lesen): Schönheitspflege...

P. Guardian (eifrig): Sie ist schön! Wie ich sie zum erstenmal sah, da dacht' ich: den Mund voller lauter Goldklümpchen hätte ihr wohl einer ihrer arabischen Häuptlinge — und sei's unter Anwendung von Gewalt! — anfertigen lassen. — Na ja — mir war doch so, als hätt' ich einmal gelesen, daß sich schon die alten Ägypter auf die Kunst des Zahnplombierens verstanden hätten — (Er horcht wieder.)

P. Edmundus (lächelt): Hm. (Aber liest weiter.)

P. Guardian: In unserm Kloster in München, in das unser lieber Bruder Felix seinerzeit eingetreten ist, da ist die Gräfin vergangenen Samstag in Begleitung eines Gerichtsvollziehers erschienen — (Aber da muß er rasch die vorhaltende Hand von der Sprechmuschel nehmen): Ja, hier Pater Guardian. — Gnädigste Frau Gräfin selbst? — Guten Morgen, gnädigste Frau Gräfin! Wie steht Ihr wertcs Befinden? (Mitfühlend): Das kann ich sehr wohl verstehen! Wie? (Nickend): Ja, ich lasse Ihren Herrn Gemahl zu mir kommen, sowie er fertig mit Messelesen ist. (Geläut draußen): Soeben läutet's bereits heilige Wandlung. (Er bekreuzigt sich und schlägt dreimal an die Brust. P. Edmundus übrigens desgleichen. — Sodann): Können gnädigste Frau Gräfin das Glockenzeichen nicht durch den Draht hindurch hören? (Bedauernd): Ach ja, hier sind ja die Fenster zu. (Schüttelnd): Nein, nein, Ihr Herr Gemahl weiß noch von nichts. Nein. (Freudig billigend): Das will ich meinen! Also — bitte — bitte sehr — ich bitte recht sehr — — auf Wiedersehen. (Er horcht noch etwas und sagt dann, eh' er den Hörer abnimmt und anhängt): Schluß ...

(Wieder kurzes Geläute. Die beiden schlagen wieder dreimal an die Brust und bekreuzigen sich.)

P. Edmundus (zutiefst von innen heraus und aufstehend dabei): Ich bin seinerzeit beim Bruder Felix seinem ersten heiligen Meßopfer dabei-g'wes'n ... ich wär' zu gern auch bei diesem seinem — seinem letzten zugeng'wes'n —!

P. Guardian (mit Bestimmtheit): Ich habe dich dazu ausersehen, Bruder Edmundus, die Gräfin zu empfangen. Sie hat mir übrigens grad g'sagt, es wäre nicht eins von den beiden Mietsautos, die's drunten in der Stadt gibt, aufzutreiben. Sie will mit einem Zweispanner heraufkommen.

P. Edmundus (in der Nähe eines Fensters): Aber ... was hast du

g'sagt? Sie wär' in unserm Münchener Kloster in Begleitung eines Gerichtsvollziehers —?

P. Guardian: Ja. — (Lustig): Aber — wohlgemerkt — erst, nachdem sie sich die Zähne vollständig plombieren hatte lassen! (Wieder ernster): Nun — als das überhaupt erste Lebenszeichen von da drunten irgendwie durch den deutschen Konsul oder was weiß ich zu ihren Eltern nach München gelangte, da erfuhren wir vom Kloster noch kein Sterbenswörterl von allem. Und der Bruder der Gräfin befand sich längst schon in Konstantinopel oder wo, als der Herr Generalmajor es endlich für notwendig erachtete, ein paar wenige Zeilen an seinen Schwiegersohn zu richten, die man aber unsererseits für eine pure Mystifikation gehalten hat. Eine sehr . . . sehr geraume Zeit darauf kamen Telegramme von der Gräfin selbst von da drunten irgendwo an ihren Mann per Adresse Kapuzinerkloster München — und diese Depeschen beförderte der Herr Pater Guardian in München sogleich an den Pater Provinzial in Alt-Oetting. Kurz und gut: nachdem all die Depeschiererei nichts gefruchtet hatte und selbst dann noch nicht die mindeste Antwort vorlag, als die Gräfin bereits in München eingetroffen war — da ging sie von ihrer letzten Sitzung beim Zahnarzt stante pede zu Gericht. Sie beantragte eine Feststellungsklage gegen unsern Orden, eine Klage auf Wiederherstellung der Ehe gegen ihren Gemahl, und drängte auf — zumindest — eine einstweilige Verfügung. Und da sie ja erstens einmal eine nicht einmal so weit entfernte Nichte des bayerischen Justizministers ist und zweitens niemand von unserm Orden auf eine noch so eilige Ladung reagiert hatte, so führte man irgendeinen gänzlich überflüssigen Gerichtsbeschuß herbei und gab ihr obendrein noch einen Gerichtsvollzieher mit auf den Weg. Sie dachte übrigens, noch als sie in Neu-Oetting ankam, ihr Mann würde von unsern Oberen irgendwie mittelalterlich festgehalten . . . umso größer war ihre Verwunderung, wie ich ihr sogleich auf'm Bahnhof g'sagt hab: „Er weiß überhaupt no' vo' nix!“

P. Edmundus: Seit wann . . . weißt du davon?

P. Guardian (lächelnd): Seit . . . dreizehn Monaten!

P. Edmundus (soviel wie möglich an sich haltend): Das is' wahrhaftig ein Stück Mittelalter von euch g'wes'n, die Klausur in bezug auf

solche Briefe oder Depeschen so peinlich streng gehandhabt zu wissen —

P. Guardian: Der Pater Provinzial wollte — und das war sein gutes Recht! — den Lebend-Beweis angetreten sehen ... das heißt: die Gräfin sollte mit leicht zu beschaffenden Papieren selbst kommen, und dann hätte sie ihren Mann in derselbigen Viertelstunde in aller Güte ausgeliefert erhalten! Und außerdem hab'n wir unsern lieben Bruder Felix auf die Art vor einem langen, bangen Herwarten verschont — bis er eben vor der vollendeten Tatsache zu stehen vermag!

P. Edmundus: Ich glaub' aber eher, daß sich Bruder Felix lieber langsam darauf vorbereitet hätte —

P. Guardian: Nein! Sondern der wär' auf die erste unverbürgteste Nachricht hin mit dem nächsten Blitzzug nach der Türkei 'nunterg'saust — wie du auch in seinem Fall — und so wie ich — und wie ein jeder! — So lebte er in seinem Gottesfrieden weiter... bis sie nun kommt und sich'n holt... Ich dachte übrigens, sie wäre unbeschreiblich glücklich darüber, daß sich alles derart gefügt hat, daß sie ihren Mann die ganzen neun Jahre über als in einem Kloster aufg'hob'n g'wes'n vorfindet. Wo sie ihn doch überhaupt's tot glauben mußte, bis ihr Bruder mit der Freudenbotschaft kam: er lebt! Aber mir scheint im Gegenteil, wie wenn's ihr lieber g'wes'n wär', er hätt' sich ... ein zweit's Mal verheiratet. Na ja — unberechenbar wie so Frauen eben sind...

P. Edmundus (denkt erst über das Gehörte nach. Dann): Ich glaub', ich kann's versteh'n —

P. Guardian (überrascht): Was?

P. Edmundus: Nun, eben dieses Wunschgefühl ihrerseits, daß ihr Mann annähernd so etwas erlebt haben möchte, als wie sie selber zur Genüge und über Genüge durchgemacht hat. Sie möchte lieber, daß ihr Mann wenigstens einmal mit einer andern verheiratet g'wes'n wär — wo sie, wenn auch gezwungenermaßen, mit so viel andern Männern —. (Er befreit sich von dem Gedanken): Jede zweite Ehe ihres Mannes, denkt sie, wär' ja in dem Augenblick doch ungültig, in welchem sie als erste Frau wieder auf der Bildfläche erscheint.

P. Guardian: Aber ... aber ... und wenn sie mit ganz Arabien

in dieser Zwischenzeit — gezwungenermaßen! — etwas g'habt hätt', so wäre das immer doch nur purste force majeure g'wes'n, und ihre Ehe würde vor jedem deutschen Richter nichtsdestoweniger als immer noch zu Recht bestehend anerkannt werden — über diesen Punkt hat sie sich wohlweislich ebenfalls zuvor genau erkundigt!

P. Edmundus: Immerhin ergibt sich für mich daraus, daß sie ein lebendigeres Gefühl für diesen Zwiespalt hat, als wie der Richter, der nach dem toten Buchstaben des Gesetzes urteilt: sie fühlt sich schuldiger, als wie sie die Meinung aller andern hält!

Frater Max (tritt ein. Unter Glockengeläute): Die Messe ist aus.

P. Guardian: Hast du's ihm schon ausg'richt't?

Frater Max: Herr Pater Felix geht soeben in die Sakristei.

P. Guardian: Dann aber lauf', Max!

Frater Max (ab).

P. Guardian: Ja also — — lieber Bruder Edmundus, du begibst dich am g'scheit'sten sogleich auf dein'n Beobachtungsposten. Kannst ruhig auch dort dein Brevier weiterles'n. Und — sowie du den ersten Zweispänner die Straß'n herauf erblickst . . . ein Auto, hat sie g'sagt, war ja nicht aufzutreib'n . . . (Er geht mit P. Edmundus zum andern — bisher noch nicht benutzten — Ausgang.) Wie g'sagt: der erste Einspänner — oder Zweispänner . . . (Sie sind an der Tür.) Bruder Edmundus, tut's dir denn gar so sehr weh, deinen Freund Felix verlieren zu müssen?

P. Edmundus (steht im Rahmen der Tür — in der Richtung zum Ausgang — also mit dem Rücken zum Zuschauer. Er antwortet nicht. Aber da zucken seine Schultern ein paarmal, und man hört ein leises Schluchzen — nur ein einziges — und er faßt nach der Hand des P. Guardian und drückt sie fest, ohne sich noch einmal umzukehren, und geht hinaus).

ZWEITER AUFTRITT

P. Guardian. Bald darauf: P. Felix. Zwischenein: Frater Max.

P. Guardian (ist zu einem Betstuhl gegangen, der auch hierherinnen nicht fehlen mag, und hat sich hingekniet und wirkt nun, wie er ein stilles Gebet mit hochgefalteten Händen betet, wie die Abbildung eines Klosterheiligen. Doch da hört er etwen kommen und steht auf).

Frater Max (erscheint mit Kaffee in schönem Porzellan, mit Brötchen, Butter, Honig und Marmelade. Stellt's auf einen Nebentisch und sagt): Ich hab' Frater Michael nach der Sakristei geschickt. (Und geht wieder.)

P. Guardian (dem es jetzt erst einfällt, nach noch etwas zu fragen, ruft nach): Max! (Aber er resigniert eigentlich unterm Rufen schon. Und in der Tat: er bleibt ungehört.)

(Stille.)

P. Felix (tritt ein).

P. Guardian (schneidet ihm jede Anrede ab): Hast du nix g'hört — ist der Bezirksgeometer Pfaffinger schon aufg'stand'n? (Und geht ihm nun entgegen und gibt ihm die Hand): Ja also — du sollst dein'n Kaffee hier bei mir trink'n. (Und beinah' führt er ihn wie einen Knaben zum Nebentisch): So . . .

P. Felix (setzt sich aber nicht, sondern gießt sich stehend Kaffee aus der Kanne in die Tasse und tut auch weder Milch noch Zucker dazu, sondern trinkt das so heiß wie es ist in einem einzigen Zuge aus. — Sodann): Du hast . . . diese Nachricht da in'n Zeitungen . . . natürlich ebenfalls bereits g'les'n?

P. Guardian: Schon vorgestern. In Alt-Oetting. Aber genau die gleiche Notiz. Sie geht durch alle möglichen Blätter.

P. Felix: Und . . . amüsiert . . . ! Was? Anders, als wie nur eine bloße Anekdote. Sie geht einen irgendwie an, meint man, nicht? Man wird wider Willen irgendwie mit hineingezogen, ja? Eben sehr g'schickt g'macht, net wahr? Oder . . . oder hast du dem Zeugs etwa auch nur einen Aug'nblick weitere . . . na ja, auf mich bezügliche Bedeutung beig'legt?

P. Guardian: I' hab's selbst net g'fund'n. I' bi' eig'ns drauf hi'g'wies'n wor'n. Durch Pater Willibald — Auwärter, glaub' i', schreibt er si'. Du kennst'n. Ihr zwei seid's mitsamm' eingekleidet wor'n. Und der nun hat sogleich an dich denken müssen, wie er's g'les'n hat. Und es hat ihm einfach kei' Ruh' mehr g'lass'n.

P. Felix: Genau so hat sich bei mir nun einmal — seit dem gestrig'n Ab'nd — dergleichen in'n Kopf g'setzt. (Er gießt sich wieder ein und trinkt.) Daß es vielleicht doch möglich sein könnte —! Mit ein'm Mal hat da etwas ang'fangen, sich rein wie auszukristallisier'n . . . ich kann's net anders nennen . . . (Er setzt die Tasse klirrend hin.) Denn . . . das mußt du doch selber sag'n . . . : Kann die Klausur nicht ausnahmsweise einmal so streng gehandhabt wer'n, daß es wirklich möglich sein könnte, daß mir zum Beispiel nun einfach alle diesbezüglic'h Briefe oder Telegramme seit Monaten vorenthalten wurden?

P. Guardian: Ausnahmsweise? — Das heißt: in einem besonderen Fall? — Na natürlich!

P. Felix: ... Oder aber: mein Schwiegervater hätte es bis jetzt noch nicht für nötig befunden, mich auch nur das geringste davon wiss'n zu lass'n!

P. Guardian: Hm.

P. Felix: ... Oder diese dritte Möglichkeit: meine Frau selber wüßte längst, daß ich gleichfalls damals mit dem Leben davon'kommen bin. Nur ... sie würde sich einfach nicht im mindesten mehr um mich kümmern.

P. Guardian: Oh! Da könntest du aber fein auf Wiederherstellung der ehelichen Gemeinschaft klag'n!

P. Felix (schweigt eine Weile. Dann): Ja also ... das ist's, was ich von dir erfahren wollte. Meine Vorbereitung auf den Priesterstand ist damals — nicht zuletzt auf meine eigene Bitte — ziemlich eilig betrieben wor'n. Ich war — ich hab' auch danach gebüffelt! — in noch nicht zwei Jahr'n ausgeweiht. Dürfte mich unser Orden nun auf keinen Fall länger einbehalten, falls — nur bloß angenommen! — meine Frau plötzlich wieder z'rückkäme und mich ausdrücklich fordern würde?

P. Guardian: Nein. Da dürfte dich unser Orden auf gar keinen Fall auch nur eine Minute länger einbehalten.

P. Felix (läßt sich nichts anmerken, sondern schweigt nur einen Augenblick. Sodann): Nämlich ... Bruder Edmundus und ich hab'n gestern abend noch über diesen Punkt g'sproch'n und ... ich war zu wenig unterrichtet ...

P. Guardian: Hat Bruder Edmundus gestern abend nicht auch fast in einem fort noch in dich hineingeredet, du sollst gleich heut' in aller Früh' ein Telegramm nach München aufgeb'n oder besser noch deinen Schwiegervater direkt antelephonier'n?

P. Felix: Ja ... aber wie würde das aussehn! (Fest): Nein!

P. Guardian: Nämlich ... eben war Bruder Edmundus noch einmal hier bei mir: — wenn du nicht wolltest, sollte ich es aus eig'ner Initiative tun!

P. Felix: Und ... du hast's getan?

P. Guardian: Sowas würd' ich mir ohne deine Einwilligung niemals erlaubt hab'n!

P. Felix: Ich... danke dir...

(Bisher sprach und dachte er nicht ohne einigen Rückhalt: daß ihm der Pater superior vielleicht doch irgendeine Eröffnung machen würde. Nun aber vergeht ihm diese Erwartung, die soviel Hoffnung als Befürchtung in sich barg, und er wird offener und gibt mehr von seinen Gedanken her): Ein wenig Unruhe (er gießt sich noch einmal ein und trinkt's während des Folgenden) hat mir diese gestrige Zeitungsnotiz aber doch verursacht: Das geb' ich zu.

P. Guardian (etwas scharf): Das gibst du also zu?

P. Felix: Aber nicht wie du etwa denkst... nicht daß ich dachte, daß diese Frau da gerade meine Frau sein müßte. Nur bloß: wenn das dieser irgendwelchen Frau da, von der gestern in der Zeitung zu les'n war, widerfahren sein konnte: ja warum denn dann der meinig'n net ebensogut —?!

P. Guardian: Ah so. Und... daß die deinige vielleicht heut' no' da drunten schmachtet —?! (Steht auf): Und so hast du dich g'fragt, ob du nicht vielleicht heut' noch hinunterreis'n sollst in d' Türkei und nach ihr forsch'n?

P. Felix (schüttelt — mehrere Male — ganz langsam mit dem Kopf): Nach ihr forsch'n? Das kām' heut... bei meiner Frau... viel z'spät. Es ist eine Frau anders wie die andere. Es ist nicht jede Frau so als wie diese da. Es wäre nicht jede so kurzsichtig, in ihrer bloßen endlichen Befreiung eine ausreichende Genugtuung für so viele Jahre Schmachten in Sklaverei zu sehen! Es gibt solche und solche Frauen. Diese Frau da (er zieht die Zeitung aus seinem Ärmel hervor, schlägt die bewußte Stelle auf und klatscht das Ganze verächtlich auf den Tisch) ist vielleicht geneigt zu glauben, das Phantom einer endlichen Befreiung könnt' die Tatsache einer achtjährigen Sklaverei völlig ungeschehen machen! Wie wenn überhaupt's gar nix g'wes'n wär —! (Er hält für eine kleine Weile inne und spricht dann erst weiter): Die meinige... die hätt' sich auf'm Weg vom ersten Scheik bereits zum zweiten... an ihren eig'nen Haaren... an einer Kamelleine... oder an einer Zeltschnur... erwürgt!!

P. Guardian (starrt ihn ratlos an).

P. Felix: ...erdrosselt!!

P. Guardian: So glaubst... du?!

P. Felix (unerschütterlich): Ja. — Und siehst du, Bruder Burkhardus

...daß es mit dem alleinigen Tode des Ertrinkens, den sie doch unbedingt vor Augen gehabt hatte, für sie vielleicht nicht genug gewesen sein sollte — daß das Meer sie noch einmal lebend auswarf, um daß sie dann, kaum erst gerettet, in noch viel unbarmherzigerer Weise gar Hand an sich selber legen mußte: Siehst du, Bruder Burkhardus, darüber hab' ich fast kein Auge zutun können diese ganze Nacht.

(Er zittert — wie ein Pferd — aber schon beim bloßen Ermessen der Strecke, die er so oft und oft durchlief und nun nicht mehr erkennt, ein solch' grausiges Ziel hat sich ihm über eine Nacht aufgebaut): Daß ich sie zwei Tode hintereinander sterben ließ — (Aber nicht herausgeschrien, sondern wie von unerträglichen Lasten über ihm und in ihm erpreßt.)

P. Guardian (entsetzt): Du —?! (Faßt sich wieder): Was hast du getan —? (Im Ton ermutigenden und hochrichtenden Zuspruchs): Was red'st du da —? Felix —!

P. Felix (hart, bekennend): Daß ich auf die Art doppelt schuld an ihrem Tode bin.

P. Guardian (es treibt ihn hoch. Er geht zu ihm): Bruder Felix —

P. Felix (voll ebensolcher Anteilnahme, versichernd): Es weiß es niemand. Keiner weiß es. Gar keiner... gar niemand... Außer dem Pater Guardian in München, dem ich's einst gebeichtet hab... (Mit schmerzlicher Selbstironie): Aber beruhige dich doch... Ich hab' meine Frau nicht etwa vom Leben zum Tode befördert — so — mit der geballten Faust... Es war viel heimlicher — und unheimlicher... es is' viel hinterlistiger g'wes'n — viel feiger... Es war vielmehr auf eine Art, wie sie in keinem Strafgesetzbuch vorg'seh'n is'... Kein weltlicher Richter hätt' mi' lang ang'hört, wenn ich mit meiner Selbstanklag' zu ihm 'kommen wär'... Nur uns're geistlichen Ober'n hab'n mi' verstand'n... Es war nämlich — — Mord — so — in Gedanken — (Weh): Ja, da schau'st', was?

P. Guardian: Lieber Bruder Felix —

P. Felix (mit wie nach innen gerichteten Augen): ...I' weiß net, wo i' war, wie unser Schiff den Stoß... den Todesstoß empfangen hat, den wir alle längst unabwendbar vor uns g'seh'n hab'n. Wir war'n alle miteinander längst alarmiert g'wes'n, es war'n lauter kleine verzweifelte Gruppen von Zusammengehörigen, und am allerverzwei-

feltsten hat sich meine Frau an mich 'klammert g'habt. I' weiß, wie g'sagt, net, wo ich in dem Augenblick der Gewißheit des Untergangs g'wes'n bin, i' weiß bloß, daß i' da nimmer bei meiner Frau g'wes'n bin . . . daß i' ihr davo'g'lauf'n war. Und ich hab' mich auch später nur erinnern können, daß ich da grad ein Gelübde getan hab' . . . aber welcher Art freilich, das kann ich nicht sag'n. Vielleicht ein Gelübde, ein ganz bestimmtes, vielleicht aber auch fünfzig in einem einzigen Atem, vielleicht sogar hundert. — Jedenfalls läßt sich über die Notwendigkeit eines Gelübdes in einem solchen Augenblick streiten, und es war einfach schon feige von mir, daß ich in meiner Todesangst ein Gelübde getan hab' . . . oder hundert . . . oder tausend, statt in dem Augenblick bei meiner Frau zu sein . . . Dann hörte ich mit einem Mal: »Die Frauen und Kinder in die Rettungsboote..!« Ich lief und lief. Ich lief, getrieben von dem plötzlichen Schuldbewußtsein, daß meine Frau ohne mich niemals in ein solches Boot gehen würde. Ich lief — hörst du? —, um meine Frau in ein solches Boot hineinzuzwingen eventuell. Aber bei diesem Gedanken angekommen, teilte sich's in mir schon wieder. Ich sah zwei deutlich verschiedene Möglichkeiten, wenn ich meine Frau in das Rettungsboot zu anderen Frauen hineinzwang. Ich sah die eine Möglichkeit, daß sie auf die Art mit dem Leben davonkäme. Aber mir täuschte sich auch — vielleicht gleichzeitig — die andere Möglichkeit vor, daß ich meine Frau dadurch loswürde und mich dann allein . . . selber . . . besser zu retten vermöchte. — (Er ist mit seinem Urteil über sich fertig): Na, und wer als Mann solche Gedanken gegenüber einer Frau aufzubringen vermag —

P. Guardian: Aber Bruder Felix, du zerstörst dich ja mit diesem unvernünftigen Klügeln —! Eine solche Zwiegeteiltheit hat jeder von uns, wofern er nur einmal in einer solch' lebensgefährlichen Situation war, schon verspürt. Das ist ja gar keine Gedankensünde, sondern das sind bloße . . . blöde . . . äußerste . . . bis zum Äußersten irritierte Spiele des Selbsterhaltungstribs. Das ist doch kein »Gedankenmord«.

P. Felix: Ah — du! — Jeder ungebildete Matrose tut in diesem Augenblick rein — ganz unverfälscht — das, was einzig eines Mannes würdig ist. Und aber ich — ein königlich bayerischer Offizier — unterlag derlei unwürdigsten Versuchungen. — Ein jeder Schiffsjunge

kriegt's wohl schon eingelernt, was er im Augenblick einer solchen Gefahr... ganz mechanisch... zu tun hat: nämlich die Frauen und Kinder zuerst in die rettenden Boote zu lassen. Aber ich — ich muß es heute wenigstens nachträglich annehmen — ich hab' von Anfang an unbewußt mit dem verbrecherischen Gedanken gespielt, welche Vorteile sich für mich daraus ergäben. — Ja, ich werd' es dir beweisen, Bruder Burkhardus, daß ich längst zuvor eine ganze Reihe von Verbrechen, von Gedankenverbrechen, von Gefühlsverbrechen, wenigstens unbewußt, schon begangen haben mußte.

P. Guardian (der immer mehr erleichtert aussieht von seiner anfänglich gehegten Furcht): Ich bin wirklich begierig — auf den »Beweis«.

P. Felix: ... Wie ich hörte, das Boot mit den Frauen und Kindern — es konnte nur ein einzig's abgelassen werden — sei soeben fort, da siegte das bessere Gefühl in mir und ich wünschte ihnen von Herzen glückliche Fahrt. Aber das war vielleicht auch nur wieder aus reiner Heuchelei, aus purem Vor-mir-selber-schön-dastehen-wollen, weil ich nämlich noch mitten in der Todesgefahr schwebte, ja weil sie für mich nun erst eigentlich richtig anging. — In diesen voraussichtlich allerletzten Augenblicken meines Lebens — ja! — da war ich »gut«! war ich keines bösen Gedankens mehr fähig! wünschte ich der bereits Davongekommenen keinen Tod mehr nach! war keine Spur von Neid mehr in mir darüber, daß die vielleicht gerettet wurden — — Ich sprang dann selbst ins Wasser... und rang und rang... ich wurde müde... wurde müder und müder und... ich darf wohl sagen: ich schlief auf den Wellen ein, so ohne Arges einem jeden andern zu wünschen, wie ein kleines Kind —. Aber wie ich dann, aufs Land ausgeworfen, aufgewacht bin — wie ich mich besann — mich dem Tode entronnen fand — neu das Leben in mir spürte —: da hab' ich nicht bloß so im allgemeinen über alle andern triumphiert, die sicherlich ertrunken waren, sondern im besondern auch über meine Frau, nämlich, daß ich diese so bald wieder nach unserer Hochzeit los und ledig sein sollte —. Nicht so ausgesprochen zwar. Nicht so ganz mit diesen Worten. Aber dem Sinn nach war's jedenfalls genau dasselbe. — Und wie ich dann in Aden erfah'r'n hab', ich wär', abg'sehn von zwei Matrosen, tatsächlich der einzig' gerettete Passagier: wieder ein

paar aussetzende Herzschräge lang dieser Jubel in mir — dieser Wunsch, daß es so sei — diese... ich kann's net anders sag'n als wie... schlimmer noch als wie mörderische Sensation: Ich bin der Einzige, der davon'kommen ist — Magst du mir auch deine Freundschaft aufkündig'n: ich hab's dir sagen müß'n, Bruder Burkhardus.

P. Guardian: Ich seh darin immer den Mord noch nicht, dessen du dich bezichtigst.

P. Felix (schier grimmig): Dann werd' ich eben noch deutlicher werden müssen: wie damals in meiner Beicht' zum Münchner Pater Guardian. — Ich hab' mir später, wie sich endlich das Gewissen in mir meldete, alles rekonstruiert, was bereits während unserer dreizehn Tage Flitterwochen in mir g'wes'n war und gestürmt hatte, eh' dann das Schiff unterging. — Ich bin zutiefst — im Allerinnersten — nie glücklich g'wes'n über meine Heirat. Nie selig, wie's so die Flitterwochen verlangen. Ich bin in meinem Unterbewußtsein sicher schon am Morgen nach der Hochzeitsnacht zu dieser schauerhaften Einsicht gekommen, daß sich in mir alles empörte gegen diese Institution der Ehe. — Im Unterbewußtsein, wohlverstanden... Na, und wie besonders erst gegen diese ganz entsetzliche Einrichtung einer sogenannten Hochzeitsreise! Na, und unsere Hochzeitsreise sollte ja noch dazu gleich eine Reise um die ganze Welt sein.

P. Guardian: Das ist auch ein bisserl eine lange Hochzeitsreise — so gleich um die ganze Welt... (Mißbilligend.)

P. Felix: Ich hatte erstens einmal einen so langen Urlaub bekommen, weil ich im Dienst mit dem Motorrad Unglück gehabt hatte. Und zweitens sollte es — auf militärischen Befehl — zugleich eine Studienreise sein, das heißt, ich sollte bei meiner Rückkehr einen ausführlichen dienstlichen Bericht mitbringen.

P. Guardian: So so. Na ja. Aber... (dozierend schier): eine Reise um die ganze Welt ist genau auf Tag, genauer: auf Stunde, ja genauestens: auf Minute ausgerechnet von der unternehmenden Schifffahrtsgesellschaft... nicht? Und da man ein Gleiches niemals mit einer Hochzeitsreise tun soll, so soll man sich eben als Hochzeitsreise niemals eine Reise um die ganze Welt vornehmen!

P. Felix (grübelnd zugehend): Dazu der unerhörte Luxus... in allen Hotels... und wie erst auf'm Schiff... (Leise): Und alles das auch

noch vom angeheirateten Geld meiner Frau... Ja also, ich glaub', ich hab' sie gehaßt — ich wünschte ihr schon damals den Tod — — unbewußt — — Und erst nach der Schiffskatastrophe, und nachdem sich endlich mein Gewissen regte, kam's mir zum Bewußtsein.

P. Guardian: Und diese Beicht' da hat der Pater Guardian in München von dir ang'nommen?

P. Felix: Und hat mich absolviert, indem er mich noch dazu gesegnet hat, daß ich infolge von allen meinen Gewissensbissen den für mich einzig möglichen Weg gesucht und gefunden habe: nämlich den ins Kloster.

P. Guardian (immer erregter — zurückgehalten empörter): Du bist also ins Kloster 'gangen, weil dich dein inneres Benehmen zu deiner Frau so sehr bedrückt hat, als wie wenn du sie gradaus ermordet hättest?!

P. Felix: Ja. Und nicht etwa, weil ich damals auf dem Schiff in höchster Todesgefahr irgendwie ein Gelübde getan hab'. — Denn das haben unsere Oberen nur so unter unsere Brüder ausgestreut, daß ich ins Kloster gegangen wär', weil ich damals auf dem Schiff zu Gott gebetet hätte: »Laß mich mit dem Leben davonkommen und ich will künftig ganz und gar dein Diener sein.«

P. Guardian (nach einigen Sekunden Nachdenkens): Du weißt, Bruder Felix, daß ich mich einigermaßen mit Psychologie beschäftige.

P. Felix: Ja.

P. Guardian: Wenn ich dir's nun schwarz auf weiß zeigen könnte, daß man in der Psychologie solch seltsame »Todeswünsche«, wie sie genannt werden, längst kennt und ihnen aber bei weitem nicht die Bedeutung zumißt, die du ihnen untergelegt hast —?! Wenn ich dich nun erst, lieber Bruder Felix, ganz und gar freisprechen könnte von dieser deiner vermeintlichen verbrecherischen Tat —?! Nichts weiter als ein Assoziationszwang ist das auf der Hochzeitsreise von dir g'wes'n —!! Weiter nix —!!

P. Felix (schüttelt stumm den Kopf).

P. Guardian: »Wenn der Bergsteiger mit einem Begleiter auf steiler Höhe steht und in die jäh abstürzende Tiefe hinabschaut, so kann er häufig den Gedanken nicht bannen, mit einer Berührung,

der man die Absicht kaum anzumerken brauchte, den Genossen in den Abgrund zu stoßen...« (Das zitiert er — mit sehr viel bayerischer Klangfarbe — von einem Amtsgerichtsrat Dr. Erich Wulfen. Und weiter): »Es handelt sich hierbei um eine meist blitzartig aufleuchtende Vorstellung, die sich zum unbewußten oder bewußten Wunsch nicht immer verdichtet...« (Mit erhobener Stimme): »Aber so zwingend kann diese Gedankenverbindung auftreten, daß der Freund neben dem Freund..., der Gatte neben der Gattin..., der Sohn neben dem Vater die Vorstellung nicht auszuschalten vermag. Ja, es werden Fälle berichtet, daß Ehegatten auf der Hochzeitsreise diesem Assoziationszwange beiderseitig — beiderseitig! — unterlagen.« — Und das nennst du Sünde, Bruder Felix? Und deswegen bist du hier??

P. Felix: Leg's noch einmal so wissenschaftlich aus: es bleibt Sünde. Bleibt Todsünde. Es ist Mord. Und deswegen bin ich hier und büße.

P. Guardian: Frei fühlen sollst du dich von dieser vermeintlichen Schuld! Laut ausschrei'n möcht' ich diese deine völlige Unschuld! — Auf der Hochzeitsreise einen einmal gehegten seltsamen Todeswunsch, den schreibt er — er nachträglich in das schwärzeste Buch und will dafür ein Leben lang büßen —! — Ja, weißt du denn, wie oft vielleicht deine Frau neben dir g'leg'n is' in den dreizehn Tagen — denselbigem Gedanken unbewußt hegend und ihn dann mit einem gesunden Verlangen nach einer neuerlichen Umarmung einfach abtötend? — (Er empfindet gar nicht, daß er damit schier verrät, daß er die Frau kennt!) — Aber ich geh' sogar noch einen Schritt weiter. — Dieser einfache seltsame »Todeswunsch«, den du da hegtest, entstand aus weiter nix als aus deinem Selbsterhaltungstrieb! Durch die Hochzeit sahst du dich als Individuum gefährdet. Die Flitterwochen kamen dir schwindelnder vor noch als wie der höchste Berg und der gähnendste Abgrund. So glaub' mir doch ein wenig, der ich ein bisserl was davon versteh'! — Und daher der Assoziationszwang —! — (Klagend): Ja, warum hast du mich denn net früher in dieses dein vermeintliches Verbrechen eingeweiht—?! (Er sieht sich um. Als ob er erwachte. Er schaut auf die Uhr. Er kehrt wie zurück zu der Tatsache, daß der Zweispänner mit der Gräfin längst auf dem Weg sein

kann — längst auf dem Weg sein muß!): Und heute nacht — nach dieser gestrigen Zeitungsnotiz — hast du dich neu gefoltert — hast dir dieses Bild gemalt, daß deine Frau, wenn ihr Ähnliches begegnet wäre als wie der da in der Zeitung, ... daß die sich dann an ihren eigenen Haaren erwürgt hätte.

P. Felix (starr, unbeugsam): Erdross'lt. — — Auf dem Weg vom ersten Scheik bereits zum zweit'n. — An ihren eig'nen Haar'n — an einer Kamelleine — oder an einer Zeltschnur.

P. Guardian: Und selbst dieses hast du heut' die ganze Nacht nur wieder auf Konto deines einstmalig'n seltsamen Todeswunsches setzen zu müssen geglaubt.

P. Felix: Ja. Daß, wenn's so war, wie's da steht, ... daß ich sie dann gar zwei Tode hintereinander erleiden g'macht hab.

P. Guardian: Mit andern Worten: Du hast dieses unser Kloster und dein Darinnensein für nichts als ein freiwilliges Gefängnis angesehen —?!

P. Felix: Man soll doch das Kloster nicht mit übeln Monisten-träumen verwechseln. Sondern ein jeder von uns begab sich irgendwie hinter diese Mauern, um Irdisches zu sühnen und sich dadurch einst Himmlisches zu verdienen.

(Da: Ein Auto hupt. Ganz nah. Fast unmittelbar unter den geschlossenen Fenstern. Es muß also drunten im Klosterhof sein, muß durch das stets offene Tor dieser großen Wallfahrtsstätte hereingekommen sein, und die beiden Patres haben es nur nicht hereinfahren hören, dieweil, wie gesagt, die Fenster geschlossen waren. —

Aber nun hupt es geradezu aufdringlich.)

P. Guardian (noch immer ahnungslos): Das müssen Fremde sein. — Aber denen wer' ich's zeigen! (Er geht an das eine Fenster. Öffnet. Stutzt aber während des Öffnens schon. Und tritt dann schnell zurück. Stammelnd): Allmächtiger Gott —!

(Man hört drunten eine Frauenstimme rufen. Es ist die der Gräfin Helmtrudis):

»Horst!«

P. Felix: Wer rief da?

P. Guardian (zu Felix, auf dessen Stelleweisend, fast wie zu einem Hund): Du bleibst dort!

P. Felix: Laß mi' ans Fenster!

(Wieder Frauenstimme): »Horst!«

P. Felix: I' hör' aber... mein'n Namen! (Er schreit in plötzlicher traumhafter Erkenntnis auf. Wie ein Tier.)

(Frauenstimme antwortet): »Horst! — Horst!«

P. Felix (zu einem viehischen Sprung ansetzend): Lieber Bruder Burkhardus —

(Frauenstimme): »Horst!«

P. Guardian (die Fenster deckend): Du bleibst, sag' i' dir!

(Frauenstimme): »Horst!«

P. Felix (eilt auf den andern zu, rasend): Meine Frau is's — die mit'm Auto kommen is' —!!

P. Guardian (den Anspruch abprallen machend): Na also — ja — aber sie wollt' mit einem Zweispänner herauffahr'n.

(Sie lassen voneinander ab. So geknickt gesteht das erstens einmal der Pater superior, und so verzweifelt erklingt zweitens von neuem die Frauenstimme):

»Horst! — Horst!«

P. Felix (irr, mit den Armen fuchtelnd, wie ein Ertrinkender, wie nur bei jenem Schiffsuntergang im Golf von Aden): Frau Gräfin von Hilgartsberg —!!! (Und er hat die Arme weit ausgeworfen, wie zum feierlichen Empfang, und einen Augenblick über seinem Kopf zusammengehalten — gotisch — so wie ein Spitzbogenfenster. Nun schlägt er die Hände vor die Stirn und bedeckt dann damit sein Gesicht, und es durchschüttelt ihn, und er weint, und er fängt in ganz schweren Atemstößen zu weinen an. Schluchzt.)

P. Guardian (ihm stürzen ebenfalls die Tränen aus den Augen): Gott ist mein Zeuge, daß ich dachte, es wäre noch Zeit, um es dir allmählich ... schonend beizubringen ... Ich mußte ja annehmen, daß sie wirklich mit einem Zweispänner kommt... Sie hat's mir ja vorhin noch telephoniert...

P. Felix (geht ans geöffnete Fenster. Man hört — aber nun bereits im Innern des Hauses: »Horst!« Und zwar das erste Mal wie herauf aus dem Keller. Das zweite und dritte Mal auf der gewunden emporführenden Stiege gedacht. Das dritte Mal — schon nah — den hallenden Korridor her.)

P. Guardian (derweil zu P. Felix am Fenster): Richtig die Hälfte der Andächtigen durch den Lärm vom Auterl und so weiter aus der Kirch'n herausgelockt —! Ich bin doch dafür verantwortlich —!! (Er schiebt P. Felix sachte zurück und schließt das Fenster): So ...

(Man hört Rauschen von einem mondänen Frauenrock. Man hört Trappsen auch von zwei Mönchsandalen auf den Fliesen. Die Tür — vom allgemeinen Auf-

tritt — öffnet sich. Man unterscheidet vielleicht noch ein ehrerbietiges): »Gnädigste Frau Gräfin . . .« (welches P. Edmundus sagt. Sodann steht im Rahmen der Tür Gräfin Helmtrudis von Hilgartsberg.)

DRITTER AUFTRITT

Die Vorigen. Gräfin Helmtrudis von Hilgartsberg. P. Edmundus.

Gräfin Helmtrudis von Hilgartsberg (schreit noch einmal): Horst —! (Aber das schrie sie noch, ohne ihren Mann gesehen zu haben. Dann aber gewahrt sie zwei bärtige Mönche in braunen Kutten und erkennt vorerst nur den P. Guardian und orientiert sich gewissermaßen an ihm wie an einem Wegweiser. Also soll der andere wohl ihr Mann sein —? Und da erst empfindet sie das ganze tragische Gewicht dieses Wiedersehens. Sie steht wie gebannt und spricht): Auf einen solch' großen Vollbart an dir war ich nicht vorbereitet. — Wie ein fremder Mann — —. Ich hab' dich nur immer vor Augen g'seh'n, wie du als Bräutigam warst. Jetzt kann ich mich auch daran nimmer erinnern — (Gläubig, vertrauend): Und doch — — bist du's.

P. Felix (starrt): Ja — ich. — (Die Starrheit löst sich. Mit ungeheurer Wildheit): Aber jetzt gleich sieben auf einmal von diesen semitischen Schweinehunden vor meiner Klinge haben —!! (Das war im Kasernenton. Und er steht da wie ein Säbelfechter. Und die Kutte flattert.)

Helmtrudis (aufschreiend): Du bist's!! (Daran hat sie ihn wieder-erkannt. Das schmeichelt ihr. Das tut ihr wohl. Das öffnet alle ihre Schleusen in ihrem Innern. Und sie fliegt in seine Arme und küßt seinen Mund. Hängt an seinen Schultern und küßt, wo sie nur hintrifft. Faßt ihn am Kopf und küßt. Biegt ihn hintenüber und küßt. Liegt auf ihm und über ihm — sozusagen — und küßt. Und küßt allemal, wohin sie grad mit ihren Lippen trifft.)

(P. Guardian und P. Edmundus haben beim ersten Kuß schon gemacht, daß sie fort kamen.)

VIERTER AUFTRITT

Helmtrudis. P. Felix. Ohne P. Guardian und P. Edmundus.

Helmtrudis (sieht sich um, zieht ihren Geliebten bis zu einem Stuhl und drängt ihn, Platz zu nehmen, setzt sich dann auf seinen Schoß und küßt, noch einmal von vorne anfangend. Holt sich dann einen zweiten Stuhl herbei, setzt sich auf diesen ganz nah zu ihrem Mann, biegt seinen Oberkörper herüber-herunter und küßt. — Aber alles stumm, ohne etwa zu keuchen. Stumm vielmehr so wie eine Arbeit oder ein Geschäft, und mit eben demselben Ernst . . . Schließlich befreit sich P. Felix sachte und steht auf und geht ziemlich weit von ihr weg.)

Helmtrudis (aber nicht girrend): Du hast mich noch kein einzig's Mal wiedergeküßt! (Sie konstatiert's höchstens ein wenig verwundert, — sie: die ausgetrocknet ist wie Sand in der Wüste und hier zu ihrem Quell zurückfand —, aber auch nicht etwa gleich die Gestrenge hervorkehrend.)

P. Felix (ruhig): Bedenke das Kleid, das ich trage.

Helmtrudis (und auch hier wieder nur Frau. Aber ohne Pantoffel): Den Bart läßt du dir heut' noch abnehmen.

P. Felix (zuckt zusammen).

Helmtrudis (so wie eben eine Dame ihresgleichen): Und wir bleiben heut', morg'n und übermorg'n noch hier in Batau im Hotel Wolf. — Denn das wirst du mir wohl zugeb'n, daß du erst wieder einigermaßen repräsentierfähig g'macht wer'n mußt...

P. Felix (starrt).

Helmtrudis (ihn immer noch ansehend): Was ich alles Kapuziner in den letzten Tagen g'sehen hab' —! (Sie geht wieder zu ihm hin, wie um sich zu vergewissern, ob er's auch sei. Heiß verlangend): Küß' mich! Du! So küß' mich doch! Oder ... oder hab' ich mir das nicht einigermaßen ... verdient —?! (Das letztere war immerhin wie ein Schrei.)

P. Felix: Denk' doch an mein Gewand, das ich immer noch trag'.

Helmtrudis (ihn ansehend. Tief): Entschuldige, bitte. — Aber ... selbst nicht ein einziges Wort des Bedauerns hast du bis jetzt für mich gefunden.

P. Felix (wider Willen ein wenig strenger): Es sind noch keine zehn Minuten her, daß ich erfahren habe, daß du mir überhaupt noch lebst. — Also sei kein kleines Kind, das bedauert sein will. — (Ebenso widerwillig nun ein wenig weicher, fast zärtlich): Ich freu' mich nur — — ich freu' mich, Helmtrud — — für dich — — wie für einen jeden Menschen — — und aber natürlich noch viel mehr für dich. — (Es ist da eine schier unendliche Scheu, die er erst bezwingen muß. Wie zu einem Kind): Na, und — ja — natürlich — — natürlich bedauer' ich dich auch — Soweit man sich als Mensch sowohl freuen als in diesem Falle auch bedauern darf — — Gleichwohl mußt du bedenken, daß Gott dir die Prüfung schickte — das müssen wir alle bedenken. — (Und jetzt erst reicht er ihr die Hand): Nun also — — liebe Helmtrud — — wie geht's dir —?

Helmtrudis: Ich ... danke dir. (Sie drückt seine Hand. Kämpft ganz

sichtlich dagegen an, mehr zu tun oder zu verlangen, das ihr getan werde, kämpft an dagegen, sich ihm an den Hals zu werfen oder umgefaßt zu werden. Und fängt nun doch zu weinen an. Plötzlich. Wie ein Frühlingsregen.)

P. Felix: Seit wann ... bist du zurück ... von da drunten?

Helmtrudis (weint noch mehr. Verbirgt weinend ihr Gesicht).

P. Felix: Bist du heute morgen erst hierher nach Batau gekommen? — Ich ... ich ... ich ... ich weiß doch noch von gar nix —!

Helmtrudis (sieht ihn unter hellem Weinen an): Gestern abend ... Von Alt-Oetting ... Mit deinem Freund, dem Pater Guardian ... (Schluchzend.)

P. Felix: So so. Gestern abend schon. Und von Alt-Oetting. — Vom Pater Provinzial?

Helmtrudis (weint nicht länger, sondern sucht vielmehr die Tränenspuren zu tilgen, indem sie ins geknüllte Taschentüchlein haucht und es dann vor ihre Augen preßt): Du hast nie ... nicht eins der Telegramme von mir bekommen?!

(Da klopft's.)

FÜNFTER AUFTRITT

Helmtrudis. P. Felix. Frater Max. Bald darauf P. Guardian.

Felix: Salve.

Frater Max (tritt ein): Herr Pater Guardian — —

P. Felix (weicht): Sag' ihm, Maxl, wir erwarten den Herrn Pater Guardian.

Frater Max (als ob er jetzt erst erführe, daß das ein Graf ist — mit solchen Augen ab. Stille. Eine Glocke schlägt).

P. Guardian (kommt zurück): Verehrteste gnädigste Frau Gräfin — — Sie hab'n ja also doch noch ein Auterl bekommen. — (Zu P. Felix): Lieber Bruder Felix ... Ich hab', daß deine Frau Gemahlin lebte, vor soviel Monaten schon erfahr'n ... Aber ich durfte nicht sprechen ... Mir war nicht weniger Gehorsam auferlegt, als wie sie von dir verlangt haben, ohne daß du überhaupt's was g'wußt hast.

P. Felix (forscht in des Andern Gesicht): Ich versteh', lieber Bruder Burkhardus. — (Er betont diese drei Worte der Anrede. Er zürnt nicht.)

P. Guardian: Und nun, Bruder Felix, es ist alles bereit für dich ... zum Umzieh'n ... Bruder Edmundus erwartet dich in deiner Zelle

... Deine Frau Gemahlin und ich haben's so miteinander besproch'n, daß dein eigener Anzug von vor neun Jahren dir doch nicht mehr passen dürfte ... Aber er ist da, er ist vom Kloster in München g'schickt wor'n ... Nun haben deine Frau Gemahlin und ich zusammen einen nach meinem Maß gestern noch in Alt-Oetting gekauft ...

P. Felix: ... in meiner Zelle, sagst du — — wär' alles —?

(P. Felix ist bereits im Gehen. P. Guardian geht ein paar Schritte mit.)

P. Guardian: Ja, Bruder Felix — — (Er bleibt stehen, wie wenn er nicht weiterkönnte. Und schier ausbrechend): Bruder —!!

(Sie reichen sich die Hände.)

P. Felix (geht, ohne einen Blick auf seine Frau).

SECHSTER AUFTRITT

Helmtrudis. P. Guardian. Ohne P. Felix.

P. Guardian (zu Helmtrudis): Ich will nämlich, daß er sich erst umzieht, eh' er Abschied von den Brüdern nimmt ... Es ist da, wie ich Ihnen, gnädigste Frau Gräfin, schon einmal im Vertrauen sagte, eine kleine Parteienspaltung ... Einige von den Brüdern — Gott mög' es ihnen vergeben! — wollten ihm in ihren Herzen nie so recht wohl ... Vielleicht weg'n seiner hohen Abstammung ... Umso glücklicher schätzte ich mich ... schätzten Pater Edmundus und ich uns, ihm Freund sein zu dürfen ...

Helmtrudis (ihm die Hand reichend): Ich danke Ihnen, hochwürdiger Herr Pater Guardian.

SIEBENTER AUFTRITT

Die Vorigen. Nacheinander: P. Konradus. P. Bruno. P. Oswaldus.

P. Evaristus. Ein wenig später: P. Edmundus.

P. Konradus (tritt ein. Sonor): Gelobt sei Jesus Christus.

Helmtrudis: In alle Ewigkeit, Amen.

P. Bruno (tritt ein): Gelobt sei Jesus Christus.

P. Oswaldus (tritt ein): Gelobt sei Jesus Christus.

P. Evaristus (tritt ein): Gelobt sei Jesus Christus.

(Alle drei ein wenig gleichzeitig. Mit ihren Stimmen untereinanderläutend.)

Helmtrudis: In alle Ewigkeit, Amen ...

P. Guardian: Gestatten Sie, gnädigste Frau Gräfin ... (Er stellt

⟨vor: Herr Pater Konradus — Herr Pater Bruno — Herr Pater Oswaldus — Herr Pater Evaristus — — Frau Gräfin von Hilgartsberg, die Gemahlin unseres lieben — bisherigen — Bruders Felix.

Helmtrudis ⟨neigt das Köpfchen⟩.

P. Oswaldus ⟨räuspert sich erregt unterm Verbeugen⟩.

P. Edmundus ⟨kommt herein⟩.

P. Guardian ⟨lieber — zur Vorsicht — noch einmal miteinander bekannt machend⟩: Herr Pater Edmundus.

Helmtrudis ⟨geht auf ihn zu, reicht ihm die Hand herzlich und schier ein wenig ostentativ⟩: Aber wir kennen uns ja bereits. — ⟨Sie sieht ihm in die Augen⟩: Haben Sie noch einmal Dank, hochwürdiger Herr Pater, für die treue Freundschaft, die Sie — — ⟨Sie vollendet den Satz nicht.⟩

⟨PP. Konradus, Bruno, Oswaldus und Evaristus: die sehen angestrengt weg.⟩

P. Guardian ⟨man hat den glänzenden Prediger zu merken, nur daß er hier schier ein bißchen militärisch spricht⟩: Lieben Brüder. Von einem der Unserigen heißt's Abschied nehmen. Unerwartet für Sie. Unsere Oberen haben es so gewollt, daß Sie von nichts erfuhren, was seit langem spielte. Ja, nicht einmal derjenige, den's am meisten anging! Aber gerade er hat Gehorsam gehalten, wie er gelobt. Und uns kommt es zu, ein Vorbild zur Nacheiferung in ihm zu sehen. Und ich darf wohl behaupten, er war uns überhaupt immer ein Vorbild gewesen. Schon allein durch die Art, wie ihn Gott zu uns hereinschickte und ihn all die Jahre über — in Demut — hier mit uns leben hieß. Der Herr hat ihn uns gegeben! Der Herr hat ihn uns nun wieder genommen! Der Name des Herrn sei gelobt!

P. Edmundus ⟨als Einziger, stark⟩: Amen.

P. Guardian ⟨sich umsehend⟩: Wo ist Pater Rochus?

P. Felix ⟨tritt ein⟩.

ACHTER AUFTRITT

Die Vorigen. P. Felix. Bald darauf: P. Rochus.

P. Felix ⟨wohl noch im Bart. Aber im Zivilanzug, und zwar scheint er doch seinen eigenen von vor neun Jahren angezogen zu haben, der ihm aber nun nicht etwa grotesk zu klein sein darf. Sondern er muß nur einen etwas aus der Mode geratenen Zuschnitt — von 1904 — aufweisen, dafür aber typisch für einen Offizier sein, der sich — im Begriff, eine reiche Ehe einzugehen — für eine ausgedehnte Hochzeitsreise equipt . . . Dazu trägt er den 1913 grad aufgekommenen »Schillerkragen«, der Hals und schier auch Brust freiläßt . . .⟩

Helmtrudis (schreit auf): Ich kenn' doch den Anzug —! Von damals —! Vom Schiffsuntergang —! Das Einzige, was du gerettet hast —! Den hast du ang'habt —!

P. Felix (geniert fast. Zu seiner Frau und zu P. Guardian): Den ihr zwei gestern in Alt-Oetting für mich gekauft habt — — (Er lächelt. Zu P. Guardian): Verzeih, lieber Bruder Burkhardus — — (Und wieder zu seiner Frau): Und er paßt mir ja auch noch.

P. Guardian: Den Schillerkragen, den neumodischen, den hab' aber ich nicht gewählt. — (Er sagte das: leicht humoristisch protestierend.) — Das war Sache deiner Frau. — Ja, den hat sie schon aus München mitgebracht. — (Heiter): Zumal — — einen solch heidnischen, ja beinah' sündigen Kragen, den hätten wir ja auch in dem ganzen frommen Wallfahrtsort Alt-Oetting auf gar keinen Fall für dich bekommen.

P. Felix (sinnend): Er scheint mir ja selber auch ein bisserl zu »frei«.

Helmtrudis (verschämt. Erglühend. Braut): Ja, aber . . . wie sollt' ich denn . . . jemals . . . deine Kragenummer . . . deine Halsweite so genau g'wußt hab'n — —

P. Guardian (lacht, so recht gutmütig).

P. Felix (um es kurz zu machen): Also. Lieben Brüder. Allen euch ohne Ausnahme meinen Dank. Der ich doch, recht betrachtet, hier nur ein Eindringling war in eurer Gemeinschaft. Meinen Dank dafür, daß ihr mich geduldet habt. Obwohl, wie sich's jetzt erst herausstellt — obwohl ich niemals gültig zu euch hergehörte. Ihr müßt eben bedenken, Brüder, daß Gott es in seinem unerforschlichen Ratschluß so gewollt hat. Und darum: zürnt mir nicht nach, wofern ich euch, gewiß unschuldigerweise, ein Ärgernis gegeben haben sollte.

P. Rochus (ist bei den allerersten obigen Worten von P. Felix eingetreten)

P. Edmundus: Vielmehr ein Beispiel, lieber Bruder Felix, warst du uns von je. Und solltest es uns auch von Gott gegeben gewesen sein.

P. Rochus (drängt sich vor): Eine Frage, die mit dem ferner'n Seelenheil unsers ehemaligen Bruders — Felix — zusammenhängt.

P. Felix (vorstellend): Herr Pater Rochus — meine Frau.

P. Rochus: Angenehm.

P. Guardian: Was für eine Frage, Pater Rochus?

P. Rochus (ewig dabei an seiner großen Hornbrille rückend): Ich möchte gern ohne weiteres annehmen, daß unser ehemaliger Bruder Felix von selber weiß, unter welchen Sonderbedingungen er sein wiederaufzunehmendes eheliches Zusammenleben mit seiner Frau fortzusetzen hat.

(Alle wissen's. Und man merkt's, daß sie's wissen. Mit Ausnahme vom Betroffenen:)

P. Felix: Ich weiß von nichts.

(PP. Konradus, Bruno, Oswaldus und Evaristus stecken die Köpfe zusammen.)

P. Rochus: Ich kam soeben ein wenig zu spät. Ich dachte, daß die so nötige Aufklärung bereits stattgehabt hätte. Erlaube mir aber vorsichtigerweise doch noch einmal zu fragen. Wir können unsern ehemaligen Bruder Felix so nicht ziehen lassen. Sie, Herr Graf, waren nicht nur so ein bloßer Eindringling. Sondern Sie waren nun einmal Priester und Mönch. Und so bleibt infolge Ihres einmal getanen Gelübdes ein Rest von Bindendem. (Denn doch einen Augenblick unsicher): Aber ich dachte, der Herr Graf als ehemaliger Pater Felix wüßte es.

P. Edmundus: Bruder Felix hat seine geistlichen Studien damals in zwei Jahren voll fiebernder Arbeit und Überarbeit vollendet. Mir ist jener Passus aus dem ... Kirchenrecht wohl gegenwärtig. Aber ich glaube, es genügt ein bloßer Hinweis, daß Bruder Felix die betreffende Stelle nachschlagen soll! — Er wird fortan von ganz allein wissen, was er zu tun und zu lassen hat.

P. Felix: Ich weiß ... von nix! Ich ... erinner mich auch garnet.

P. Rochus: Es geht ums Seelenheil unseres ehemaligen Bruders Felix. Unkenntnis schützt auch in diesem Falle nicht vor Strafe. Wir machen uns zu Mitschuldigen, wenn wir den günstigen Augenblick ungenützt vorübergehen lassen. Denn zum großen Glück ist auch seine Ehefrau soeben gegenwärtig. (Beschwörend): Ja, Herr Pater Edmundus, wie können Sie es zulassen wollen, daß der ehemalige Herr Pater Felix — Ihr bester Freund! — schon in der nächsten halben Stunde vielleicht strauchelt und in Todsünde fällt —?! — Ich habe mich vorhin verspätet, weil ich das Buch suchte. Ich fand's aber in der ganzen Bibliothek nirgends. Dabei hab' ich's vor einigen Tagen noch zum Nachschlagen g'habt. (Er hat fortwährend am Bücherregal gesucht): Hier ist es! — (Er blättert. Er findet gar bald die

Stelle. Er spricht's auswendig): Diese beiden Eheleute dürfen sonst zwar leben miteinander wie zwei andere Eheleute auch. Hier steht's: Nur darf der Mann als ehemaliger Priester und Mönch den ehelichen Verkehr wohl leisten — nicht aber fordern — —

P. Felix (steht da, sich gerade noch beherrschend. Ansonst wär' er diesem P. Rochus wohl an die Kehle gesprungen).

Helmtrudis (sieht wie in einem Traum um sich).

P. Felix (der Zorn legt sich. Er kommt wieder zur Vernunft. Er begreift den vorgelesenen Passus, an den er sich nun doch aus der Studienzeit erinnert. — Wie mechanisch): Nun . . . (wie zu lauter Schwerhörigen): lebt wohl, Brüder —!! (Er gibt erst P. Rochus die Hand. Dann P. Konradus, P. Bruno, P. Oswaldus und P. Evaristus. Hierauf P. Burkhardus, der ihn an sich zieht und erst auf beide Wangen und dann auf den Mund küßt. Zuletzt P. Edmundus, der laut aufweint.)

Helmtrudis (verneigt sich vor allen mit einem einzigen Neigen).

P. Felix (führt Helmtrudis hinaus).

P. Edmundus (schreit laut).

NEUNTER AUFTRITT

Die Vorigen. Ohne P. Felix und Helmtrudis.

P. Guardian (befehlend): Betet, ihr Brüder, für Bruder Felix betet, der uns verläßt. Bruder Edmundus, hebe dein Herz auf zu Gott. Betet, ihr Brüder. Für unsern Bruder Felix.

(Alle die PP. nacheinander ab. Zuletzt P. Edmundus. Nur P. Guardian bleibt.)

P. Guardian (geht erst ans Telephon. Nimmt bereits den Hörer ab. Aber dann legt er ihn doch wieder hin. Es zieht ihn zum Fenster. Auto fährt hupend ab).

P. Guardian (geht schwer — wie ein Kranker — wieder zum Telephon. Nimmt den Hörer ab. Endlich meldet sich das Amt): Ein Ferngespräch, Fräulein Hier Kloster Maria-Hilf. Ich möchte eine Verbindung — sehr richtig — wieder einmal mit Alt-Oetting . . .

(Man hört sonor das Gebet der Mönche. — In der offenen Tür erscheint Frater Max.)

P. Guardian (mit dem Amt sprechend): Wie? (Er gewährt Frater Max.)

Frater Max: Der Herr Bezirksgeometer Pfaffinger.

P. Guardian (während er ihm mit der Hand abwinkt, sprechend): Ja?

(Sonor das Gebet der Mönche.)

(Vorhang.)

DRITTER AUFZUG

Wohn-, mit rechts anstoßendem Schlafzimmer im Hotel Batauer Wolf.

Mit einiger Mühe sieht man durch das eine Fenster wenigstens rechts hinten über vollbelaubte Kastanienbaumwipfel, charakteristische Hausdächer und stadtwahrzeichenhafte Kirchtürme hinweg ein Stückchen des Kapuzinerklosters auf dem Mariahilfsberge.

ERSTER AUFTRITT

Gräfin Helmtrudis. Justizrat Dr. Kreidle. Ein Postbote.

Helmtrudis (unterschreibt Empfangsbestätigungen. Sucht hastig wo nach einem Trinkgeld für den Postboten. Gibt).

Postbote: I' dank' schön, Frau Gräfin. — Adjeh. (Ab.)

Helmtrudis (sieht die Firmenaufdrucke auf einigen Briefen. Erbricht sie überhaupt nicht, sondern legt sie — angeekelt — seitwärts. — Zwischen Helmtrudis und Justizrat Dr. Kreidle liegt ein Buch: genau von Format und Dicke dasselbe wie das Kirchenrecht am Ende des zweiten Aufzugs. Nur daß es ein ganz neues und ganz anders gebundenes Exemplar ist. — Die Gräfin sitzt hoffnungslos, im Begriffe, alles aufzugeben): Ja, also . . . dann . . . mein lieber Herr Justizrat . . .

Kreidle: Verehrteste gnädigste Frau Gräfin —! — Sie dürfen versichert sein, wie auf das tiefste mich der Fall berührt — menschlich. Allein — juristisch gibt's da beim besten Willen nichts zu machen.

Helmtrudis (ringt im Geiste die Hände): Nichts.

Kreidle: Beim besten Willen nichts. — Ich kann wohl sagen, daß ich mich seit meiner Examenszeit nicht mehr mit dem Kirchenrecht befaßt habe. Aber . . . das ist mir vielleicht jetzt erst vollständig klar geworden, wie bei aller Resignation des kanonischen Rechts in bezug auf die notgedrungene Anpassung an das Staatsrecht da doch noch ein Rest geblieben ist — ein Restchen — ein ganz unscheinbares — in Form eines wie nebensächlichen Zusatzes — ein . . . ein . . . ein . . . ein einziges kleines Staubkorn, ein verschwindendes, sozusagen in der großen Wüstenei des katholischen Kirchenrechts . . . denn das ist zum großen Teil heute Wüste — Trümmerstätte — unfruchtbar gewordene . . . und mit einem Male erweist sich dieses Staubkorn von einer Gewalt wie ein Wall, ein hindernder, wie eine unüberwindliche Wehr — — ja, es ist schlechterdings wie ein gött-

liches Wunder — — ganz danach angetan, einen schlimmsten Heiden plötzlich zum alleinseligmachenden Glauben zu bekehren. — Ich werde versuchen, mich etwas nüchterner auszudrücken. — Ihr gräflicher Herr Gemahl ist in der irrthümlichen — Gott sei Dank irrthümlichen! — Meinung, daß Sie, gnädigste Frau Gräfin, tödlich verunglückt seien, Ordenspriester geworden. Das heißt: er hat die drei Gelübde — das heilige Versprechen der steten Keuschheit, der freiwilligen Armut und des vollkommenen Gehorsams — abgelegt, die für einen jeden ewig bindend sind, sofern keine wissentlichen oder auch unbewußten Hindernisse vorliegen. Da stellt es sich mit einem Male heraus, daß gnädigste Frau Gräfin noch am Leben sind... und da nun gibt selbst das kanonische Recht zu, daß das abgelegte Gelübde dadurch illusorisch wird und der Ehemann, der ja der Herr Graf in diesem Falle immer noch ist, nach dem geltenden Staatsrecht seine Ehe mit seiner Ehefrau wiederherstellen muß. — Das ist — vielleicht! — ich weiß mich im Augenblick nicht so sehr darüber orientiert — — das ist vielleicht eine nur notgedrungene Konzession des katholischen Kirchenrechts gegenüber dem Staatsrecht. Vielleicht aber auch nicht... Ich bin wahrhaftig nicht so sehr darin beschlagen... Jedenfalls indes — ob die katholische Kirche nun einen eidlich erklärten Priester- und Ordensmann freiwillig aus den Klostermauern ziehen läßt oder nicht freiwillig! — sieht da das katholische Kirchenrecht eine kleine Klausel vor — eine verschwindend kleine — scheinbar verschwindend — und doch von größter Tragweite — einen Ruf — hallend — direkt dem menschlichen Gewissen in die Ohren knallend —: »Gut. Du hast nicht wissen können, daß deine Frau noch lebt. Nun ist sie wieder erschienen. Setze also pflichtschuldigst deine frühere Ehe mit ihr fort. Aber einmal — und wenn auch draußen vor der Welt ungültig — hast du doch unter anderem das heilige Versprechen der steten Keuschheit abgegeben. Wir müssen dich nach dem obwaltenden Staatsgesetz von diesem deinem Keuschheitsgelübde entbinden. Aber wir appellieren nichtsdestoweniger an dein Gewissen. Und — ja, sag' einmal — hast du nicht unter anderm auch uns einstmals vollkommenen Gehorsam geschworen?! Also: Dein Gewissen ist nicht frei. Ist es wenigstens nicht mehr. Nicht mehr so ganz. Deshalb auferlegen wir dir: Setze du

ruhig deine frühere Ehe mit deiner Frau fort. Aber unter dieser einen Bedingung: Du darfst deine ehelichen Pflichten deinem Weibe gegenüber wohl erfüllen, jedoch nicht fordern. Mit anderen Worten: Du hast insofern allem staatlichen Recht zum Trotz deiner gelobten Keuschheit auch fernerhin treu zu bleiben — insofern als du dich niemals unterstehen darfst, deinem eigenen fleischlichen Trieb nachzugeben. Sondern du hast unter allen Umständen dich solange eines jeden solchen sinnlichen Genusses zu enthalten — solange es deine Frau nicht von dir verlangt. Nicht ausgesprochen von dir verlangt.« — Das ist — wär' ich persönlich ein weniger frommer Christ und nicht gleichzeitig Gemeindebevollmächtigter, aufgestellt von der Zentrumsparthei —, so würde ich beinah' sagen, daß dieser katholischen Bestimmung etwas Jesuitisches inhäriert, was man so gemeinhin Jesuitisches nennt und unter dieser Bezeichnung verächtlich machen will. — Aber andererseits ist diese Bestimmung, wie schon gesagt, einfach wundervoll ausgesonnen vom katholischen Kirchenrecht.

Helmtrudis (wie Marmor, und auch so bleich): Finden Sie —?

Kreidle (unbeirrt): Na, und ob ich das finde, verehrteste gnädigste Frau Gräfin! — (Triumphiert, mit dem Buch in der Hand): Nehmen Sie nur selbst einmal an, gnädigste Frau Gräfin: einen Mann — Mönch — Priester. — Der hat nun unter anderm das Gelübde... das heilige Versprechen der steten Keuschheit abgelegt. Das ist... das ist ein Ehrenwort!

Helmtrudis: Ja aber — — (plötzlich hervorstürzende Tränen. Ein Aufschluchzen, ein Herausschreien — nur sekundenlang, wie die tapferste Frau auf der mittelalterlichsten Folter plötzlich doch einmal, wenn auch, wie gesagt, nur sekundenlang, aufschluchzt und herausschreit): — er war doch Ehemann — und blieb's — und blieb's — — (Vorbei.)

Kreidle (um so hartnäckiger, eiserner): Er gab sein Ehrenwort. — Was das noch überdem gerade in bezug auf Ihren gräflichen Herrn Gemahl heißen will — der, adelig, sogar Offizier war —

Helmtrudis (für sich): Ich — — kann — — nicht mehr — — Er gab doch auch mir — vor'm Traualtar — das Ehrenwort —

Kreidle: Ich wollte sagen: welch' eine unendlich weise Vorsorge das von seiten des katholischen Kirchenrechts gegenüber dem gültigen

Staatsrecht ist. — — Das Kirchenrecht erlaubt dem ehemaligen Priestermonch die von der Ehefrau geforderte Erfüllung der ehelichen Pflicht! Sie gestattet ihm die Ausübung, sobald sie auf ausdrückliches Verlangen des weiblichen Teils geschieht! (Eindringlich): Ja, nehmen Sie nur einmal an, verehrteste gnädigste Frau Gräfin, das Kirchenrecht würde dem freigegebenen Priester oder Monch das strikte striktissime verbieten —! Was wäre denn dann —? Ha! Dann könnte doch die Frau, die — unbefriedigte —, sofort hingehen und vor dem weltlichen Richter Scheidung der Ehe verlangen, indem der Ehemann die geforderte Erfüllung der ehelichen Pflichten versagt —! Ein Scheidungsgrund, wie er schöner und effektiver überhaupt garnicht gedacht werden kann! — Dann freilich — haja! — wär' das Kirchenrecht im Unrecht — und hätte buchstäblich verloren —

Helmtrudis (mit schier übermenschlicher — überweiblicher Anstrengung): Ich danke Ihnen jedenfalls — Herr Justizrat — für Ihre so gründliche Auslegung und Belehrung —

Kreidle (abwehrend): Gnädigste Frau Gräfin haben mich eigens nur zu diesem Zweck rufen lassen. — (Da wird ein Mensch aus ihm Ich bin mir wohl bewußt — und es preßt mich im vorhinein schon fast zu Boden nieder — — ich bin mir wohl bewußt, welchen Hochverrat ich an meiner eigenen Religion begehe, wenn ich sage, was ich jetzt sage, verehrteste gnädigste Frau Gräfin —

Helmtrudis (bang): Nun?

Kreidle: Es gibt einen Ausweg. — Wieviele katholische Priester sind in einem halbwegs ähnlich schweren Fall schon zur protestantischen Religion übergetreten!

Helmtrudis (es treibt sie hoch).

Kreidle: Ich selbst kenne Ihren gräflichen Herrn Gemahl als Prediger: — Bestimmen Sie ihn irgendwie, daß er aus der katholischen Kirche austritt, daß er überläuft, wie schon so mancher, und all' der große gegenwärtige Konflikt ist dahin —

(Pause.)

Helmtrudis (allmählich das Letzte, Geheimste ausplaudernd): Er sucht nach einer Stellung, wie er mir immer sagt —

Kreidle (achselzuckende Bewegung).

Helmtrudis (weiter): Ich hab' ihm Spione nachgeschickt — hier

vom Hotel aus — — Ich weiß sicher, er war in den ganzen vier Wochen, die wir nun schon hier in dem Gasthof wohnen, niemals wieder oben im Kloster. — Aber — trotzdem — er ist nicht von hier fortzubewegen. — Ich weiß auch, er hat niemals in diesen ganzen langen, bangen vier Wochen . . . niemals einen von den Kuttenträgern von da oben hier unten in der Stadt irgendwie heimlich getroffen. — Aber vielleicht ist ihm das bloße Hinaufschauen-können . . . drüben-drunten vom Inn aus . . . schon genug und mehr als genug nach da droben. — Man kann das verhaßte Kloster ja selbst auch von hier — von einem unserer Fenster aus — ganz gut sehen — da droben —

Kreidle (tritt — als langjähriger Einwohner und Bürger dieser Stadt — zuerst ans falsche . . . und dann erst ans richtige von den beiden Fenstern im Hintergrund und schaut hinauf. Langsam): Ich hab' selber einmal — in einer entsetzlich schweren Stunde — die vielen vielen Stufen dieser hohen Wallfahrts- und Büßertreppe da knieend hinaufgebetet, in einer entsetzlich schweren Stunde —

Helmtrudis (interessiert): Na, und —?

Kreidle (leise): Es hat nix g'holf'n . . .

(Eine Hotelglocke läutet, während ein Wagen tief drunten — wie unterirdisch — anfährt.)

Kreidle: Das ist das Zeichen, daß der Münchener Zug gekommen ist . . . (Er sieht auf seine Taschenuhr): Ganz richtig . . . Und gnädigste Frau Gräfin erwarten doch wen mit eben diesem Zug . . .

Helmtrudis: Meinen Bruder . . . ja . . .

Kreidle (sich empfehlend): Na also . . . Juristisch ist Ihr gräflicher Herr Gemahl nicht zu packen . . . Es tut mir überaus leid, daß ich das Vertrauen, das verehrteste gnädigste Frau Gräfin in mich gesetzt haben, so wenig hab' rechtfertigen können . . . Ich darf mich also wohl empfehlen . . .

Helmtrudis: Ich danke Ihnen, Herr Justizrat . . . (Sie reicht ihm die Hand): Und Ihre Liquidation . . . ?

Kreidle: Schicke ich mit Ihrer gnädigen Erlaubnis noch heute im Lauf des Vormittags . . . Empfehl' mich bestens . . . (Verbeugung.)

Helmtrudis: Adieu, Herr Justizrat . . .

Kreidle (ab).

ZWEITER AUFTRITT

Helmtrudis. Bald darauf: Zimmerkellner mit Oberleutnant Freiherrn Karl von Ruchti.

Helmtrudis (steht da. Sieht das Buch liegen. Nimmt's. Trägt's langsam ins Schlafzimmer. Kommt wieder heraus, gewahrt die Briefe, öffnet welche, liest kaum und legt sie auch schon wieder hin): Ah —! (Sodann, wie sie etwa das Geräusch eines Lifts und hernach vom Teppich gedämpfte Schritte — aus welchen Sporen herausklirren und ein Säbel singt — auf dem Korridor hört, überkommt sie fast noch einmal ein solcher Anfall des plötzlichen Hervorschludzens und -schreiens, den sie aber diesmal überwindet.)

Zimmerkellner (läßt, nachdem er geklopft hat und ihm von Helmtrudis ein) »Herein!« (geworden ist, den Oberleutnant Freiherrn Karl von Ruchti eintreten).

Oberleutnant Freiherr Karl von Ruchti (nachdem sich Zimmerkellner sofort wieder zurückgezogen hat): Grüß di' Gott, Trudel...

Helmtrudis: Grüß Gott, Karl... (Und als ob er ihr soeben kondoliert hätte): Ich dank dir auch recht schön...

von Ruchti: Na also, nur net gar so traurig, Trudel... — (Er greift erregt nach seiner Brusttasche und holt hervor wie ein Geschenk): Ein paar Briefe — schau'! — hab' ich dir mit'bracht —

Helmtrudis (auf die eingangs dieses Aufzugs erhaltenen Briefsachen zu): Und wieviel Briefe — schau'! — habt's ihr mir heut' wieder nachschicken lassen —! Briefe — Briefe — und nochmals Briefe —

von Ruchti: Ich hab' auch noch eine Visiten- und zwei Geschäftskarten da —

Helmtrudis (empört sich immer mehr): Briefe — Briefe — und nochmals Briefe — — und Visiten- und — und Geschäftskarten —

von Ruchti: Sie laufen uns ja das Haus ein in München —!

Helmtrudis: Briefe — Briefe — und nochmals Briefe! — Unverschämte Angebote von Direktoren: ich soll auf ihren Varietés auftreten. — Womöglich noch ehrenrührigere von Buch- wie Zeitungsverlegern: ich möcht' meine Memoiren schreiben. — Und dann: einen jeden Tag wieder eine Offerte von wieder einer andern großen Filmfabrik: ich möcht' meine Erlebnisse verfilmen lassen und gleich selber die Hauptrolle spielen. — Ja, diese Herren machen mir in dänischer, französischer, italienischer, amerikanischer wie in schlechter deutscher Sprache den Vorschlag: der Film sollte — mit mir in

der Hauptrolle — an Ort und Stelle aufgenommen werden . . .
drunten in Arabien . . . und versichern mir einer um den andern,
daß die Schiffskatastrophe im Golf von Aden in größtem Maß-
stab in möglichster Naturtreue aufgezeigt würde — —

von Ruchi (peinlich berührt): Na also, Trudel — (Er hat sich schon
ein paarmal scheu umgesehen. Jetzt endlich — leise —): Ja, is' er denn gar net
da? Was?

Helmtrudis (hat sich gefaßt. Und nun tröstet sie ihrerseits): Er muß den
Augenblick kommen . . . Ich hab' übrigens 'dacht, er wär' auf'n Zug
auf'n Bahnhof 'naus . . .

von Ruchi (treuherzig): I' hab'n aber net g'seh'n . . . (Ohne viel Be-
sinnen den Abwesenden sogar verteidigend): Er wird halt auch net grad sehr
erbaut sein, daß i' da plötzlich komm' . . . Denn so viel Militärisches
wird ihm trotz seiner klösterlichen Weltflucht im Gedächtnis z'rück-
'blieb'n sein, daß man einen einfachen Oberleutnant vom Münchener
Leibregiment net ausgerechnet zum Obersten vom sechzehnten In-
fant'rieregiment nach Batau herunterschickt . . . Ja also, das is' grad
kein so gar g'scheiter Gedanke von dir g'wes'n, Trudel . . . und da
is's ihm natürlich sehr peinlich.

Helmtrudis (forschend): So . . . so . . . genau so wie dir?

von Ruchi (mehr und mehr knabenhaft ungeduldig): Herrgottseit'n . . .
ja —! . . . na also: jaa —! Wann er nur scho' dawär' —!

Helmtrudis (geht auf den Knopf der elektrischen Klingel zu): Willst nix
essen oder . . . trinken?

von Ruchi (kraut sich fast am Kopf): Trinken . . .? — (Zu seiner Schwester):
s' batauer Bier soll net grad schlecht sein . . .? — Na also: haltst'
mit, so an klein'n Frühschopp'n . . .? — Nur bis daß er endlí
kommt . . .?!

Helmtrudis (drückt auf den Knopf).

von Ruchi (nimmt Platz): Wo is' er denn überhaupt's?

Helmtrudis (klagend): Oh mein Gott . . .! — Entweder in einer
der vielen . . . vielen Kirchen, oder vielleicht grad wieder draußen
in der bischöflichen Brauerei —!

von Ruchi (durstig): In der Brauerei —?

Helmtrudis: In der bischöflichen . . .! In Hackelberg . . .! — Da
hab'n s' ihm ja eine Stellung angeboten . . . einen Posten als

Brauereiverwalter . . . (Mehr und mehr ausbrechend): Er will ja nix annehmen von mir . . . von uns . . . von den Eltern . . .! — Er hat ja dieser seiner gelobten freiwillig'n Armut no' net abg'schwor'n . . .!!

von Ruchi (bloß verwundert): Das ist ein Mensch . . .! — Ein Mensch ist das . . .!

Helmtrudis: Und aber ich bleib' net hier . . .! — Das sag' ich dir! — Das darfst du mir glaub'n! — Ich bin net dazu zu beweg'n, daß ich hierbleib'! — Er muß aus dieser . . . aus dieser Weihrauch-Atmosphäre da . . . 'raus . . .!!

(Es klopft.)

Helmtrudis (schier klagend): Herein!

Zimmerkellner (erscheint): Frau Gräfin wünschen . . .?

Helmtrudis: Sie hab'n doch auch Flaschenbier?

Zimmerkellner: Innstadt, jawohl. Tafelbier. Helles.

Helmtrudis: Eine Flasche oder . . . oder zwei.

von Ruchi: Drei!

Helmtrudis: Also . . . drei.

Zimmerkellner: Sehr wohl! (Ab.)

von Ruchi: Nämlich . . . für ihn auch gleich eine . . . wenn er kommt . . . Der Papa hat net selber 'runterfahr'n woll'n. Und die Mama hab'n mer aus Leibeskräften zurückhalten müss'n. Du wirst übrig'ns wohl noch wiss'n, daß ich von uns allen mit'nander am allerwenigsten gegen diese deine Heirat mit'm Horst etwas einzuwenden g'habt hab'. Ja, ich hab' dich damals sogar noch unterstützt bei der Mama!

Helmtrudis: Du bist wirklich ehrlich, Karl. — (Sie lächelt): Du meinst, wenn ich nix ausrichten kann gegen ihn, dann du noch viel weniger?

von Ruchi (verlegen): Ja — Kreuzseit'n — (Er kraut sich nun wirklich am Kopf): Wo bleibt denn's Bier so lang?

Helmtrudis: . . . Ich hab' mir halt 'denkt: wenn er bloß einen von euch wiedersieht — —! — Da muß er doch wie endlich aufg'weckt wer'n aus dieser — dieser — — denn es ist doch wirklich schon mehr etwas wie Mondsüchtig-sein von ihm — — (Alles das unterdrückt. Und es arbeitet doch mit aller Macht sich heraus aus ihr.)

(Es klopft wieder.)

von Ruchi: Herein!

Zimmerkellner (bringt auf einem Tablett das Verlangte. Setzt's auf einem Tisch ab. Öffnet die eine Flasche und gießt ein, und zwar in zwei Gläser): Bitte sehr . . . (Geht. Ab.)

von Ruchi (prostend): Auf dein Wohl, Trudel.

Helmtrudis (spricht ihm wie nur mechanisch nach): Auf mein Wohl — (Aber trinkt nicht.)

von Ruchi (hingegen nimmt erst einen herzhaften Schluck und setzt dann hart ab): Ja, also — was ist denn nach'er eigentlich? — I' — i' — i' — i' muß doch sozusag'n Direktiven von dir hab'n, Trudel! — I' — i' — i' bin do' net ausschließlich nur zu mein'm Freund 'runterg'fahr'n . . . zum Oberleutnant Kinateder . . . ah, du kennst'n schon . . ., der übrig'ns mit dieser seiner Engländerin eine noch viel reichere Heirat g'macht hat als wie Horst mit dir. — Und das muß ich euch übrig'ns gleich sag'n: zu Mittag (er betont auf süddeutsch die letztere Silbe): bin i' fei' net mit euch zusammen. Sondern da bin ich beim Kamerad'n Kinateder und seiner Engländerin eing'lad'n. Die hab'n sich das einfach . . . net nehmen lassen woll'n . . . Also was is'n eigentlich, Trudel —? — (Sehr feinfühlig): Is' was, das du auch mir anvertrauen kannst —?

Helmtrudis: Man sollt' wohl annehmen — — (Innerer Krampf): Denn wenn ich's einem mir ganz fremden . . . stockfremden Justizrat anvertraut hab' — —!

von Ruchi (atmet schwer. Trinkt): Dann, meinst du, könnt'st du's auch eigentlich mir . . . deinem leiblich'n Bruder anvertrau'n — —? Is's vielleicht so ein ganz juristischer Fall, der wo sich auf die intimsten ehelichen Angelegenheiten bezieht —? (Hilflos): Ja also — Trudel — — (Fast ausrufend): Trudel — —!! (Greift sozusagen nach einem Strohhalm): Gottseidank, sag' i nur, daß unsere Mama net gekommen ist — — (Er gießt sich, vermutlich Schweißtropfen auf seiner weiß und roten Offiziersstirn, auf ein Neues ein. Trinkt und setzt womöglich noch härter ab als vorhin.)

Helmtrudis (hat sich fast ein wenig abgewandt).

von Ruchi: Wird's — wird's — wird's — wird's da vielleicht so irgendetwas als wie mit — mit — mit einer Scheidung —?! Daß nämlich . . . nämlich du die alleinige Schuldtragende sein sollst —

⟨Plötzlich Mann, bayerischer⟩: Trudel — paß auf, sag' i dir — — Mit einer Scheidung wird's nix — — dazu bin i' da — — Trudel? Trudel?? Das sag' i' dir — — ⟨Immer drohender⟩: Es hat eine ganz Gewisse gelitten da drunten in Arabien —!! Die hat was leiden müssen — die hat was aushalten müssen —!! Da — da — da gibt's fei' nix —!! Eine von Ruchi is' eine von Ruchi — und die bleibt's —!!

Helmtrudis ⟨beschwörend⟩: Karl —!

von Ruchi: Jetzt' brauchst' mir überhaupt's nix mehr z'sag'n, Trudel —! — Jetzt' weiß i' schon —! — Jetzt' weiß i' überhaupt's alles —!! ⟨Wieder einfach verwundert⟩: Aber das hätt' ich mir von dem Menschen überhaupt's net 'denkt —!

Helmtrudis ⟨noch beschwörender⟩: Karl —!

von Ruchi ⟨nach nochmaligem Trinken. Die dreiviertel Liter haltende Flasche ist leer. — Fertig⟩: Jetzt' is' in mir alles grad — grad gerichtet — bis aufs minimalste Visier.

⟨Es klopft hinwiederum.⟩

DRITTER AUFTRITT

Die Vorigen. Graf Horst von Hilgartsberg ⟨d. i. der frühere P. Felix⟩.

Beide ⟨Helmtrudis und von Ruchi zugleich⟩: Herein —?

⟨Graf Horst von Hilgartsberg — d. i. der frühere P. Felix — tritt ein.⟩

⟨Kleine Pause der Verwunderung, daß er geklopft hat!⟩

Horst ⟨ist übrigens auch für den Beschauer sehr verändert. Denn er ist nun bartlos und trägt einen immerhin neumodischen Anzug und dazu Plätthemd und Stehkragen und Schlips und einen weichen Lodenhut⟩.

von Ruchi ⟨der immer herzlicher wird⟩: Ja — aber — — grüß di' Gott — Horst.

Horst ⟨ebenfalls Herzenston⟩: Grüß dich Gott, Karl.

von Ruchi ⟨wieder mehr und mehr verwundert⟩: Ja — aber — — jetzt' sag' mir bloß einmal: seit wann denn klopfst du denn eigentlich an —? ⟨Schier gemacht lustig⟩: Bei seiner eigenen Frau klopft der an der Tür.

Horst ⟨mit so tiefer Stimme wie ein Mönch⟩: Ich hab' drunten sofort erfah'r'n, daß du schon da bist, Karl . . . Und da hab' ich mir gedacht, ihr habt's was miteinander zu besprechen . . . ⟨Er kommt nun

erst dazu, seiner Frau die Hand zu küssen. — Nett): Weißt du, wen ich soeben getroffen hab'? Den alten Herrn Pfaffinger, den pensionierten Bezirksgeometer von Wolfach, . . . ich hab' dir doch von ihm erzählt . . . Er ist nun wirklich Kapuziner 'worden und geht täglich vom hohen Mariahilfsberg herunter in der Stadt hier ins Gymnasium und ins Lyzeum . . .

von Ruchti (einladend): Magst' a' Bier, Horst? — Wir hab'n scho' für dich mithol'n lass'n.

Helmtrudis: Ich zieh' mich jetzt' an — für d'Table d'hote. — (Sie geht nach dem Schlafzimmer. Ab. Sie schließt die Tür von innen. Man hört einen Riegel vorschieben.)

VIERTER AUFTRITT

von Ruchti. Horst. Ohne Helmtrudis.

von Ruchti: Na also — trink' — (nachdem er eingegossen hat).

Horst (ergreift das Glas).

(Sie stoßen stumm miteinander an.)

von Ruchti (nachdem er getrunken hat): Schmeckt eigentlich gar net so nach Provinz, das Bierl.

Horst: Is' besser wie euer Münchener. Kerniger. G'sünder. Is' mehr drin.

von Ruchti (ihn ansehend): Schaust übrigens gut aus, Horst. Bist ja schier dicker 'wor'n — im Kloster. — Menschenskind —! — Schwager und Kamerad —! — Wie lang is's eigentli' her, daß wir uns nimmer g'seh'n hab'n?

Horst: So . . . neun Jahr, Karl.

von Ruchti: Hast'n Kinatader nie 'troff'n hier in Batau, der die steinreiche Engländerin g'heirat't hat —?

Horst: Nein.

(Kleine Pause.)

von Ruchti: . . . Ja also, der Papa hat selber net kommen woll'n . . . Der will sich überhaupt's in gar nix zwischen euch dreinmischen . . . Der will weder was von dir hör'n, noch will er was von seinem ehemaligen Lieblingskind wiss'n, von der Trudel . . . Er schaut's überhaupt's gar nimmer an . . . Er schaut für gewöhnli' grad an ihr vorbei . . . Wie wenn's ein großes Familienunglück wär' . . . Ja also, weißt du, was ich glaub', Horst — aber unter uns g'sagt, Horst —

der möcht' sein eigenes Mädel wohl lieber tot seh'n als — als so.
— Aber daran, Horst, daß unser Papa so ist, bist auch du schuld!

Horst: Ich —?

von Ruchi: Wir wiss'n's. Wir wiss'n's sogar ganz genau. —
Nämlich — der Papa liest verschwiegens — in aller Heimlichkeit,
wenn wir's net merken sollen — da liest er nämlich doch all' die
verzweifelten Briefe, die die Trudel über dich nach München an die
Mama schreibt. — Mit einem einzigen Wort: Papa ist fast deiner
Meinung in diesem Fall. Er hat beinah' die gleichen Anschauungen
wie du. Aber das Schlimme ist, daß du ihn darin noch bestärkst!
Er wär' vielleicht längst — und voller Reue — davon abgekommen,
wie er sich, wahrscheinlich nur ungern und gezwungen, zu seinem
leiblichen Kind verhält. Aber dann kommt wieder so ein Brief von
der Trudel über dich — und da gibt er dir, scheint's, immer wieder
recht. Er hat geradezu einen gewissen Halt an dir! — Verstehst'
mich, Horst?

Horst: Ich glaub', ich versteh' —

von Ruchi: Aber ich mein', Horst, ich als Bruder, daß in diesem
Fall doch nix aus unserm sonstig'n Ehrenkodex gilt!

Horst: Du als ... Bruder —

von Ruchi: ... Das weiß die Trudel vielleicht gar nicht, daß es
nicht ausgeschlossen ist, daß du nach allem Vorhergegangenen viel-
leicht nicht wieder Offizier werden könntest —

Horst: Aber ich will's ja auch gar nicht —

von Ruchi: Aber das rechnet ja auch gar nicht! — Denn du
bist ja — glücklicherweise — schon längst nicht mehr Offizier! —
Ich meine, wir dürfen billig von dir erwarten, daß du dich heute
nicht plötzlich wieder einzig und allein auf den Offiziersehren-
standpunkt versteifst! — Denn den hast du doch aufgegeben,
indem du seinerzeit ins Kloster gegangen bist. — Ich meine —
Horst! — Schwager! — geh', so mach' mir's doch net so schwer!
— ich meine, daß wir in diesem Falle an dich appellieren dürfen
als an einen ehemaligen Mönch — — Als solcher läßt du doch
wohl christlichere Milde walten als irgendein Offiziersehren-
rat. — Der Papa, der ist in diesem Fall freilich, scheint's, ganz und
gar verknöchert Offizier. Alle wir Brüder aber denken anders!

Und du darfst ebenfalls nicht so denken wie der Papa. Und aber auf schon gar keinen Fall darfst du den Papa, wie gesagt, darin auch noch bestärken! Das ist deine Schwagerpflicht gegen uns, denn wir sind und bleiben die Brüder von der Trudel, von einem denn doch etwas moderneren Gesichtspunkt aus als wie unser alter Papa —

Horst (schweigt).

(Kleine Pause.)

von Ruchti (ihm wieder zuprostend): Und nun bitt' ich dich, Horst — sag', was ist denn eigentlich zwischen euch! — Ich möchte, daß du mir's frei sagst! — Die Trudel hat vorhin net so recht damit 'rausrücken wollen. — Ich selber weiß ja wohl mehr, als ich der Trudel vorhin eingestanden hab'. — Aber alles weiß ich nicht! — Ich kann mir denken, daß es eine nur allzu delikate Sache ist. — Ja, denk' doch nur selber einmal an, wie das arme Mädel zurückgekommen ist! — Was die hat aushalten müss'n! — Schon wirklich eine reine weibliche Odyssee! — Darüber steht nix nix in keinem Kodex, Schwager! — Das ist rein nur Sache als Mann! — Und du als ihr Mann darfst sie jetzt nicht verstoßen! — Da gibt's keinen Scheidebrief —!! (Er wurde immer erregter. Aber dabei auch immer mehr unbedingt fordernd.)

Horst (sieht ihn an): Du bist ein netter Kerl, Schwager —

von Ruchti (im Tone absoluter Gemütlichkeit. Nur daß dahinter eine ungeheure Klaue steht): Da irrst du dich aber, Horst. — Ich bin gar nicht so nett, wie du vielleicht glaubst —

Horst (leicht): So geh', Karl, sei g'scheit —

von Ruchti (ganz spitz, ganz krallenscharf): Nein, g'scheit mußt du sein —

Horst (stutzt vor dieser riesig aufgestandenen Gefahr): Ich — muß — — ?!

von Ruchti (ganz einfach nun wieder): Erlaß mir alle Sentimentalitäten, Horst. Erlaß mir so wahre Kinderstubenmärchen, wie die Trudel, unsere Schwester, noch klein war, noch ganz klein. Ich könnt' dir auch gar net so viel davon erzählen, weil ich doch dann bald ins Kadettenkorps 'kommen bin. Ich hab' sie doch bloß richtig allemal in den Ferien g'seh'n! Denn die einzelnen kurzen Sonntagsbesuche kann ma' doch net rechnen. Na, und in den Ferien, da war

sie allemal schon wieder ein bisserl g'wachs'n... Siehst du, das ist alles, was ich von der Trudel aus unsern Kindertagen weiß. Aber das ist was anderes, was ich in bezug auf die Trudel fühle, auch heute noch, längst im beinah' überfällig'n Oberleutnantsalter! — (Er kämpft mit sich): Wenn ich das Wort Schwester in einer leisesten Geringereinschätzung höre, dann, Horst, kann's sein, daß ich rabiater werd'. — (Lächelt gezwungen): Also — du siehst, Schwager, daß ich gar net so »nett« bin —

Horst (wieder das Stutzen von zuvor): Willst du mich vielleicht zu etwas zwingen —? — So — so im Namen und Auftrag deiner ganzen vier Brüder --?

von Ruchi (schier weich): Sagen sollst du mir jetzt endlich bald überhaupt's was, Horst — Mitteilung machen — gesteh'n — in Form von Anvertrauen, was du denn gegen meine — gegen unsere Schwester hast — —

Horst (bricht aus): Ich hab' nichts gegen sie, Karl. — Ich hab' alles für sie. — (Zornig): So erinnere dich doch gefälligst selber dran, was du noch vorhin vom Offiziersehrenstandpunkt g'sagt hast —

von Ruchi: Psst — (er sieht besorgt nach der Schlafzimmertür. — Fest): Ich erinnere mich genau... Ich hab' g'sagt, was der vielleicht nach starren Gesetzesbuchstaben entscheiden würde, Horst... Ich hab' aber auch g'sagt, daß das für uns fünf Brüder wenigst'ns nicht gilt —

Horst (kalt): Es gibt da noch eine andere Entscheidung, mit der ich die mögliche Erkenntnis eines Offiziersehrenrats nur in Vergleich setzen will —

von Ruchi: Und die wäre, Schwager —?

Horst: Das Kirchenrecht!

von Ruchi (schier eigensinnig): Das Kirchenrecht? — Das kenn' ich aber gar nicht!

Horst: Ich hab's auch kaum gekannt. — Aber es verlohnt, es kennen zu lernen, Karl —

von Ruchi (wieder naiv): Jetzt' bin ich aber wirklich neugierig —

Horst (einigermaßen beschwörend): Behalte dir immer vor Augen -- bei allem, was ich dir jetzt sage, Karl, behalt' dir immer vor Augen, was ein Offiziersehrenrat da erkennen würde —

von Ruchi (willig): Also gut —

Horst (sieht sich um): Na, wo hab' ich denn gleich das Buch wieder —?

von Ruchi: Das Kirchenrecht —?

Horst: Es muß drinnen im Schlafzimmer sein.

von Ruchi: Na, da g'hört's ja wohl auch hin!

(Sie stehen beide etwas befangen. — Kleine Pause.)

Horst (geht schließlich entschlossen an die Tür. Klopft): Helmtrud —

Helmtrudis Stimme (von drinnen): Ja?

(Kleine Pause. — Der Riegel wird zurückgeschoben. Die Tür öffnet sich.)

Horst: Das Kirchenrechtsbuch, Helmtrud, du weißt. Es wird bei dir drinnen sein.

Helmtrudis Stimme: Ja. Gleich.

(Wieder kleine Pause. — Dann erscheint ein ganz nackter Frauenarm, und in der Hand ist das Buch.)

Horst: Danke schön, Helmtrud. (Er nimmt's.)

(Die Tür schließt sich wieder. — Wieder Riegel. — Und noch einmal eine kleine Pause.)

Horst (schlägt die betreffende Stelle auf, zeigt mit dem Finger darauf und gibt seinem Schwager das Buch): Da...

von Ruchi (liest. Mit lautlos sich bewegenden Lippen. Liest noch einmal. Mit starrem Mund. Bemüht sich zu verstehen. Und versteht gleichwohl nicht): Wenn ich richtig verstand'n hab', willst du die Trudel... ins Kloster hab'n...? (Die Stirnaden schwellen allgemach.)

Horst: Ja.

von Ruchi: Na, und du...? — Wollt ihr eins ums andere da hinein? Willst du vielleicht, daß ihr miteinander abwechs'lt? Erst bist du drin g'wes'n und jetzt soll sie hinein, obschon sie es eigentlich war, die dich wieder 'rausgekriegt hat? — (Ganz heiser): Betrachtetest du das als so eine Art geistliches Sanatorium?!

Horst: Du scheinst dich doch etwas verlesen zu hab'n. — Der Fall liegt so — er steht doch ganz klar da! — daß ich — ich, Karl — obwohl verheiratet, trotzdem Mönch und Priester bleiben kann, wenn meine Frau dieselben Gelübde ablegt —!

von Ruchi: Ah so — — also — du willst ebenfalls wieder zurück —? (Das war ziemlich gutmütig. — Nun aber wieder feindlich): Du... du opferst dich sozusagen für sie?! — Das heißt: eh' daß sie

weiter hier draußen in der Welt herumlaufen darf und wenigstens freie Luft atmen, lieber kehrst du auch wieder hinter die Mauern zurück — ?!

Horst: Ja, sag' einmal — willst du mich nicht verstehen oder begreifst du tatsächlich so schwer? — Ja, glaubst du denn, ich hätt' nur darauf gewartet, bis sich mir die Pforten meines Klosters wieder öffneten? — Du kannst doch unmöglich von mir annehmen, daß ich das Mönchskleid bloß wie zu einer Karnevals-Redoute angezogen hab' —!

von Ruchi (erstaunt, verwundert): Also — du wolltest überhaupt's gar net wieder 'raus?

Horst: Ich wollt' überhaupt's gar net wieder 'raus.

von Ruchi: Aber doch wohl... einigermaßen... wegen der Trudel...?!

Horst (langsam): Ich hab' dich vorhin gebeten, Karl, du möchtest dir während all des Folgenden, das ich dir sagen werde, immer vor Augen halten, wie ein von dir zitierter Offiziersehrenrat wohl über die Helmtrud absitzen würde.

von Ruchi: Ah so! — Hm. — Und so, meinst du (er schlägt auf das Buch), sitzt das Kirchenrecht da über die Trudel ab?

Horst: Das Recht, das ich als Katholik anerkenne! Dem ich mich mit meinem ganzen Gewissen unterwerfe!

von Ruchi (langsam, voll erwägend): Also — aus der staubigen Wüste kaum heraus's'n: huit (pfeifender Ton), hinein mit ihr ins reinigende Kloster. — (Den Schwager ansehend): Allerdings — jetzt versteh' ich dich, Horst. — (Mit tief — zutiefst geholtem Atem): Arme Trudel — Aus der Gefangenschaft ins Gefängnis — — Aus dem Regen in die Traufe — Du scheinst mir der richtige Fegefeuerwerker, du —

Horst: Schimpf' mich nur aus.

von Ruchi (auffahrend): Ja, bin denn vielleicht ich daran schuld, daß — —

Horst (gut): Werd' doch nicht gleich so kleinlich, Karl. — Ja, geb' denn ich wem die Schuld? — Glaubst du an gar nix Höheres —? Ja, ist denn das nicht ein Weg, gradaus gewiesen von der göttlichen Vorsehung? — Ich bin Priester, Karl. Ich bin Mönch.

von Ruchi: Augenblicklich nicht mehr. Sondern das bist du höchstens gewes'n.

Horst: Ich will's zumindest wieder werden. (Mit echtem Pathos): Gottesstreiter...

von Ruchi (erwidert nichts darauf).

(Pause.)

Horst (nimmt das Buch): Jetzt aber magst du selber raten, Karl. — Dieses Gesetz da (aufs Buch klappend) ist kein so starrer, toter Buchstab'n. Sondern das sieht auch Ausnahmebestimmungen vor. — So geh' do' her. I' zeig' dir's. — Der verheiratete Mann kann natürlich nur ins Kloster gehen oder — wie ich in meinem Fall — ins Kloster zurückkehren, wenn erstens einmal die Frau zustimmt und zweitens sowohl für das Fortkommen der Frau als auch für das der Kinder hinreichend gesorgt ist. Die Frau selber aber muß nur ebenfalls ins Kloster gehen, wenn sie noch sehr jung ist.

von Ruchi: Ja, aber — die Trudel ist doch jung!

Horst: Na, so schau doch her. — Die Frau braucht — aber auch für den Fall, daß sie noch so jung ist — doch nicht ins Kloster zu gehen, wenn sie andere Verpflichtungen — als wie Kinderpflege zum Beispiel — da steht doch ganz deutlich »Kinderpflege« — davon zurückhalten.

von Ruchi: Ja, aber — die Trudel und du, ihr habt's doch keine Kinder! — Oder wo solltet ihr denn auch Kinder herhab'n?

Horst: Da steht doch noch eine Ausnahme, für den Fall, daß die Frau erstens noch sehr jung ist, und zweitens nicht einmal Kinder hat: Auch dann kann sie eventuell von den geistlichen Obern die Erlaubnis erlangen, weiter in der Welt leben zu dürfen, unter der Bedingung freilich, daß sie ein immerwährendes — hier! — da! — ein immerwährendes Keuschheitsgelübde ablegt.

von Ruchi (stiert in die Zeilen, die ihm fast vor seinen Augen verschwimmen. — Wieder richtend, wie ein Richter): Also du selber gibst es zu, daß sie nicht ins Kloster braucht. Sondern du verlangst nur — wie billig von dir! — daß sie wegen ihrer bunten und abenteuerlichen Erlebnisse drunten in Innerarabien ein immerwährendes Keuschheitsgelübde ablegt?

Horst: Nicht einmal so sehr für sie — aber für mich doch! für mich! — Denn ich will doch wieder ins Kloster zurück! — Oder

was soll ich hier herauss'n anfangen — nach allem Vorhergegangenen. — (Er hat sich bezwungen. Wird hart. Er verhärtet. Wie ein Urteil): Gleichwohl mag die Helmtrud selber entscheiden, was ihr gerechter dünkt: entweder nur das immerwährende Keuschheitsgelübde ablegen und dann weiter hier herauß'n in der Welt leben — oder aber lieber gleich ganz hinein mit ihr ins Kloster.

von Ruchti (still): Du meinst, sie wird freiwillig das schlimmere Los von den beiden wählen und ganz ins Kloster gehen?

Horst (wie oben): Ich hoffe, sie wird sich für das Leichtere entscheiden und in aller Form den Schleier nehmen. Denn das ist doch wohl das Leichtere.

von Ruchti (widerspricht): Das Schwerere.

Horst (unbewegt): Das Leichtere. — (Sonor): Und dabei die innigere Vereinigung mit Gott. (Lange Stille.)

von Ruchti: Da wär' ich nun also nach Batau herunterg'fahr'n, von meinen Eltern und Brüdern mit allen nur erdenklichen — energischen! scharfen! — Vollmachten ausgestattet, und statt dess'n sitz' ich nun da und laß mich von dir wie ein Schulbub' belehren. — Hast du jemals daran gedacht, daß du protestantisch werden könntest? — Meinet- und unsertwegen sogar protestantischer Pfarrer, wenn dir die Seelsorge und das Predigeramt gar so sehr in Fleisch und Blut übergegangen sind —?

Horst: Ich lieg' doch an solcherlei Gesetzen nicht etwa gekettet wie ein Hund, daß ich nur darauf warte, damit ihr mir die Freiheit gebt! — Der, der dies grundlegende Buch geschrieben hat, Karl — das ist zufällig ein Abgefallener von unserm Glauben. Der ist protestantisch geworden! — Trotzdem ist und bleibt es das Buch übers Kirchenrecht, das beste Nachschlagewerk, das in keinem noch so kleinen katholischen Pfarrhause fehlt.

von Ruchti (wieder schwer von Mitleiden): Was ist denn nach'er — — Weiß die Trudel schon, was du mit ihr vorhast? Hast du's ihr schon g'sagt, daß sie ins Kloster muß?

Horst: Das Buch hat sich vorhin nicht ganz umsonst drinnen bei ihr gefunden. — Ich glaub', sie hat wer weiß wie oft schon d'ring'les'n. — Übrigens hat sie sich dieses Exemplar durch die Waldbauersche Buchhandlung eigens kommen lass'n.

von Ruchi: Hast du sie auf besondere Stellen hingewies'n?

Horst (schüttelt stumm mit dem Kopf).

von Ruchi (aufgebracht): Sie soll den betreffenden Passus also gar wohl auch noch von selber finden — was? — Ohne jede Hilfe von deiner Seite läßt du sie dabei? Ganz . . . also wirklich ganz von selber soll sie d'rauf kommen? — Du willst sie sozusagen allmählich reif dafür wer'n lass'n?! (Merkwürdig fest): Das kann ich nicht zugeb'n, Horst — auf gar keinen Fall.

Horst (schweigt.)

von Ruchi (sich verzweifelt auflehnend): Das arme Mädel —! — Kennt sich heut' vielleicht in einem arabischen Koran noch eher aus als wie — (Bezwingt sich wieder): Lieber sag' ich ihr's selber, Horst, aber — — aber auf einen jeden Fall muß ich zuerst mit den Eltern und Brüdern sprechen. — Du hast mich ja nun wohl (ihn brennend ansehend) genügend orientiert. — Außerdem: hat's dir so lang . . . hat's dir ganze vier Wochen no' net pressiert mit einer diesbezüglichen Erklärung, so kann's auch noch drei . . . vier . . . oder höchstens fünf Tage lang dauern! (Entschlossen): Das Buch danehm' ich jedenfalls mit, daß du's weißt! — (Bebend mit allen Fibern): Und dir, Horst, zwing' ich zuerst noch die heilige Versicherung ab, daß du ihr von nix eher sagst . . . von nix, Horst, von all' dem.

Horst: Das Versprechen kann ich dir beim besten Willen nicht geben.

von Ruchi (scharf): Was?

Horst (ringend mit Atem so wie mit Gefühl): Du möchtest jetzt von hier mit der für mich wenig schmeichelhaften Meinung weggehen, daß ich Helmtrud seit unserm Wiedersehn einer Art Kasteiung unterwerfe — was?! Und zwar: ich nur sie —!! Einer sowas wie fleischlichen und seelischen Abtötung —?! — Ja, glaubst du denn, ich leide nicht mit ihr mit?!

von Ruchi (zwingt seine Stimme nieder, so sehr er nur kann): Im übrigen find' ich das hundsgemein von dir, mit einer Frau in zwei solchen Hotelzimmern zusammenzuhausen, wenn man auch nur eine Sekunde lang einen solchen Schritt in bezug auf ihr ganzes ferneres Leben vorhat als wie du!!

Horst (ist nicht im mindesten zusammengezuckt): Ich bitte dich um Ent-

schuldigung, wenn ich dich mit der größten und bedeutendsten Vorbedingung für mein ganzes weiteres Zusammenleben mit Helmtrudis noch nicht bekannt gemacht hab. — (Märtyrerhaft: der Ausdruck muß angedrückt sein): Aber jetzt' muß's sein. Jetzt' hilft keine Rücksicht mehr darauf, daß du ausgerechnet der Bruder von Helmtrudis bist. — Ich hab dir bisher etwas verschwiegen. — Nun gut: ich werd' dir ein Merkzeichen einleg'n an dieser Stelle des Buches. (Er geht auf ihn zu. Will ihm das Buch abnehmen, und als der es — streitsüchtig — zu behalten versucht, ringt er's ihm eben mit einiger Müh' ab. — Sodann schlägt er auf und reicht ihm die Stelle hin.)

von Ruchi (liest, so ähnlich wie vorhin schon einmal): — — —

Horst (kommt ihm zu Hilfe): Daß ich einmal das Gelübde ablegte, das wirkt nach. — Wir dürfen sonst zwar leben wie zwei andere Eheleute auch, nur darf der Mann den ehelichen Verkehr (den Finger darauf) wohl leisten — nicht aber fordern! — Und das weiß Helmtrudis! (Diese Sätze kamen immer noch etwas ängstlich-schneller. — Aber nun wieder gefaßt, auf alles gefaßt): Das ist ihr bei meinem Abschied aus dem Kloster gedruckt vorgehalten worden: so wie du's jetzt schwarz auf weiß vor dir siehst. — Aber davon hat sie euch natürlich in keinem Brief mit keiner Silbe etwas verlaut'n lass'n — was —? wie —?? hab' ich recht —?!

von Ruchi: Nein. Davon . . . nichts. (Lange Pause.)

von Ruchi (wie man einen Schlafenden weckt): Horst — jetzt' pass' auf — — du mußt endlich fort von hier —! — Ah nein, du, die Trudel, du, die ist nicht so dumm! Die hat genau herausgefunden, daß du von hier weg mußt! Von hier weg! Vom Kloster! Aus der Näh' vom Kloster!

Horst: Das kann ich nicht! — Ich bekomm' mein Leben von hier — (sarkastisch): ja, von hier, von der Nähe! — (Wieder ernst. Gläubig. Voll schier eines kindlichen Vertrauens): Ich war beim Bischof. — Ich krieg' eine Stellung. — Auf einem bischöflichen Besitz. — Draußen in der bischöflich'n Brauerei. — Die geistlich'n Herrn verlass'n mich nicht. — Die lass'n mich nicht im Stich. — Die setz'n mich gar bald in Stand, daß ich meine Frau ernähren kann. — Die haben mir schon Vorschuß 'geb'n, denn von was sonst hätt' ich das Hotel hier bezahlen können.

von Ruchi: Du kannst von uns — von mir — von Trudel Geld hab'n. — Wir brauch'n kein'n Vorschuß von einer bischöflich'n Brauerei —!!

Horst (rätselhaft starr): Ich muß aber doch meine Frau aus meinem Eigenen ernähren können.

von Ruchi (abschneidend): Also du kommst mit. — Ich dulde keine Widerrede mehr. — Auf einen jeden Fall vorläufig wenigstens kommst' mit. — (Scheltend): Das muß denn doch erst untersucht werden, ob diese Stellung da, die du kriegen sollst, auch eine halbwegs standesgemäße für euch ist.

Horst: Ich komm' nicht mit!

von Ruchi: Das sind vielleicht alles ganz und gar verstockte, hinterlistige, feige, meineidige Ausreden von dir.

Horst: Ich komm' nicht mit!

von Ruchi (sieht mit einem plötzlichen Einfall auf die Uhr): Himmiherrgottsakarement. Ich muß ja zum Kinateder. Es ist die höchste Zeit! Ich kann doch unmöglich absag'n. Aber — (Er sieht seinen Schwager wieder einmal brennend an): Aber — vielleicht ist das auch ganz gut so. So bleibt dir Zeit zum überleg'n. — (Besorgt, schier erschrocken): Nein — nicht überleg'n —! Nicht nachdenken, Horst! Versprich mir das —! Du versprichst mir, daß du mit der Trudel jetz' runter ess'n gehst zur Table d'hôte . . . Die wird sowieso schon hungrig sein . . . Ich meine, du versprichst mir, Horst, daß du . . . daß du wart'st, bis ich wiederkomm' . . . (betonend): mit allem.

Horst: Ich verspreche dir nichts.

von Ruchi: Du . . . versprichst . . . nichts . . . ?!

Horst: Nix.

von Ruchi (tängt an zu keuchen in seiner Ohnmacht, die — gar nicht lächerlich — hier rein durch gesellschaftliche Rücksichtnahme entsteht): Weißt du, was ich jetzt möcht' —

Horst: Nun? (Erhebt seinen Blick zu ihm.)

von Ruchi (schreiend): Schießen möcht' ich jetzt auf dich — — Mich schießen mit dir — — da! — da!! — so! — so!! — (Er erhebt den linken Arm): Mit der linken Hand — Auf links schießen möcht' ich mich mit dir — (Der Riegel fährt zurück.)

Helmtrudis (stürzt — aber angezogen — aus dem Schlafzimmer).

FÜNFTER AUFTRITT

Die Vorigen. Helmtrudis.

Helmtrudis: Karl — —!!

von Ruchti (seiner selbst nicht mehr mächtig): Warum hab' ich's nicht getan —? — Warum hab' ich Rindvieh statt so vieler guter Vorsätze nicht einfach einen Revolver mitgenommen — oder zwei —

Helmtrudis (ihren Mann — Horst — mit ihrem Leibe deckend): Karl — —!!

Horst (schiebt die Frau leis vor sich weg): Na so schieß doch! Du sollst so oft auf mich abdrücken dürf'n wie du nur willst. — Ich aber ding' mir als einzige Gegenwehr dieses Buch da von dir aus.

Helmtrudis: Horst —!!

von Ruchti: Dieses Büchel — von einem Protestanten —??

Helmtrudis: Karl —!!

von Ruchti (wie oben): Dich muß man nur unschädlich machen — dann sind alle Schwierigkeiten mit einem Schlag vorbei.

Horst (schier eigensinnig): Dann bleibt doch immer noch dieses Buch.

von Ruchti (das Letzte versuchend. Er sieht von jetzt ab seinen Schwager überhaupt nicht mehr an): Trudel — bis ich wiederkomm', hast du alles gepackt! — Du fährst heut' abend mit mir zurück nach München! — Der ... Papa will's! — Hörst du, Trudel? — Der Papa —!!

Helmtrudis (wie sich erst langsam erinnernd): Der ... Papa —? — (Ganz einfach): Der Papa hat kein Recht über mich mehr. Die Mama nicht mehr. Du nimmer. Alle nimmer. Ich pack' nicht ein und ich fahr' nicht mit dir zurück. Ich allein — nicht! — (Ganz klein. Ein Kind): Er ... muß ... mit. — (Sie dreht sich langsam um. Wie eine Puppe, die man dreht. Wie ein abnormer Mensch — *moto homo* —, den man in einer Schaubude auf der Batauer Maidult gezeigt hat. So dreht sie sich langsam nach ihrem Mann um): Oder nein: er muß auch nicht mit ... Ich will gar nicht ... Er muß auch nicht mehr ... Wir zwei bleib'n da ... Das ist nichts, daß du gekommen bist ... Geh' du nur zu dein'm Kameraden und seiner Frau ... Wir zwei — wir bleib'n da ... (Das letztere ganz im Tone von: »Wir machen's uns gemütlich hier — wenn du erst nimmer da bist« ...)

von Ruchti (aufbrausend): Trudel —! — Jetz' is's wohl auf einmal mit dir auch nimmer so ganz richtig —?

Helmtrudis (einfach): Geh, Karl ... Schau, du kommst doch sonst

zu spät... Und nach'er komm' wieder her... Mach' dich bald frei von dein'm Kamerad'n und seiner Frau... Nach'er red'n wir noch einmal drüber... ruhiger, Karl...

von Ruchti (schmerzlich): Trudel —! — Du weißt, wie gern ich dich hab' — — (Er nimmt das Kirchenrechtsbuch. Steckt's ein.)

Helmtrudis: Scho' recht, Karl... Geh', Karl...

von Ruchti (ungewollt säbelklirrend — ab. Ja, eigentlich ein wenig so wie auf scheuer Flucht — davon. Man hört, als er schon draußen ist, noch seine klimpernden Sporen).

SECHSTER AUFTRITT

Die Vorigen. Ohne von Ruchti.

(Lange Pause.)

Helmtrudis (in einem ganz veränderten Ton, der auf eine Veränderung ihrer ganzen Sinnesrichtung schließen läßt. Und doch auch ein ganz klein wenig beabsichtigt, dieser Ton: wie Frauen nun einmal sind. Jedenfalls eine solche Frau wie diese geht da sogleich auf eine andere Art zwar als zuvor auf ein Ziel zu ... aber das Ziel erweist sich als das nämliche wie zuerst ... oder es wär' keine Frau): Wir bleiben ... wir zwei ... Wir ziehen nur von hier aus ... aus'm Hotel ... und wohnen uns privat wo ein... Ich kann das nicht mitanseh'n, Horst, daß sie so mit dir umspringen... Das ist ja beinah' als wie mit mir... — Ja. Sie schätzen dich genau so sehr nur mehr halb ein als wie mich...

Horst (vom vorhergehenden Auftritt und namentlich von dessen letztem Ende ebenso sehr gepackt als von der Gewalt ihrer sanften Stimme, die wie eine weiße duftende Frauenhaut auf ihn wirkt): Bin ich nicht immer nett zu dir g'wes'n, Helmtrud? — Hab' ich dir jemals was getan? — Dein Bruder glaubt, ich maltraitier' dich irgendwie —!

Helmtrudis: Nein, nein. — Nein, ich bin's — ich bin's, der noch alles fremd ist. Ich, die sich noch nicht eing'wöhnen hat können —

Horst: Nein, Helmtrud. Mir — mir ist alles ebenso fremd. Oder sogar noch viel fremder wie dir. — Du — du bist eine Frau. Und Frauen, die denken einfach: sie seien wieder da. — Du bist ja auch richtig erst wieder zurückgekommen. Du bist wie gewaltsam verschleppt g'wes'n. Und nun ist dir alles neugewonnen. Du wärest sofort wieder völlig eing'lebt, wenn ich nicht wäre. — Aber ich — ich bin net fortg'wes'n. Wenigst'ns net auf

die g'waltsame Art wie du. Sondern ich hab' mich freiwillig verbannt g'habt. Ich hab abg'schloss'n g'habt mit allem Weltlichen. — Du hast immer und immer wieder g'hofft, du kämst noch amal zurück. — Ich aber hab' fest und stark vertraut, daß ich nicht wieder zurückkommen brauch' — nie wieder zurückkommen. — Das ist der große Unterschied, Helmtrud —

Helmtrudis: Ich hab' nie ganz g'glaubt, daß du tot wärst. Ich hab's nie ganz für möglich halten können —

Horst: So sind die Frauen. Du warst immer noch hier. Sogar auch tief — tief — zutiefst — da — da — da drunten wo. So sind die Frauen.

Helmtrudis: Ich hab' immer g'glaubt, daß es noch einmal anfangen müßt' — genau da, wo's auf so elementare Weis' zwischen uns aufg'hört hat —

Horst: Ja ja — ganz gewiß — ich versteh' dich vollkommen —

Helmtrudis: ... Wie wir von Konstantinopel mit'm Nordsüd-expreß heraufg'fahr'n sind ... da war hier in Batau Zollrevision ... Zwei Herrn, die mit uns 'raufg'fahr'n sind, zeigten uns das Kloster, in dem du bis dahin immer noch ganz ahnungslos warst ... Da hab' ich den Steinhafen da droben (sie deutet zurück durchs Fenster hinaus) mit seinen flimmernden goldenen Kreuzen auf den beiden Türmen und mit seiner steinernen Stiegen bis 'runter an'n Fluß ang'seh'n, als ob er mir bereits in manchem Traum erschienen g'wes'n wär' ... Ich meine, das Bild kam mir so gar net neu vor ... so gar net unbekannt ...

Horst (als ob er eine wissenschaftliche These bewahrheitet fände): Ja ja — sehr richtig. — (Und aber: dieses wissenschaftliche Ergebnis stände in absolutem Widerspruch mit seiner Religion, an die er unerschütterlich glaubt! ...)

Helmtrudis: Das ist auch eine Art Glauben, Horst, und eine Art Glaubensstärke —

Horst: Bei euch Frauen — ja. Bei uns Männern allerdings könnt's leicht sein, daß es nur ein nachträglich hineinkonstruierter Fatalismus wäre, der sich Gott sei Dank gelohnt hat — das heißt, nachdem das Schlimmste schon vorbei war und sich alles zum Guten wendete —

(Pause.)

Horst (und nun sieht er die Briefe, die daliegen. Und er liest die Briefe. Das heißt: er liest einen sozusagen an, wie man etwas anißt, und legt ihn wieder weg. Einen zweiten ditto. Ein dritter verlohnt sich ihm schon nicht mehr. Es ist ja doch immer dasselbe: von Varietédirektoren, von Buch- wie Zeitungsverlegern, von Filmfabriken. Er hat schon öfter welche — solche gelesen. Er läßt das Ganze wieder sein. — Aber ohne mit einer Bewegung etwas zu verraten.)

Helmtrudis (hat ihm zugesehen. Ebenfalls ganz beruhigt. Und nun so ganz versöhnt und als wär' nie ein Sprung in ihrer Vereinigung als wie Glas vorgekommen. Ohne die geringste Klage oder Anklage wie auch schon vorher in all ihren Sätzen in diesem Auftritt. — Wie eine Geige klingt): Ich muß jetzt oft darüber nachdenken — es bleibt mir ja jetzt auch so viel Zeit dazu — hier in so einem Hotelzimmer — — ich muß jetzt oft darüber nachdenken, wie du damals warst. Nicht etwa wie du als Bräutigam g'wes'n bist. Aber wie sich so die ersten Tage unserer Ehe gestaltet haben. Du kannst mich leicht verweisen, als ob das eine Erinnerungstäuschung von mir ist... (Sie sagt das so, als ob er sich seitdem von Grund aus gebessert hätte in einem jeden Betracht): Ich muß so oft jetzt daran denken, wie die wenigen Tage auf unserer so schnell unterbrochenen Hochzeitsreise waren...

Horst (horcht auf): — —

Helmtrudis: ... Schwankende Bretter. Ewig schwankende. Zuerst unter unsern Füßen auf den Schienen. Und dann unter unsern selbigen Füßen auf dem Wasser. Warum bist du übrigens damals sogleich von der Bahn aufs Schiff? Aus dem Schlafwagen heraus — kaum heraus — sogleich auf ein Schiff? Von den rollenden Brettern herunter sogleich auf schaukelnde? Ist eine solche Unruhe in dir g'wes'n, daß du ewig nur dahingleit'n hast woll'n? — Manchmal hab' ich mir auch schon gedacht: er hat sich damit einen Zwang auferleg'n woll'n: er hat sich nur immer mit mir erst in ein Eisenbahnabteil und dann gar auf ein Schiff freiwillig eing'sperrt, mit mir zusammeng'sperrt, vielleicht weil er mir beim allerersten Spaziergang im Freien einfach auf und davong'lauf'n wär'. — Ich übertreib's in der Erinnerung vielleicht ein bisserl. Wir hab'n ja die Billetts b'reits fest g'löst g'habt zu unserer Weltreise. Aber wir hätten außerdem Zeit wie Geld g'habt. — (Und da springt sie auf und hängt sich mit einemmal an seinen Hals): Warum bist du damals so g'wes'n zu mir —? Ich mein', ich hätt' ja überhaupt nie was von

dir g'habt —! Hab' ich das aber verdient — namentlich auch in der darauffolgenden Zeit — — in den neun Jahren Sklaverei — und widerwilligstem Haremsleben —?! Ich mein' grad', ich hätt' wirklich nie etwas von dir g'habt — — ich möcht' endlich was von dir hab'n — — und ist es nicht deine Pflicht, mir endlich einigermaßen durch deine Liebe Genugtuung zu verschaffen für all die Unbilden, die ich wehrlos erduldet hab' —?! Warum willst du jetzt kein Geld von mir annehmen —? Warum wart'st du auf eine solche — vielleicht niedere Stellung —? Oder bist du vielleicht damals vor neun Jahren schon so seltsam zu mir g'wes'n, nur weil's dich g'reut hat, daß du in mir eine solch Reiche geheiratet hast —?!

Horst (ganz hilflos): Ich bitt' dich, Helmtrud, mach's nicht vom bloßen Geld abhängig — —

Helmtrudis (heiß): Ich bau' uns ein Häusel. Du. Ich bau' uns ein Haus. Ich bau' dir's mein'tsweg'n — Wir bauen uns ein Haus, ganz nach deinen Angaben. Ich bau' dir's mein'tsweg'n hier auf'n Berg hinauf: schräg vis-à-vis vom Kloster. Wir richten dir mein'tsweg'n sogar eine Zelle ein: denn du lebst doch noch! Bist nicht ertrunk'n damals, wie mir eine der fürchterlichsten Stunden meines Lebens hat vorgaukeln woll'n! — Du lebst doch noch! — Aber ich — ich leb' auch noch. — Mein Gott, mein Gott, oh — Horst, geh', so sei doch vernünftig: ich bin g'fangen g'halt'n wor'n und du hast dich selbst eing'sperrt — — ja, hätt' denn das nicht auch gerade umgekehrt der Fall sein können —?! — Daß du g'fangen g'nommen word'n wärest — und ich mich freiwillig eing'sperrt hätt' —? — Wenn ich dich an meine Stelle denke — dich, Horst — dich — dich — dich — dich — oh was würd' ich für Mitleid für dich haben —?!

Horst (erschüttert): Weißt du, was ich von dir fordere —

Helmtrudis (allmählich rasend werdend, darum nicht etwa »zweideutig«): Du hast kein Recht zu fordern — —

Horst (verzweifelt): Heilige Mutter Maria —

Helmtrudis (sie deutet irgendwo hin, wo sie annimmt, daß das Buch noch liege): In dem Buch steht, daß du kein Recht zu fordern hast — —

Horst: Helmtrud —! ich bitt' dich —

Helmtrudis: Da steht auch nichts von Bitten-dürfen mehr drin in dem Buch. — Das ist dir da alles nicht mehr erlaubt — —

Horst: Du verstehst mich nicht —

Helmtrudis (läuft mit einem Male zur Ausgangstür und schließt sie von innen ab. Kehrt zurück und steht da und sieht ihn — irr — an): Ich —? — Ich —? — Ah — ich will dich ja gar nimmer verstehn. — (Steht wieder da und blickt ihn wie irr an. Und aber sagt wie ganz besonnen): Ich bin ja keine Frau mehr, wenn ich mir durch dich — und nur durch dich — die eigenen Kleider vom Leib reiß'n muß. — (Wieder empört bis ins Innerste): Das soll ich um mich verdient haben —?? (Wieder geschäftig): Wart' noch ein bisserl. — (Sie rennt nach dem Schlafzimmer, dessen Türe von ihrem Auftreten und Herausstürzen her immer noch offen stand. Sie rennt durch die offene Tür und läßt sie auch weiterhin geöffnet. Und man hört unter den wiederholten, aber diesmal ungleich mehr noch wie einen Monolog gesprochenen Worten): Und das soll ich um mich verdient haben —?? (hört man, wie sie im Schlafzimmer drinnen erst unvernünftig an den Stores hin und herzieht und — sich dann erst besinnend — darauf die lichtundurchlässigen Rouleaux rollen macht.)

Horst (steht ratlos. Hört nur).

Helmtrudis (erscheint wieder im Türrahmen): Ich bin ja keine Frau mehr, wenn ich mir durch dich — und nur durch dich — die eigenen Kleider vom Leib reiß'n muß. — (Tonlos hat sie das wiederholt. — — Plötzlich — winselnd): Komm — Horst — —! (Aber sie hat nicht die Kraft, ihm etwa voranzugehen. Sondern sie bleibt am Türrahmen lehnen, wie eine Statue, die, einen Augenblick zum Leben erwacht, wieder in Starrheit zurückverfällt und — im Fallen-wollen — nur noch einen Halt an eben einem Türpfosten findet. Und sie bleibt so. Und so bleibt sie. Bleibt lehnen. Bleibt.)

Horst (erwartet abgewandten Gesichts, bis sie sich endlich vom Türrahmen — ins Schlafzimmer hinein — entfernen würde).

Helmtrudis (jedoch bleibt so).

Horst (wendet sich schließlich um. Denkt, daß das ein weibliches Manöver sei, und resolviert sich, wenigstens ein paar Schritte auf sie zu zu gehen. Er tut's).

Helmtrudis (bleibt).

Horst (geht noch näher).

Helmtrudis (bleibt).

Horst (geht an ihr — durch den Türrahmen hinein — vorbei. Doch geht er mit einer solchen nachtwandlerischen Sicherheit, daß er sie nicht im geringsten streift).

Helmtrudis (ist — mit längst schon geschlossenen Augen — ganz Horchen).

Horst (unsichtbar — d. h. ganz ins Schlafzimmer hineingegangen — tut drinnen noch ein paar Schritte).

Helmtrudis (im Türrahmen — schlägt die Augen auf).

Horst (drinnen irgendwo — bewegt sich nicht mehr. Mit gar keinem einzigen Laut).

Helmtrudis (schreit entsetzlich auf und stürzt von der Öffnung zum Schlafzimmer weg — weg — weg — nur weg — in der entgegengesetzten Richtung ins Wohnzimmer hinein. Sinkt wo nieder. Mit den Knien auf dem Fußboden. Mit dem Gesicht auf einem Stuhl).

(Lange Pause. — Ohne einen Laut. — Endlich erscheint):

Horst (ähnlich wie vorhin seine Frau im Türrahmen. Aber — — als Tier. Mit blutunterlaufenen Augen. Unartikulierte): Warum bist du nicht gekommen? Nachdem du mich — endlich! — endlich!! — so sehr gerufen hast?! — Ich hätte dich — mittenein — gefragt, was wohl Kuß auf arabisch heißt —!! — Sie wohnen in Zelten, die Araber — ja —? — Sie gleichen auch heute noch denjenigen aus Hiobs Zeit —? — Seine Wohnung ist das Zelt, sein Gerät Kamelsattel und Wasserschlauch. — Ich hab' drüber nachgelesen. — Sein Reichtum ist das Kamel und das Pferd. — Sie tragen nur Hemd und Mantel. — Du mußt wissen, daß ich mir über sie Literatur verschafft habe. — Und solches würde mir immer vor Augen stehen. Wie Feuer vor den Augen. Solches würde ich dich immer wieder fragen. — Ich würde dir dadurch unser Leben zur Hölle machen, — — so sehr lieb' ich dich. — Weißt du jetzt, wie sehr ich dich liebe? Hast du das je gewußt? — Weißt du jetzt, daß ich dich schon darum lieben müßte, daß dich in der Zwischenzeit statt meiner mohammedanische — arabische — semitische Hunde geliebt haben?! — Weißt du jetzt, wie sehr ich dich liebe, oh — wie sakrilegisch gern ich deinen Leib hätte, darum, daß er von andern — in Sand und Staub — in Wüste und Sonne — gehabt worden ist?! — Weißt du jetzt, daß ich mit dir auch hinuntergehen müßte — daß ich dir aus anhänglichster Liebe selbst folgen müßte — wenn du etwa so einen vorgeschlagenen Kontrakt von einer Filmfabrik annehmen würdest —?! — Ich selber würde nicht nur den Mönch in der Zwischenzeit spielen — — ich würde auch die Herren da unten gern persönlich kennen lernen wollen —!! Ich würde dich ja keinen

Schritt mehr allein gehen lassen können — — unser ganzes ferneres Leben lang —!! Du müßtest mich den Herren auf arabisch vorstellen — — mich als denjenigen — ausdrücklich denjenigen, der damals derweil im Kloster gewesen ist —!! Und ich würde mit den braunen Kerls Händedrucke tauschen — —!! — Aber du kannst auch ruhig die verschiedensten Varietékontrakte unterzeichnen — — das gilt mir jetzt schon ganz gleich —! Deine Eltern und deine Brüder zwar würden dann nichts mehr von dir wissen wollen — — dafür aber ich —! Oh — ich folge dir, wohin du willst! Du kannst ruhig den ersten Varietékontrakt unterzeichnen, der dir die doppelte Gage verspricht unter der Bedingung, daß ich allabendlich allem Publikum sichtbar in einer durch die Tageszeitungen bekanntgegebenen, öffentlich vorher bezeichneten ganz gewissen Loge sitzen muß —!! Du kannst das alles von mir verlangen, denn so sehr lieb' ich dich —! — Und wenn wir dann gerade einen Monat frei sind, dann kehren wir in das Häuserl zurück — zu unserer Erholung in das Häuserl zurück, das du mir mit deinem Geld gebaut hast — in das Häuserl, das wir uns so bauen, hier oben auf'n Berg bau'n, daß ich, von einer Variététournee zurückgekehrt, (aufschreiend): immer wieder schräg vis-à-vis das Kloster Maria-Hilf sehen kann, darin ich einst gewes'n bin — — —!!!

Helmtrudis (hat zugehört. Hat jedes seiner Worte eingesogen in sich. Hat sich keins entgehen lassen. — Erhebt sich, das Kleid glatt streifend): Also gut — — kehr' du hinter deine Mauern zurück — — (ganz geschäftsmäßig): — Das heißt soviel als wie — lassen wir uns scheiden.

Horst: Es gibt keine Scheidung.

Helmtrudis (die Stirn runzelnd): Es gibt keine —?

Horst: Ja, hast du denn das Buch nicht geles'n?

Helmtrudis (bang): Was gibt es denn dann —?

Horst (stark): Daß du dieselben Gelübde ablegst wie ich — — Das heißt: daß du ebenfalls ins Kloster gehst.

Helmtrudis (begreift langsam): Das soll auf mich zutreffen —?

Horst (starr): Das ist das Kirchenrecht!

Helmtrudis (sich noch ungläubig wehrend): — — — Ich habe nur ein Gelübde gekannt und getan und gehalten — — und das — — — warst — — — du — — — — Du bist mein Gelübde — —

Horst (ernsthaft): Dein Bruder Karl scheint tatsächlich das Buch mitgenommen zu haben — — (Er sucht.)

Helmtrudis (beide Hände auf dem Herzen): Du — — bist — — — mein — — Gelübde — — —

Horst (sucht ganz ernsthaft — gewissenhaft das Buch).

(Vorhang.)

VIERTER AUFZUG

Vor dem Kloster Niedernburg.

Links Portal der Klosterkirche. Man steigt durchs Portal über mehrere Stufen zu etwas wie einer Vorhalle hinab. — Im Hintergrund sehr fensterarme Mauer des Nonnenklosters. — Aber rechts im Hintergrund bietet sich eine freie Aussicht zum (unsichtbaren) Innufer hinab und über den (gleichfalls unsichtbaren) Innfluß hinüber bis hinauf zum Kapuzinerkloster Maria-Hilf. Glockenrauschen. — Das Portal mit Blumen festlich geschmückt. — Die Bühne von rechts hinten herein bis links vorne hinaus von einer Straße überquert gedacht.

ERSTER AUFTRITT

Batauer Bürger, Bürgerinnen, junge Mädchen und alte Betschwestern, die — zu-
meist von rechts hinten herein, aber etliche auch von links vorne — zur Kloster-
kirche wallen. Über ihnen wiegt sich's wie Tücher, gewebt aus Glockentönen. —
Bald darauf — mit etlichen Standes- und Fraktionsgenossen — : Justizrat Dr. Kreidle.
Sowie Hermine, die Frau des Herrn Bezirksgeometers a. D. Pfaffinger, zusammen
mit Fräul'n Theres, einer alten Betschwester. — Später: Die Eltern und die fünf
Brüder Helmtrudis' — unter den Brüdern Oberleutnant Freiherr Karl von Ruchi —
sowie noch einige Anverwandte.

⟨Vier oder fünf Betschwestern reden durcheinander. Man versteht keine einzelne.
Deshalb klingt's — aus dem Glockengewirr — als ob die vier oder fünf zusammen
in einem ganz dünnen Chore sprächen. Etwa so⟩:

»Wenn alle andern Mietsparteien no' schlaf'n — mitsamt die
Dienstmäg'd'! ⟨die können sie nämlich alle miteinander nicht ausstehen⟩ — mit-
samt die Dienstmäg'd'!! — sperr'n wir scho' die Haustür'n auf: ums
Morgenläuten.«

⟨Zwei, drei andere — ganz alte⟩:

»Und wir vom Spital! — Und wir vom Spital —!«

Eine junge Batauer Bürgersfrau ⟨zu einer andern⟩: Drei soll'n's
sein, die wo heut' d'n Schleier nehmen.

Andere junge Batauer Bürgersfrau ⟨schreit enttäuscht auf⟩:
Bloß —?!

⟨Die vier oder fünf Betschwestern vereinigen sich mit den zweien oder dreien ganz
alten vom Spital⟩:

»Wann alle andern no' sündhaft träumen — woll'n wir scho' die
Frühmess' net versäumen.«

Justizrat Dr. Kreidle ⟨zu einem Fraktionsgenossen⟩: Heiß'n soll's,
daß die Mariahilfer Kapuzinerpatres ebenfalls herunter zur Einklei-
dung kommen.

Batauer Bürger: Na ja. Wo doch der eine seine eigene Frau —
 Kreidle: Ich kenne den Fall. Ich hab's vorausgesagt: Das Kirchen-
 recht siegt —!

(Fünf Männer bilden ein seltsames Quintett: Es sind das zwei ganz alte Männ-
 lein und zwei jüngere, welch letztere wie wahre Todeskandidaten aussehen. Und
 der fünfte, das ist ein ziemlich dicker, der das blühende Leben in Person darstellt
 — aber der ist von Beruf Batauer Packträger und befindet sich auch jetzt in Uni-
 form. Diese fünf reden durcheinander. Aber man versteht keinen einzelnen. Darum
 klingt's — aus dem Glockengewirr —, als ob sie ebenfalls zusammen in einem
 ganz dünnen Chor sprächen. Etwa so):

»Könnma ma' jetz' kaum die Einkleidung von die neua Nonna net
 awart'n —

heut' na'mittag spiel'n ma' Kart'n —
 heut' na'mittag spiel'n ma' Kart'n —
 in' Niedermeiergart'n —
 in' Niedermeiergart'n —«

(Die Glocken summen für eine Weile nur noch: eine akustische Täuschung! — Von
 links vorne her kommen Hermine, die Frau des Herrn Bezirksgeometers a. D.
 Pfaffinger und Fräul'n Theres, jene alte Betschwester.)

Fräul'n Theres (sehr schwerhörig): Ja so — Sie kommen also net
 glei' mit 'rein, Frau Pfaffinger?

Hermine (sehr feines altes Elfenbein — so ist ihr Gesicht und sind ihre
 Hände): Vorerst noch net, Fräul'n Theres.

Fräul'n Theres: Jetz' gäb's aber vielleicht grad' no' a' schö's
 Platzerl. In einem Augenblick später is's auch scho' z'spät. — I' wer'
 amal nachschau'n, ob's net überhaupt's scho' da sind, die Herrn
 Kapuzinerpatres!

Hermine: Das wär' überaus nett von Ihnen, Fräul'n Theres.

Fräul'n Theres: I' schau' amal nach. (Sie geht in die Kirche hinein.)
 (Batauer Bürger, Bürgerinnen, junge Mädchen und alte Betschwester, die — zu-
 meist von rechts hinten herein — zur Klosterkirche wallen. Über ihnen wiegt sich's
 wie Tücher, wie seidene, die wie von Händen von Klosterfrauen aus Glocken-
 tönen gewebt sind.)

Fräul'n Theres (kommt zurück, sich noch mit Weihwasser zu Ende be-
 kreuzigend und auch Frau Hermine mit schnipsendem Finger etwas davon ab-
 gebend): Pass'n S' auf, Frau Pfaffinger, die Herren Kapuzinerpatres
 kommen wieder z'spät — so wie bei der vorjährig'n Fronleichnams-
 prozession. Und die ganze Klosterkirch'n is' schon so voller Leut'.

Und vorn sind so viel Plätze reserviert, die noch halbleer sind. Für die Verwandt'n von der gräflich'n Himmelsbraut jed'nfalls. Unser jetziger Justizminister soll ja auch — und zwar ein gar nicht so weit entfernter — Verwandter von ihr sein. (Sie seufzt.)

Hermine (die Leute kommen sieht, zupft sie ein paarmal am Armel).

Fräul'n Theres: Was woll'n S' denn, Frau Pfaffinger?

(Es bildet sich eine Gasse von Gaffern: Es kommen: die Eltern, Oberleutnant Freiherr Karl von Ruchi und die übrigen vier Brüder Helmtrudis', sowie noch einige Anverwandte. — Offizierssäbel klirren. Sporen singen. — Die fünf Brüder sind ja sämtlich Offiziere und der Vater Helmtrudis' ist gar General. — Aber diese ganze vornehme Sippe kommt sonst natürlich schweigend, außer daß die Säbel ein wenig auf dem Pflaster klirren. Sie treten allesamt in die Kirche. Und die Gaffer ihnen wispernd nach.)

Hermine (Fräul'n Theres ins Ohr schreiend): Das war'n wohl die Angehörig'n — — von ihr!

Fräul'n Theres: Vielleicht — dös ka' ma' do' net wiss'n — war aber von ihm ebenfalls ein Verwandtes darunter. — Auf einen jeden Fall waren diese sämtlichen ja auch einmal verwandt mit ihm.

Hermine: Wieso?

Fräul'n Theres: Na, daß er sie doch fröhers amal g'heirat't g'habt hat.

Hermine (begreift): Ach so —!

Fräul'n Theres: Jetzt' muß i' mi' aber ge'bald schlaun'n, damit daß i' no' a Platzerl krieg'. — Aber grad' schad' is', daß Sie no' herauß'n steh'n bleib'n woll'n, Frau Pfaffinger. — I' hätt' so gern g'habt, daß Sie all's ganz genau g'seh'n hätt'n — den ganz'n feierlich'n Vorgang so einer Nonneneinkleidung. — Denn... vielleicht wär'n Sie dann doch noch anderen Sinnes 'wor'n, Frau Pfaffinger —! — Denn... i' — i' mueß mi' ja frei Sünd' fürcht'n, daß i' mei' Wohnung zu demjenigen hergeb', was Sie da mit Ihr'm Mann vorhab'n. — Ja — gibt's denn für so a' Mannsbild überhaupt's was Besseres in dera Welt als wie — er geht in's Kloster —?? — Sie laden eine schwere Schuld auf sich, Frau Pfaffinger —!! — Unser lieber Herrgott mög's Ihnen und mir verg'b'n in seiner Güte, Frau Pfaffinger —! Und dafür wer' ich jetz' zu ihm gar andächtiglich bet'n.

(Sie geht. Ab in die Kirche.)

ZWEITER AUFTRITT

Hermine, die Frau des Herrn Bezirksgeometers a. D. Pfaffinger.
Ohne Fräul'n Theres. Benefiziat Sebastian Obst aus Wolfach.

Bald darauf die ganze Prozession:

Der Bischof samt Geleite, die Oberin des Nonnenklosters, Nonnen und Novizinnen, worunter Gräfin Helmtrudis von Hilgartsberg. (Die kleine Klosterkirche ist nun bereits gesteckt voll von Andächtigen — bis in die Vorhalle heraus, zu der man durchs Portal über mehrere Stufen hernieder gelangt. Immer aber kommen noch Nachzügler — so wie eben jetzt wieder. Und unter diesen befindet sich der hochwürdige Herr Benefiziat Sebastian Obst aus Wolfach.)

Obst (zirka fünfunddreißigjähriger Mann, ein wenig schwerhörig, gewahrt Frau Hermine, tritt grüßend auf sie zu): Hab' ich mir's doch gedacht —! — Grüß Gott, Frau Bezirksgeometer!

Hermine: Grüß Gott, Hochwürden.

Obst: Aber Sie san' net mit'm Frühzug 'runterg'fahr'n? — Sonst hätt' ich Sie ja sehen müss'n. — Ja, ich dachte mir sogar, Sie hätt'n sich's amend' doch noch anders überlegt —!

Hermine: I' bin schon gestern 'runter. I' hab' hier bei einer Bekannten übernacht't. — Und ein Zurück, Hochwürd'n, das gibt's bei mir jetz' nimmer.

Obst: Mir aber dürf'n Sie, wie ich Ihnen schon in Wolfach drob'n g'sagt hab', keinen Vorwurf mach'n, Frau Bezirksgeometer. — Ich hab' Ihren Herrn Gemahl wirklich nicht dazu gedrängt, auf seine alten Tage noch Mönch und Priester werden zu sollen. Sondern er ist damals — ich erinn' mich noch genau — ganz aus freien Stücken zu mir 'kommen.

Hermine: Aber wie werd' ich Ihnen einen Vorwurf machen, Hochwürden? — Wär' ich sonst eigens zu Ihnen gegangen und hätt' mich Ihnen auch noch völlig anvertraut, welchen Schritt ich vorhabe —?

Obst: Es ist das eine ungeheuer schwere Gewissensfrage, die was jeder mit sich selber abzumachen hat.

Hermine (schier ausbrechend): Mich bringt's aber um, das große Herzeleid —! — Mir zieht's die Füße bei lebendig'm Leib immer mehr in'n Erdbod'n 'nein... Ich bring' die gar net so alten Füß' nimmer weg vom Bod'n... Ich kann's nimmer aufheb'n... Wie schon halbert in mein'm eigenen Grab drin geh' ich daher... Er kann mich doch net ganz und gar umbringen woll'n...

«Da setzt verstärkt Glockenbrausen ein. — Und es naht ein feierlicher Zug, der von rechts im Hintergrund »um die Ecke«, da, wo sich die freie Aussicht bietet, aus dem Nonnenkloster herauskommt: Zuerst der hochwürdigste Herr Bischof mit-
samt seinem Geleite. Sodann drei Novizinnen — die mittlere ist die Gräfin Helm-
trudis — in Weiß und weißen Schleiern, eine jede von einer jüngeren Nonne ge-
führt. Sodann die Nonnen, nach ihrer Anziennität, d. h. die jüngsten voraus. Zum
Schluß die Oberin mit den zwei ältesten. Diese Prozession bewegt sich quer über
die Bühne hinein durchs Portal in die Klosterkirche.

Und ein Orgelspiel hebt an und schwillt. — Und die Glocken schweigen.)

Obst (tritt — dem Zuge nach — ein, zwei Stufen durchs Portal hinein in die
Vorhalle hinunter.)

(Gemurmelt unter den letzten hintersten Andächtigen.)

Obst (fragt etwas und kommt dann wieder heraus zu Frau Hermine): Das
Publikum hat die reservierten Plätze — von den Kapuzinerpatres —
gestürmt.

(Kirchengesang ertönt von drinnen):

»Veni creator Spiritus . . . «

Hermine (fast klagend): Wo die Patres aber auch so lang bleib'n —!

Obst: Die mittlere von den drei Bräuten war die Gräfin Helm-
trudis von Hilgartsberg. — Aber so blaß is's g'we'n. So gar sehr
bleich. —

(Zölibatär): Die Klosterluft hat sie so bleich g'macht — und aso
blaß. Sie is' ja auch schon ein Jahr und einen Tag lang im Kloster.
Genau — heut — ein Jahr und einen Tag. — Sie is' so weiß im
G'sicht — wie der Mantel eines Arabers. — Übrigens: die Araber-
bande, die wo hier erst in Batau 'rumgezog'n is' und gestern gar
bei uns in Wolfach droben ankam, die hab'n s' d'r auf'n Schub
'bracht —! — (Er sieht sie kommen): Aber — — da kommen s' ja
daher — — Jetzt' kommen s' — die Patres — —

(Er grüßt mit einem Neigen. Geht in die Kirche.)

DRITTER AUFTRITT

Hermine. PP. Burkhardus (Guardian) Konradus, Edmundus, Rochus,
Bruno, Oswaldus, Evaristus, Felix (d. i. Graf Horst von Hilgartsberg) —
längst wieder mit langem Bart. Frater Coelestin (d. i. Herr Bezirksgeometer a. D.
Alois Pfaffinger).

(Alle die PP. und der eine Frater — ziemlich eilig ankommend. Und zwar vom
— unsichtbaren — Innufer herauf.)

P. Guardian (erfaßt die Situation mit einem Blick): Na also —! Was

hab' i' Enk (»Enke«, d. i. Euch) g'sagt —? Hab' i's Enk net scho' auf der Seilfähr ... hab' i's Enk net scho' bei der Überfuhr g'sagt oder net —? I' hab' do' no' meine Ohr'n — — i' hab' do' g'hört, wie d' Glock'n mit einmal nimmer g'läut't hab'n—! — Aber — naja — naja — wenn einige von den Herren Patres zuvor mit der Brennscher' hantier'n müss'n —! 'n Bart kräus'ln, wie wenn's auf an Ball ging —! — Gott sei Dank, das ist nun die Strafe dafür. Nämli' — jetz' geht mir keiner von Euch 'rein — denn ich wach' darüber, daß die heilige Handlung drinnen net g'stört wird — durch unser verspätetes Eindringen. — (Noch einmal voller Unmut): Mit der Brennscher' zu hantier'n —! An Bart zu kräuseln —! An Kapuzinerbart —!

Hermine (tritt — halbwegs — hinzu): Die Plätze für die hochwüld'gen Herrn Patres — ganz vorn — war'n reserviert —

Frater Coelestin (wie ein unmöglicher Rekrut): D' Frau Pfaffinger — mei' Frau — —

Hermine (ohne auf den Ruf ihres Mannes zu reagieren): Aber vorhin — grad' vorhin — sind die reserviert'n Plätze für die hochwüld'gen Herrn Patres von den Andächtigen einfach g'stürmt wor'n —

P. Guardian (sie erkennend, herzlich): Frau Bezirksgeometer —!

Frater Coelestin (überströmend): Ja — Mini —! Ja — Minerl —!

Hermine (tauscht mit P. Guardian einen ernsthaften Händedruck. Immer noch ihren Mann wie völlig übersehend): Darf ich mit mein'm Mann ein paar Worte sprechen, hochwürdiger Herr Pater Guardian —?

P. Guardian: Ja aber — selbstredend, Frau Bezirksgeometer —!

Frater Coelestin (sich herzudrängend). Minerl —!

P. Guardian (geht von den beiden weg).

(Hermine und Frater Coelestin nach vorne links.)

Frater Coelestin (zu seiner Frau): Ich freu' mich, daß du da bist —! Ich freu' mich wirklich —! (Er drückt ihre Hand): So eine schöne Feier —! Ich kann nämlich das ganze Rituale von so einer Nonneneinkleidung auswendig —! — (Er zerrt sie fast): Komm, Minerl —! Geh' —! (Er will mit ihr nach dem Portal hin): So geh —! Ich zeig' dir die Feier —! Ich erklär' sie dir —! Ganz genau —!

Hermine (bleibt): Ich hab' mit dir zu reden, Alois —! (Beschwörend): Alois —! Mann —! (Sie hält ihn.)

Frater Coelestin: Es entgeht mir viel —! Es entgeht mir z'viel —! Es ist doch die Frau — — es ist etwas Eucharistisches — — es ist doch die Frau von unserm Bruder Felix —!

P. Guardian: Bruder Felix —! Gib acht —! Gib acht auf den Aug'nblick, Bruder Felix —! Wir sind fast zu spät gekommen —!

P. Edmundus (beschwörend): Bruder Felix —!

P. Rochus (tritt vor): Auch ich möcht', daß du hineingehst —! Bruder Felix —! Hineingehn sollst du —! Wir bleib'n herauß'n —!

P. Felix (wild werdend): Wer will mir was —? Wer sagt, daß ich da hineingehn soll —? — Ich g'hör' hier herauß'n hin —!! (Er wirft sich nieder. Auf die Knie.)

Frater Coelestin (zu Hermine): Also — was willst du mir sag'n, Hermine? — Wie steht's daheim in Wolfach? — Wie geht's dir, Minerl —?

Hermine: Es is' gar bald ausg'sproch'n, was wir zwei miteinander z' sprech'n hab'n. — I' bin gestern na'mittag scho' 'runterg'fahr'n. I' hab' bei der Fräul'n Theres übernacht't. Es is' ja jetzt scho' ganz gleich, wo ma' über Nacht bleibt. Es muß ja nimmer daheim sein — in der eigenen Wohnung. Ma' kann die Nächte umeinand' flankeln — bald dort, bald da — ganz zigeunerisch. — Es is' ja sowieso kein Daheim mehr. I' hätt' net g'glaubt, daß i' no' amal unstät werden müßt'. Daß i' umeinand'geister', die Nacht'. — Ma' braucht ja fast kein'n Schlaf mehr als alt's Leut'. Es is' wie ein langes Herwach'n auf'n letzt'n Schlaf — auf'n längst'n — auf'n ewig'n. — Na also: kurz und gut: i' hab' dir ein'n Zivilanzug mit'bracht. Er liegt drob'n in der Wohnung bei der Fräul'n Theres. Er liegt über'n Stuhl. Du brauchst nur grad' 'naufgehn und ihn anzieh'n. — D' Fräul'n Theres ist eing'weiht in die Sach'. Der Herr Benefiziat Obst eb'nfalls.

Frater Coelestin (begreift): I' soll das geistliche G'wand wieder ableg'n...?

Hermine: I' tu' einfach nimmer länger mit.

Frater Coelestin: Aber... du selber, Minerl, bist doch mit allem einverstand'n g'wes'n...?!

Hermine: Ja. Aber jetzt' bin i's nimmer. Nimmer länger. Nicht eine Stunde länger mehr.

Frater Coelestin: Aber du hast doch selber das ausdrückliche Versprech'n geb'n...?!
~~~~~

Hermine: Wenn i's jetz' aber nimmer halt'n mag, mein Versprech'n —? *(Ganz einfach sagt sie das.)* — Wer will mi' denn zwing'n —? — Erst einmal sag' ich's dir. Bei der Fräul'n Theres drob'n liegt dein Anzug. — Wenn das net nützt — das heißt, wenn du mir net glei' folgst —, dann widerruf' ich mein gegebenes Versprech'n öffentlich! Dann blamier' i' Enk alle miteinander! Dann laß i' mi' einfach scheid'n von dir! Dann kommt's zu einem Prozeß! Dann kommt's zu einem Scheidungsprozeß! Das wird dann ein feines Wasserl auf die Mühle von andern Konfessionen! Ich provozier' in aller Öffentlichkeit — dös sag' ich dir — einen Skandal! — Und deine Briefe — alle die wahnsinnig'n, die du mir 's letzte Jahr über aus'm Kloster g'schrieb'n hast — ohne Wissen deiner Obern — — diesen ganzen Briefwechsel, den du poste restante mit mir g'führt hast, den tu' ich in eine liberale Zeitung — in ein Judenblatt'l. — — Was brauchst du mir solche aufregenden Briefe z' schreib'n —? Als wie »Abälard und Heloise« —? — Drob'n in der Wohnung bei der Fräul'n Theres liegt ein völliger Anzug von dir.

Frater Coelestin: Aber — Hermine! — weißt du, was das von dir ist —? — Das ist ja Erpressung von dir —!

Hermine: Erst hab' ich mir gedacht, ich geh' einfach ins Wasser — ja — — ja — ins Wasser geh' ich.

Frater Coelestin: Mini —!

Hermine: Du müßtest nur einmal sehn, wie in ganz Wolfach drob'n d' Leut' über dich lachen, sobald d' Red' auf dich kommt. — Aber dann, hab' i' mir 'denkt, wer'n s' nix z' lach'n mehr hab'n, wenn i' erst ins Wasser 'gangen bin — und die nötigen ernstesten Erklärungen dafür werd' ich auf alle Fälle zurücklass'n. — *(Sieghaft):* Ja, Manderl, du kennst mi' net, was i' für eine bin — zu was für einer i' gewor'n bin. — Also: Drob'n bei der Fräul'n Theres liegt dei' G'wand. — — Unser halbes Vermög'n, was du dem Kloster überschrieb'n hast: soll's verloren sein —! Das setztst d' auf's Verlustkonto für deinen dummen Streich, für deinen dummen —! Wir langen mit der übrig'n Hälfte schon auch noch, wir zwei —

denn wir wer'n ja doch keine gar so großen Sprünge mehr machen, wir zwei. — Also — (ganz starr): es is' wirkli' all's überlegt. Und es gibt gar kein Zurück mehr von meiner Seit'n. — Komm' mir übrig'ns net mit so' Ausred'n, daß du vielleicht blamiert bist, wenn du jetz' aus'm Kloster ausspringst. Blamiert hast du dich viel mehr — vor allen Leuten — genug und mehr wie genug dadurch, daß du ins Kloster hinein'gangen bist. Deine einzigste — einzig möglichste Ehrenrettung bleibt: du siehst deine Dummheit ein. — (Hart. Scheltend): Lauft der ... der Tölpel zweimal an jedem Tag den hohen Mariahilfsberg 'runter ins Gymnasium und wieder 'nauf—! Weißt du, wie du mir in deinen heimlich'n Brief'n geklagt und gejammert hast über diese Steigerei —? — Ja, sind denn net wenigst'ns deine alt'n Hax'n no' so g'scheit, daß sie dir endlí sag'n, was du für eine entsetzliche Dummheit begang'n hast —?!

(In diesem Augenblick hört das Orgelspiel samt Gesang drinnen auf. — Große Stille. — Alle miteinander treten gespannt näher ans Portal — mit Ausnahme von P. Felix.)

Frater Coelestin: Jetz' tut der hochwürdigste Herr Bischof drinnen die Fragen —

P. Guardian (tritt zu Felix, der immer noch kniet, ihn aufrüttelnd): Bruder Felix —! Jetzt soll deine Frau drinnen — deine liebe Frau drinnen — das Gelübde ablegen —!

P. Konradus (tut empört): Aber so laßt's'n doch —! So laßt's doch den Bruder Felix —!

P. Guardian (rüttelnd): Bruder Felix —!!

P. Konradus (auf einen Wink zu seinen Getreuen — spricht mit den PP. Bruno, Oswaldus und Evaristus): »Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name, zukomme uns dein Reich, dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden, gib uns heute unser tägliches Brot, und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern, und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel. Amen.«

P. Felix (sich aufrichtend. Aufgestört wie aus einem Traum): Was is's —?!

P. Edmundus (stark): Rette, Bruder Felix —! Rette, wie du kannst —! — Jetzt erst geht's selbige Schiff unter, Bruder Felix —!! In diesem Augenblick erst —!



P. Felix (schreit wie irrsinnig auf. Springt auf. Schreit. Taumelt durchs Portal. Die Stufen hinunter. Schreiend. Teilt die Menge. Schreit): Laßt's mich —!! Laßt's mich zu meiner Frau —!! Helmtrud —!! Helmtrud —!!! Ich will zu meiner Frau —!! Zu meiner Frau will ich —!! Ich widerrufe —!! Helmtrud —!!! (Und so — variierend — fort. Immer ferner. Immer mehr in der Kirche drinnen. — Und dann still. Still.)

P. Oswaldus (die Vorgänge drinnen beobachtend): Sie schaut sich nicht amal nach ihm um. Nicht die geringste Notiz nimmt sie von ihm. — (Hetzend): Aber der Skandal —! Der Skandal —!!

P. Rochus: Jetz' fällt ihr langes Haar — fällt — unter der Scher'.

P. Evaristus: Doch nur eine Locke, eine einzige. Das ist doch hier in der Kirche — vorm Bischof und vor allen Andächtigen — bloß pro forma.

P. Rochus: Na ja. Ganz g'schor'n wird s' erst nachher.

P. Bruno: G'schor'n wird s' überhaupt net. Bloß g'stutzt. Bloß kurz abg'schnitt'n.

P. Rochus: Der Ausdruck g'schoren kommt von scheren, vom Wort: die Schere. — Jetz' gleitet ihr das Nonnengewand, das schwarze, über Kopf und Schultern. — Eingekleidet —!

P. Oswaldus (tief): Aus — —!! (Stille.)

Frater Coelestin (leise zu seiner Frau): Na siehst, Minerl, wie die Frau da drin — die Frau Gräfin — die junge —

Hermine (ebenso leise): Du dummer Kerl, du dummer du.

(Orgelspiel setzt ein. Volksgesang: »Großer Gott, wir loben dich...« Er pflanzt sich fort. Bis hier heraus. Die Mönche stimmen — zum Teil niederkniend — ein):

»Herr! wir preisen deine Stärke,  
Vor dir neigt die Erde sich  
Und bewundert deine Werke.  
Wie du warst vor aller Zeit,  
So bleibst du in Ewigkeit.

Alles, was dich preisen kann,  
Cherubinen, Seraphinen  
Stimmen dir ein Loblied an,  
Alle Engel, die dir dienen,  
Rufen dir stets ohne Ruh'  
Heilig! heilig! heilig! zu.«

«Schon gleich bei der zweiten Zeile der ersten Strophe entfernen sich Frater Coelestin und Hermine langsam nach links vorne hinaus. Und sowie sie um die Ecke sind — schnell ab!»

#### VIERTER AUFTRITT

Die Vorigen. Ohne Frater Coelestin und Hermine. Ein Teil Volks. Bischof samt Geleite. Die drei soeben eingekleideten Novizinnen, worunter die ehemalige Gräfin Helmtrudis. Die Nonnen all mitsamt der Oberin. P. Felix. Die Eltern, Oberleutnant Freiherr Karl von Ruchti und die übrigen vier Brüder Helmtrudis', sowie noch einige Anverwandte. Benefiziat Sebastian Obst aus Wolfach. Justizrat Dr. Kreidle.

«Noch eh' die zweite Strophe verklungen, drängt schon ein Teil Andächtiger heraus: so als ob die Kirche ein Kessel wäre, drin endlich das Wasser, das die Gläubigen sind, übersiedet. — Sodann der Zug der Nonnen, mit den drei soeben eingekleideten Novizinnen, worunter die ehemalige Gräfin Helmtrudis, an der Spitze und der Oberin als Beschluß. — Aber ungefähr auf derselben Höhe wie Helmtrudis treibt P. Felix wie außerhalb des Stromes mit. Nur noch Augen für seine einstige Frau — und sich mit den Händen an der Klostermauer fortastend. — Nun tritt aus dem Portal der Bischof samt Geleite. — Das Orgelspiel ist verrauscht. — In diesem Augenblick droht Gräfin Helmtrudis zu sinken: Nonnen stützen sie sogleich und aber andere Nonnen wehren P. Felix ab, der auf die Sinkende zu wollte. — Der ganze Nonnenzug stockt! — Der Bischof tritt mitten aus seinem Geleite hervor. — Die Eltern, Oberleutnant Freiherr Karl von Ruchti und die übrigen vier Brüder Helmtrudis', sowie noch einige Anverwandte, die zusammen mit Benefiziat Sebastian Obst und Justizrat Dr. Kreidle hinter dem bischöflichen Geleite herausdrängten, sind gerade noch Zeugen des Auftritts.»

Bischof «empört gebietend»: Herr Pater Guardian —! Bringen Sie mir den Menschen wieder zur Vernunft!

P. Guardian «starr»: Euer Bischöfliche Gnaden — — er ist nur ein Mensch!

Bischof: Er entweihte die Kirche! Er lästerte die sakramentale Handlung!

P. Edmundus «tritt vor»: Er krönte sie! Mit Menschtum krönte er sie —!

Bischof: Ich verhängte die schwersten Exerzitien zur Strafe über Sie alle!

«Alle PP. mit Ausnahme von Felix neigen stumm das Haupt.»

Bischof: Ja, ich bin mir noch nicht ganz gewiß, ob ich wegen Stö-



rung einer heiligen Handlung nicht auch die weltlichen Gerichte in Anspruch nehme.

(Einige Stille. — Der Zug der Nonnen sowohl als auch der Bischof samt seinem Geleite ziehen weiter. Im Hintergrund »rechts um die Ecke«, woher sie gekommen.

— Volk flutet aus der Kirche über die Bühne.)

Justizrat Dr. Kreidle (das Volk, das stocken will, noch antreibend): Immer weiter, verehrte Anwesende —! Den Weg frei —! Immer weiter —! (Er grüßt im Abgehen die Herren Patres.)

P. Felix (immer noch an der Klostermauer. Unbeweglich der Entschwundenen nachschauend).

(Die Eltern, Oberleutnant Freiherr Karl von Ruchi und die übrigen vier Brüder Helmtrudis', sowie noch einige Anverwandte, die einen deutlichen Bogen um P. Felix machen, geraten dabei ziemlich in den Vordergrund rechts.)

Ein Bruder Helmtrudis': Skandal —!

Oberleutnant Freiherr Karl von Ruchi: Paßt's auf, was i' sag': Unsere Trudel wird auch im geistlichen Gewand ihre Karriere mach'n. Ich seh' sie schon als Äbtissin, wie sie die allerhöchsten Fürstlichkeit'n an der Klosterpforte empfängt — vielleicht sogar 'n deutsch'n Kaiser.

(Die ganze vornehme Sippe ab. — Noch ein Strom Volks. — Sodann die Bühne leer von allen bis auf sämtliche Patres.)

## FÜNFTER AUFTRITT

Nur noch: P. Guardian, P. Konradus, P. Edmundus, P. Rodus, P. Bruno, P. Oswaldus, P. Evaristus, P. Felix.

P. Felix (mit geschlossenen Händen. Auf dem Eckstein im Hintergrund rechts sitzend): Was hab' ich in meiner Hand? (Er öffnet die Hände): Nix! — Nicht einmal eine einzige Locke von ihrem Haar in meiner Hand — —

P. Guardian (zischend zu den andern): Laßt's 'n —! — (Energisch, aber ebenfalls leise): Kommt's —!

(Die Patres ordnen sich zum Zug.)

P. Oswaldus (halblaut): Ja aber — wo is'n der Frater Coelestin?!

P. Guardian (gebieterisch): Weiter —! — Marsch —!

(Alle die PP. bis auf P. Felix ab. Den Weg, den sie gekommen. Nach rechts hinten zum Innufer — zur Seilfähre hinab.)

## SECHSTER AUFTRITT

P. Felix. Zwei Nonnen. Eine Arabertruppe auf dem Schub. Polizeidiener. Gassenbuben. Bezirksgeometer a. D. Alois Pfaffinger.

Hermine, seine Frau. Fräul'n Theres.

P. Felix (sieht sich um. Sieht das Blumengewinde am Portal. Wankt darauf zu. Pflückt sich eine Blume).

Zwei Nonnen (erscheinen von rechts um die Ecke. Mit einer Stehleiter und einem Korb. Als sie P. Felix gewahren, machen sie furchtsam Halt).

(Von rechts hinten herein dringt Lärm. Wächst. — Eine Arabertruppe auf dem Schub kommt. Begleitet von Gassenbuben. Zwei Polizeidiener dirigieren den ratternden Planwagen mit zwei Pferden. Einige zerlumppte arabische Gestalten schreiten stolz neben dem Gefährt her. Nach links vorne hinaus. Vorüber...)

(Bezirksgeometer a. D. Alois Pfaffinger — der vorige Frater Coelestin — und Hermine, seine Frau, kommen von ebenda, von links vorne herein, wo soeben die Arabertruppe hinaus ist. — Pfaffinger ist im Zivilanzug. Trägt ein Bündel. — Dieses Bündel scheint ein wenig arg schnell geschnürt, mit dem Mönchsgewand als Inhalt.)

P. Felix: — — Und gaukelt mir ihr Traum — — selbst ganz Arabien vor — (Er lacht fast): Wie kämen die auch hierher — hierher — nach der Batauer Stadt —?

Pfaffinger (befangen. Wie ein Knabe): Herr Pater Felix —! — Hab'n Sie die Araber g'seh'n —? — Mei' Frau erzählt mir grad, die war'n gestern scho' bis bei uns in Wolfach drob'n — — die san' auf'm Schub —

P. Felix (erwacht).

Pfaffinger (sieht an seinem bürgerlichen Anzug herunter. Sich entschuldigend): Mei' Frau wollt's nimmer leid'n, daß ich im Kloster bin. Da bin i' halt wieder aus'gesprungen. Ein ... Abtrünniger! In dem Paket is' mei' Kutt'n. I' will's jetz' glei' auf d' Post geb'n. Oder noch besser durch einen Packträger hinaufschick'n.

P. Felix (will büßen, ohne es in der Stimme irgendwie merken zu lassen): Aber ich kann's ja trag'n, Herr Bezirksgeometer. (Er langt nach dem Bündel.)

Pfaffinger (erschrocken): Herr Pater Felix —!!

Hermine (entsetzt): Aber — hochwürdiger — Herr Graf — —!!

P. Felix: Ich geh' doch sowieso 'nauf auf'n Mariahilfsberg. — (Er büßt): Ich trag's. — (Er nimmt's.)

Pfaffinger (ausbrechend): Ich schreib' heut' noch an Brief 'nauf — an 'n Herrn Pater Guardian —: warum daß mich meine Frau nimmer



läßt. — (Er schluchzt. — Er tröstet sich selber damit): Aber mein Vermög'n — das bleibt dem Kloster —

P. Felix (ganz nüchtern. Als ob überhaupt nichts gewesen wäre): Adieu, Herr Bezirksgeometer — — adieu, gnädige Frau —

Hermine (fast schreiend): Aber das Paket —

P. Felix (sieht nur noch einmal zu der sehr fensterarmen Klostermauer auf. Verwahrt sein Blümlein. Und schwingt dann das Paket über die Schulter. — Er hat die beiden Personen da, scheint's, schon wieder ganz vergessen. Er geht. — Aber ganz langsam. Fuß vor Fuß setzend. Wie einer, der Gehen erst wieder lernt. Nach rechts hinten hinaus).

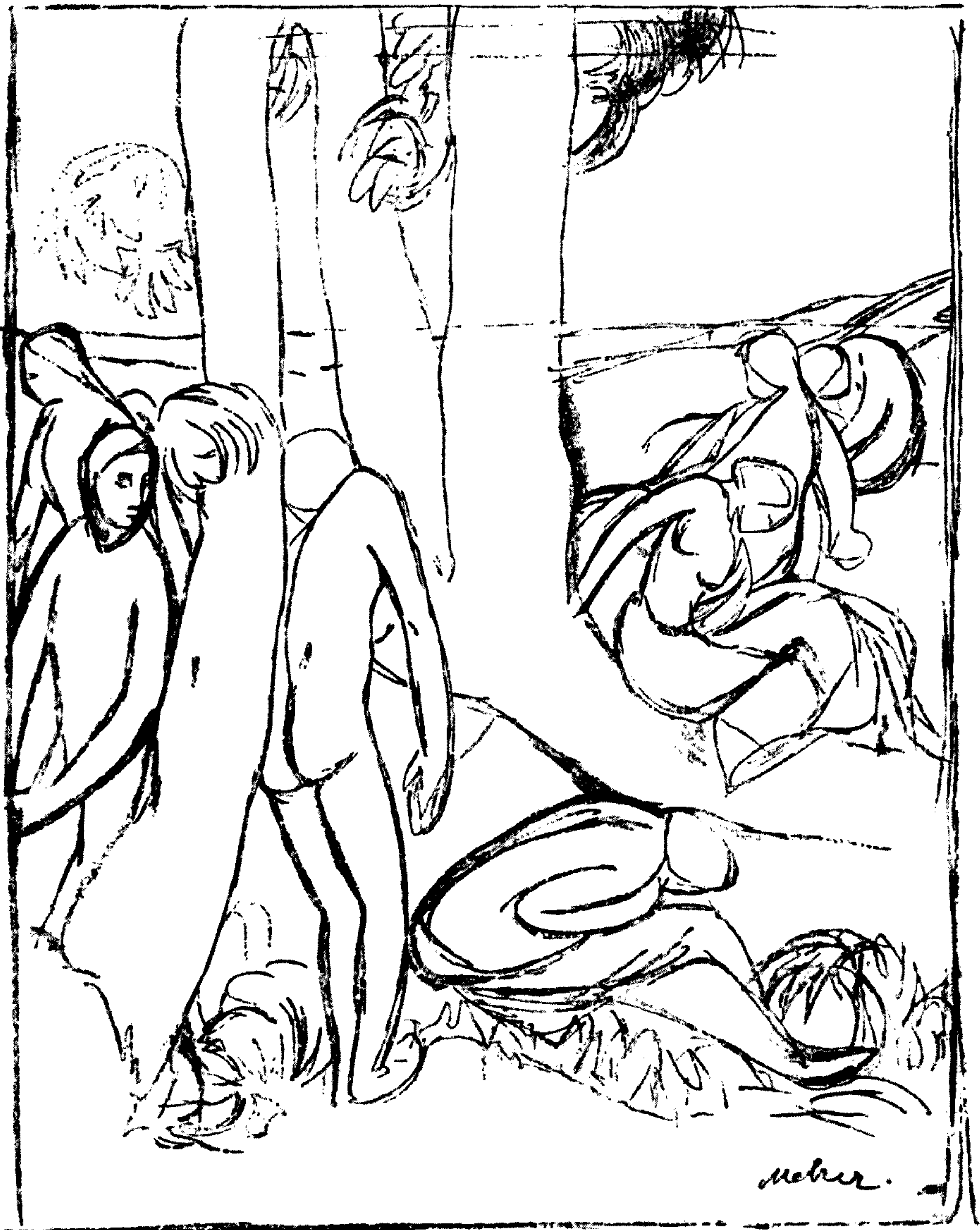
Fräul'n Theres (kommt aus der Kirche. Sieht die Bescherung — das will sagen: sie erblickt Pfaffinger in Zivil): Ich bin der Beihilfe schuldig. I' hab' eine große Sünde begangen. I' hab' mir's überlegt. I' wollt' erst zum Herrn Dompfarrer geh'n, um ihm die Sünde gar reuig zu beichten. Denn der Herr Dompfarrer, der ist in der ganzen Stadt bekannt als gar viel streng. Aber jetzt' weiß ich, was ich tu'. Ich geh' hinauf zu'n Kapuzinern und beicht's. Denn die drob'n auf'm Mariahilfsberg, die sind noch viel strenger. Denen beicht' ich's —

Paffinger (in der Richtung schauend, in der P. Felix verschwunden ist): Wie gen Kalvari geht er auf —!! Mit mein'm Paket auf'm Buckel wie 'r a' Kreuz — —!

(Die beiden Nonnen haben angefangen, das Blumengewinde vom Portal zu nehmen.)

(Vorhang.)

E N D E.





*Albert Ehrenstein:*

## B E G R Ä B N I S\*)

ALS ich heute Samstag mittag von der Universitätsbibliothek mit etlichen Lukianbänden und den mühsam genug erkämpften Memoiren des Zehir eddin Muhammed Baber müd und hungrig heimkehrte — es war der vierundzwanzigste und ich hatte nur mehr einen Kreuzer in der Tasche, folglich weder mir was zur Zehnuhrjause kaufen noch fahren können — kam mir schon im Vorzimmer der Joseph entgegen, die Tante Selma sei gestorben. Die aus Floridsdorf. Dann begann er vom Fußballspiel zu reden. Jener Wimpredtinger, der wegen einer dem Linienrichter erteilten Ohrfeige für etliche Matches vom Spiel ausgeschlossen worden, sei nicht der gute Wimpredtinger, sondern sein zweitklassiger Bruder. »Ein Glück für den ersten Wiener Fußballklub«, meinte Joseph . . . Die Mama war nicht zu Hause. Sie war in die Handelsakademie gegangen, sich nach dem Hans erkundigen, und vermutlich von dort zur Tante Risa und nach Floridsdorf. Praktisch! . . . Ja, was schaute mich denn die Melanie so an, erwartete sie vielleicht von mir, ich würde zu weinen anfangen? Es ist tragisch, wenn einer von der Familie oder aus der Bekanntschaft stirbt, gleich glauben die Leute, man müsse unbedingt traurig sein, womöglich weinen. Bei mir werden aber die Gefühle nicht automatisch durch irgendeine Nachricht heraufgerufen. Wirklich, ich hatte den Tod der Tante schon längst betrauert, vor Jahren, als es mir aufging, daß wir alle sterben müssen . . . und hatte ihn halb gefürchtet, wie den aller alten Leute unserer Verwandtschaft, denn ich wußte, ich würde beim Begräbnis mitgehen müssen . . . Wo nur die Rožena mit der Suppe blieb, dieser böhmische Trampel, zweimal hab' ich geläutet und noch ist sie nicht da. Und jetzt, wo sie das Geschloder bringt, ist es eiskalt. Was es sonst gab? »Peuschel mit Knödel.« Kalbspeuschel esse ich nicht. Eine Manie von meiner Mama, dieses ordi-

---

\*) Aus »Der Selbstmord eines Katers«, Georg Müller, München.

näre Peuschel! Viermal binnen vierzehn Tagen haben wir es gehabt, und noch nicht Schluß. Freilich, das Kilo kostet siebzig Kreuzer . . . Hans, der gerade aus der Schule kam, empfing auch im Vorzimmer die erschütternde Trauernachricht vom Joseph. »Welche Tante Selma?« fragte er. Denn wir haben noch eine in Kaschau und eine Tante genannte Cousine draußen in Hietzing. Die in Kaschau wär auch alt, aber Gott sei Dank, zu ihrer Leich werd ich nicht fahren müssen. Die Spesen würden zwar nicht den Papa, aber immerhin die Mama bewegen, mich bei dieser noch zu erwartenden Trauerfestlichkeit auszuschalten . . . Hans stellte fest, die Peuschelportion sei klein und die Sauce nicht allzu reichlich vorhanden. »Die Rožena wird draußen alles aufgefressen haben!« schimpfte er. Es sei ihr von Herzen gegönnt, wenn sie mir nur morgen die Schuh anständig putzt . . . Ah, der Papa war auch nicht da. Ja, richtig: die Zeitung fehlte. Die brachte er immer mittags aus dem Bureau mit. Daß ich die Zeitung nicht vermißt hatte! . . . Der Papa war zu einer Leiche gegangen. Das ist eine seiner Lieblingsbeschäftigungen. Wenigstens schnappt er Luft. Am Abend wird er dann erzählen, wer mitgegangen ist und wieviel Kränze waren. Dann wird er den Hans durchhauen, denn die Auskunft dürfte höchstwahrscheinlich miserabel ausgefallen sein. Oder nein: diesmal wird er ihn nicht durchprügeln, weil der Hans etwas im Ohr hat und unlängst erst zwei Nasenoperationen überstand . . . Also der morgige Nachmittag wird futsch sein. Und ich hab mich so drauf gefreut, diese närrischen Zaubermärchen und Münchhauseniaden vom Lukian zu übersetzen, den magischen Esel und die wahre Geschichte. Und hie und da einen Blick in das Buch vom Baber zu werfen. Ausgeschlossen. Ich muß mit. Schon dem Eduard zuliebe. Und der Onkel Ignaz hat mir gewiß mehr Gefälligkeiten erwiesen als ich ihm. Es schickt sich, daß ich zum Begräbnis seiner Mutter gehe. Der Eduard würde mich vielleicht noch verstehen, wenn ich nicht käme. Schließlich: wer kann mir's denn schriftlich geben, daß ich morgen traurig bin? Am Ende werde ich noch durch mein Benehmen Anstoß erregen. Niemand garantiert mir, daß mir nicht beim Begräbnis, beim Kondolieren plötzlich ein verrückter Einfall vom Lukian durchs Gehirn schießt und ohne mich zu fragen den Lachmuskel in Aktion treten läßt . . . Das Schicksal geht



fürchterlich mit mir um. Hätte denn die Tante nicht noch länger leben können? Wenigstens bis Montag?! Dann wäre die Leiche am Mittwoch gewesen und da hätte ich Vortrag im Seminar gehabt, der wäre unmöglich abzusagen gewesen, und das hätte mich wenigstens vor dem Bruder des Ignaz, beim Onkel Siegmund, entschuldigt. Obzwar ich einen Schmarren auf ihn gebe. Der Rudolf soll auch zur Leiche kommen. Es ist ja seine Großmutter. Sie haben ihm nach Bamberg, der tagsüber betenden Stadt, telegraphiert. Ich wette, der Kommiss kommt mit einer goldenen Uhrkette. Sonst erschieße ich mich. Was? Die Tante ist gestern mittag gestorben! Den ganzen Vormittag hat gestern die Mama auf die Floridsdorfer geschimpft. Auf den Onkel Siegmund, weil der sie bei der Geldaffäre von ihrem Bruder Heinrich angeblich hätte hineinreiten wollen. Auf den Onkel Ignaz, weil der von ihr Geld vorgestreckt haben wollte, dabei aber — entsetzlich! — seine Frau, die Tante Risa, in einer Persianerjacke um dreihundert Gulden gehen ließ. Auf die Schwester vom Ignaz und Siegmund, auf die Charlott, hat sie g'schimpft, daß die ihren »von Haus aus« gutmütigen Mann durch fortgesetzt hochmütige Behandlung zu dem Kartenspieler gemacht hat, der er ist. Und schließlich auf die Tante Selma selbst, weil die sich noch einmal verheiratet hat, und gar mit einem Manne, der so viel Kinder hat. Alles Geld vom Großpapa sei in die Floridsdorfer hineingeronnen, und was hätte man davon? Undank! . . . Ich finde, es ist doch selbstverständlich, daß der Großpapa die Tante Selma, seine einzige Schwester, unterstützt hat . . . Ich hoffe nur, das mit der Telepathie ist eitel Holler, und die Schimpfworte von der Mama haben nicht der Tante Tod mitverursacht? Die Mama hat zwar von der Krankheit ihrer Tante nichts gewußt, aber ich hab ihr oft genug gesagt, daß die Flüche von Verwandten möglicherweise die Kraft besitzen, von Blut zu verwandtem Blut zu dringen. Und sie selbst hat darauf gesagt: »Man kann nicht wissen . . .«

Ich könnte mich eigentlich drin im Speisezimmer niederlegen, die Maroni schmecken mir nur beim Maronibrater, die von der Mama sind immer viel zu hart. Na, gehen wir. Arbeiten werd ich so wie so nicht können. Ich sollt zwar eigentlich den Lukian übersetzen, bevor der Termin abläuft, und dann habe ich noch ein Gedicht zu zer-

reißen, weil ich mich am Heimweg heute auf einer unbewußten Reminiszenz an den gottseligen Ferideddin Attar ertappt habe. Es gibt ja schon so wie so genug Professoren der angewandten Kryptomnesie in unserer Literatur . . .

Geläutet hat's. Das ist entweder die Milch oder ein Kollege von mir, den ich hinausschmeißen werde. Heute spiel ich weder Schach noch Strohmandel. Erstens ist eine Großtante von mir gestorben, zweitens wiegte ich mich zwar noch heute früh im holden Besitze von sechs Kreuzern, dann aber kam der Briefträger und brachte ein Mahnschreiben von der Bibliothek und nachdem ich einen harten Kampf dagegen ausgefochten hatte, dem Mann aus Ironie einen Kreuzer Trinkgeld zu geben, blieb ich infolge des vom Schicksal verhängten Strafportos in dem Besitze von zwei in einem Stück vereinigten Hellern . . . Gott sei Dank! es war nur der Aschenmann, Asche von der Fabrik, die bei uns Ersparnis halber über die glimmende Kohle geschüttet wird. Wie sich die Mama freuen wird, daß sie nicht zu Haus war. So hat sie ein Stamperl Schnaps erspart . . . Was soll ich eigentlich anfangen? Zeitschriften lesen? Den »Frühwind« oder den »Nachtraben«? Das Zeug ist unverdaulich. Daß die Menschen nicht den Takt haben, ihre diversen Verlagskritiken in den Inseratenteil zu stecken. Kritiken gehören überhaupt unter die Annoncen. Ob er nun mit seinem Lob oder Tadel nicht ganz reinliche Tausch- und Revandeheschäfte treibt, immer macht der Beurteiler Reklame für sich und seine Weisheit . . . Komisch, wenn so viele Leute immer wieder auf den Literaturhumbug hineinfallen! Was ist eine literarische Revolution? Dickbäuche mit donnergrünen Krawatten erheben sich glatzenblitzend vom Kaffeestaustisch und machen ärgerlich Leuten mit blitzvioletten Nasenringen Platz, die laut, lockig und mager längst schon gierig auf die Melange mit Apfelsaft der Krawattophoren geblickt hatten. Alle dreißig Jahre Wiederholung der Vorstellung. Ich verzichte . . . Es läutet schon wieder. Nicht einen Moment kann man schlafen! Das Dienstmädchen sagt »Küß die Hand«. Das ist ein Attentat auf mich. Da habe ich das Vergnügen, der alten Tante Fanny die Honneurs zu machen. Leider ist das Zimmer gut geheizt: also dürfte ich ziemlich lang die Ehre haben, Gehörtes wiederzuerzählen, was ich überaus liebe. Schade,



daß die Mama »leider« nicht zu Hause ist — sie und die Tante Fanny können einander gegenseitig nicht ausstehen. Ich hab sie ganz gern, sie redet sehr wenig, dafür soll man aber auch ihr in einer Tour erzählen. Ich: »Sie wissen doch, daß die Tante in Floridsdorf gestorben ist.« Sie: »Ja, ich habe die Parte in der Zeitung gelesen. Weißt du vielleicht, was sie gekostet hat?« »Dreißig Gulden.«

»Unverschämt.« Dann aber hatte ich genug und erklärte, der Doktor habe mir infolge eines schleichenden Bronchialkatarrhs das Reden verboten. »Traurig,« sagte die Tante und ließ es dabei im Ungewissen, ob sie die Verstorbene damit meine, oder mich. Dann aber konnte sie sich doch nicht enthalten, zu fragen, was wir heut zu Mittag gehabt hätten. Als Antwort bot ich ihr Salmiakzuckerln an, sie nahm und ob sie hierauf gesagt hat: »Sie hat es überstanden« oder »die Arme hat ausgelitten«, ist mir nicht mehr rememberlich. Denn in dem Augenblick kam der kleine Felix ins Zimmer und widmete sich der Tante, nachdem ich mich mit den Worten »Ich muß lernen gehen« verabschiedet hatte. Sollte ich vielleicht der Tante Fanny erzählen, daß die Tante Selma gar nicht gestorben sei, mir wenigstens jede ihrer Handbewegungen vor Augen stand, ihr freundlicher Blick und jede der Einzelheiten ihres Gesichtes? Sollte ich sagen, roh und doch wahr, nicht ein Jahr mehr oder weniger sollte ein Mensch leben, darauf komme es nicht an, schon weil das Leben nach Jahren zu zählen etwas unendlich Falsches sei . . . Sollte ich sagen, daß ich keinen Unterschied zwischen Lebenden und Toten mache, da wir ja von beiden gleicherweise, wenn wir mit uns allein sind, nichts besitzen als eine mehr oder minder matte Erinnerung ihrer Gestalt und ihres Wesens, des Klangs ihrer Stimme und der Art ihrer Gesten, eine Erinnerung übrigens, deren Intensität nicht einmal abhängig ist von dem Grade der Zu- oder Abneigung, die wir den einzelnen entgegenbrachten. Jeder vernünftige Mensch, der einen ökonomischen Gebrauch seiner Zeit zu machen gewohnt ist, wird die Toten lieber kommen und gehen sehen als die Lebenden. Der sinnliche Eindruck, auf den die meisten angewiesen scheinen, ist dem feiner Organisierten entbehrlich, sogar lästig, sonst würde das längere Zeit währende oder auch nur wiederholte Zusammensein mit denselben Personen sie nicht mit jenen Gefühlen versehen, die man in

der Umgangssprache mit »auf die Nerven gehen« zu bezeichnen gewohnt ist. Daß wir genötigt sind, im Grunde ewig dieselben Speisen, Getränke, Frauen und Wohnungseinrichtungsgegenstände über uns ergehen zu lassen, wäre genug, diese Pein nun noch zu verschärfen, indem man sich zwingt, mit anderen Menschen zu verkehren, deren jeden man sich ja doch nach höchstens zweimaliger Beobachtung aus der Westentasche zu ziehen und vor sich auf dem Tische agieren zu lassen getraut, dazu gehört die Geduld eines Dickhäuters oder normalen Menschen. Aber konnte ich das der Tante Fanny erzählen, ihr sagen, daß es meine Art ist, die Lebenden zu betrauern! Würden sie und die anderen Menschen mich verstehen? Cassandra hat nie den Fall Trojas, ihrer Brüder noch ihrer eigenen beklagt, diesen Dingen stand sie vielleicht gleichgültig, ja überlegen ironisch gegenüber. Jahre vorher hat sie geweint und geklagt — die verrückte Seherin, die alle Dinge kommen sah und der daher alles Erleben schal und gemein ward . . . Die da drinnen und draußen, die Durchschnittstanten, ihre Stimme hörte ich schon vor Jahren den Tod auch dieses Menschen besudeln. »Welch ein Verlust für die Maltschi! Die ist nun vollständig Waise und hat nun gar niemand mehr, weil jetzt auch ihre Großmutter tot ist!« . . . Einmal und kein zweitesmal wieder habe ich alle mir Nahen betrauert, damals, als ich mit vierzehn Jahren meine Urgroßmutter sterben sah, und damit es auch wirklich wußte und begriff, daß ich und alle sterben müssen. Denn bis dahin lebte ich in einem Feenlande. Professoren und Eltern waren mir nur eine herbe Prüfung, die zu überstehen war, bis ich von Gott und den Mächten, die zwischen uns und ihm sind, einer besseren Daseinsform, einer Verwandlung für würdig befunden würde. Als die Urgroßmutter starb, sanft, aber eben doch starb, da rannte ich hinaus und biß ins Gras und wälzte mich in den Pfützen, weinte und fluchte — ohnmächtig. Seitdem starb mir niemand mehr, und wer dem Anschein nach später starb, war mir schon damals mit der Großmutter begraben worden. Und von allen Begräbnissen, die ja doch keine waren, blieben mir nichts als häßliche Erinnerungen. Als der Großpapa starb, die ganzen Ferien vorher betete ich zu ich weiß nicht wem, den Tod nicht mitansehen, das Begräbnis nicht mitmachen zu müssen. Ich beneide alle die, welche



Unlogik genug besitzen, bei jedem neuen Tod zu weinen und Trauermienen zu hissen. Diese Leute haben oft Gefühl, mein Herz ist aber seit jenem ersten Tod meiner und aller versteinert . . . Was sollen diese Begräbnisse? Sie sind die Ausdrucksform für die Gefühle der meisten. Das Weinen ist kein inneres perennierendes, es ist ein intermittierendes, das Begräbnis ist der Ruf der Gesunden nach dieser auf den Einwurf »Tod« erfolgten Funktion des Gefühlsautomaten. Der Ruf lautet: »Punktum, Streusand!« . . .

Die Jause. Die Tante war schon fort, hingegen der Papa da. Bei dem Begräbnis der alten Martinschak hatte es drei Wagen, vier Känze und fünf Tränen gegeben. Dies dachte ich mir. Als ich aber hörte, das einfache Begräbnis habe zweihundertundfünfzig Gulden gekostet — mein Gott, die Pfaffen sind schrecklich teuer —, ver Hundertfachte ich die Anzahl der Tränen. Von den Poppers waren die Söhne, welche die Alte aus gutem Herzen und nicht etwa gegen bar erzogen hatte, nicht dabei gewesen. Und den anderen mußte erst der Papa »Schließlich beten wir doch alle zu einem Gott« sagen, bevor sie es mit ihrem Judentum für vereinbar hielten, zur Seelenmesse zu gehen. Nach der Jause Zeitung, Baber, Lukian und dem Felix meinen letzten Kreuzer, weil er sich auf dem Eis Zuckerln kaufen wollte. Aus Berechnung: er mußte mir dafür versprechen, nicht mit den Sesseln im Zimmer umeinanderzufahren, wenn ich nebenan arbeite. Wenn ich bloß lerne, geniert mich das nicht, aber auch nur einen vernünftigen Satz bei dem Gescharre und Gerutsche schreiben zu müssen, ist gehirnzerrüttend. Am Abend ersuchte ich den Papa, morgen dahinzuwirken, daß wir nicht etwa aus Mamas verfluchten Ersparnisrücksichten bis zu der Dampftramway fahren und irrsinnigerweise über die windgeliebte Brücke gehen müssen. Er sagte, wenn ich mir das Geld für die Dampftramway verdient hätte, solle ich mit der fahren, sonst nicht. Ich bin aber sicher, er wird mir der Mama gegenüber morgen die Stange halten. Es wäre auch zu blöd, wegen sechzehn Kreuzern mehr einen von uns krank zu machen, der nicht die robuste Konstitution meiner verehrten Frau Mama besitzt. Spät abends kam sie, und war in der bitteren Kälte allein von Floridsdorf zu Fuß nach Hause gegangen. Sie sagte mit geheimer Schadenfreude, die sie als Mitleid maskierte: »Die Charlott sieht elend aus.

Ich glaube, die Arme hat wirklich Tuberkulose . . . Und jetzt wird die Maltschi nicht mehr die Gräfin spielen und Hüte um zwölf, fünfzehn Gulden tragen, wo ich mir alle zehn Jahre einen um zwei Gulden mach'. Der Alte hätt' sie am liebsten gleich heute hinausgeschmissen. Gerechte Strafe Gottes, daß jetzt alles in seine Kinder erster Ehe hineinrinnt und der Ignaz und der Siegmund es nicht speisen. Denkts euch nur: im Testament steht, daß der überlebende Teil Universalerbe ist, und jetzt hat der Alte sie überlebt und kriegt alles.«

★

Gestern nacht lag ich trotz des sonst einschläfernden Bades bis in die Früh wach. Da war das Begräbnis der alten Bluska, die dreißig Jahre lang beim Großpapa in der Fabrik gearbeitet hat, bis sie Typhus bekam, und von der Großmama und mir zum Grab begleitet ward. Dann der Tod der Urgroßmutter, die uns immer Madeiratrauben gegeben und vor der Mutter beschützt hat. Einmal schenkte sie mir auch einen Fünfer von dem Wenigen, was sie hatte, ohne zu ahnen, daß er längst außer Kurs gesetzt war. Vielleicht schenkte sie mir ihn dafür, daß ich sie führte, wenn sie mit dem Eigensinn des Alters heim nach dem viele Stunden entfernten Werbotz gehen wollte und müd nach einigen Schritten umkehrte, vielleicht auch wollte sie mich eingefleischten Romanleser aneifern, ihrem Rate: »Lies lieber Schiller und Kotzebue« zu folgen . . .

Und einige Zeit später sprang ich hinunter in das Wirtshaus unten und sagte meinen Freundinnen, den drei Mädchen, stolz, wie triumphierend auf eine eigene Leistung: »Mein Urgroßvater ist gestorben. Siebenundachtzig Jahre ist er alt geworden.« »Heilige Dreifaltigkeit, so alt!« Und als ich im Sommer wieder in das slovakische Dorf kam, war der Betstuhl des Urgroßvaters schwarz ausgeschlagen und der Großpapa betete auf einem anderen Platz. Die Mama aber feierte einen hygienischen Triumph, denn nun lockte mich niemand mehr zu sich, um mir einen Löffel des stark mit Rum, Wein oder Kognak versetzten Tees zu geben, und eine Bezugsquelle von Kirchtagskreuzern war nun auch versiegt . . . Ein Sommer kam, ich hatte meine usuelle Nachprüfung, o Mathematik! — aber der Großpapa war schwerkrank. Oft, wenn er aufmerken und am Tischgespräch teilnehmen wollte,



wurde er schläfrig und sein Kopf glitt an der aufgestützten Hand nieder zur Tischplatte . . . Und dann im Herbst die Fahrt zum Begräbnis mit meinen Cousins, den Hoisenfelds, die als die Älteren mich trotz meiner Trauer in Lundenburg leicht überredeten, ebenso wie sie mir zur Zehnuhrjause von den wunderschönen Trauben zu kaufen, wofür ich mich noch heute ohrfeigen möchte . . . Denn das Abschiednehmen von dem Toten, das Ihn-um-Verzeihung-bitten . . . und draußen vor dem Haus das Geschimpf der Schnorrer von Motschidlan, die, weil jeder nur eine Krone bekommen hatte, schrien: »Jach hab geglaubt, es ist dos e große Firma, de Singers von Maltsch, daweil . . . nicht erleben sollen se!« . . . und das Geschrei meiner Mama und ihrer Schwestern am Grab: »Mein lieber, süßer, guter Papa!« dies alles ist über mich hingegangen, und wurde aufgenommen von einem kalten, selbstsüchtigen Herzen, tränenlos, weil nicht schlecht genug, Tränen erpressen zu wollen, und doch mitfühlend. Nur fühlte ich alles, wie ein schon längst Erlebtes, und fühlte wenig, weil ich, wie stets, benommen war vom Sehen. Ich sah und hörte Großpapas Kompagnon weinen und schluchzen — es war niemand mehr da, den er ähnlich betrügen konnte; ich sah den Sohn weinen — wer würde ihm jetzt die Schulden zahlen? Und ähnlich teilte und erforschte ich den Schmerz eines jeden, wie ein großer Spiegel, der wohl jeglichen Lichteindruck empfängt, aber bei seiner rezeptiven Tätigkeit nie dazu kommt, er selbst zu sein. Ein Spiegel, ein Grammophon! Ein jeder Hall und Schall grub sich in mein Gedächtnis ein, ich selbst stand nah und war doch weit, weit weg und doch am selben Ort: und sah das Begräbnis meiner noch lebenden Großmama! Damals war es, daß ich mich vor mir zu fürchten begann. Etwas Grauenvolles lebte in mir, mit mir. Ich lebte, fühlte, hoffte, weinte und lachte und nun war auch noch etwas außerdem da, das jegliches innere und äußere Geschehnis bald flüchtig, bald weitschweifig, bald kunstlos, bald pointiert in das keines Widerstandes fähige Gehirn schrieb. Daß es mir gegeben war, ohne dies zu wollen, tief in den geheimsten Gedanken der mir Bekannten zu wühlen! Und nicht das allein, ich wußte die Zukunft eines jeden von ihnen. In ihrer Anwesenheit, während sie mit mir sprachen, begrub oder verheiratete ich sie, je nach ihrem Alter. Und ging bei ihren Begräbnissen mit,

wenn sie mir eine Zigarette anboten, und verheiratete sie bei ihren Promotionen . . .

Wie der Vormittag vorüberzog, weiß ich nicht. Vermutlich ging ich in Gedanken mit Eduard nach dem Begräbnis spazieren, wie gewöhnlich. Ja, es ist nicht ausgeschlossen, daß ich ihn um seine Meinung bat über ein oder das andere Buch, von ihm drohenden juristischen Prüfungen sprach, besorgt, wie es sich für einen Cousin geziemt. Vielleicht auch fragte ich ihn, der seine Großmutter verloren hatte, ob ich ihm den im Erscheinen begriffenen Roman Babenbergs fortsetzungsweise oder erst, wenn er vollständig sei, zukommen lassen solle. So bin ich, ich kann nicht anders. Der Onkel Ignaz, der mich gut kennt, sagte mir einmal: »Wer da mit Menschen- und mit Engelszungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre er ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.« Nichts nützt mir dieses sein Mich-Erkennen, nicht schützt es mich vor meinen Gedanken: Da ist mein Wissen darum, daß die Tante Risa den Rudolf, den Kommiss, fragen wird, wieviel Gehalt er hat. Und ich sah schon die Maltschi mit ihm eine zärtlich-traurige Gruppe bilden, die zarte Schwester an den starken Bruder gelehnt . . . Mich Elenden sehe ich stumm und befangen umherirren, bald mich verkriechend, bald die Worte dieser oder jener Gruppe schluckend. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich nicht irgendeine peinliche Szene hervorrufen sollte. Und innerlich werde ich mich bald schämen, bald über irgendwas wütend sein, sicher über den Rabbiner, nach außen aber immer gleichgültig wie nur noch der dritte Sohn der Tante Selma, der dicke Moritz aussehen kann — durch zusammengebissene Zähne und verlegenes Schweigen eine Art Trauer markieren . . . Zu Mittag gab es einen Diskurs über die Kleidung, weil ich mich nicht bewegen ließ, eine Winterhose von Joseph statt meiner schleißigen zu nehmen. Dann gab mir der Papa ausnahmsweise, ohne sich darum bitten zu lassen, etwas Geld, worüber die Mama zu schreien und zu gestikulieren begann. Bauchgrimmen von den Kohlrüben im Herzen, machte ich mich auf den Weg. Ich hasse Begräbnisse und andere Familienfestlichkeiten. Nun gar noch verbittert durch die Anwesenheit der Mama. Es kam, wie ich es geahnt hatte: wir fuhren zur Dampftramway. Und in der Elektrischen focht die Mama mit Blicken,



Gesten und kleinen Rippenstößen dagegen, daß der Papa dem Kondukteur einen Kreuzer Trinkgeld gab . . . He, ich hatte mich im Traurigsein zu üben. Einmal hab ich im Gymnasium so intensiv Zahnschmerzen geheuchelt, daß ich wirklich welche bekam. Ein andermal Trauer über die Scharlacherkrankung der Melanie so vollkommen in Erscheinung zu bringen gewußt, daß mich ein Professor, der mich sonst absolut nicht goutierte, trösten zu müssen glaubte und mir Jahre hindurch keinen Fünfer gab. Einmal aber hab ich zu gemeinsten Zwecken Trauer geheuchelt, um Trauer zu meucheln. Einem Dienstmädchen war die Schwester gestorben. Wir sind allein zu Haus gewesen. Sie weinte, ich versuchte sie zu trösten. Sie lehnte sich ermüdet an mich und ich streichelte sie, und schließlich, obgleich sie bis dahin mich absolut nicht gemocht hatte, glitten wir in ein Land, das gewiß nicht an diesem Abend zu betreten war. Nach der raffiniert gemeinen Ausnützung dieser psychologisch interessanten Situation und Seelenstimmung bin ich mir damals recht dämonisch vorgekommen . . . Der Joseph remonstrierte, aber es half nichts: »Eine Strecke gehen, eine Strecke fahren« sagte die Mama, und hatte dabei fürs Gehen die windige Strecke über die Donaubrücke ausgesucht, weil nämlich die Dampftramway um zwei Kreuzer teurer ist als die Straßenbahn. Ein an die Adresse meines Bronchialkatarrhs gerichteter Sturm und infolgedessen an uns vom Papa ausgeteilte Bernzuckerzelteln, die, Aussage der Mama, nach Urin schmeckten und nichtsdestoweniger gierig von ihr begehrt wurden, das waren die nächsten Ereignisse. Näher und näher. Ich bekam Herzklopfen. Vermischt mit Gewissensbissen. Denn ich beging eine unehrenhafte Handlung, wenn ich dort, wo ich höchstens meines Todes halber eine Art Trauer hätte aufweisen können, aus Eitelkeit und »Was-würden-sonst-die-Leute-sagen« Bewegungen, Mienen und Worte der Trauer machte. Versteinert ist meine Seele und fühlt mit keinem Menschen, nur hie und da mit einem Tier oder gleich mit ganzen Völkern Mitleid.

»Wieviel Leute es da gibt,« sagte der Papa und schrieb mir vor, wem ich kondolieren solle, und daß ich namentlich dem alten Onkel und der kranken Charlott beim Weggehen sagen solle »Gott tröste Sie«. Ah, Rabbiner sind auch da. Dort in der Ecke sitzt der alte Raubvogel und hinterbliebene greise Gatte. Allen nahen Verwandten der Toten

die Hand gegeben und mein Beileid ausgedrückt. Nur wie ich zur Charlott kam, trat ich in der dunkeln Nische auf den nicht bemerkten Sarg und in meiner Wut und Verlegenheit gab ich dem Eduard, den sie mir folgen hieß, nicht die Hand. Tat auch während des ganzen Begräbnisses nichts dergleichen. Als ob wir ganz unbekannt miteinander wären. Denn dort, wo du nicht mitfühlen kannst, heuchle nicht unnötig. Und wenn ich mit ihm gesprochen hätte, irgendein verruchter Witz wäre mir doch entschlüpft und am Ende gar eine literarische Reminiszenz. Also lieber nicht. Einen großen, gutmütigen Schnurrbart hat er übrigens bekommen, seitdem ich ihn nicht sah, einen Altmannschen, ähnlich dem vom Ignaz. Er sieht aus wie ein Mann . . .

Ein offener Sarg, die Tote im Bett aufgebahrt, das hätte sicher auf mich gewirkt. Aber eine schwarz ausgeschlagene Kiste mußte doch durch die vielen schwarz ausgeschlagenen Menschen, ihre mannigfaltigen Gebärden und Körpergeräusche in Schatten gestellt werden. Jetzt freilich, wo ich allein bin, verblaßt das andere, es verschwindet das Gesicht des Onkels Ignaz, auf dem geschrieben stand: »Man kann da leider nicht helfen«, vergeht das Gesicht des abgemagerten Siegmund, unsichtbar wird der Ballgehrock des Kommis, der vermutlich jetzt tanzen lernt, wie weggeblasen ist die Goderljüdin, die der Robert geheiratet hat, samt ihm, der mir auf meine Phrase eine andere herausgab — da ist nur die Tote mit ihrem Haarnetz, den breiten fast noch schwarzen Augenbrauen, der so gar nicht entstellenden Warze seitwärts unter den merkwürdig auseinandergeworfenen Lippen, sie bietet mir Bäckereien an, und wenn ich nicht irre, spielen wir Lotto . . .

Gleich nach den Kondolenzten — ist die Maltshi wirklich so abgemagert, oder macht es das schwarze Kleid? — verschwand ich, geriet unter fremde Damen, die sich im Vorzimmer aufgestellt hatten, als hätten sie keine Ahnung davon, daß jemand Kohlrüben gegessen haben könne. Und gleich nachher lang marschiert sei. Ah, es sind die vom Geschick gerade hierher gesandten Mänaden, die mich dafür bestrafen, daß ich nicht an ihren Trauermysterien teilnehme . . . Wie die Charlott schlecht aussieht! Und die kleine Martha hustet auch noch von ihrer Rippenfellentzündung her. Die Mutter, die Charlott,



ist tuberkulös, ob da wirklich acht Stunden täglich Schule bei der Tochter angezeigt sind? Lernen soll sie außerdem noch und im Geschäft und in der Wirtschaft mithelfen. Bei wenig Bewegung und ohne Sport kann das nicht gut tun. Nicht schlecht sieht sie aus, trotzdem, das ist wahr. Aber kein Arbeiter würde es sich heutzutage gefallen lassen, so lang eingespannt zu sein. Doch dem eigenen Kind tut man's an. Da werden Verordnungen gegen Kinderarbeit erlassen, die Geistesfabriken aber sperren nicht früher . . . Ich werd mit dem Eduard einmal ein Wort darüber reden . . . Jetzt singen sie drinnen. Gelegentlich werde ich einmal einen dieser zwickerbehangenen Brüllaffen erschlagen. Was haben die dabei zu tun? Nächstens verwandl' ich in einem Märchen einen unbarmherzigen Professor in die Chevra Kadischa! Die Tante soll, bevor sie sich zu Bett legte, oft und innig gebetet haben. Hat sie am Ende gewußt? Dann hätt' sie sicher das Testament abgeändert . . . Man geht schon. Der Eduard stützt seine Mutter, die Charlott, und weint. Um seine Mutter oder weil die Großmutter aus ihrem Haus getragen wird. Der Rudi hilft ihm stützen, der Bursch war von jeher ein Aff. Wie ihm gesagt wurde, sein Vater sei tot, hat er stundenlang monoton geheult, und das Gewein war noch dazu Imitation. Vielleicht hat er gemeint, man erwarte solches Dauergejammer von ihm . . . *κρυεροιο ἔξωρσε γοοιο?*

Nein, von Blut war in diesem Weinen nichts gewesen. Es kam aus dem Kehlkopf . . . Da hinter mir erzählt einer im Zug von Kampferinjektion und Sauerstoffzuführung. Und redet noch von sanftem Tod. Allerdings ist es trotzdem möglich: ich glaube, es ist der Arzt der Tante, der Doktor Regenwurst, der hinter mir . . . Jetzt riech ichs erst: mein Herr Bruder, der Joseph, hat sich heut nachmittag der Leiche zu Ehren mit Moschusseife gewaschen. Na, wenn ich der Herrgott wär, könnt ich's auch nicht anders einrichten: der eine freue sich an Moschusparfüm, der andere an ähnlich penetranten Einfällen . . . Ah, der Spieler, der Mann von der Charlott, ladet uns zum Mitfahren ein. Er sieht aber gar nicht übel aus, von Trauer keine Rede. Rote Backen. Mir scheint: bei mir hat der Verstand die Seele aufgefressen, bei ihm hat das Geschäft der Verdauungstrakt besorgt. Leichenhalle. Die Frau Scharmann, die Stiefmutter vom Rudi

und der Maltschi, spricht mich an. Ob ich sie noch erkenne? »Aber natürlich.« Aus wem rinnt denn noch der belanglosen Reden Strom wie aus einer Bassena? Des Affen geistige Mutter. Oh, die zu Fuß gehenden nahen Verwandten kommen schon. Was ist das? Richtig! Drei symmetrisch ausgestreckte Muffe, der schäbige gehört der Mama, die andern der Risa und der Goderljüdin. Schrecklich: der Rabbiner wird reden. Sein Tonfall ist so idiotisch, als ob er ein ehemaliger Professor von mir wär. Jetzt singen sie auch noch. Haltjegugu. Was ist denn das? Richtig, unlängst war ich beim Koschatquintett und der Judizer stieg wieder auf in meinem Gehirn, durch einen ähnlichen Triller der Judenbuben erweckt . . . Beim Tod von meinem Großpapa hat auch so ein Korybant eine Rede gehalten. Wenn ich damals einen Revolver gehabt hätte, ich hätt' den taktlosen Hund im Tempel erschossen. Gefressen und gesoffen hat er dann für zehn. Da reden noch die Leute von Entwicklung. Die Elite vielleicht kommt vorwärts, aber auch das Volk, die Materie? Wetten möcht ich, der mitanische Priester, der dem Ar-Tisup täglich Zwetschenknödel geopfert hat, der Chinamann vor fünftausend Jahren in Han-Tscheu-Fu, er hat ähnlich gesalbadert . . . Wenn ein Großfürst durch die Straßen fährt, brüllt es Hurra, wenn der Affenkönig Hanuman endlich aus dem Ramajana hier einträte, gebe es ein ebenso großes und eine Galavorstellung in der Oper. Die Azteken haben es auch schon so gehalten . . .

So, jetzt werden sie noch einmal weinen und ein Häufel Erde auf den Sarg werfen . . . Beim Rückweg vom Friedhof ins Trauerhaus haben wir keinen Wagen gekriegt, und ich bin so schnell gegangen, daß ich Lungenstechen bekommen hab. Das ist die gerechte Strafe Gottes! Der Mama werde ich sagen, es ist von dem Wind bei der Donaubrücke. Das Stechen läßt nicht nach. Wenn ich abergläubisch wäre, sagte ich: die Tote zieht mich nach, weil ich ihr auf den Sarg getreten bin. In Wahrheit mögen in solchen Fällen Angst und Gewissensbisse das ihrige getan haben. Gewiß ist es aber, daß sich schon viele bei Begräbnissen erkältet und übergessen haben. Oder an Alkoholvergiftung gestorben sind . . . Jetzt werden doch hoffentlich nicht mehr die Frauenzimmer das Vorzimmer unsicher machen. Gott sei Dank, nein! Das war eine Erlösung! . . .



Man sitzt schon Schive. Dann werden sie die Gebete sprechen. Der Eduard kommt und fragt mich, wie er sich zu verhalten habe. Ich als Kauhen, Priester, Nachkomme Aarons müsse das doch wissen. Ich sag ihm, er soll verschwinden, er tut's aber nicht. Die Gebete sind aus. Essen soll ich? Keine Idee! Ich habe zwar seit Mittag nichts gegessen, aber hier müßte mich jeder Bissen töten. Sie sehen es alle nicht, wie die Tante noch aus dem Grab kommt und die Speisen mit nötigen Worten herumreicht . . . Jetzt glauben die Leut, es ist aus, und sie dürfen wieder lachen. Sie haben gar keine Ahnung davon, daß mit jedem Toten, der ihnen stirbt, auch ein Stück ihrer selbst ins Grab fällt. Er ist schon da, der Moment, den ich so gut kenne: das Gebiß lockert sich sozusagen, die Mienen erschlaffen, die erzwungene Trauer fällt ab und der ganze Rhythmus der Gesichtszüge wird ein anderer . . . Auch der Eduard preßt nicht mehr die Lippen so heftig aufeinander. Hat er vielleicht darüber geweint, daß er nicht weinen kann? Und erst draußen in der Küche die Tante Risa! Die lacht mit dem Rudolf, der richtig einen Augenblick mit der Maltschi eine zärtlich-traurige Gruppe gebildet hat.

Sie lehnte sich an ihn . . . Ich hatte es gewußt: die erste Frage, die meine verehrte Frau Tante Risa an ihren ehemaligen Ziehsohn Rudolf stellte, war: »Wieviel hast du Gehalt in Bamberg?« Es hätte allerdings auch so ausfallen können, die Tante Risa fragt ihn: »Wie geht es dir?« und er sagt: »Danke. Ich hab zweihundert Mark monatlich.« Leider besitzt er keine goldene Uhr, oder aber er stellt sie noch nicht vor. Immerhin, er steckt in einem Ballgehrock, so und soviel Mark Macherlohn — das ist eine Kompensation und ich brauche mich also eigentlich nicht zu erschießen. Gegenwärtig sagt der Scharmann nicht »nein«, sondern »nee«. Als er aus der Schweiz zurückkehrte, gebrauchte seine Zunge dortigen Dialekt. Käme er aus China, wohin er sowieso mit seinen Schlitzaugen und seinem schwarzgelben Teint hingehört — auch von dort käme er als Abklatsch seiner Umgebung retour . . . Warum eigentlich die Tante Risa in einem fort lachte? Sonst sieht sie doch eher wie eine angehende Meduse aus. Wenn ich mich unanständig benehme, das dringt nicht nach außen und extradem ist es nicht dasselbe, wenn jemand nie zu seinen eigenen Gefühlen kommt, weil er unwillkürlich den anderen Leuten

in der Seele herumstiert, und wenn jemand auch solcher Entschuldigung verlustig ist . . . Ich traf die Tante Selma die seltenen Male, da ich sie sah, stets im Sonntagsgewande. Hätte die Tante Risa andere Erfahrungen gemacht, dann könnte ich gleich mit meiner Psychologie einpacken. Gewiß lacht sie aus purer Verlegenheit. Möglicherweise war aber nur die Reaktion eingetreten und das Stimmführende in ihr schrie »Punktum. Streusand«. Adieu. »Es hat mich sehr gefreut, es war sehr schön« werden viele Trauergäste gesagt haben. Schnell noch den Trauernden die Hand gegeben. Dem Alten sage ich absolut nicht »Gott tröste Sie«. Dieser Mensch hat ja gar keinen Gott. Der Charlott sage ich es auch nicht, die weiß vom Eduard, daß Gott noch immer nicht an mich glaubt. Er muß was Schönes von mir gedacht haben, der Eduard, aber er wird schon noch erfahren, warum ich den Maulkorb angelegt hab. Bei mir ist es so: entweder ich red gar nichts, und das ist gewöhnlich der Fall. Meine Lieblingsbeschäftigung. Wenn ich aber zu plappern anfang, dann höre ich erst dann auf, bis ich wirklich etwas zu sagen habe . . . Das Seitenstechen hat nicht nachgelassen. Gott sei Dank hat mir der Alte, bevor wir weg sind, eine Krone gegeben. Daß mir immer so was passieren muß: bis zum Friedhof Bauchweh, nachher andere Schmerzen. Wodurch die Trauer an Natürlichkeit gewann . . . Die Mama sagt: »Gott sei Dank, daß die Floridsdorfffahrten jetzt aufgehört haben.« Dabei geht sie immer. »Der Eduard hat einen sehr schönen Winterrock gehabt. Ja, er verdient!« Das ist, weil ich keine Stunden gebe und der Eduard welche gibt. »Übrigens ein Glück, daß die Tante zuerst gestorben ist, wär der Onkel zuerst gestorben, hätten wir auch zu dem Begräbnis müssen: wegen der Tante. Wegen dem alten Gauner werd ich kein Geld ausgeben, das soll er mir noch wert sein! Nicht genug, daß alles Geld, das der Großpapa hergegeben hat, jetzt die uns gar nicht verwandten Altmanns kriegen!« Ich gestatte mir die Meinung, dieses Leichengespräch unterscheide sich in nichts von denen, welchen sich »das Volk« hinzugeben pflege. »Und wenn? Möcht man nicht meinen, eine Heilige ist gestorben? Was hast du davon: wie die selige Tante Selma noch Witwe war . . . aber, was sag ich dir solche Sachen, du erzählst es dann doch sofort brühwarm deinem Freund, dem Eduard.« Dann hatte ich genug von Mamas Leichenrede und sprang in die glücklicherweise gerade vor-



beifahrende Dampftramway. Es wird zwar wegen dieser gefährlichen Verschwendung längere Zeit zu Haus Skandal geben, aber Abwechslung schadet dem Repertoire der Mama durchaus nicht. Justement geb ich dem Kondukteur einen Kreuzer Trinkgeld. Er soll ihn mit dem Briefträger teilen, dem ich gestern keinen gab. Oh, das ist ja mein alter Freund, der Tramwaykondukteur mit dem Globus an der Uhrkette. Er leidet an Größenwahn, dieser Romantiker. Wenn er noch Revisor bei der transsibirischen Bahn wäre! Aber so?! . . . Am Schottenring ging ich in eine Konditorei. Nein, heute esse ich keine Indianerkrapfen. Glacierte Maroni. Fräulein! Sie müssen mich nicht so anschauen. Erstens habe ich nicht so viel Geld bei mir, zweitens dürfte ich etliche Zeit zu keiner Peri gehen. Seitdem sich nach dem letztenmal der Herr stud. phil. Jakob Wardener drei Wochen unnütz geängstigt hat, und nicht nur hirnerkrankterweise, um sich quasi sicherzustellen, nach Verkauf mehrerer Lehrbücher einige Staatslose erwarb, ja sogar schon entschlossen war, sich taufen zu lassen, um nur ja dereinst Aufnahme in der neuen Landesirrenanstalt zu finden — seitdem ist es für einige Zeit Rest . . .

★

Jetzt liege ich schon den dritten Tag. So ein verflixter Katarrh. Am End bin ich auch demnächst sanft gestorben. Es wär mir peinlich, auf der israelitischen Abteilung des Zentralfriedhofes zu liegen. Und noch dazu müßten wieder andere Leute sich meiner wegen mit Trauer bestreichen . . . für kürzeste Zeit. Die Begräbnisse soll der Teufel holen. Wirklich wahr: ich geh' zu keinem mehr. Nicht einmal bei meiner eigenen Leich geh ich mit. Ich würde zu schlechte Witze dabei machen. Und mich höchstwahrscheinlich taktlos benehmen . . .





*Gottfried Benn:*

## KARYATIDE.

Entrücke dich dem Stein! Zerbirst  
Die Höhle, die dich knechtet! Rausche  
Doch in die Flur, verhöhne die Gesimse — —:  
Sieh: durch den Bart des trunkenen Silen  
Aus seinem ewig überraschten  
Lauten einmaligen durchdröhnten Blut  
Träuft Wein in seine Scham.

Bespei die Säulensucht: toderschlagene  
Greisige Hände bebten sie  
Verhangnen Himmeln zu. Stürze  
Die Tempel vor die Sehnsucht deines Knies,  
In dem der Tanz begehrt.

Breite dich hin. Zerblühe dich. O, blute  
Dein weiches Beet aus großen Wunden hin:  
Sieh, Venus mit den Tauben gürtet  
Sich Rosen um der Hüften Liebestor —  
Sieh' dieses Sommers letzten blauen Hauch  
Auf Astermeeren an die fernen  
Baumbraunen Ufer treiben, tagen  
Sieh' diese letzte Glück-Lügenstunde  
Unserer Südlidkeit,  
Hochgewölbt.





*Eduard Bernstein:*  
**VÖLKER ZU HAUSE**  
**ERINNERUNGEN**

III.

EIN BÖSER WINTER IN CASTAGNOLA

**D**ER Winter 1878/79 war für die Verhältnisse von Lugano und Umgegend ungewöhnlich hart. »Tanta neve! tante neve!« rief Prudenza Prati nicht selten aus, wenn sie uns das Essen brachte, und versicherte dann jedesmal wie entschuldigend, daß Castagnola so starken Schneefall, wie diesen Winter, seit langem nicht erlebt habe. Aber es schneite in Castagnola nicht nur ganz gehörig, es gab eine zeitlang viel Frost und Eis. Am Rande unserer Bergstraße froren die kleinen Lachen zu, welche das vom oberen Teil des Berges unter dem Schnee herabrieselnde Wasser hier und dort bildete. Über das Eis hinweg floß dann das Wasser mittags auf die Straße, fror zur Nachtzeit dort zu Glatteis und machte damit den Weg, die Straße abwärts, ziemlich halsbrecherisch. Für uns unangenehm genug, da wir reichlich Grund hatten, so oft als möglich hinunter in die Stadt zu laufen.

Das hing mit der Tatsache zusammen, daß der Winter 1878/79 für uns auch unter anderem Gesichtspunkt sich sehr hart anließ. Wie schon beiläufig erwähnt, hatten Karl Höchberg und ich uns kaum in Casa in Valle häuslich eingerichtet, als die Nachricht eintraf, daß das vom Reichstag in dritter Lesung angenommene Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie die Zustimmung des Bundesrats erhalten habe und sofort verkündet worden sei. Die nächsten Tage unterrichteten uns von einer Anwendung des Gesetzes, die unsere schlimmsten Befürchtungen übertraf. Nicht nur wurden alle in sozial-

demokratischen Verlagen erschienenen Broschüren, wie gemäßigt ihr Inhalt auch immer sein mochte, ohne weiteres verboten, nicht nur verfielen die sozialdemokratischen Zeitungen, obwohl sie ihre Haltung dem Gesetz anzupassen versucht hatten, ohne Gnade dem Verbot, es wurden auch die Blätter unterdrückt, die, von den sozialdemokratischen Druckereigeschäften an Stelle der verbotenen Zeitungen herausgegeben, farblos gehalten waren und sich auf einfache Wiedergabe von Nachrichten beschränkten. Wohl hatte bei der Beratung des Gesetzes der Staatsminister Graf Eulenburg am 14. Oktober 1878 von der Regierungsbank aus erklärt:

»Wenn in der Tat die sozialistischen Führer und Journalisten, die Herren Liebknecht, Most und wie die Herren heißen, wirklich künftighin in friedlicher Weise ihre Tendenzen vortragen wollen, warum bedürfen sie dann derselben Zeitschriften wie bisher? Es wird ein viel sicheres und deutlicheres Kennzeichen sein, wenn sie andere Organe mit friedlicher Tendenz gründen, und dem steht nichts im Wege.«

Aber diese Worte blieben leerer Klang. Nun das Gesetz da war, half keine Berufung auf sie. Von ganz wenigen Orten außerhalb Preußens abgesehen, kümmerten sich die maßgebenden Behörden in keiner Weise um die Erklärung des Ministers. Ebenso erwiesen sich gewisse juristische Sicherungen, die der von Eduard Lasker geführte linke Flügel der Nationalliberalen, unterstützt durch Zentrums- und Fortschrittspartei, in das Gesetz hineingebracht hatte, als vor der Polizeipraxis wirkungslos. Nach der ursprünglichen Regierungsvorlage z. B. hatten alle Vereine, Druckschriften usw. dem Verbot verfallen sollen, in denen auf die Untergrabung der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen in einer »den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise« zutage treten würden. Lasker und Genossen hatten der willkürlichen Auslegung dieser Sätze dadurch einen Riegel vorzuschieben gesucht, daß sie den dehnbaren Begriff »auf die Untergrabung gerichtet« durch den bestimmteren Ausdruck »auf den Umsturz gerichtet« ersetzten. Aber was vor ihrer Juristenlogik als eine Mauer gegen das Verbot der Propagierung sozialistischer Reform erschien, erwies sich vor der Logik der Polizeibehörden als bloßes Spinnwebgewebe, das man mit einem leichten Besen wegwischt. Den von sozialdemokratischen Geschäften herausgegebenen farblosen Zeitungen gegenüber half die Polizei sich



einfach damit, daß sie sie für Fortsetzungen der verbotenen Zeitungen erklärte und deshalb verbot.

Auf diese Weise wurde die verfolgte Partei nicht nur ihrer Literatur und Preßorgane beraubt, es wurden auch die mühsam mit Hilfe von Ersparnissen der Arbeiter gegründeten Druckereigenossenschaften kurzerhand zugrunde gerichtet und die in ihnen beschäftigten Personen brotlos gemacht. Die materielle Schädigung ward noch bedeutend gesteigert, als im November 1878 plötzlich ohne jedes Vorwissen, das auf Unruhen hätte schließen lassen können, der im Gesetz vorgesehene sogenannte kleine Belagerungszustand über Berlin und Umgegend verhängt wurde und in großer Zahl Mitglieder der sozialdemokratischen Partei, die meisten davon Familienväter, aus Berlin und Umgegend ausgewiesen wurden.

Man kann sich leicht denken, in welche erregte Stimmung uns, die wir Mitglieder der Partei waren, in unserem einsamen Weltwinkel die von diesen Vorgängen erzählenden Telegramme versetzten, und mit welcher fieberhaften Spannung wir Briefen und Zeitungen aus Deutschland entgegensahen, die uns genaueres über sie berichten sollten. Die in Lugano selbst erscheinenden Zeitungen ließen uns in dieser Hinsicht gänzlich im Stich. Professor »P...i's Repubblicano« war ein rein örtliches Kampfblatt, und die einzige tägliche Zeitung Luganos und, glaube ich, des Kantons, die »Gazetta Ticinese«, ein bescheidenes Blättchen in kleinem Folioformat, gab die wenigen Nachrichten aus dem Ausland, die es brachte, in konzentriertester Form auf ein paar Zeilen reduziert wieder.

Mit den Sendungen aus der Heimat hatte es nun seine eigene Schwierigkeit. Es war die Jahreszeit gekommen, wo die Gotthardstraße zeitweise durch Schneefälle unpassierbar gemacht wurde. Da lagen denn manchmal die für uns bestimmten Briefe und Zeitungen tagelang auf irgendeiner Poststation jenseits am Fuße des Gebirges und harrten der Zeit, wo Arbeiter einen Weg durch den Schnee gebahnt haben würden. Rief uns in solcher Zeit der Briefträger, der nur einmal täglich nach Casa in Valle hinaufkam und von uns sehnsüchtig erwartet wurde, sein »niente per voi, il Gottardo chiuso« zu, so blieb uns, wollten wir nicht in Geduld abwarten, ob der nächste Tag etwas bringen werde, nichts übrig, als nachmittags

hinunter nach Lugano zu gehen, dort auf der Post nachzufragen, ob nicht inzwischen doch etwas für uns gekommen sei, und dann im Café Terreni den Mailänder »Secolo« und das »Journal de Genève« nach Meldungen aus Deutschland durchzusehen.

Es waren fast nur Hiobsposten, die wir dort fanden: neue Verbote, neue Ausweisungen und noch dazu Verhaftungen. Nicht wenige der Ausgewiesenen und teils geschäftlich schwer Geschädigten, teils geradezu brotlos Gemachten waren Leute, die uns ganz besonders nahe standen. Was sollte aus den so schwer Betroffenen werden? Und was aus den Druckereien? Eine Zeitungsdruckerei, der man plötzlich den Druck jeder Zeitung untersagt, wird dadurch fast völlig entwertet, ihre größeren Maschinen sind plötzlich nur noch altes Eisen. Das trugen uns die Briefe vor, die wir so sehnsüchtig erwarteten. Von allen Seiten vernahm man nur Schilderungen über eingetretene Notlage der einen oder der anderen Art.

Es lag in der Natur der Dinge, daß unter solchen Umständen an einen Mann wie Höchberg, der den eingeweihten Parteimitgliedern als begüterter Gesinnungsgenosse bekannt war, allerhand Gesuche um Hilfeleistung kamen. Zur Ehre der Partei darf hinzugefügt werden, daß es ihrer nicht allzu viele waren. Für die Ausgewiesenen wurden an Ort und Stelle in der Arbeiterschaft nicht unbeträchtliche Summen gesammelt, die ausreichten, der dringendsten Not zu steuern, und die Ausgewiesenen selbst taten mit wenigen Ausnahmen ihr Bestes, der Partei sobald als möglich die Sorge um ihre Existenz abzunehmen oder mindestens zu erleichtern, wobei sie von den Genossen an den Orten, die sie nun aufsuchten, nach Kräften gefördert wurden. Die an Höchberg gelangenden Gesuche betrafen meistens Geschäftsunternehmungen — sei es der Partei selbst oder von Parteimitgliedern in exponierter Stellung. Da handelte es sich dann allerdings gewöhnlich um größere Beträge, was indes für Höchberg kein Grund war, seine Hilfe zu versagen.

Man könnte sogar sagen: ganz im Gegenteil. Es fiel mir bald auf, daß Höchbergs Bereitwilligkeit auszuhelfen mit der Größe der verlangten Summe wuchs. Ging ihn wer um ein kleines Darlehen an — sage von 50 oder 100 Mark —, so lief er leicht Gefahr, abgewiesen zu werden. Kam aber ein Gesuch oder Antrag auf einen



Vorschuß oder ein Darlehen von 5000 oder 10000 Mark, dann war die Wahrscheinlichkeit ebenso groß, daß diese Summen ohne langes Zaudern bewilligt wurden. Als ich Höchberg einmal über diesen anscheinenden Widerspruch befragte, antwortete er mir mit nicht unebener Logik: »Leute, die kleine Darlehen haben wollen, kommen gewöhnlich zu mir, wenn sie sich auf andere Weise helfen könnten, die großen Summen werden für ernsthafte Bedürfnisse erbeten, und da mag ich die Verantwortung für die Abweisung nicht auf mich laden.« Im allgemeinen traf er damit wohl das Richtige. Auch hing seine Abneigung gegen Darlehen an Einzelpersonen damit zusammen, daß er überhaupt ziemlich pessimistisch von den Menschen dachte. Obwohl vier Jahre jünger als ich, was in unserem damaligen Alter ein ins Gewicht fallender Unterschied zu sein pflegt, war er mir in bezug auf Weltkenntnis entschieden überlegen. Ich war zwar in der Hauptstadt geboren und aufgewachsen, aber von dem, was man »die Welt« nennt, wußte ich bloß theoretisch etwas. Der Beruf meines Vaters — Lokomotivführer — hatte es mit sich gebracht, daß wir immer nur am äußeren Rande der Stadt wohnten, und da das Einkommen recht schmal, der Kindersegen aber groß war, so konnten wir nur in Häusern für »kleine Leute« wohnen. Dadurch hatte ich wohl enge Fühlung mit den ärmeren Volksklassen erhalten, aber um meine Menschenkenntnis blieb es doch recht mangelhaft bestellt. Mein Urteil war ein rein gefühlsmäßiges, während Höchberg die Menschen meist rein verstandesmäßig beurteilte. Das war einer der Gründe, weshalb wir uns, ohne jemals in Konflikt zu geraten, lange Zeit seelisch nicht näherkamen. Ein anderer Grund war die Verschiedenheit unserer Weltauffassung. Ich hing der materialistischen Weltauffassung an und wollte von keiner Religion etwas wissen, Höchberg aber, der philosophischer Idealist war, räumte den metaphysischen Weltvorstellungen und Religionen mehr als bloß historische Berechtigung ein. Wir wären vielleicht darüber zu einer Verständigung gelangt, wenn nicht Höchberg zu meinem großen Verdruß meine wiederholten Aufforderungen, mir seine Anschauung einmal im Zusammenhang genauer zu entwickeln, stets mit der Begründung abgelehnt hätte, ihn zu verstehen erfordere eine philosophische Vorbildung, über die ich nicht verfüge. Ich wollte das nicht

gelten lassen, da nach meiner Ansicht mindestens die Grundgedanken einer philosophischen Auffassung so darstellbar sein müßten, daß auch ein leidlich gebildeter Nichtphilosoph sie erfassen könne. Indes blieb Höchberg bei seiner Weigerung, und so endeten unsere Unterhaltungen, sobald das Gespräch auf dieses Thema kam, stets mit einem Mißklang.

Aus einem mir bei späterer Gelegenheit zu Gesicht gekommenen Brief Höchbergs an Richard Avenarius, mit dem er befreundet war, habe ich ersehen, daß jener damals, von Berkeley und Kant ausgehend, zu einer Philosophie gelangt war, der sich die Welt als eine Summe von Empfindungen darstellte. Dies mit einer Begründung, der Avenarius, der Kritiker der reinen Erfahrung, starke Einwände entgegengesetzte.

Daß wir in der Beurteilung der irdischen Dinge fast umgekehrt zueinander standen, wie in der theoretischen Weltauffassung, veranlaßte beiläufig Höchberg eines Tages, als ich beim Öffnen einer Büchersendung meiner Begeisterung über Freiligraths Gedichte Ausdruck gab, zu der diesen Widerspruch beleuchtenden Bemerkung: »Sie sind viel religiöser als ich.«

In der Tat kann man sicherlich in einer gewissen Gegnerschaft gegen die kirchlichen Religionen ein religiöses Moment entdecken. Bei mir war jene Gegnerschaft bis dahin so stark gewesen, daß mich jahrelang kein Mensch, keine Rücksicht auf liebe Personen dazu hatten bringen können, einem kirchlichen Akt beizuwohnen. Es wäre mir in zweifacher Hinsicht als eine Unwahrhaftigkeit erschienen: Unwahrhaftigkeit vor mir selbst und Unwahrhaftigkeit vor den Gläubigen. So daß, als einmal jemand, bei dessen kirchlicher Trauung ich hatte Trauzeuge sein sollen, mir die Sache mit der Erklärung schmackhaft machen wollte: »Tun Sie es doch, wir« — er, Braut und Familie — »glauben ja auch nichts«, er von mir die Antwort erhielt: »Dann tue ich es nur um so weniger«, was eine kleine Katastrophe zur Folge hatte. Erst in Castagnola sollte ich nach vielen, vielen Jahren wieder einmal eine Kirche betreten. Und dies ging so zu.

Eines Tages erhielten wir die Einladung zum Mittagessen beim Dorfpriester, dem Bruder unserer Prudenza Prati. Schon Wochen vorher hatte Prudenza uns von jenem bevorstehenden Ereignis vor-



geschwärmt. Es würden vier oder fünf andere Geistliche beim Priester zu Besuch sein — Prudenza brauchte, wenn sie von ihrem Bruder sprach, nie den Ausdruck »mein Bruder«, sondern sagte immer nur mit Ehrfurcht »il prete«. Wohl oder übel hatten wir die Einladung annehmen müssen, aber im letzten Moment ließ sich Höchberg entschuldigen und bat mich, allein hinzugehen. Ich tat es nicht ohne allerhand Beklemmungen. Mit einem halben Dutzend katholischer Geistlicher zusammen speisen, was würde das abgeben? Wie sollte ich mich zum Beispiel bei den wahrscheinlich unvermeidlichen Gebeten verhalten? Byrons »Er heuchelte mit 40-Pfarrerkraft« ging mir durch den Kopf. Aber meine Befürchtungen erwiesen sich als unbegründet. Es ging beim »prete« ganz unkirchlich zu. Vom Beten bei Tisch war keine Rede, man unterhielt sich von allen möglichen Dingen, nur nicht vom Himmelsgeschäft. Mir zur Rechten saß eine ältere Patrizierin aus Graubünden, die mit Tochter und Schwiegersohn eine nicht weit von Casa in Valla gelegene Villa am Berge bewohnte. Unterhalb des Gartens ihrer Villa bildet der Berg eine Schlucht, und von der erzählte die Dame mir, als ich die malerische Lage der Villa pries, daß sie ein Brutnest von Schlangen sei. Die Kinder ihrer Tochter seien, wenn sie im Garten spielten, jedesmal in Gefahr, von Nattern gebissen zu werden, und so müsse man stets Gegenmittel gegen Natterngift im Hause haben. Nun griff ein mir zur Linken sitzender Geistlicher in die Unterhaltung ein und erzählte uns, wie er als junger Mensch häufig Schlangen, die nach einem Regen aus dem Gemäuer herauskrochen, um sich zu sonnen, durch einen kräftigen Hieb mit einem Stock auf den Kopf getötet, ihnen zu Hause die Haut abgezogen und sie dann gebraten habe. Sie hätten ihm jedermal ein gutes, wohlschmeckendes Abendbrot geliefert. Auch sonst erzählte der Mann, der offenbar aus den ärmeren Klassen stammte, allerhand über die Art, wie er sich in jungen Jahren billige Genüsse verschafft habe. Er sprach ein ziemlich gutes Deutsch, das er deshalb betrieb, weil er vorhatte, auf einige Zeit nach Einsiedeln zu gehen, jenem vielbesuchten Wallfahrtsort im Kanton Schwyz, der den Gläubigen wegen des Klosters des heiligen Meinrad und des dort aufgerichteten Standbildes der schwarzen Muttergottes, den Ungläubigen als Geburtsort des

bahnbrechenden Mediziners und mystischen Naturphilosophen Theophrastus Paracelsus von Hohenheim ehrwürdig ist.

Erst nach Beendigung der Mahlzeit ward mitgeteilt, daß in dem neben dem Pfarrhaus gelegenen Kirchlein der Nachmittagsgottesdienst beginne und es in jedes freie Wahl gestellt sei hinüberzugehen. Ich entschloß mich, der Einladung zu folgen, da man bei mir als Landesfremden und Nichtkatholik nicht im Zweifel sein konnte, daß der Zweck des Besuches nur der war, einer Zeremonie als Gast beizuwohnen, indes: aliquid haerebat. Im Dorf am Berge mit seinen zerstreuten Häusern und einer Bevölkerung, für die geistige Anregung so gut wie nicht existierte, schien mir die Kirche weniger sinnwidrig als in der Hauptstadt mit ihrer Fülle von Möglichkeiten rationalistischer geistiger Erhebung und Kirchenbesuchern aus reinem Konventionalismus.

Kehren wir aber nach Casa in Valle zurück. Auch die von Karl Höchberg herausgegebene Halbmonatsschrift »Die Zukunft« war sehr bald auf Grund des Sozialistengesetzes verboten worden, obwohl sie lediglich der Darlegung und Entwicklung der sozialistischen Doktrin gewidmet war, diese obendrein auf ethische Prinzipien zu begründen suchte und jede Behandlung von politischen Ereignissen und Fragen des Tages vermied. Mit dem Verschwinden dieser Zeitschrift wäre der größte Teil der Tätigkeit, für die mich Höchberg hatte kommen lassen, weggefallen, indes trat an die Stelle der Redaktionskorrespondenz nun die Korrespondenz mit Genossen in den Zentren der Bewegung über die Linderung der Wunden, welche das Gesetz Individuen und Geschäften geschlagen hatte und noch fortwährend schlug. Außerdem aber war Höchberg nicht gewillt, das Verbot der Zukunft unbeantwortet zu lassen. Von der als Berufungsinstanz gegen Verfügungen der Polizeibehörden auf Grund des Gesetzes eingesetzten sogenannten Reichskommission war eine Aufhebung des Verbots freilich nicht zu erlangen. Die Mitglieder dieser Kommission aus dem höheren Richterstande schienen nur zu dem Zwecke da zu sein, für die polizeilichen Verbote die juristischen Argumente zu finden. Lediglich als ein übereifriger Polizeigewaltiger sogar des schwäbischen Professors und ehemaligen österreichischen Staatsministers A. E. Schäffle Schrift »Die Quintessenz des Sozialis-



mus« verboten hatte, machte die Reichskommission diesen Geniestreich gut und hob das Verbot wieder auf.

Die Schöfflesche Schrift war eine im Jahr 1874 zum Gebrauch des gebildeten Publikums abgefaßte objektive, wenn auch nicht durchgängig zutreffende Darstellung der sozialistischen Lehre, wie sie damals verbreitet wurde. Keine Apologie oder Empfehlung, aber trotz einiger kritischen Zwischenbemerkungen auch keine feindselige Kritik. Höchberg, dem ganz besonderes daran lag, in den Kreisen der akademisch Gebildeten Anhänger für den Sozialismus zu werben, beschloß nun, dies durch eine Massenverbreitung von Schöffles Abhandlung zu besorgen, Menschen mit entwickeltem Gerechtigkeitsgefühl brauchten nach seiner Überzeugung nur den Sozialismus näher zu kennen, um sich für ihn zu erwärmen. So bestellte er denn, nachdem er Schöffles Zustimmung eingeholt hatte, bei dessen Verleger nicht weniger als 10000 Exemplare der »Quintessenz des Sozialismus«, und die haben wir dann unter Benutzung von Adreßkalendern aller Art an angehende und amtierende Juristen, Mediziner, Lehrer usw. in ganz Deutschland versenden lassen. Allzu viele Konvertiten werden sie kaum gemacht haben, aber bei einem Teil der Empfänger dürfte das Samenkorn doch auf guten Boden gefallen sein, und jedenfalls war hier ein erster Schritt zur Wiederaufnahme der sozialistischen Propaganda unter dem Ausnahmegesetz geschehen. Nicht zufrieden mit dieser Verbreitung des Schöffleschen Werkchens in Deutschland veranlaßte Höchberg auch Benoit Malon, auf seine, Höchbergs, Kosten mit Hilfe seiner Frau die »Quintessenz« ins Französische zu übersetzen. Für das deutsche Publikum gründete er nun eine wissenschaftliche Zeitschrift, die er unter dem Titel »Jahrbuch der Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, herausgegeben von Dr. Ludwig Richter« in einem Züricher Verlag erscheinen ließ, und die, kaum daß der erste Halbband heraus war, auch sofort dem sozialistengesetzlichen Verbot verfiel. Hätten die Gewaltigen, die das Verbot erließen, das Buch etwas genauer und mit einigem Verständnis durchgelesen, so würden sie es sich sehr überlegt haben, ehe sie es auf den Index setzten. Denn es enthielt Zugeständnisse an die Kritiker der Sozialdemokratie, die gerade im sozialistischen Lager große Verstimmung hervorriefen.

Alles das war noch im Werden, als Höchberg Anfang Januar 1879 eine Reise nach Deutschland machte, um die Zustände an Ort und Stelle zu studieren. Es sollte ihm eine Belehrung werden, auf die er nicht vorbereitet war. Er hielt sich einige Tage in Berlin auf. Am zweiten oder spätestens am dritten Tage erreichte ihn bereits eine Verfügung des Polizeipräsidioms, daß er auf Grund des § 28 des Sozialistengesetzes aus Berlin ausgewiesen sei und die Stadt binnen so und so viel Stunden zu verlassen habe. Der bezeichnete Paragraph unterstellte die Ausweisung:

»Personen, von denen eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit oder Ordnung zu besorgen ist.«

Der ruhige, völlig ethisch gerichtete Ideologe eine Gefahr der öffentlichen »Sicherheit oder Ordnung« der Hauptstadt!

Nun war Höchberg mit dem damaligen Polizeipräsidenten von Berlin, Herrn von Madai, der vordem Polizeipräsident in Frankfurt am Main gewesen war und es nicht verschmäht hatte, Einladungen zu den Dinern der Frankfurter Bankiers recht häufig Folge zu geben, auf solchen Gesellschaften bekannt geworden. Er suchte ihn also auf und verlangte zu wissen, wie man dazu gekommen sei, ihn auszuweisen, welche Handlungen gegen Gesetz und Ordnung er in Berlin begangen haben sollte, um diese Maßregel herbeizuführen. »Oh«, ward ihm zur Antwort, »direkt ordnungsfeindliche Handlungen haben Sie freilich nicht begangen. Aber Sie sind mit den Herren A, B und C zusammen gewesen, und das sind Leute, die wir als Sozialisten kennen, und die dem früheren Mohrenklub angehört haben und vielleicht noch angehören.« »Mohrenklub« nannte sich eine Gruppe von Sozialisten, die Mehrzahl davon Studierende oder Studierende, die sich im Winter und Frühjahr 1877/78 wöchentlich in einem Lokal in der Mohrenstraße zu geselliger Unterhaltung und öfters auch zur Besprechung theoretischer Fragen zusammengefunden hatten, und von denen einige auch nach Verkündung des Gesetzes den in keiner Weise strafbaren Verkehr untereinander fortsetzten. Weil also Höchberg, der wiederholt Gast im Mohrenklub gewesen war, seinen Besuch auf einzelne dieser Leute ausgedehnt hatte, die selbst nicht für genügend gefährlich erachtet wurden, um der Ausweisung zu verfallen, ward er ohne Untersuchung und Urteilsspruch kurzer-



hand mit dieser Maßnahme bedacht und der Presse als aus der Hauptstadt Verwiesener bezeichnet. Ein Polizeistück, das wahrscheinlich von dem Gedanken eingegeben war, den wohlhabenden Sozialisten für die Unterstützungen zu strafen, die er der geächteten Partei zukommen ließ. Die Rapporte über Höchbergs Verkehr aber hatte zweifelsohne ein Student geliefert, der später als der Polizei verkauft entlarvt wurde.

Nach Höchbergs Rückkehr aus Deutschland stellte sich bald heraus, daß wir nicht mehr lange in Casa in Valle würden hausen können. Sein Gesundheitszustand verschlechterte sich zusehends, die Kräfte nahmen unter der Wirkung seiner Hungerkur immer mehr ab. Da kein Zureden half, ihn von ihr abzubringen, versuchte ich es schließlich mit einem Staatsstreich. Eines Tages kam Höchberg mit einem Telegramm in der Hand auf mich zu und sagte erregt: »Um Gotteswillen, mein Bruder kommt nach Lugano. Jetzt muß ich sehen, schnell mit allen Mitteln zu Kräften zu kommen, in diesem Zustand kann ich ihn nicht empfangen.« Ich stellte mich nach Möglichkeit überrascht, hatte aber in Wirklichkeit nur das Gefühl der Genugtuung. Ein Brief von mir an Dr. Karl Flesch, worin ich diesem den Stand der Dinge auseinandergesetzt und Abhilfe für dringend notwendig erklärt hatte, war nicht ohne Wirkung geblieben. Flesch hatte sich mit Höchbergs jüngerem Bruder in Verbindung gesetzt und dieser sofort den Entschluß gefaßt, unter einem schicklichen Vorwand — eine angeblich nötig gewordene Geschäftsreise nach Mailand — selbst nach Lugano zu kommen. Sein Besuch hatte denn auch zur Folge, daß Höchberg wenigstens zunächst die Lebensweise etwas änderte. Und dann fing er an, ernsthaft die Frage einer Ortsveränderung in Betracht zu ziehen. Das Klima Luganos hatte sich nicht als so milde herausgestellt, wie er vorausgesetzt hatte, die postalische Abgeschlossenheit aber sich als um so störender erwiesen. Eine Übersiedlung nach einem Ort in der Schweiz, der bessere Postverbindung mit Deutschland bot, sollte in Kürze vor sich gehen.

Mir kam das nicht sehr erwünscht. Ich hatte mich nach und nach in die italienische Sprache so weit hineingearbeitet, daß einige Monate längeren Aufenthalts im italienischen Sprachgebiet ausgereicht hätten, mich zu einem leidlichen Gebrauch der Sprache zu befähigen.

Jetzt plötzlich abbrechen hieß dagegen das wenige, was ich mir angeeignet hatte, auch noch gefährden, und diese Furcht hat sich als nur zu begründet erwiesen.

Außerdem rückte nun das Frühjahr heran, und die schöne Vegetation Luganos brach sich mit zunehmender Kraft Bahn. Schon gegen Ende März fingen die Kamelien im Freien an zu blühen, in dem terrassenförmig aufsteigenden Garten der Villa Riva standen Kameliendbüsche von einer fabelhaften Größe in Blütenpracht. Ebenso fingen die Obstbäume auf den unteren Abhängen des Monte Bré an Blüten zu treiben, was den Reiz des Anblicks von Casa in Valle aus über Berg und See sehr erhöhte. Etwa 50 Meter unterhalb seiner ward mit dem Bau einer Villa begonnen, Lastkähne brachten Kalk und Steine dazu von anderen Ortschaften her ans Ufer, und Arbeiterinnen schleppten das Material in Kiepen auf Serpentinwegen den Berg hinauf. Beim Aufstieg schritten sie naturgemäß mit ihrer schweren Last Schritt für Schritt, still und geduckt. Ging es aber mit den leeren Kiepen abwärts, dann sangen sie meist Verse irgendeines der in langgezogenen Molltönen auslaufenden Volkslieder, und sie dabei leichten Trittes in Schlangenwindungen den Weg hinabwandern zu sehen, gewährte einen sehr fesselnden Anblick. So vereinigte sich vieles, mir den Abschied von Castagnola schwer zu machen.

Ein Trost war, daß es hieß, wir gingen nach Genf. Aber ich dachte dabei nicht an die landschaftlichen Schönheiten der Umgebung Genfs und erst in zweiter Linie an sein regeres politisches Leben, sondern ganz grob utilitarisch vor allem an die Möglichkeit, mich wenigstens in einer anderen Fremdsprache, dem Französischen, vervollkommen zu können. Indes auch das sollte nicht sein. Wohl reiste Höchberg eines Tages nach Genf, um dort Quartier zu suchen, während ich zu Hause Kisten und Kasten zur Übersiedlung bereit machte. Dann aber kam plötzlich ein Telegramm: »Wir gehen nach Zürich, kommen Sie sobald als möglich dorthin.« Ich war wie niedergeschmettert. Gegen Zürich hatte sich mir als Folge der beiläufigen Bemerkung eines Kenners ein lächerliches Vorurteil eingenistet, ich ahnte nicht, daß mir die freundliche Limmatstadt so sehr ans Herz wachsen sollte, so daß sie noch heute als die zweite Heimat in mir lebt. Es gab jedoch keine Wahl, und da der Gotthard wieder ein-



mal für den Reiseverkehr — diesmal durch Frühlingsschneefall — gesperrt war, ging es über Mailand, Turin und Genf nach Limmatathen, das nun auf neun Jahre mein Wohnort werden sollte. Ich betrat es mit einem ähnlichen Gefühl, wie es der Erzvater Jakob empfunden haben mußte, als er die Rahel zum Weibe haben wollte und die Lea bekam.

## G L O S S E N

*Predigt.*

Sage mir einmal, welches Recht hat er, dir gegenüber zu tun, als wenn er dein Herr und Gebieter sei? Er ist weiter nichts als dein Mitbürger. Warum muß er sich gegenüber dir ein Übergewicht anmaßen wollen? Welche Gründe hat er, die ihm erlauben, dich zu tyrannisieren? Sieh, ich habe die größte Mühe, das einzusehen, und es ist mir ferner ganz unbegreiflich, weshalb du ihm mit so wenig Festigkeit gegenübertrittst. Du solltest im Verkehr mit ihm einige Entschlossenheit zeigen, das wäre für dich sowohl wie für ihn ein großer Vorteil. Vielleicht plagt und quält er dich nicht viel stärker mit seiner Herrschsuchtigkeit, wie du mit deiner Nachgiebigkeit ihn, denn man kann unter Umständen auch mit Sanftheit und Mattigkeit quälen. Du scheinst mir in seiner Gegenwart gleich nur immer von Beginn an mutlos zu sein, und vermutlich ärgerst du ihn damit, denn es kann nicht anders als ärgerlich für ihn sein, dich stets so zu erblicken, als raube dir sein Anblick sogleich allen Frohsinn. Ich glaube, daß du dich in dieser Hinsicht in acht nehmen mußt, weniger vor ihm als vor dir selber. Ich möchte dir empfehlen, ihn eine Zeitlang zu meiden. So wie du jetzt mit ihm verkehrst, sieht man dich bei jeder geringfügigen Gelegenheit ängstlich zu ihm hinspringen, gleichsam wie um dich erkundigen zu gehen, ob es ihm nicht beliebe,

dir ein paar Ungnädigkeiten, Übellaunigkeiten und Verdrießlichkeiten anzuwerfen. Das ist deinerseits ein ganz falsches System. Mit Lästigfallen erwirbt man sich weder Respekt noch Liebe. Außerdem wirst du immer dann einen Verdrießlichen vor dir haben, wo du zeigst, wie du das befürchtest, und immer dann einen gestrengen Herrn, wo du zeigst, wie dich seine Meinung bekümmert.

Warum drückt und unterjocht er dich? Offenbar deshalb, weil du ihm Gelegenheit gibst, dich mit durchaus verwerflicher Ungerechtigkeit zu behandeln. Glaube mir: der, der ungerecht ist, kann und muß fast unglücklicher sein als der, der Ungerechtigkeit schluckt. Es befiehlt dir aber niemand, dich ungerecht behandeln zu lassen, und so handelst du recht eigentlich ungerecht, deswegen, daß du Unrecht hinnimmst, wozu du keinen Grund hast. In dir ist ein Mangel an Lebendigkeit, du schläfst, und man muß dir lebhaft zurufen: wach auf!

Solange du dich gegenüber ihm als Folgsamen gibst, nimmt er dich auch als solchen, aber es ist für ihn keine Freude, sondern es ist ihm eine Pein, dich immer wieder so und nicht anders nehmen zu müssen oder nehmen zu sollen. Du läufst zu ihm hin mit Tränen, präsentierst ihm immer ganz ungeniert dein Mißgeschick. Das ist deinerseits ein Staatsfehler, und du verdienst dann auch, daß er dich schlecht behandelt. Bevor man zu Menschen geht,



ordnet man sowohl sein Äußeres wie sein Inneres, eine Bemühung, die in wenigen Minuten bei einigem Fleiß und einiger Geschicklichkeit beendet ist. Man geht mit seinem Gleichgewicht und mit seinem Schmuck unter Leute, nicht aber mit den Zerzaustheiten und Aufgeregtheiten. Wer einem Kummer nachsinnen oder einen beängstigenden Gedanken verfolgen will, der bleibt hübsch zu Hause. Das ist zu einfach, als daß irgend jemand es in Frage stellen könnte.

Zugegeben, daß er dein Tyrann ist, du aber gibst dieser schmählischen und unfeinen Tyrannei beständig Nahrung, du bist Ernährer und Erhalter der Unfreiheit. Sei einmal aus dir heraus frei, geh' mit deiner Freiheit, deiner Befreitheit zu ihm, er wird sich dann sicher viel zarter benehmen. Du mit deiner rasenden Zartheit beschwörst immer Unzartheiten herauf. Sei ein wenig barsch, und du wirst bald sehen, wie er seinerseits zarter und behutsamer wird. Schrei ihn meinetwegen einmal tüchtig an, was ihm einfalle, an was er denke usw. Das kann dir und ihm nicht schaden. Der Herrscher stutzt dann. Man muß die Regenten stutzig machen. Geh mit deiner Zufriedenheit, mit deiner Genugtuung, mit deinem Stolz, mit deiner Ehre zu ihm, nicht aber mit dem Kummer, den du durchaus nicht das Recht hast, bei ihm abzuladen, als wenn er der Sammelkasten, Eimer und Kübel für deine Besorglichkeiten, Nachdenklichkeiten und Mißvergnügtheiten sei. Nimm Rücksicht auf ihn, alsdann muß auch er auf dich Rücksicht nehmen. Zeige ihm ein heiteres Gesicht, alsdann wird auch er dir eine heitere Miene zeigen, und ich glaube nicht, daß er es dann an Höflichkeit und Freundlichkeit noch wird fehlen lassen. Er ist kein unfeiner Mensch.

Du leidest unter ihm und hast zugleich Mitleid mit ihm, und das wirst du mir erlauben, eine recht schlechte, törichte Verfassung zu nennen. Erstens hast nicht du nötig, unter ihm zu leiden, und zweitens hat nicht er nötig, sich von dir bemitleiden zu lassen. Ich für mich sehe nicht das geringste Bemitleidenswürdige an ihm. Das ist mir, wiederhole ich, der rechte nette Zustand: auf der einen Seite peinigen und dazu Mitleid herausfordern, und auf der andern Seite Gepeinigtsein und dazu Mitleid mit dem Peiniger haben. Das ist mit einem Wort Krankheit, aber ich halte diese Krankheit bloß für einen Mangel an Geschicklichkeit und für einen Mangel an Bemühen, sich daraus hinauszuwinden. Es ist eine Lust am Ungesunden, Romanhaften und ein Mangel an Fleiß, den gesunden und guten Zustand herbeizuführen. Wenn du glaubst, daß das Unheil und der Unsegen interessanter und erlebenswerter seien als Heil, Friedfertigkeit und Segen, wenn du denkst, daß gebildete Leute nach etwas Feinerem, Vornehmerem und Höherem zu streben haben als nach ihrer Seele, Herz und Brust, Zufriedenheit und Ruhe, so bist du ein großes Kind, aber ich will glauben, daß du nicht so kindlich bist, und somit Lebewohl.

*Robert Walser.*

### *Lazarett.*

#### I.

Sie liegen in einem großen Saal mit lichtblickenden Fenstern, burgunderroten Holzwänden und vielen weißen Betten. Die Betten stehen steinstumm wie Eisbären am Meere da. Leise vorsehend gehen die Kranken in weißblauen Kitteln.

Sie sind alle zusammengekommen, ernste Köpfe in braunem Bart und tiefsuchenden

Augen. Junge Gesichter, die Leben in der Hand halten, als trügen sie erstgeborene Vögelchen. Auch gibt es ältere, die goldene Reifen am Finger tragen. Aber alle fühlen den uneröffneten Wunschkasten der Heimat in sich. Als wäre der Schlüssel verloren.

Den Morgen über warten sie. Warten auf den Arzt. Der kommt in weißem Kittel wie mittelalterliche Engel. Er hat kluge, schwarze Augen. Sieht sie an, als betrachte er Kunstwerke.

Die Kranken stehen still. Da oder dort scharrt ein Fuß. Ein eigentoniges Klappern im großen Saal.

Alle warten auf Freiheit. Sehen suchend in die Klugaugen des Arztes.

Dort steht ein Junger und zeigt die Wunde. Seine Blicke sind blau wie Kornblumen.

Die Klugaugen des Arztes betrachten die Wunde.

Der mit den Kornblumenaugen hält den Atem an. Wird er befreit aus den Mauern? Die andern beugen sich.

Der Arzt gießt feinstrahliges Chloräthyl auf die Wunde, daß sie erkaltet. Und die andere Hand schneidet mit silberglitzern- dem Messer:

»Nur ganz ruhig — noch dieser kleine Schmerz — dann werden Sie befreit.«

Der Jungkranke atmet den Arztgeruch des Chloräthyls und lächelt im Schmerz. Er sieht nicht auf sein Blut, das weiße Watte saugt.

Viele blicken zu ihm, der Freiheit schon um sich fühlt. Denn die Häuser drücken schwer auf ihre Seele. Und Freifühlen ist alles . . .

## II.

Des Nachmittags aber kann man durch die lichtblinkenden Scheiben große Wolken sehen. Mit den helleren Wolken kommen

Menschen, um die Kranken zu trösten. Es gibt jedoch auch solche, die keine Tröster haben. Viele sind abergläubig und lassen sich Karten legen. Manche sitzen freudelos in den Betten. Versuchen flimmernden Auges zu lesen. Doch ihre Gedankenbilder sind nicht im Buche. Sie sind in der Heimat. Bei dem allem, das sie liebgewonnen haben. Das sie selbst geschaffen haben. Und es ist so viel Sehnsucht nach liebenden Treuhänden in ihnen. Irgendwer beginnt wie ein Bohême mit schwarzem Haar die Klänge der Harmonika zu rufen:

»Und wär ich in der Heimat,  
bei allem, das mich liebt . . .«

Die andern hordchen auf.

Das ist es, was alle bindet: die Heimat —

Und immer stärker, stärker wird dies Singen . . .

» . . . bei allem, das mich liebt . . . «

Nach diesem Aufsingen schweigen sie plötzlich.

Einer ist unter ihnen, der keine Beine mehr hat. Bleich sieht er aus wie ein Heiliger. Und der hat keine Heimat mehr. Seine Brüder sind alle gefallen —

» . . . bei allem, das mich liebt . . . «

## III.

Des Abends brennen die großen Gaslampen in dem Saal. Sie brennen dunkel, daß die Wände blaß aussehen. Die weißen Betten gelblich wie sterbende Gesichter. Die Kranken sitzen an den Betten mit großen Verbänden gleich den Ohren eines Tieres. Fremdländisch. Mit breiten Bewegungen werfen sie die Spielkarten.

Erzählen. Vom Kriege. Der Heimat. Einer nimmt das Bild der Seinigen.

Gemurmelt beginnt. Die Wärter, in weißen Kitteln, ähnlich heiligen Wachs- kerzen, gehen durch den Saal.

Stimmen kommen aus der Ecke. Werden



dicker. All die Köpfe. Die lebenerfüllten Gesichter. Die Knabenköpfe schauen sich um. Sie werden unruhig wie fließendes Wasser. Gehen, die Hände auf dem Rücken, umher. Die burgunderrote Tür öffnet sich. Da kommt einer. Trägt das Essen herein. Die weißen Näpfe im Gestell. Sie eilen herbei. Greifen ihren Napf. Setzen sich an ihr Bett. Die Löffel klappern.

Das Essen ist in ihrem Leben eine Großtat. Denn sie sind müde von dem da draußen.

Dann aber kommt der schwere Schlaf. Und viele gibt es, die im Schlafe stöhnen, als läge ihre Seele allzufern der Heimat.

*Karl Loewenberg.*

### *Berliner Freie Sezession.*

Um das herrliche Kunstwerk, das wir »Natur« nennen, zu vollenden, gebrauchte sein Schöpfer die drei Dimensionen der Höhe, der Länge, der Breite, gebrauchte er unzählige Stoffe in ewigen Mischungen: harte und weiche, runde und kantige, spitze und geschmeidige Körper, unendliches Licht und auslöschende Finsternis, Farben, die glühen und versinken in unerschöpflichem Leben. Und allen kostbaren Reichtum breitete der größte Künstler nicht nebeneinander aus, sondern eines stellte er in das andere: Körperlichkeit, Farbe, Leben der Oberfläche, Licht und — sein letztes Mittel! — Bewegung. Über alles schließlich wölbte er den unendlichen Himmel, der den Dingen den metaphysischen Stachel gibt, ihre Endlichkeit aufhebt, sie zu grenzenlos gewaltigen Zeugen macht des »Seins«!

Menschen, die mit Pinseln auf einer Leinwandfläche dasselbe leisten, die beweisen, daß man als homo sapiens ganz Ähnliches zu liefern imstande ist schon mit zwei Dimensionen und mit der einen einzigen

Substanz der Ölfarbe, nennt die vox populi: »Künstler«. Menschen, die zu ehrfürchtig sind vor der erschütternden Größe der Natur, als daß sie Lust empfinden könnten, sie zu zerstückeln, zu verdunkeln und sie starr zu machen, schimpft die vox populi: »Ästhetiker«!

Dieses Mißverständnis ist nur möglich, weil der Allgemeinheit das Gefühl für den kosmischen Charakter der Natur abhanden kam. Den letzten Generationen war Natur eine Sammlung von Gegenständen. Sie übersahen das Unendliche. Weil sie mit Begriffen, statt mit dem Gefühle lebten, drängten sie allüberall zu Fixierungen, denn das Gefühl ist wohl beglückt im Wandel, im Schweben, aber der Begriff will stabile Treppenstufen. Begriffsmenschen können die Natur nicht lieben, wenn sie sie auch malen. Denn Natur ist ein ewiges Werden. Verbal von »nasci« (entstehen) abgeleitet, ist sie ein unablässiges Bauen, ein kosmisches Ereignis. Was im Menschen noch als Rest besteht von seiner kosmischen Heimat, das lebt in der höchsten aller Künste: der Architektur. Sie ist von allen Künsten die naturähnlichste.

Sonne, Mond und Sterne sind nicht das Thema wahrer Maler. Hätten Thoma, Kalkreuth, Hagen, Trübner jene Innigkeit, jene Ehrfurcht vor der Natur, die ihnen nachgerühmt wird, so würden sie sie nicht »vermalen«. Besitzt Thomas ganzes Werk nur den tausendsten Teil der rührenden Anmut, die ein Zweiglein, ein Bäumchen, eine Blüte hat? Besitzt Trübners ganzes Werk den tausendsten Teil der Größe, die ein aus dem Dunkel leuchtender Stern hat? Sie können nicht. Denn zum Erlebnis »Sterne« gehört die unendliche Weite. Es ist das bißchen Gelb auf Blau die äußerlichste seiner Erscheinungskräfte. Die Wucht des tausend-



fältigen, des unausdeutbaren Seins — das ist die Natur, ein Universum, ein »All«! Mit der Devise »Auge um Auge«, die unter Liebermanns Selbstbildnis in der »Freien Sezession« stehen könnte, wird man ihrer Wunder niemals inne.

Baumstämme brausen aus der Erde wie mächtige Wellen. Der Wald steht da wie ein großes Tier mit weichem Fell. Man kann die Rinde eines Baumes begreifen, aber niemals begreift man sie. Eine Spannung zwischen Nähe und weitester Ferne, zwischen Fremdheit und innigster Vertrautheit macht das Herz pochen. Aber Thomas setzt »Staffage« in seine »Landschaften« mit dem ausgesprochenen Zwecke, die Stimmung der Natur im Menschen zu wiederholen, was monistisch ganz hübsch ist. Doch die Natur hat gar keine Stimmung. Sie ist von ihrem Schöpfer nicht als Vorlagewerk für sentimentale Maler gemeint, sie ist überhaupt nicht malerisch, sondern völlig: Architektur.

Ein Teil der Jugend empfindet, daß die menschliche Leidenschaft ein schöneres Thema der Malerei ist. Nicht die meine ich, die aus Außerlichkeiten größerer Vorbilder »moderne« Knitter-, Watter- und Schachtelbilder rezeptmäßig herstellen, sondern jene, die Temperament, Freiheit und Phantasie haben: Artur Degner, der zum ersten Male rein und glücklich strahlt, Klaus Richter und Magnus Zeller, Ernst Altmann †, Rohlf, Baugarter, den Plastiker Hönig. Sie und die schon bekannteren Heckel, Kirchner, Otto Müller, Kolbe sind frei vom Zwange einer Formel. Ihre Arbeiten haben den Charakter des Gesanges, während die meisten, allermeisten Bilder mehr oder minder deutlich »reden«. Curt Herrmanns freie Isarbilder nehme ich davon aus.

*Adolf Behne.*

### „Ihr seid Menschen“

»Vous êtes des hommes« heißt das Gedichtsbuch. Ein Franzose, P.-J. Jouve, stößt den lauten Schrei des Menschen aus. Eine Widmung drin, für uns: »Aux frères ennemis.«

Es gibt nichts Erschütternderes. Ebenso ungeheuer klar, so riesig weit über die Mitwelt gebogen, so aufstachelnd proklamatorisch sind die Gedichte. Paris 1915, Verlag der »Nouvelle Revue Française«. Ehre diesem Verlag. Obwohl fast gewiß ist, daß Jouve und sein Verlag während des Krieges für diese Zeilen hier die Beschimpfungen der Routiniers des Hasses erleiden werden, soll dennoch nicht geschwiegen sein!

Einmal geht dieser Krieg zu Ende. Es ist Zeit, daß wir endlich wissen, wer auf seiner Fahne das Bild des Menschen trägt. Denen Dank, die unsere göttliche Geburt nicht vergaßen.

Wo waren wir! Welches Recht hatte denn dieses halbe Jahrhundert zum Leben! Denn länger als fünfzig Jahre sind Leser und Dichter gutgelaunte Privatwesen, subtile Amüseure des Ich. Höhepunkt der Entgöttlichung des Menschen, der Geographielosigkeit des Bewußtseins, der Entirdischung der Erde: das verantwortungslos eingekapselte Gestaltertum. In Frankreich, in Deutschland, die feierlichen Kreise, in denen Symbole auf Maggiwürfelkonzentration gepreßt werden, immer noch die wertvollsten Teilnehmer der Zeit. Aber welch einer Zeit! Ihre Dichter Beschauer des Historischen, und nur um des Schauens willen, sogar ahnungslos (!) Bejager von Organisationen, schon formal die gestrengen Musikmeister heutiger Armeen. Eine Welt ohne Entfalter, ohne Mensch, ohne Schöpfer.



Als hätte nie die Erde sich geöffnet! Aber erscholl nicht aus dem Mund der Erde die Stimme des Menschen? Vor einem halben Jahrhundert auf amerikanischen Boden zum ersten Mal des Dichters Walt Whitman ungeheure Liebesstimme für den Menschen.

★

Jouves Gedichte sind nicht zum Beschauen da. Sie sind da, um den schwachen Menschen zu ändern, zu stärken, zu heilen. Seine Verse sind nicht für die Plastik der Museen oder die Seltenheit der Bibliophilie gemacht. Reimlos, alexandrinern fern, Zeilen sind Schreie in riesenhafte Volksversammlungen, Rhythmen stoßen hell in uns hinein, unsre Knochen zu stärken.

Der Mut dieses Mannes, seine Unabhängigkeit, seine Liebe für die Welt! Der Mensch ist gebeugt, Jouve richtet ihn auf. Der Krieg geht ja über die ganze Erde. (Er schlägt mit dem Meer bis nach Patagonien). Drum gilt es das Leben der Menschen miteinander auf der ganzen Erde. Politik. Der politische Dichter kommt herauf (wieder, seit Whitman). Der Krieg hat das nicht gemacht, er hat es nur verdeutlicht. Einige von uns, und drum mißachtet, fordern die politische Dichtung seit Jahren. Die Forderung wird immer mehr erfüllt. In kurzem sind die andern mißachtet, die uns höhnten: die Beschauer, die Gestalter von längst Gegebenem, die Vermittler von Gefühlen. Mißachtet sind sie als ärmliche Feiglinge, jämmerliche Beruhigte, gottverlassene Beitreiber von Alibis für eine verurteilte Zeit.

Die Welt wird ihren Dichtern danken, den politischen Dichtern. Sind sie wirklich heute noch mißverstanden? weiß man wirklich nicht, daß ihre Themen nur Mittel sind? Die Satire bei Sternheim, dem ersten politischen Dramatiker der heutigen Zeit

(keine Psychologie, kein Lyrismus, es geht um Ideen!). — Die Musik in den zehn Bänden von Romain Rollands »Jean-Christophe« (Einen bloßen »Roman« machte jeder kleine Pariser Reporter geschickter. »Jean-Christophe« ist aber kein Roman, sondern eine riesenhafte Proklamation für unbedingtes Menschentum!) Doch es gibt schon einen immanenten Dank der Welt: vor dem politischen Dichter enthüllt sich alles Reden von »Wortkunst« als Schwindel. Der politische Dichter ist in alle Sprachen der Welt übersetzbar. Er braucht nicht »übertragen«, umgeföhlt, umgedacht, umgedeutet zu werden. Noch im eisenbahnfernsten, grenzseitigsten Ausdruck ist er ganz da, Gewalt des ersten Tages, schaffend.

»Pour l'Europe« ruft Jouve auf. Uns für Europa:

»Ein Sang für Europa!

Singen für Europa, hoffen für Europa!

Ich bin nur geringfügig Zelle, irgend-einer Europas,

Aber wer singt ihn — singt ihn denn die Kehle eines Gewaltigen? —

Wer will ihn singen, tät es nicht ich, den stummen Schmerz in allen anderen?

Wer will, tät es nicht ich, auffangen

Die Seele, herrschmächtige oder erbärmliche Seele der Lebenden und der Toten?«

★ ★ ★

Keine Beschreibung von Zuständen. Unsere Forderungen an einen solchen Dichter werden außerordentlich, nach der Höhe seines Willens. Mit ihm kämpfen wir schon um die Richtigkeit seines Ziels (dagegen mit einem bloßen Lyriker höchstens um die Sicherheit seines Ausdrucks). Vom politischen Dichter wissen wir: das Ziel ist nicht die Menschen zu rühren, sondern sie zu führen. Ihn fragen wir: »Was sollen wir also tun?«

»Que faut-il faire?« heißt das Schlußgedicht des Buches. Jouve ist von wildester Gläubigkeit für die Völker. Aber ihn haben alle Säuren des Schreckens gebrannt, er ist ein Wissender. Der feindliche Bruder, dem die Widmung gilt — ist auch der Skeptiker, der in Verheißungen mit der Resignation ewiger Gesetze der Erfahrung einbricht. Nur ungeheuerlicher Enthusiasmus kann hier siegen.

»Tu n'auras pas la justice, et tu n'auras pas l'éternité«, hört er. Aber er darauf, ganz still, sein letztes, schönstes Wort, halb schon gemurmelt über Vergangenheiten, und ganz sicher:

»... Tais-toi, tais-toi, va, allons ensemble!« Wie stark: ein Wort der Gemeinsamkeit schließt das Buch.

★ ★ ★

Aber zu uns! Dichter Jouve, Politiker, Mensch, mein Bruder,  
Wenn wir miteinander sprächen, gäb es namenlos Mißverständnisse!

Ich spräche gegen die Kunst (und für Sie!) Aber Sie würden nur aus Höflichkeit das Wort zurückhalten:

Ja, weil Ihr Deutschen die Kathedralen zerstört.

Oder Sie, Sie suchen einen mächtigen Refrain, der die Massen auf den Straßen vorwärts treibt, und Sie finden ihn.

Aber ich würde Ihr Wort nur für eine schöne Phrase halten,

Denn bei uns sind die schönen Worte für Dinge da, die es schon gibt.

Sie würden glauben, ich sei teilnahmslos oder brutal.

Ich würde glauben, Sie seien ein Hohlkopf. Wir würden uns entzweien und einen neuen Krieg brauchen, um wieder Brüder zu werden!

Nein.

Es kommt nicht auf Mißverständnisse an. Es kommt darauf an, daß wir nicht aneinander zweifeln.

Wir wissen, dies ist der Freund. Seien wir Partei füreinander:

Seien wir Mensch!

Jeder von uns treibt grauenhaften Irrtum. Jeder Irrtum, den wir nicht sahen, hat Menschen getötet.

Dichter, Bruder, Völkermensch!

Ich weiß, daß es wahnsinnige Umwege gibt. Ja, wir werden uns lieben, einander unbekannt (wir lieben die Bilder, die wir uns voneinander machen!)

Aber träfen wir einander in Wahrheit und sagte ich: Auch Sie glauben noch zu oft Ihren Kriegszeitungen, wie ich den meinen. Aber ich weiß, daß wir beide es wohl irgendwie nicht anders können, Dann würden Sie mir eine gespitzte Antwort geben. Und ich würde Ihnen das nicht verzeihen.

Darum: es tut not, wir lassen es nicht so weit kommen.

Jeder von uns beiden ist ganz gewiß und denkt doch, er sei der einzig Sichere.

Aber ist es nicht viel wichtiger, daß wir beide gemeinsam wollen?

Das Sein ist wichtiger als die Beschäftigung mit dem Sein.

Gemeinsam wollen!

Eines Tages ist der Krieg zu Ende.

*Ludwig Rubiner.*





# DIE WEISSEN BLÄTTER

## EINE MONATSSCHRIFT

DRITTER JAHRGANG 1916  
QUARTAL APRIL – JUNI

VERLAG RASCHER & C<sup>IE</sup>, ZÜRICH UND LEIPZIG



Digitized by



Original from



Digitized by



Original from

UNIVERSITY OF MICHIGAN

# INHALTSVERZEICHNIS

---

## I.

### AUFSÄTZE

|                                                                            | HEFT | SEITE |
|----------------------------------------------------------------------------|------|-------|
| Oskar Baum, Die Gegner des Krieges . . . . .                               | IV   | 58    |
| Eduard Bernstein, Völker zu Hause. Erinnerungen<br>IV. In Zürich . . . . . | V    | 115   |
| Theodor Däubler, Henri Rousseau . . . . .                                  | VI   | 239   |
| Gustav Landauer, Friedrich Hölderlin in seinen<br>Gedichten . . . . .      | VI   | 183   |
| Ludwig Rubiner, Legende vom Orient . . . . .                               | VI   | 252   |
| René Schickele, Der Mensch im Kampf . . . . .                              | IV   | 1     |

## II.

### GEDICHTE

|                                                                                       |    |     |
|---------------------------------------------------------------------------------------|----|-----|
| Paul Boldt, Freundin Hörerin . . . . .                                                | IV | 76  |
| Valerij Brjusoff, I. Schatten, II. Weib (Nachdich-<br>tung von Ch. Straßer) . . . . . | IV | 67  |
| Theodor Däubler, Sang an Palermo . . . . .                                            | IV | 48  |
| Max Pulver, Gedichte . . . . .                                                        | V  | 135 |
| Ludwig Rubiner, Das himmlische Licht . . . . .                                        | V  | 91  |
| Ernst Weiß, Der bunte Dämon . . . . .                                                 | V  | 161 |
| Franz Werfel, Neue Gedichte . . . . .                                                 | VI | 227 |

## III.

### DRAMATISCHES

|                                                                           |                      |
|---------------------------------------------------------------------------|----------------------|
| Carl Sternheim, Tabula Rasa. Ein Schauspiel in<br>drei Aufzügen . . . . . | IV 25, V 139, VI 214 |
|---------------------------------------------------------------------------|----------------------|



#### IV.

#### EPISCHES

|                                             | HEFT | SEITE |
|---------------------------------------------|------|-------|
| Gottfried Benn, Die Reise . . . , . . . . . | VI   | 244   |
| Kasimir Edschmid, Winter. Tage . . . . .    | V    | 162   |
| Ulrich Steindorff, Golgatha . . . . .       | IV   | 69    |

#### V.

#### GLOSSEN

|                                                                                                                   |    |     |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|-----|
| Hanns Braun, Häuser . . . . .                                                                                     | VI | 284 |
| Max Herrmann, Carl Einstein . . . . .                                                                             | IV | 88  |
| Karl Löwenberg, Gefangenebegraben . . . . .                                                                       | VI | 282 |
| „ „ Der daheimgebliebene Mut . .                                                                                  | VI | 283 |
| L. R., Tröster . . . . .                                                                                          | V  | 180 |
| R. S., Zürcher Tagebuch (Minderheiten. Hervé.<br>Demain. Pazifismus.) . . . . .                                   | IV | 79  |
| R. S., Zürcher Tagebuch (Das Leben nach dem<br>Tode. Die elsässische Frage. Die Schweiz.<br>Literatur.) . . . . . | V  | 174 |
| Franz Xaver Schmitt, Rudolf Kayser erinnert an<br>Wienbarg . . . . .                                              | IV | 85  |
| Robert Walser, Vier Bilder . . . . .                                                                              | VI | 276 |

#### VI.

#### ZEICHNUNGEN

|                                           |    |
|-------------------------------------------|----|
| Hermann Huber, Vier Zeichnungen . . . . . | IV |
|-------------------------------------------|----|

*René Schickele:*

## DER MENSCH IM KAMPF

### I.

**D**IE Zertrümmerung Deutschlands ist kein Kriegsziel, sondern eine Reklame, woran in den Deutschland feindlichen Ländern kein ernsthafter Politiker glaubt.

Ebenso verhält es sich mit den phantastischen Kriegszielen, die man der deutschen Regierung unterschiebt oder die in Deutschland *unter der Hand* verbreitet werden.

In Wirklichkeit kämpfen die Völker um ihre Selbstbehauptung,

seitdem, nach den Schlachten an der Marne und bei den masurischen Seen, die erhitzenden Erinnerungen an die kriegerischen Streifzüge früherer Zeiten plötzlich zerrannen und an ihre Stelle die neue Wirklichkeit der Schützengräben trat:

dieses Symbol des heutigen, des wirtschaftlichen Kampfes, der mit den Mitteln einer großen industriellen Organisation geführt wird, vom Fabrikanten und Arbeiter hinter der Front, in deren Hand der kämpfende Soldat bis zum Armeeführer nur ein Werkzeug, der Agent einer riesenhaften, kaufmännischen Unternehmung geworden ist.

Je weiter die Kriegsschauplätze sich dehnen, desto abhängiger wird der Soldat von der Maschinerie, die ihn bewegt. Vorstöße, wie die Offensive der Franzosen in der Champagne, die Schlacht bei Verdun, der Verlust und Wiedergewinn Galiziens, die Überrennung Serbiens, erscheinen lediglich als Versuche, dem Krieg wieder zu seinem ursprünglichen Charakter zu verhelfen. Der *Feldzug* ist tot, das europäische Gleichgewicht betätigt sich mörderisch, genau wie es sich vor dem Krieg diplomatisch behauptete. Dieser Krieg zeigt deutlich: die neue Zeit.



Die niederdrückende Einkreisung Deutschlands ist nicht gelungen, und Deutschland hat den «Ring», an dessen Anlage die Geographie mehr beteiligt war, als die Diplomatie, nicht gesprengt.

Millionen Tote liegen begraben, zum Beweis, daß die neue Zeit die Lösung großer, zwischen lebensfähigen Völkern bestehender Probleme durch Massengewaltsamkeiten nicht zuläßt.

Über den wirtschaftlichen Wert eines Sieges in diesem Zustand hätten die Finanzmänner der kämpfenden Völker zu urteilen. Über die Fragwürdigkeit geistiger Gewinne ist schon heute so viel zu sagen, daß alle kriegführenden Völker für dieselben geistigen Ziele kämpfen möchten, daß die moralischen Energien überall dieselben sind und daß die seelischen Ergebnisse vermutlich überall die gleichen sein werden. Diese Übereinstimmung in der geistigen Führung des Krieges geht soweit, daß ungefähr alle, die in den einander feindlichen Ländern sprechen, *bis auf den Wortlaut* dasselbe sagen. Nie hat ein einigereres Europa bestanden, nie war die Solidarität der Völker, die sich zu zerfleischen suchen, so groß.

Dafür kann es nur zwei Gründe geben: entweder die Regierungen sehen sich gezwungen, zur Erreichung ihrer zweifellos entgegengesetzten Ziele die gemeinsamen Ideale der Völker anzunehmen, es sei denn sie vorzutäuschen, oder sie kämpfen tatsächlich, freiwillig, sozusagen *spontan*, für das gemeinsame Ideal sämtlicher Völker, jede von ihnen im Glauben, daß sie und gerade sie und sie allein die gemeinsamen Ideale zu verwirklichen berufen sei. Ein Vollstrecker dieser Ideen, ein Verwalter dieser Ideale, glauben sie, müsse sein, und um diese höchste Menschheitsmission morden einander die Völker.

Wahrhafter Kampf, so er vom ganzen Menschen, vom Scheitel bis zur Sohle, gekämpft wird, mit dem Einsatz alles dessen, was er besitzt und nicht zuletzt seiner selbst, ist etwas furchtbar Entschiedenenes: *Tod oder Sieg*. Der Mensch muß an die Wirksamkeit des von ihm gebrachten Opfers glauben, der Feind ist nur noch der Vorwand für das Mysterium, das sich in ihm von Herz zu Hirn vollzieht und durch das er mit seinem

Tiefsten kommuniziert; und ein deutscher Dichter, der als Politiker, auf parteipolitischem Boden, ganze und halbe Volksgenossen mit Inbrunst haßte, schreibt dann Gedichte, wie diese:

Wisset, die ihr Sturm und Wellen stillt:  
Kämpfe werden sein und Menschen fallen,  
Mächtige der Welt erstehn,  
solang Schwache sich um Starke drängen,  
Haß wird säen, Haß wird mähn  
mit Chorälen und mit Mordgesängen,  
und die alten Schwüre werden hallen —  
Liebe, die zum einen überschwillt,  
macht das andre untergehn.  
Wisset, die ihr stillt die tiefen Wellen:  
Blut will, Blut muß aus dem Bronnen quellen,  
Schäferin Erde dürstet nach Blut.

Wisset, die ihr gute Weisheit lehrt:  
Herzen werden andre niederschlagen,  
herrisch und zu zwein,  
solang Frühlingsnächte sie verzücken,  
Wut und Sanftmut auf sie niederschnein  
Von den blauen, lichtbekränzten Brücken.  
Fortgeschwemmt von Liebesrufen, Klagen,  
klangdurchbebt und unbewehrt  
brennen sie im neuen Schein.  
Wisset, Meister ihr der klugen Worte,  
suchend schafft die Sehnsucht allerorte,  
Schäferin Erde verzehrt sich in Glut.

\*

Nur wer Leben kennt, begreift das Sterben,  
sterben aber, das ist schwer,  
so man jenen Alten glaubt,  
deren Blick, ganz weit und leer,  
an der Stirn verzittert ihrer Erben,



die im Krankenzimmerdämmer  
lichtgefüllte Hände heben,  
schnell wie Hämmer,  
und den Jungen, die erbeben,  
wenn die Nacht sie schwarz umlaubt.

Sollt ich auch vom Grauen wissen,  
das uns Schreckhafte beschleicht,  
wo ein Mensch in sich zusammenbricht,  
will ich, vielleicht selbst erbleicht  
ach! wie jene plötzlich stillen Kissen,  
dennoch blutrot in die Höhe hissen.

Wo ein Mensch endlos zusammenbricht,  
eine Flamme aus dem Trüben sticht,  
Seele weh zu Seelenhaftem flieht,  
Blut sich wieder erdehin verzieht,  
sterbend sind wir alle Mütter, die gebären!  
Wo ein Mensch mit mir zusammenbricht,  
steig, mein Herz, in einem Strahl aus Blut und Schwären,  
steh wie ein Panier, das Sieg verspricht!  
Heute mußt du leuchten, mußt du schweben,  
heute, heute, wenn auch heute nur  
überjubelt mein Triumph zu leben  
den Vernichtungsschrei der Kreatur.

Blutrot will ich in die Höhe hissen  
und entzückt vom Tode wissen.

\*

Und dann dies entsetzliche Gesicht:  
Ein Schlachtfeld mit Haufen  
von Leibern, die, aufgerissen, dicht  
verglaste Augen an offenen Bäuchen,  
von Blut und Eingeweiden überlaufen,  
und die sich rühren, und die keuchen,

und eine Nacht, die sie allem, nur nicht sich selbst entrückt,  
und die sie wach hält und langsam in die Erde drückt,  
Verblutendes in eine Riesenwunde,  
und hallendes Schweigen in der Runde.

Die Not des Ertrinkenden, wenn er zum letztenmal  
auftaucht und die fern verzitternden Ufer  
da sind und dann ein langer blauer Strahl  
ihn ganz durchbohrt, vom Himmel sausend . . .  
Im höchsten Stockwerk des brennenden Hauses der Rufer,  
den es zurückhält, hinauszuwehn mit dem sausenden  
Glutsegel, das der Atem eines Feindes schwellt,  
und der sich sein eigenes Echo in die Ohren gelbt,  
der fliegend sinkt und fühlt, wie die roten Flammen  
mit großen Schlägen ihn ins Schwarze rammen.

Wie rote dicke Milch erbrochenes Blut  
der Überfahrenen, das Nachzittern der Glieder  
und eine einsame Hand, die zärtlich tut,  
im Fallen seitlich fortgeschleudert,  
streicht hin und her und hebt sich wieder  
so sanft . . . und wie vom Schmerz geläutert.  
Die Wolke Unrat, worin der eine verdirbt,  
der Schluckauf, dran der andere plötzlich stirbt,  
der lange Kampf auch derer, die sich wehren,  
ihr zuckend Hell ins Dunkel auszuleeren!

Dich dran zu halten, Bruder, reich ich die Hand,  
sieh her, ich bin der Nachfahr, der dich am Wege fand,  
und wenn du still bist, werd ich weiter schreiten  
in eine Welt, die viele Tode weiten,  
so sehr, daß, wenn ich selbst den letzten Kampf beginn,  
ich wohl schon lange nicht mehr auf der Erde bin.

\*



## (ERSTER AUGUST 1914)

Kam eine rote Wolke gezogen,  
entstürzten ihr drohende Gestalten,  
wir riefen, um sie aufzuhalten,  
schon waren sie durch uns geflogen  
und hinterließen einen Brandgeruch,  
Bestürzung ringsum wie nach einem Fluch,  
und dann war Krieg.

Die Träume sind ausgetreten,  
sie zeigen fletschende Zähne und winken,  
wir möchten in die Kniee sinken,  
die Angst und Wut in Ruh zu beten.  
Die wachen Träume haben uns umringt,  
wir hören, noch fremd, die eigene Stimme, die singt:  
Tod oder Sieg!

\*

## (UNTERWEGS)

Was ist gestern? Was ist heute?  
Was ist Wahrheit? Was ist Trug?  
Sind wir nicht die eigene Beute  
Und uns selbst genug?  
Wo ich fühle, steigt die Erde mal um mal,  
fällt und glitzert leise singend,  
steigt, durch Licht und Schatten dringend,  
wie die bunte Kugel auf dem Springbrunnstrahl.

Was ist Sterben? und was Leben?  
Tanz aus Dunkel, Ruhe, Licht und Schall!  
Allem Sein zutiefst ergeben,  
lausch ich ferner Tode Widerhall.

*Und zuletzt:*

(B E T E)

Bete, daß aus soviel Schlachten  
dir der Geliebte wiederkehr  
und sein Herz dann immer bleibe  
so stolz und klar wie seine Wehr.

Bete, daß die Totversunkenen  
in dir und allen auferstehn,  
daß wir stets bei unsern Taten  
ihr ernstes Lächeln vor uns sehn.

Bete, daß die Kraft der Opfer,  
so dargebracht, wie nie zuvor,  
sich ein Volk noch hingeben,  
ein ewig Licht sei an dem Tor

deines Hauses und des Reiches,  
durch das Geschlechter Deutsche gehn.  
Gleich wie Gottes mög ihr Atem  
auf unsern hellen Straßen wehn.

Bete, daß wir alle werden  
durch ihren Tod so stark wie frei,  
und am Ende, daß der Deutsche  
ein milder Herr der Erde sei.

*(Gedichte, geschrieben im Juni, Juli und August 1914.)*

\*

Die Freunde des Dichters fielen, von Granaten zerrissen, von Bajonetten gespießt. Er hatte eine Gemeinsamkeit mit ihnen. Sie waren von seinem Fleisch und seinem Blut. Da sie tot waren, rief er sie, die trotzdem, die über alle greifbaren Begriffe Leben-



digen, die Blutzeugen ihrer Gemeinsamkeit, und er betete für den Fortbestand ihres leidenschaftlichen Willens.

Denn nichts ist sinnlos für den, der Sinne hat, und jedes Blutopfer ist der letzte Ernst.

Ich neige mich tief vor Charles Péguy und beweine Ernst Stadler. Jener war seit zwanzig Jahren darauf vorbereitet, für eine Idee zu sterben, die, auf dem Schlachtfeld, die seine bliebe, bleiben mußte, weil es seine eigene Idee war und das klar gewollte Opfer. Er schrieb „Notre Patrie“ und Verse, in denen er seinen und seiner Kameraden Tod Jahre im voraus segnete:

„Heureux ceux qui sont morts dans les grandes batailles  
Couchés dessus le sol à la face de Dieu.“

Dieser litt unsäglich, bis er, auch er einen Sinn fand für den Tod, den er, auch er erwartet, wenn auch nicht *so* gewollt hatte, nicht auf der Stelle, wo er ihn traf:

„Aber eines Morgens rollte durch Nebelluft das Echo von  
Signalen,  
Hart, scharf, wie Schwerthieb pfeifend. Es war wie wenn  
im Dunkel plötzlich Lichter aufstrahlen.  
Es war, wie wenn durch Biwakfrühe Trompetenstösse  
klirren,  
Die Schlafenden aufspringen und die Zelte abschlagen und  
die Pferde schirren.  
Ich war in Reihen eingeschient, die in den Morgen stießen,  
Feuer über Helm und Bügel,  
Vorwärts, in Blick und Blut die Schlacht, mit vorgehaltne  
Zügel.  
Vielleicht würden uns am Abend Siegesmärsche um-  
streichen;  
Vielleicht lägen wir irgendwo ausgestreckt unter Leichen.  
Aber vor dem Erraffen und vor dem Versinken  
Würden unsre Augen sich an Welt und Sonne satt und  
glühend trinken.“

Waren sie Feinde?

Sie waren Freunde — Péguy, der politischere Mensch, Stadler, der menschlichere Politiker.

Und die Politik, die nicht die ihre war, stellte sie als feindliche Offiziere einander gegenüber.

In der weiten Erde Europas liegen sie vereint und sind ein einziger Glaube an die Zukunft ihrer großen Heimat.

Wir brauchen nur treu zu sein und zu glauben.

Auch das ist — Politik. Das Fundament unsrer Politik. Der Kampf aber auf dieser geheiligten Stätte fordert alle blanken, unsentimentalen Eigenschaften des Ringkämpfers. Fordert alle blanken, unsentimentalen Eigenschaften des Ringkämpfers. Hier geht es um die Macht. Hier geht es um die Macht. Wer die Macht dazu hat, macht Kriege oder verhindert sie. Er allein. Die andern folgen, hingerissen, dem Plakat, beugen sich, schwankend, dem unheimlich anziehenden Schrecken der Gewalt.

## II.

A la guerre comme à la guerre: das Wort ist nicht von einem Deutschen. Im Grunde sind alle, aber auch alle Militäre von denselben Prinzipien durchdrungen, die nicht einmal *sie* geschaffen haben, sondern die ihnen von ihrer Waffe und deren äußersten Ausnützung aufgezwungen werden. Versteht es sich nicht von selbst, daß, *wer einmal den Krieg will*, den Sieg mit allen Mitteln zu erringen sucht? Der Krieg hat längst aufgehört, ein Turnier zu sein; vielleicht ist er es noch bei irgendeinem Negerstamm, der diesen Sport mit fachmännischer Gewissenhaftigkeit und überkommener Artigkeit pflegt. Je zivilisierter, je unkriegerischer die Völker aufwachsen, desto barbarischere Formen muß die ihnen ganz ungemäße Form des Massenmordes, die der heutige, der Völkerkrieg ist, annehmen. Dies gilt nicht für die und jene, es gilt für ganz Europa, und im selben Masse, wie die und jene sich stärker oder schwächer fühlen und nach dem Umfang der ihnen nötig erscheinenden Anstrengung, um



zu siegen, *um trotz allem zu siegen*. Die einzigen ethischen Kriterien, die für ein kriegführendes Volk gelten könnten, wären in den Verhältnissen vor dem Krieg und der geistigen Verfassung der Völker bei Kriegsschluß zu suchen.

Ich habe im Märzheft des vorigen Jahrgangs einige der besten Kriegsberichte aus den feindlichen Ländern nebeneinandergestellt: sie waren von einer erstaunlichen Übereinstimmung. Der Deutsche empfand wie der Franzose, ein Russe wie ein Österreicher. Den Zeitungsberichten folgten Bücher. Der Verlag Georg Müller in München hat einen „Deutschen Krieg in Feldpostbriefen“ erscheinen lassen, die Librairie Larousse in Paris „Les Mots héroïques de la guerre“ gesammelt. Nicht nur, daß die Gedankengänge der kämpfenden Soldaten einander sinngemäß decken, ich finde in den Büchern sogar die gleichen Anekdoten. So habe ich in der französischen Kriegsliteratur Aussprüche von Soldaten und Armeeführern gelesen, die ich als Aussprüche deutscher Soldaten und Armeeführer bereits aus der deutschen Kriegsliteratur kannte; Bismarcks Worte von 1866: „Die Kerle sind zum Küssen“ kehren, als Bekenntnis eines französischen Generals, in den „Mots héroïques de la guerre“ wieder: „Mes soldats, je suis depuis le début à genoux devant eux.“ Die Methode im Kampf stellt sich als ebenso gemeinsam heraus: „Aber bald, während die Sonne aufging, bot sich uns ein Schauspiel dar, dessen Beschreibung wirklich lohnt. Ungefähr 800 Meter vor uns zeichnete sich eine Hügelkette vom Himmel ab. Auf deren Rand tauchten zuerst die Vorposten auf, dann die feindlichen Einheiten, die sich, kaum, daß sie die Höhen erreicht hatten, plötzlich entfalteten. Haben Sie gesehen, Herr Leutnant, fragt mich mein Sergeant; es ist seltsam, sie manövrieren wie wir! Man könnte glauben, daß sie ihre Rekrutenschule bei unserm Bataillon durchgemacht hätten.“\* Hunderte von deutschen Feldpostbriefen haben berichtet, daß die Bataillone „wie im Manöver“ vorgingen, und in andern Tagebüchern französischer Offiziere begegne ich

\* Carnet de Route d'un Officier d'Alpins, Librairie Militaire Berger-Levrault, Paris-Nancy, S. 27—28.

immer wieder der berufsfreudigen Schilderung von dem manö-  
vermäßigen Ansatz einer Aktion,

die dann, hüben wie drüben, von gleich entsetzten Herzen  
erlebt, mit gleich erweiterten Augen gesehen, in die furchtbare  
Raserei des Kampfes bis zum Handgemenge übergeht. .

Greuelthaten geschehen, wenn man den vorliegenden Zeug-  
nissen glauben kann, hüben wie drüben: „Als ich nach dem  
Platze kam, sah ich, wie Zivilpersonen den Verwundeten die  
Köpfe abschnitten und auf Stangen befestigten. Ich ritt in  
größtem Galopp zu meiner Schwadron zurück, die sofort unter  
meiner Führung nach der betreffenden Stelle aufbrach. Wir  
fanden die Zivilpersonen noch ‚bei der Arbeit‘ und nahmen sie  
fest.“\* Und in den vom französischen Ministerium des Aus-  
wärtigen zusammengestellten Dokumenten\*\* enthält Num-  
mer 35 die eigenhändig geschriebene Erklärung eines deutschen  
Soldaten vom 57. Infanterie-Regiment, der als Kriegsgefangener  
im Fort Penthievre in Quiberon untergebracht ist: „Wir brachen  
in einem Hause ein in Metten da wurde aus einem Hause  
geschossen, wir brachen in dem Hause ein und bekamen den  
Befehl das Haus zu untersuchen, aber wir fanden nichts in dem  
Hause wie zwei Frauen mit einem Kind. Es wurde aber von  
meinen Kameraden gesagt das die beiden Frauen geschossen  
hatten und wir fanden auch einige Waffen nämlich Revolver.  
Ich habe aber nicht gesehen das die Frauen geschossen hatten.  
Es wurde aber den Frauen gesagt es passierte nichts da die  
Frauen zu sehr weinten. Wir holten die Frauen heraus und  
brachten die Frauen zum Major, da erhielten wir den Befehl  
die Frauen zu erschießen. Der Major hieß Kastendick und ge-  
hörte dem 57. Infanterie Regiment. Als nun die Mutter tot war  
befahl der Major das Kind zu erschiessen weil das Kind nicht  
allein auf der Welt bleiben sollte und das wie die Mutter er-  
schossen wurde hielt das Kind die Mutter noch bei der Hand  
so das Kind mit zurückgezogen wurde. Dem Kind wurden auch  
die Augen zugebunden. Ich habe die Wahrheit geschrieben, ich

\* Der deutsche Krieg in Feldpostbriefen I. Verlag Georg Müller, S. 36.

\*\* Les violations des Lois de la Guerre par L'Allemagne I, S. 74.



habe selbst das mitgemacht weil wir den Befehl vom Major Kastendick und vom Reserve Hauptmann Dültigen bekamen.“ N. S. „Es tat mir sehr leit als ich das sah. Dabei standen mir die Tränen in den Augen.“

Der Dresdener Staatsanwalt Wulffen gab auf die Frage, weshalb die Kriminalität während des Krieges zurückgegangen sei, in einer deutschen Zeitung die Antwort: Die Kriminellen befinden sich an der Front. Hier haben wir eine Folge der allgemeinen Wehrpflicht, die, auf der andern Seite, Gustave Hervé in einem Offenen Brief an seine Mutter bestätigt:

„Ich wette, du hast dich durch alle die Geschichten von den deutschen Greuelthaten aufhetzen lassen, die die Zeitungen verbreiten. Ich kenne dich: du hast darüber den Schlaf verloren. Du siehst in Gedanken deinen Sohn, wie er verwundet am Rande eines Gehölzes liegt, wie er von Banditen mit der Pickelhaube ausgeplündert wird, worauf sie ihm den Rest geben. Ich will nicht bestreiten, daß es hie und da solche Verwundete gegeben habe, die von Apachen in deutscher Uniform gemordet worden seien. Aber welche europäische Armee hat denn nicht ihre Apachen? Erwinnere dich, was unser Artillerist nach jeder seiner Kolonialexpeditionen uns erzählte, an die von den Unsern begangenen Greuel, deren entrüsteter Zuschauer er manchmal gewesen war. Der Krieg ist nichts Schönes! Puh! Ich weiß wohl, welcher Ungeheuerlichkeiten eine losgelassene Soldateska fähig ist, zumal, wenn sie getrunken und nicht gegessen hat: ich kenne das deutsche Volk gut genug, um dir versichern zu können, daß die Greuelthaten, die alle Zeitungen füllen, von einer Handvoll Apachen begangen wurden, und daß die überwältigende Mehrheit der deutschen Offiziere und Soldaten unfähig wären, einen französischen Verwundeten anzurühren, es sei denn, um ihm zu helfen.“ \*

Die Entente hatte, in Belgien, die abgehackten Kinderhände, wir, in Ostpreußen, die abgeschnittenen Frauenbrüste. Die eine

\* Gustave Hervé, *La patrie en danger*, Recueil in extenso des articles publiés par G. H. dans la « Guerre sociale » du 1<sup>er</sup> juillet au 1<sup>er</sup> novembre 1914. Paris, Bibliothèque des ouvrages documentaires. S. 115—116. Der Artikel erschien am 24. August 1914.

Hälfte dieser Geschichten besteht aus Legenden, um nicht zu sagen Lügen, deren Bildung jedem Kenner der Massenpsychose wohlbekannt ist; die andere aus Tatsachen, die aus dem körperlichen und seelischen Zustand der entfesselten Bestie im Menschen hervorgehen, und die das grauenvollste Schauspiel sind, das Menschen einander bereiten können.

Bisher war nur vom Soldaten und Offizier die Rede. Zwei Beispiele, daß der gleiche Geisteszustand die Gesamtheit der in den Kampf gerissenen Menschenmenge umfaßt bis zu den höchsten Heerführern. Ich habe sie genommen, wie sie gerade, in Armeslänge erreichbar, vor mir lagen.

Aus einem Tagesbefehl des Generals Franchet d'Espérey an seine Armee, nach der Schlacht bei Montmirail:

„Soldaten, auf den denkwürdigen Schlachtfeldern von Montmirail, Vauchamps und Champaubert, die, vor hundert Jahren, die Zeugen der Siege waren, die unsere Vorfahren über Blüchers Preußen davontrugen, hat unsere kraftvolle Offensive den Widerstand der Deutschen gebrochen. . . Der erste Erfolg ist nur ein Vorspiel. Der Feind ist erschüttert, aber noch nicht endgültig geschlagen. . . Niemals bestand dringendere Pflicht, dem Vaterland alles zu opfern. Ich grüße die Helden, die in den letzten Kämpfen gefallen sind, und wende mich in Gedanken an die Sieger der nächsten Schlacht. Vorwärts, Soldaten, für Frankreich!“\*

Ansprache des deutschen Kaisers im Hauptquartier, nach der Schlacht in Lothringen:

„Kameraden! Ich habe Sie hier versammeln lassen, damit wir uns gemeinsam des Sieges freuen, den unsere tapferen Kameraden in Lothringen errungen haben. Deutsche Truppen aller Stämme haben in tagelangem Ringen, in opferfreudigem Mut und unerschütterlicher Tapferkeit den Feind zurückgeschlagen unter Führung des bayerischen Königssohnes. Unsere Truppen waren vertreten in allen Jahrgängen. Aktive Soldaten, Reserve und Landwehr, sie alle zeigten denselben Schneid, dieselbe Tapferkeit, das gleiche Gottvertrauen und rücksichtsloses Drauf-

\* Les mots héroïques de la guerre, S. 122.



gehen. Dafür haben wir vor allem unsern Dank zu richten an Gott den Allerhöchsten. Ich gedenke in Ehren der Gefallenen, welche ihr Herzblut verspritzt haben, wie wir es nachmachen wollen. Sie haben es getan in unerschütterlichem Gottvertrauen.

Noch viele blutige Kämpfe stehen uns bevor. Wir wollen und müssen siegen. Unseren tapferen Kameraden, die uns vorangegangen sind zum Siege, ein dreifaches Hurra!“\*

Und noch ein anderes fällt auf. Deutsche wie Franzosen klagen bei Beginn des Krieges über die „Feigheit der Feinde“, die sich „in jeder Erdfalte verkriechen“. Das war noch eine Erinnerung an den *Feldzug*, Erinnerungen zumal an 1870—71,

denen bald die einträchtliche und möglichst ausgiebige Benützung des Schützengrabens folgte.

### III.

„DAS GROSSE JAHR“: Dies ist der Katalog des Verlags-  
hauses S. Fischer in Berlin für 1914—15. In der Einleitung  
stehen Sätze, die ein Staatsmann vom Schlage Eduard Davids  
geschrieben haben könnte:

„Ein Verlag ist allerdings keine Industrie, und man sagt ihm  
nicht ohne weiteres etwas Rühmenswertes nach, wenn man  
findet, daß er sich schnell und geschickt für den Krieg umge-  
schaltet habe. Wohl stellt der Krieg, sofern er ein geistiges  
Ereignis ist, sofern er zu einem geistigen Ereignis werden soll,  
auch ihm Aufgaben mancher Art; aber wenn er sie erfüllt, ist  
sein eigenstes Werk noch nicht getan. Denn nicht nur soll  
auch er den Forderungen einer im Fordern unnachsichtigen  
Zeit gerecht werden; — er hat die noch größere Pflicht, ihm  
anvertrautes Gut durch die Brandung eben dieser Zeit heil  
hindurchzutragen.“

Wohingegen ein anderer Passus von Moritz Heimann verfaßt  
sein dürfte:

\* Der deutsche Krieg in Feldpostbriefen I, S. 154—155.

„Sie (die Literatur), die von Natur schon für alles Schicksalhafte empfindlicher als der bürgerliche Sinn ist, mußte sich obenein von heimlichen und öffentlichen Feinden sagen lassen, daß die große Stunde nicht ihre Stunde sei, und sie erlebte buchstäblich das Gleichnis des griechischen Dichters:

Hoch in die Wolken entführte die Nachtigall plötzlich der  
Habicht,

Fest in den grimmigen Klauen die liebliche Sängerin haltend.  
Jämmerlich klagte die Arme ihr Leid. Doch herrisch beganner:  
Törichte, schreie nicht so! Viel mächtiger bin ich an Stärke.  
Wie mir beliebt, so schlepp' ich dich fort, wie schön du auch  
singest.

Habe ich Lust, so speise ich dich. Sonst magst du entrinnen!  
Also zur Nachtigall sagte der dunkelbefiederte Habicht.

Jedoch der Habicht ist ein Prahler. Er glaubt wohl, daß er die Sängerin verspeisen könne, doch er tut es nicht. So scharf seine Fänge sind, unversehens und ihm selbst zur Überraschung, ganz unbegreiflicherweise muß er sie öffnen, und das befreite Lied behält seine Macht und seinen Sieg.“

Die Verhandlungen in unseren Parlamenten stört die geistigen Führer bei S. Fischer nicht, und Herr Sänger, der vor dem Krieg Bernstein hochschätzte, bevor er den alten Kämpfer, der auf ein Lebenswerk zurückblickt, als einen politischen Narren hinstellte, Hardens politischen Scharfblick rühmte und in David und Scheidemann staatsmännische Talente entdeckte, Herr Sänger, dessen Chroniken vordem Anglomanie ausschwitzten, stapelte Argumente auf, die die Herren Reventlow und Oertel mit einem höhnischen Lächeln wiedererkannten. Thomas Mann vergnügte sich so lange und so absichtsvoll mit Friedrich dem Großen, bis die große tragische Figur zu einem Bösewicht geworden war, dem der Literat mit Verständnis auf der Hintertreppe seiner schönen Seele begegnete, und Lucia Dora Frost, von der ich annehme, daß sie eine Frau ist, entdeckte und entwickelte in der „Preußischen Prägung“ einen erschreckenden Kannibalismus, über den Nietzsche sich krank gelacht, und den der Soldat, der preußische Soldat ausgespien hätte.



Da steht im Katalog des weitem, zu Beginn einer kleinen Betrachtung von Moritz Heimann, zu lesen: „Der Krieg von 1870/71 hat uns die nationale (soll vermutlich heißen: die staatliche) Einheit gebracht, dieser soll uns die moralische (wohl: die nationale) Einheit bringen. Wir haben erreicht und wollen es nicht mehr verlieren, daß wir miteinander reden können.“

Wie schön!

Aber so antwortet mir nicht, in schlechtem Englisch, ich und einige andere seien Franzosen, wenn wir deutsch reden.

Versuchen Sie, bitte, Moritz Heimann, mit einem Konservativen zu reden, der ein Kerl ist, dann werden Sie mir vielleicht recht geben, daß eine Verständigung zwischen *uns* leichter wäre. Gehen Sie doch mit Ihren Freunden in unsere Redaktionen und Parlamente, lassen Sie sich als unsichtbaren, um so aufmerksameren Gast mitnehmen in die Ausschusssitzung einer Partei oder nur in die Halle des Reichstags. Suchen Sie zu erfahren, von möglichst zuverlässigen Zeugen, wie die Weltgeschichte gemacht wird, und Sie werden die Nachtigall sorgfältig in die Hand nehmen, statt mit ihr das Experiment des Habichts anzustellen.

Wie die Weltgeschichte gemacht wird? Lesen Sie die „Gedanken und Erinnerungen“ von Bismarck und verweilen Sie einen Augenblick beispielsweise bei einer Szene, die den Stempel der politischen Größe trägt. Sie ist sehr dramatisch. Weshalb ich nicht müde werde, Menschen vor sie hinzustellen, die bisher für die Mechanik der Bühne empfänglicher waren, als für die — meist gröberen — Kunstgriffe dessen, der Weltpolitik macht.

Der 4. Oktober 1859.

Bismarck ist Wilhelm I., der der Königin in Baden-Baden einen Geburtstagsbesuch gemacht hat, bis Jüterbog entgegengefahren und erwartet ihn, im Dunkeln auf einer umgedrehten Schiebkarre sitzend, in dem noch unfertigen, „von Reisenden dritter Klasse und Handwerkern gefüllten Bahnhof“. Bismarck hat zur Erbauung der Budgetkommission sein Stahlrad ge-

schlagen. Vor den Magen hat er es den Herren im Bratenrock gestoßen — „was zwar nicht stenographiert, aber in den Zeitungen ziemlich getreu wiedergegeben war“ — daß Preußen nicht mit Reden, Vereinen und Majoritätsbeschlüssen geholfen sei, sondern daß es einen Kampf kosten werde, „der nur durch Eisen und Blut erledigt werden könne“. Er will den König, der von der *Engländerin* kommt, nicht nach Berlin hineinlassen, ohne zuvor die Hand auf ihn gelegt zu haben. Ein Blick in das müde, verdrossene Gesicht: Der König ist „unter der Nachwirkung des Verkehrs mit seiner Gemahlin sichtlich in gedrückter Stimmung“. Kaum öffnet Bismarck den Mund, da fährt der Monarch ihn an:

„Ich sehe ganz genau voraus, wie das alles endigen wird. Da vor dem Opernplatz, unter meinen Fenstern, wird man Ihnen den Kopf abschlagen und etwas später mir.“

Es beginnt der Dialog! Bismarck hatte erraten, und es ist ihm später von Zeugen bestätigt worden, daß der König während des achttägigen Aufenthalts in Baden-Baden mit Variationen über das Thema Polignac, Strafford, Ludwig XVI. bearbeitet worden war.. Also:

„Als er schwieg, antwortete ich mit der kurzen Phrase: ‚Et après, Sire?‘ — ‚Ja, après, dann sind wir tot!‘ erwiderte der König. ‚Ja‘, fuhr ich fort, ‚dann sind wir tot, aber sterben müssen wir früher oder später doch, und können wir anständiger umkommen? Ich selbst im Kampfe für die Sache meines Königs und Eure Majestät, indem Sie Ihre königlichen Rechte von Gottes Gnaden mit dem eignen Blute besiegeln, ob auf dem Schafott oder auf dem Schlachtfelde, ändert nichts an dem rühmlichen Einsetzen von Leib und Leben für die von Gottes Gnaden verliehenen Rechte. Eure Majestät müssen nicht an Ludwig XVI. denken; der lebte und starb in einer schwächlichen Gemütsverfassung und macht kein gutes Bild in der Geschichte. Karl I. dagegen, wird er nicht immer eine vornehme historische Erscheinung bleiben, wie er, nachdem er für sein Recht das Schwert gezogen, die Schlacht verloren hatte, ungebeugt seine königliche Gesinnung mit seinem Blute bekräftigte?“



Eure Majestät sind in der Notwendigkeit zu fechten, Sie können nicht kapitulieren, Sie müssen, und wenn es mit körperlicher Gefahr wäre, der Vergewaltigung entgegentreten.“

Je länger ich in diesem Sinne sprach, desto mehr belebte sich der König und fühlte sich in die Rolle des für Königtum und Vaterland kämpfenden Offiziers hinein . . Er fühlte sich bei dem Portepée gefaßt und in der Lage eines Offiziers, der die Aufgabe hat, einen bestimmten Posten auf Leben und Tod zu behaupten, gleichviel, ob er darauf umkommt oder nicht. Damit war er auf einen seinem ganzen Gedankengange vertrauten Weg gestellt und fand in wenigen die Sicherheit wieder, um die er in Baden gebracht worden war, und selbst seine Heiterkeit . . Er war der Sorge vor der „Manöverkritik“, welche von der öffentlichen Meinung, der Geschichte und der Gemahlin an seinem politischen Manöver geübt werden könnte, überhoben. Er fühlte sich ganz in der Aufgabe des ersten Offiziers der preußischen Monarchie, für den der Untergang im Dienste ein ehrenvoller Abschluß der ihm gestellten Aufgabe ist. Der Beweis der Richtigkeit meiner Beurteilung ergab sich daraus, daß der König, den ich in Jüterbog matt, niedergeschlagen und entmutigt gefunden hatte, schon vor der Ankunft in Berlin in eine heitere, man kann sagen, fröhliche und kampflustige Stimmung geriet, die sich den empfangenden Ministern und Beamten gegenüber auf das unzweideutigste erkennbar machte.“

Bismarck spricht dann, sozusagen in einer Regiebemerkung, sehr sicher von „ihren“, des Königs und seinen Verhältnissen und „ihrer Situation“, er sagt, daß die immerhin „ernst“ gewesen seien. Es waren noch keine zwei Monate verflossen, seitdem der protestantische Mephistopheles seinem Faust, der immerhin der „Kartätschenprinz“ gewesen war, das große Bündnis angetragen hatte. Im idyllisch gelegenen Babelsberg hatte er den König überzeugt — vielmehr war es ihm „gelingen“, wie er sagt, den König zu überzeugen — daß es sich für ihn nicht um Konservativ oder Liberal in dieser oder jener Schattierung, sondern um Königliches Regiment oder Parlamentsherrschaft handle, und daß diese unbedingt und auch durch

eine Periode der Diktatur abzuwenden sei. „Ich sagte: „In dieser Lage werde ich, selbst wenn Eure Majestät mir Dinge befehlen sollten, die ich nicht für richtig hielte, Ihnen zwar diese meine Meinung offen entwickeln, aber wenn Sie auf der Ihrigen schließlich beharren, lieber mit dem Könige untergehn, als Eure Majestät im Kampfe mit der Parlamentsherrschaft im Stiche lassen.“

Bismarck hat später immer wieder betont, daß diese Auffassung von seinem Beruf keine prinzipielle gewesen sei, wie sie etwa jeder Minister jedem Herrscher gegenüber betätigen müsse. Vielmehr solle man ihren Ursprung und ihr Ende in seinem ganz persönlichen Gefühl für Wilhelm I. suchen.\*

Er befand sich im Konflikt mit dem Enkel.

Sprechen wir doch einmal nicht von der jüdischen Frage, die mit noch viel mehr Ideologien belastet ist oder, wenn Sie wollen, um soviel verklärter leuchtet in der Finsternis des politischen Himmels, als die elsässische Frage, der ich auch mit Fleisch und Blut verwachsen bin . . . Sprechen wir von deutscher Politik, von der Politik des deutschen Reiches, das aus 24 Bundesstaaten besteht, und das noch lange nicht in die Brüche ginge, selbst wenn, wie ein Esel in England phantasierte, die indischen Reiter ihre Lanzenspitzen Unter den Linden leuchten ließen. Von politischen Wünschen, die auf dem Wege der Verwirklichung sind oder nicht sind — wobei wir, in diesem oder jenem Sinne, mithelfen könnten — von politischen Tatsachen, die wir nicht so oder so auslegen wollen, sondern, wie sie sich im Verhältnis zwischen Parteien und Regierung und in der Regierung selbst und im Haushaltsplan ausdrücken. Wir haben es mit dem Habicht zu tun, nicht mit der Lerche, mit Machtkämpfen, nicht mit rhythmischen Allegorien. (Wieviel Tausende von Jünglingen und Männern liegen, getötet, auf den Schlachtfeldern Europas!)

Im Vorwort Ihres Katalogs deuten Sie an, was Sie wollen. Sie wollen, grob gesagt, Ihre innerpolitischen Gegner über-

\* Zum erstenmal angeführt im Septemberheft 1913 der Weißen Blätter, ein Jahr vor dem Krieg.



listen, etwa wie die Mehrheit der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion. Der Versuch wird uns alle teuer zu stehen kommen. Erstens ist, seit langem, vorgesorgt, daß kommandierende Generale bei uns schöngeistigen oder dalilahaften politischen Versuchungen einigermaßen gewachsen sind. Zweitens sehe ich in den Reihen der „großen deutschen Linken“ keinen einzigen Odysseus, der fähig wäre, sein Spiel auch nur bis zum Ende durchzuführen. Die, von denen man eine Weile annahm, daß sie der ungeheuren intellektuellen Anstrengung, die ein solches jahrelang dauerndes Manöver verlangte, gewachsen wären, sind ja längst von den Gedanken besessen, die sie nur für die gebotene Zeit annehmen wollten; werden von ihnen beherrscht, lassen sich durch sie lenken und sind seit geraumer Zeit an ihre Gegner ausgeliefert. „Right or wrong, my country!“: ein Standpunkt, auf dem sich mit Ehre leben und sterben läßt. Seine freiwillige Anerkennung durch alle, die einander in der inneren Politik ihres Landes bekämpfen, macht die *Nation* aus. Er bedeutet mit nichts, daß sich, innerhalb der nationalen Gemeinschaft, eine Gruppe der andern ausliefere. Wer, der sehen kann, sieht denn nun aber nicht, daß inzwischen die entscheidenden, auf Generationen hinaus bestimmenden innerpolitischen Kämpfe — nicht etwa erst vorbereitet, sondern bereits mit aller Wucht ausgefochten werden?

Es bleibt nur eine Hoffnung: die Diktatur jener, die aus dem Kriege heimkehren. Die Diktatur über alle diese Intellektuellen: selbsternannte Siegelbewahrer und Kommentatoren von Gefühlen, die *andere* haben, von Taten, die *andere* tun, Sänger und falsche Gleichgewichtskünstler auf dem hohen Seil in allen Ländern.

Zitieren Sie nicht selbst in Ihrem Beitrag aus dem Brief eines Freundes: „Die knappe Uniform reißt einen zusammen, man zieht sich den Dienst über die Ohren und weiß sonst nichts. Es wird schon gehen.“ Vielleicht. Die knappe Form des häuslichen Lebens wird sie zusammenreißen, die Not wird ihnen die Haut von den Ohren ziehn, und sie werden wieder einiges wissen, was sie vergessen hatten.

Die „Intellektuellen“? Ein Schimpfwort für Leute, denen das Sitzfell juckt bei den Anstrengungen, die *andern* auferlegt werden. Kein Wunder, da doch selbst ein Anatole France, der immer den „Triumph der Vernunft“ predigte, in einem Band „Sur la voie glorieuse“ Artikelchen sammelte, deren Mittelmäßigkeit auch einen chauvinistisch gewordenen Greis beschämen sollte, und Remy de Gourmont kurz vor seinem Tod durch die selbe Prozedur endlich den Freispruch von dem furchtbaren Vorwurf des „Ästhetentums“ erreichte. Gerhart Hauptmann, der in der Begeisterung der ersten Kriegsmonate schlechtere Verse schrieb, als Körner sie über sich gebracht hätte, und der Bergson, den er vermutlich nie lesen möchte, einen „Modephilosophen“ nannte, hat es nicht besser gemacht, Richard Dehmel sich nicht gründlicher vor dem wildgewordenen Bürger rehabilitiert.

Die „geistigen Führer der Nation“ haben einander nichts vorzuwerfen.

Dagegen möchte es einen wundern, wenn nicht die Nationen über kurz oder lang die Entbehrlichkeit solcher geistigen Führer einsähen.

Es ist wahr, solange die Schuster nur Schuster sind, sollten sie besser bei ihrem Leisten bleiben. Barrès, Kipling, D'Annunzio — ja, und welche literarische Größe hatten denn wir bei den Kanonen? Rudolf Herzog? Lauff? Bloem? — die brauchten sich wenigstens nicht erst einen Platz im kriegerischen Aufruf ergattern, sie besaßen ihn vor der Morgenröte; vermutlich, weil sie vordem über Dinge nachgedacht hatten, die deutsche Dichter seit 60 Jahren von ihrem Kothurn herab für Stänkereien politischer Parteien anzusehn liebten. Die alten Griechen schienen ihnen näher, als ihr Abgeordneter, weshalb ihr Abgeordneter von ihnen ebenso entfernt blieb, wie sie von den alten Griechen waren. Ich glaube, man nannte das Idealismus.

Idealismus? Von einem geistig und oft auch materiell hochstehenden Menschen verbrecherische Gleichgültigkeit gegen die leiblichen und geistigen Bedürfnisse seiner Volksgenossen —



wenn es nicht einfach Dummheit war! Leser, denen hierbei etwa Goethe einfiel, verweise ich, der Kürze halber, auf die „Kampagne in Frankreich“ und, um eine geistige Verfassung großer Deutscher in jener Zeit zu berühren, auf Kant und Beethoven. Dieser zerriß die Eroica, die er Bonaparte gewidmet hatte, jener, dem die Jakobiner aus sehr politischen Gründen ans Herz gewachsen waren, dachte über Napoleon, mit ebensoviel politischer Klugheit, geringer, als Goethe, dem der Weltkaiser in Weimar mit geistigem Augenaufschlag begegnete, als feinsinniger Kenner, nach hundert derben Schlachten, von „Werthers Leiden“..

Ihr predigt dem Deutschen seine Geschichte, die Struktur und die Tendenz seiner geschichtlichen Entwicklung — und habt recht. Nur, daß diese weit über 1870, 1866, 1864 zurückreicht, und daß die Wurzeln deutschen Volkstums — und gar für einen geistigen Menschen — anderswo und, Gott sei Dank, ein wenig tiefer liegen. Hinter dem englischen Imperialismus nachzuhinken, im Augenblick, wo dieser Imperialismus im Begriff war, sich aufzulösen, um die Katastrophe des *Reichs* zu verhindern, darin sehe ich keinen Fortschritt. Daß wir keine auch nur annähernde Berührung mit dem religiösen Panslavismus haben, wißt Ihr so gut wie ich. Nachdem die Deutschen eine Nation geworden sind, brauchen sie nur in die neuen Schläuche, die mit Gewalt bestellt wurden — eine historische Tatsache, die wir nicht leugnen können — den alten deutschen Wein füllen, wozu es — auch dies könnte sich eines Tages als eine historische Tatsache erweisen — ganz und gar nicht der selben Gewalt bedürfte, sondern nur einer Vorbereitung der Geister. Und daß Ihr, die Ihr nicht mit Gewehr und Handgranate kämpft, den standhaften Zinnsoldaten spielt, statt die einzigen Wege zu bereiten, die zu gehn Euch bestimmt sein könnte, darin sündigt Ihr, seid Pfaffen und Rabbiner und insgesamt die Kammerdiener höchst tüchtiger Herrn, die Euch, wenn Ihr Eure Schuldigkeit getan habt, ebenso übersehn werden, wie ihre Frauen ihre Zofen übersehn, oder aber, wenn Ihr unwahrscheinlicherweise aufmucken und Euch an empfindlichen

~~~~~  
Stellen des öffentlichen Lebens mausig machen solltet, den verdienten Fußtritt versetzen werden, dessen Kraft in der langen Übung, in seiner „Tradition“ besteht, die Ihr, Ihr, Ihr hymnisch besungen habt,

statt die Geschehnisse mit *Eurer* Tradition, *Eurem* Geist, *Eurem* Zukunftswillen zu durchsetzen und, was jenen ihre gewaltige Stellung geschaffen hat, die *andern Eure* Geschichte mitmachen zu lassen.

Bismarck ist nicht davor zurückgeschreckt, das Schlagwort vom „Reichsfeind“ in den politischen Kampf zu werfen. Er war bereit, wie Ihr wißt, wenn Ihr seine Bücher und die Literatur über ihn kennt, im Notfall auch vor einigem andern nicht zurückzuschrecken, um sein Ziel, das seine zu erreichen. .

Kämpft für das Deutschtum, für Euer Deutschtum und nicht für Eure Niederlage, im Land und in der Welt. Denn, wenn Ihr schon die Welt nach Eurem Bild gestalten wollt — Größenwahn einer blutigen Stunde! — so müßt Ihr mit Euch beginnen.





Carl Sternheim:

T A B U L A R A S A
E I N S C H A U S P I E L I N D R E I A U F Z Ü G E N

P E R S O N E N :

Wilhelm Ständer
Isolde Ständer, seine Nichte und Mündel
Heinrich Flocke
Arthur Flocke, sein Sohn
Nettel Flocke, seine Tochter
Werner Sturm
Paul Schippel
Bertha, Magd bei Ständer
Der Arzt

Die Szene ist dauernd die bürgerlich behagliche Wohnstube Ständers.

E R S T E R A U F Z U G .

E R S T E R A U F T R I T T .

Bertha: Nach fünf Jahren Dienst hätte man Aufbesserung verdient.

Ständer: Ich bin Arbeiter wie du, simpler Glasbläser, und habe nicht das Recht, von anderen Dienste zu fordern. Du dienst nicht bei mir — unser Verhältnis ist ein —

Bertha: Von dem wollte ich nicht sprechen.

Ständer: Beruht auf einem Gegenseitigkeitsvertrag, nach dem gegen Unterhalt und Ernährung du die Führung meines Haushalts freiwillig übernimmst.

Bertha: Mit einem Monatslohn.

Ständer: Einem Geschenk, das ich jeden Monatsersten

wiederhole. Hast du dir einfallen lassen, es vor den Nachbarn hinzustellen, als seist du Magd im Haus?

Bertha: Ich spreche mit niemandem.

Ständer: Was sollte die Welt denken! Ein Arbeiter, der für sich arbeiten läßt, ein Proletarier, der Sklaven hält!

Bertha: Wenn ich aber um halb sechs Uhr früh aufstehen muß!

Ständer: Übereinkunft!

Bertha: Schweine füttern, den Abtritt räumen!

Ständer: Gesellschaftsvertrag!

Bertha: Bis in die Nacht mich schinde, um im Bett noch keine Ruh' zu haben.

Ständer: Das geht dich als Weib an. Ist außerhalb der Abmachung.

Bertha: Sie wollen mir den Lohn nicht erhöhen?

Ständer: Du hast zum Donnerwetter keinen! Freiwilliger Vertrag.

Bertha: Ich will einen neuen mit Ihnen machen. Fünf Mark monatlich mehr. Freiwillig.

Ständer: Du freiwillig. Aber ich nicht. Das ist doch der Unterschied zwischen Dienstbarkeit und freiem Verhältnis: Der Sklave läßt sich die Sklaverei bis auf den Pfennig vom Herrn entgelten. Du aber widmest dem Genossen deine Kraft auf Gegenseitigkeit und wahrst Menschenwürde.

Bertha: Wenn ich aber wie ein Tier für ihn schuften muß.

Ständer: Aus freiem Antrieb. Was du an Entschädigung von mir erhältst, wiegt deine Arbeit nicht auf. Folglich kann der Lohn nicht Veranlassung sein, aber — deine menschliche Tugend. Du bist ganz einfach tugendhaft, Bertha; muß es selbst gar nicht wissen. Es genügt, dir strahlt jetzt das Auge; du fühlst, da ichs dir zugestehe, innen großes Glück. Ja, Dicke, menschlich wohlbereitet und damit basta!

Bertha: Wär' nur der Schweinestall nicht!

Ständer: An einem Morgen — du fühlst dich stark, hast gut geschlafen und merkst, was du im Grunde für ein unabhängiges Geschöpf bist, räumst du ihn einmal gründlich und von allen

Seiten auf. Er braucht's. Das ist der Segen eines solchen Vertragsverhältnisses: da man zu nichts gezwungen ist, treibt einen das Bedürfnis, sich selbst zu übertreffen, zu immer größerer Arbeitsleistung. Und du bist ein Muster dieser Regel.

Bertha: Fünf Mark.

Ständer: Fragst du dich, was du günstigenfalls mit deinem Leben vermöchtest, heißt die Antwort: was du auch wirklich leistest. Diese Gewißheit ist höchster Lohn des Daseins, den ich nicht überbieten kann.

Bertha: Dann soll ich in meinem alten Kleid das Fest mitmachen?

Ständer: Dahin hats Zeit, und wer weiß, was noch geschieht.

Bertha: Aber der Tag kommt bestimmt, an dem die Fabriken hundert Jahre stehen.

Ständer: Sicher. Doch, ob ein Mensch Lust haben wird, ihn zu feiern? Wart's ab.

Bertha: Dann ist's zu spät.

Ständer: Dein prachtvolles Bewußtsein!

Bertha: Schon.

Ständer: Das leuchtende Auge!

Bertha: Nur —

Ständer: Wie hübsch du bist, Mädels, vor lauter gutem Gewissen und Glück.

Bertha: Ach Herr Ständer!

Ständer (tatschelt sie): Siehst du.

Bertha (an ihn gelehnt): Sie haben am Ende recht.

Ständer: Und nun noch ein Stündchen fest an die Arbeit. Und stehst du von morgen ab um fünf Uhr auf, wirds nicht ungern gesehen.

Bertha (exit).

Ständer: Ihre ständige Unzufriedenheit hält sie lebendig, ist ein wirkliches Glück für mich.

*

ZWEITER AUFTRITT.

Isolde (tritt auf).

Ständer: Ich sterbe vor Hunger, und du trödelst draußen. Spukt auch bei dir das Jubiläum?

Isolde: Wir Mädchen üben großartige Bilder und Tänze ein.

Ständer: Gut. Später. Schließ ab.

Isolde: Die Türen sind zu.

Ständer: Den Vorhang herunter!

Isolde (läßt den Vorhang herab).

Ständer: Was bringst du?

Isolde: Fischmayonnaise, ein Rehkotelett in Gelée.

Ständer: Der Sherry?

Isolde: Ist da. (Sie stellt aus einem Körbchen alles auf den Tisch.)

Ständer (beginnt gierig zu essen).

Isolde: Noch ein Bund Radieschen, die frühesten auf dem Markt.

Ständer: Nicht hervorragend die Mayonnaise; das Öl an der Grenze der Bedenklichkeit.

Isolde (hat eine Spieluhr in Gang gesetzt).

Ständer: Herrgott, das Wichtigste vergißt du ja!

Isolde: Ist auch besorgt. (Sie gibt ihm einen verschlossenen Briefumschlag.)

Ständer (steckt das Papier zu sich): Ihr Mädchen mit Tänzen und lebendem Bilderkram seid auch die einzigen, die hier Lust spüren, irgend ein Fest zu feiern. Der Rest, wir dreitausend Arbeiter von Rodau mit lastüberhäuftten Weibern und Anhang, sind angeschmiedete Sklaven, die nicht die mindeste Neigung haben.

Isolde: Angeschmiedet?

Ständer: Vom Hahnenschrei bis zur Dunkelheit an die Maschinen. Nie eigene Person. Glasstaub in den Lungen. Schwindsucht, schließlich Faulen auf dem Mist. Betäubten uns nicht Alkohol und Nikotin, wir rissen die stählernen Ungetüme vom Platz, schmissen sie zum Fenster hinaus und befreiten uns mit einem Ruck zu bescheidenem Lebensgenuß.

~~~~~

Isolde (hat ihm den Frisiermantel umgelegt und beginnt, sein Haar mit schäumendem Wasser zu waschen).

Ständer: Je älter ich werde, um so weniger begreife ich unsere Lammesgeduld. Just so ein Jubiläum gäbe uns Proletariern die beste Gelegenheit, mit den Besitzern der Werke gründlich abzurechnen. Etwa: die Fabrik steht hundert Jahre, Dutzende von Millionen sind verdient. Der Arbeiter hat sie geschafft. Was wurde an ihn, was an die Eigentümer bezahlt? Wo ist da um Gotteswillen Gerechtigkeit? Gibt es unter uns nicht solche, die knapp vierzehn Mark die Woche verdienen? Es ist eine Schweinerei. Und dazu ein Jubiläum mit Fackeln und bengalischer Beleuchtung! Das Volk hat Milch in den Knochen, läßt sich durch Almosen einlullen, sonst müßte es, statt Feste der Fabrikanten zu feiern, endlich mit gepanzerter Faust auftrumpfen.

Isolde: Glaubst du wirklich?

Ständer: Ich spreche stets nur Überzeugungen aus, das weißt du aus Erfahrung. Habe ich dir verschwiegen, nach deinem ein- und zwanzigsten Jahr gab ich dir nur darum noch Unterhalt, weil im Zusammenleben deine hübsche Erscheinung mir Spaß macht und die mit mir angestellten Aufmerksamkeiten mich ergötzen.

Isolde (nimmt ihm den Frisiermantel ab und küßt ihn).

Ständer: Da du unter keinen Umständen selbst nennenswert arbeiten willst, sagte ich, mußt du die Talente wetzen, den Mann, den du eingefangen, zu unermüdlicher Leistung für dich zu spornen. Das geschieht, indem du seine Phantasie entflammst. Die Basis dafür schufen deine Eltern, als sie dir auf meinen Rat den überspannten Namen Isolde gaben. Was du aber bis heute aus eigener Kraft hinzugetan, reicht zu großen Hoffnungen bei weitem nicht aus.

Isolde: Was soll ich denn noch — ?

Ständer: Methodischer Klavier. .

Isolde: Arthur ist ohne Gehör, unmusikalisch.

Ständer: Eben darum bieten Beethoven und Konsorten hundert Schlupfwinkel für deinesgleichen. Mehr französisch, das er nicht versteht, und Schiller.



~~~~~  
Isolde: Schiller ist veraltet.

Ständer: Erprobt ist er. Was kann Vernunft gegen das eine Wort: Ehret die Frauen, sie flechten und weben? So etwas wirkt im Streitfall wie bombensicheres Bollwerk. Da du dich unbedingt von deinem Mann mästen willst — sieh deinen Bauch —

Isolde: Ich habe kein Korsett an. (Sie räumt den Tisch ab und bringt das Zimmer wieder in Ordnung.)

Ständer: Du bist eine Fresserin und nichts wird ihn im Wachstum hindern.

Isolde: Und meine ausgeschnittene Blouse fürs Fest, die schon neue Rüschen hat und geplättet ist?

Ständer: Kein Wort mehr davon. Wollen sehen, ob Gerechtigkeit zuläßt, während das Elend und die Unfreiheit der arbeitenden Klasse gerade hier zum Himmel stinkt, daß kapitalistische Orgien gefeiert werden. Erst habe ich der Gesellschaft mal einen Knüppel in die Räder geworfen. Gleich wird Wirkung zu spüren sein.

Isolde: Und ich sollte die Abundantia und den Überfluß darstellen, weil ich körperlich am entwickeltsten bin. Die Arme wohltuend ausgebreitet und das Bein gehoben. (Sie macht die Stellung.)

Ständer: Die Stellung kannst du im Leben schon noch verwerten. Im übrigen — morgen mehr und gute Nacht!

Isolde (exit).

Ständer (erbricht den Briefumschlag und liest): „Wir teilen Ihnen mit, daß wir Sie für getrennte Dividendenscheine mit Mark elfhundertfünfzig Valuta dato erkannt haben; ferner, daß wir für Sie gekaufte Mark sechstausend vereinigte Rodauer Glasfabriken in Ihr Depot übernehmen. (Er öffnet in der Mauer einen Kasten und schließt das Papier hinein.) (Man hört einen schrillen Pfiff und noch einen.) Was für ein Indianerpfeiff? (Er sieht zum Fenster hinaus.) Sturm! Werner Sturm. Mit solchem Firlefanz fällt er mehr auf, als kommt er geradewegs zur Haupttür hinein. Hoffentlich schläft Flocke schon. (Exit links und tritt gleich darauf mit Sturm wieder auf.)

*

DRITTER AUFTRITT.

Sturm: Geradenwegs vom Bahnhof komme ich um nähere Auskunft und Belehrung.

Ständer: Du weißt aus meinen Briefen die Hauptsache.

Sturm: Ich will das Ding im Handumdrehen fingern, daß es schillert. Eine unfehlbare Methode habe ich, dösige Köpfe zu rebellieren. In zwei Tagen raucht hier außer den Kaminen alles.

Ständer: Die Kerls sind nicht dumm. Du mußt systematisch vorgehen.

Sturm: Wie werde ich denn nicht? Erst System auf den Tisch gehauen, daß die Bagage hüpf: Herrschaft des Proletariats, Klassenkampf bis zur Vernichtung der Gegner. Dafür laß mich sorgen.

Ständer: Langsam ihnen eins nach dem andern beibringen.

Sturm: Und vor allem gleich ein paar zuverlässige Schlagworte jedem in die Fresse. Da habe ich eine ganze Speisekarte. Zehn Jahre arbeite ich nach bewährtem Rezept. Hast du Schnaps?

Ständer (zieht aus der Hose die gewöhnliche Branntweinflasche).

Sturm: Nichts Besseres?

Ständer (schüttelt den Kopf): Knappe Zeiten.

Sturm: Auf den Tisch springe ich, und dann gehts mit Alarm. (Er schreit:) Genossen! Aktionärbataillone und ihre Profitrate würgen euch schließlich den Magen aus dem Hals.

Ständer: Hier handelt es sich eigentlich um lokale Fragen.

Sturm: Alles wurzelt im großen politischen, allgemeinen Ideal.

Ständer: Das sitzt uns tief in den Knochen; unnötig, davon zu sprechen.

Sturm: Im Gegenteil behaupte ich: lokale Fragen, die sich stets um ökonomische Vorteile drehen, um Bequemlichkeiten einzelner Gruppen vor der großen Masse, bedrohen geradezu die ewige Sichtbarkeit unserer politischen Forderungen.

Ständer: Es liegen besondere Verhältnisse vor.

Sturm: Nichts Besonderes! Als deine ersten Zeilen mit dem Notschrei kamen, du fürchtest, hier stürbe durch reichliche und fortwährende Konzessionen die Unzufriedenheit des Proletariats aus, da sah ich, du hiebst in die gleiche Kerbe mit andern Besorgten, aber bewußter und fester. Da wußte ich, Rodau ist der Platz, endlich im Angesicht ganz Deutschlands die Genossen in flammender Proklamation vor ihrer Neigung zur Verweichlichung durch Fürsorge aller Art zu warnen.

Ständer: Aber —

Sturm: Schreiende Schande ist der Versuch der Kapitalisten, durch sogenannte Wohlfahrtseinrichtungen die Massen zu ködern, Verbrechen aber die Neigung unserer Führer, solche Dinge zu fördern und ihrerseits zu überfordern.

Ständer: Immerhin —

Sturm: Wie kann in einem Unternehmen, in dem dem Arbeiter Konsum, Vorschuß- und Kreditvereine, Speise-, Bade- und Erholungsanstalten, Säuglings-, Waisen-, Blinden- und Krüppelfürsorge, neben Kranken-, Unfall-, Angestellten- und Invaliditätsversicherung den irdischen Rücken decken, ihm noch dringendes Bedürfnis an einer Umgestaltung der Lage seiner Klasse beseelen?

Ständer: Aber —

Sturm: Muß nicht die Sucht, sich nach allen Himmelsrichtungen durch Renten zu sichern, das Kontroll- und Verantwortlichkeitsgefühl, seinen theoretischen Sinn schwächen, da sie alle Sinne auf das praktische Leben lenkt? Die Partei ist dir tief verpflichtet, weil du durch deinen Hinweis Gelegenheit gabst, hier ein Exempel zu statuieren.

Ständer: Neben diesen richtigen Voraussetzungen wollte ich —

Sturm: Du nennst mir die maßgebenden Genossen. Gewissermaßen die, die auf größere Arbeitergruppen Einfluß haben. An sie pürsche ich mich zuerst heran.

Ständer: Grund meiner Aufforderung an dich, zu kommen, war, rund heraus, eine Arbeiterbibliothek.

Sturm: Bibliothek?

Ständer: Die Glasbläser von Rodau fordern aus Gründen der Menschlichkeit, um endlich zu wissen, von wannen, wohin im Leben eine großzügige Volksbücherei, die trotz des vor der Tür stehenden Hundertjahrfestes die Leitung der Werke nicht bewilligen will.

Sturm: Aber da haben wir die Korruption.

Ständer: Stellst du eine Bücherei mit Badeanstalten und Genossenschaftsschlächtereien auf eine Stufe —

Sturm: Unbedingt tue ich das.

Ständer: Für mich gibt's da wesentliche Unterschiede. Auf ein Bad kann ich verzichten, die Fortbildung des Proletariats durch Bücher aber ist auch zur Erkenntnis des wirklich gottgewollten Systems Notwendigkeit.

Sturm: Ihre ungebrochene, zielbewußte Sehnsucht lesen sich die Leute auseinander, schnüffeln sie an tausend Dingen, die sie nichts angehen oder die sie nicht verstehen. Bücher sind eine Brücke mehr zur Oberschicht, denn mit Ausnahme von Parteischriften sind sie sämtlich von Bourgeois geschrieben.

Ständer: Shakespeare, Goethe, Schiller?

Sturm: Schiller erst recht! Da gibts nichts als Herrschaften, die aus Mangel an wirklicher Arbeit und Sorge ums tägliche Brot Zeit haben, ihre nächsten Verwandten zu morden. Das ist sinnlos für unsere Welt. Großbürgerliche Vorstellungsreihen in Spiritus.

Ständer: Sittengesetze?

Sturm: Das Sittengesetz unserer Zeit wird geboren aus dem Kampf der Massen ums Dasein.

Ständer: Du scheinst radikal —

Sturm: Ich bin's. Und legt ihr die Ruten noch geschickter, den Leim der Bourgeoisie wittere ich in allen Schlupfwinkeln. Wir wollen den Erdball, alle Gesetze der Spießbürger aus den Angeln drehen, wir brauchen ihre Moral, ihre Fürsorge und vor allem ihre Bücher nicht. Eine neue Welt mit nagelneuen Begriffen wollen wir. Die Zeit liegt in Wehen. Das merkt ein Stockblinder. Nach innen und außen wankt unser Boden politisch. Wer ein Mann ist, wagt heut schon irgendwo sein Leben.

Der Proletarier das seine an einem reinen ideellen Sozialismus. Keine Bibliothek, aber ein spießbürgersäurefreies Rodau schaffe ich dir eins, zwei, drei. Verlaß dich auf Sturm, alter Freund.

Ständer: Sehr schön alles in allem. Nur vielleicht ein wenig gemäßigter.

Sturm: Gemäßigt? Da hättest du einen andern suchen müssen. Lauheit ist gerade jetzt Todsünde. Ich halte es unverbrüchlich mit Befreiung durch politische Enteignung. Punktum.

Ständer: Na gut, dann schön.

Sturm: In diesem Sinn von morgen ab mit Dampf.

Ständer: Na schön.

Sturm: Weil du müde bist, jetzt nicht mehr das nötige Feuer aufbringst. Einverstanden?

Ständer: Gut.

Sturm (ernst): Konfiskation! Revolte!

Ständer: Na schön.

Sturm: Gasthaus zum Hahn, so hieß das Ding am Bahnhof wohl? Da wohne ich also. Und mit Hochdruck morgen.

Ständer: Schön, schön.

Sturm (mit Händedruck exit).

Ständer: Ein theoretischer, törichter Mensch. Was so ein Bursche, tieferer Zusammenhänge unkundig, ohne im Wesentlichen zu nützen, im Einzelnen für Unheil anrichten könnte!

(Er setzt sich und schreibt.) „An die Unionbank. Ich bitte Sie, für mich Mark achttausend nominal vereinigte Rodauer Glasfabriken zum Kurs bis 190 Prozent zu verkaufen.“ Ein konfuses, konspiratorisches Scheusal! Und so etwas läuft frei herum.

*

VIERTER AUFTRITT.

Heinrich Flocke (tritt auf).

Ständer: Flocke, jetzt noch? Was gibts?

Flocke: Mit dem Elf-Uhrzug kommt Arthur. Telegramm.

Ständer: So plötzlich?

Flocke: Wenn nur nichts Fürchterliches passiert ist.

Ständer: Was kann einem ausgewachsenen Journalisten Schreckliches zustoßen?

Flocke: Ich zittere immer, kommt der Junge. Sein Erscheinen hatte noch nie ruhige Gründe.

Ständer: Ruhe ist jetzt für keinen zu hoffen. Am wenigsten für dich. Unter unseren Füßen schwellt ein Vulkan.

Flocke: Nein!

Ständer: Ich stehe nicht an, dir zu erklären: unsere Existenz gilt mir für aufs äußerste gefährdet.

Flocke: Ständer!

Ständer: Wobei ich mit nichts als einem Mündel besser gestellt bin als du mit sechs unmündigen Kindern zu dem Zeitungsschreiber.

Flocke (sich den Angstschweiß trocknend): Um Gotteswillen — erkläre doch!

Ständer: Daß du nicht selbst das Unglück kommen sahst! Aber stumpf wie die Sau lebst du am Trog. Das Jubiläum ganz einfach! — Im Gleichgang der Tage, mit Kontrolle des Einkaufs, der Produktion, Auszahlung der Gehälter — dem ständigen Geschäft, ist vom Generaldirektor bis zum Lehrlingen jeder froh, erfüllt er sein tägliches Pensum. Keine Veranlassung zu Extratouren.

Flocke: Natürlich —

Ständer: Da aber naht das Fest, das außergewöhnliche. Das hebt ruckhaft für Augenblicke alles aus dem gewohnten Geleis. Nach rückwärts und vorwärts wird geschaut, vigiliert, recherchiert, kontrekontrolliert. Überblicke, Tabellen und Statistiken werden im Schweiß des Angesichtes für die staunende Menschheit gefertigt, sich selbst und anderen zu imponieren. Da kommt mit einem alles unter die Lupe. Verstehst du endlich?

Flocke: Ich beginne.

Ständer: Da stößt das forschende Auge auf Besonderheiten des Betriebs, hakt plötzlich der schürfende Sinn in einen erstaunlichen Posten ein: zwei alte Glasbläser!

Flocke: Allmächtiger!

Ständer: Flocke und Ständer.

Flocke: Barmherzigkeit!

Ständer: Thronend über dreitausend Proletariern mit achthundert bis zweitausend Mark Jahresgehalt — angestellt der eine — Flocke mit fünftausendsechshundert, Ständer mit sechstausendvierhundert Mark jährlich. Sage und schreibe.

Flocke: Aber doch Kunstbläser beide.

Ständer: Daß ich nicht lache! Was hat zum Donnerwetter Kunst in unseren Betrieben zu suchen? Das sind ja Fossilien, Mammute die beiden. Stören unser glattes Massengeschäft. Liegen uns im Weg, wuchern als parasitäre Geschwüre an unserem gesunden Leib. Schmeißt sie, pfeffert sie, hängt die Blutegel!

Flocke (wird ohnmächtig).

Ständer: Flocke! Er hat wirklich schlapp gemacht. (Mit kaltem Wasser bringt er Flocke wieder zu sich.) Besser, alter Knabe? Jedenfalls hast du inzwischen begriffen.

Flocke: Ständer! (Er jammert.)

Ständer: Flenne nicht! Hab ich recht?

Flocke: Unbedingt. Meilenweit werfen sie uns hinaus, stoßen mit Füßen. Wir sind verloren. (Weint.)

Ständer: Erstens wären wir nicht verloren. Für uns hat die Konkurrenz immer ein Plätzchen.

Flocke: Nicht zu gleichen Bedingungen.

Ständer: Auch zu solchen Bedingungen vielleicht. Das nur für den Notfall. Zuerst aber gilt es, sich zur Wehr zu setzen.

Flocke: Zwei vereinzelte alte Bläser! Rettungslos sind wir verloren!

Ständer: Nein! Was war zu tun?

Flocke: Ja was?

Ständer: Die Möglichkeit müßte man ihnen beschneiden, Nachforschungen, Spezialstudien machen zu können. Mit Unvorhergesehenem über die tägliche Arbeit hinaus sie beschäftigen.

Flocke: Wie?

Ständer: Man warf ihnen einen Knüppel zwischen die Beine.

Flocke: Du folterst mich.

Ständer: Man zeigte ein wenig Talent.

Flocke: Aber wie?

Ständer: In die beiderseitig ungetrübte Zufriedenheit fährt plötzlich die stürmische Forderung der Arbeiter.

Flocke: Die Bibliothek! (Er klatscht in die Hände.)

Ständer: Und nicht mit lumpigen fünfzig- oder hunderttausend Mark. Ein Monumentalbau mit bedeutender Bücherei, mit Fonds, Bibliothekaren und Angestellten wird verlangt. Voranschlag rund eine Million. Festgeschenk der Gesellschaft an die Arbeiter.

Flocke: Du hattest zuerst den Gedanken. Ich weiß es genau.

Ständer: Meinem Kopf ist der Plan entsprungen. Dann gab es einen bangen Augenblick lang die Befürchtung, der Aufsichtsrat bewilligt die Forderung der Angestellten.

Flocke: Er lehnte sie gottseidank ab.

Ständer: Nicht der Kostenhöhe wegen. Aber seine Geschenke an uns läßt er sich nicht vorschreiben.

Flocke: Ja, ja. (Er kichert.)

Ständer: Ich aber mache den Genossen klar: Geschenke mögen wir überhaupt nicht. Bei solcher Gelegenheit, dem Generalüberblick über unsere Tüchtigkeit hätten wir das Recht, groß und bedeutend zu fordern.

Flocke: Bravo!

Ständer: Die Bewegung hin und wieder nahm, wie vorausgesehen, täglich an Umfang zu, und heute beschäftigt die Leiter der Werke mit Konferenzen, gemischten Kommissionen und Beratungen so gut wie ausschließlich die Entscheidung der Frage.

Flocke: Ausgezeichnet! (Er schüttelt Ständer die Hände.)

Ständer: Langsam; die Gefahr ist nicht vorüber. Immer wieder gibt es Augenblicke, in denen beide Parteien auf dem Punkt stehen, im Hinblick auf das deutlich gemeinsame Interesse zur Einigung zu kommen. Besonders in den letzten Tagen war die Gefahr groß.

Flocke: Wirklich.

Ständer: Geschickt arbeitet Direktor Schippel mit senti-

mental en Regungen, die auch den aufsä ßigsten Arbeiter bei dem Gedanken an hundert Jahr tüchtiger Arbeit bewegt, auf einen Vergleich hin.

Flocke (seufzt).

Ständer: Gestern wars einmal fast so weit, daß man sich hüben und drüben gerührt in die Arme sank. Da habe ich nun, weil meine eigenen Bewegungen gebunden sind, es scheinen muß, als wünsche ich auf der Basis unserer erfüllten Wünsche schnellen Frieden, hab' ich mich um Hilfe nach Berlin gewandt, mir einen entschlossenen —

Flocke (kichernd): Friedensstörer.

Ständer: Energischen Agitator verschrieben, der vor einer Stunde angekommen ist.

Flocke: Brillant!

Ständer: Noch immer nicht in Ordnung. Dieser Freund und Kupferstecher géht weit über das von ihm Gewollte hinaus; die Gesellschaft über die kritische Zeit hin, ein wenig zu verwirren. Er ist radikal, will aufs Ganze.

Flocke: Auf welches Ganze?

Ständer: Revolution!

Flocke: Allgütiger!

Ständer: Droht mit Umsturz und Enteignung. Flocke aus deinem sauer Ersparten besitzt du seit heute durch Kauf. (Er übergibt ihm einen Brief.)

Flocke: Schweißgroschen.

Ständer: Aus dreißigjähriger harter Arbeit mit deinen Fäusten.

Flocke: Für meine sechs Würmer im Fall der Not.

Ständer: Viertausend Mark Rodauer Glasaktien zu 190 Prozent. Durch das Auftreten dieses Burschen ist dein Notpfennig in starken Teilen gefährdet.

Flocke: Wie konntest du solchen Halunken, Rinaldo Rinaldini — — ?

Ständer: Meine zwingende Gedankenfolge legte ich klar.

Flocke: Du hättest dich vergewissern müssen. Jetzt ist meine arme Brut vielleicht des letzten beraubt. Besser wär dir der Gedanke an die Bibliothek nie gekommen.

Ständer: Die Schnüffelei, Generalrevision!

Flocke: Wahrhaftig!

Ständer: Fünftausendsechshundert! Sechstausendvierhundert!

Flocke: Heiland!

Ständer: Kommt doch mal her! Seht den Posten: Zwei alte Kunstglasbläser.

Flocke (ächzt): Blutgeschwüre!

Ständer: Wir wollen ihnen etwas blasen!

Flocke: Meine sechs Würmer bei Wasser und Brot.

Ständer: Es darf nicht geschehen. Wir müssen —

Flocke: Was?

Ständer: Zuerst müßte — wie?

Flocke: Aber was?

Ständer: Er muß —

Flocke: Aber wer, wann, wo?

Ständer: Sturm muß — sofort —

Flocke (fast an ihm niedergleitend): Hilf Wilhelm!

*

FÜNFTER AUFTRITT.

Arthur Flocke (tritt auf): Da seid ihr. Als ich oben niemand fand —

Flocke (auf ihn zu): Was ist geschehen?

Arthur: Nichts Besonderes. Urlaub.

Flocke: Du verschweigst mir nichts?

Arthur: Weder, Vater, werde ich von der Polizei, noch vom Gerichtsvollzieher gesucht, habe keinen Eisenbahnunfall hinter mir, eine ansteckende Krankheit nicht zu verbergen.

Flocke: Es geht dir gut?

Arthur: Ausgezeichnet!

Flocke: Aber?

Arthur: Ohne Aber. (Zu Ständer:) Guten Abend, Onkel Wilhelm. Was macht Isolde? Ist es zu spät, sie zu sehen?

Ständer: Morgen.

Arthur: Und ihr?
Ständer: Ziemlich.
Arthur: Besonderes?
Flocke: Leider.
Arthur: Euer soziales Gewissen?
Flocke: Na!
Arthur: Erzählt. Ich brenne.
Ständer: Kennst du Sturm?
Arthur: Werner Sturm?
Flocke: Wer ist Sturm?
Ständer: Werner Sturm.
Arthur. Aber ja. Was ist mit ihm?
Ständer: Hier ist er.
Arthur: Zu welchem Zweck?
Ständer. Ich rief ihn.
Flocke: Leider.
Arthur: Was geht vor?
Ständer: Vor geht das Jubiläum oder erst Vorbereitungen zum Hundertjahrsfest unserer Fabriken.
Arthur: Richtig!
Ständer: Ferner: die Genossen haben ein großzügiges Leseunternehmen für diesen Tag von den Gesellschaften gefordert. Aufwand rund eine Million Mark.
Arthur: Achtung!
Ständer: Die Direktion hat den Antrag abgelehnt.
Arthur: Hört, hört!
Flocke: Jawohl.
Ständer: Doch wir bestehen inzwischen auf unserer Forderung.
Arthur: Und Sturm?
Flocke: Ist eben —
Ständer: Sollte sorgen, daß die Genossen, jedenfalls vor den Festtagen nicht, faulen Frieden schließen.
Arthur: Aber er wird euch ein für allemal den Platz in Grund und Boden verhetzen, sinnlosen Kampf aufs Messer anstreben. Er ruht nicht, bis die Existenz der Werke in Frage steht.

Ständer: Ich kannte ihn vor einem Dutzend Jahre; wußte nichts von seiner Entwicklung.

Arthur: Er hat keine. Steht auf dem Standpunkt von 1793. Terroristischer Aufwiegler.

Ständer: Sprach schließlich von Konfiskation des Eigentums. Revolution.

Arthur: Da habt ihr's.

Ständer: Und nannte das einen idealen Sozialismus.

Flocke: Heiland im Himmel! (Zu Arthur): Stimmt das?

Ständer: Ich war von seinen Anwürfen überrascht.

Flocke: So ist doch um Gottes willen der Sozialismus nicht — wegnehmen, totschiagen?

Arthur: Du bist selbst Sozialist. Frag dein Herz.

Flocke: Ein durchaus friedliebender Mensch bin ich.

Arthur: Du und Onkel Wilhelm Sozialisten.

Flocke: Aber man macht sich dabei wenig Gedanken.

Ständer: Man macht sich Gedanken, doch sind die Ansichten im ständigen Fluß. Man kann, was da eigentlich gewollt wird, nicht klipp und klar sagen.

Flocke: Aber gewiß nicht rauben und morden!

Ständer: Du, der an der Quelle sitzt, mußt formulieren können.

Arthur: Warum hast du statt Sturms nicht mich gerufen?

Ständer: Für unsere Zwecke schienst du ein wenig zu sanfter Natur.

Arthur: Aber hellen Verstandes. Sturm, heftig und dumm, leidet an Überschätzung der schöpferischen Kraft revolutionärer Gewalt.

Ständer: Und was willst du und deinesgleichen?

Arthur: Eroberung der politischen Herrschaft durch das als Partei organisierte Proletariat.

Flocke: Doch Eroberung!

Arthur: Aber nicht auf gewaltsamem, sondern dem friedlichen Weg der Entwicklung. An die Stelle des „bevorrechteten“ tritt der gleichberechtigte Bürger. Die Sozialdemokratie löst die bisherige Gesellschaft nicht auf und proletarisiert ihre

Mitglieder, sondern hebt den Arbeiter aus der Stellung des Proletariers in die des Bürgers und verallgemeinert Bürgertum.

Flocke: Wahrhaftig?

Ständer: Aber das ist ganz neu!

Arthur: Das ist auch nicht neu.

Flocke: Ausgezeichnet ist es. Da kann man sich als Sozialdemokrat ja ordentlich sehen lassen. Sturm aber scheint ein ausgemachter Betrüger, der Unwissende mit Vorspiegelungen vom Weg der Tugend lockt.

Ständer: Ein Dummkopf.

Arthur: Er predigt einfach die Lehre im Urzustand.

Ständer: Aber weiß von ihrer — quasi — Entwicklung?

Arthur: Leugnet sie.

Flocke: Um im Trüben zu fischen. Stehlen ist freilich leichter als sich hinaufentwickeln.

Arthur: Hier muß ihm das Handwerk gelegt werden.

Flocke: Er soll uns den Frieden nicht stören.

Arthur: Er darf die Propaganda gar nicht beginnen. Wann kam er?

Ständer: Vor einer Stunde.

Arthur: Dann fand er keine Gelegenheit —

Ständer: Hat außer mir kaum noch jemand gesprochen.
(Zu Arthur:) Stell ihn!

Flocke: Heut noch!

Ständer: Augenblicklich.

Arthur: Es wäre das beste.

Flocke: Erbleichen wird er bei deinem Anblick.

Arthur: Wissen jedenfalls: neben uns gibt es für ihn keinen Wirkungskreis. Wo wohnt er?

Ständer: Im Hahn. Läufst du, triffst du ihn noch wach.

Flocke: Lauf, lauf!

Arthur (exit).

*

SECHSTER AUFTRITT.

Ständer: Das ist wirklich nicht übel. Wie donnerte er gegen den Bourgeois. Erhabene Weltdichter hat er beschimpft, und nun stellt sich heraus —

Flocke: Man müßte mit solchen Subjekten kurzerhand *tabla rabla* machen.

Ständer: In der Sozialdemokratie ist nicht die Rede von Ach und Krach, kein Grund zur Aufregung.

Flocke: Höchst friedlich spielt die Geschichte sich ab. Arthur ist doch ein Hauptkerl.

Ständer: Ausgleich durch Entwicklung. Gleichberechtigte statt bevorrechteter Bürger. Das ist alles. (Er zerreißt den Brief an die Bank.)

Flocke: Wie es mit den übrigen Dingen des Lebens auch ist. Erst Hund und Katze zum Sprung auf Tod und Leben gegeneinander. Schließlich, da man mitsamt auskommen muß, gibt's Mittel und Weg. Der eine läßt hier, der andere dort nach, man befühlt die Angelegenheit von allen Seiten und einigt sich. Frieden will der Mensch am letzten Ende.

Ständer (nach einer Pause): Aber — haben wir vollkommene Ruhe — und wir hatten sie bis vor kurzem —

Flocke: Hier krümmte keiner einer Fliege ein Haar.

Ständer: Aber dann —

Flocke: Was?

Ständer: Flocke!

Flocke: Was gibt's wieder?

Ständer: Was es immer, vor fünf Minuten, einer halben Stunde gab. Den reinen, durch nichts gestörten Frieden wollen wir auch nicht. Der ist's ja gerade, der uns in der Existenz bedroht. Sie sollen oben in der Leitung nicht über Büchern sitzen dürfen —

Flocke: Sechstausendvierhundert, fünftausendsechshundert meinst du?

Ständer: Und Arthur will mehr: Nicht vorübergehenden Ausgleich — endgiltig durchgreifende Verständigung und Zu-

friedenheit. Das heißt aber, sich selbst ans Messer liefern. Gewinnt er Einfluß auf die Genossen, wird der mit allen Wassern gewaschene Schippel im Taumel der Festesvorfreuden ein geradezu inniges Band durch ihn um Arbeitgeber und Arbeiter schlingen. Zügeln hätte man Sturm, ihn beaufsichtigen müssen. Aber nicht ohne weiteres ihn ausschließen.

Flocke: Ich hole Arthur zurück.

Ständer: Sich besprechen, die Grundlinien des Vorgehens genau festlegen, mußte man unbedingt vor jeder Tat.

Flocke: Ich laufe.

Ständer: Sonst wird unter Umständen dein Sohn und sein allgemein-bürgerlicher Taumel, schafft man nicht eine bedeutende Gegenbewegung, uns gefährlicher als der gute Sturm.

Flocke: Ich hole ihn.

Ständer: Hab' ich denn nicht recht?

Flocke: Absolut. Ich fliege.

Ständer: Fass ihn!

Flocke (exit).

Ständer: Da hätt' ich ums Haar die schönste Dummheit gemacht. Flocke, der Sanftmütige, hat sich in seinem Blondkopf von Sohn sublimiert. Schalmeien und Psalmen können wir hier im Augenblick so wenig gebrauchen wie eine Revolte; aber ganz so gutmütig, schlummerrollenhaft kann auch der Sozialismus in Wirklichkeit nicht sein. Denn hätte Arthur recht, wäre so der Wind in der Partei, dann ist mein Plänchen schlecht. Was kümmerte den Kapitalisten unsere Bibliothek, was braucht er, uns um den Bart zu gehen, springt selbsttätig des Proletariats geheime Sehnsucht ihm entgegen?

Wie auch Sturm gefährlich würde, ließe man ihn frank und frei tun. Das war ein tolles Tempo, als er vom Katheter schrie. Andere Flamme als beim lahmen Flöckchen: Diktatur des Proletariats, daß die Bagage hüpf! Heiße, das war Rasse. Immerhin echtes Lebensgefühl. Kommt er mit dem, ohne daß man's gewahr wird, im richtigen Moment an die Schwefelbände, ginge freilich in Sekunden die Bescherung in die Luft. „In zwei Tagen raucht außer den Kaminen alles.“

~~~~~

Aber wie will man trotz Arthurs eigentlich hinter seine Schliche? Wie hat man vom Aufstehen bis zum Hinlegen ihn immer an der Kette? Ein Pfiff genügt doch da ins Pulverfaß: „Aktionärbataillone würgen Euch das Eingeweide bis auf die Stiefel.“

Am Ende hat er auf dem Heimweg, im Wirtshaus noch jemand erwischt? Aber warum nicht? Es ist kaum elf. Einen? Viele? Die ganze Gesellschaft sitzt beim Bier, er tritt ein — in diesem Augenblick kann die Brandrede steigen.

Und da halte ich Arthur auf, der ihn aufhalten soll? Bin ich von Sinnen — wart mal — ich laufe selbst. Vor allem aber muß der Brief, muß an die Bank ein Telegramm fort. Wer besorgt das? Wer hindert Flocke, Arthur nicht zu hindern? (Er ruft zur Tür links und ruft hinein): Bertha!

Bertha (tritt auf).

Ständer: Lauf, wie du bist, geradeaus. Du triffst Herrn Flocke nicht weit von hier. Umkehren soll er, ohne weiteres zurückkommen, der Alte. (Er drängt sie hinaus, läuft an den Tisch zu Papier und Tinte.)

Zu 185 verkaufe ich, 180 sogar. Wenn nur die Brüder nicht diese Nacht schon etwas unternehmen, und morgen früh die Börse weiß! (Er schreibt.)

Ich bitte, Mark achttausend nominal Rodauer Glasfabriken — (Er springt auf und ans Fenster.) Wenn sie ihn nur noch erwischt!

Vielleicht ist Sturm gleich ins Bett gefallen; nach der Reise, mancherlei Getränk war er hundsmüde. Arthur freilich bringt es fertig, ihn im Schlaf zu überfallen. (Man hört von obenher Kinderstimmen weinen.) Ruhe!

Sie kriegen sich in die Haare, Arthur vermag möglicherweise durch dies und das Pression auszuüben, findet den genialen Dreh und zwingt ihn zur Abreise mit dem Nachtzug, bevor man bei Tageslicht nüchterner Vernunft noch einmal hin und her überlegt hat. Und morgen früh sitze ich mit dem Heilsarmeebruder hier allein, pax vobiscum in der Patsche! (Erneutes Kindergeschrei.)

Ruhe! (Er zerreißt das Papier.) Das Telegramm hat bis morgen früh Zeit. Selbst muß ich die Geschichte einrenken (exit).



## SIEBENTER AUFTRITT.

(Durch die offene Türe sieht man das erleuchtete Treppenhaus und alsbald eins — zwei — fünf — sechs Kinder im Nachtkleid über das Geländer spähen, herabkommen, in die Stube treten, sich um das älteste, etwa fünfzehnjährige [Nettel Flocke] scharen und Papa! plärren. Dazu von oben wütendes Hundegebell.)

Vorhang.

Ende des ersten Aufzugs.







*Theodor Däubler:*

## SANG AN PALERMO

Der Mond läßt sich von Wolken aus Porzellan umdrängen.  
Sie fliegen leicht und haben eine Schaumglasur.  
Verbauchte Engel, aufgebäumte Leibermengen  
Umgrotten hoch den Mond wie eine Silberuhr.

Der Mond verkündet unerforschte Weltenstunden.  
Die Helden baun ihr Schiff; die Meere sind erstaunt.  
Delphine wollen Vorbedeutungen bekunden,  
Und auch die Wogen sind zu Rausch gelaunt.

Die Winde liegen schwer in aufgereckten Völkersegeln.  
Wie starr und unerwartet kam der bleiche Traum.  
Die Schiffe wittern nach den Dampf- und Flammenkegeln:  
Das war einmal! Und was geschah, erwacht als Schaum.

Ein großer Fels erscheint, halb Sarg, halb Vorbestimmung.  
Die weißen Wellenkämme klammern sich heran.  
Die Segelschiffe wagen die Geschickserklimmung,  
Sie stehen in des mondbewohnten Berges Bann.

\*

Die Sarazenenstadt ist angststarr auferstanden!  
In Ziegelfliese eingesilbert fliegt der Mond.  
Sie hält den leisen Spielball leicht in Zauberbanden:  
Er kann nicht untergehn, da er in Sagen thront

~~~~~  
Die Wasserbecken sind dem Silbersinn verfallen
Und spülen ihren Gischt zur Mondkugel empor.
Verwünschte Seiltänzer erglimmen zwischen Hallen,
Mit einem taubenetzten Perlenschimmertor.

Die Haremsdamen blicken traurig zu den Vasen
Voll Mädchenschlankheit in verträumtem Schleierweiß.
Kamelien fangen an im Garten zu verglasen:
Ein altes Eis ist da, das von den Dingen weiß.

Der Berg scheint in der Mondstadt schwebend aufgegangen,
Er blinkt so klar, daß er in jedem Traum erscheint.
Er sollte sarghaft über diesen Gauen hangen:
Sein Dasein war von Anfang an schon vorgemeint.

*

Die Sarazenen blicken mit gekrümmten Säbeln
Den Seglern kühn entgegen, die wie Sicheln sind.
Die Feinde sichten sich zugleich zwischen den Nebeln:
Die einen stärkt der Mond, die andern liebt der Wind.

Auf einem Vorgebirge hat die Schlacht begonnen.
Der Sultan führt seine Saharaschar zum Sieg.
Die Schiffe sind in Silberschlingen eingesponnen:
Der Mond greift an: die Wucht zur See verliert den Krieg.

Die mondgewohnten Mohren haben stolz gewonnen!
Nun krümmt sich weiß um ihre Nachtgestalt ein Leib.
Die Sieger überkommen weiche Weiberwonnen,
Die Lust wird groß: ihr Silbern schmiegt sich aus dem Weib.

Ein hoher Berg ward in der Vollmondnacht geboren.
Er starrt als Sarg und überdacht den Leiberkauf.
Der Mohrenkönig hat die Vollmondschlacht verloren,
Denn das gekrümmte Weib stand plötzlich strahlend auf.

*

Normannen sind zu Wall und Hafen vorgedrungen.
Der Einbruch in die Macht des Mondes war vollbracht.
Ein neues Leuchten ist am Meere aufgesprungen:
Der Stern der Freiheit hat aus uns gelacht.

Normannenhelme übertrumpfen grell die Mauern.
Die Mohren flohen: ihre Burgen sind verwaist.
Zypressen fangen an in Schlössern zu erschauern;
Die Brunnensprache schweigt: der Mond ist rasch vergreist.

Ein schwarzer Halbmond sind die Barken der Normannen.
Sie machen auf die letzten Sarazenen Jagd.
Sie können auf der Flotte ihre Bogen spannen:
Bei Vollmond haben sie den Mohrenkampf gewagt.

Der Sarg ist da: die Schlacht liegt unter ihm begraben.
Der Berg wird zur erhabnen Ewigkeit der Stadt.
Der Geist beschenkte uns mit ungeglaubten Gaben.
Die See gebar das Volk, das sie erwogen hat.

*

Mein Pilgerberg, ich will zu deinem Frieden steigen.
In guter Schluchtenruhe werde ich gesund,
Die starken Träume sollen sich bewußt verzweigen,
Ihr Frühlingsgrünen sprüht aus meinem kühlen Mund.
Die Frucht, die Blüte dürfen sich zusammenneigen,
Denn Saat und Ernte gebe meine Dichtung kund.
Mein Pilgerberg, du ähnelst einem Sarkophage,
Doch deine Form verklärt der Frohsinn alter Tage.

Der Berg betaut sich, meine Schritte sacht zu spüren.
In seine Klüfte flüchtet manches müde Pferd.
Mich soll der Spürsinn zu dem rechten Tiere führen,
Dann werde ich vom Pferd im Heilsuchen belehrt.
Mein Finger mag an klepperstatt ein Roß berühren
Dann reit ich es und beide bleiben unversehrt.

~~~~~  
Gesundes Tier, uns geben Mond und Wolken Kunden,  
Wir bleiben für den Ritt durch unsern Traum verbunden.

Palermo, deine Straßen wollen wir durchreiten,  
Mein Liebeswunsch wird wunderbar zu einer Tat.  
Wie sich Genesungskreise wirksam weit verbreiten:  
Den Erkern der Normannenbourg bin ich genaht.  
Ich soll zu frohem Tuen schwankes Träumen leiten:  
Das Roß blieb stehn. Es hat den Wagemut bejaht!  
Nun klimmen grelle Rosen zu den hohen Fenstern,  
Ich greife zu und ginge es mit Schreckgespenstern!

Die Rosenhecke überringeln schwere Flechten.  
„Ich grüße dich, geliebteste Normannenmaid!“  
Entträumungslust, Gestalt, du kommst zu frohen Rechten,  
Ich bin zum Klimmen durch den Rosenbusch bereit.  
Wie schlecht, wenn Wünsche keine Wollustwunder brächten,  
Die Freude überfliegt verfehlter Welten Leid.  
Mein Roß, so wieher, stampfe, drohen mir Gefahren;  
Umlaubt uns Träume, daß die Leute nichts gewahren.

Ich taste mich hinan am Flattern deiner Haare.  
Sie halten meine Hand, sie gleichen Gold und Blut  
Von strahlenden Orangen. Wo ich dich gewahre,  
Umrankt uns auch Granatapfelgeäst. Die Glut  
Auf deinen Wangen flackert fahl. Ich offenbare  
Den Blumen deiner Huld der Leidenschaften Glut.  
Wir sind noch tiefer als in einem Traum versunken,  
Kein Schlummer hätte uns geweckt, zu Lust gewunken.

Wir sind vermählt! Und auch erquält, bis zur Besinnung  
Vergangnen Rausches, war das ganze Wissen: Wir.  
Ich spür es wohl: hier gibt es nie Entrinnung,  
Denn die Verstrickung ist Geschick! Vergib sie mir.  
Ich wähle dich: du warst die innigste Gewinnung



Von unsrer Furcht: und was da kommt, entkörpre dir!  
Wie wunderbar die Flucht durch Traumesparadiese,  
Durch Furcht hindurch: wie ruhig wurde unsre Wiese.

Die Wünsche, unsre Wollust, wurden wirklich Wunder!  
Ich weiß die Wahrheit, wie ein Baum sich selbst belaubt.  
Du warst noch nie so urvergnügt und nie gesunder:  
Wir klauben Furcht auf Furcht, die sich aus uns erlaubt.  
Ein Flutenschutz der Einsamkeit wird dunkler, runder,  
Du wirst von keinem Laut der Traulichkeit beraubt.  
Ich bin noch nie so tief in deinem Glück gewesen:  
Du gibst das Wir: ein unerklärlich leises Wesen.

Auf einmal ängstigt sich das Laub in meinen Zweigen!  
Verfahlt blickt uns Zitronengold und müde an.  
Wie sich Zypressenwipfel unterm Winde neigen,  
Wie pocht dein Herz, da unsre Freude kaum begann.  
Mein Pferd ist da. Es kann sich durch die Äste zeigen.  
Ich muß hinweg: was hält mich schon in anderm Bann?  
Der Herbst ergelbt, das wird ein Welken und Vergessen.  
Wer hat sich zu Geschlechtsgespensigkeit vermessen!

Ich muß auf einem Klepper wie der Spanier schwanken.  
Die schlichten Esel gehen ihres Wegs vorbei  
Und Bettler schleichen sich heran wie Angstgedanken:  
Ich will nicht glauben, daß ich wahr und wirklich sei!  
Wo sind die Reichtümer, die blaß vor mir versanken?  
Jetzt bin ich wach! Erwacht bis knapp unter den Schrei!  
Verbleibe, Qual, kann ich den Weckungsschreck vermeiden!  
Mein Schlaf und Pferd, bewährt euch brav, ich traue beiden.

Der Sarg erscheint. Dort steht er bei erstaunten Palmen.  
Palermos Berg! Nun lenk ich langsam meinen Traum.  
Palermos Palmen gleichen altbekannten Psalmen,  
Ich aber scheue jeden fruchtbehangnen Baum.

Zum kahlen Fels! Mein Pferd, zu den betauten Halmen!  
Im Wind zu sanftem Gras! Und unten Blau und Schaum!  
Wir werden zaghaft den Genesungsberg betreten.  
Mein Pferd, dein leises Gehn begleitet still mein Beten.

\*

Am Vorgebirge soll der Wind die Schläfen kühlen!  
Ich denke über Mond und Wolken einsam nach  
Und fange an der Freien Schreckensart zu fühlen.

Ich weiß, daß hier der Schöpfer mit den Sternen brach!  
Nun sind die Völker einem Walten überlassen.  
Kein Schicksal mehr! Die Menschen bergen Sieg und Schmach.

An diesen Kanten kann ich die Zermalmung fassen,  
In die das freie Rom Karthagos Knechte warf;  
Doch alle Sterne fingen an die Urbs zu hassen!

Dort silbern Berge, die ich nicht betreten darf,  
Denn fern erteilen noch Gestirne eine Sendung;  
Die Vorgebirge aber sonderten sich scharf.

Hier feiern wir den Wind. Er gibt uns rasch die Wendung.  
Wir übertrumpften ihn und wurden Feuerwind!  
Das kahle Land erwartet der Begabten Spendung.

Der tiefe Ernst! Du bist nicht mehr ein wildes Kind!  
Vom Schöpfer sind wir los und sollen Geist gebären.  
Uns helfe kein Gebet, seitdem wir Freie sind!

Entschluß und Vorsicht müssen sich gerecht bewähren:  
Es ging ein Stern in unsre Seele herrlich ein.  
Zu neuem Leuchten sollen wir die Welt bekehren!

Die Lüfte um Sizilien sind verzückt und rein.  
Auf seinen Vorgebirgen hörst du auf zu knien:  
Wir segnen durch den eingebornen Sternenschein.



Den Meeren sei aus deiner Priesterhand verziehen.  
Die Sünde schüttele ich aus dem versäumten Baum.  
Der Sonne haben wir die Deutlichkeit verliehen!

Die jungen Wälder trage ich aus unserm Traum.  
Aus voller Güte sollen neue Ströme fließen  
Und Silberfische setzt das Wissen in den Schaum.

Wir können unsre Innigkeit in Tiere gießen:  
Die Taube flog aus eines Mannes Schöpferhand.  
Und Wanderpflanzen wollten unsern Pfad umsprießen.

Vertreib das Tier, doch wo du mußt, da schaffe Land.  
Wir dürfen blaue Auen furchtbar überwüsten.  
Wir kneten bald das Todes- und Geburtenband.

Verkündet, daß die Wesen ihre Brunst verbüßten.  
Vereinsamt euch und überlebt die eigne Zeit.  
Bedenkt, wie lieblich wir den Zwang durch Sang versüßten.

Ich bin zu einem frischen Freiheitssatz bereit!  
Das eitle Tier in dir wird sich hinübersetzen.  
Wohin? Auf Schollen, die schon Priester vorgeweiht.

Wir sollen dann die Beute schreckenbleich zerfetzen:  
Der Feind ist unsre eigene Frage als Gestalt.  
Und er wird uns, wir ihn zum selben Ende hetzen.

Doch aus der Volksbesonnenheit kommt die Gewalt.  
Auf Vorgebirgen treffen sich verwandte Ahnen  
Und bleiben stumm, wenn Flut an Flut zerprallt.

Die schroffen Zacken sollen dich zu Taten mahnen,  
Der Sturm beackert euch die Meere wie ein Feld:  
Versteckte Wanderwunder unter den Orkanen.

~~~~~  
Beherrsche fromm die See, im Flug befrei die Welt!
Das Pflügen sei dir Pflicht, das Fliegen Selbstbestimmung:
Aufs Menschenblut sind alle Hoffnungen gestellt.

Was in den Wind gerät, meint irgendwie Erklímmung.
Erblicke in den Wellen ein geweihtes Spiel.
Du bist der Sturm, so hisse Segel der Ergrímmung!

Die Flotte rüste, doch es bleibt in dir das Ziel!
Du schürst die Kriege, die wir fürchterlich verlieren.
Drum wappne ich mein Wesen mit Gewehr und Kiel.

Du wirst das Ich mit Indiens Heimlichkeiten zieren.
Das große Wissen übergückt den Sternenraum.
Mein Menschenwittern förderst du bei deinen Tieren:

Nur in dir selbst bekenne deinen letzten Saum.

*

Ich möchte gierig nach den roten Sternen greifen.
Ich bin das Vorgebirge auf dem großen Meer.
Ich soll im Winde Weltenungeheuer streifen:
Gestirne, stürzt nicht! Seid ihr zu bedeutungsschwer?

Was bin ich, wenn mich kein bekanntes Tier begleitet?
Ein eitler Reiter ohne sein verwegnes Pferd.
Wie meine Sehnsucht ihre Wittrungsreisen weitet
Und jeder Sangansatz doch ewig wiederkehrt!

Mein Tier, du hast mich armen Bleichen ganz verlassen,
Von keinen Abenteuern kehr ich kühner heim.
Was soll mir so ein kaltes Sternungen erfassen,
Es kam zu andern Weltungen in uns der Keim.

Ich wünsche mich zurück zu Glück und Glücksversuchung
Und überstufe alle Leistung zum Erfolg.


~~~~~  
Ich suche nach verschwundner Stunden Lustverbuchung  
Und ich bewurzele mich bewußt in unserm Volk.

\*

Die Stadt mit ihrem Berg hat eine Vorbedeutung:  
Der Wandel und dazu ein alterhabner Sarg.  
Auch meine Schlangenhälfte braucht vom Bauch an Häutung:  
Nun kennst du deinen Lurch, den ich vor mir verbarg.

Ich starre kalt hervor zu den bewegten Sternen  
Und kenne keine Änderung im echten Ernst.  
Es können Erzsterne von meinen Reden lernen,  
Verkannte Welt, ich merke, wie du dich entfernst.

Vergnügter Leib, entschlüpfe mir mit hundert Zungen.  
Wir sind von uns getrennt, damit du mir gehörst.  
Du Schlangenlust, dir ist ein guter Schwung gelungen,  
Ich staune, wie du dich mit grausem Rausch betörst.

Aus unsrer Tierverlängerung ist Gott gekommen.  
In deinem Zwiespalt machte er die Lider auf.  
Die Menschen sind als Schlangen an das Land geschwommen.  
Gedärm und Hirn sind ein verschlungner Schlangenknauf.

\*

Die Schlangen sind in meinem Wesen die Empfindung;  
Im ganzen bin ich Löwin, satzbereites Tier.  
Die Schlangen sind in meiner Seele Überwindung  
Der kalten Ansprache des andern Ichs in mir.

Ich bin die Sphinx, ein Vorgebirge in der Wüste.  
Mein Katzenkörper wälzt vielleicht den Schwanz im Meer.  
Der Geist vollendete die strenggeprüfte Büste,  
Doch meine Halbheit wirft sich schreckhaft hin und her.

Wie furchtbar mich der Wünsche Sprunggelüste reizen,  
Der Sterne Anblick aber stämmt mich streng zurück.  
Ich fühle pyramidisch, wenn sich Würden spreizen,  
Ich kenne die Gestirnverinnigung durchs Glück.

Im Geiste sind die Schlangen meine Wißbegierde.  
Ich fühle mich in Sünden dunkler Stuben ein.  
Ich forsche nach den Eitelkeiten jeder Zierde:  
Ich kann auf einmal im Bewußtsein Andrer sein.

\*

Ich kann die Stadt mit ihrem Berg in mir bezähmen.  
Wir sind gereift und schleppen unsern Süden mit.  
Du wirst dich keusch der strahlenden Gesundheit schämen,  
Doch halten Leiber mutig mit der Einsicht Schritt.

Bekannte Stadt, ich halte deinen Berg in Ehren.  
Verkannter Berg, die Stadt verschafft dir deinen Rang.  
Ihr müßt euch gegenseitig Ruhm und Pracht bescheren,  
Und eure Einheit dauert eine Menschheit lang.

Verschwiegen fahren Schiffe ein in Bucht und Hafen.  
Und doch geschieht sofort bei ihrer Ankunft Lärm.  
Der Sarg, vor dem sich hohe Kundenträger trafen,  
Beschließt die Einfalt durch das witzige Geschwärm.

Stets unentwegt bekennt sich unsre Welt zur Dauer.  
Ein alter Hafen schließt am Abend seinen Damm;  
Wer einfuhr, den umrundet eine dunkle Mauer,  
Und Wolken horchen, Fragen wagt ein Wogenkamm.



*Oskar Baum:*

## DIE GEGNER DES KRIEGES

*Gedanken des blinden, sehr feinen Prager Dichters über den Krieg; eher Notizen und Betrachtungen, als ein Programm.*

ES muß von vornherein angenommen werden, daß jeder, welcher politischen oder philosophischen Richtung, welchem Beruf oder Stand er auch angehöre, grundsätzlich für die Abschaffung des physischen Krieges sei. Wer an eine Art Gottesgericht glaubt: daß dem Recht immer die größere Kraft innewohne, wer in Nietzsches Namen für den Schwächern, wohl-gemerkt den physisch Schwächern, das Joch oder den Unter-gang mit distanzierter Allgüte als für ihn notwendig und geradezu beglückend herabbetet, mit dem kann ich mich ebensowenig wie mit irgend einer Art von Aberglauben auseinandersetzen. Er wird historische Beweise finden, und ich werde Gegenbeweise heranziehen, und wir werden zu keinem Ende kommen, weil wir nicht um ein Wissen, sondern um etwas Geglaubtes streiten, das auf einem gewissermaßen religiösen Gefühl beruht, das wir in niemandem zeugen oder überzeugen können.

Ich will mich nur mit der Möglichkeit und den Wegen zur Abschaffung des Krieges beschäftigen und mit denen, die in der Welt von heute, in den Dezennien vor dem Kriege etwa, die allgemeine Abrüstung, den ewigen Frieden nur von einem entsprechenden Maß allseitigen guten Willens abhängig fanden und überall nur den rückständigen Frevel chauvinistischen Starrsinns im Wege sahen.

Diese Gegner des Krieges, die seine Verhütbarkeit mit zornigem Kindertrotz fordern, kann man ungefähr in zwei Typen-

gruppen einteilen, die freilich einander seit jeher in erbitterter Todfeindschaft gegenüberstehen: Der Bourgeois und der Anarchist.

Zwischen dem schlimmsten klebrigsten Spießer, der nur für sein eigenes Leben und Eigentum fürchtet, der den stärksten Beweis gegen den Krieg darin sieht, daß er weh tut, und dem äußersten Gegner unserer Gesellschaftsordnung, der den Krieg als Erziehung zum Gehorsam, als dauernde Schädigung und Unterbrechung des Wachstums unabhängigen Sonderwillens haßt, gibt es natürlich eine Menge Kreuzungen, Mischungen, Schattierungen.

Eine dritte, freilich sehr kleine Partei einer seltenen Spielart von Träumern muß ich noch hinzurechnen, ernste Denker darunter, Dichter und religiöse Schwärmer, die die Entmaterialisierung der Interessen und Ziele in ihrer Gesellschaft, die Reinigung der menschlichen Seele von grobem Eigennutz für den einzigen möglichen und notwendigen Weg halten: den Sieg reiner weltumfassender, den höchsten ethischen Forderungen zugewandter Ideen über Genußsucht und Erwerbsgier. Die körperlichen Bedürfnisse würden von uns heute übertrieben und überschätzt, meinen diese; sie würden, wenn eine solche religiöse Welle über die Seelen hinginge, nicht mehr im Vordergrund stehen. Der Handel der bodenarmen Völker und der natürliche Reichtum der andern brauchten nicht mehr in Raubtierhaß und mit Verbrecherlist als Waffe gegeneinander geführt zu werden, sondern sie könnten einen klugen Ausgleich finden oder durch opferfreudige Hingabe aller an alle sich aufheben, da das Gefühl der Zufriedenheit und des erfüllten Rechts im andern jedem selbst Bedürfnis wäre.

Andre denken sich einen Ausgleich ähnlich wie zwischen Familienmitgliedern, wie zwischen Provinzen eines Reiches, eine Repartierung der Lasten, Pflichten und Genußmöglichkeiten der Welt auf die einzelnen Nationen als Glieder der Menschheit wie zwischen den Mitgliedern einer Organisation, einer Aktiengesellschaft, einer Produktivgenossenschaft. Aller Wettbewerb wird auf Ideengebiete übertragen, nur geistige



Kapitalien werden angehäuft und das Streben nach Vollkommenheit, Selbstlosigkeit und Gerechtigkeit wird zur Folge haben. daß die Reste der Bosheit und Herrschbegier aus Mangel an Reibungsflächen und an Entschuldigungsmöglichkeiten durch das gleiche Tun der andern entkräftet, vereinsamt absterben. Wer dünkte da nicht an Tolstoi und an die einzigen unbesiegbaren Antimilitaristen, jene sanften demütigen Sektierer, die alle schwerste Arbeit ohne Murren auf sich nehmen und, natürlich auch schon im Frieden, durch die härtesten Strafen nicht dahin gebracht werden können, eine Waffe zu berühren.

Es ist leicht, in der Tonart des gebräuchlichen Pessimismus, in gewohntem, verächtlichem Mißtrauen des Menschen gegen alle Veredelbarkeit seiner Gattung diese Ideologen zu verspotten. Unter den vielen wirklich unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten möchte ich nur die eine nennen, daß vielleicht erst alle Völker unseres Erdballs mit ihrem jetzt so verschiedenen Geisteszustand und Kulturcharakter in einem bestimmten Zeitpunkt plötzlich auf die gleiche Stufe gebracht werden und in solcher Geistes- und Herzensentwicklung gleichen Schritt halten müßten. Könnte doch nur durch das genau gleichzeitige Verschwinden aller irgendwie gearteten Siegesbedürfnisse die vollkommene Friedlichkeit eintreten.

\*

Aber man will die Hoffnung nicht für Phantasterei halten: der Geruch der Leichenfelder kreuz und quer durch Europa, der Mord an der Jugend und Manneskraft der halben Welt werde endlich eine Ahnung davon aufdämmern lassen, daß der Vereinskram einer ungeistigen Politik, die Wochentagssorgen des Berufs, der Unterhaltung und gesellschaftlichen Gewohnheiten nicht das Nächstliegende seien, daß die höhern Dinge, die Menschheitsfragen, die man in ungelesenen Büchern und in den Köpfen von Dichtern, Philosophen und ähnlichen Sonderlingen wohlbewahrt und eingeschlossen dachte, das Dringendste und Wichtigste bedeuteten: daß die Theorien von den Pflichten und Rechten des Einzelnen dem Volk und

der Menschheit gegenüber, von der Tragweite unscheinbarer täglicher Vorkommnisse in der innern und äußern Politik, die verschiedenen Bewegungen im Geistesleben Europas jeden Schuster und Kaufmann, jede Hausfrau und jedes Schreibmaschinenmädchen näher angingen, weit mehr ihre persönlichste Angelegenheit waren, von denen ihr Leben und ihre Zukunft abhing, als ihre Geschäftseinnahmen und das Befinden ihrer Familienangehörigen. Vielleicht kommt dann die Erkenntnis, daß die allgemeine Denk- und Lehrpflicht zuweilen wichtiger wäre, als das allgemeine Wahlrecht, daß das Recht anderer anzuerkennen und ihm Opfer zu bringen, mehr Unrecht aus der Welt schaffen würde, als unerbittlich auf dem eigenen Recht zu bestehen und es ohne Interesse für die Keime des guten Willens im andern mit aller Kraft zu erstreiten, dabei nur eine Sorgfalt des Bedenkens und Abwägens kennend: die Berechnung der Kraftunterschiede und des voraussichtlichen Lohnes der Anstrengung. Muß man denn, wenn man von fremdem Eigennutz, von Mißgunst und Habsucht angefallen wird, zur Abwehr flugs die eigene Selbstsucht und Machtgier entgegenstellen?

Wenn ein Volk auszieht, um einen Teil seiner Volksgenossen von fremder Herrschaft zu befreien — bleibt es denn je dabei stehen? Jedes hält es für seine selbstverständliche Pflicht, seine Erfolge und seine Macht ohne Rücksicht auf die eben noch mit selbstgeglaubtem Begeisterungsfeuer verfochtenen idealen Forderungen der Einheit und Selbständigkeit andrer Völker bis an den äußersten Rand des Möglichen auszunützen. Manches Volk geriet vielleicht nur deshalb unters Joch, weil es ausholte, um ein anderes zu erdrücken und die Kräfteverhältnisse falsch berechnet hatte. (Die Polen entrechteten heute noch in ihrer Macht-sphäre die Ruthenen, und der Verlust Elsaß-Lothringens war letzten Endes nur die Folge der französischen Gelüste nach dem Rhein.)

\*

Sind diese heiligen nationalen Aufgaben, mit denen, wenigstens seit es verantwortliche Regierungen gibt, so ziemlich jeder Krieg begründet wird, vielleicht nur die Maskierung einer wirt-



schaftlichen Jagd? Ich glaube es nicht. Der Mensch ist in seinen tiefsten Beweggründen nicht so nüchtern. Seine Phantasie hat mehr Anteil an seinen großen außertäglichen Entschlüssen, als er selbst weiß. Die Vision aufschnellenden Volksreichtums, die Vorstellung, in fremden Landstrichen als Herr und Eroberer zu walten, und der Begriff der Staatsvergrößerung, der Heimatsvergrößerung ist ungemein aufreizend. Schon die Veränderung auf dem Bilde der Landkarte, dieser für alle noch so alt gewordenen Schülergehirne unerhörte Eingriff in das festgelernte Reich des Bestehenden! Vielleicht erscheint nur darum dem naiven Volksmann der Krieg imponierender, ursprünglicher und natürlicher, als das nüchterne Ruhebewahren, Verhandeln, Nachgeben, die Anstrengung, daß keine Veränderung eintrete.

Sieg oder Tod, großer Gewinn und großer Einsatz, namentlich der große Einsatz lockt den tief eingeborenen Spielerhang der Menschen hervor. Es mag weit nützlicher und angenehmer sein, aber es hat nichts mit sich Fortreißendes, sich zu vertragen und mit jedermann auszukommen. Die geistigen, die ethischen Forderungen werden darum, wenn sie die materiellen Interessen aus dem Mittelpunkt des Menschheitstrebens verdrängen wollen, Phantasielockungen mit sich führen müssen, wie die Religionen ihre „Sagen“, ihre Jenseitslieblichkeiten und Schrecken, die Wunder der Offenbarung, den Begriff der Allmacht eines Wesens und für die gröber organisierten Seelen die symbolischen Zeremonien, die Götzen oder Heiligenbilder. Für das endgültige Begraben und Vergessen des Kriegsgedankens täte eine Friedensvorstellung not, die mit den Phantasieanregungen des Heldischen wetteifern kann. Es ist schwer zu befehlen, daß nicht der die Oberhand behalten soll, der das Schöne, sondern der das Richtige sagt.

\*

Nur einen einzigen Fehler gibt es, der im Leben nie wieder gutzumachen ist: zu sterben. Wie, wenn Goethe mit 19 Jahren gefallen wäre? Oder die anderen: Kant, Helmholtz, Bismarck,

Beethoven, Bach? Man kann antworten: Wer weiß, wie viele im dreißigjährigen und in den andern Kriegen gefallen sind! Die, die wir haben, konnten nur werden, was sie sind, weil jene den Boden für sie erstritten.

Nun, wenn für oder wider solche unbeweisbaren Dinge ein Wort erlaubt sein soll: findet niemand, daß es nach der Revolution und dem napoleonischen Blutregen, nicht nur geistig, sehr matt und leer, namentlich in Frankreich war? Es sei abgesehen davon, daß es als Staat den ersten Platz in der Welt an England abtreten mußte. Aber vielleicht ist das, was wir für die Blüte der bis dahin größten Kulturnation hielten, was um jene Zeit abbrach, nur ein Ansatz gewesen. Erst als die durch den Krieg nicht gelichteten Kinderreihen Generation wurden, kamen die Balzac, Hugo, Berlioz.

Ich nähere mich damit allerdings bedenklich dem eingangs verachteten Standpunkt des Bourgeois, das Hauptargument gegen den Krieg darin zu sehen, daß er weh tut. Wer von uns hätte aber auch nichts vom Spießer, vom Anarchisten und vom religiösen Schwärmer zugleich in sich? Tolstoi ritt täglich während des japanisch-russischen Krieges mehrere Stunden weit zum nächsten Telegraphenamt, um die neuesten Kriegsnachrichten zu erfahren. Er nahm parteiischen Anteil an den blutigen Operationen, am Ausgang des Kampfes... Eine unbedingte, ausnahmslose und vollständige Ablehnung des Krieges ist in Wahrheit durch keine der genannten Typengruppen vertreten. E i n e n Krieg sieht selbst der Anarchist für notwendig und wünschenswert an: die Revolution. Den Kampf um Glaubens- und Gewissensfreiheit sanktioniert wohl auch der Schwärmer für Entmaterialisierung der Menschheitsinteressen und wird ihn nicht unter allen Umständen für vermeidbar erklären. Und der Bourgeois wird durch die Bejahung des Staates zu dem Kompromißstandpunkt gedrängt: „Nur im äußersten Notfall.“ Für ihn müßte man also eine Tabelle aller erfindlichen politischen Vorkommnisse anfertigen, damit er bestimmen könnte, bei welchem noch nicht, und bei welchem schon die Bezeichnung „äußerst“ gelten dürfe.



Manche erhoffen auch vom natürlichen Entwicklungsgang der Zivilisation, indem sie den Kampf jedes gegen jeden in der Urzeit mit dem Ringen unserer Tage vergleichen, das fast die ganze Menschheit in zwei reinlich getrennte Lager scheidet, die baldige Überwindung dieser Form des Konkurrenzkampfes unter den Völkern; aber die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in England, in China — vielleicht folgen mal auch noch, etwa zur Einschüchterung Japans, die Vereinigten Staaten — läßt den Schlußpunkt dieser Epoche nicht eben für bevorstehend erwarten.

Der Glaube an eine automatische Entwicklung der Kultur und Zivilisation langte längst bei der Überzeugung an, daß deren Hochstand zu Fäulnis und Schwäche führen müsse, daß Unkultur Jugend und Zukunftsmöglichkeit bedeutet. Freilich, außer etwa durch die morose Griesgrämigkeit dieser Kultivierten ist das durchaus nicht leicht zu beweisen. Dann wäre ja auch ein Krieg mit rohester Kriegsfreude die Zeit der Blüte, der Frische und kommenden Kraft eines Volkes, das Zeichen seiner unverbrauchten Seele, und der sanfte religiöse Traum von einer Herrschaft des Geistes auf Erden, einer vernünftigen Güte aller Völker das Zeichen und die Prophezeiung vollendeter Altersschwäche . . . Wer dagegen wollte nicht glauben, daß die heutigen germanischen Stämme ebenso gewaltig wie ehemals siegen würden, wenn sie ins Römerreich einbrächen? Wer wiederum könnte leugnen, daß die Franzosen und Engländer sich heute ganz ebenso tapfer schlagen wie zu Napoleons Zeiten, — und welche Strecken der Zivilisation, vielleicht auch Kultur sind inzwischen zurückgelegt worden!

Ich glaube nicht, daß Mark und Muskeln eines Volkes durch Geistigkeit, durch die Jahrhunderte, die hinter ihm liegen, geschwächt werden, daß sein Charakter sich verändert; ich glaube, daß das Auf- und Abswellen seiner Tatkraft, sein „Jena“ oder „Sedan“, vom jeweiligen innern Antrieb, von der Intensität des Glaubens an sich und seine Tat abhängt.

Ich glaube, daß ein Volk, in dessen Charakter es liegt, der Welt den ewigen Frieden bringen kann, wenn es physisch — sicherer vielleicht noch, wenn es geistig zur Herrschaft gelangt.

~~~~~

Das möchte ich mir als den kürzesten und verhältnismäßig einfachsten Weg vorstellen; möglicher erscheint er mir jedenfalls um einige Grade, als daß die Gegner des Krieges in allen Staaten eine sieghafte internationale Partei zu gründen vermöchten, oder daß neue Schiedsgerichte und neue Verträge etwas anderes würden, als ein Mittel mehr im alten Diplomaten spiel.



Valerij Brjussoff:

I. S C H A T T E N

Aus den Schatten der Leidenschaft schmiegt sich's, umarmt es,
verflüchtet im Dunkel und lockt um das Pfühl;
es verkrümmen sich Rücken und beugen sich Brüste,
ein brennend Arom umschwelt das Gewühl;
ein kraftlos Erheben, ein willenlos Schmiegen,
ein Vergraben der Finger ins Schulternoval;
als Gestorbner verfolg' ich die schamfremden Schatten
bei erregendem, rauchendem Kerzenfanal.
Ich verfolge im Schimmer gebildnerte Kniee
und sich räuchelndes Haar, Hüftenweißmarmorglanz,
und im Wirbel empor ringelt rauchend die Flamme,
schmiegt Farben und Leib zum chaotischen Tanz!

*

O du Morgenweite aufschäumender Meerbucht
und des schamhaften Tags zinnobernes Licht,
o ihr lenzigen Töne im silbernen Herzen,
und Maria, dein Märchenbild, heilig und schlicht!
O du Tag nach der Nacht des wilden Gestehens,
du Liebesmorgen, wie Perlmutter rein,
o Morgen und Brise und Sonne und Möven, —
als Abglanz dein Lächeln, allüberall dein!
Ein bestrahlter, verliebter, befangener Knabe,
ein entkräfteter, schwimm' ich im strandlosen Traum,
und im Wirbel empor ringelt rauchend die Flamme,
schmilzt Farben und Traum zu chaotischem Schaum!

II. WEIB

Ich sah ein Weib, gekrümmt von Qual und Pein,
und es entblößte schamlos seine Glieder.
Es ward ein jedes Stöhnen wildes Schrein.

Grau gab das Licht sein Schmerzensantlitz wieder.
Aus zahnzerbißnen Lippen floß das Blut.
Der starre Zorn war seinen Blicken eigen.

Und seltsam grob war seiner Worte Wut.
Zuweilen mochten wohl die Krämpfe schweigen,
dann schwieg es schwer, wie ein verendend Tier.

Wenn es nachher sich fiebernd wälzte, wandte
und sich von neuem streckte, starr und stier,
sah man, wie es nun alles häßlich kannte,

wie nun Vernunft und Liebe, alles schwand.
Wunsch blieb nur eines: daß die Qual verginge . .
Berauschend herrschte Blut-Geruch und -Brand.

O Mädchen! Unserer Gärten Schmetterlinge!
Des Walzers Weise lockt euch auf den Ball,
und wie Magnolien seid ihr lichte Dinge.

Auch eure Stunde kommt, daß ihr im Kampf
ans Lager stemmen müßt und euch verlieren,
die Lider kneift, den Mund verzerrt vom Krampf

und werdet Tieren gleich — auch ihr —
gleich Tieren!

(Übersetzt von Charlot Strasser.)

Ulrich Steindorff:

GOLGATHA
EINE ERZÄHLUNG

Neulich erzählte jemand; und da wurden alle stumm. Denn es war das Leid selber, das den Mund auftat. Die Worte fielen wie Hände voll Sand auf einen Sarg, und es gab durch alle Sinne ein hartes Echo.

Was sind zwölf Tage für einen Lebendigen?

Zwölf brennende Lichter, die der Morgen anzündet und der Abend löscht. Zwölffaches Leid oder zwölffaches Glück, aber doch jedes mit dem Glanz des anderen aus Vergangenenem oder Kommendem.

Zwölf Tage halten zum mindesten einen Sonntag in ihrem Schoß, einen Tag, der irgendwie feierlich ist oder sich doch irgendwie feierlich gebärdet. Sie sind ein Marsch, ein Gang, ein Schreiten vom Hochher ins Niedere oder vom Tiefen hoch hinauf; oder beides; oder keines von beiden, wenn großes Geschehen ebene Wege ausgeworfen hat. Aber sie sind lebendige Natur, haben stets Raum zu einem Innehalten, Ausrasten, Atemholen für einen Lebendigen.

Unselige Zeit, wenn sich zwölf Tage anders abwandeln. Denn dann wird ein Gott gekreuzigt und der schauerliche Gang nach Golgatha neu gegangen. Oder der Krieg wirft göttlich Auferstandenes dem Rad der Natur in die Speichen, daß alles, alles, alles Leben stillesteht.

*

Ein dürrer Sommertag. Eine Sonne, die im Staub wandert. Eine Landstraße, die runzlig ist, weil das Elend in Kolonnen über sie hingefahren ist.

Eine Baumreihe wie aus einer Spielzeugschachtel, künstlich; mit Farben, die wie abgegriffen sind. Strohflaggen um halbgebrochene Äste von Platane zu Platane, ein zerfasertes Band, das sich, allen gemeinsam, ins Unendliche fortschleiert.

Felder ohne Frucht. Wiesen ohne Grün, ohne Vieh: tot. Höfe ohne Häuser. Häuser ohne Giebel, ohne Dach, ohne Fach: offene Wunden. Brunnen ohne Rad, ohne Tiefe, ohne Wasser: blind.

Und dabei ein Stück Welt zwischen zwei Städten, die einmal ihren Inhalt gegeneinander ausgeschüttet haben, vom Morgen bis zum Abend, als es noch Morgen und Abend gab und nicht dies gleichgiltige Auf- und Niedergehen der Sonne.

Zwischen zwei Städten im tiefen Galizien. Wer weiß davon? Es könnte auch irgendwo in Kurland sein, irgendwo im Elsaß, in Frankreich, in Polen, in Serbien, in Mazedonien, in Ostpreußen. Warum soll es nicht in Galizien sein? Was sonst Gegenden voneinander unterscheidet, fehlt, weil alles fehlt, was war. Denn das Elend ist in Armeen darüber hingestampft.

*

Mitten im Grau ein Lebendiges. Ein Wanderer im Staub. Geht Gott durch die Welt und spricht sein: „Siehe!“? Wahrlich: Gott muß der sein, der da einsam geht, wo das Menschliche eingeebnet ist zum Grab.

Schritt für Schritt geht er den langen Weg, gebeugt, als läse er sein Evangelium in den harten Zeilen der Straße.

So wandert die Jugend, wenn Frühling ist und Liebe. So wandert eine Mutter, wenn tragender Herbst ist. Aber ein Greis im brennenden August?

*

Ein Tag, zwei Tage, drei Tage. Wie lange er schon auf seinem Wege war? Es begegnete ihm niemand, der ihn fragte. Dem einsamen Sucher rinnt der Sand der Zeit ohne Saum, ohne Marke. Aber aus einem Briefblatt war es zu lesen, daß er lange suchte; aus den Falten, die brüchig waren vom Öffnen und

~~~~~

Wiederöffnen, aus den Flecken von unsicheren Händen, nicht in den vier, fünf geschriebenen Zeilen. Da stand nur sein Ziel, nicht seine Zeit. Die Stadt, die hinter ihm lag; die Stadt, die vor ihm lag. Und dann eine Straße ohne Namen, nicht die große, von tausend Rädern großspurig in die Felder rechts und links vielfach ausgebreitete, sondern die enge, ebenfalls ostwärts. Und dann drei Bäume. Leicht zu finden: drei hohe Bäume hinter einer Höhe. Unverkennbar: drei unzerschossene Bäume.

Und dann auf der zweiten Seite des Blattes: die Gräber, das Grab: der Sohn, vielleicht allein, vielleicht mit den anderen; jedenfalls das Kreuz mit seinem Namen.

Aber kein Wort davon, wie weit die Gräber hinter den Bäumen, die Bäume hinter der Höhe, die Höhe hinter wer weiß wie viel Höhen hinter der Stadt.

\*

Auf dem Tisch von einem kleinen Laden lag der Brief vom Tode eines einzigen Sohnes. Dort wurde er zum ersten Male entfaltet. Mitten am hellen Tage war er gekommen, und es wurde dunkel; mitten im Lärm der Großstadt, und es wurde still.

Der Tod eines Sohnes in Galizien, in Kurland, in Flandern. Wer glaubt an den Tod, der fern gestorben wird? Welche Gedanken blühen auf, alte Bilder färben sich jung. Erlebtes steht auf und wird tausendfach lebendig. Und es schreien Ängste vieler Wochen, brechen Tränen los, schütten sich aus und werden wieder still.

Wer ist Bürge für den Tod? Ging nicht auch Mutter Maria zur Gruft und fand sie leer?

Krieg, Kreuzgang der Millionen, Schrecken der Mütter und der Väter mit Botschaften, die Ihr nicht versteht, mit dem Tod, den Ihr nicht seht, den ewigen Lampen der Hoffnung, die nicht ausbrennen. Am Tag der großen Heimkehr werdet Ihr stehen und durch die Reihen der Kommenden suchen. Noch tausend Mal wird die Tür aufspringen und Ihr werdet erschrecken, tausend Mal eine Stimme hören, die verklungen ist.



Selig sind, die ihre Toten begraben dürfen und wissend schlafen gehen.

Die Tür vor einem kleinen Laden ging zu. Ein alter Vater wollte suchen, wissen, suchen im Ungewissen. Trotz seiner Armut ging er und ließ alles hinter sich, was ihn erhielt. Für Menschen, die ihn fragten, hatte er keine Antwort; für Sorgen der Zukunft, die ihn ansprachen, keine Stimme. Sein Einziges, Letztes war nicht mehr. Nichts war mehr für ihn auf Gottes weiter Erde als ein toter Leib. Den wollte er heimholen in seiner Armut, betten können, zudecken, weich, weich zudecken.

Er war ohne Tränen, denn man weint nicht, solange man sucht.

\*

Vier Tage, fünf Tage, sechs Tage. Hinter der Höhe die Bäume. Drei unzerschossene Bäume. Nackte Stämme und nackte Äste mitten im Sommer. Phantastische Weiser zu einer unendlichen Gräbermulde.

Kreuze, Kreuze, Kreuze. Namen, Namen, Namen. Tausend Söhne von tausend Eltern.

\*

Man muß alt sein, um ruhig suchen zu können. Junge Augen überblicken rasch, aber sie lassen Lücken beim Sprung von Kreis zu Kreis. Langsam Schritt für Schritt gehen, ist Zucht des Lebens.

Der Vater ging und las, ohne Angst, ohne Hast, plötzlich mit der Sicherheit aller Friedhofgänger, daß er finden würde. Verwischte Buchstaben, die Wind und Regen hatten löschen wollen; flüchtige Zeichen, die irgend ein Befehl nicht hatte vollenden lassen, nichts, gar nichts entging dem Gebeugten. Er stand an großen Gräbern, die Auskunft gaben ohne Namen, und an kleinen Gräbern. Schritt für Schritt ging er und Stunde um Stunde. Und Wort um Wort tilgte er aus der Fibel des Todes, die da offen aufgeschlagen lag.

Lange vor Abend noch fand er: den Sohn; den Jungen, seinen Jungen. Ein Kreuz zwischen Kreuzen, ein Grab zwischen Gräbern, einen Toten unter tausend Toten.

Irgend etwas fiel in ihm, fiel und schlug hart auf. Es war kein Erschrecken, war auch kein Entsetzen vor der Wahrheit.

Aus dem brennenden Sand, mitten in der ungeheuren Leere wuchs ein Unbekanntes auf, eine grellrote Blume mit zackigen Blättern, wuchs über den Himmel hin, kroch vom Jenseits über die Fläche, brannte in Flammen zwischen all den Gräbern, röter und röter, und zerbarst in Nacht.

Als es Morgen wurde, weinte er.

\*

Am achten Tage schnarrte der Wind um die Bäume an der Höhe, und die Wolken flogen rabenschwarz dicht über die Sandkämme hin.

Ein Gefährt pflügte den Kiesweg aufwärts, ein gespenstisches Gefährt im grauen Mittag. Zwei hohe Räder mit Speichen, die Granatsplitter angenagt hatten; vielleicht der letzte Rest einer Munitionskolonne. Zwei Stränge und ein müdes, abgefallenes Kosakenpferd. Und der Vater zwischen den Rädern auf einem Brett, das im Wippkreuz über die Achse gelegt und gebunden war.

Was kann eine Stadt, die der Krieg leer gebrannt hat, geben? Eine Stadt ohne Handel, ohne Wandel; eine Stadt, der kaum mehr Menschen geblieben sind als stehende Häuser? Dem Zahlenden? Nichts! Dem Suchenden? Dinge ohne Wert, die dem Augenblick Schätze werden. Dem Bittenden? Wenn er hungert, wohl ein Stück hartes Brot. Wenn er ein Vater in Qual ist und Greis und den toten Sohn holen will, und wiederzukommen verspricht? Das letzte Lebendige: ein Pferd.

Wenn es nun unterwegs stirbt? Aber warum soll es eher sterben, als die, die es leihen? Es ist so vieles gestorben gestern, vorgestern, alle die Tage. Einmal muß der Tod doch weiterziehen, weiter, weiter. So karge Ernte lohnt sich nicht.

\*

Die Zügel hängen, der Graue braucht sie nicht. Aber auf halber Höhe greift sie der Alte, läßt sich zu Boden, geht neben dem Pferd und biegt quer ab. Erst über eine versenkte Rasen-



brücke, die ein Geschoß aus dem Graben gehoben hat, dann über den öden Sand, mühsam, weit, in den lagernden Dunst hinein.

Irgendwo hat vor kurzem noch eine Mühle gestanden. Mehr hätte ihm der Gütigste nicht schenken können. Das Mühlhaus war nicht mehr, aber die Steine und gebrochene Flügel. Flügel, die mit grauem Zinkblech beschlagen waren. Einmal hatten sie wie ein Lichtrad über Land geblinkt, aber auch nur ein einziges Mal.

Durch den Tag klang Arbeit, friedsame Arbeit; ein Hämmern im Takt. Der Vater richtete, bog vier Seiten zu einem Sarg. Es war ein rissiger Sarg. Stricke mußten ihn halten.

\*

Von dieser Stunde an wuchs ihm die Zeit ins Gigantische. Schritte wurden zu Meilen, Augenblicke zu endlosem Dasein. Der Vater erlebte noch einmal sein Leben im Leben seines Sohnes. Kinderjahre stürzten sich wider ihn mit ihrem Glück, Knabenjahre schlugen über ihn zusammen, Reife, Fallen. Einzelne Worte tönnten, und der Ton dehnte sich und klang nicht aus; klang nicht aus.

Wind fuhr über das Land und drückte alles fest aneinander, schnürte die Brust ein und hielt den Atem fest.

Wie weit doch ein Weg ist, wenn man das Ziel kennt und sich ängstet. Und wie man sich ängstet, wenn man Schritt für Schritt dem Grauensvollen näherkommt, das man erreichen muß. Wer fahren könnte, geht zu Fuß, und wer zu Fuß geht, hält inne, ohne doch zu rasten.

Die ganze Welt wird unwirklich vor der großen Angst eines Menschen. Der Himmel spannt sich in trostloser Ferne, streng und eisig, und der Boden, auf den man tritt, schmiegt sich samten unter dem Fuß. Was sich greifen läßt, schmilzt in den Händen. Das Harte wird versöhnlich und das Versöhnliche hart.

Wer nie gebetet hat, betet um ein Wunder. Wer nie geglaubt hat, kniet in Gethsemane.

\*

Drei Stiche mit der Grabgabel in den kalten Sand. Nur drei Stiche; dann nahm der Vater die Hände und schürfte die eingesunkene Erddecke über dem Toten. Handvoll auf Handvoll.

Der Wind stand still und die Wolken standen still. Seine Gedanken setzten aus und sein Herz.

Eine schwarze Wunde in dem gelbgrauen Tuch einer Uniform, wohl eine Fingerspanne über dem stumpfen Knopf der linken Tasche.

Und der Alte trug, ein wandelndes Kreuz, den toten Sohn vorbei an den tausend Kreuzen, fort über das Golgatha zwischen den Hügeln.

\*

Die Bäume an der Höhe schnarrten. Das Pferd schrak zurück. Der eine Strang straffte sich seitlich, schlug wie eine schwirrende Sehne von unten her gegen das wippende Brett, gegen den Sarg, dass er sich aus dem Gleichgewicht schob und dumpf auf den Boden stieß. Der Alte wurde gehoben und fiel.

Langsamer wurde die Fahrt, müder die Schritte am tiefen Abend, in der dunklen Nacht, in der lichterlosen Stadt.

Dort hielt der Vater Totenwache, bis ihn ein Gespann von weither mitnahm mit all seiner Last. Und am zwölften Tage mündete sein Weg in die breite Straße von der Grenze zur Heimat.

\*

Mitten in der großen Stadt ein alter Mann, der seinen Sohn eingebracht hat vom Felde des Todes. Mitten im Lärm ein stiller Mensch voll dunkler Gesichte mitten am Tage.

Woher kam der Schmerz? Wohl eine Fingerspanne über der Uhrtasche saß er, bohrte sich tief, fror sich ins Innerste. Kam er von dem Sturz zwischen den hohen Rädern? Kommt denn ein Leiden anders, als vom Stürzen irgendwoher ins Tiefe?

Neulich erzählte jemand: ein Arzt.

Der alte Vater hatte gesprochen, von seinem Sohn gesprochen, vom Gefundenen und vom Heimgebrachten. „Er war jung“, hatte er gesagt und die harten Finger über dem Herzen gespreizt. „Er war jung“, hatte er gesagt und:

„War das alles nötig?“



*Paul Boldt:*

## FREUNDIN HÖRERIN

Die Gegenwart der Nacht macht alles schlimmer.  
Die Phantasien der Lust entlaufen schnöde,  
Die Uhr schreit häßlich in der Herzeinöde,  
Ins Zimmer fliegen die früheren Zimmer.

Unter die Stirne flieht die Gliederherde.  
Im Mund weißkleinen Zähnelichtes schreit es,  
Und Schrecken wächst im Antlitz wie ein zweites:  
Ach, ach, es friert über mich hin aus Erde.

Und das Bewußtsein glaubt noch nicht einmal  
Der chemischen Erlösung von dem Leide.  
Das Antlitz abgestreift an eine Weide,  
Mit Felderarmen liegen wir im Tal.

Ich mußte haltlos altern aus der Jugend  
In dieser weißen, häuserigen Stadt.  
Auf krummem Himmel frei zu stehen matt,  
Den Schädel in die Martermauern fugend.

Im Himmelsgrund voll Schatten, Wind und Straße  
Erscheinen wir, die sich bewegend tun.  
Aus Augen fliegt über den dunklen Schuh  
Der Regenbogen durch die Antlitzmasse.



Antlitze kommen auf in dem Tierhaar,  
Die Einzelaugen an die meinen spülend.  
Und ein Gesicht, Auswuchs der Seele, fühlend  
Einschwebte Stirn zur Stirne, scheues Paar.

Wir arbeiten. Mich freut es, dich zu sehn  
Freundinnenlippenrot, anthropomorph.  
Wir bauen in die Stadt uns kleines Dorf  
Schädelbluthäuser und Armealleen.

Das Herz geht in den Händen hin und her.  
Die Augen füllen sich an einem Strahl,  
Mit Bäumbildern, Städten an dem Meer.  
Der Strahl ist aus der Sonne, Tag heißen.





## GLOSSEN

*Zürcher Tagebuch.*

## MINDERHEITEN.

Wohl haben die Völker und die Individuen jetzt vollauf mit der Gegenwart zu tun. Nur daß es, recht betrachtet, keine Gegenwart gibt. Jeder Handelnde bereitet Zukunft, jeder Ruhende hält sich bei seiner Vergangenheit auf. Selbst die Pausen zwischen Vergangenheit und Zukunft sind Krisen, die über das Rückwärts oder das Vorwärts entscheiden, gemischt aus Vergangenheit und Zukunft, die einander bekämpfen. Es liegt nahe, daß heute die „politischen Erzieher“ der Völker, die diese Eigenschaft der freiwilligen oder unfreiwilligen Unterwerfung unter die Machthaber verdanken, mit Vorliebe über Minderheiten spotten, — denen sie zuweilen, in ihrem Innersten, selbst angehören. Jedoch, die Minderheit von heute kann morgen zur Mehrheit werden.

Die Widerstände, die sich in den verschiedenen Ländern den Minderheiten entgegenstellen, entsprechen auch im allgemeinen dem *freien Spiel* der Kräfte in den politischen Ländern. In demokratisch regierten Ländern haben Minderheiten eine gewaltige Bedeutung. Je absoluter ein Land regiert wird, desto wirkungsloser bleiben Handlungen von Minderheiten, es sei

denn, die Minderheit stütze die Macht — gegen einzelne, wobei sie, die zur Macht, das heißt zur Mehrheit strebt, sowohl aus der Tatsache ihrer Minderheit, wie aus dem Machtprinzip den doppelten Nutzen zieht. Man nennt eine solche politische Gruppierung „Fronde“. Und ich werde zu jeder Minderheit mehr Vertrauen haben, als zu einer Mehrheit, die es nicht versteht, ihrem politischen Hauptapparat den Dynamo einer motorisch diese ihre Minderheit antreibenden und ihre Gegenwartspolitik übertreibenden Energie anzuschließen. Alle großen politischen Parteien besitzen ihre zentrifugalen Kräfte.

Jeder, der nicht „mitmacht“, aber zum Äußersten entschlossen ist, um die Möglichkeit zu schaffen „mitzumachen“, stellt eine politisch gewichtige Minderheit dar. Da aber die politische Maschine — ich kann es nicht oft genug wiederholen — ein an Umfang und Kompliziertheit gewaltiger Apparat ist, der sich nicht von heut auf morgen aufbauen läßt — das Fiasko der Roosevelt'schen Sezession in Amerika! —, so müssen sich die Minderheiten, um wirksam zu werden, organisieren. Jeder, der sich politisch betätigt hat, weiß, was von den Idealen seiner Partei bis zu den ersten praktischen Versuchen, sie zu verwirklichen, auf dem Weg liegen bleibt. Die



Parteigänger des Herrn von Heydebrand und die Gläubigen des echten oder des vorgestellten Marx enden auf ihren Wahlgängen beim Bauern oder beim Arbeiter, im Gutshof oder im Wirtshaus, und die entscheidenden Argumente für die Gewinnung eines Mannes, der nun für oder wider eine Weltanschauung stimmen soll, gehen selten über die aktuelle Bedürfnisfrage hinaus — was ich nicht nur begreife, sondern billige. Denn die Voraussetzung einer Propaganda für eine große Idee ist das Interesse für die Lebenshaltung überhaupt, sodann für die möglichst baldige, die möglichst sichere, die möglichst bedeutende Hebung der materiellen Lebenshaltung von Menschen, an deren Geistigkeit man appelliert.

Der Parteisekretär, der in Wahlversammlungen spricht, pflegt es materiell um vieles besser zu haben, als die Menschen, die ihm Ohr und Herz öffnen.

Leidet die Idee darunter? Manchmal, und dann haben wir es mit plattester Demagogie zu tun. Sonst: finden wir uns mit der *Technik* der politischen Arbeit ab, so sie durch dick und dünn zur Idee hinstrebt, die es zu erkämpfen gilt mit den Mitteln, für die die Masse — mit Recht — in erster Linie empfänglich ist.

Eine Politik des Geistes wird sich der selben Mittel bedienen müssen, wie etwa eine landschaftlich beschränkte Kartoffelpolitik. So daß im Grunde die Demokratie als politische Einrichtung ebenso aristokratisch wäre, wie eine Aristokratie, die sich gegen sie wehrt. Auf den erreichten Gipfeln stellt sich der Sinn des politischen Kampfes ein, der Weg hinauf kann im

besten Fall nur der gleiche sein für alle Parteien. Schlußfolgerung: es muß immer wieder und gerade jetzt gewarnt werden vor sentimentalischen Individualismen, vor Programmen und Manifesten, die schöne, richtige Worte enthalten, *Worte*, wenn nicht der politische Apparat für sie arbeitet. Die Verfasser müssen sich in den bestehenden Apparat eingliedern, wenn sie nicht ein neues, wirksames Hebelwerk schaffen, wozu die Anstrengung einiger Generationen gehört, müssen den Apparat selbstgelenkig bedienen und kontrollieren. Politische Ideale haben wir seit hundert Jahren, so prachtvolle, wie sie nur sein können. Verwirklichungen lassen auf sich warten. Die politische Maschine hat immer und überall die politischen Ideale zerrieben. Unsere politische Tragödie. Die Redner der Frankfurter Paulskirche wären große Politiker gewesen, wenn sie etwa Bismarck und seine politische Wissenschaft auf ihrer Seite gehabt hätten. Sie hatten sie gegen sich, und die Geschichte machte sie zu Rhetoren.

Der Dilettantismus in politischen Dingen bei uns ist haarsträubend. Die „geistigen Führer“ des Volkes schreien nach politischer Erziehung, — aber sie haben, mit dem Korrespondenten eines großen deutschen Blattes in Paris, die dortigen Radikalsozialisten für radikale Sozialisten gehalten, während die französischen Radikalsozialisten in Wirklichkeit etwa unsern Freisinnigen entsprechen, und sehen heute noch in Caillaux den französischen Deutschenfreund, obwohl jedermann in Frankreich weiß, daß er, wenn überhaupt etwas, gar nichts anderes vermag, als für die *Guerre à outrance* eintreten.

Auf anderen Gebieten ist es nicht besser . . . Ich führe absichtlich nur „Kleinigkeiten“ an.

„Politische Erziehung?“

Es wäre Zeit, ernsthaft damit anzufangen. Der jetzige Zustand böte die beste Gelegenheit dazu, wenigstens in Angelegenheiten der auswärtigen Politik.

### HERVÉ.

Im ersten Aufsatz des Heftes erinnere ich an die aufrechte Haltung, die Gustave Hervé zu Beginn des Krieges in seiner Zeitung „La Guerre sociale“ einnahm. Nicht nur, daß er in seinen Leitartikeln leidenschaftlich gegen die Schreikrämpfe der nationalistischen Presse, den Spionenfang und den Deutschenhaß einer durch Routiniers aufgeregten Menge anging, — in den Redaktionsräumen seiner Zeitung eröffnete er ein „Deutsches Konsulat“, durch dessen Vermittlung Deutsche, Österreicher und Ungarn, die in Paris zurückgeblieben waren, geschützt und versorgt wurden. Deutsche Frauen mit ihren Kindern fanden Aufnahme in den Familien französischer Sozialisten. Er ließ sie auch nicht im Stich, als sie in die Konzentrationslager abgeschoben wurden. Die „Guerre sociale“, die vor dem Krieg zweimal in der Woche erschienen war, kam nun täglich heraus und wurde in kürzester Zeit eines der meistgelesenen Organe der französischen Presse. Das ist sie bis heute geblieben. Nur heißt die „Guerre sociale“ seit dem 1. Januar 1916 „La Victoire“, und man kann nicht daran zweifeln, daß Hervé, der früher die französische Fahne auf einem Misthaufen aufpflanzen wollte und als Antimilita-

rist radikalster Färbung viele Jahre seines Lebens im Gefängnis zubrachte, sich heute die Sympathien der radikalsten Militaristen erworben habe, — derart, daß die Zensur ihm zur Zeit der französischen Offensive in der Champagne die heftigsten Artikel gegen hohe und höchste Offiziere durchgehen ließ, denen er vorwarf, daß sie ihre Truppen gegen Drahtverhaue schickten, die nicht zuvor von der Artillerie zerstört worden seien. Diese Artikel durften erscheinen, gleichzeitig mit denen des royalistischen Führers Charles Maurras, worin vom Militärkommando die unverzügliche Füsilierung Hervés verlangt wurde. Die französische Zensur hatte also wenigstens Methode. Als ich, nach langer Zeit, wieder einen Artikel von Hervé lesen konnte, war er „An eine besorgte Seele“ betitelt und schloß mit der Aufforderung: „O mon frère paysan, tu peux tuer ces hommes avec sérénité“: Mein Bruder, du kannst diese Leute, die Deutschen, alle, ohne Gewissensbisse töten, mit erhabenem Gleichmut. Nicht einmal Karl Liebknecht findet Gnade vor ihm. Er hat ihn nach allen Seiten gedreht und gewendet, ihn für unwürdig befunden und verurteilt. Wie das kam? Durch die Enttäuschung, die das deutsche Volk im allgemeinen und besonders die Sozialdemokraten ihm bereiten mußten. Er hat, als früherer Rechtsanwalt, gegen die deutsche Partei ausführlich, mit Rede und Gegenrede, den Prozeß geführt — nicht mehr als der Syndikalist, der er ein Leben lang mit rücksichtslosem Mute war, sondern als Blanquist, zu dem die Ereignisse und sein Temperament ihn gemacht haben. Sein Fall ist typisch. Vielleicht komme



ich dazu, ihn mit der notwendigen Ausführlichkeit zu schildern.

Ich habe den Mann gekannt. Er ist nicht der Hanswurst, für den so mancher heutige deutsche Radikale ihn auf den internationalen Kongressen halten mochte, — weil er, für seine Überzeugung verurteilt, mit Lachen und durchaus ohne viel Aufhebens ins Gefängnis übersiedelte. Wer wollte ihn einen Führer nennen? Aber: wo waren denn unter den Leichenbittern der deutschen Unentwegten die Führer? Vor lauter Demagogen sah man keine Politiker mehr, vor lauter Schriftgelehrten keinen *Mann*. Sie mögen einander, nachdem Bebel und Jaurès tot sind und im Glauben an die letzte Illusion, die sie mit diesen Namen verknüpfen, volle Absolution erteilen.

### „DEMAIN.“

Seit dem 15. Februar 1916 erscheint in Genf eine Halbmonatsschrift „Demain“ die Henri Guilbeaux herausgibt. Sein Programm: „Demain sagt, was die Presse ihren Lesern sorgsam verschweigt: Ansichten von Schriftstellern, Künstlern, Soziologen, die Menschen geblieben sind, und veröffentlicht vielfältige und zahlreiche Dokumente aller Art, die nur einigen Privilegierten bekannt sind.“ In der dritten Nummer interessieren Zueschriften französischer Soldaten: „Ich kehre heute an die Front zurück. Ich kann es nicht, ohne dir ein Bravo für deine tapfere Zeitschrift zuzurufen.“ Ein anderer verspricht, die Zeitschrift „vielerumzuzeigen, um sie bekannt zu machen“. Die Zeitschrift erscheint bei J. H. Jeheber in Genf, 28 Rue du Mar-

ché. Sie ist bunt, lebhaft, tapfer und in ihrem Glossenteil ein wahrer Taubenschlag, wo sich die sagenhaften Ölzweige häufen, Vorboten des Friedens aus allen Himmelsrichtungen. Der Herausgeber geht in seiner Auffassung über die Probleme, die der Krieg aufgeworfen hat, weiter als sein Meister und Freund Romain Rolland, den er in einer Flugschrift gegen ebenso dumme wie maßlose Angriffe französischer Literaten und Journalisten verteidigt hat. Natürlich hat die große Presse in Frankreich getan, wie *große Pressen* immer und ungefähr überall zu tun pflegen: sie hat, nach einer langen Reihe sorgfältig gesteigerter Injurien gegen Romain Rolland, bei welcher Arbeit der „Matin“ sich besonders hervortat, von der Verteidigung durch Guilbeaux, die statt aus Beschimpfungen aus Argumenten bestand, keine Notiz genommen.

### PAZIFISMUS.

Diese Zeitschrift rechnet sich nicht zur pazifistischen Literatur. Ich glaube nicht, daß wir eine Regelung der Gegensätze im Leben der Völker, die beileibe nicht nur wirtschaftlicher Natur sind, erleben werden. Jedenfalls wird das Ende des Krieges kaum durch einen „Sieg der Vernunft“ erreicht werden, ebensowenig wie seine Beendigung, sie mag sein wie sie wolle, die erwähnten Gegensätze aus der Welt schaffen kann. Es ist und wird eine Unsumme Kleinarbeit zu verrichten bleiben, um auch nur die Basis wenigstens für eine vernunftgemäße Regelung von Dingen herbeizuführen, die ganz allein Angelegenheiten der Vernunft sind.

Die Leute irren, die vom Pazifismus mehr erwarten, als die Herstellung und — wenn ich so sagen darf — Konsolidierung einer Atmosphäre, und tun den repräsentativen Führern des Pazifismus unrecht. Der Pazifismus ist keine politische Bewegung, sondern eine geistige Verfassung, in der Individuen sich befinden, behaupten und handeln.

Im dritten Heft der „Internationalen Rundschau“ drückt sich ein berufener Führer des Pazifismus, Dr. Alfred Fried, also aus:

„Wenn man aber eine Definition der pazifistischen Bewegung in ihrer Gesamtheit geben will, so muß man zu einer negativen Feststellung greifen. Die Einheit liegt nicht in dem, was ihre so verschieden gearteten Anhänger wollen, sondern in dem, was sie nicht wollen. Nur die Ablehnung des gegenwärtigen Zustandes der zwischenstaatlichen Beziehungen und der sich daraus ergebenden Verhältnisse bildet das einigende Band der Bewegung.“

Ich möchte den Pazifismus mit der Enzyklopädie vergleichen: keine politische Bewegung, aber ein Wille, der sich, vielgestaltig, auslebt. Es ist leicht zu sagen, daß etwa Voltaire der Anstifter der großen Revolution gewesen sei. Jedoch, diese war, weit von Voltaire, sogar von Rousseau nicht unbedeutend entfernt, ein politischer Gewaltakt, und vortreffliche Kameraden, die auf der Flöte die Macht des Geistes zu variieren pflegen, möchte ich — nicht auf Taine und andere Historiker, nein, nur *ganz menschlich* und durch das Beispiel eines Einzelschicksals vielleicht überzeugender, als durch jedes geschichtliche System, auf das Schick-

sal eines Rivarol hinweisen und zweier Dutzende von andern Geistigen, die mit der Explosion des politischen Ereignisses aufflogen.

das sie in jeder Weise vorbereitet hatten,

und das, für die Überlebenden, im Verlauf von zehn Jahren seine Gewalt gegen sie kehrte nach Gesetzen, die stärker waren, als sie. Der Geist kann und soll administrieren, die Politik gehört zur Exekutive. Deshalb wird eine starke Politik immer zur Exekutive hinstreben. So unmöglich es mir scheint, einen lebendigen Menschen zu zerteilen in einen „Philosophen“ (im Sinne der Enzyklopädisten und Pazifisten) und in einen brutaleren Politiker, so sehe ich darum doch nicht ein, warum der Politiker nicht ein Philosoph oder der Philosoph ein Politiker sein solle. Ich erinnere mich an eine — polemische — Schilderung des Philosophen Péguy, die den Politiker Jaurès als Interpreten Bergsons und an den Seineufern hinhallenden Sänger Hugo'scher Strophen zeigte: im Handgemenge des Dreyfushandels und politischer Kampagnen. Die Forderung, die heute dringender ist, als je, bleibt: die Ablehnung des parteipolitischen Routiniers als politischen Führers, die Notwendigkeit, daß ein solcher Führer ein „Repräsentant seines Volkes“ sein müsse. Der Reichstagsabgeordnete Franck, ein frühes Opfer des Krieges wie Péguy und Jaurès, galt fast als Dandy, weil er zuweilen, im Smoking, Berliner Theaterpremièren besuchte, ein anderer deutscher Reichstagsabgeordneter wurde lächerlich, als ein politischer Gegner im Reichstag Verse von ihm vortrug, ein anderer, weil er im



Theaterbetrieb ein soziales Problem entdeckt hatte, wieder ein anderer, weil er sich, mit unendlicher Vorsicht, für moderne Malerei interessierte. Dagegen wohnte ich in der französischen Kammer einem heftigen Angriff auf Maurice Barrès bei, den der Gegner mit einer keineswegs banalen Würdigung des Verfassers von „Le Jardin de Bérénice“ und anderer „bedeutender Werke des französischen Geistes“ einleitete; und wenn in England Bernard Shaw zuweilen als ein Narr hingestellt wird, so liegt das teils an seiner unüberwindlichen Neigung, Spässe zu machen, die ihm ernst sind, teils, beim Engländer, an der Eigenschaft des Dichters als Kelte. Den haben aber selbst in England diese Umstände nicht zurückgehalten, im politischen Kampf eine beträchtliche politische Rolle zu spielen. Der Politiker führt aus, der Schriftsteller bereite die Politik vor.

Das zweite Kaiserreich zerbrach in Sedan. Wer kann wissen, ob es nicht Sedan überlebt hätte, wenn nicht Millionen Köpfe durch „Napoleon le Petit“, die „Châtiments“ und einige hundert andere, minder bedeutende Geisteswerke auf die Katastrophe vorbereitet gewesen wären?

Victor Hugo beging übrigens einen großen Fehler, den Politiker wie Benjamin Constant, Chateaubriand, Lamartine, Renan, Barrès sorgfältig vermieden: er machte aus dem Rednertisch des Senats eine Bühne für literarische Kleinkunst. Also konnte er keine direkten politischen Erfolge davontragen. Bei uns hat Friedrich Naumann die Stellung eines Repräsentanten des geistigen Deutschland mit Erfolg erstrebt. In jeder Partei sitzen

ein paar, die mehr, als parteipolitische Kampfahne sind, Konrad Hausmann und Haas bei den Freisinnigen, ein halbes Dutzend im Zentrum, Calker bei den Nationalliberalen — die, sollte man meinen, in dieser Beziehung eine gewisse Tradition haben — einige, die nie sprechen, bei den Konservativen, die wenigsten unter den Sozialdemokraten. Aber wer wüßte nicht, daß sie von ihrem Wissen um Geistiges bisher einen schamlos pruden Gebrauch gemacht haben, in der Hinterstube von Zeitschriften und in den Wandelgängen des Reichstags, wo die bequemen Klubsessel stehn?

Darnach wird man es mir nicht übelnehmen, wenn ich Adolf Grabowsky die größte Achtung bezeuge, von dem ich nicht weiß, welche Erfolge er in seiner — der freikonservativen Partei — haben wird, der aber für seine Sache, die ganz und gar nicht die meine ist, seine ganze Person einsetzt in einem Maße, daß nicht einmal das Geschwätz seines Mitarbeiters Oskar A. H. Schmitz ihn kompromittieren kann? Er war kulturkonservativ, lange, bevor andere, seine Gegner, bei Ausbruch des Krieges sich plötzlich zu Kulturkonservativen aufrafften, er machte, neben der „Zeitschrift für Politik“, das „Neue Deutschland“, an dem sich seither „bewußt“ gewordene Journale wie die „Süddeutschen Monatshefte“ ein Beispiel nehmen sollten, und war und ist und bleibt, durch all das, in all dem ein Dichter von Rang, der Schöpfungen des künstlerischen Geistes mit ganzem Herzen aufnimmt und die geringste geistige Anregung mit leidenschaftlicher Freude annähme. Ich wünschte, er säße auf den Bänken der Freikonservativen

im Parlament und gewänne seine Parteigenossen für den unvermeidlichen Rückzug auf die nationale Kultur, der sich, bei den konservativen Parteien der andern europäischen Länder, längst vollzogen hat. Denn es ist klar, daß von seiner Partei in zwanzig, in fünfzig, in hundert Jahren nichts mehr bestehen wird, wenn sie diesen Weg nicht einschlägt.

Man braucht Gegner, um vorwärts zu kommen, und je besser sie sind, desto besser wird die nationale Politik sein, die der Angelpunkt für alle Politik bleibt — und der Weg zur Verwirklichung aller Utopien.

Der Pazifismus?

Keine Partei. Keine politische Bewegung.

Die Diagnose einer Krankheit, an der die Menschheit gesunden kann.

### *Rudolf Kayser erinnert an Wienbarg.*

In Ernst Joëls „Flugblättern an die deutsche Jugend, ausgegeben von der Berliner Freien Studentenschaft“ hat Rudolf Kayser das 12. Heft mit Bruchstücken aus L. Wienbargs: „Ästhetischen Feldzügen“ gefüllt. Er bemerkt dazu in einem kurzen Vorwort:

„Es ist von deutschen Manifesten zwischen Lessing und Nietzsche der hellsten und wichtigsten eines, mit kühner Leidenschaft geschrieben. Es ward das Programm jener die Romantik ablösenden Literaturrichtung des ‚jungen Deutschland‘. Müde des Ästhetizismus und passiven Individualismus, unter den Wirkungen der Julirevolu-

tion und der politisierenden Philosophie Hegels erhoben die Jungdeutschen ihre Forderungen: das Denken auf die Wirklichkeit zu lenken, die Kunst wollend und politisch zu machen . . .“

Aus den Bruchstücken seien einige Sätze hervorgehoben:

„Dir, junges Deutschland, widme ich diese Reden, nicht dem alten. Ein jeder Schriftsteller sollte nur gleich von vornherein erklären, welchem Deutschland er sein Buch bestimmt und in wessen Händen er dasselbe zu sehen wünscht. Liberal und illiberal sind Bezeichnungen, die den wahren Unterschied keineswegs angeben. Mit dem Schilde der Liberalität ausgerüstet sind jetzt die meisten Schriftsteller, die für das alte Deutschland schreiben, sei es für das adlige, oder für das gelehrte, oder für das philiströse alte Deutschland, aus welchen drei Bestandteilen dasselbe bekanntlich zusammengesetzt ist . . . Dir, junges Deutschland, widme ich diese Reden, flüchtige Ergüsse wechselnder Aufregung, aber alle aus der Sehnsucht des Gemüts nach einem besseren und schöneren Volksleben entsprungen. Ich hielt sie als Vorlesungen auf einer norddeutschen Akademie, hoffe aber, sie werden den Geruch der vier Fakultäten nicht mit sich bringen, der bekanntlich nicht der frischeste ist. Ja, begeisternd ist der Anblick aufstrebender Jünglinge, aber Zorn und Unmut mischt sich in die Begeisterung, wenn man sie als Züchtlinge gelehrter Werkanstalten vor sich sieht. Sklaverei ist ihr Studium, nicht Freiheit. Stricke und Bande müssen sie flechten für ihre eigenen Arme und Füße, dazu verurteilt sie der Staat. Die



Unglücklichen, wie haben sie mich gesucht und geliebt, als ich ihnen die Freiheit wenigstens im Bilde zeigte ... Zu warnen aber sind junge Männer von Kraft und Talent, sich nicht unbedacht jener edlen Täuschung hinzugeben, als ob sich dennoch ein zeitgemäßer und volkstümlicher Wirkungskreis für sie auf unsern Universitäten erschwingen lasse ... Denkt daran, daß alle großen Deutschen der neueren Zeit nur zu ihrem Unglück deutsche Universitätslehrer geworden sind, daß ein Fichte, Schelling, Niebuhr, Schleiermacher, geborene Tribunen des Volkes, für das Volk und ihren eigenen höheren Ruhm verloren gegangen sind. Fichtes Reden an die deutsche Nation verhallten nicht bloß deswegen in den Wind, weil die Nation taub war, sondern weil zwischen ihr und ihm eine Scheidewand aufgerichtet war, die selbst Fichtes eherner Stimme nicht zu durchdringen vermochte ...

Betrachte ich die geistige und leibliche Lebendigkeit jugendlicher Völker, z. B. einst der Griechen und unseres eigenen Volkes und vergleiche diese mit den europäischen der Gegenwart, so sehne ich mich unter jenen geschichtslosen Menschen zu leben, die nichts hinter sich sehen, als ihre eigenen Fußstapfen und nichts vor sich als Raum, freien Spielraum für ihre Kraft ... Wir sind krank an unserer Historie, und wir werden vielleicht darüber hinsterben, ehe wir uns den Mut fassen, den unheilbaren Sitz unserer Krankheit einzusehen und uns dem wunderbaren Genius anzuvertrauen, der verjüngend durch die Welt schreitet. Jedoch steht dem Trübsinnigen, das in dieser Ansicht für uns liegt, der Spruch der Hoff-

nung gegenüber, daß ein Augenblick alles umgestalten kann, so im Schicksal des Einzelnen, als im Schicksal der Völker und Nationen. Was aber der Jugend, als dem Element im Staat, das die neue Geschichte bildet, jedenfalls obliegt, ist der feste Vorsatz, nach Kräften den bezeichneten Weg einzuschlagen, ist der feste Wille, sich immer entschiedener von der Lüge loszusagen, immer deutlicher sich des Gegensatzes zwischen dem Alten und Neuen bewußt zu werden, jung und jugendlich zu leben, das Handwerk fahren zu lassen und die Kunst zu ergreifen, das Unschöne in Wort und Tat an sich und andern nicht zu dulden, ihr Ohr dem Wehen des nahen Geistes nicht zu schließen und, weder gedankenlos und leichtfertig dahinlebend, noch schwermütig brütend, die Blüten des Lebens und der Wissenschaft mit jugendlicher Unschuld und Heiterkeit zu pflegen.

Es muß anders werden, das sollte das Gefühl sein, das sich aller bemächtigte ... Bildung ist ein weites Wort und läßt sich viel darein fassen ...

Wo die Grundwurzel dieses Übels liege, ist leicht abzusehen. Die Griechen hatten's leichter, sich zu bilden, sie wuchsen schon als Kinder in solche Bildung hinein, Religion, Politik, Moral, der Himmel selbst begünstigte sie. Wir haben es dagegen schwer, oft ist uns alles entgegen, wir werden von früh auf hierhin gerissen, dorthin gerissen, sind eine Beute der widersprechendsten Neigungen und haben nirgends einen breiten sichern Grund, um in Gemeinschaft mit andern darauf fortzuwandeln. Es mangelt uns an großen gemeinsamen Zwecken, es mangelt uns

am öffentlichen Leben, und wenn die Schwingungen des griechischen Geistes zwischen Wissenschaft und Staat, zwischen Wahrheit und Schönheit, zwischen Religion und Poesie, zwischen Himmel und Erde gleichmäßig hin und her gingen und sich nie aus der Bahn entfernten, so schwanken die unsrigen ohne rechtes Maß bald zu der einen, bald zu der andern Seite über, und es können in einem Hause der tiefsinnigste und abstrakteste Philosoph, der plattste Lebemensch, der wütendste Demagoge und der ledernste Philister wohnen.

Es fehlt uns also an gemeinsamen Mitteln der Bildung, weil es uns an Äußerungen des gemeinsamen Lebens fehlt...

Das bloße Wissen hat kein inneres Maß und Ziel, es geht ins Unendliche, sein Stoff zerfließt in Zenttrillionenteilchen... Wissen als solches kann nicht Aufgabe und Zweck des Lebens sein, weil dasselbe maßlos mit dem Anwachsen des Stoffes sich selbst zerstört und aufhebt"...

\*

Wienbargs Aufrufe sind mehr als achtzig Jahre alt. Aber: es lebe der Optimismus! Rudolf Kayser schrieb in Kurt Hillers Sammelbuch „Das Ziel“, das in diesem Jahr erschien, den Aufsatz: „Krieg und Geist“; er gipfelt in einem Kredo:

„Dem deutschen Geiste ist es bis heute nicht gelungen, sich in ähnlicher Weise wie der französische und der englische Geist politisch auszuprägen. Die Forderung Lagardes, den Staat in einen Zustand überzuführen, der mit der Nation wie eine Haut wächst und sich ändert, hat sich bei uns am wenigsten realisiert. Im deutschen Reiche ist eher ein Regime symbolisiert, als die

in ihm lebende Nation und ihre Kultur. So ist es kein Wunder, daß die Wege des deutschen Geistes und des deutschen Reiches bislang in verschiedenen Ebenen liefen. Fürchtete Nietzsche ja sogar ‚die Niederlage, ja Extirpation des deutschen Geistes zugunsten des deutschen Reiches‘. Dieser Gefahr sind wir durch den gegenwärtigen Krieg nicht nur entronnen, sondern weit mehr ist gewonnen: zum ersten Male fühlen sich in Deutschland Geist und Staat zusammengehörig, sie sind gemeinsam bedroht.

Aus dieser Tatsache erwachsen Forderungen für die Zukunft. Nicht, daß ich sie als den ‚Zweck‘ dieses Krieges verkünden will. Es handelt sich vielmehr darum: das wirklich Schöpferische dieser Tage für die Zukunft zu sichern. Und dies ist vor allem: die gegenseitige Durchdringung der Interessen des Staates und des Geistes.“

Und Rudolf Kayser schließt:

„Wir wissen nicht, welchen Weg dieser Krieg uns öffnen wird, wohl aber, daß ein neuer Weg beginnt. Ihn wollen wir schreiten mit dem stahlharten Willen zur Tat. Wir machen augenblicklich die furchtbarste Schule des Aktivismus durch. Die Erfolge werden und dürfen nicht ausbleiben. Wir hatten uns dem politischen Leben entfremdet, seitdem die öffentlichen Parteien aufhörten, Leidenschaften zu sein. Sie begingen mehr oder weniger den Selbstmord des Tolerantseins, im Dienste des politischen Geschäfts, in Verleugnung ihres eigenen Wollens. ‚Parteien dulden sich.‘ Damit verloren sie die Möglichkeit, dem Geiste zu seiner Ausprägung im Staate zu verhelfen. Der Geist wird nunmehr selbst



Politik treiben und in ihr seine Formulierung finden. Dann werden auch die Verflachungen des Denkens und die wirtschaftlichen Auswüchse einer zur Blüte gekommenen Bourgeoisie nicht wiederkehren wie nach Deutschlands letztem Siege.

Die neue Geistigkeit wird nicht im Nationalismus stecken bleiben, sondern wie früher das Schöpferische aller Völker aufnehmen und verarbeiten. Nur daß sie den Staat und seine Schicksale nicht mehr gleichgültig beiseite läßt und dadurch Gefahr läuft, auch die Nation zu verraten. Der Geist wird das Blut im Staatskörper Deutschlands werden, und diese Zusammengehörigkeit wird beider Leben bereichern.“

*Frans Xaver Schmitt.*

*Carl Einstein.*

*„Wir sind des Dialektikers, des Schauspielers, ja des asketischen Artisten (dieses weißen Lammes) überdrüssig — wir fordern Bücher, welche die Handlungen stärken und organisieren, Bilder, ohne die Hemmungen des verführerischen Kostüms, welche die Gesichte steigern.“*

*(Politische Anmerkungen. 1912.)*

Wichtiger noch als in normalen Zeitläuften ist es jetzt, sich auf das zu besinnen und darüber sich Rechenschaft abzulegen, was an neuen Werten vorhanden ist und der Zukunft wartet, zu sammeln für die helleren Tage, wenn die Wasser sich verlaufen haben und der Berge Spitzen wieder hervor kommen. Dann wird vieles schweigen müssen, was nicht weiter sah, als die

Handbreit vor dem eigenen Schild, aber den wenigen, die vorausschritten und steilere Wege bereiteten, ihres Lohnes kein Tüpfelchen mehr vorenthalten bleiben. Schwerer wird dann das Gewicht ihres Werkes sich erweisen und ihrer stillen Stetigkeit gerechte Würdigung und mehr als das beschieden sein.

Carl Einstein ist ein solcher Organisator, Schrittmacher der Kommenden, eine Stirner-Natur mit Richtmaß und Fernglas. In der standhaft zielentschlossenen Zeitschrift „Die Aktion“ finden sich zuerst Aufsätze von ihm über literarische, politische, psychologische, kunstkritische Probleme, eindringlich intellektuelle Arbeiten, die oft in wenig Zeilen Anregendes, Bereicherndes für lange bargen und das wohlausgerüstete Gedankenatelier eines Kopfes von elastischer Überlegenheit und geschärfter Sehkraft enthüllten. Skizzen wie „Legende“ (April 1913) oder „Der Abschied“ (Juli 1913) muten wie Vorstudien an, und in dem Essay „Über den Roman“ (1912) war schon ein exaktes Programm aufgestellt: der ganze plauschende Hokusfokus landläufiger Belletristik (philosophischer Schwatz, Anekdotenkram, Lyrisches, Schilderung) ist abzutun; „das Absurde zur Tatsache machen! Kunst ist eine Technik, tatsächliche Bestände und Affekte zu erzeugen.“ Anwendung und Beweis dieser Theorien soll dann der Roman „Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders“ sein, (erschieden im Verlage der Wochenschrift „Die Aktion“, Berlin-Wilmersdorf 1912), ein Paradigma, mit dem eine neue Epoche der Epik begonnen werden dürfte. Statt Erzählerei, Reporterlust, Kinonähe

noch der bestgebauten „Geschichten“ alten Stiles soll hier eine Disziplin Figur werden, die voller Entwicklungsmöglichkeiten steckt. Statt des im Grunde nicht mehr sehr variablen Außens wird der tausendfältige, noch unangestastete Schatz des Innens in Angriff genommen von einer Hand, die den diffizilsten Apparat sicher zu bedienen weiß. Kein irgendwie in Personen oder Sachen eingehakter Konflikt spielt sich zwischen den bekannten Kulissen einer stets vorrätigen Körperwelt ab, sondern nicht mehr und nicht weniger als die ganze Tragikomödie des Intellekt-Lebens (die Geographie des Kosmos „Hirn“) wird zum erstenmal als Stoffgebiet epischer Belichtung freigemacht und zur Debatte gestellt. Jetzt geht es um Komplizierteres, als um Zufallshemmungen und Augenblickshindernisse, die ein Arrangement im Husch erledigt — der härtere Kampf des Erkennens ist das Motiv mit allen seinen Ekstasen, Gebeten, Grotesken, Bitternissen, Winkelzügen, Widersprüchen und unstillbaren Sehnsüchten über jede Erfüllung hinaus. („Stofflosigkeit, Stofflosigkeit“, knirschte er vor Wut.“) Neue Höllenwanderungen sind zu bestehen, aber die Purgatorien heißen Logik, Erotik, Ideologie, Romantik, Selbstbetrug, und der Tod ist mehr, als Lösung der Dissonanzen und erhält endlich seine schlichteste Verklärung. Einem so exklusiven Futurismus (im besseren und besten Sinne des Wortes), der heut noch in trostloser Einsamkeit dasteht, bleibt kaum etwas anderes übrig, als sich die Schwermut seines Abseits durch Ironie zu erleichtern, und natürlich verführt schon das Bewußtsein einer exponier-

ten Souveränität dazu, gelegentlich aus seinem Gesetz eine Akrobatik zu machen. „Kein Ding gerät, an dem nicht der Übermut sein Teil hat“, heißt es bei Nietzsche. Man darf ja auch nicht vergessen, daß Einstein sich faktisch erst die seinem Willen entsprechende neue Sprache schaffen mußte, daß er also gezwungen ist, manchmal gleichsam durch ein Kunststück sich selbst zu überbieten. Abgesehen davon und abgesehen von einer gewissen Anämie hat das Buch doch die Konsequenz und das Gleichgewicht seiner erstrebten Struktur, und man wird später hier anknüpfen, und Grundriß seiner neuen Gattung wird diese Bild gewordene Philosophie werden, dieses konzentrierte, unmittelbare Denk-Epos, in dem der Tatbestand bis zur Durchsichtigkeit geläutert und das Schwingen an burlesken Trapezen noch artistisch graziös und beherrscht ist. Es ist ein Aussichtspunkt in die Zeit hinein, wo der Geist wieder mehr vorstellen, wo das Groschenleid der Herzen oder der Hüllen nicht mehr so erschütternd genommen und der Überschlag allgemein sein wird, daß die Erregungen der Seelen immer etwas Aufgepöppeltes und Kitschnachbarliches behalten, der Geist aber Explosionen, Jagden, Schlachten und Triumphe schenken kann, die unvergleichlich rein und fruchtbar sind. Und daß der Geist das energische und machtvolle Agens zur Zukunft ist!

Wie diese Zukunft schon heut in den Kompositionen bildender Kunst sich andeutet, das zu untersuchen, unternahmen Einsteins Kundgebungen über Ausgestelltes, Maler, Malerkritiker und dergleichen. Und von der Orien-



tierung über Tendenzen, die er dabei vorfand, kam er als zu einem möglichen gemeinsamen Ausgangspunkt zur Negerplastik, der er einen grundlegenden Band widmet. Der Verlag der Weißen Bücher in Leipzig bringt ihn in schlechthin idealer Ausstattung heraus. In ein paar knappen Kapiteln von strammem Guß wird ein Bezirk, der bisher so gut wie verschüttet und verachtet liegen geblieben war, vom größten Unrat gesäubert, und ein hoffnungsvolles Gebiet, das Anmaßung und Vorurteil versperrt hielt, in seiner Fruchtbarkeit entdeckt und ernsthafter Verwertung zugänglich gemacht. Geradezu vorbildlich für Kunstkompendien jeder Art möchte ich die Anlage des Buches nennen, insofern sie den Hauptakzent auf Anschauung legt und den einundzwanzig Seiten Erläuterung mit hundertundneunzehn Seiten untadelhaft reproduzierter Bildtafeln, vor denen man in Andacht versinken und den ganzen Hellenismus wie eine gekräuselte Operettengelecktheit preisgeben kann, eine zureichende Kontrolle und Bestätigung verleiht. Überzeugend, in prägnant festlegender Formulierung wird ein kurzgefaßter Kanon für eine besser zu informierende Wissenschaft geprägt. Der Neger und seine Kunst erfährt eine glänzende Ehrenrettung, und die afrikanische Plastik wird gegenüber unsrer eignen, kontinentalen, stark von malerischen Surrogaten durchkreuzten als die ungeminde und restlose Leistung des Dreidimensionalen, Kubischen erwiesen.

„Die Negerplastik hat isoliert die reinen plastischen Formen gezüchtet“, sie gibt „eine klare Fixierung des unvermischten plastischen Sehens gegenüber den uns geläufigen, europäischen Ausweg-Lösungen“. In präziser Gliederung werden diese Sichtungen und Bescheinigungen herausgefeilt und ein gehaltvolles Werk von bedeutender Tragweite aufgestellt, dessen beiläufige Glossen über die Methode, das Tätowieren, die Maske, den Egoismus des Beters (wieder an Stirner gemahnend) ein ganzes Rudel tiefersondierender Prüfungen in Schwung setzen müssen.

Eine Abänderung des Einstein-Porträts schließlich nach der politisch-literarischen Betätigung hin würde den gekennzeichneten Umrißbefund nicht verändern, sondern nur noch nachdrücklicher bekräftigen, und es behauptet sich dies Bild eines Zukunft-Ingenieurs mit geübten Augen, der die Zusammenhänge und Beziehungen zu Sternbildern verheißungsreicher Deutung ordnet und über dem Tor seiner von Licht erfüllten Werkstatt als Motto und Willkommen die Strindbergsätze zeigen darf:

„Was ist deine größte Freude?“

„Einen neuen Gedanken gebären!“

*Max Herrmann-Neisse.*

#### NOTIZ.

Das Manuskript des vierten Stückes von Eduard Bernsteins Erinnerungen: „In Zürich“ brauchte so viel Zeit für seine Reise von Berlin hierher, daß es erst im nächsten Heft veröffentlicht werden kann.

Die Sammlung

# Der jüngste Tag

bringt in zwangloser Reihenfolge Schöpfungen der jüngsten Dichter. Vorerst sind folgende Bände herausgekommen:

- Bd. 1. Franz Werfel: Die Versuchung. Ein Gespräch.  
„ 2. Walter Hasenclever: Das unendliche Gespräch. Eine nächtliche Szene.  
„ 3. Franz Kafka: Der Heizer. Eine Erzählung.  
„ 4. Ferdinand Hardekopf: Der Abend. Ein Dialog.  
„ 5. Emmy Hennings: Die letzte Freude. Gedichte.  
„ 6. Carl Ehrenstein: Klagen eines Knaben. Skizzen.  
„ 7/8. Georg Trakl: Gedichte.  
„ 9. Francis Jammes: Gebete der Demut.  
„ 10. Maurice Barrès: Der Mord an der Jungfrau.  
„ 11. Paul Boldt: Junge Pferde! Junge Pferde! Gedichte.  
„ 12. Ottokar Březina: Hymnen.  
„ 13. Berthold Viertel: Die Spur. Gedichte.  
„ 14. Carl Sternheim: Busekow. Eine Novelle.  
„ 15. Leo Matthias: Der jüngste Tag. Ein groteskes Spiel.  
„ 16. Marcel Schwob: Der Kinderkreuzzug. Erzählung.  
„ 17. Gottfried Kölwel: Gesänge gegen den Tod.  
„ 18. Paul Kraft: Gedichte.  
„ 19. Carl Sternheim: Napoleon. Eine Novelle.  
„ 20. Kasimir Edschmid: Das rasende Leben. Zwei Novellen.  
„ 21. Carl Sternheim: Schuhlin. Eine Novelle.  
„ 22/23. Franz Kafka: Die Verwandlung. Eine Novelle.  
„ 24. René Schickele: Aïssé. Aus einer indischen Reise.  
„ 25. Johannes R. Becher: Verbrüderung. Gedichte.

Einzelne Bände: Geheftet M. —.80, gebunden M. 1.50

Doppelbände: Geheftet M. 1.60, gebunden M. 2.50

KURT WOLFF VERLAG · LEIPZIG



VERLAG VON EGON FLEISCHER & Co. :: BERLIN W 9

## Ein deutscher Casanova

Die Abenteuer, Liebschaften und Erlebnisse eines napoleonischen Offiziers

# Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten

Herausgegeben und bearbeitet von ULRICH RAUSCHER

3 Bände. Geh. M. 9.—; geb. M. 12.—; in Luxus-Einband M. 18.—

Aus dem Aufsatz „Krieg und Frieden“ von Hans Friedeberger in „Das literarische Echo“: In einem Reichtum von Einzelheiten, den eine Besprechung nicht einmal anzudeuten vermag, erstehen diese vierzig Jahre vor dem Leser, eine Fülle der Gesichte von Goethe bis zu Lortzing und von Napoleon bis zu Robert Blum. Will man die Zeit von der großen bis zur Julirevolution in ihren kleinen Zügen kennen lernen, so wüßte ich kaum einen besseren, sicher aber keinen kurzweiligeren Begleiter als Conrad Friedrich, den französisch-preußischen Offizier.

Aus dem Feuilleton von Alfred Bock im **Stuttgarter Neuen Tageblatt**: Ich sage es vorweg: Dies ist eines der unterhaltendsten, fesselndsten, in seiner Art bedeutendsten Memoirenwerke, das mir je vor Augen gekommen ist. — Nach der eingehenden Besprechung: Von der Fülle seltsamer Begebnisse, kriegsgeschichtlicher Vorführungen, interessanter Erlebnisse und erotischer Entrefilets, die das dreibändige Werk in sich vereinigt, konnte hier nur andeutungsweise die Rede sein, es liest sich wie ein spannender Roman (spannend im besten Sinne des Wortes gebraucht), aber auch der Kulturhistoriker kann künftig nicht daran vorbeigehen.

## Neuidealismus im Geiste von Fichte und Lagarde

# DIE TAT

Monatsschrift für die Gestaltung deutscher Kultur

Vierteljährlich M. 3.—. Der Jahrgang beginnt am 1. April

Die TAT steht neben der „HILFE“ von Fr. Naumann und dem „KUNSTWART“ von Ferd. Avenarius, sie ist sozial-religiös betont und sieht ihre Aufgabe weniger in „orientieren“, „werten“ oder „warten“, sondern in dem Verknüpfen von Lebendigem mit Lebendigem. Sie ist aggressiv, denn sie tritt für den schaffenden Geist ein und es kann in ihr jede ketzerische Meinung gesagt werden, sofern sie aufbauend ist: durch die selbständige Einzelpersönlichkeit zur Allgemeinheit, durch die Allgemeinheit zur Einzelpersönlichkeit.

Man verlange eine Probenummer!

Eugen Diederichs Verlag in Jena

*Ludwig Rubiner:*

## DAS HIMMLISCHE LICHT

*An F. H.*

Kamerad, Sie sitzen in Ihrem Zimmer allein, unter Menschen  
schweigen Sie still.

Aber ich weiß meine stummen Kameraden hunderttausend  
auf der Welt, zu denen ich reden will.

Wir waren noch klein, da erhob zu uns die Erde ihr bergiges  
Schmerzensgesicht

In unsre Zehen bebte fernes Geländ, von Sturz und Strudel  
ums Licht.

Die Menschen in schlaffer Geilheit und träg liebten die Erde  
nicht mehr,

Aber die Erde schrie, wir hörten sie nicht, und sie donnerte  
Zeichen her.

O mein Freund, glauben Sie nicht, was ich Ihnen sagen werde,  
sei neu oder interessant.

Alles, was ich Ihnen zurufe, wissen Sie selbst, aber Sie haben  
es nie aus rundem Mund laut bekannt.

Sie haben es zugedeckt. Ich will Sie erinnern.

Ich will Sie aufrufen.

Denn Gott rief die Erde für uns alle auf.

Seine Stimme hauchte aus dem Untermeer Vulkan,  
der in der Südsee in die Luft stieg.

Die kleine Kraterinsel Krakatao stieß den brennenden Atem  
Gottes aus der Erde.



Explosion. Der Ozean spritzte über die Erde, unvergessen  
in dreißig Menschenjahren.  
Neues Menschengeschlecht, und das Jahrhundert war lang  
zu Ende.  
Aber aus dem Pacific brannte der Feuerwind des Krakatao  
in unsere Herzen.

## GEBURT

Vor unsrer Geburt, in der grünen Südsee platzte die Erde  
und das Wasser,  
Tausend Menschen saßen wie Schnecken auf großen Blättern  
in Hütten und versanken keuchend.  
Vor Marseille fielen die roten Schiffe um, das Meer schlug  
vom Mond herab.  
Die Dampfer schnurrten in den Abgrund, lächerliche Insekten.  
Als wir geboren wurden, zog Feuer durch die Luft.  
Die Schwärme des Feuers flogen um die Erde.  
Wehe, wer nicht sehen wollte!  
Tausend Menschen, still heckende Schnecken, waren zu  
Staub zerplatzt.  
Die Tage erblichen für die glühenden Abende.  
Die Nächte schwangen rote Palmblattflammen über Berlin,  
Die Abende waren gelbe Tiere über der Friedrichstraße.  
Berlin, aus spitzen Plätzen, grauen Nebenstraßen, quoll das  
Blau der Vulkane.  
Die Frauen waren alle allein, die Männer reckten sich auf,  
Die Schenkel liefen durch Berlin, heiße Haarberge bogen hoch.  
Die Sonne ging immer unter. Die Abendstrahlen, heiß, quollen  
aus den Männern.  
Die Häuser waren kalkig und bleich. Durch dunkle Zimmer  
wankte die Stadt, die Blinde.

~~~~~  
Wir wurden geboren, Strahlenlicht kreiste abends über unseren
Mündern,

Grüne Südsafthügel hingen vom Mond über uns;

Wir rissen unsere Augen von unserem Blut auf.

Der Himmel flog über alle Straßen der Stadt.

In der Vorstraße aus Zaun und Stein wartete die grauhaarige
Mauerdirne auf die Soldaten.

Wir wußten, daß es andere Länder gibt.

In möblierten Zimmern sann russische Stirnen über Bomben-
attentaten.

In den Variétés wurden die sieben englischen Puppenmädchen
geliebt.

Die Menschen sitzen in schwarzen Röcken, essen und werden alt.

Am grünen Kanalufer schleppt man Leichen auf den Asphalt.

Die hohlen Häuserwände waren lose und grau.

Kamerad, Sie liefen die Straße auf und nieder, Sie waren blaß
vor dem heiligen Panoptikumsbau.

Aus dem müßigen Durchhaus der ganz Erwachsenen schoben
frisch geschminkt weiße Weiber mit dicken Bäuchen.

Reisende in alten Bärten bebten betäubt vor Büchern und
verklebten Photographien.

Drüben: starre Inseln in Sonne, Bäume auf gelbem Kies,
Bänke, selige Hotels.

Unter den Linden gingen die verschleierten Ausländerinnen
mit den frierenden kleinen Hunden.

Kamerad, Sie liefen bleich tauchend bis zum Durchhaus,
weihevoll.

Die Friedrichstraße fiel zu Boden. Abendherzen im Strahl
schwebten auf Nebengassen.

Die Luft stand mit Sternen in Ihnen, der Tag war noch hell.

Die Menschen waren dick und rauchten Zigarren. Niemand
sah Sie an.

Die Stadt schwebte, es war still im Abendbrand, die Häuser
zerfielen unten.

Die Menschen gingen schwer.
Kamerad, Sie waren allein. Niemand hatte das Licht gesehen.
Um die Erde sprühte der südliche Schweiß des Vulkans.
Niemand sah. Berlin schmatzte rollend.

Es war nicht mehr Licht durch buntes Abendglas,
Nicht mehr Fackelwogen hinter Spielpapier:
Flammenschirme vom Himmel bogen um unseren Kopf.
Die Luft schmolz im langen Lichtwind übers Feld,
Drunten lag der harte Sand rötlich wie getretener Mob.
Wir heulten ins Grüne übers Tempelhofer Feld.
Vor schwarzen Fensterschwärmen der schweißigen Hinter-
hauswände
Stießen wir unsere Flugdrachen hoch in die Windfarben und
sogen den Glanz.
Berlin, Ihr dachtet an Geld.

O Kleinstädte der Welt, über euch tropften die Farben alle
Abend, ehe Silber und Blau kam.
Kamerad, Ihr Jungenhaar zackte schwarze drohende Felsen
über den gepfeilten Brauen.
Sie haßten den blassen Schimmel der schlaffen Hausdächer.
Wir kannten uns nicht.

Ich rannte gefräßig umher, blond unter Papierlaternen zum
Lärmplatz. Gläserne Lichterkränze. Greise Zauberclowns
schrien in papierne Trompeten.

Ich nahm meine dunkle Schwester, zarte Knöchel, in die
feuchte Ringkämpferbude.

Damals liebte ich sie so.

O wären wir ausgerückt!

Wir saßen in verdorrten Halbgärten. Soldaten tranken aus
Bierseideln.

Wir sahen durch grüne Stuhllehnen auf hölzerne Karussells.
Vor alten Frauen in Würfelzelten zerfransten sich gegossene
Glasvasen.

~~~~~  
Wir griffen unsere Hand zum letztenmal. Wir warteten.  
O vielleicht stand das feurige Licht gleich an unserer Haut:  
uns allen!

O wir wußten alles. Die grüne Farbe glänzte am Wirtshaus-  
stakett

(Einmal gab es wohl Zeiten, da grüntem die Frühlinge so fett.)  
Es war alles für uns und für die anderen gemacht,  
Aber früher waren die Tage dumpf und grau, und dies galt als  
Pracht.

Wir sahen uns an, hinter ihren Augen braun und im vier-  
zehnten Jahr

Schwamm Hingabe, wie Blutstropfen rollte ihr Lächeln zum  
Hals, weil das neue Licht um uns war.

Die Buden kreischten, eine Tombola knarrt, rote Dienst-  
mädchen träumen selig und taub,

Wir wußten, so war früher ein Fest, bald stehn hier Häuser  
in steinernem Staub.

Warum sieht niemand das Licht? Um uns ist das Licht. Die  
Erde stößt leuchtende Brunnen empor,

Glutlöcher im Himmel, brennende Riesenschornsteine von  
Glas, Lichtsturzstufen herab wie eines Wasserfalls  
strahlendes Rohr.

Wie Pilze klein verwittern grünliche Buden um Limonadenlicht  
und lärmfarbenes Früchte-Eis.

Wir beide waren sprießende Wälder, wimmelnde Erdteile in  
Himmel und Licht, um unsere Glieder floß das helle Meer.  
Wir waren uns fremd. Wir wirbelten tief durch blaue Licht-  
kugeln im Kreis.

O neue Zeit! Zukunft! Preiselbeerrote Feierlichkeit! O  
Preis!



## DAS LICHT

Vom gelben Himmel rollte ein funkelnder Treibriemen durch Yokohama: heut abend sind die bunten Leuchtstraßen matt.

Schmale Sterne der hellen Nacht gehn hinter Fabriken auf.

Europa tanzt wie ein brauner Hund vorm Mond. Gelbe Menschen kommen in schwarzen Röcken wie aus einem Jungfrauenbad.

Paris, wilder Lanzenschein, wenn das Gitter des Luxembourg aus dem Garten der Erde aufsprüht:

Einsiedler kochen Gold auf dem heiligen Berg, die Menschen schaukeln in großen Betten, von Afrika wehen weiße Tücher durch Palmenufer her.

O helle Himmelssäge hinein nach London, wie ein Bergwerk liegt die Stadt unterm fallenden Licht, Diamanten über den Gitterluken der Bank von England, o roter Tower in Whitechapsels Schweiß, sechstausend Mann morgens fünf in den Docks, drüben die Felsen des Kaplands, Nigger brechen in die Knie.

Es floß aufkochend flammengrün durch Petersburg, Kiew, Nischny, Odessa,

Mondgoldene Kathedralen im Schlamm, unter euch Moskau bebt wie ein roter Menschenwald von vielen Glocken, o runde Dächerblüten,

Mauern weich wie Bärte hinauf für die Menschen,

Von Spitzen und Kugeln grünes Fliehen über kupfernen Tag.

Boston, Chicago, über nackte Arme und Zylinderhüte hinzischt das Licht wie Riesenfunken von elektrischen Schnellbahnen,

Über San Franciscos Hotelgebirge leicht und hoch hinüber, durch Kulistädte, Ghettos, Spiegelschein in Fahrstuhlschachte, o Nimbus, Seligkeit, Frühling,

Halt!

Still und grell durch die donnernden Eisenschatten der Brücke New York.

Wir liefen unbekannt durch die weit klappernde Friedrichstraße.

Berlin, hinter schmalen grauen Asphaltgassen flog das rote brennende Fenster himmelsoben zu uns her, o unsere Herzen!

Nachmittags halb fünf, ein Wind ging kurz herüber, häuserleuchtend. Die Zeit war neu.

Fliegende Zeichen zu uns von runden Himmelsbögen.

Milde Zeichen, Himmelslichter neue Häuser zu bauen  
Sonnentürme,

Sterndächer, Berlin noch feucht, Gottesstadt, schwebend,  
gläsern hinauf.

Milde Himmelshand, ruhigste Palmglut, herunter zu uns über  
Schornsteinfassaden.

O Südseeblut, getrieben zu unserem Blut.

Aber wartet Ihr noch? Wir sehen uns um, Kamerad, (Wir kennen uns nicht!) bleich, stehenden Herzschlags, niemand merkt was.

Worauf wartet Ihr noch? Was habt Ihr zu denken?

Halt, Ihr wollt bummeln, schachern, Frauen bepaaren, Ihr werdet essen, lesen, Nachrichten hören, Ihr zählt Eure Stunden:

Aber die neue Zeit ist da. Ihr saht nicht das Licht durch das feurige Fenster der Erde!

Die Menschen schwitzen blind. Die Dächer rollten auf in Angst  
und sanken zurück.

Die Fenster troffen dunkel trüb,

Die Häuser blähten grau löckerig Teigwände.

Menschen, Ihr lagt in den Städten wie gärende Wasserpflanzen,  
Der Wind schoß über die Menschen, sie trieben scheppernd  
nach Geld,

Der Fächer des Himmels, in sieben Gluten, schlug auf, sie  
rückten die schwarzen Hüte, mit zugewachsnem Aug,  
angesoffen und dick.



## DIESER NACHMITTAG

An diesem Nachmittag standen alle Kellerfenster offen, das faule Stroh wurde hinter den Polzeitritten auf die Straße geschmissen und zersank.

Die Fabriken stießen spinnwebene Fenster auf, Sauseluft um eiligen Ölgestank.

Unter den dumpfen Brückenbögen räkelten sich Geschwüre und blaßnacktes Fleisch, Fetzen, Lauslöcher, Wunden mit Maden.

Hinter den Bänken in grell dünnen Parks, aus bestaubten Büschen krochen Beine hervor auf die feinen Promenaden.

In Paris, rauschend in Hell, in dem Hammerschlag New York, in Frisco voll Straßenbahndampf, dem harten, schattenlosen Madrid, London, dem gasflammengelben,

Im Leierkastengeklirr Berlins unter Springbrunnen sonnenstaub geklopfter Teppiche, im Neuen Heil Berlin, vorbei an den fetten Riesenbrotreihen der Straßen  
Brachen bleiche Köpfe empor, Aufbruch unterirdischer Riesenspusteln,

Faserhaare dünn über gequetschten Wurmmäulern; brauenlos runde Augen wie von ertränktem Aas messen die Straßen ab, Fliegen steigen klebrig auf vom Geruch,

Die Erde erhebt das Haupt der Bleichen,

O unsicherer Marsch der Halbtoten, Nächtigen, ewig Versteckten. Blaßweiße Wurzelminen, o Letzte, Unterste, Sarglose, ewig Halbeingegraben in kalten saugenden Dreck, tastender Zug in späherer Unsicherheit, die Nacht ist nicht da, sie dürfen sehen. Sie sehen.

Sie sehen.

Der Himmel lief ihnen wie ein dünner Faden blau über die Erde hin. Aber in der Straße sahen sie den langen aufschießend flammenden Finger des Lichts.

O gab es noch Häuser, schwere Straßen, Schutzleute mit harten Stiefeln? Das himmlische Licht bergan schmolz mild zur rötlichen Kugel halb hinter Dächern auf.

Es war eine Orange, wie in dem vornehmen, betteln verboten,  
Eßwarenverkauf,

Es war ein wildes Zehnmarkstück wie hinter dem Fenster der Wechselbank,

Ein rotes rundes Glas Bier aus einem Aschingerschank,

Ein Schinken, ein Mund, Weiberbrust, ein Hut mit 'nem Band, ein Loch das rot klafft,

Ein weiches buntes Kissen. Ein Vogel im Käfig. Eine Tabakspfeife pafft.

Eine Tür offen zu 'nem menschenleeren Kleiderladen,

Ein rotes Boot am lauen Fluß zum Baden.

An diesem Nachmittag sah der arme Mob das Licht.

Es lief vor ihm her. Die anderen sahen es nicht.

Sie schwankten unsicher hinein in den Strahl, wie ein bleiches Rübenfeld kraftlos von schlechtem Dung.

Aus zerschlissenen Winkeln in den Städten der Welt brach göttlicher Glockenschwung.

O seliges Fliegen: Pustblumen im Hauch, die Stengel gefesselt und kahl,

Die zitternden Heere zerlumpten Leibs reckten gedunsene Köpfe zum himmlischen Strahl.

Um die ganze Erdkugel schwang tief durch die Winkel wie ein Klingelblitz das Licht.

Der Mob auf dem bewachsenen Ball hob hoch sein Kellergesicht. Sie hatten wie sterbende Asseln wimmelnd im fauligen Dunkel gelegen,

Sie stürzten heraus, als gäbs Kinderfest, gelbe Luftballons mit buntem Bonbonregen.

Alle morschen Füße über die Meere hin stiegen zum Marsch, schmutzige Tücher wehten, da dehnten sich Arme, schwach und zerknüllt.



Sie schluchzten faltig und heiser, Riesenstimmen schrien über die Erde: die Zeit ist erfüllt!

Sie hatten wie Tote am Dunkel gesogen, sie warteten auf das Wunder und waren stinkend verreckt.

Aber heut hatte ihnen das Licht süß bis in den Magen geleck.

Sie drängten eng durch die Straßen zum Himmel. Über Omnibushöhen lief das Wunder auf die Köpfe hin. Die vollen Straßenbahnen schoben in schallenden Scherbendeich.

Sie marschierten rund über die Erde. Nun gab es ewig Musik und warmes Essen und das tausendjährige Reich!

## DIE FEINDLICHE ERDE

Der Eiter der Erde lag in den Häusern. Unter hellen Lichtern saßen schmatzende Jobber.

In Nebenzimmern ragten gelangweilt lange schwarze Strümpfe, träg-zuckende Schenkel über schwere geile Rücken. Hinten tanzten vor polierten Klavieren, dunkle Langhaare geigten.

Kluge hielten in seidnen Salons Vorträge, daß alles auf Erden immer gleich bleibe.

Weiche Bartlose sprachen unter sich von dem Ekel am Weibe. In steinernen Museen schritten sanft die ausgeschlafenen Kenner.

In heißen Redaktionen schrieb man die Lebensläufe berühmter Männer.

Die Zimmer der Stadt wölbten sich wie ein ungeheurer fatter Bauch, die Dachkuppeln lagen krumm strähnig über der breiten flachen Stirne.

Hinter den Fenstern saßen schnaufend träge Menschen steil wie dicke Riesenfinger.

Die Häuser glotzten wie die Freßzähne an einem ungeheuren,  
gähnenden Jahrmarkts-Ringer.

Die Erde faulte länglich auf zur wimmelnden himmlischen Birne.  
Der Himmel rollte herum dunkel funkelnd im schwarzen hohlen  
Oval.

Das Licht war eingesogen in stampfende Kessel und Tele-  
graphenstrahl.

Der Lampenschein strich klein durch die Straßen wie Wurm-  
augen nachts im Korn.

Das Licht war fort von der kleinen Erde, niemand saß in der  
Sonne oder blickte zum mondlichen Horn.

Die Trägheit schlug an die Ufer, faulende Riesenalgen wanden  
sich erdenrund um die Schimmelgrüne.

Drunten im Trüben schrieben wimmelnde Menschen noch  
eilige servile Telegramme, Briefe, Denunziationen voll Ranküne.

Tänzerinnen, Barone, Agenten, Geheimräte, Schutzleute, Ehe-  
frauen, Studenten, Hauswirte freuten sich auf ihre dampfende  
Nacht.

Aber der arme Mob schaute das Wunder und war zur neuen  
Zeit aufgewacht.

Die böse gestörte Wut zitterte über die verregneten Telegraphen-  
stangen,

Als die mürben Armen ohne Essen und Trinken zum gött-  
lichen Himmel marschierten, wurden sie mit hartreißenden  
Flintenkugeln empfangen.

## SIEG DER TRÄGHEIT

Die armen Buckel, demütige Schultern, zogen selig zur neuen  
Zeit und wußten nur dies.

Die Erdschale blätterte zitternd vor ihnen ab, ein Schlamm-  
geschwür schwoll auf, klebrige Barrikaden liefen ins Dunkel um,  
weich drohende Saugnäpfe wie ein gieriger Blutegefries.



Die armen Menschenköpfe und Leiber stießen an die mächtige Mauer von grauzitterndem Brei,

Ein Schleim floß wie fette Aale nächtlich um sie und vergurgelte ihr Geschrei.

Das schwarze Gebirg von langsamem Leim schloß hinter ihnen sein triefendes Tor,

Durch träge Blasen klatschten strudelnde Glieder wie versinkendes Stroh im Moor.

Schwankend bebt es herab und fließt zäh ab. Ein schwarzes Loch dreht sich schluckend und faul,

Eine kalte Riesenfresse wälzt auf, Bergfalten um ein zahnloses saugendes Maul.

Die Menschenwälder zappelnd zum Tod trieben erstickt mit sausendem Kreis hinab in den dunklen Schlauch.

O Aufstand zum Licht! o Erdengesicht! O Endnacht im trägen riesigen Bauch!

Kamerad, und wissen Sie noch, wie die blanke Polizei auf dicken Maschinenstiefeln aus den Nebenstraßen fiel?

Trafalgar Square war dunkel und hell wie ein schreiender Rohrteich, im Londoner Mittagswind.

In Berlin stampften Schüsse heiß ins Geschrei, die graugrüne Schloßkuppel lag lieblich über dem leeren langen Platz.

Wiehern in den Newski Prospekt, im Winterfrost drückten sie den Mob tot!

Und wissen Sie noch, daß schnelle Gefängnisse mit Wärtern und Prügelstrafen gebaut wurden?

In Japan Köpfe ab. Über Rußland standen frische Galgenbäume.

In New York die Faust vom dritten Grad den Angeklagten so lang ins Gesicht, Hunger und Heißfolterdurst, bis sie lieber im elektrischen Stuhl von Sing-Sing starben.

Aber Madrid, o Gefängnisse von Monjuich, blutstöhnend. Man schraubte eiserne Wechselstromhelme an die Schläfen zum

Irrsinn. Und allen quetschte man Tag für Tag die Hoden langsam zusammen.

Der erste Blutstropfen hatte dick und schwarz die Erde erreicht.  
Das himmlische Licht war verschwunden schräg zuckend über  
die spitzen Dächer hin.

Der Abend stieg wie Schnalzen aus dem Fett der geilen Städte.  
Die bleichen Lampen bissen Schatten um Herren mit Mappen  
unterm schwitzenden Arm,  
Dünne Frauen hoben vor ihnen die Röcke hoch.

\*

O kleine Erde, was hast du vergessen!  
Du feindliche hast das Licht Gottes gefressen.  
Die Sterne wehren dein gieriges Kreisen mit strahlendem Dorn,  
Aus deinen Wunden bricht in Blutsäulen der himmlische Zorn.  
Deine Städte und Berge rollen taumelnd im nächtlichen Rund,  
Bis unter deinen dumpfen Menschen gesiegt hat der geistige  
Bund.

\*

## DER MENSCH

Im heißen Rotsommer, über dem staubschäumenden Drehen  
der rollenden Erde, unter hockenden Bauern, stumpfen Sol-  
daten, beim rasselnden Drängen der runden Städte

Sprang der Mensch in die Höh.

O schwebende Säule, helle Säulen der Beine und Arme, feste  
strahlende Säule des Leibs, leuchtende Kugel des Kopfes!

Er schwebte still, sein Atemzug bestrahlte die treibende Erde.  
Aus seinem runden Auge ging die Sonne heraus und herein.  
Er schloß die gebogenen Lider, der Mond zog auf und unter. Der  
leise Schwung seiner Hände warf wie eine blitzende Peitschen-  
schnur den Kreis der Sterne.



Um die kleine Erde floß der Lärm so still wie die Nässe an  
Veilchenbünden unter der Glasglocke.

Die törichte Erde zitterte in ihrem blinden Lauf.

Der Mensch lächelte wie feurige gläserne Höhlen durch die  
Welt,

Der Himmel schoß in Kometenstreif durch ihn, Mensch, feurig  
durchscheinender!

In ihm siedete auf und nieder das Denken, glühende Kugeln.

Das Denken floß in brennendem Schaum um ihn,

Das lohende Denken zuckt durch ihn,

Schimmernder Puls des Himmels, Mensch!

O Blut Gottes, flammendes getriebnes Riesenmeer im hellen  
Kristall.

Mensch, blankes Rohr: Weltkugeln, brennende Riesenaugen  
schwimmen wie kleine hitzende Spiegel durch ihn,

Mensch, seine Öffnungen sind schlürfende Mäuler, er schluckt  
und speit die blauen, herüberschlagenden Wellen des heißen  
Himmels

Der Mensch liegt auf dem strahlenden Boden des Himmels,  
Sein Atemzug stößt die Erde sanft wie eine kleine Glaskugel  
auf dem schimmernden Springbrunnen

O weiß scheinende Säulen, durch die das Denken im Blut-  
funkeln auf und nieder rinnt.

Er hebt die lichten Säulen des Leibs: er wirft um sich wildes  
Ausschwirren von runden Horizonten hell wie die Kreise von  
Schneeflocken

Blitzende Dreiecke schießen aus seinem Kopf um die Sterne des  
Himmels,

Er schleudert die mächtigen verschlungenen göttlichen  
Kurven umher in der Welt, sie kehren zu ihm zurück, wie dem  
dunklen Krieger, der den Bumerang schnellt.

In fliegenden Leuchtnetzen aufglühend und löschend wie Puls-  
schlag schwebt der Mensch,  
Er löscht und zündet, wenn das Denken durch ihn rinnt,  
Er wiegt auf seinem strahlenden Leib den Schwung, der wieder-  
kehrt,

Er dreht den flammenden Kopf und malt um sich die abge-  
sandten, die sinkend hinglühenden Linien auf schwarze Nacht:

Kugeln dunstleuchtend brechen gekrümmt auf wie Blumen-  
blätter, zackige Ebenen im Feuerschein rollen zu schrägen  
Kegeln schimmernd ein, spitze Pyramidennadeln steigen aus  
gelben Funken wie Sonnenlichter.

Der Mensch in Strahlenglorie hebt aus der Nacht seine Fackel-  
glieder und gießt seine Hände weiß über die Erde aus,

Die hellen Zahlen, o sprühende Streifen wie geschmolznes  
Metall.

Aber wenn es die heiße Erde beströmt (sie wölbt sich gebäumt),  
Schwirrt es nicht später zurück? dünn und verstreut hinauf,  
beschwert mit Erdraum:

Tiergeblöke. Duft von den grünen Bäumen, bunt auftanzender  
Blumenstaub, Sonnenfarben im Regenfall. Lange Töne Musik.

O Erde! Der Mensch schwebt zu seiner Erde hinab,  
Gottes Blutstropfen fror im eisigen Draußen dunkel und spitz.  
Sein Schnitt dringt in die Erde, und hinter ihm zischt die blaue  
Luft wie Wolkenschwung von tausend Geschützen.  
Der Mensch drang in die Erde, die blaue Eishülle seines Willens  
umstrahlt ihn noch.

\*

Der Mensch drang in die Erde wühlend und scharf wie ein  
Keim, der zum Schoß feindlich saust,



Die Erde barst klaffend, die Berge stoben zu grünem Staub,  
die grauen Türme der Städte tanzten in seiner Faust.  
Er stieg aus den dunklen Höhlen, um ihn bebte Trümmersturz  
und qualmender Brand.  
Er schritt durch wehende Menschenrotten. Das himmlische  
Licht war verborgen. Er blieb unerkannt.

## DIE STIMME

O Mund, der nun spricht, hinschwingend in durchsichtigen  
Stößen über die gewölbten Meere.  
O Licht im Menschen an allen Orten der Erde, in den Städten  
fliegen Stimmen auf wie silberne Speere.

O Trägheit der kreisenden Kugel, du kämpftest gegen Gott  
mit fletschenden Tierlegionen, Urwäldern, Säbeln, Schüssen,  
bösem Mißverstand, Mord, Epidemien:

Aber der Lichtmensch sprüht aus der Todeskruste heraus.  
In den Fabriken heulen Ventile über die Erde hin.  
Er hat seine Stimme in tausend Posaunen geschrien.

\*

Eine Stimme schnellte hoch, glasschwirrend ein harter Stahl-  
pfeil, der in Glut blank zerknallt.

Eine Stimme über Amerika, unter schweißigen Negern,  
die demütig das Weiße der Augen drehen; unter deutschen  
Flüchtlingen, bärtig zerpreßten Bettlern, unter hungernden  
Juden, die das glitschrige Ghetto finster zusammenballt.

Eine Stimme unter den entkräfteten Arbeitern, drei Millionen,  
die alle Jahr einsam absterben nach neuen Fabrik-  
systemen,

Eine Stimme unter zerfressenen Frauen im bunten Hemd,  
denen die Bordellmeister das Geld abnehmen.

Unter starren Chinesen im Hungergeruch, die Tag und Nacht  
feine Wäsche waschen,  
Eine Stimme über den Broadways, wo Arbeitslose nach fort-  
geworfenen Speiseresten haschen.

Eine Stimme schwang zart wie der dünne steigende Schrei  
des Dampfs eh die vieltönigen Wasserblasen aufkochen,

Sie sprang wie Windsand in stumme Münder hinein, sie glitt  
wie Flötenkraft müden Schleppern über geduckte Knochen.

Durch steilschwarze Stuben schwebten Sonne und Mond, die  
Sterne zogen durch stinkende Tapeten aus rissigen  
Flecken.

O vielleicht geht das himmlische Wunderlicht auf, bevor alle  
zu Aas verrecken!

Eine Stimme flog und sog sich voll aus schmutziger Werk-  
stättenzeit,

Die Wut und die Hoffnung kreisten wie Blut, und der Haß,  
der naß bespeit.

Eine Stimme haucht schwarz über schlechtes Papier aus bank-  
rottierten Druckermaschinen,

Eine Stimme las das Flüsterwort: Streik! in den roten Schächten  
der Coloradominen.

Sie liegt wie heißer Rauch auf schaukelnden Häfen; miß-  
trauischen Kneipen; im verhungerten Dorf, wenn  
der geplünderte Bauer sät;

In Städten schreit sie Signalgeklirr über wirre Versamm-  
lungen hin, wo Polizei die Türen bespäht.

O Münder, daraus die Stimme des Menschen brennt!

O trockene Lippen, sechzigjährig, trauernd schlaff umstoppelt,  
die sich flach öffnen, weil vor dem Tod Einer bekennt.

O irre rote Zungenglut hinter weißen Negerzähnen, die Stimme  
gurgelt im Glücksgesang.

O Mund, rundes schallendes Tor, Hall und Lust, Volkschoral,  
daß der Saal mitschwang.



O bitterer Nähmädchenmund, der nach Gerechtigkeit klagt  
und schrill Groschen und Wiegepfunde zählt.  
O faltiger Rednermund, der auf und nieder wie Eulenaug geht,  
und Effekte wählt.  
O Mann im blauen Hemd, der in Fabrikpausen hastig Propa-  
ganda treibt.  
O sorgfältiger Beamter, der nach allen Poststationen Briefe und  
Werbelisten schreibt.  
O Demütiger, verlegenes Herz, der nur einmal einem Guten  
die Hand drücken mocht.  
O Stummer, der zum erstenmal spricht, und in einem Satz sich  
prasselnd verkocht.  
Eine Stimme flammt über Europas autofahrenden Frauen, über  
krummen schweigsamen Kulis im Australischen  
Strauch.  
O Münder, wie viele warten auf Euch, Ihr schallt, und sie öffnen  
sich auch!

Auf der runden Erde floß das Meer im Wind über den Strand  
und zurück.

Schlapphutredner im Lichtstrahl, hinter Pulten, bei geheimen  
Zusammenkünften, an nassen Kneiptischen, sprachen geläufig  
wirksam immer dasselbe Stück.

Schwindler warben um Geld. Fastende Heilige schmuggelten  
verbotene Zeitungen über die Grenzen,

Gymnasiasten in ihren Aufsätzen wollten zum Zorn der Lehrer  
mit neuem Wissen glänzen.

Einsame wurden über die runde Erdkugel hin von Worten  
getroffen wie Hafenstädte von aufgefischten Flaschen-  
posten.

In allen Häusern drängen Frauenleiber ans Fenster, um das  
vorbeifliegende Abendlicht zu kosten.

---

## DIE FRÜHEN

Die Stimme stieg aus der Erde, sie stieg wie Saft der Erde in  
Menschengebein.

Aus bebenden Ländern trieben sie hoch wie Blasen aus grünem  
Sumpf, einzeln und früh. Sie öffneten runde Augen und schau-  
ten sich um.

O was sollten sie tun? In ihnen stieg und fiel wie brennendes  
Blut das Gedächtnis ans selige Licht. Ein Schein glomm aus der  
Ferne vor ihrer rußigen Geburt,

Sie lachten laut über die elektrischen Bogenlampen, über die  
Cafés, über die stumpfen genährten Armeen, über die zischeln-  
den Börsenhallen,

Ihre Worte, einzeln und dünn, tropften ab wie Perlenge-  
kicher von den Fenstern der steinernen Parlamente.

O hinauf! Schweben über der satt glucksenden Erde! O auf-  
leuchten feurige Planetenflüge zwischen den gefletschten  
Zähnen:

O glühendes Blut vom Himmel, das um ihre gekrümmten  
Körper rollt,

O schwebender Mensch, Feuermensch, Lichtmensch über  
den Himmel, Kamerad, Bruder, Genosse, fern, über der Erde,  
vor der Erde! Zu ihm!

Die dunkle Erde wälzt sich über die Augen der ganz Armen.  
Sie steigt gebläht vor die Augen der Armen, ein feister schwarzer  
Ball.

O Dunkelheit, Schatten. Drüben ist das himmlische Licht.

O die Erde wegrollen! Aufreißen die schlammige Erdkugel,  
Löcher eintreiben, Schächte zum Licht!



Auseinanderballen den Erdklumpen, der feuchte Dunkelheit  
über die Augen schattet!  
Hinein in die Erde, Sturm lauf, Ihr Brüder, an die starre ge-  
fräßige Mord-Erde,  
O die Erde zersprengen zu Milliarden Staubplaneten in Brand,  
Die Erde sprengen mit einem Ruck der göttlichen Hand in  
alle Höhlungen des schimmernden Himmels,  
O Gottes brennender Finger sein, der das Träge winzig zer-  
stäubt,

O leben im himmlischen Licht, Gemeinsamkeit mit dem gött-  
lichen Menschen des Himmels, Bruderschaft, zu ihm, Chor-  
gesang einer hellsteigenden Vielmundstimme durch das Sonnen-  
Universum!

Erde, was erhebst Du Deine mächtige Kugel vor dem Bruder  
des Menschen!

Kommt nun der Kampf? Und der Kamerad des Menschen  
zerstört Deine Finsternisse, und Du zerplatzest in leuchtende  
stille Trümmerflocken zum langen gewölbten Himmel?

Aus unreinen Barackenvorstädten schlichen nachts Männer  
verhüllt durch enge Keller bei Juwelieren ein, unentdeckt.  
Männer in Masken sprangen schreiend am Mittag in die  
Banken, die Kassierer flohen erschreckt.

In Paris wurde die Straßenpolizei aus entschwindenden Autos  
niedergeschossen.  
Im Londoner Hundswinkel belagerten straffe Truppen das  
ärmliche Haus der Genossen.  
(O gekrümmte Whithechapel-Juden, Ihr seid jung, Eure  
Eltern röchelten mit verdrehten Augen in hundert  
Pogromen,

Das eiserne Dach über Euch brach auf, wie ein finsterer  
Synagogenhimmel, der entschwebt; das Licht floß zu Euch.)

Sie lebten nicht weiter, sie wurden verraten, guillotiniert, oder krepiereten in den Flammen.

O Städte alt in Süddeutschland, bärtige Schullehrer stiegen entrückt wie assyrische Priester auf den Turm unters Licht, und schossen mit rostigen Flinten das Menschengeschlecht unten zusammen.

Sie ergaben sich nicht. Sie standen im Licht. Sie kämpften bei Dachbrand, in den Kleidern Läuse und Kot.

Sie waren allein. Sie hörten die Brüder nicht schrein. O Lichtmensch im Dunkel. O Krieg, der kam. O Tod!

\*

Augen wollten Licht nicht sehen, Ohren hörten keinen Hall. Träge Erde war verstoßen, Feindschaft schuf den neuen Ball. Die Menschenkugel zersprang.

O seht den göttlichen Lichtschein um Euch, dann dauert der Krieg nicht mehr lang!

\*

## DIE ANKUNFT

Ihr, die Ihr diese Zeilen nie lesen werdet. Dürftige Mädchen, die in ungesehenen Winkeln von Soldaten gebären,

Fiebrige Mütter, die keine Milch haben, ihre Kinder zu nähren. Schüler, die mit erhobnem Zeigefinger stramm stehen müssen, Ihr Fünfzehnjährige mit dunklem Augrand und Träumen von Maschinengewehrschüssen,

Ihr gierige Zuhälter, die den Schlagring verbergt, wenn Ihr dem Fremden ins Menschaugen seht,

Ihr Mob, die Ihr klein seid und zu heißen Riesenmassen schwellt, wenn das Wunder durch die Straßen geht,

Ihr, die Ihr nichts wißt, nur daß Euer Leben das Letzte ist, Eure Tage sind hungrig und kalt:



Zu Euch stäuben alle Worte der Welt aus den Spalten der  
Mauern, zu Euch steigen sie wie Weinrauch aus dem  
Dunst des Asphalt.

Ihr tragt die Kraft des himmlischen Lichts, das über Dächer in  
Euer Bleichblut schien.

Ihr seid der schallende Mund, der Sturmhauf, das Haus auf der  
neuen gewölbten Erde Berlin.

Ihr feinere dämliche Gelehrte, die Ihr nie Euch entscheidet  
hinter Bibliothekstischen,

Ihr Börsenspieler, die mit schwarzem Hut am Genick schwit-  
zend witzelt in Sprachgemischen.

Ihr Generäle, weißbärtig, schlaflos in Stabsquartieren, Ihr  
Soldaten in den Leichenrohren der Erde hinter  
pestigen Aasbarrikaden,

Und Kamerad, Sie, einsam unter tausend Brüdern Kameraden ;  
Kamerad, und die Brüder, die mit allem zu Ende sind,  
Dichter, borgende Beamte, unruhige Weltreisende, reiche  
Frauen ohne Kind,

Weise höhnische Betrachter, die aus ewigen Gesetzen den  
kommenden Krieg lehren: Japan-Amerika,

Ihr habt gewartet, nun seid Ihr das Wort und der göttliche  
Mensch. Und das himmlische Licht ist nah.

Ein Licht flog einst braunhäutig vom Südseegolf hoch, doch  
die Erde war ein wildes verdauendes Tier.

Eure Eltern starben am Licht, sie zeugten Euch blind. Aber aus  
Seuche und Mord stieg Ihr.

Ihr soget den Tod, und das Licht war die Milch, Ihr seid  
Säulen von Blut und sternscheinendem Diamant.

Ihr seid das Licht. Ihr seid der Mensch. Euch schwillt neu  
die Erde aus Eurer Hand.

Ihr ruft über die kreisende Erde hin, Euch tönt 'rück Euer riesiger Menschenmund,

Ihr steht herrlich auf sausender Kugel, wie Gottes Haare im Wind, denn Ihr seid im Erdschein der geistige Bund.

\*

Kamerad, Sie dürfen nicht schweigen. O wenn Sie wüßten, wie wir geliebt werden!

Jahrtausende mischten Atem und Blut für uns, wir sind Sternbrüder auf den himmlischen Erden.

O wir müssen den Mund auftun und laut reden für alle Leute bis zum Morgen.

Der letzte Reporter ist unser lieber Bruder,  
Der Reklamechef der großen Kaufhäuser ist unser Bruder!  
Jeder, der nicht schweigt, ist unser Bruder!

O zersprengt die Stahlkasematten Eurer Einsamkeit!  
O springt aus den violetten Grotten, wo Eure Schatten im Dunkel aus Eurem Blut lebend schlürfen!

Jede Öffnung, die Ihr in Mauern um Euch schlägt, sei Euer runder Mund zum Licht!

Aus jeder vergessenen Spalte der Erdschale stoßt den Atemschlag des Geistes in Sonnenstaub!

Wenn ein Baum der Erde den Saft in die weißen Blüten schickt, laßt sie reif platzen, weil Euer Mund ihn beschwört!

O sagt es, wie die geliebte grünschillernde Erdkugel über dem Feuerhauch Eures lächelnden Mundes auf und ab tanzte!

O sagt, daß es unser aller Mund ist, der die Erdgebirge wie Woll-docken bläst!

Sagt dem besorgten Feldherrn und dem zerzausten Arbeitslosen, der unter den Brücken schläft, daß aus ihrem Mund der himmlische Brand lächelnd quillt!



Sagt dem abgesetzten Minister und der frierenden Wander-  
dirne, sie dürfen nicht sterben, eh hinaus ihr Menschenmund  
schrillt!

Kamerad, Sie werden in Ihrem Bett einen langen Schlaf tun.  
O träumen Sie, wie Frauen Sie betrogen; Ihre Freunde ver-  
ließen Sie scheel.

Träumen Sie, wie eingeschlossen Sie waren. Träumen Sie den  
Krieg, das Bluten der Erde, den millionenstimmigen Mordbefehl.

Träumen Sie Ihre Angst; Ihre Lippen schlossen sich eng, Ihr  
Atem ging kurz wie das Blätterbeben an erschreckten Zier-  
gesträuchen.

Schwarzpressender Traum, Vergangenheit, o Schlaf im  
eisernen Keuchen!

Aber dann wachen Sie auf, und die Nacht zerflog, wie im  
Licht aus den Schornsteinen Ruß.

O Lichtmensch aus Nacht. Ihre Brüder sind wach. Und Ihr  
Mund laut offen ruft zur Erde den ersten göttlichen  
Gruß.

*Eduard Bernstein:*  
VÖLKER ZU HAUSE  
ERINNERUNGEN.  
IV.\*  
IN ZÜRICH.

**Z**ÜRICH war in dem Jahre, wo ich es zum erstenmal betrat — 1879 — fast ebenso vom heutigen Zürich verschieden, wie das damalige Lugano vom heutigen. Es zählte mit seinen acht oder neun noch selbständigen Vororten zusammen wenig mehr als die Hälfte der Einwohner, die heute das mit jenen vereinigte Groß-Zürich zählt, ermangelte noch eines erheblichen Teils der Prachtgebäude und Schmuckanlagen, die es heute zieren, und seine Wohn- und Geschäftshäuser trugen in ihrer großen Mehrheit noch lokale Farbe. Wohl hatte die Stadt in ihrem südlichen Teil schon die Bahnhofstraße und einige ihr architektonisch verwandte kleine Gassen mit eleganten Häusern moderneren und antikisierenden Stils. Auch fehlte es in den Vororten und auf den benachbarten Anhöhen nicht an Villen, von denen einige sogar sich schloßartig darboten. Aber die Masse der Geschäfts- und Wohnhäuser standen entweder in den engen und winkeligen Straßen der auf Hügeln gebauten alten Stadt und waren darum, so anfechtbar sie vom hygienischen Standpunkt aus sein mochten, interessante Kulturdenkmäler aus vergangenen Zeiten, oder sie gehörten nur erst teilweise be-

\* Siehe das Dezemberheft der Weißen Blätter, 2. Jahrgang, und die Februar- und Märzhefte, 3. Jahrgang.



bauten Straßen an und waren dann meist Zwitterbildungen zwischen großstädtischem Wohn- und kleinstädtischem Landhaus. Zürich vereinte überhaupt noch in ziemlichem Grade Dorf, Kleinstadt und Großstadt. Bis hart an die Grenze der alten Stadt Zürich ragten an einigen Stellen Weingärten und Wiesen in das Gebiet von Groß-Zürich hinein, und wer über den Vorort Fluntern hinaus das auf dem Germaniahügel am Zürichberg gelegene Grab des genialen Georg Büchner aufsuchen wollte, kam noch an richtigen Bauernhäusern im bekannten Schweizer Stil vorbei. Heute ist das Stück Berg um Büchners Grab, das damals eine Einöde war, von Villen besetzt, zwischen denen hindurch, an ihren schönen Gärten vorbei, ein im Sommer sehr reizvoller Weg führt. Aber tritt man aus diesem Villengewirr heraus und an das Grab heran, so wird es schwer, sich in die Stimmung zu versetzen, die das einsam gelegene Grab seinerzeit in dem Wanderer erweckte, der es von Fluntern oder Obersträß her über Heideland erreichte. Für ihn war es ein Ruhepunkt, für den heutigen Spaziergänger ist es kaum ein Anlaß zu flüchtigem Anhalten, und von den vielen Tausenden, die es eines Blickes würdigen, wissen die wenigsten etwas Genaueres vom Dichter, der das Drama „Dantons Tod“ sowie den revolutionären Hessischen Landboten geschrieben und dem Georg Herwegh das schwungvolle Gedicht gewidmet hat:

„So hat ein Purpur wieder fallen müssen,  
Hast eine Krone wieder uns geraubt,  
Du schonst die Schlange zwischen Deinen Füßen  
Und trittst dem jungen Adler auf das Haupt.“

Auch Herwegh fand in Zürich seine zweite Heimat, und das am oberen Rande eines grünbewachsenen Abhangs gegenüber der Kantonsschule gelegene Haus, in dem er zuletzt gewohnt, stand zu meiner Zeit noch so frei da, wie zu Lebzeiten des „großen Kindes aus Schwaben“. Heute ist es von Universitätsgebäuden und Privathäusern umgeben. Ein gleiches ist noch verschiedenen Häusern geschehen, die damals sogar auf dem Stadtgebiet von Gärten oder brach liegendem Land umgeben waren. Dafür haben aber auch Häuser und Häusergruppen im Interesse der

Verbreiterung von Straßen oder Wegen verschwinden müssen, die damals noch standen, und allerhand interessante Winkel und Häuser mit einer Geschichte wurden in den Jahren, wo Zürich sich zu Groß-Zürich auswuchs nach allen Himmelsrichtungen hin und unter den verschiedensten Gesichtspunkten, gleichzeitig in höherem Grade zum Industrieort und zur Fremdenstadt, dadurch dem Reich der Vergangenheit zugewiesen.

In jeder Hinsicht war das Zürich von 1879 vom Zürich von heute unterschieden. Um beim äußern Bild zu bleiben, so war noch keine Spur von dem prächtigen Quai vorhanden, der heute in so weiter Ausdehnung die Ufer des Zürichsees umrahmt. Diese Ufer boten vielmehr einen recht chaotischen Anblick dar: bald stieß das Auge auf Außenteile von Gärten, bald auf Brachland und hier und da auch auf Häuser, die unmittelbar am Rand des Sees erbaut waren. Unmittelbar an den See grenzte auch der Garten der alten Tonhalle, die, ein sehr viel einfacheres Gebäude als ihre Nachfolgerin am Alpenquai, dort stand, wo jetzt die Theaterstraße vom Bellevueplatz sich abzweigt. Aber gute Musik wurde auch damals schon in ihr gemacht, und mit der Einfachheit ist mancher Reiz, den sie darbot, verschwunden. So sammelten sich an Sommerabenden, wenn in ihrem Garten konzertiert wurde, stets eine Anzahl Vergnügensboote vor ihr. Die Insassen genossen vom See aus die Musik und fuhren in den Pausen an die Balustrade des Gartens heran, um sich vom Kellner ein Getränk herunterreichen zu lassen, kommunizierten auch gelegentlich mit den Gästen, die nächst der Balustrade saßen. Es ging dabei sehr heiter zu. Als ich erst mit dem Zürichsee nähere Bekanntschaft geschlossen hatte, — und ich bin mit ihm im Laufe der Jahre sehr intim geworden — gehörten die Sommerabende auf ihm zu meinen liebsten Erholungen. Es waren herrliche Eindrücke. Bald fuhr man heraus in den sich ausbreitenden See und gab sich dem Zauber der Nacht auf dem Wasser hin, der durch die aus der Ferne bruchstückweise klingende Musik nur noch erhöht wurde, bald fuhr man wieder zurück, hörte von der hierfür passenden Entfernung aus ein oder zwei Musikstücke vollständig mit an, um sich dann dem Garten



so zu nähern, daß nun durch allerhand Vorgänge in der Umgebung die Aufmerksamkeit wieder von der Musik abgelenkt wurde. Die neue Tonhalle ist ein schöneres Gebäude als die alte und bietet zu den Alpen hinüber einen noch fesselnderen Ausblick als diese, aber die Traulichkeit ist mit der örtlichen Verlegung geopfert worden.

Ein gleiches könnte man noch von verschiedenen Veränderungen sagen, die das neue Zürich gegenüber dem alten aufweist. Schmerzlich empfindet der die Natur liebende Spaziergänger, daß große Stücke der schönen Waldpartien des Zürichberges heute als „Privatbesitz“ mit Drahtgittern umzogen sind, und gern würde gar mancher die eleganter ausgestatteten und größeren heutigen Wirtschaften auf dem Berge für die sehr viel einfacheren früheren Wirtschaften hingeben, wo man auf rohgezimmerten Bänken an ebensolchen Tischen saß und außer offenem Wein, Brot und Käse nur wenige Gerichte erhalten konnte, würde er dafür die besagten Gitter loswerden. Es gibt sogar Leute, die, wenn es nicht anders ginge, den Tausch auch ohne diese negative Zugabe machten. Was war das für ein stimmungsvolles Rastmachen auf dem Dolder, als noch keine Zahnradbahn hinauffuhr und man bei einem einfachen Glase Wein in Gedanken sich mit unsern Dichterfürsten unterhalten konnte, zu deren Zeiten es nicht wesentlich anders beschaffen war.

In der Tat hat in den ersten vier Jahrfünfteln des 19. Jahrhunderts das soziale Leben in dieser Hinsicht weniger Veränderungen erfahren, als in dem drittel Jahrhundert, das seitdem verflossen.

Andre Zeiten, andre Einrichtungen. Nun fährt man außer mit der zum Dolder führenden Zahnradbahn an einer andern Stelle mit der Straßenbahn ein Stück auf den Zürichberg hinauf bis hart an die Gartenwirtschaft, die sich Beau Séjour schrieb und zu meiner Zeit von den Eingeborenen „Rinderknecht“ ausgesprochen wurde, nicht aus Abneigung gegen das Französische, sondern im Hinblick auf den Eigentümer. Vielleicht geht die Bahn heute schon noch höher, und für Leute, denen das Steigen

beschwerlich wird, ist das sicher eine große Wohltat. Auch kann keine bauliche Veränderung dem wundervollen Blick vom Zürichberg aus über den See hinweg auf die Häupter der Alpenkette der mittleren Schweiz und über die Albiskette zum Rigi, Pilatus und den Berner Riesen seine Schönheiten rauben. Aber die nähere Umgebung hat für unsereinen viel von ihren Reizen verloren.

Es ist gut, daß der Mensch dahinstirbt. Wird er über die Fünfziger, so wird fast jeder Romantiker. Mag der Verstand noch so sehr mit der Zeit Schritt halten, das Gefühl empfindet immer stärker mit der Vergangenheit. Aber eine neue Generation ist inzwischen herangewachsen, die diese nicht kannte, und ihr fehlt nichts von dem, was den Alten ans Herz gewachsen war.

So wenig wie von Bahnen auf den Zürichberg, wußte das Zürich von 1879 von Straßenbahnen in der Stadt und den mehr oder weniger eben gelegenen Vororten. Der Mangel schien aber von der Bevölkerung nicht sehr empfunden zu werden. Der Verkehr zwischen Stadt und Vororten war ohnehin nicht sonderlich stark, der kommunalen Dezentralisation entsprach offenbar eine noch starke geschäftliche Dezentralisation. Auch machte es den geborenen Zürchern wenig aus, daß ein großer Teil ihrer Stadt auf hügeligem Boden erbaut war und es auf manchen Wegen mehrmals aufwärts und abwärts ging.

Anders die an ihre bequemen Verbindungen gewöhnten Berliner, wenn sie nach Zürich kamen. „Zürich wäre eine sehr hübsche Stadt,“ sagte einmal ein Landsmann aus Spree-Athen zu mir, den ich in Limmat-Athen spazieren führte, „wenn es nur nicht die vielen Buckel hätte.“ Ich aber war mittlerweile schon so an Zürich akklimatisiert, um meine Antwort mit einer leichten Variation in die Worte des Dichters kleiden zu können: „Was euch es widrig macht, macht mir es wert.“

Ich war bei der Ankunft in Zürich im Gasthof zum Storch abgestiegen, dem am Weinplatz gelegenen Gegenüber des Hotels zum Schwert, das wir Deutsche aus den Biographien Goethes und Fichtes kennen. Mein Quartier im unberühmten „Storchen“ sollte mir jedoch einen unerwarteten Vorteil zuspielen.



Als ich am Tage nach meiner Ankunft ausging, Wohnung zu suchen, fiel mir auf, daß, obwohl es ein Werktag war, überall geputzte Kinder sich auf den Straßen bewegten, einige davon in fremdartigen Kostümen und die Knaben oft mit Masken in der Hand. Offenbar mußte etwas Besonderes los sein. Um es zu erkunden, wandte ich mich an einen der geputzten Knaben und fragte ihn, warum sie alle in Putz seien. Ich mußte meine Frage mehrmals wiederholen, bis er überhaupt begriff, was ich wollte, und dann gab er mir eine Antwort, aus der wiederum ich nichts zu machen wußte: „'s isch Sachzelüte“. Eine Erklärung, was das bedeute, vermochte er mir nicht zu geben. Unerschüttert blieb er bei seinem „'s isch Sachzelüte“. Und an welches Kind ich mich auf meiner Wanderung mit der gleichen Frage wandte, immer erhielt ich die stereotype Antwort: „'s isch Sachzelüte“. Ich kam mir fast wie der Mann in Hebels Erzählung vom „Kannitverstan“ vor. Endlich fragte ich in der Nähe meines Hotels einen Erwachsenen und erfuhr, was „Sechseläuten“ sei und daß abends auf der Limmat ein „Bög“ abgebrannt werde. Das Sechseläuten oder vielmehr Sechsuhrläutenfest ist ein Freudenfest aus der Zunftzeit her, wo am Montag nach Frühlingsanfang damit begonnen wurde, um sechs Uhr abends durch Glockengeläut Schluß des Arbeitstages anzukündigen. Die Zunftgesellschaften, die Zürich noch hat, die aber längst jede wirtschaftspolitische Bedeutung verloren haben, feiern es jährlich am Abend des bezeichneten Tages durch Festessen und — zu meiner Zeit wenigstens — namentlich Festtrinken. Für die Kinder ist es ein schulfreier Tag, an dem sie sich putzen und maskieren, jeweilig auch Umzüge in Charakterkostümen machen, und alle vier bis fünf Jahre feiert es ganz Zürich durch einen kostümierten Umzug von Groß und Klein, der jedesmal einer bestimmten Idee Ausdruck gibt und bei dem von wohlhabenderen Teilnehmern manchmal in der Ausstattung ein großer Luxus entfaltet wird. Den Abschluss des Festes für das Volk bildet die feierliche Verbrennung des „Bög“, einer mit Brennmaterial und Feuerwerkskörpern ausgestopften Puppe, die irgend eine allgemein als unliebsam empfundene Erscheinung,

Einrichtung oder Macht verkörpert. Diesmal nun galt die Verbrennung des Bög einer Kundgebung gegen das alte Theatergebäude Zürichs, das in der Tat von außen eher den Eindruck einer Stallung als eines Theaters machte und dessen Raumverhältnisse und innere Ausstattung den Ansprüchen der Züricher nicht mehr genügten. Ohne dieses Urteil anfechten zu wollen, muß ich indes gestehen, daß ich in diesem alten Gebäude noch mancher Vorstellung beigewohnt habe, die mich höchlichst befriedigte. Gerade weil das Theater nur mäßig groß war, konnte z. B. im Konversationsstück sich eine die Feinheit des Spiels unterstützende Intimität zwischen Bühne und Auditorium entfalten, und in der Oper wiederum kamen die Schönheiten mancher Stimmen im kleinen Raum viel vorteilhafter zur Geltung, als in den großen Opernhäusern. Überhaupt ward in der Oper Zürichs unter der Leitung Lothar Kempters von Orchester und Solisten oft Ausgezeichnetes geleistet. Die Chöre freilich entsprachen nicht selten etwas gar zu sehr den Regeln des seligen Aristoteles und erregten Furcht und Mitleid. Aber das hatte mit der räumlichen Größe des Theaters nichts zu tun.

Immerhin, das Theatergebäude sollte symbolisch vernichtet werden, und so hatte man dem „Bög“ des Jahres 1879 die Gestalt des Winters gegeben, der, ein Greis mit weißem Haupt- und Barthaar, auf einem flachen Lastboot saß und eine Nachbildung des Theaters im Schoße hielt. Das Boot war in der Limmat gegenüber dem Hotel zum Storch verankert und gegen Abend sammelte sich an beiden Ufern ein gewaltiges Publikum, um dem Autodafé beizuwohnen, das nach eingebrochener Dunkelheit programmgemäß vor sich ging. Da nun mein Zimmer im Hotel auf den Fluß hinausging, konnte ich das Schauspiel vom Fenster aus im vollsten Maße genießen. Man hatte mit Feuerwerk nicht gespart, und wie nun der alte Winter feuersprühend die zu Tausenden sich drängenden Massen am Ufer und die Gebäude hinter ihnen bald stärker und bald nur in Umrissen beleuchtete, gab das einen wirklich schönen Anblick, von dem ich nicht vermutet hätte, daß er mir sobald nach meiner Ankunft zuteil werden sollte.



Bei der Wohnungssuche ging es mir mit der Landessprache nicht viel anders, wie bei der Erkundung des „Sachzelüte“. Ich hatte noch keine Ahnung vom Zürcher Deutsch, und da ich auf der Schule kein Mittelhochdeutsch getrieben hatte, fiel es mir manchmal schwer, die Züricher Vermieterinnen zu verstehen. „Ach, Sie verstahe kei Züritütsch, ich kann auch hochdütsch zu Ihne rede,“ antwortete mir eine solche, als ich sie bat, etwas langsamer sprechen zu wollen, da ich ihr nicht recht folgen könnte. Und sie überflutete mich mit einer Auseinandersetzung in dem Sprachidiom, das sie „hochdütsch“ nannte, das mir aber nicht viel verständlicher war als ihre Heimatssprache. Bei einer anderen hatte ich folgendes Erlebnis. Ich traf sie in der Haustür und fing an, mit ihr über den Monatspreis der drei Zimmer, wie Höchberg und ich sie brauchten, zu verhandeln. Sie nannte einen Betrag, den ich als achtzig Franken verstand und unter Vorbehalt der Verständigung über andre in Betracht kommende Punkte für annehmbar erklärte. Kaum aber hatte ich die Zahl ausgesprochen, als ein gleichfalls in der Haustür stehender Mann anfang, mir, während ich mit der Frau über die andern Punkte sprach, immer wieder abwinkende Zeichen zu machen. Sollte die Wohnung Ungeziefer oder sich einer in ihr erhängt haben? dachte ich, ließ mich aber durch die Zeichen nicht beirren, da ich merkte, daß die Wohnung ohnehin nicht das sei, was ich suchte. Ich sagte der Frau, ich müßte mir die Sache noch mit meinem Freund überlegen und ging meiner Wege. Ein Blick zurück belehrte mich bald, daß der Mann aus der Haustür mir nachging. Und als ich daraufhin meinen Schritt verlangsamte, faßte sich der Unbekannte ein Herz und sprach mich an: „Sie!“ „Was wünschen Sie von mir,“ fragte ich. „Sie,“ antwortete er, „sie hett ja nit gesagt, achtzig Franke, sie hett gesagt sachzig Franke.“ Den Guten hatte der Gedanke gequält, daß ich das Opfer eines Hörfehlers werden könne. Natürlich dankte ich ihm für seine wohlwollende Fürsorge.

Es wird dem Deutschen und insbesondere dem Norddeutschen, der ohne einen Begriff vom Wesen der Züricher Mund-

art nach Zürich kommt, nicht leicht, sich in diese hinein zu finden. Daß es sich, von einigen Eigenheiten der Aussprache abgesehen, bei ihr nicht um eine Art Jargon, sondern um eine geschichtlich gewordene Volkssprache mit regelmäßigen Abwandlungsformen handelt, will den Wenigsten in den Kopf. Sie tönt ihnen häßlich und erscheint ihnen als die Sprache ungebildeter oder sprachlässiger Menschen. Nun hat zweifelsohne das Schweizerdeutsch, wie es in Zürich und andern Kantonen der Schweiz gesprochen wird, manches Unschöne. Die Aussprache des „ch“ als Kehllaut, die Trübung des Vokals i in ü und der Vokale e und ä in ö wird niemand als Verschönerung der deutschen Sprache empfinden. Aber wer sich durch diese und andre Äußerlichkeiten nicht davon abhalten läßt, in den Geist des Schweizerdeutsch einzudringen, wird in seinen Wortformen und seiner Syntax viel Schätzenswertes finden, eine Verbindung von Kraft und Innigkeit, die dem Schriftdeutsch abgeht, und die es begreiflich macht, warum nicht nur die breiten unteren Volksschichten, sondern auch die literarisch gebildeten Elemente der deutschen Schweiz im engeren Verkehr am Gebrauch des Schweizerdeutsch festhalten. Ich habe das Glück gehabt, in der Schweiz mit Leuten zu verkehren, die schriftstellerisch und, wenn es darauf ankam, auch rednerisch sich als wahre Meister der deutschen Sprache auszeichneten. Aber auch diese, wie z. B. der leider im vorigen Jahre verstorbene einstige Redakteur und später Direktor der Frankfurter Zeitung Theodor Curti, der als Prosaschriftsteller wie als Dichter in bezug auf Stil und Sprachreichtum es mit den besten Reichsdeutschen aufnehmen konnte, sprachen im Hause und im sonstigen Verkehr mit Landsleuten ihr Schwyzerdütsch, nach unseren Begriffen also „Platt“. Umgekehrt wird es manchem Reichsdeutschen in der Schweiz so gegangen sein wie mir. Mir ist im Lande der Alpen erst das Verständnis und der Sinn für das Wesen der Mundarten zuteil geworden.

Erlaubte es meine Zeit, so würde ich u. a. gern einmal einen sprachtheoretischen Vergleich ziehen zwischen dem Verhältnis des Schweizerdeutsch zum Schriftdeutsch und des auch im



Tessin gesprochenen *dialetto milanese* zur literarischen *lingua toscana*. Dem Laien fallen da viele Ähnlichkeiten auf. Hier wie dort die Umlautung von Vokalen in getrübe Doppellaute und die Tendenz, Worte durch Abstoßen von Vokalen und Endsilben zusammenzuziehen. In Casa in Valle hörte ich einmal einen den Berg herabkommenden Burschen einen am Fenster unsres Nachbarhäuschens sitzenden Kameraden zuzurufen: „ndemm“. Ich grübelte lange darüber nach, was er wohl damit gemeint haben könne, bis ich durch Analogieschluß dahinter kam, daß ich ein zusammengezogenes „andiamo“ gehört hatte. Der Name Bernstein setzt mit dem Konzert der vier Konsonanten *r n s t* jeder italienischen Zunge unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Einige Leute halfen sich damit, daß sie zwischen *r* und *n* ein *e* einfügten, andre machten es einfacher und ließen das dem *r* folgende *n* einfach fort. Nicht wenig überrascht war ich aber, als ich eines Tages vor unserem Haus wiederholt „Besténg“ rufen hörte und es sich herausstellte, daß dieser Ruf mir galt. Eine Arbeiterin des Mr. d’Arcès, die mir etwas bestellen sollte, hatte mit meinem Namen im Geist der Volksetymologie des Mailänder Sprachgebiets kurzen Prozeß gemacht.

Wie bildet das Volk Fremdworte um, die es in seine Sprache aufnimmt? Wer diesen Prozeß, der trotz aller Sprachreinigungsbestrebungen immer wieder vor sich geht, aufmerksam verfolgt, wird auch, ohne Philologe zu sein, entdecken, daß es bei ihm überall nach bestimmten Regeln geht, die der einfache Mann aus dem Volke einhält, ohne sich dessen bewußt zu werden. Indem die brave Stefanina mit dem *n* in der Mitte meines Namens auch das *r* aus ihm entfernte und das *ei* *e* aussprach, hatte sie ihm erst die dem italienischen Sprachgeist angepaßte Form gegeben. Das *n* am Schluß wird aber im ganzen Gebiet des Mailänder Dialekts nasal ausgesprochen. So, daß also z. B., da der Dialekt das *u* in *ũ* umlautet und den Endvokal abwirft, Lugano im Munde seiner Eingeborenen zu „Lügang“ wird. Und der Schweizerdeutsche im Berner Sprachgebiet macht aus dem italienischen fazzoletto (Schnupf-

tuch) ein „fazinettli“, im Zürcher Sprachgebiet aus dem französischen *pois verts* — „Bouverli“.

Dem Eingeborenen Zürichs ist das Schriftdeutsch eine Fremdsprache, die er erst erlernen muß. Als eine mir befreundete Deutsche im Hause einer Genferin, bei der sie Unterricht in der französischen Sprache nahm, ein achtjähriges Züricher Kind, das etwas bestellen kam, schriftdeutsch ansprach, antwortete ihr dieses verlegen: „Ich verstah kei Französisch nüt“.

Im politischen Leben Zürichs herrschte in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts starke Ebbe. Die demokratische Partei des Kantons, die bei der Verfassungsrevision von 1869 für Zürich die demokratischste Verfassung erkämpft hatte, die damals überhaupt denkbar war, und die, zur Regierung gelangt, unter der Führung einer Reihe von ausgezeichneten Männern, auch sonst eine wahrhaft erleuchtete Reformpolitik betrieben hatte, war um die Mitte der siebziger Jahre infolge einer Verkettung verschuldeter und unverschuldeter Nackenschläge einer Koalition von Gegnern erlegen und ihrer Spannkraft beraubt. Unverschuldet war die Rückwirkung der über Deutschland und Österreich hereingebrochenen Geschäftskrise auf das Züricher Geschäftsleben, verschuldet der Umstand, daß der durch diesen Geschäftsdruck verschärfte Zusammenbruch einer von Hause aus verfehlten Eisenbahngründung der demokratischen Partei auf die Rechnung gestellt werden konnte.

Auf kleinem Gebiet hatte sich in den siebziger Jahren in Zürich eine Verquickung von Eisenbahninteressen mit parteipolitischen Interessen vollzogen, die wir auch in verschiedenen Großstaaten sich haben abspielen sehen. Um parteiischen Verfügungen der von Liberalkonservativen beherrschten Schweizerischen Nordostbahn entgegenwirken zu können, war ein Konkurrenzunternehmen, Nationalbahn genannt, ins Leben gerufen worden, deren Hauptlinie vom Bodensee aus über Winterthur und Baden im Aargau unter Umgehung der Stadt Zürich in die innere Schweiz und Westschweiz führen sollte. Unter Umgehung der Stadt Zürich: die Idee, die



liberal-konservative Hauptstadt des Kantons zugunsten Winterthurs, das damals die Hochburg der demokratischen Partei war, ausschalten zu können, war die intellektuelle Hamartia dieser gewesen, die große Denkschuld, dank der der finanzielle Krach der Nationalbahn zu ihrem politischen Krach werden konnte. Denn der Gegensatz: hier Nationalbahn — hier Nordostbahn ward dadurch im Volk gleichbedeutend mit hier demokratische — hier liberal-konservative Partei. Und die Nordostbahn hatte sich als die kräftigere Unternehmung erwiesen, ihre Aktien hielten sich auf leidlicher Höhe, während an den Aktien der Nationalbahn Vermögen verloren gingen.

Fast gleichzeitig mit der demokratischen Partei war auch der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung des Kantons Zürich, die sich im politischen Kampf noch an die erste anlehnte, der Atem stark ausgegangen. Auf ihr lastete zunächst, wie auf jener, der über ganz Europa sich ausbreitende Geschäftsdruck, dann aber von 1878 ab sehr erschwerend auch das deutsche Sozialgesetz. Eine eigentliche sozialdemokratische Partei der Schweiz gab es zu jener Zeit überhaupt noch nicht. Eine spezifisch schweizerische politische Organisation, die ihre Mitglieder fast ausschließlich aus der Arbeiterschaft und kleinbürgerlichen Elementen rekrutierte, war der Grütliverein, der indes ein sehr passives Dasein führte. In dem 1874 gegründeten Schweizerischen Arbeiterbund, der sich aus allen Sektionen der Arbeiterschaft — politischen Vereinen, Fachvereinen, Bildungs- und Unterstützungsvereinen — zusammensetzte und eine Kampfverbindung sein sollte, überwog dagegen das deutsche und das diesem sich noch völlig angliedernde deutsch-österreichische Element. Nicht daß diese Nationalitäten schon die Mehrheit der beschäftigten Arbeiter des Kantons gestellt hätten. Aber den meisten Arbeitern schweizerischer Nationalität fehlte aus verschiedenen Gründen, die u. a. mit den Unterstützungseinrichtungen ihrer Heimat im Zusammenhang standen, der Antrieb, sich den ausgesprochenen Kampforganisationen anzuschließen, und diejenigen, die es taten,

fühlten sich dort in der Minderheit, selbst wenn sie es in der Wirklichkeit nicht waren.

Hierbei spielten die oben geschilderten Sprachdifferenzen eine verhängnisvolle Rolle. In allen nicht spezifisch nationalen Organisationen war das Schriftdeutsch die zwar nicht statutarisch vorgeschriebene, aber durch die Natur der Dinge gebotene Diskussionssprache, und dies hatte die Wirkung, daß sich die Schweizer, obwohl sie das Schriftdeutsch durchaus verstanden und sich auch ganz gut seiner bedienen konnten, nur ungern an den Diskussionen beteiligten. Ich habe das lange Zeit nicht recht begreifen können, bis mir eines Tages ein literarisch hochgebildeter und gänzlich vorurteilsloser Schweizer auseinandersetzte, er fühle sich selbst im Kreise von befreundeten Deutschen stets befangen, weil er den Gedanken nicht los werde, daß er, sobald er den Mund auf tue, irgend welchen Sprachfehler machen werde. Wenn das einem Manne geschah, der sich an den besten deutschen Stilisten gebildet hatte und ein vorzügliches Deutsch schrieb, wie mußte es da erst Arbeitern zumute sein, denen die literarische Bildung abging. Manches bittere Wort von solchen über die „mundfertigen Deutschen“ wurde mir nun erst in seiner richtigen Bedeutung klar. Mochte den schweizerischen Arbeitern, die sich den gemischt-nationalen Organisationen anschlossen, dort auch das größte Entgegenkommen erwiesen werden, so konnte das nichts daran ändern, daß sie sich — einzelne wenige ausgenommen — in dieser Umgebung nie recht heimisch, sondern eher bedrückt fühlten. Und solches Empfinden macht dann wieder das Urteil ungerecht.

Indes hätte die Sprachschwierigkeit allein kaum ausgereicht, jenes Gefühl zu erzeugen, wenn nicht das Volksempfinden ganz allgemein den Schweizer gegen den Reichsdeutschen scheu oder mißtrauisch gestimmt hätte. Im Schweizervolk waren Deutschland und die Deutschen überhaupt unbeliebt, vielen sogar verhaßt. Eine Abneigung, die in nicht geringem Grade ein geschichtliches Erbe und aus dem lange zwischen der Schweiz und dem Reich obwaltenden Verhältnis zu erklären ist. Die Schweizer haben sich abwechselnd immer wieder in ihrer Unabhängig-



keit vom Reich bedroht oder bedrückt gefühlt, auf das Reich mit Furcht geblickt, die sich stets in ein Haßempfinden umsetzte, vom Reich wenig Gutes erfahren, das Reich als den Verbündeten ihrer heimischen Unterdrücker gesehen, während Frankreich ihnen unter den Bourbonen Erwerb bot und in der großen Revolution Befreierin wurde. So hat denn, worauf mich Theodor Curti einmal aufmerksam machte und was sich mir später oft bestätigt hat, dieses geschichtliche Verhältnis zu den beiden Nachbarländern auch in der Volkssprache Ausdruck gefunden. Wenn der junge Schweizer ins Ausland gehen will, so sagt er, wenn Frankreich sein Ziel ist: „Ich gang nach Frankrich inne“, wenn er aber Deutschland wählt, geht er „nach Dütschland uße“, d. h. nach Frankreich hinein, nach Deutschland hinaus. Diese heute ganz unreflektierte Differenzierung verrät das differente Unterempfinden, das nur wenig braucht, um bewußte Gegensätzlichkeit zu werden. Elementar machte es sich zur Zeit des deutsch-französischen Krieges geltend. Als im Januar 1871 Reichsdeutsche in der Zürcher Tonhalle die deutschen Siege über Frankreich feierten, gab es eine feindliche Demonstration der Bevölkerung, die beinahe zu einem veritablen Aufruhr geworden wäre.

Darüber waren noch keine zehn Jahre vergangen, als ich nach Zürich kam, und das Vorurteil gegen die „Schwaben“, wie der Sammelname für die Deutschen lautete, war noch ziemlich stark. Aber es äußerte sich im praktischen Verhalten nicht unangenehmer, als etwa damals im „großen Kanton Württemberg“. Wahrhaft freiheitlich empfindende Deutsche fühlten sich trotzdem in der Schweiz wohl. Ein in Zürich lebender deutscher Aristokrat von liberaler Gesinnung, der in einem von ihm herausgegebenen Blatt unerbittliche Kritik an allem übte, was ihm an schweizerischen Sitten, Einrichtungen und Maßnahmen mißfiel, antwortete, als man ihn einmal fragte, was er täte, wenn er plötzlich nach Deutschland versetzt würde: „Ich kröche auf allen Vieren in die Schweiz zurück“. Der charaktvolle Mann hat denn auch sein Leben auf schweizerischem Boden beschlossen. Er war ein Sproß des schlesischen freiherrlichen

Hauses von Rotkirch, nannte sich aber als Schriftsteller nach einem Nebentitel seiner Familie von Taur. Sein Blatt, die „Schweizerische Handelszeitung“, hatte nur eine kleine Auflage und mäßigen Umfang, ward aber aufmerksam gelesen, da man die in Fachkreisen des Herausgebers sorgfältig gewonnenen Urteile schätzte und seine Unbestechlichkeit kannte. Es hat wohl kaum einen zweiten Herausgeber einer Handelszeitung gegeben, der für seine Klienten so unnahbar gewesen wäre, wie von Taur. Jeder Versuch, den Leiter von Bank- oder Handelsinstituten unternahmen, mit ihm in persönlichen Verkehr zu treten, ward von ihm als beleidigend empfunden und entschieden zurückgewiesen.

Im Blatte dieses eigenartigen Mannes hatte ein schweizerischer demokratischer Schriftsteller, den ich bald kennen lernen sollte und der mir noch heute ein lieber Freund ist, zuerst seine hervorragende Begabung als politischer Humorist an den Tag gelegt. Rüegg war der Sohn eines Lehrers und selbst für den Lehrerberuf ausgebildet, hatte sich aber in den Tagen der Kämpfe um Zürichs demokratische Verfassung lebhaft an diesen beteiligt und sodann sich der politischen Journalistik zugewandt. Er hatte eine Zeitlang am Winterthurer Landboten mitgearbeitet, der damals das Hauptorgan der Züricher, man kann auch sagen der schweizerischen Demokratie war, und zu dessen redaktionellen Leitern der treffliche Friedrich Albert Lange gehörte, der Verfasser der „Arbeiterfrage“ und der Geschichte „des Materialismus“. Der Auffassung der Demokratie, wie sie zu jener Zeit im „Landboten“ verfochten wurde und für die es keine scharfe Trennungslinie nach der Seite der Sozialdemokratie hingab, ist Rüegg sein ganzes Leben treu geblieben. Sein warmes Empfinden für alle ehrlichen Befreiungsbewegungen verhindert es, daß der skeptizistische Zug, der durch seine humoristischen Plaudereien geht, jemals in den Zynismus der berufsmäßigen Spaßmacher ausartet.

Im Verein mit dem gleichgesinnten Theodor Curti hatte Rüegg Anfang 1879 in Zürich ein Tageblatt, die „Züricher Post“, ins Leben gerufen, welches die Demokratie in dem vor-



entwickelten Sinne vertrat und unter der Redaktion dieser zwei Persönlichkeiten bald eine geachtete Stellung in der schweizerischen Journalistik einnahm. Zwar war die „Züricher Post“ zu sehr Gesinnungsblatt, um eine große Auflage zu erzielen, sie war aber zu eindrucksvoll gehalten, als daß man sie hätte ignorieren können. Der aktivere Politiker am Blatt war Curti, der auch ziemlich bald in den schweizerischen Nationalrat gewählt wurde. Ihn fesselte das parlamentarische Wirken, für das Rüegg nur mäßiges Interesse hatte. In der Gesinnung einig, waren die Herausgeber der „Züricher Post“ im Temperament so grundverschieden, wie man es sich nur vorstellen kann.

Das kam auch gelegentlich in drolliger Gestalt im Blatt zum Ausdruck. Da rebellierte zuweilen in geistreicher Ironie das von Rüegg redigierte Feuilleton gegen die Überschätzung des parlamentarischen Kleinkrieges in den politischen Artikeln und Briefen Curtis, um dann von diesem eine etwas lehrhafte Zurückweisung zu erfahren, deren Ziel nur der Unterrichtete herausmerkte. Curti hatte die Anlagen zu einem Parlamentarier großen Stils, ihn dängte es, gesetzgeberisch schöpfend zu wirken, und er hatte sich durch Tätigkeit in diesem Sinne Anspruch darauf erworben, in den schweizerischen Bundesrat gewählt zu werden. Aber der liberal-radikalen Partei, die im Nationalrat über die Mehrheit verfügte, war er ein zu unruhiger Geist, als daß sie ihn auf ihre Wahlliste setzen mochte, und die Arbeiterpartei, die ihn gern gewählt hätte, obwohl er ihr nicht als Mitglied angehörte, war noch zu schwach, seine Wahl zu erzwingen.

Von all den Schweizern, mit denen ich in Zürich zusammenkam, sind nur wenige mir im gleichen Grade als Männer erschienen, die es lohnte näher zu kennen, wie die beiden Herausgeber der „Züricher Post“. Es waren beides wahrhaft gebildete Männer mit weitem Horizont und jeder in seiner Weise dem Sozialisten ein willkommener Nachbar. Curti hat später auf den Wunsch Leopold Sonnemanns sein Mandat als Nationalrat und die Stelle als Mitglied der Regierung seines Heimatkantons St. Gallen niedergelegt, um als Direktor der Frankfurter Zeitung die Überlieferungen dieses Blattes aus seiner besten Zeit auf-

recht zu erhalten. Am Vorabend des Weltkrieges ist er aus dieser Stellung ausgeschieden, — zur rechten Zeit, denn es wäre nun schwerlich ohne Konflikte zwischen ihm und den jetzigen Besitzern der Zeitung abgegangen. Er war als Schweizer von jeder Befangenheit mit Bezug auf Deutschland frei und oft ein scharfer Kritiker der Politik Frankreichs. Aber er war durch und durch Demokrat und hätte u. a. niemals über die Dinge hinweggekonnt, die Belgien geschehen sind. Überraschend schnell und zu früh für alle, die ihn gekannt haben, ist er im vorigen Jahr einer Herzschwäche erlegen.

\*

Ich war erst kurze Zeit in Zürich, als ich Theodor Curti bei einer großen Volksdemonstration als Redner hörte. Es war eine Kundgebung gegen die Wiedereinführung der Todesstrafe. Konservative hatten das Vorkommen einiger Mordtaten benutzt, um eine Volksinitiative ins Werk zu setzen zur Beseitigung des Artikels in der Bundesverfassung, der die einzelnen Kantone hinderte, die Todesstrafe bei sich einzuführen. Sie hatten auch genügend Unterschriften aufgebracht, um eine Volksabstimmung herbeizuführen, und dieser galt die erwähnte Kundgebung. Außer Curti, der mit großer Kraft sprach, trat als Redner auch der Dichter Gottfried Kinkel auf, der damals in Zürich lebte und einen Lehrstuhl für Kunstgeschichte am eidgenössischen Polytechnikum inne hatte. Der heutigen Generation ist Kinkel fast unbekannt. Damals aber hatte man noch nicht vergessen, daß er 1849 an der badisch-pfälzischen Erhebung für die Reichsverfassung teilgenommen hatte, gefangen genommen und vom Rastatter Kriegsgericht zu lebenslänglicher Festungshaft verurteilt worden war, die Friedrich Wilhelm IV. von Preußen durch Reskript in Zuchthausstrafe verwandelt hatte, und daß er nur durch einen kühnen Handstreich des Karl Schurz davor behütet worden war, bis zu einer etwaigen Amnestie Jahre im Spandauer Gefängnis als Zuchthäusler zubringen zu müssen. Allerdings wußte man in radikalen Kreisen auch allerhand über seine Schwächen, Karl Marx hatte ihn ob dieser



mit der Lauge seines Spottes übergossen — im 1860 erschienenen „Herr Vogt“ nennt er ihn die Passionsblume des deutschen Philistertums — und auch Freiligrath spricht in seinen Briefen ironisch genug von ihm. So war ich denn gespannt genug, den Dichter des „Otto der Schütz“ als Volksredner zu hören.

Stimme und Erscheinung befähigten ihn zu einem solchen. Ein großer breitschultriger Mann, stellte er auf der Tribüne etwas vor und seine Stimme klang laut und vernehmlich. Aber ein geschwollen theatrales Pathos verriet den Redner von 1848 und war weder nach dem Geschmack der schweizerischen Hörerschaft, noch konnte es den Sozialdemokraten Lassalle-Marx'scher Schule Gefallen abgewinnen. Auch eine Flugschrift gegen die Todesstrafe, die Kinkel damals schrieb, verfehlte infolge von Mißgriffen im Ton ihren wohlgemeinten Zweck. Die reaktionäre Initiative erzielte bei der Volksabstimmung die Mehrheit, weil die radikalen Kantone der Westschweiz, obwohl sie von der Todesstrafe nichts wissen wollten, aus Gegnerschaft gegen den Zentralismus der Bundesverfassung dafür stimmten.

Kurze Zeit nach der Versammlung lernte ich Kinkel persönlich kennen, und zu seiner Ehre muß ich sagen, daß er sich gegenüber der verfolgten deutschen Sozialdemokratie durchaus anständig benahm. Aber seine Art im Verkehr machte doch jedesmal, wenn ich mit ihm zusammentraf, auf mich einen komischen Eindruck. Sie bestätigte, was ich später in einem Brief Freiligraths über Kinkel las: „Er kann nicht anders, er muß auf Stelzen gehn.“ Auch daß Kinkel, als er einmal im Züricher deutschen Arbeiterverein einen Vortrag zu halten hatte, sich den braven, aber für die Probleme unsrer Zeit farblosen und als Dichter nicht grade bedeutenden Theodor Körner zum Gegenstand wählte, kam mir etwas lächerlich vor.

Immerhin hatte sich Kinkel, nachdem er im Jahre 1866 etwas geschwankt hatte, wieder zur Demokratie durchgefunden, während die Mehrzahl der seinerzeit in Zürich niedergelassenen deutschen Achtundvierziger nach den Siegen von 1866 und 1870 ins nationalliberale Lager abgeschwenkt waren. Als einen der

Festgebliebenen lernte ich noch den weiland preußischen Artilleriehauptmann Fr. von Beust kennen, der 1848 an verschiedenen Volkserhebungen führend teilgenommen hatte und in contumaciam dreimal zum Tode verurteilt worden war. Er wirkte als Flüchtling in Zürich längere Zeit als Lehrer an einer von Fröbel gegründeten Schule, hatte diese dann nach Fröbels Tod übernommen und in ihr das System des Fröbelschen Anschauungsunterrichts weiter ausgebildet, so daß die Schule weithin im Auslande bekannt und oft von Ausländern besucht wurde. Beust — er hatte den Adelstitel abgelegt — hatte als Mitarbeiterin an seiner Schule seine Frau, eine Kusine von Friedrich Engels, nach Erscheinung und Wesen eine echte Rheinländerin nach den Versen Simrocks:

„Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei,  
Als wär es ein adlig Geschlecht.“

Ein charakteristisches Wort von ihr kennzeichnet ihre Denkart. Wiederholt hatten sich Beusts uns in Zürich lebenden deutschen Sozialisten dadurch gefällig erwiesen, daß sie gemäßregelte sozialistische Lehrer an ihrer Schule beschäftigten. Einer davon, für dessen Anstellung ich zum Teil verantwortlich zu machen war, hatte sich gegen die Leute nicht sehr schön benommen. Als Frau Beust mir von seiner Verabschiedung erzählte, setzte sie hinzu: „Er war ein ungeschliffener Mensch und das hatte mich eigentlich für ihn eingenommen. Ich habe aber erfahren müssen, daß man ein Flegel und dabei zugleich sehr hinterhältig sein kann.“

Die Beustsche Schule wurde in Zürich fast ausschließlich von den Kindern dort lebender wohlhabender Deutschen besucht. In sehr vielen Fällen war jedoch bei den Eltern dieser Kinder weniger eine Bevorzugung der Beustschen Unterrichtsmethode für die Wahl dieser Schule bestimmend, als ein ziemlich starker Snobbismus. In Zürich besteht die Einheitsschule, und selbst wohlhabende Schweizer schickten ihre Kinder unbedenklich von Anfang an in die allgemeine Volksschule. Den meisten deutschen Bourgeois paßte es aber nicht, ihre Kinder neben Proletarierkindern unterrichten zu lassen, und so zogen sie die



Beustsche Schule vor. Ob diese noch besteht, weiß ich nicht. Das Ehepaar hat längst das Zeitliche gesegnet, und ein Sohn, der gleichfalls Lehrer an der Schule war und sich als solcher ganz vorzüglich angelassen hatte, ist in jungen Jahren gestorben.

Noch zwei gewesene Hauptleute habe ich in Zürich kennen gelernt. Von ihnen jedoch wird am besten im Zusammenhang mit der Schilderung des Treibens der sozialdemokratischen Kolonie zu sprechen sein, die von 1879 an Zürich unsicher machte und deren Zentrum der „Olymp“ am oberen Wolfbach zu Hottingen wurde.

*Max Pulver:*

## GEDICHTE

Du atmest schwer; die Lampe scheint gedämpft,  
Und meine Hände liegen in den Deinen.  
Ein neues Leben leise in Dir kämpft,  
Holdseliger Aufruhr weckt Dir Glück und Weinen.  
Du bist allein, verloren wie im Strom  
Ein schwerer Stein, um den die Wirbel steigen.  
Wie nächtiger Wanderer im verschloßnen Dom,  
Wie Einzelstimme schwebt ob sanften Geigen.  
Du bist allein und doch dem All verschränkt,  
Wie Gott allein ist, der die Welt umkleidet.  
Als Selbstverlorne mit dem All beschenkt,  
Daß jedes Herz aus Deinem Herzen leidet.  
Wir bleiben durch den Abgrund ungetrennt,  
Den Deine Tiefe von der Welt gerissen.  
In jene Opferglut, die in Dir brennt,  
Bin ich getaucht in Deinen langen Küssen.

### NACH EINEM BILD.

Wie blickst Du schmerzlich; und die weißen Dolden  
Vor Deinen Händen neigt nun Sommerreifen.  
Gewitteratem bog das Korn in Streifen,  
Im fruchtbeschenkten Laube glänzt es golden.  
Entwöhnt, den Lieben machtvoll zu umfassen,



Wie schön die schweren Arme niederhangen.  
Von ausgespannter Sehnsucht, stetem Bangen  
Bliebst Du erfüllt, durchtränkt und doch verlassen.  
Das feuchte Blau des Himmels macht nicht heiter,  
Nicht frischer Herbstgeruch und Duft der Feuer.  
Dein Schmerz erhebt sich nackt und ungeheuer  
Wie aus Johannis Schau die harten Reiter.  
Was hilft der Früchte lockendes Gewinde,  
Die mürbe Satttheit rings aus Berg und Schluchten,  
Der Krieg läßt seine Fänge niederwuchten,  
Verschließt den milden Kern in harte Rinde.

\*

Dichter Dunst am Regentag,  
Welkgeschrumpftes Laub im Kot.  
Wie der Winter freudlos naht,  
Selbst die Bäche sind schon tot.  
Treiben hin mit stumpfem Braun,  
Ohne Leuchten, ohne Sinn:  
Wie das Kleid verlaßner Fraun  
Streift ein Blatt am Wege hin.  
Rostig knirscht das Laub im Baum,  
Jeder Zierat wurde schal.  
Frost verscheucht den schwachen Traum.  
Was uns bleibt, ist öde Qual.  
Wenn sie sich nach innen frißt,  
Heiß das matte Herz durchkränkt,  
Spürst du, daß du lebst und bist  
Neu in Fruchtbarkeit getränkt.

Feuchtes Pflaster, feuchte Flecke  
Aus der goldenen Laterne.  
Grelle Straßen, dunkle Ecke,  
Regennacht voll blinder Sterne.  
Hab ich dich nach Haus geleitet,  
Stumm und liebend dich durchdrungen,

Hat ein Strom uns ausgeweitet  
Blühender Erinnerungen.  
Und ich schied von dir am Ende,  
Hörte deine Seele weinen.  
Und ich spürte deine Hände.  
Schwankend auf den schlechten Steinen  
Ging ich ohne umzublicken,  
Floh ich dich und rief dir schüchtern.  
Jubel wollte mich ersticken  
Zwischen Nacht und goldnen Lichtern.

\*

Welkes Gras und schwere Bänder  
Brauner Schollen in der Fläche.  
Blasses Dorf um Hügelränder,  
Schwarzer Damm verborgner Bäche.  
Himmel leicht aus Licht und Flocken,  
Raum erfüllt vom Ton der Säge,  
Und die zarten Morgenglocken.  
Kahler Strauch um kahle Wege.  
Fühlst vom Draußen dich geschieden,  
Steht es schlicht dir gegenüber.  
Ist dir andre Kraft beschieden,  
Eigne Macht verspürst du wieder.

Ihr entringen sich Gebärden,  
Wo im Sommer du genossen;  
Keimend unstillbares Werden  
Aus dem Innersten ergossen.  
Nicht mehr tauchen die Gestalten  
Sich in dich wie kecke Schwimmer.  
Eignem Grund entsteigt ihr Walten,  
Blicke feucht von deinem Schimmer.  
Hat die Welt sich dir verweigert,  
Strömt sie nicht mehr, dich zu füllen;  
Wächst du doch und ahnst gesteigert  
Gottes Strom in deinem Willen.

\*



Die Luft ist hell, und silberrein die Stunde,  
Wo sich der späte Tag im Licht verklärt.  
Mein Herz ist leicht, als ob es sanft gesunde,  
Von frischgeweckter Sehnsucht kaum beschwert.  
So ists kein Traum, zu dem ich mich erhebe,  
Nicht Wunsch allein, der vor der Sonne lischt.  
Das ist mein herbstlich Braun in Baum und Rebe,  
Das ist mein Feld vom Nebelflor verwischt.  
Du Zeit der Reife hast mir Frucht getragen,  
In deinem Kuß Erfüllung mir beschert,  
Und meine ungehemmten Pulse schlagen  
Dir dankbar zu und ehren deinen Wert.

*Carl Sternheim:*

T A B U L A R A S A

EIN SCHAUSPIEL IN DREI AUFZÜGEN

ZWEITER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

Isolde (sitzt am Klavier und spielt ein Stück von Grieg).

Bertha (am gedeckten Kaffeetisch trinkt und ißt, während Nettel ihr die Haare mit schäumendem Wasser wäscht). (Zu Isolde:)

Willst du wirklich den Kuchen nicht mehr?

Isolde: Iß nur.

Bertha (schlingt ein neues Stück Kuchen mit Schlagrahm).

Isolde (spielend): Das ist Musik! Grieg.

Bertha (zu Nettel): Bist du bald fertig?

Nettel: Ist's schon sechs Uhr?

Bertha: Halb.

Nettel: Bis sechs habe ich nichts zu tun. Bei den Kindern sitzt Trude; sie spielen artig, und für die Haare kann die Massage, das Frottieren nicht lange genug dauern.

Bertha: Mußt du denn immer zu tun haben? Ich wundere mich wahrhaftig, daß dir die Wirtschaft oben nicht genügt. Fünf Rangen und die Küche und sonstige Bescherung dazu.

Nettel: Wie ich's mir eingeteilt, bleibt freie Zeit genug.

Isolde (steht auf und zündet sich eine Zigarette an): Das war Grieg; der geht auf den Lebensnerv. (Sie umfaßt Nettels Schultern.) Ach wüßtest du — ? (Geht zum Instrument zurück.)

Bertha: Nettel kennt außer ihrer Arbeit rein gar nichts,



obwohl sie sich vielmehr um ihre Bildung kümmern müßte.  
Was bleibt der Mensch ohne Bildung?

Nettel: Ich habe alle Bücher gelesen, die Isolde mir gab.

Bertha: Hast du von Bölsche gelesen?

Nettel: Ja.

Bertha: Hast du denn von Key gelesen?

Nettel: Auch.

Bertha: Dann mußt du die ganze Geschichte doch wissen.

Nettel: Welche?

Bertha (lacht): Welche? Die bewußte natürlich. (Zu Isolde:)

Ich sage zu Nettel wegen Bölsches: dann mußt du die Geschichte doch wissen. Fragt sie: welche?

Nettel: Es stehen unzählige Geschichten drin.

Bertha: Nein, die Nettel! (Sie lacht stürmisch.)

Nettel: Meint ihr Zeugung und Geburt? Da ist nichts zu lachen; das ist so.

Bertha (zu Isolde): Hör nur, wie frech sie das sagt; (zu Nettel:) Du scheinst schön verdorben.

Isolde: Siehst du das Geheimnisvolle der Vorgänge nicht. Protoplasma, Keimzelle, das gewaltige Mysterium.

Nettel: Ich kann mir nichts weiter dabei denken.

Isolde: Euere Generation kommt mir geradezu pervers vor. Die erhabensten Dinge der Welt nehmt ihr mit Gleichmut hin, ohne zu staunen, im Tiefsten zu erschauern. Ihr denkt und prüft nicht wie die jungen Leute meines Alters. Im Leben steht ihr und tut und gut. Klappert und klappt wie Maschinen eintönig euer Tagwerk. An Übersinnliches rührt ihr nicht.

Nettel: Wir sind zufriedener als ihr.

Bertha: Wie frech das Mädel ist!

Isolde: Weil ihr das Gefühl der Verantwortung nicht im gleichen Maße habt.

Bertha: Keine Verantwortung!

Nettel: Ich habe die Welt nicht gemacht.

Isolde: Als wär' das eine Entschuldigung.

Nettel: Wofür?

Isolde: Für die Schöpfung, wie sie ist.

Nettel: Aber sie ist gut.

Bertha: Für die Reichen mit großem Geldsack vielleicht.  
Wer sich aber die Tage hindurchschinden muß!

Isolde: Wer aber auch an allem, an allem oft verzweifelt!  
(Großer Seufzer.)

Nettel: Fürchtete ich mich nicht so schrecklich. —

Bertha: Wovor fürchtest du große Person dich?

Nettel: Abends — ist's dunkel; ist Vater fort wie vor ein paar Tagen, ich oben mit den Kindern allein; plötzlich Schatten, Gestalten überall. Wär das nicht! (Sie erschauert.)

Bertha: Holt dich einer, bringt er dich an der nächsten Laterne wieder.

Nettel: Wär das nicht, ich könnte mich über das bloße Leben nicht lassen. Trude ist auch so; manchmal tanzen wir im Hemd. Wir haben viel zu arbeiten, und es gelingt. Stets ist etwas nicht in Ordnung; man ändert's, dann paßt's. Wo ein Fleck ist, wischt man ihn weg und hat das Gefühl, ohne einen geht die Wirtschaft nicht.

Isolde: Und abends kommt das Grübeln.

Nettel: Abends ist man müde; schläft.

Bertha: Dein erstes vernünftiges Wort.

Isolde: Du bist von der platten Unkompliziertheit deiner Altersgenossen. Für euch hätte der unglückliche Goethe nicht zu leben gebraucht. Ihr versteht nicht das:

„Vom Aberglauben früh und spät umgarnt,  
Es eignet sich, es zeigt sich an und warnt,  
Und so verschüchtert, stehen wir allein!“

Bertha: Mir kommt sie einfach frech vor.

Isolde: Wächst auf in einer Umgebung, die vom Kampf der Klassen und Individuen ums tägliche Brot und um das Heil der Seelen dröhnt und haspelt dabei stumpf euer Pensum ab. Sorgen sind euch fremd; erst Ideale!

Nettel: Liebe meinst du?

Bertha: Da habe ich keine Angst. Das wird das Mädchen schon machen.



Isolde: Doch wie banal. Wie das Haustier. Beute irgend einer stupiden Männlichkeit.

Nettel: Da denke ich mir meinen Teil.

Bertha: Immer frech.

Isolde: Höheren Aufschwungs unfähig. Schließlich aber bist du sechzehn Jahre alt.

Nettel: Tue ich nicht meine Pflicht?

Isolde: Gegen andere, nicht gegen dich selbst. Stets stopfst du den Kindern die Mäuler. Dich selbst, dein Zellsystem nährst du schlecht. Trägst stets die gleichen Sachen. Du bist eine kapriziöse Erscheinung, könntest Eindruck machen. Als wir die lebenden Bilder überlegten, haben wir auch an dich gedacht.

Nettel: Dafür bleibt mir gar keine Zeit.

Isolde: Aber die Überzeugung, dir würde für jede höhere Figur der Ausdruck fehlen —

Nettel (weinerlich): Was habt ihr nur?

Bertha: Gib dir keine Mühe; sie versteht's nicht. (Geste zu Isolde.) Frag sie, wie man einen Haferschleim rührt, sie wird antworten; oder Strümpfe stopft.

Nettel: Ihr beide seid einfach faul!

Bertha: Was?

Nettel: Onkel Wilhelm und Vater sagen's auch. Nur wenn ein Vergnügen vor der Türe steht wie jetzt, rührt ihr euch.

Isolde: Hat Arthur das behauptet?

Nettel: Der wagt's nicht. Hat Angst vor dir.

Isolde: Nur die beiden Alten, die selbst nichts tun.

Bertha: Brandreden halten, ihren Leib füllen und uns schikanieren.

Nettel: Uns ernähren.

Isolde: Das lächerliche tägliche Brot geben. Sonst Banausen sind wie du.

Nettel: Für die Rechte der Arbeiter sich einsetzen.

Bertha: Nun mach Schluß. Was verstehst du davon?

Nettel: Warum sonst das Zusammenbleiben bis in die Nacht? Onkel Wilhelm hättet ihr gestern abend bei uns hören

sollen: Und wollt ihr mit Posaunen mich übertönen, das unterdrückte Volk wird mich hören.

Bertha: Faule Fische. Da kenne ich mich aus.

Isolde: Die lebenden Bilder will er uns verderben; aber das Jubiläum wird gefeiert.

Nettel: Oder nicht.

Bertha: Bist du still?

Nettel: Der Schwarze, der hier ist, der Feurige mit dem Bärtchen —

Bertha (zu Isolde): Der Feurige — hörst du!

Nettel: Der auf die Stühle klettert, will's um die Welt nicht.

Isolde: Und Arthur?

Nettel: Macht immer: Pst! (Sie legt den Finger an den Mund.)

Isolde: Als kritisch überlegener Geist beteiligt er sich kaum am Geschwätz.

Nettel: Der Schwarze hat's ihm aber ein paarmal tüchtig gegeben.

Isolde: Dein Schwarzer ist ein vollkommener Idiot. Reicht Arthur nicht das Wasser. (Mißt sie verächtlich.) Platitüde. (Schlägt die Tür zu, exit.)

Bertha (mißt sie verächtlich): Feurig! Schaf! (Schlägt die Tür zu, exit.)

Nettel: Schlampen! (Schlägt die Tür zu, exit.)

\*

## ZWEITER AUFTRITT.

Sturm (öffnet die Tür, sagt draußen zu Nettel): Ist dein Vater da?

Nettel: Hier wohnt mein Vater nicht.

Sturm: Ständer?

Nettel: Sieh selbst nach! (Sie verschwindet.)

Sturm: Range! (Er tritt ins Zimmer.)

\*



## DRITTER AUFTRITT.

Ständer (tritt auf): Was hast du gegen das Fest?

Sturm: Statt Feste der Fabrikanten zu feiern, soll das Volk mit der Faust auftrumpfen.

Ständer: Selbstverständlich ist zu jubilieren kein Anlaß, doch unter der Maske der Vorbereitungen fallen Zusammenkünfte, fällt fieberhaftes Leben, der wahre Jakob weniger auf. Alles was dient, die Aufmerksamkeit des Feindes von unseren wirklichen Absichten abzuziehen, soll recht sein.

Sturm: Aber was zum Teufel sind unsere Absichten? Fast eine Woche bin ich hier, und durch ein unerklärliches Weißnichts fühle ich mich aus dem Gleichgewicht. Wie ein Quirl springst du um mich, gehst mir nicht von der Seite. Wohin ich meinen Samen streue, wende ich mich fort — wieder zurück, scheint mir Gegenteiliges aufgegangen. Wiederholst du den Leuten meine Worte, zwinkerst du zugleich so andersdeutig, daß die ganz Verkehrtes verstehen müssen.

Ständer: Ich zwinkere?

Sturm: Blinzelst, schielst und mauschelst. Fieberst wie ein Signalapparat, der mit grünem Einfahrtslicht rotes Halt gebietet. Tiefster Überzeugung rief ich: „Mißtraut dem heimtückischen Mammon!“ Aller Herzschlag der Genossen ist fest in meiner Hand, fühle ich. Da mitten im Rollen des Wortes „Mammon“ dreht sich alles Auge zu dir, der du stehst —

Ständer: Wortlos.

Sturm: Mit sprechender Visage, die den Sinn meiner Worte aufhebt.

Ständer: Du bist verrückt.

Sturm: Mir geht ein Licht auf.

Ständer: Das ist Hochverrat!

Sturm: Von wessen Seite?

Ständer: Ich hänge es an die große Glocke. Dafür sollst du büßen. Ich, der seit vierzig Jahren Herzblut für die Armen, sein Hemd — vergieße — ich! ah! das!

Sturm: Ständer!  
 Ständer: Allein — früh und spät — blute —  
 Sturm: Mir geht's um mein Evangelium. Steh mir Aug'  
 in Auge: Bist du's? !  
 Ständer: Sein Hemd bis ins letzte.  
 Sturm: Sozialdemokrat? ! (Er packt ihn bei der Hand.)  
 Ständer (mit großer Geste): Bis in den Tod von deiner Rasse.  
 Sturm (drückt ihn an sich): Das dank ich dir ewig.

\*

#### VIERTER AUFTRITT.

Arthur (tritt auf, sagt zu Sturm): Ich verbiete endgültig. Sie hetzen unser Volk mit tausendmal überholten Maximen auf.

Sturm: Auseinandersetzung mit Ihnen lehne ich ab.

Arthur: Sie verkennen den Zweck, der Sie herrief, tun Sie anderes als die Genossen darüber aufklären, daß eine Sammlung guter Bücher für sie notwendig ist.

Sturm: So bin ich fortan ohne Auftrag in eigener Angelegenheit hier.

Arthur: Sie erreichen nichts. Die Leute lachen Sie aus.

Sturm: Das bleibt meine Sorge.

Arthur: Wüßten Sie, in welchem Grad Sie einfältig und überflüssig sind, Sie schämten sich. (Zu Ständer:) Gerade habe ich mich mit dem Direktorium auseinandergesetzt. Nach allem, was ich hörte, steht man nicht mehr auf dem unbedingt ablehnenden Standpunkt. Die Aussichten für die Bibliothek sind im Gegenteil die besten. Nur das sofortige Aufhören der Arbeiterbewegung will man. Durch den plötzlichen, passiven Widerstand an allen Ecken und Enden ist man einfach nicht imstande, ordnungsgemäß zu arbeiten, Entschlüsse zu fassen. Wird durch tausend kleine Schikanen an der Erledigung des Notwendigsten gehindert.

Sturm: Krepieren soll die Bande vor stets neuen Sorgen!

Ständer: Den Knüppel zwischen den Beinen sind sie gelähmt.

Arthur: Sie können vor lauter Zwischenfällen —



Ständer: Nicht mehr X vom U unterscheiden, geschweige—  
(Er reibt sich die Hände.)

Arthur: Wir haben begründete Aussicht, ein prachtvolles Ziel durchzusetzen, schaffen wir den Verantwortlichen ein klares Hirn für ihre Entscheidung. Unser akuter Wille ist: Die Bücherei. Von Prinzipien sehen wir für den Augenblick ab.

Sturm: Den Teufel tun wir. Ihr Lesekränzchen ist ein Bierulk, eine Lokalposse. Wir anderen stehen zehn Stockwerk höher. Haben die Eisenstange im Räderwerk und heben den ganzen freibeuterischen Mechanismus endlich aus dem Gewinde.

Arthur: Ihr utopisches Geschwafel ist heutzutage Verbrechen. Wir marschieren, Proletarier, festen Schrittes zur Vereinigung, Verbrüderung mit dem gesamten europäischen Bürgertum, Weltpolitik zu machen.

Sturm: Wir springen euch elenden, geldvergifteten Spießbürgern an die Gurgel, wir — Proletarier.

Arthur (an der einen Seite des Tisches): Hinter uns steht unübersehbare Menge.

Sturm (an der anderen Seite des Tisches): Die Elite, das Mark und die Kraft Deutschlands schnellen uns.

Ständer: Meine Herren!

Arthur: Das ist ein —

Sturm: Er soll mich — !

Ständer (leise zu Arthur.): Geh! Ich schaffe ihn fort.

Arthur (schlägt mit Gewalt auf den Tisch).

Sturm: Friedlich Bourgeois!

Arthur: Bourgeois selbst!

Sturm: Citoyen! Bourgeois; den Unterschied beult das nächste Jahrzehnt aus deutscher Sprache heraus.

Ständer (hat Arthur hinausgedrängt).

\*

#### FÜNFTER AUFTRITT.

Sturm: Dieser Allerweltsumarmer ist ja eine tolle Abart der Partei. Treibt einem Gift ins Gehirn.

Ständer: Wahrhaftig!

Sturm: Solche Quirler, Vermischer reiner Absichten, gehörten unter den Tritten unserer Bataillone zerstampft.

Ständer: Bravo!

Sturm: Bebst du wie ich vor Wut? Was sagst du?

Ständer: Du sahst doch, gerade stieß ich ihn noch zur Tür hinaus. Im nächsten Augenblick hätte ich mich vergriffen.

Sturm: Die mengen Europa in großer Bütte zu einem Mus, das alle Wege der Vernunft und des Glaubens verstopft.

Ständer: Da hast du aber einmal wirklich und vollkommen recht!

Sturm: Und wagt sich unsereinem in den Weg!

Ständer: Freilich ohne Wirkung. Das Männchen nimmst du zu wichtig. So etwas bewegt sich wie der Sturm im Wasserglas, (auf Sturm zeigend) nicht wie dieser freilich, knapp bis ins dreißigste Jahr. Dann kommt mit Frau und Kindern die harmlose Katastrophe.

Sturm: Der Wurm krümmt sich lange.

Ständer: Er ist durch baldige Heirat meiner Nichte Isolde geliefert. Ein faules fettes Mädchen, das ihm sein Quentchen Mark in Jahresfrist herauslöffelt.

Sturm: Hoffentlich.

Ständer: Sei unbesorgt. Der hat sich die letzte Zeit getummelt. Drum genug von ihm; du brauchst ihn ferner nicht zu beachten. Tu deine Arbeit, die ich schätze. Tu sie, willst du, mehr im Geheimen. Ich, der über den Schwachkopf, in die hiesige Wirklichkeit sehe, bin mit dir, in Anbetracht und so weiter, zufrieden. Das wollt ich dir bei dem Anlaß sagen.

Geh flink noch zu Flocke hinauf, meld' ihm, unser Plan geht nach Wunsch. Das gewollte Chaos ist angerichtet; bei völliger Verwirrung unserer Gegner halten wir für große Zwecke den Faden in der Hand. Ist's nicht so?

Sturm (mit bewegtem Händedruck): Es ist! Und auf der Basis wirken wir nun kräftig fort. (Exit.)

Ständer: Sechs Tage bis zum Fest. Noch bleibt alle Gefahr drohend. Das Durcheinander kann dauernd nicht wild genug sein. Nach links zieht Sturm, Arthur rechts am Strick.



~~~~~  
Wüßte ich einen Dritten, sollte der von der Mitte her tüchtig schütteln.

*

SECHSTER AUFTRITT.

Arthur (tritt auf): Was ist mit ihm?

Ständer: Gerade stieß ich ihn zur Tür hinaus. Im nächsten Augenblick hätte ich mich vergriffen. Jedenfalls vergißt er das Wiederkommen.

Arthur: Vor solchem Ungetüm könnte man an der intellektuellen Linie der ganzen Natur verzweifeln. Diese Gewaltmenschen gehören glatt an die Wand erschossen.

Ständer: Bravo!

Arthur: Ohne einen Begriff davon, daß sich durch wirtschaftliche Organisation das hehre Ziel schneller und gründlicher erreichen läßt als durch blutige Revolution, halten diese Fossile aus der Primärzeit es nicht für nötig, sich über errungene Feststellungen zu unterrichten. Diese tiefen Köpfe — ich meine tief im Sinne einer Thermometerskala — haben vom Unterschied zwischen Arbeitswert und Produktionspreis keine Ahnung.

Ständer: Bewahre.

Arthur: Wissen von Profitrate, Zentralisation des Kapitals und der Betriebe, vom nationalen Mehrprodukt, Kreditsystem, der Vergesellschaftung und dem Normalarbeitstag nicht das Geringste.

Ständer: Wie soll so einer auch? Von den Gutgesinnten gemieden, ohne Weib und Kind.

Arthur: Und wagt sich unsereinem in den Weg.

Ständer: Ohne Wirkung freilich. Wie der Sturm, (er lacht) im wahren Sinn des Wortes, im Wasserglas bringt sich so etwas knapp bis ans dreißigste Jahr.

Arthur: Er ist fünfunddreißig.

Ständer: Bis ans vierzigste. Dann kommt als Folge jahrelanger Ausschweifungen die schnelle Katastrophe.

Arthur: Meinst du?

Ständer: Du nimmst ihn zu wichtig. Beacht' ihn weiter nicht. Tu deine Arbeit, die ich schätze.

Arthur: Lohnrate gegen Profitrate!

Ständer: Versteht sich. Tu sie, willst du, mehr im Geheimen. Wir halten hier durch dich geradezu die Fäden in der Hand. Das wollt ich dir bei dem Anlaß sagen.

Arthur: Und ich: nie hätte ich gehofft, in dir einen so fortgebildeten und aufrichtigen Genossen zu finden. (Er drückt ihm kräftig die Hände.)

Ständer: Mit Isolde bist du zufrieden?

Arthur: Eine Perle. Ein prima Eizellchen.

Ständer: Erziehung: Beethoven, Französisch!

Arthur: Mehr als das: ein vorurteilfreies, großzügiges Herz. (Umarmt ihn.)

Ständer: Und in jeder Beziehung fix dazu. Wo willst du hin?

Arthur: Ins Direktorium zurück. Melden, Sturms Einfluß ist bis morgen matt gesetzt. Er selbst verschwindet. Ich versichere, unverzüglich erfüllen sie unsere Forderung.

Ständer: Laß es bis morgen. Die unruhige Erwartung macht sie uns geneigter, und ich kann mit deinem Vater, der auch von der Partie ist, das Passende bereden. Und dann mit Volldampf voraus zum gesteckten Ziel.

Arthur: Also spaziere ich mit Isolde eben noch ins Wäldchen hinaus.

Ständer: Auch äußerlich ein Prachtsweib?

Arthur: Der ideale, sorgende Gefährte für ein harmonisches Leben.

Ständer (meckert): Glückskerl!

Arthur (exit).

Ständer: Wie es sich nun mit der Sozialdemokratie im Kern auch verhalten mag, man kann jedenfalls in seinen Neigungen weit schweifen, um immer noch ein erstklassiger Genosse zu sein.

*

SIEBENTER AUFTRITT.

Flocke (tritt auf): Stehts gut, wie Sturm sagt?

Ständer: Die Arbeiterschaft ist durch ihn, Gustav, und unterirdisch durch mich so im Strudel, daß nicht nur über die Zweckmäßigkeit des Festes, sondern des eigenen Lebens jeder in Zweifeln schwebt. Die Leitung der Werke dagegen will nur Ruhe, die Hand vor Augen zu sehen. Dann wird sie uns wohl jeden Wunsch erfüllen.

Flocke (nach einer Pause seufzend): Ach Gott, ach ja! (Nach einer neuen Pause:) Was war von alldem eigentlich der Grund, Wilhelm?

Ständer: Kind Gottes, das fragst du seltsam.

Flocke: Ich weiß, die Bücherei.

(Pause.) Ich meine, was dich recht eigentlich innerlich zu alledem trieb?

Ständer: Innerlich? Ganz innerlich? (Er will mit einem Ruck auf Flocke los, macht aber vor ihm halt und sagt im gewöhnlichen Ton): Ach Gott, Du weißt es doch.

Flocke: Das Wohl der Proletarier, Fortbildung; ich weiß. Ach Gott, ach Gott!

Ständer: Betracht' ichs aber unabhängig davon und nehme an, die geschaffene Verwirrung hat zu unserem Wohl die Aufmerksamkeit von uns beiden und unserer eigentlichen Stellung endgültig abgelenkt, sehe ich die Forderung der Genossen: eine runde Million für Bücher und ihre Aufbewahrung nunmehr nüchtern von anderem Standpunkt an, vergesse, ich bin Angestellter der Werke und denke, man ist als Mitbesitzer an ihrem Gedeihen beteiligt.

Flocke: Ja?

Ständer: Das fiel mir in den letzten Nächten ein: Ist die Forderung der Bagage, eine Million! bodenlose Unverschämtheit.

Flocke: Aber —

Ständer: Erlaube! In den letzten fünf Jahren wurde durch Speise-, Bade- und Erholungsanstalten, Säuglings-, Blinden-, Krüppelheime —

Flocke: Stellst du eine Bibliothek mit der Badeanstalt auf gleiche Stufe?

Ständer: Weniger wichtig ist sie. Als Kulturmensch kann ich auf ein Buch eher als aufs Bad verzichten. Ich wundere mich, daß du, der mit seinen ganzen Ersparnissen an den Fabriken beteiligt ist, einer bedeutenden Schwächung des inneren Wertes der Aktiven seelenruhig zusehen willst. Durch Gewährung der Million wird der Gewinn dieses Jahres gewaltig gekürzt, und die Dividende — dein Zins, Flocke — kleiner.

Flocke: Wahrhaftig?

Ständer: Das ist die Kehrseite der Medaille. (Er holt ein Buch und schlägt es vor Flocke auf.) In der letzten Bilanz hatten wir eine Bruttoeinnahme von rund zwei, und nach Abschreibung der Handlungskosten noch eine und eine viertel Million Gewinn. Davon gingen aber ab für: Arbeiterwohnhauskonto, Arbeiterunterstützungskonto, Arbeiterpensionsfonds, Arbeitersparkassenkonto, Badehaus, Speisehaus, Erholungsanstalt und sonstige Arbeiterwohlfahrtseinrichtungskonti rund dreihunderttausend Mark, bis schließlich aus knapp einer Million Mark zehn Prozent Dividende verteilt wurden. Verstehst du?

Flocke: Ja.

Ständer: Woher, um alles in der Welt, soll nun die Verwaltung die Million nehmen?

Flocke: Um Gotteswillen!

Ständer: Aus dem Jahresgewinn? das hieße keine Kopeke Dividende.

Flocke: Was?!

Ständer: Aber auch: der Kurs der Aktien fällt um vierzig bis fünfzig Prozent.

Flocke: Allmächtiger!

Ständer: Aus den Reserven? Das bedeutet katastrophale Schwächung des inneren Wertes der Anlage.

Flocke: Heiland!

Ständer: Folge: gleichfalls Kurssturz bis auf Pari.

Flocke (wimmert).

Ständer: Aus alldem erkennst du: wir haben nach Erreichung unseres persönlichen Ziels kein anderes Interesse, als die Bewilligung der Bibliothek um jeden Preis zu verhindern.

Flocke: Unser Ziel ist aber nicht völlig erreicht. Es bleiben sechs Tage.

Ständer: Die letzten drei oder vier kommen für geregelte Geistestätigkeit nicht mehr in Frage. Da geht in Lampions und Girlanden jede Orientierung verloren. Achtundvierzig Stunden lang müssen wir mit der bisherigen Undurchsichtigkeit, mit Durcheinander die Geschichte noch in der Schwebe halten, verhüten, daß das geringste Wirkliche geschieht. Denn einmal aufrichtig und uns insgeheim gestanden: läßt man überhaupt die menschlichen Voraussetzungen gelten — die sozialen Zustände in Rodau sind, wie sie sind, geradezu ideal.

Flocke: Ideal!

Ständer: Du und ich, ohne sich körperlich zu überanstrengen.

Flocke (kichert).

Ständer: Doch sechstausendvierhundert, fünftausendsechshundert! Und da das Gros der Arbeiter den ganzen Tag über meist wirklich beschäftigt ist, bleiben die Anstalten, Porzellanwannen, Nickelduschen zu gewissen Stunden der Benutzung durch uns vorbehalten.

Flocke (strahlend): Die Sitzbrause!

Ständer: Arthur hat für den Augenblick beim Direktorium Oberwasser. Es will bewilligen. Das regulieren wir noch heute. Sturm muß wieder in den Vordergrund. Bevor sich die Leitung besinnt, hat sich die Arbeiterschaft besonnen. Ihre Forderung sieht sie als zu groß ein. Man überlegt; wird nach dem Fest weiter davon sprechen.

Flocke: Doch wird Arthur jetzt mit dem Kopf durch die Wand wollen.

Ständer: Isolde ist instruiert. Sie bremst ihn im Stadtwald. Aber auch Sturm, laße ich ihm die Leine lockerer, bleibt bei Fuß. Zu dem Zweck veranstalte ich heute abend bei mir Kartenspiel, und wir setzen ihm dein kleines Mädchen zur Seite.

Flocke: Nettel? Wilhelm, du bist ein Genie!

Ständer: Ich habe einen illuminierten Kopf. Meine Mutter war auch eine geborene Seidenschnur.

Flocke: Jetzt erst sehe ich vollen Erfolg. Alle Steine fallen mir vom Herzen. (Man hört draußen zunehmende Bewegung.)

Ständer (zum Fenster): Was ist das?

Flocke: Sausen eines Motors? Siehst du etwas?

Ständer: Gruppen Menschen in Bewegung.

Flocke: Sturm mit ihnen; sie ziehen nach rechts.

Ständer: Er wirft die Arme, holt alle links hinüber. Gegen die Direktionsgebäude schwenken sie.

Flocke: Zum Angriff! Er rebelliert sie. Mord und Totschlag! Wir kommen zu spät.

Ständer: Man muß hinunter. (Zur Tür.)

*

ACHTER AUFTRITT.

Arthur und Isolde (treten auf).

Arthur: Was gibt's?

Flocke: Sturm, Weltuntergang!

Arthur: Hinunter. (Zur Tür.)

Isolde (Aufschrei): Geliebter!

Flocke (Aufschrei): Arthur!

Ständer und Arthur. (Versuchen sich loszumachen, da Isolde und Flocke ihre Knie umfassen. Bertha ist dazugekommen, es gibt ein chaotisches Hin und Her; von oben hört man Kindergeschrei und Hundegebell. In das Durcheinander brüllt)

Ständer: Ruhe!

Flocke (fällt für tot in einen Stuhl; die übrigen lauschen).

Bertha (bei völliger Stille): Man hört nichts.

(Von neuem erhebt sich Unruhe, die anschwillt. Alles tritt nebeneinander zum Fenster und zeigt, in einer Reihe stehend, den Rücken.)

Arthur: Sie kommen!

Isolde: Sturm voran!

Ständer: Aufs Haus zu!

Bertha (schreit auf): Sie stürmen!

Ständer (ohrfeigt sie).

Arthur: Wer ist das neben Sturm? Sie wollen zu uns! (Exit.)

Ständer: Schippel!

Isolde (schreit auf): Arthur!

Ständer (ohrfeigt sie) (exit).

Nettel (tritt auf).

Isolde (stürzt ihr schluchzend an die Brust).

Nettel (am Fenster): Der Schwarze!

Bertha (beim Anblick Flockes mit Aufschrei auf ihn zu).

Flocke (stellt sich für tot in einen Stuhl).

Nettel und Isolde (gleichfalls zu ihm).

*

NEUNTER AUFTRITT.

Es treten auf Schippel, hinter ihm Ständer, Sturm, Arthur und etwa ein Dutzend Arbeiter, während der Rest bei offener Tür im Hausflur und auf der Treppe stehen bleiben. Die Frauen sind bei der Männer Eintritt hinter die Wand von Stühlen geflüchtet, den halb entseelten Flocke mit sich nehmend.

Schippel (bei völliger Ruhe): Guten Abend, meine Damen. (Zu Ständer:) Haben Sie die Güte, mich vorzustellen. (Er tritt aber selbst auf die Frauen zu und sagt, jeder die Hand reichend:)

Direktor Schippel.

Flocke (verschwindet irgendwie vollständig).

Die Frauen (knixen).

Schippel: Ohne Sorge, meine Damen. Ein überraschend zahlreicher, doch nicht böartiger Einbruch. Und nun, Freunde, keine unnütze Erregung. (Wer Platz findet, die Damen vor allen, setzt sich. Die übrigen hören stehend unserer Aussprache zu.) Darf ich bitten. (Er führt Bertha mit Komplimenten zu einem Stuhl.)

Sturm: Wir haben hier nicht Komplimentenzirkel. (Zu Nettel:) Für dich nicht, Balg!

Nettel (entreißt ihm die Hand): Hand los!

Schippel: Jeder wie es ihm bequem ist. Und jetzt gestatten Sie, ich nehme zu einer Ansprache das Wort, die Sie

bald beschwichtigen, sogar erfreuen wird. Hier ist noch ein Stuhl frei. (Anbietend:) Bitte, Herr Ständer.

Ständer: Ich überlasse —

Schippel: Sie alle unbedingt erfreuen wird.

Sturm: Das werden wir sehen.

Ein Arbeiter: Brot wollen wir. Kampf aufs Messer!

Schippel: Einen Augenblick, Lieber. Die Damen möchte ich sehen. (Er schiebt ihn aus dem Weg.)

Sturm: Das sind Possen.

Schippel: Sondern mit Vernunft gehen wir aufs Ziel los. Arbeiter in Rodau! Obwohl ich Sie, Verehrte, ganz anders anreden möchte, spreche ich nüchtern und rufe Sie an, wie es Sie adelt: Rodaus Arbeiterschaft!

Seit mehr als zwanzig Jahren bin ich Euch bekannt. Nicht undeutlich, scharf umrissen stehe ich selbst, meine Absicht, steht das durch mich für Euch Erreichte vor Euch.

Zuruf: Wir wollen uns und unsere Kinder erziehen dürfen.

Ein Arbeiter: Brot! (Einiges Echo.)

Schippel: Wie wohl gewissermaßen Euch übergeordnet, habe ich meine schlichte Herkunft nie verleugnet, nicht vergessen, daß ich wie die Ärmsten unter Euch aus der letzten Tiefe des Volkes komme. Habe nie mehr aus mir gemacht als einen, der für desselben Werkes Gelingen schafft wie Ihr. Auch ich nenne mich mit Recht einen Rodauer Arbeiter. Niemals aber mit größerem Stolz als jetzt, da das hundertjährige Bestehen unserer aller Ernährerin vor der Türe steht.

Ein Arbeiter: Brot!

Schippel: Haben wir durch das Glaswerk alle reichlich. Und mehr. Vor den Arbeitern umliegender Bezirke besitzt Ihr Anstalten, die Euer Wohl nach allen Seiten sicherstellen und fördern. Jetzt wollt Ihr für Euer geistiges Fortkommen Bücher.

Ein anderer Arbeiter: Eine ganze Bibliothek wollen wir. Verstehen Sie!

Sturm: Ich unterbreche!

Schippel: Lassen Sie den Mann doch aussprechen. Er formuliert den Wunsch der Genossen. Sag's noch einmal.

Sturm: Der Mann ist Ihr Duzbruder nicht.

Arthur (zu Sturm): Stören Sie nicht!

Sturm: Herrgott!

Zurufe: Ruhe!

Schippel: Erst stutzt das Direktorium. Meine Freunde! Wir haben im Verlauf weniger Jahre Riesensummen für Bequemlichkeiten Eures Lebens aufgewandt. Freilich kann einem das irdische Dasein nicht angenehm genug gemacht werden. Gleichzeitig ist aber, bei unveränderter Arbeitszeit, der Härtegrad Eurer Arbeit, möcht' ich sagen, nicht größer geworden, da die Bedienung der verbesserten Maschinen leichter wurde.

Sturm: Sie reden um den Brei!

Zurufe: Ruhe!

Schippel: Während hingegen für Eigentümer und Leiter der Geschäfte durch erschwerte Einsicht in verwickelte wirtschaftliche und politische Verhältnisse Verantwortung und Risiko täglich mehr und ins Ungemessene wächst. Aber Ihr antwortet sehr richtig: das ist deren Sache. Durch die famosen Maschinen seid Ihr Behaglichkeit immer mehr inne geworden und wollt sie auch im häuslichen Leben nicht missen. Basta! Ihr wißt heute, was ein Aufenthalt in würziger Waldluft, am rauschenden Meeresufer ist, habt in der Einrichtung Eurer mustergültigen Fürsorgeanstalten längst den Anschluß an den höchsten Komfort erreicht.

Sturm: Nicht länger dulde ich Ihre Witze.

Schippel: Wissen Sie den Leuten Wichtigeres zu sagen, räume ich mit Vergnügen den Platz. (Mit Komplimenten tritt er zurück.)

Zurufe: Weiterreden!

Sturm (tritt vor): Genossen! Proletarier, mit einem einzigen leuchtenden Ziel sind wir!

Zurufe: Das gehört nicht hierher.

Sturm: Nicht Almosen — wir wollen aus eigener Kraft mit souveräner Gewalt das Ganze.

Arthur: Hier ist keine Wahlversammlung.

Zurufe: Der Direktor soll sprechen. Hinaus!

Sturm (stark): Wer rief hinaus?

Ein starker Arbeiter (tritt vor): Ich! (Zu Sturm:) Ein Schmuser sind Sie: reden Schmonzes.

Zurufe: Zur Sache!

Schippel (zu Sturm): Ihre zweifellos heilige Überzeugung wird bei ungünstiger Disposition der Anwesenden für so schweres Geschütz besser später vorgetragen. Vielleicht sprechen Sie jetzt zur Sache.

Zurufe (von allen Seiten): Zur Sache!

Sturm: Zu dieser verfluchten, von Gott verlassenen, unheiligen Sache habe ich nichts zu sagen! (Exit.)

Arthur: Pöbelhaft!

Ein Arbeiter: Radaubruder!

Schippel (mit süßem Lächeln): Ein sympathischer Brausekopf. Das Direktorium stutzt einen Augenblick. Doch bricht sich in sturmbewegten Sitzungen die Überzeugung Bahn: Es kann im Zeitalter herrlicher allgemeiner Aufklärung, es kann heutzutage das Band, das sich um Arbeitgeber und Arbeitnehmer schlingt, nicht innig genug sein. Im Verwaltungsbüro sitzt der eine, der andere steht an der Maschine durch das unlenkbare Schicksal. Doch aus eigenem, menschlichen Willen wollen beide das gleiche: Aufhebung der Klassenvorherrschaft durch Schaffung von Vorbedingungen, die den Übertritt von einer Gesellschaftschicht in die höhere für jeden einzelnen verbürgen, bis schließlich einzig der gleichberechtigte Bürger Deutschlands — was sage ich — Europas Boden bewohnt.

Für solches Ziel ist die geistige Hinaufbildung der Massen Notwendigkeit, und so zwingt uns am Ende die Forderung der Rodauer Arbeiter nach einer Bücherei die Träne der Rührung ins Auge, da wir gestehen müssen: Sie wissen, was Sie für sich, was Sie mit uns gemeinsam wollen. (Er fährt sich leicht übers Auge.)

Durch Beschluß des Aufsichtsrates vom 16. April ist auf Vorschlag des Direktoriums eine Arbeiterwohlfahrtsbibliothek für Rodau im Erstellungswert von einer Million Mark genehmigt.

Zurufe und große Bewegung.

Schippel (nach einer Pause): Als aber erst Erkenntnis unserer tiefen Gemeinsamkeit Rührung und Erleuchtung gebracht hatte, trieb elementares Gefühl, Eure Forderung von uns her aus freiem Antrieb zu überstürzen. Die gewaltige Tatsache der Jahrhundertfeier mögen wir nicht vorübergehen lassen ohne eine Geste, die der Welt ans Herz greift. Beweisen wollen wir die brüderliche Liebe, die sämtliche Angehörige des Werkes durchpulst, indem wir einen von Euch, der Euer Vertrauen hat, mitten unter uns stellen, ihn hinsichtlich seines Titels, seiner Rechte und Bezüge uns gleich machen als ein Symbol dafür, daß solches hinfort zu jeder Zeit jedem von Euch fortan möglich ist. (Er tritt vor.)

Seine eigene Bereitwilligkeit und aller Zustimmung vorausgesetzt, schlage ich die Ernennung des von uns verehrten, um das Werk hochverdienten Herrn Wilhelm Ständer zum Mitdirektor der vereinigten Glaswerke vor. (Großer Beifall.)

(Zu Ständer): Wir erwarten Ihre Antwort. Ich sehe Sie bewegt, erschüttert. Wollen Sie, lassen wir Sie für einige Minuten allein, sich zum Entschluß zu sammeln. Ziehen wir uns zurück! Auf einen Augenblick vor die Tür, meine Lieben! (Während er den Arbeitern ihren Platz im Flur bezeichnet und die Tür hinter ihnen schließt, zieht er selbst, die Frauen und Arthur sich ins Nebenzimmer zurück. Da das Zimmer leer ist, sieht man Flocke hinter den Stühlen teilnahmslos auf einem niedrigen Schemel hocken.)

*

ZEHNTER AUFTRITT.

Ständer (der Flocke nicht bemerkt und von dem Geistesabwesenden nicht wahrgenommen wird): Ich? (sehr leise): Ich? (Er schleicht zum Schlüsselloch der Flurtür, dann zu jener, durch die Schippel und Anhang ging, schaut hindurch und lauscht durch dasselbe.)

„Großzügiger Charakter?“ — Möglicherweise.

(Er lauscht wieder.) Weitblickender Kopf, der für das Werk fruchtbar gemacht werden muß? „Vielleicht auch weitblickend. Aber für — das Werk? fruchtbar gemacht werden — muß?“ (Er kommt nach vorn.) Fruchtbar für andere? Von neun Uhr morgens

bis fünf Uhr abends auf Befehl hingegeben fruchtbar? Einen Tag wie den anderen, jahraus jahrein? Aber wenn ich von meinem hingegangenen tristen Leben ein Rühmenswertes sagen kann, ist's, daß ich den Frondienst und was damit zusammenhängt, widerwillig, gerade zur Not noch, aber nie hingegeben oder gar befruchtend, beflügelnd versehen habe.

Und jetzt mit sechzig Jahren glaubt Ihr, mir eine Falle für mein Menschentum stellen zu können?

Am Ende mehr als weitblickend, in die Tiefen schauend sogar vielleicht. Aber wie bisher doch nur für mich selbst, verschwiegen und höchstpersönlich. Damit, während der äußere Wandel armselig ist, im Inneren Reiz blüht, das karge Dasein für mich in bunten Farben schillert. Für mein Seelenheil zum Verschwenden auf gut Glück, aber nicht unter Kontrolle mit ungeheurer Verantwortung und Risiko für andere — mein Genie — wie Flocke sagt; gewiß nicht!

Flocke: Was?

Ständer: Flocke?

Flocke: Du hier? (Er kommt nach vorn.)

Ständer: Aber das ist ein Zeichen Gottes, ist reine Offenbarung. Mit dieser Geste gewinne ich Klarheit nach allen Seiten und den realen Ausgangspunkt für die eigene unverfälschte Person. Er öffnet die Tür links und die Gangtür. Alle treten auf ihre alten Plätze zurück bis auf Bertha, die jetzt bescheiden im Hintergrund bleibt.)

Ständer (in der Mitte von allen): Mein Herr Direktor, verehrte Anwesende! Zuerst aus bewegter Seele Dank für die Gewährung unseres Wunsches, Dank für die zugesagte Bücherei. Was den über alles Erwarten hochherzigen Wunsch unserer Führung, ein treuerprobtes charaktervolles Mitglied der Arbeiterschaft zum gleichberechtigten Kollegen ins Direktorium zu erheben, angeht —

Ich selbst, schlichter Art, schlichter Gewohnheit, auf allen Seiten des Lebens in schlichter Auffassung befangen, bin nichts, will und darf nichts sein als ein einfacher Arbeiter. (Gemurmelt.)

Doch wäre ich auch durch besondere Gaben befugt, den angebotenen Platz einnehmen zu dürfen, einer ist unter den

Kameraden, der durch Alter, Verdienst und Befähigung mir weit vorausgeht, für den ein jeder von uns meine Worte bestätigen wird.

Gehorsamst bitte ich, das mir gezeigte Vertrauen auf den Würdigeren zu übertragen, auf Herrn Heinrich Flocke; (laut) unsern guten alten Flocke an meiner Statt zum Direktor zu ernennen.

Rufe von allen Seiten: Flocke! Hoch Flocke!

Schippel (nach einer Pause): Ich sage gerührt und erschüttert: Herr Ständer, Sie haben sich selbst und mich besiegt. Die Stunde wird Folgen haben; ich verbürge mich, Ihr Vorschlag wird angenommen, und das Andenken an das von Ihnen Vollbrachte wird in unseren Herzen nicht verloren gehen. Für meine Pflicht halte ich es, auszusprechen, wie mich hinfort Ihr Umgang ehrt.

Ständer: Ich bin sehr glücklich.

Schippel: Auf Wiedersehen, lieber Herr Ständer! (Schüttelt ihm beide Hände und verneigt sich. Vor Flocke:) Herr Flocke! (Schüttelt ihm beide Hände und verneigt sich. Mit Verbeugen exit.)

Flocke: Ich bin sehr glücklich.

Zurufe: Hoch!

Einige Arbeiter (haben Flocke auf ihre Schultern gehoben und tragen ihn im Triumph durchs Zimmer und hinaus. Die im Zimmer Zurückbleibenden stürzen zum Fenster, das sie öffnen, und winken mit ihren Tüchern hinaus).

Bertha: Da sind sie.

Arthur: Fabelhaft.

Isolde: Ein wahrer Triumphzug. Onkel Heinrich schwebt.

Nettel (jauchzt hingerissen): Papa, lieber Papa!

Ständer (winkt mit großem Tuch hinaus): Der gute alte Flocke!

Vorhang.

Ernst Weiß:

DER BUNTE DÄMON

Sei du der Panther dieser neuen Häuser,
Aus Glas und Eisen, aus Beton und Licht,
In denen keine Tiere hausen.

Sei Katze du, mit langen Hüften, kühn und ohne Tränen.
Sei hartes Tier, das nichts vom Tode weiß, bevor es stirbt.
Sei hold, du holdes Tier, das nichts vom Tode weiß, bevor
es stirbt.

In sich verkrümmtes Tier, wie Feuer glänzend,
Vor Freude bebend, blutig und beschwingt in seiner Leiden-
schaft,
Auf Inseln wohnend, ohne seinesgleichen.

Von Inseln bringe Schmerzensschreie und stärkste Lust und
im gesenkten Hals Endloses
Weites Schreiten ohne Müdigkeiten.
Von jenen Inseln, die im Meere starren,
Wo harte Blumen unüberwindlich bunt aus Bitterlauge wachsen
Und sich in giftigen Meereswogen spiegeln wie am süßen See . . .

Sei immer!
Sei Glühfaden, immer zitternd in den leeren Lampenbirnen,
immer leuchtend, so lang du lebst,
Mehr Stern als die Sterne.
Bunter Dämon!
Tanze ewigen Frühling, ewiges Licht.
Tanze den ersten Kuß der Geschlechter, die ewige Recht-
fertigung Gottes,
Umkreise die Sonne, bunter Dämon, mit der Sonne tanzst
du um Gott.

Kasimir Edschmid:

WINTER

TAGE.

Für Gisl Steinrück.

Was machte, Gott, diesen Winter so groß, daß ich noch jetzt unter dem Fluch der hellen Monate meine Dürsterheit schwerer empfindend, entfernt von ihm, dampfend stehe vor Abenteuer, geladen von Lüsten? Wo begann es? Kann es einen Beginn gehabt haben? Ich weiß es nicht. War es Anfang, als ich die Leopoldstraße hinabging, die Ballone der Lampen verkündend durch messinggrauen Himmel schwangen, die Pappeln hoch die Zeile hinuntertauschten und die Stadt München unter rötlichem Horizont abendlich aufging, aus dem unendlicher Schneefall sank? Hat Glück einen Anfang zeitlich erkennbar oder steht es nur, genossen, eine große Wolke plötzlich hinter uns? Lichter hingen dumpf zwischen den steilen Bäumen. Bahnen summtten gedämpft. Seidenweich ward der Himmel und grau.

Wildgeruch von Frauen lag in den Strassen. Dunst der unbegrenzten Möglichkeiten war ausgebreitet. Häuser staunten fremd mit lockender Fassade. Gärten hatten Außergewöhnliches hinter Baum und Weg. Jedes Ding trug das äußere Wesen nur als Maske. Aufreizend wühlte das Herz sich in die Dinge. Frauen liefen lautlos mit warmen Augen. Schlittenschellen klangen entfernt und verwirrten das Ohr. Der weiche Schnee trieb alles verwischend in Vertauschung und unwirkliche Bewegtheit.

Da begannen die des Morgens heftig aufgenommenen Bilder sich der Buntheit der Straße zu vermischen. In die springenden

Lichter unter dem schneidenden Gitter, das Gebräuse der Wagen, die unendlich schweigende Musik des gelassenen Himmels, die dunklen Schatten der Menschen, die groß die Stege überschwammen, drehten sich in dem Rundlauf der Wirklichkeit schon entrissener Eindrücke: Grecos Entkleidung Christi, Sturm gleich Raketen aufwärts schießender Gesichter, und in der Garbe ihrer Entladung wie Maden erstarrte Angesichte der Frauen... und Memlings sieben Freuden Mariä: blaue beseelte Täler, Streiter wohlgenut, aufbrechende Sterne, Mord, Verklärung, Reitende nach der Welt, runder Hügel, auf dem im Kreis Knieende gegen den Horizont beten. War dies der Beginn?, ...mein Gott.

Tags darauf fuhren wir ins Land, einen Kessel, wie Strahlen umzuckt von Gebirg. Flammend bog die Sonne, rot wie Stierblut, über die Grate. Pfeile stießen die Spitzen ins Blau, es wie ein Meer teilend, das zurückrann. Beilhiebe weißer Abhänge lagen zischend in der Luft. Hinter den Häusern war die Ebene hell mit dem dunklen Gefleck vorgeschobener Heuschober. In amethystenem Kristall stieg der Himmel ziellos.

Abends setzten wir Fripouille in den Kronleuchter. Es war eine weiße schöne Frau gekommen, hell, daß die Adern heraus-schimmerten, mit silberblondem Haar. Sie lag neben Frau Suzanne ausgestreckt auf dem Diwan, deren Gesicht, spaniolischen Bluts und südfranzösischer Landschaft, schwer, dunkel und wild war. Zwei verschiedenere Frauen gab es nie. Sie schauten in die Höhe, ruhig und träumerisch, wo der Plafond sich zum Fenster neigte, hinter dem Feuer auf die Berge regnete im vollen Abend.

Ich knipse den Leuchter auf, daß zwanzig runde Kugeln des unteren Kranzes rotes Licht in die Bernsteinaugen Fripouilles schleudern. Es ist still. Fripouille öffnet das rosa Maul, faucht und beißt in das Glas. Sein Angoraschwanz, dick wie ein Arm, sträubt sich. Er wirft entsetzt den Kopf nach oben. Da lasse ich die große Glühlampe über ihm aufbrechen, gelbes und betäubendes Licht. Der große Leuchter schwingt entsetzt in die Dämmerung. Kugeln rollen bestürzt fallend durch das

Zimmer. Fripouille rennt Karussell durch den Raum. Es ist still. Fripouille schleicht zu Luchs, dem Kaninchen der weißen Frau. Luchs hockt in einem Klumpen, bebt mit dem Maul und spitzt die weißbrote Nasenpartie. Er ist schwarz gefleckt, macht einen Satz und läuft voll ungeahnter Bewegung. Fripouille folgt, langsam, zurückhaltend, im Erstaunen den Schwanz senkrecht. Wir lassen eine aufgezugene Maus durch den Teppich rollen. Fripouille ist ein Feuerrad in der Luft, die Augen leuchten wie Quallen. Weich fällt der Leib aus der Schwingung auf das eiserne Tier. Die weiße Frau hebt den nachlässigen Arm vom Diwan herunter und nimmt die Maus. Fripouille wie ein Wappenlöwe mit einer steifen Tatze reißt eine rote Rinne in das weiße Fleisch. Luchs rennt verrückt ins Nebenzimmer. Fripouille folgt. Es ist still. Im Fensterbogen steht der Mond, reißt die Bogen der Berge aus der Dämmerung, spannt sie in die Wucht riesiger Linien, bricht mit Sternhimmel drüber her und leuchtet kalt. Weiße Abschwünge biegen sich wild in das brutale Blau. Fripouille schreit begehrt. Der Kamin flackert. „Der Kater ist kastriert“, sagt Schüleins helle Stimme. Es ist still. Im oberen Fensterbogen steht die Konstellation von Venus und Jupiter, bengalisch glühend, Seite an Seite. Der Horizont hat einen grünlichen Schimmer. Die anderen Sterne sind blaß.

Wir sind zur Rodelbahn gegangen. Irgendwo aus dem Schnee und dem Berg biegt eine blitzende Linie, ein bestürzendes weißes unerträgliches Licht. Aus diesem silbernen Gestirn schießen dunkel Fahrer auf Fahrer. Wir suchen lange. Ich nehme ein breites Stück aus derbem Holz, stämmig wie eine englische Dogge, mit blinkenden schmalen Kufen. Dann verlieren wir uns hinauf in das kochende Strahlen. Abfahrend oben liegen wir nach hinten, daß die Haare hinter uns fliegen. Wir brechen in die Kurven ein, fühlen berauscht die Sekunde des Schwebens am Grat des Walls und stemmen fliegend in die Bahn. Sie blitzt lang hinunter wie weißblauer Stahl. Zwischen Wällen und Fahnen spritzen wir durch. Gesichter und Farben der aufgereihten Menge kettet sich in eine Orgie zerstäubten Ein-

drucks in den Vorbeischwung. Wir wachsen an den Rodel. Er zischt einen kleinen Hügel hinauf, hebt sich, glänzt gierig unten mit den schmalen Kufen, wir schweben. Dann prallt er zurück, wir vereinigen uns in nachgebendem Gleiten wilden Rucks mit der Bahn. Wir heben uns toller, reißen die Flanken des Rodels an uns, schwingen einen Bogen in die Luft, tosen zurück. Geschrei steigt neben uns prasselnd auf. Die stählerne Fläche bebt, wir glühen im springenden Sausen wie Bremsen, wir fliegen in das Blau. Die Kufen rasseln in toller Gier auf das Eis. In graziler Kurve erreichen wir die Ebene, flüssiges Nickel, brausen in Rädern aufspritzenden Schnees. Verachtend andere, die lenken mit Fuß und Arm, lachend der Vorsicht des Mittelmaßes, befehlen wir, aufundabrasend die stürzende Fläche, mit dem Hirn. Wir besiegen die entgegenschäumende Wucht der Kurven mit dem Ruck der Lenden. Ganz uns hingebend dem Abschuß, herrschen wir über ihn mit dem Willen. Abstürzend in das betäubende Silber, vor dem das Auge erblindet, wiegen wir uns mit den Hüften hinunter wie im Liebespiel.

Neben uns sinkt die gewölbte Schale eines anderen Bergs aus Föhren. Dunkle Silhouetten der Skier furchen seine Seite. Morgen werden wir skiern. Wir haben unmäßigen Hunger. Vor dem Holzhaus am Auslauf an gedeckten Tischen bringen Mädchen die Speisen. Plötzlich entsteht eine Bewegung und pflanzt sich fort. Fripouille, einen Kanarienvogel im Maul, den Schwanzbusch aufwärts, schreitet durch die bunte Menge, in stillem Adel, ohne Menschen zu achten, wie durch eine Gasse auf die Eisbahn zu.

Juju kann, wie wir in der Klamm sind, den Kopf nicht heben, der Himmel unendlich hoch ist zu dünn, die Sonne schießt herein. Hier ist ein Riß durch den Berg gegangen, die Wände zittern noch, es schneit. Eishauch schlägt entgegen. Ganz aus unsichtbarer Höhe stürzen Eiszapfen herunter, verwachsen sich wie starres Schlinggewächs und prallen bis an den Wildbach, der Wasserrollen zersplitternd gegen den Stein aufwirft. Der Grat ist schmal und schüssig und taucht in Tunnels. Geschwa-

der von Eis strotzt von oben herunter. Die Sonne in dunklem Rot hängt einen Fackelbogen über den Riß. „Grand Boche“, sagt Juju und gräbt den Daumen in seinen Arm. Er, toll, nimmt Steine und schmeißt sie gegen den Eissturm, der heruntertobt. Doch es gibt wie einen Ball den Stein zurück. Da reißt er einen Eisspeer heraus und läßt die Wärme seiner Hände sich hineinfressen, bis sie ihn zersägt haben. Solange steht er unbeweglich. Juju zieht, während aus der Höhe ein geschmolzener Quader herunterkracht, die gelben Handschuhe aus und biegt ihren Mund in seinen. Aus den Seiten des Bergs wächst Eis wie wucherndes Fleisch in Wunden. Es frißt sich durch die Wände, Knorpel wuchern. Granulationen schießen empor. Auswüchse sperren den Pfad. Berge aus einzelnen Bowisten stülpen sich unzüchtig und schleimblaß, brennend kühl heraus. Quader und Türme formen sich zu massivem Gewächs. Wasserdampf schlägt sich frierend an die Schläfe, heulend wühlt in grünlichen Wirbeln giftig zu Füßen der Bach. Die Sonne kreist böß wie ein Geier. Juju zieht Schuhe und Strümpfe aus und weint vor Tollheit... Abends flammt eine Lampe auf, braun verhüllt, und greift vier Gesichter aus dem verschatteten Raum, rötlich, starr, geschliffen — pokernd.

Es schneit drei Tage. Wie ein Leib wälzt sich die Bergseite vor meinem Haus wollüstig aus dem Schneefall. Schneegitter sinkt hüllend zurück. Der spitze Kirchturm quert manchmal die quadratische Fläche eines Hangs. Dann steht der Schneetag unbeweglich wie eine Wand. Der Horizont ist Schneefall und grauweiß. Die einzelnen Häuser bleigegossen hocken steif davor. Wir fahren nach Innsbruck.

Die Bahn klettert greisenhaft, erreicht die Höhe und läßt sich wie eine Taube in schönen Serpentinien die Wände abstreichend gelassenen Zugs ins Tal, das unbeschreiblich voll wallender Sonne liegt. Unsere Herzen lauschen und schlagen in die Südllichkeit betäubend hinein. Hier könnten Olivenbäume stehen.

Wachsgelbes Licht flutet warm wie Meran. Wir zittern. Wir dehnen uns, voll Rausch. Aus allen Fenstern leuchten die guten gelben Äpfel, still und groß. Wir kaufen viele, schmeicheln

~~~~~

sie an die Wange und beißen in das süße Fleisch. Wie glücklich wir sind auf der Mitte der Straße. Szlivovicza gießen wir in die Brust, Feuer aus serbischen Pflaumen. Das ist die Stadt greifbarer Sonne, Seligkeit der mittäglichen Straße. Wir sind an den Süden herangerückt, wie alle Fenster leuchten, die Gitter und die Ecken. Wir knien uns mitten auf die Straße und beten die Ruhe an, die Wärme, die gelben Calvilles, den Brunnen, die Verzierung des Likörladens und die unbegreiflich gleich Schneebogen über die Stadt ziehenden Höhen. Demütig stehen wir auf und gehen in die Domkirche zu den bronzenen Königen.

Wir waren stolz diesen Tag, wir hatten Cadix und Limoges im Herzen. Wir gaben Preise aus: Teodorick, kuning der Goot, sanft in die Hüfte geknickter Streiter, schmerzlich ein duldender Engel über das Schwert hingelehnt... und Teopertus, kuning zu Provanz, herzog zu Burgundi, der die Fäuste geballt vor sich hin hielt, dessen übermäßige gerüstete Brust die Miniaturen unzähliger Kinder überspielten, der ohne Gesicht den Schnabel des Visiers Gott frech in das milde Antlitz hinaufhielt. Durch Gottes großes Auge fiel Zinnoberlicht. Dem Abend gaben wir uns hin, der verzauberte und verführte, weich und duftend und honigfarbnes Geleucht durch alte Gassen ziehend. O Brunnen, die in den Abend fielen. O Geräusche. Wie nahm unsere Inbrunst die Madonnen über Türen, tanzende Sonne auf dem goldenen Gitter, starre Riesen in gotischer Fassade und die unendliche Tiefe blauwarmer Schatten in den Laubengängen. Wir weinten in den Abend.

Dann fuhren wir zurück in das Land, und es kamen die Berge. Einige standen wie Kegel schwarzseidig allein. Wildere warfen sich entgegen, verwüstet die Rücken, die Brüste zerfleischt. Dann sammelte die Dämmerung sie in Rot, in dem sie unwirklich verschwammen, als wie große Symbole harter Sehnsucht in die Landschaft hinausgeboren von unseren Augen, die noch trauernd im Süden hingen. „Boches mythische Sehnsucht in die Sonne“, lachte die Magyarin. Aber als Schneefall und Dunkel die Berge hinwegnahm und entrückte, da wuchs zu der Trauer eine noch unbändigere Verzweiflung: wir könnten auch



das Entsetzlichere, wir könnten auch keine Berge mehr sehen, und steigerte sich tödlich, wie an jenem furchtbaren Abend, als zwischen Colmar und Straßburg auf meiner letzten Fahrt die stahlblauen Rücken der Vogesen wie Tiger von mir weg in die Hölle des feurigen Abends hineinsausten, bis nichts mehr war, als Angst, Verlorenhaben und Einsamkeit.

In der Nacht fuhr ich aus dem Bett. Das Zimmer gleißte. Draußen stemmen sich metallen leuchtend die Berge in das Fensterbild. Der Mond warf feurige Brände herein und heulte Glühflammen durch die eisige Nacht.

Eine schöne Frau ist angekommen mit einem lachsroten großen Mund. Wir haben sie angestaunt und ihr die Hände geküßt. Wie kann man so schön sein, solche Pflege und die Linie solcher Bewegung. Uns donnert nur die Sonne in das Gesicht.

Unser Haaransatz ist silbern gebleicht. Das bronzene Braun der Gesichter hat einen weißen silbernen Unterglanz. Die schöne schmale Frau floß mit einer Rinne dünnen Geruchs nach sich über die Rodelbahn. Sie hatte einen dicken, ganz seltsam einfachen Stock in der Hand. Sie war wie ein Wunder. Die Schlitten sprangen höher vor ihr. Der Wind wehte entgegen, doch die tausend Fahnen drehten sich gegen ihn und flogen auf sie zu. Abends haben wir sie in den seidenen Schuhen zur Bahn im Pferdeschlitten gefahren. Fripouille biß in der Nacht einen Dachshund tot. Ihr Kopf ist gewaltig angeschwollen vor Stolz, halb so groß wie der riesige Albert Steinrücks. Das Leben wäre eine einzige berstende Wildheit, wäre nicht die Stunde des Tees bei der lieben Frau, ihre aus gelben Shawls herauskommende weiße Hand. Mit Stöcken gehen wir den Abend noch spazieren in die Ebene hinter den Häusern.

Hinten auf blaurandigem Grüngrund hebt sich flamingone Röte. Die Berge geben sich ihr grenzenlos hin, verlieren die dritte Dimension und stehen verklärt in Flächigkeit wie Kulissen. In ihrer Mitte aber erscheint, sie alle einordnend in die Beziehung seiner Art, ein Berg, der am Tag sich entzieht. Sie nennen ihn Daniel. Nach oben gestülpt bricht seine Form wüst und herrschend heraus wie die Begehrlichkeit einer wilden Sau.

Das Licht geht Wochen funkelnd über den Himmel. Die Luft wird reiner, unirdischer in der Durchsicht. Alles lebt in einem Taumel nach Sonne. Die Häuser werfen ihr die vollen Balkone der Südfront entgegen und pressen sie wie saftige Brüste langsam ihrem Steigen nach. In tropischer Hitze läuft der Mittag über den Schnee. Das Holz der Liegestühle knistert vor Heißem. Wir schwülen und rauchen. Wir sind nun völlig aufgegangen in diesem Leben, voll verschmolzen dieser Umgebung, Landschaft und Winter. Morgens stehen wie mosaische Signale rund im Kreise Säulen feuriger Wolken auf den Spitzen des Gebirgs.

Fünfhundert Meter hoch ist es Mittag. Morgens schon sind wir von hier aus ohne Felle einen hohen Vorsprung auf Harsch hinaufgetanzt, die Breitseiten der Skier eingebohrt, in zickzackigen Linien, die Fesseln ans Zerreißen gedehnt. Wie dunkle Vögel schossen wir ab. In ungeheuren Stembogen zogen wir halbe Kreise schwingend über die Seiten. An einem Abgrund rissen wir aus dem Schuß Telemarks heraus, daß die Bergflanken dröhnten. Das Holz zischte unter der Reibung brandig auf. Wir sprangen wie Hirsche, der Ewigkeit zugeneigt, die Erde schmähend, und bissen uns ihr dennoch zurückgleitend wieder ins Genick. Wir zogen uns werfend in eine unendlich rauschende Schußfahrt durch die blaue Luft hinunter auf den kleineren Berg.

Nun sind wir fabelhaft faul. Die Sennhütte raucht. Wir haben gespeist. Auf Bänken längs der Holzhütte liegen wir in der Sonne. Schülein tanzt im Schnee, einen roten Shawl um sein Torerogesicht geschlungen. Frau Suzanne trägt seidene schwarze Breeches und weiße Pompiersgamaschen, einen zitronenen Sweater und um das braune Gesicht die schwarze Zipfelmütze der Skierinnen. Wir liegen und schauen zu. Amelie, die Tatarin, lehnt von innen aus der Hütte, ein grünes Tuch um die starken Haare. Ihr Gesicht ist unbeweglich und nur junge Fläche wie vom Anblicken ewigen Horizonts. Sie ist gelassen in ihrer selbstsicheren Bewegung, als hätte sie statt Skiern über die Schulter gekreuzt tagelang Zeltstangen durch



die Steppe getragen. Sie raucht kühl mustern eine Zigarette. Nur, als hinter allen Gipfeln mit einem Mal wilde weiße Schaumwolken überkochen und sich abfließend nach der inneren Seite über die Spitzen wälzen, sagt sie: „Aszt a kutya fáját“. Unter ihrem magyarischen Fluche entsteht Stille der elementaren Bewegtheit. Die Sonne ist ungeheuer. Sie schmeißt die Wolken zurück. Schmetternd wie eine Posaune brüllt sie über das Tal.

Sie schwebt in Kreisen wie ein wildes bronzenes Schild und schüttelt Hitze herunter. Es sind nicht Strahlen, Hagel von heißen Blitzen zuckt auf uns. Wir liegen ausgestreckt, die Körper geöffnet, kochenden Blutes. Wir fühlen, wie wir in ihr wachsen und uns entfalten, aufgehoben werden in einer mächtig rauschenden Schwellung. Wir wissen, daß sie uns strafft und groß macht, unsere Adern durchheulend mit Glut, empfinden uns, die Augen geschlossen als Früchte, auseinanderglühend und reifend hinauf zu einem mächtigen Geladensein in Trotz, Stürmischen und Lust zur Sünde.

Suzanne, der Königstiger, springt zuerst in den gebogenen Abhang und verrauscht, eine gelbe pfeifende Linie, im Gebüsch. Ich fahre den Hügel auf der Seite. Der Schnee ist weicher unter der Sonne, ich habe gut gewachst und fliege. Juju fährt nach, ängstlich und zart in den Knien, aber voll furchtbaren Muts. Ich stehe. Sie schießt an. Sie bricht nicht mit Hüftschwung zur Seite. Sie braust nicht starr in Christiania. Sie saust atemlos auf mich. Skischnäbel verwirren sich knirschend, wir prallen aufeinander. Wir fallen glühenden Gesichts miteinander in den weichen bläulichen Schnee.

Auf der Abfahrt standen blühende Weidenkätzchen in Büschen in den weißen Hängen. Ich fing eine Biene mit meinem Haar.

Suzanne ist ganz unten ein kleiner Fleck wie ein laufender Fasan. Wir fahren. Juju hat einen Zweig Hagebutten in der Hand und einen wilden roten Mund voll Blut. Wir gehen blitzhaft in die Knie, durchkufen die Senkung, springen, schweben und werfen uns toll in die Schußfahrt.

Die Nacht legt der Mond einen Hof riesenhaft über die zackigen Räder des Kessels. Die Lawinen brüllen. Die Adern zucken durch unsere Körper.

Wir haben einen Vormittag in alten silbernen Dosen gekramt. Wir sind fromm und schlicht auf der Reichsstraße Italien zu marschiert. Wir hatten Neuschnee, sind in Wolken explodierenden Geflocks wie in unheiligen Flammenscheinen abgefahren. Wir haben ein Haus gesehen in Mittenwald, in dem Goethe wohnte. Wir sind vor der reißenden bestürzenden Zeit erschauert, aber wir haben uns gelangweilt. Wir haben die Liebe Frau besucht. Wir haben nichts gearbeitet. Wir sind verrückt wie Stiere vor Lust. Wir fahren den Abend, um Theater zu sehen, in die bunte Stadt.

Was war uns das: steinerne Straßen, durch die Gefährte jagen, grelle Lichter, die den Himmel auslöschen, deren Sehnsucht gesäugt ist am Löwenton stürzender Lawinen. O unsere Flucht zum englischen Garten, Herden von Schwänen ins Grün gelagert, Mövenschwärme über beschneiten Ufern, Rollen weißen Wassers an den Kanälen. Bäurische Pracht Nymphenburgs, eingeschnitten in Safransonne, Tanz von Figuren und Licht an vereisten Wasserstraßen, süße Brust der scheuenden Venus Canovas.

Dann erst faßte uns die Buntheit der Menschen und der Säle. Wir hörten aus den gemilderten Höllen Advents die noch zu feine süße Stimme Lucy von Jakobis singen. Unda gleißt auf, kaleidoskopischen Blutes, das Weibchen. Paul Marx stößt seinem Partner widerhakende Worte in den Leib, heiser schreiend daran reißend. Es erscheint Kalsers schmale, nur geistige Linie, von Vangogh'schen Verzückungen verklärt, nicht für andere spielend, nicht den Menschen, Gott vielleicht oder dem Mond. Wir sahen den großen Schauspieler Albert Steinrück, Kapitän des Totentanzes, den wir nie vergessen. Als Albert den Säbel auf den Tisch hieb, schlug er die Mitspielenden aus unserem Hirn, sie klebten an der Wand, irr, ausgelöscht. Als er mit nackter Klinge den Bojarentanz sprang, glaubte das Herz, hier sei die obere Grenze des Wilden, nichts könne furchtbarer



sein, und erschrak in Zorn. Wenn er schrie, brüllten unsere Zungen stumm mit vor Wonne. Als er aber schweigend die Lichter zündete, wie sein Hirn büffelhaft am Metaphysischen riß, als er stumm nach dem Anfall sich ins Leben mit wüstem Ruck hinaufzwang, da brausten aus der Stille der Bühne reißende Ströme unbegreiflicher Kraft, daß wir geschüttelt uns in ihnen bewegten, entsetzt und niedergeschmissen, und die Herzen der Frauen auf die Knie stürzten.

Aber unsere übergroße Sehnsucht hat uns über azurnen See, aus dem Dampferschaukeln silberne Strahlen wühlten, in das Blau zurückgezogen. In roter Lawine saust unsere furchtbare Sonne durch den geruhigen Himmel. Berge wachsen aus der breiten Erde und liegen weiß an der glänzenden Brust des Horizonts. Luft der großen Dinge weht durch unser Tal. Hier ist nicht Kampf, keine Bedrückung. Hier ist Ruhe und Andacht im wilden Widerhall des Blutes. Hinausströmend uns in das Leben, bleibt keine Besinnung, nur Erwarten, Sehnsucht und Wiedererfassen des Daseins.

Ich habe das Tal verlassen. Herz wuchs sich groß und krampfte unter zu großer Klarheit. Wir sind nicht gemacht, nur um zu leben.

Ich habe die schmetternde Sonne verlassen, freiwillig mich wendend, entsagend, in die arbeitsschwere Einsamkeit der Stadt. Stadt bestürzender Enge, niederen Behagens, wohl genährt, aber ohne Wollust, Stadt Georg Büchners, der ein Schicksal Prüfungen nie gab, klein, feist und bürgerlich und selbst zu feig zur Sünde. Ich hasse ihre Trottoirs, ihre Häuser, Gesichter, ihre Bäume. Doch ich fühle, wie im Zurückströmen der Welt, der ich mich hingab an den Bergen, eine Glut aufwächst im Zorn, die ich schwer entflammt in Arbeit verbrenne. Möge Gott mich an seinen Fingern hinaufreißen an der Welle dieses Gefühls, daß ich, zu den letzten ekstatischen Höllen des Kraters aufsteigend, unser dichterisches Schicksal erfüllend, blutige Worte im Mund den Haß der Vaterstädte aufrufe.

Wie Sie, so sehr liebe Frau, vom Langbalkon Ihres Hauses die hohe Südkette weißer Berge sahen, den glühenden Horizont

am Mittag umfassend und das Glas über den Augen unseren Herausbruch aus den Hängen erkennen konnten: Suzannes springende Gerecktheit, Amelies helle Hüftenschleife, Jujus süße Angst, Schülein, den rasenden Skier... und leicht vor dem Abend stehend dies tolle Dasein vor sich zerfließen sahen — — so reckt sich manchmal in unbändigerer Vision eine Ebene zu mir herauf in mein fensterloses Zimmer, auf der Figuren starr stehen: Albert wie ein Boxer in schneeiger Straße malend, Lucy von Jakobi blauschwarzen Haares dunkel im Liegestuhl unter rotbraun fallender Sonne, der Schauspieler Marx, die Rätsel erratend, Erna Morenas schönes Lächeln, Schmidtbonn Lola führend, Herzog seltsam sprechend, Alfred Meyers gütiges Gesicht, ...bis sie beginnen, bewegt in unerhörten Tempen sich zu verwirren und verblassend zu verschwinden. Dann rauscht das Zimmer, und donnernde Musik vom Menschen umschlägt den Entfernten, dem schon der Garten hereinwächst mit März, Tulpe und Gebüsch.



## GLOSSEN

*Zürcher Tagebuch.**Das Leben nach dem Tode.*

Ich begegne Landsleuten, die mich mit einem todtraurigen Blick fragen: „Werden wir je wieder lachen können?“ Es sind nicht immer Kranke.

(„Kranke“: mir scheint, als ob sie die einzigen seien, die sich an eine Zeit erinnern, wo *die andern* gesund waren und an dieser Erinnerung schmelzen wie in einem Feuer!)

Dann antworte ich:

Aber ich fürchte das Gegenteil. Ich fürchte, für Europa, den Anbruch eines Reichs des Leichtsinns.

Ich fürchte, daß, was in Rußland nach dem Krieg mit Japan und der Revolution kam — ein mittelmäßiger Dichter namens Artzybaschew machte daraus den Roman „Ssanin“ — das ganze Europa vergiftet, ein „Après nous le déluge“, das sich vorderhand im Tingeltangel schadlos hält und „wieder lebt, wieder atmet, wieder genießt“!

Ich fürchte ein Kokottenlachen sondergleichen, den Sieg des Tanzbeins über alle zu erwartenden Konsequenzen dessen, was heute geschieht.

Es wird, überdies, billig zu haben sein.

Ich fürchte — nicht, daß die kapitalistische Gesellschaftsordnung sich totlacht, aber daß die vielen, die *kleinen Leute, die übrigbleiben*, dem Wahn anheimfallen, mit leichtem Sinn, mit der bühnenmäßigen Geste des Grand-

seigneurs ein Dutzend Sprossen der sozialen Leiter hinaufturnen zu müssen.

Ich fürchte, daß Europa der *alte Mann* wird, der sich, mit dem Opernglas, in die erste Parkettreihe setzt, um ja vom Ballett, das ihm geboten wird, nicht die geringste Regung zu verlieren, der Kunst wegen, versteht sich: fauler als ein Gaul, der die lästigen Fliegen mit unermüdlichen Schlägen des Schwanzes vertreibt, wozu sehr viel Kraftanstrengung und eine gewisse Aufmerksamkeit gehört.

Die Operette fürchte ich, das kitzelnde Feuilleton, die absichtsvoll gemalten Hüften der Diana in der Abenddämmerung.

In einem Wort, den Lohn für den Bauch, statt daß die Herzen vom Tode auferstehn und die Gehirne *Erkenntnisse* zu Taten machen.

Das fürchte ich, als die Ablenkung, die der Teufel ersinnen könnte, und hoffe inbrünstig auf das leidenschaftlich ernste Leben nach dem Tod, den wir jetzt alle sterben (so wir nicht vom Tod der andern leben).

*Die elsässische Frage.*

Warum sprechen die Franzosen immer von der elsässischen oder elsäß-lothringischen Frage? Es gibt nur eine lothringische Frage. Die Elsässer sind Deutsche, ob sie auch von Preußen regiert werden, an welche Perversität man diese Alemannen nie gewöhnen wird. Nie. Mit der elsässischen Frage

verhält es sich so, daß vor 1870 im Elsaß die deutsche Partei stärker war, als nachher, und daß die Elsässer, da sie sind, was sie immer waren, um keinen Preis vor Prinzipien abdanken, die sie notwendig als Brutalitäten empfinden.

Zabern . . .

Kurz vor dem Krieg wurde im Reichstag über den Unfug verhandelt, den ein unwissender, tapferer Junge, ein achtzehnjähriger Leutnant, der inzwischen gefallen ist, dort angestiftet hatte. Der Graf Westarp schlug auf das Rednerpult des Reichstags: „Als ich noch Landrat war, Himmeldonnerwetter . . .“ Der Reichskanzler aber erlaubte die Veröffentlichung eines Briefes an Professor Lamprecht, worin der verantwortliche Leiter der deutschen Politik sagte:

„Wir sind ein junges Volk, haben vielleicht allzuviel noch den naiven Glauben an die Gewalt, unterschätzen die feineren Mittel und wissen noch nicht, daß, was die Gewalt erwirbt, die Gewalt allein niemals erhalten kann.“

\*

Das Elsaß ist deutsch. Busch erzählt in seinen Erinnerungen an Bismarck vom Besuch des ersten Metzger Präfekten H. von Donnersmarck in Versailles, wo das Hauptquartier aufgeschlagen war. Damals hatte Bismarck zwei wichtige Entschlüsse gefaßt: die Annexion Elsaß-Lothringens und die Einführung des allgemeinen Wahlrechts für den Reichstag.

Und wie werden die Wahlen ausfallen? fragte er Donnersmarck.

Der Lothringer, antwortete er, bin ich sicher. Sie sind Franzosen und haben den Respekt des französi-

schen Bauern vor der staatlichen Autorität. Sie werden *gouvernemental* wählen. Aber die Elsässer — das ist eine ganz andere Sache. Alemannische Dickschädel. Sie werden sich wehren bis zum äußersten.

Alemannische Dickschädel. Deutsche. Man nehme oder lasse sie, wie sie sind. Das Klima zwischen Vogesen und Rhein ist ein andres, als in Pommern und Posen. Bismarck wußte es und versprach darnach zu handeln. Er kam nicht dazu, sein Versprechen einzulösen. Das ist die ganze elsässische Frage.

Wenn man von Elsaß-Lothringen spricht, so dürfte nur Lothringen und nie das Elsaß als „deutsches Festungsglacié“ gelten. Die Vereinigung des Elsasses und Lothringens war eine Zwangsehe. Sie haben nichts, aber auch nicht das geringste miteinander gemein. Die einen, die Lothringer, blieben Franzosen, die in den parlamentarischen Körperschaften ihre kleinen Geschäfte mit der deutschen Regierung machten, die Elsässer Süddeutsche, die eher mit dem Kopf durch die Wand gehn, als in Dingen nachzugeben, die sie als Unrecht empfinden. Wenn Preußen Bayern annektiert hätte, wäre nicht dasselbe geschehen, wie im Elsaß. Es wäre zur Katastrophe gekommen. Denn, wenn Bayern seine Franken hat, so sind die Franken noch lange keine Lothringer. Die Lothringer sind französische Bauern und *Notabeln*.

„Dann schon lieber Franzosen,“ dachten viele Elsässer, wenn ein preussischer Beamter auf ihnen seine administrativen Tugenden entfaltete. Die Badenser, die Württemberger, die



Bayern hätten ebenso gedacht, wenn sie von heute auf morgen in die Obhut von zehntausend preußischen Beamten gegeben worden wären, tüchtigen Leuten, deren Methode unter andern Himmelsstrichen vorzügliche Ergebnisse zeitigen mag, die aber in unerträglicher Weise erstarrt, je südlicher der Himmel wird, unter dem sie — der kategorische Imperativ der armen Leute — angewandt wird. Geistig eignet sich der Deutsche zum Kolonisator wie kein anderer auf Erden. Manieren lassen sich erlernen. Selbst der Deutsche von gestern war weltpolitisch brauchbar — als Exporteur. Da traf er nur einen Konkurrenten: den Engländer. Deshalb verehrte er ihn. Was sie trennte, war ihre Geschichte. Sie ist bis heute zum Glück Europas und der Welt das Trennende geblieben. Bethmann-Hollweg versucht, was vor hundert Jahren dem Freiherrn von Stein mißlang. Hundert Jahre sind eine lange Zeit und ersetzen vielleicht Mängel des Talents. Auch ist der deutsche Kaiser, der heute regiert, nicht der damalige König von Preußen. Gebt dem preußischen Abgeordnetenhaus das gleiche und geheime Wahlrecht, und die Welt ist verändert. Und wir sind — vorläufig einmal — eine Nation, statt einer Horde erfolgreicher Kaufleute, der die Welt offen stand, und einer Militärkaste, die für den industriellen Teil des Landes wohl *schlagen* wollte, um zu *schlagen*, aber mit ihm keine wirtschaftliche, nicht einmal eine politische Gemeinschaft teilte. Die Arbeit machte Deutschland reich. Der Säbel regierte. Und die Hand, die ihn hielt, wollte von der andern, die arbeitete, nichts wissen. Der „Kofmich“

und der Soldat waren Feinde, bis der Soldat, zu seiner Überraschung, den „Kofmich“ brauchte. Darauf ging er sogar so weit, daß er ihn zum Offizierstellvertreter oder Feldwebelleutnant aufrücken ließ.

Einige Millionen Deutsche feierten das Ereignis als einen Sieg der Demokratie.

### Die Schweiz.

Wenn einmal Europa die Bilanz dieses Krieges aufstellt, wird die Schweiz auf der Gewinnseite der Menschlichkeit an erster Stelle stehen und zeigen, welche menschlichen Großtaten schöpferischer Art sie dem Völkermord entgegenstellte, wie sie nicht nur *Wunden pflegte* und *Gutes tat* in jeder Weise, sondern, fast allein in Europa, ein kleines umdrohtes Land, die Menschlichkeit wahrte und die Zukunft Europas bereiten half . . . Auf zwanzig Gebieten und in hunderttausend Menschenherzen. Sie erscheint mir wie der heilige Hieronymus, zu dessen Füßen die großen Raubtiere sich versammelten.

In diesen Tagen habe ich das Buch eines jungen Dichters gelesen, das vor dem Krieg geschrieben ist, das jetzt spricht wie der Prediger in der Wüste, und das nicht vergehn wird, und das viele, viele lesen sollten. E. Korrodi verdanke ich die Kraft, die ich daraus geschöpft habe. Er ist auch einer der wenigen, die für den tiefen, gütigen Menschen, diesen Dichter, werben. Der ist ein Schweizer, heißt A l b e r t S t e f f e n , seine Werke sind bei S. Fischer in Berlin erschienen. Ich kenne heute nur den einen Roman, „Die Bestimmung der Roheit“;



aber ich will bei diesem Dichter bleiben und dann hier ausführlich sagen, wer er mir zu sein scheint: die sublimierte Schweiz. Er hat nicht den Umfang und nicht die Tiefe Dostojewskis; aber auch nicht dessen Eifer, *Güte* und *menschliche Einsicht* mit Feuer und Schwert verbreiten zu wollen. Büchern gegenüber wie der „Bestimmung der Roheit“ hört die literarische Kritik auf, so sehr ich vom Dichter die Ehrlichkeit und Kunst der Arbeit verlange, wie von jedem Handwerker, der das Werk seiner Hände lieben muß, um nicht der willenlose Sklave einer Funktion zu werden. Davon will ich sprechen, wenn ich Albert Steffens Werk betrachte und seine Herzenskraft wie seine Kunst einzuschätzen versuche. Heute bin ich glücklich und überlasse mich dankbar der Gewißheit, einem Menschen begegnet zu sein, in dessen Brust ein großes Herz schlägt.

Noch ein Schweizer: Max Pulver. Auch einer, der sein Werk errichten wird: weithin sichtbar, überragend, nichts Geringeres als ein Erzieher des Menschengeschlechts. Er hat Gedichte geschrieben, von denen einige in diesem Heft stehn; Dramen, die noch nicht erschienen sind; auch er wird ein Werk hinterlassen, das in die Zeiten wirkt. Auf das Werk kommt es an und nicht so sehr auf das *Gedicht*, auf den *Roman*, auf das *Drama*; auf die lange, andauernde Anstrengung: ein Beispiel oder wenigstens einen innerlich verklärten Kampf zu schildern um die Untastbarkeit der menschlichen Würde — und zu versuchen, es selber zu sein.

Die Kunst ist schön auch im Spiel. Sie wird das Höchste, wenn sie Ernst

macht. Sie braucht keine Soldaten, um schön zu sein. Aber sie braucht sie zu ihrem Staatsstreich, um zu herrschen. Darum sollen Künstler zu Politikern werden, und wenn die Politik noch hundertmal mehr das wäre, was sie heute ist und vielleicht immer sein wird. Dieser Zweck heiligt viele Mittel: der Zweck, den Geist zur Herrschaft zu bringen, selbst mit Mitteln, die dem Geist, im Innersten, zuwider sind.

Ein Gedicht wie „Über allen Wipfeln ist Ruh“ schwebt beseligend über allen Tageskämpfen. Die Kämpfe des Tages sind, trotzdem, und sie gestalten das leibliche und geistige Leben der Millionen Menschen, die im selben Licht auf Mauergerüsten schwitzen, in dem, wie ein Wunder, ein vollkommenes Gedicht lerchenhaft emporsteigt, sich blütenhaft entfaltet. Die Literatur hat nur einen Wert, wenn sie kämpft. Die Kunst ist. Bei den meisten Dichtern — und bei allen großen — finden wir sie beide und können oft nicht einmal ermessen, wo die eine aufhört und die andere beginnt. Und selbst die absolute Kunst ist noch ein Kampf um Reinigung, für die Heiligung eines Menschen, eines Gefühls — wenn auch durchaus nicht Politik. Hier wären naheliegende Verwechslungen von Übel.

### Literatur.

In ihrem Aprilheft veröffentlicht die Neue Rundschau folgende „Notiz der Redaktion“:

„Im Januarheft der „Weißen Blätter“ sagt René Schickele von dem Aufsatz Otto Flakes über „Jüngste Literatur“,



der in unserm Septemberheft 1915 erschien, er bedeute die Ausführung eines redaktionellen Auftrags, dessen Sinn nicht mißzuverstehen wäre. Will Schickele damit sagen, daß unsere Redaktion ein Interesse daran hat, die kritische Einsicht eines Mitarbeiters in irgendeiner Weise zu lenken, so ist das eine ebenso unsinnige wie böswillige Behauptung, für die weder eine materielle noch eine psychologische Grundlage vorhanden ist.“

Was ich *damit sagen* wollte, weiß Flake ebenso gut wie Professor Bie. Eine „materielle Grundlage für meine Behauptung“ besteht nicht. Ich weiß es; und wenn ich es nicht wüßte, so hätte ich meinen Glauben behalten, daß nicht alle Schriftsteller zu kaufen sind. Jedoch die „psychologische Grundlage“ besteht, das weiß ich auch, und jeder, der einmal eine Zeitung oder Zeitschrift herausgegeben hat, kennt sie. Es sei denn, er habe sich als Kuli gefühlt und nicht als verantwortlichen Kämpfer für die Sache, die er für die gute hielt. Ich habe mich gefreut, daß immer mehr Mitarbeiter der Weißen Blätter in die Neue Rundschau zugelassen wurden. Ich freue mich nicht mehr, seitdem klar geworden ist, daß sie als die Mitarbeiter einer Zeitschrift wirken, die kulturelle und politische Ziele verfolgt, die — und in einer Art, wie — diese Mitarbeiter sie tief verabscheuen, was ich oft genug von ihnen gehört habe.

Dies geht die Mitarbeiter an, nicht die Redaktion.

Es war in meiner Notiz hauptsächlich von Heinrich Mann die Rede. Die Herren der *Redaktion* mögen etwa bei diesem Einzelfall eine Gewissenserfor-

schung anstellen. Da ich sie für Gentlemen halte — wenn das Fremdwort erlaubt ist —, bin ich überzeugt, daß sie von dem Ergebnis nicht befriedigt sein werden. Herr Professor Bie fühlt sich gewiß wohler, wenn er über Musik schreibt, als wenn er literarische Arbeiten prüfen soll, die ihm notwendigerweise ebenso fremd sind, wie ihm die Literatur am Herzen liegt, die er vor zwanzig Jahren lieben lernte.

Vielleicht schreibe ich, für Unwissende, nicht deutlich genug.

Ich habe keine Lust, hier eine Polemik zu führen, wie man sie in Zeitungen findet, die sich, mit viel Pathos und wenig Stil, gegen Dinge „verwahren“, die teils nicht behauptet wurden, teils offenkundige Angelegenheiten sind, bei deren Erwähnung die einen mit der Achsel zucken, während andere, die sie nicht kennen, Lügen schlucken.

Junius verfaßt in der Neuen Rundschau die politische Chronik. Im Aprilheft über „Tschandalapolitik“. Gut, er weiß nicht, daß die Stellung der Kautsky, Bernstein, Haase gegenüber dem Krieg ganz und gar nicht die der „Zimmerwäldler“ ist und mit Marxens „Kapital“ wenig, sehr viel aber mit den politischen Tagesschriften der *Meister* zu tun hat. Er glaubt, immer noch, daß diese Menschen statt Blut marxistische Dogmen in den Adern haben. Überlegt sich kaum, wieso es komme, daß Kautsky und Bernstein, um nur die beiden zu nennen, heute zusammenstehen. Dagegen stellt er seinen Lesern Karl Renner, einen Christlichsozialen im sozialdemokratischen Lager, als einen „ausgezeichneten Wiener Politiker“ vor, der „zu den feinsten, kenntnisreichsten, phantasievollsten politi-



schen Schriftstellern Österreichs“ gehöre. Schriftsteller wie Junius kennen die Menschen nicht, über die sie urteilen, oder kennen sie nicht mehr. (Wo, Junius, ist heute Masaryk, den Sie mit keinem Blick, in keiner Silbe verstanden, als Sie ihn in Prag aufsuchten?) Sie verrennen sich in Texte. „Deutsche Poeten wie Heinrich Mann und deutsche Politiker wie Kautsky“, schreibt er, „verlieren die Besinnung und wüten gegen das eigene Blut, sobald die Gegner die demokratische Maske vorhalten.“ Seltsam, daß die demokratische Maske bei uns nicht in Gebrauch kommt. Offenbar, weil sie — wenigstens vorderhand — nicht benötigt wird... Seltsam, daß er die demokratische Maske nicht wiedererkennt, obwohl sie jahrelang sein Gesicht war. Seltsam, daß er sich nicht an eine gewisse, mit Granit ausgelegte Stelle im Tower erinnert, an das Unterhaus — und an Zabern. Daß er, der sehr viele politische Bücher gelesen hat und darunter vermutlich auch das (vor dem Krieg erschienene) von Reventlow, an der Kreuzzeitung, der Deutschen Tageszeitung und dem Dutzend anderer Blätter, wo das *eigene* Blut gepflegt wird, bewundert, daß sie keine *demokratische Maske* anlegen, und sich nicht besonders dabei aufhält, daß das versprochene, neue Wahlrecht für das preußische Abgeordnetenhaus trotz der beispiellosen Anforderungen an den Mann der letzten Wahlklasse auf sich warten läßt. Er macht Kant ein schmeichelhaftes Kompliment, das der von ihm, in der heutigen Geistesverfassung seines Verehrers Junius, gewiß nicht verdient hat, alldieweil derselbe Kant wegen seiner *jakobinischen Mei-*

*gungen* und anderer *welscher Sympathien* in starkem Verruf stand. Er läßt sein preußisches Blut sprechen, heftiger als Kant, er turnt sich, eifriger als der Poet Fontane, in das Preußentum hinein, der, mit fünfundsiebzig Jahren, seine Erfahrungen in einem Gedicht zusammenfaßte:

Hundert Briefe sind angekommen,  
Ich war vor Freude wie benommen,  
Nur etwas verwundert über die Namen  
Und über die Plätze, woher sie kamen.

Ich dachte, von Eitelkeit eingesungen:  
Du bist der Mann der „Wanderungen“,  
Du bist der Mann der märkschen Gedichte,

Du bist der Mann der märkschen Geschichte,

Du bist der Mann des alten Fritzen  
Und derer, die mit ihm bei Tafel sitzen,  
Einige plaudernd, andre stumm,  
Erst in Sanssouci, dann in Elysium;  
Du bist der Mann der Jagow und Lochow,

Der Stechow und Bredow, der Quitzow  
und Rochow;

Du kanntest keine größeren Meriten  
Als die von Schwerin und vom alten Zieten,

Du fandest in der Welt nichts so zu rühmen

Als Oppen und Groeben und Kracht  
und Thümen;

An der Schlachten und meiner Begeisterung Spitze

Marschierten die Pfuels und Itzenplitze,  
Marschierten aus Uckermark, Havelland, Barnim

Die Ribbecks und Kattes, die Bülow  
und Arnim,

Marschierten die Treskows und  
Schlieffen und Schlieben —



Und über alle hab ich geschrieben.  
 Aber die zum Jubeltag kamen,  
 Das waren doch sehr, sehr andre Namen,  
 Auch „sans peur et reproche“, ohne  
 Furcht und Tadel,  
 Aber fast schon von prähistorischem  
 Adel:  
 Die auf „berg“ und auf „heim“ sind  
 gar nicht zu fassen,  
 Sie stürmen ein in ganzen Massen,  
 Meyers kommen in Bataillonen,  
 Auch Pollacks und die noch östlicher  
 wohnen;  
 Abram, Isack, Israel,  
 Alle Patriarchen sind zur Stell,  
 Stellen mich freundlich an ihre Spitze,  
 Was sollen mir da noch die Itzenplitze!  
 Jedem bin ich was gewesen,  
 Alle haben sie mich gelesen,  
 Alle kannten mich lange schon,  
 Und das ist die Hauptsache . . . „kommen Sie, Cohn.“ R. S.

### Tröster.

Ferruccio Busoni, welcher doch der größte Musiker unter den heute Lebenden ist, wurde in dieser Zeit fünfzig Jahre alt. Ich vermisse die Abordnung von Musikmachenden der ganzen Erde. Darunter die Abstattung großen Dankes durch die deutschen Musiker, denen Busoni die Hälfte seines Lebens gewidmet hat zur stärkeren Helligkeit ihrer Kunst, zur Erinnerung höheren Ernstes und größter moralischer Konzentration. Vor allem den Dank der deutschen Musikkritiker vermisse ich, dafür, daß Busoni unbeirrt blieb von zwei Jahrzehnten ihrer Speikritiken und unbeirrt von Programmmusik, Klavierchaos und Mit-

machertum. Und wo ist der Dank dafür? daß die vielen Freunde Busonis bessere Musiker sind, schlechtere Biertrinker; nie Publikumsreisser komponierten; daß er sie zu lebenserfahrenen, unterrichteten, reineren Menschen machte! (Kann man denn im Ernst von jenen beliebten Beethovenstöhnern sprechen, die nach dem letzten Konzertton ihrer Hammerklaviersonate nach Hause rennen und an Schundopern schreiben, in rüdester Nachkreischung marktgängiger Pucciniquinten! Wer erinnert sich nicht bei solchem gerühmten Beethovenspieler an den Ekel vor dem Damenimitator des Variétés, der uns lange im Fistelton quälte und auf einmal die lange Lockenperücke herabriß mit den Baßworten: „Ich bin ein Mann“. Aber auch die Männlichkeit war noch imitiert.)

Wo blieb der Dank an Busoni? Oder verwechselt man wieder? Nimmt man ihn für einen Kollegen? Wirklich, Musiker verdienen sonst keinen Dank; im Gegenteil. Denn was ist ein Musiker heute? Ein Verwirrer. Ein klebriges Larvenwesen, das seine Hörer selbst zu Larven macht. Ein Lemurengeschöpf, dem die Hörer ihr Blut wohlhüstig in den gierigen Rüssel strömen: dabei ein erzdummer Mensch der seine Nebenmenschen verdummt. Ein Schaffer von Chaos, aus Blutarmut. Wenn die Deutschen nicht seit Generationen stets ihre entscheidenden Momente an die Musik verpufft hätten, dann wären sie kein Volk von Isolierten, von siebzig Millionen Vereinzelter, von politisch Ahnungslosen. Aber jedesmal, wenn dieses Volk inspiriert wird, verträumt es schnell seine Inspiration in der Verklärung



von Orchesterlust. Wenn es auf die Straße soll, läuft es ins verdunkelte Opernhaus. Wo anders lief man aus der Oper auf die Straße. Umsponnen sind die Deutschen von den blutigen Scharpiefetzen ihrer Polyphonie, und jede ihrer Partituren ist ein Spinnennetz, in dem ihnen der Wille immer betäubender ausgesaugt wird.

Wie dankbar müssen wir einem Menschen sein, der nicht von uns nimmt, der nicht unsern Grabgesang zu Lebzeiten anstimmt, der nicht feierlich der Menge den kleinen Tod in der Ekstase der Vereinzelung erwirkt. Wie dankbar müssen wir ihm sein, der uns gibt; der uns etwas baut, das wir noch nicht hatten; der uns zu unsern Fähigkeiten aufreißt; der uns — Musik! — einen hellen Stahlstab ins Rückenmark bläst. Wie dankbar müssen wir dem Busoni sein!

Pianist Busoni: Mozarts Don Giovanni, der den Umkreis der ganzen Erdkugel durchrast, wenn er vor der ungeheuersten Verzweiflung, vor den brennendsten Ätzungen der Lebenserfahrung singt: „Viva la Libertà!“ Auf dem Bechsteinflügel muß erst alles Leben gelebt sein, das menschliches Ohr, menschlicher Mund, menschliche Haut ertragen kann. Dann käme die Katastrophe. Aber dieser Don Giovanni singt: Freiheit! Aus unseren Umarmungen, aus der Versunkenheit in die Welt, über dem seligen Schwimmen in der sprühenden lichten Welt schwingt sich das Himmelsgewölbe „Freiheit“, der Geist über uns, nach dem wir handeln. *La Libertà* erhebt aus dem Klavier Bachs Orgelwerk der Tripelfuge in Es zu einer ungeheuren neuen Stadt aus hellen Kristallen, um

die drei Sonnen hoch kreisen. Dabei durch weite Abendgärten auf felsigen Terrassen schweben immerwährende Monde über Palmen aus lieblich niekühlen Eisblumen: O das himmlische Jerusalem, göttliche Friedensstadt, dreieiniger Fugenpsalm über durchscheinenden Kuppeln und lichtstrahlenden Türmen; weissfeurige Häuserreihen rücken als Fugenangführung aneinander zu langen Straßen, darin Menschen, lautes Getier und heilige weisse Engelwesen schwebend umeinander leicht bewegt. Flimmernder Registerton des Klaviers, der Sterne über die himmlische Stadt streut.

Als die Welt noch gläubig war, zeigte ihr jeder Führer neu das himmlische Jerusalem hoch oben, darnach sie eifern und die irdische Erde richten sollten. Denkt auch an den Maler Greco. Hohe Städte, hoch auf Felsen, daß ihr Beschauer ein Heiliger werden möge. Nie mehr vergessen wir Busonis himmlisches Jerusalem aus Musik. Schöpfung: Hoch nach ihr hinaufzuleben.

Komponist Busoni: Die Lunte einer Tonbiegung glimmt auf. Orchesterstimmen werden heiß. Aber wenn die Explosion kommt, wenn unsere Irdischkeit saugend zerstiebt, fliegen wir mit hinaus in die leuchtenden Riesenprärien des Weltraumes. Grünhelle Urwälder lichttraktend um gezackte wilde Riesenpflanzen schießen auf, schwimmen dunstleuchtend ins Weite, ballen sich zum fernen Stern klein zusammen. Abendhimmel, blauer als es Blau gibt. Sterne spiegeln sich in den großen Glaskugeln des mächtigen dunklen Gartens um uns. Rote Flammen spielen hoch auf grünerem Rasen, als Grünes wachsen kann. Hier springt



einer um die Flammen, eine Glas-  
kugel tanzt auf seinem Arm. Das rote  
Feuer flammt zurück aus dem Ball,  
die rund gebogene Sonne tanzt bunt  
spiegelnd in seinen Händen, die Kugel  
läuft schimmernd über seine Arme,  
hüpfend über die gebückten Schultern  
im Flammenschein, wirbelnd um sei-  
nen Kopf. Sie läuft heiterer als un-  
sere Planetenerde im Weltraum, sie  
schwingt leichter als unsere Erde, sie  
ist bunter als unsere Erde. Wir —  
erstaunt, jenseits uns: ganz klein!  
außer uns, unendlich leicht geworden  
— hinauf, hinüber, Kreise, schwebend  
im Sprung — wir schwingen mit! Wir  
werden nie mehr vergessen: so eine  
Schwebschimmerkugel kann unsere  
Welt sein. — Entrückung? Versinken?  
Mystischer Tod in Seligkeit? O nein!  
eine Menschenstimme fliegt wie  
Schellengeklirr hinauf, Gelächtersang  
umkreist wie ein klatschender Lasso-  
wurf den springenden Glanzplaneten,  
nun sinkt er, die bunte Kugel schwebt  
abwärts. Der Abendgarten schlüpft  
ins Pianissimo, wedelnde Riesebäume  
verflöten ihr Grün ins versickernde  
Feuer, unser Blut fällt wieder und  
klopft durch unsere Adern. Mitten im  
eckigen Konzertsaal, an roten Plüsch-  
rampen unter gelben Lampenlichtern;  
zwischen bebenden Frauen, vergnü-  
gungssüchtigen Passanten, befrem-  
deten Klavierlehrern, mitten im heißen  
Saal wissen wir auf einmal, wie unsere  
Erde sein könnte: spiegelnd hell,  
schwebend leicht! O Trost, da wir

Trost brauchen! Trost, der für uns  
erfunden, für uns aufgebaut wurde!  
Aus Tönen schuf er uns die leucht-  
farbenen Gärten, die mutig hellen  
Gestalten, die schimmernd schweben-  
den Städte einer Welt, die wir einst  
ahnten, als wir ins Leben traten.  
Nun sehen wir sie wirklich und  
werden ewig unser Leben darauf  
bauen. Nun werden wir unsere Welt  
zu dieser Welt machen!

O Schöpfung des Menschen: Trost,  
daß noch Schöpfung ist.

Jetzt erst sehen wir ganz, wer zu  
uns gehört, jetzt erst im Kriege, wo  
endgültig und unumstößlich sich ent-  
hüllt, wer uns aufrichtet, uns heilt,  
uns hilft. Nun die ungeheure Kreis-  
säge des Kriegs sausend wie stahlblau  
einsamer Himmel die Erdkugel flach  
schneidet; in dieser Nacht der Angst  
bleiben ein Paar Menschen aufrecht,  
wie einsame Bäume nach den Zer-  
störungen, beleuchtet vom Schein  
brennender Städte. Wer dem Riesen-  
pfeifen der Katastrophe nicht nach-  
läuft, wer den schrillen schwirrenden  
Umlauf der Gigantenmesser nicht mit-  
macht, der kann unser Arzt sein. Und  
ist er mehr, ist er ein Schöpfer, so  
wird er uns führen. Aber *da* zu sein  
in dieser Zeit, überhaupt für uns zu  
existieren: dieser Schöpfer ist uns das  
Herrlichste, was wir heute denken  
können, er ist unser Tröster.

Gruss an den Tröster Busoni!

Er wohnt in der Schweiz, dem ru-  
henden Achsenpunkt der Erde. *L. R.*

*Gustav Landauer:*  
FRIEDRICH HÖLDERLIN  
IN SEINEN GEDICHTEN  
EIN VORTRAG.\*

**M**AN hat, und nicht ohne Grund, in der letzten Zeit mit steigendem Ernst Friedrich Hölderlin mit Friedrich Nietzsche zusammengestellt; in der Tat mahnen uns Worte, Gedanken und Stimmungen Hölderlins, wenn er seine Anschauung vom Griechentum, von der Tragik, vom Orgiastisch-Asiatischen und Dionysischen äußert, immer wieder nah genug an Nietzsche, wie er sich mit ihm in letzten Gedanken und Zielen zu treffen scheint. Nur daß, wenn zwei dasselbe denken, fühlen, wollen oder tun, es nicht dasselbe ist. Leibnizens Prinzip, daß alles Ununterscheidbare identisch ist, läßt sich, zumal für den Geist, auch so aussprechen, daß es Gleiche nicht gibt, in keinerlei Mehrzahl: gleich ist eins. Und so sind, wenn man näher zusieht, Hölderlin und Nietzsche vollendete Beispiele nicht bloß etwa für Tönungen des Gleichen, sondern für entgegengesetzte Typen in dem einen Kampf des geistigen Menschen mit der gesunkenen Zeit.

Wir haben von Nietzsche das Wort: „Ihr seht nach oben, wenn ihr nach Erhebung verlangt. Und ich sehe hinab, weil ich erhoben bin.“ Schön; aber sehen wir immerhin näher zu. Wer hinab sieht, nicht bloß wie die schenkende Sonne, sondern auf Niederungen, wie einer der sie gut, allzu gut kennt, mit Hochmut, Verachtung, Gereiztheit, der muß erst hinaufgekommen sein. Fühlt sich Nietzsche auf seiner Höhe als ein Gott, so wirkt er doch immer als dieu parvenu.

\* Gehalten am 13. März 1916 in Berlin, innerhalb eines Zusammenhanges von zehn Vorträgen, die alle um eine Mitte sich bewegten: „Himmlische und irdische Liebe in Dichtungen Goethes und der Romantiker“.



Er ist nicht von oben, ein Seliger, sondern er ist ein titanisch Ringender, durch Kraft — des Flugs, des Schwungs, des Pumpwerks — hinaufgekommen.

Bedienen wir uns hier, für dieses Wesen und seinen Gegensatz, zweier Ausdrücke in einer spezifischen Bedeutung: Kraft und Natur.

Friedrich Nietzsche eben, möchte er es wahrhaben wollen oder nicht, ist, so gut wie Schiller und so gut wie der junge, noch nicht zu sich gekommene und vollendete Hölderlin, eine Kraft. Ja, wir könnten, wenn hier nur die Gelegenheit wäre, zeigen, daß, wie Hölderlin von imitierter, bei Schubart und Schiller geborgter Kraft zu originaler Natur gelangt ist, umgekehrt Nietzsche in seiner ersten schönen Jünglingszeit eine Natur gewesen ist, von einer sanften, in Reichtum stillen gesättigten Reife wenn nicht erfüllt, so doch wundervoll warm und echt umschienen, und daß erst nach dieser Frühperiode, wie verspätet, so etwas wie Kampf und Gärung der Jugend über ihn kam und einen andern, einen Repräsentanten der Kraft aus ihm machte.

Kennzeichen der Kraft ist die Steigerung, die Anschwellung, die Tendenz nach oben, wie beim Springbrunnen oder dem durch das Pumpwerk des Herzens bewirkten und unterhaltenen Kreislauf des Blutes.

Man achte auf die sprachliche Form in Nietzsches Schriften: ruhig, sanft, ausholend, abwartend, verhalten fangen die Perioden oft an; treiben sich selbst weiter, bis zur Glut und Siedehitze oder Schärfe und Bosheit; und enden im Ausrufezeichen oder einer raffiniert geschliffenen und zugespitzten Frage.

Die Kraft muß selbstbewußt sein, sich selbst antreiben, ist weniger ein Stern als eine Rakete, die ihren leuchtenden Schweif — nicht ohne Selbstgefälligkeit — hinter sich herzieht. Die Kraft ist zugleich die Maschine und das Werk der Maschine. Weil sie so furchtbar, mit so starker Energie arbeitet, wird sie geneigt sein, alles sich selber zuzuschreiben, Selbstvergötterung zu treiben, Andacht, Bescheidung, Einordnung nicht zu kennen oder zu verachten.



Die ihrer selbst bewußte Kraft, die in genialen Exemplaren immer wieder Hemmungen in ihr Triebwerk einschaltet, wird aber manchmal so sehr der Selbstbeobachtung fähig sein, daß es ihrem von allüberallher genährten Talent gelingt, die Spuren des eigenen Wesens zu verstecken und in feiner Kunst und großer Art eine Nachahmung der Natur zu treiben.

So lange es geht. Wird der Träger dieser Kraft irrsinnig, dann wird er hemmungslos dem erhabenen Wahn, dem Größenwahn verfallen und etwa sich mit dem Gegenstand seines höchsten und ach, immer so entfernten Strebens, seiner glühendsten und erzwungensten Verehrung identifizieren, wird sich für Dionysos oder Napoleon halten. Geht es dann doch — endlich — mit ihm den Weg, den der wahrhaft selige Geist, die Natur, schon immer genommen hat, nämlich abwärts, dann nur so, daß der letzte Rest seiner Geistnatur, die organisierende Funktionskraft seines Dämon verloren geht: er ist nur noch ein geistloses brutum, ein rohes, sprachloses Stück Natur.

Hölderlin aber ist nicht eine künstliche, pulsierende Kraft, sondern eine Natur. Fliegt einer wie Nietzsche, so muß er die Schwere durch fortwährende, rastlose, selbsterzeugte Bewegung überwinden; einer wie Hölderlin fliegt um seiner spezifischen, aetherischen Leichtigkeit willen.

Wolle man nur, was nun gesagt wird, nicht als naturwissenschaftliche Sacherklärung nehmen, nicht pressen; von der allgemeinen Natur, die uns draußen unermesslich und unergründlich umgibt, wird hier so geredet, wie sie uns erscheint, wie sie uns ein Gleichnis dessen gewährt, was unter geistigen Menschen in dem besondern Sinne eine Natur genannt sei.

In unsrer Welt, wo allein wir Wesen und Leben kennen, scheint, wie es Mose Schöpfungsgeschichte und das Johannisevangelium an den Beginn ihrer Lehrerzählung stellen, das volle Schöpfungsprinzip gesammelt im Anfang beisammen zu sein. Da ist die Natur eine Entbindung gesammelter Kraft, ein Lösen, Erlösen, immer aus dem Ganzen zu den Teilen hinaus, aus dem Brennpunkt in die Zerstreuung; von einer rückläufigen Bewegung aber wissen wir in dieser unsrer Welt nichts. Die



Natur geht von der keimenden Kindheit, in der alles beschlossen liegt, ins Alter; das Alter aber kann nicht sich unmittelbar wieder in der Kindheit tauchend erneuen, sondern muß erst im Tod völlig verschwinden und in Erwartung neu an sich reißender und bindender Gestaltungskraft elementar werden. Die Natur beeifert sich, alle Bewegung in Wärme zu verwandeln, keineswegs aber alle Wärme in Bewegung; die Umwandlung vielmehr gerade der natürlichen Wärme in pulsierende, rennende, schießende, drehende Bewegung kommt uns wie eine maschinelle, durch vermittelnd angesetzte Kraft bewerkstelligte Künstlichkeit vor. Die Natur vielmehr macht aus Wärme Kälte im unendlichen Raum, die wir nicht mehr gern als einen Grad der Wärme, sondern als so etwas wie nichts auffassen wollen. In der Natur waltet das Prinzip der Abwärtsbewegung, des Versinkens, Fallens, freien Hergebens. Die schiefe Ebene, die Flüsse, das Licht der Gestirne sind uns das Natürliche, das Fraglose, das Selbstverständliche. Für jede Aufwärtsbewegung, jedes Geschossensein suchen wir eine Kraft als Ursache; daß der schwere Körper, der in Hybris, in Übermut, sich hochschleuderte, nach diesem Anfang einer Hyperbel, einer Auftreibung und Übertreibung, in sanfter, rundlicher Bahn wieder abwärts muß, dafür suchen wir keinen Grund. Darum geht es auch in der Natur nur laut zu, wo das natürliche Gleiten oder Schweben durch widrige Kräfte gehemmt wird; das Licht, die Farben, der Chemismus, aus dem Flächen und Körper in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Eigenschaften wachsen, die Düfte, die Wärme, all alles ist da stille Bewegtheit; und selbst eine stille, nicht brodelnde Glut kennen wir gar gut. Die Begriffe, in denen sich unsere äußere und dann innere Welt erbaut, gehen in allem Substantiellen auf den schweigenden Gesichtssinn zurück; die von der Kraft des Menschengestes gemachte Sprache bedarf der Geräusche, auf daß wir, während wir Zeichen machen und empfangen, mit Sinn und Tat in der Natur bleiben; die Sprache der Natur ist stumm. Größter Reichtum unsres Geistes die Musik; größte Armut der Natur ihre Töne; größte Wonne für uns ihre Stille. Wir lauten, immerzu Kraft anwendenden Städter

kennen nichts Köstlicheres als die ganz positiv anmutende Ruhe und sanfte Gleichmäßigkeit der Natur auch in ihren Bewegungen.

Die wundersamste Erfindung des Menschengestes, über die wir in immer erneuter Freude staunen, ist die Elektrizität, mit der wir unsre eigene und der gehemmten Natur lärmende schießende Kraft wieder in eine schweigend gesammelte Naturpotenz aufspeichern und in edler Stille fortpflanzen. Die Ausnahmen in der Natur, wie Gewitter und Eruptionen, werden sehr lebhaft als Ausnahmen, als eine Art Knalleffekte und Feuerwerke der Natur empfunden, und unsre Empfindungen dabei sind schreckhaft oder forciert, auch wenn uns keine Gefahr droht.

Als eine Natur steht Friedrich Hölderlin in der natürlichen Welt. Das Bild, das er immer wieder selbst für sich fand, ist das des fließenden Wassers, des rinnenden Lichtes. Das Gesetz des Hinab waltet über seinem Leben wie in dem Stil seiner Dichtungen.

Geist in Natur zu verwandeln, ist das Schwerste; und nun gar in solchen Zeiten wie den seinen, die die unsern sind! Hölderlins Leiblichkeit hielt nicht lange aus, was Geist und mit ihm feindlich verbündetes Schicksal ihr zumuteten. Als dann aber der Organismus zusammenschnurrte wie eine Feder, die überzogen wird, blieb ihm das Werkzeug, mit dem sein Geist sich zur Natur gemacht hatte, die Sprache, nicht nur für die Inhalte des Alltags, sondern auch in der höheren Potenz der sanften rhythmischen Form erhalten; von der Höhe seines selig akzeptierten Leids und seiner gefaßten, schwebenden Männlichkeit glitt er nach kurzem Krampf hinab und lebte bis ins Greisenalter als Dichterkind, als Traum und Form ohne Kraft der Gestaltung und Behauptung und ohne andern Inhalt als den des etwas pflanzenhaft gewordenen Tierchens.

Die Zeit aber zwischen dem ersten Wahnsinnsanfall, den er noch einmal überstand, und der endgiltigen Kündigung des Dienstverhältnisses zwischen Körper und Geist ist die kurze Spanne, in der Hölderlins geniales Naturwesen in vollendeter Reife ihren schönsten Ausdruck fand. Da hat er die Dithyramben, die Hymnen gedichtet, die wir, solange man uns nicht beweist,



daß die Beziehung falsch ist, nach einem Ausdruck, den wir in seinen Briefen finden, Nachtgesänge nennen, sechs an der Zahl. Nie hat es einen so stillen Rausch gegeben wie in diesen Weihegesängen, die wahrhaft von oben hernieder zu gehen scheinen; nie ist das Gewaltige, Kosmische, der grauen- und freudereiche Verkehr von Gott und Welt so von mildem Sternenlicht überschimmert worden.

Den höchsten Ausdruck, meine ich, fand sein Wesen in dem Hymnus: „Der Rhein“; ich möchte ihn eher einen Abendgesang als einen Nachtgesang nennen. Da merken wir: wie er gesammelte, ungeheuer zusammengedrückte Kraft ist, die wohl platzen und gischen würde, wenn sie nicht hinabfließen könnte. Aber in allem Beginn schon ist sie oben und beisammen; wie sie einst hinaufkam, bleibt das schicksals- und leidvolle Geheimnis des Dichters, das ihn eint mit seiner Mutter, der Natur, und seinem Vater, dem Geist.

So wie er in die Erscheinung tritt, ist dieser Geist in Ursprung und Wesen so oben, daß ihm nur ein Weg offen ist, der Königs- und Meisterweg: Resignation.

Im dunkeln Efeu saß ich, an der Pforte  
Des Waldes, eben da der goldene Mittag,  
Den Quell besuchend, herunterkam  
Von Treppen des Alpengebirgs . . .  
Jetzt aber, drin im Gebirg,  
Tief unter den silbernen Gipfeln,  
Und unter fröhlichem Grün,  
Wo die Wälder schauernd zu ihm  
Und der Felsen Häupter übereinander  
Hinabschaun, taglang dort  
Im kältesten Abgrund hört  
Ich um Erlösung jammern  
Den Jüngling. Es hörten ihn, wie er tobt  
Und die Mutter Erd anklagt,  
Und den Donnerer, der ihn gezeuget,  
Erbarmend die Eltern; doch  
Die Sterblichen flohn von dem Ort,

Denn furchtbar war, da lichtlos er  
In den Fesseln sich wälzte,  
Das Rasen des Halbgotts . . .

Da war dem Genius, der nichts wollte, als frei, seiner inneren Natur nach, sein Wesen hergeben, die Hemmung der Welt entgegengetreten.

Achten wir gleich, ehe wir weiter sehen, was aus dieser Begegnung wird, auf ein Kennzeichen dieses Dichters und dieser Gesänge. Immer werden ihm die Naturvorgänge zum Mythos, zum Gleichnis hohen Menschenschicksals; aber nie weicht er aus dem Bezirk der Natur zur Allegorie und nie auch zur epischen Fabelichtung mit Ausschmückungen selbständiger Erfindung; jedes Bild bezieht sich auf die ursprüngliche Naturerscheinung. Er personifiziert nicht den Rhein und erfindet ihm Eltern. Im Schicksal des wirklichen Rheins erleben wir das Los des Genius; Natur und Geist sind ungetrennt; seine Eltern sind die natürlichen, die Mutter die Erde, der Vater „der Donnerer, der ihn gezeugt“, das Gewölk, die hohe Sammlung der aufdunstenden und hinabtropfenden Gewässer der Erde. Wohl aber ist es die Art besonders dieser späten Gesänge Hölderlins, wie schon der frühern, deren Gewand gebundenere Form ist, daß, geleitet von der Ideenassoziation, immer wieder Abschnitte, Seitenbewegungen kommen, in denen andere Beispiele, andere Lebensvorgänge aus andern Bereichen denselben Zusammenhang der Erfahrung im Verkehr zwischen Geist und Welt dartun.

Mit was für kühnen Plänen wollte der Genius sich in die Welt ergießen:

Die Stimme wars des edelsten der Ströme,  
Des freigebornen Rheins,  
Und anderes hoffte der, als droben von den Brüdern,  
Dem Tessin und dem Rhodanus,  
Er schied und wandern wollt, und ungeduldig ihn  
Nach Asia trieb die königliche Seele.

Nach Asia der Rhein! Nichts Geringeres . . . Wir sind noch ganz im Naturmöglichen; ganz mit dem wirklichen Geist des



Rheins haben wir bei dieser kühnen Stelle mitzufühlen. Erleben wir nur die Einengungen der Gebirgszüge und die seltsamen Wasserscheiden im Gebiet des jungen Rheins, so verstehen wir die Phantasie des Dichters, der im ursprünglichen Drang des Flusses den Weg der Donau spürt; denn wie sollte je — wir hören gleich davon — der wirkliche Weg des Großen so aussehen wie die Sucht und Idee des Beginns! Wir dürfen sogar, wenn wir uns an eine Stelle in einem andern Gedicht Hölderlins erinnern, noch weiter gehen in der wörtlichen Auffassung dieses Bildes: in seiner schwäbischen Heimat scheinen zu Hölderlin Gerüchte gedrungen zu sein von einem seltsamen unterirdischen Versickerungs- und Austauschverhältnis zwischen den Gewässern, die der Nordsee und denen, die dem Schwarzen Meere zufließen. So darf sich Hölderlin auch in diesem besonderen als einen Bruder des deutschen Stromes empfinden: auch er spürt unverlierbar einen Urwunsch in der Seele, kein Deutscher, kein Abendländer und kein Genosse gesunkener Zeit zu sein, sondern eher ein mit Seligkeiten beladener überschäumender Gefolgsmann des Dionysos an den Ufern des Indus.

Resignation aber vor dem unnennbaren Schicksal muß sein, nicht weil der Mann kleiner ist, als das Bild und der Wunsch, die in der Seele leben, sondern eben um der Größe und der innern Gewalt willen. Die Größten sind die, die am tiefsten ihr Wesen, das feststeht einmal für alle und durch nichts zu ändern ist, am wenigsten aber den Weg zu der Erfüllung dieses Wesens kennen, die ihnen die Götter zum Los geben:

Doch unverständlich ist  
 Das Wünschen vor dem Schicksal.  
 Die Blindesten aber  
 Sind Göttersöhne, denn es kennet der Mensch  
 Sein Haus, und dem Tier ward, wo  
 Es bauen solle, doch jenen ist  
 Der Fehl, daß sie nicht wissen, wohin?  
 In die unerfahrne Seele gegeben.

Dieses beides gehört zusammen, und keiner, dessen Thema dieses Verhältnis des Geistigen zur Welt war, nicht Gœthe,

nicht Fichte, nicht Jean Paul, nicht Nietzsche und nicht Spitteler haben dieses Zusammen in so leuchtender Ergebenheit akzeptiert wie Hölderlin, in einer Gleichzeitigkeit, möchte man sagen, von tiefer Beugung vor den Göttern und aufrechtem Stolz vor den Menschen: die Ungewißheit des Wegs, die Preisgebung vor der Bahn und aber die unentrinnbare Bestimmung und Bestimmtheit des Wesens gerade beim Genius. Davon hören wir in Wendungen, wie sie später sehr ähnlich Goethe in den Orphischen Urworten gebrauchen wird:

Ein Rätsel ist Reinent sprungenes. Auch  
Der Gesang kaum darf es enthüllen. Denn  
Wie du anfangst, wirst du bleiben,  
So viel auch wirkt die Not  
Und die Zucht; das meiste nämlich  
Vermag die Geburt  
Und der Lichtstrahl, der  
Dem Neugeborenen begegnet.

Was aber täte denn der gotterfüllte trunkene Gewaltige, wenn es ihm gegönnt wäre, sein Wesen ohne Hemmung loslassen zu können? Es ginge wie rasend, unaufhaltsam, nach dem großen Fallgesetz des Geistes wie der Natur, hinab, immer geradlinig steil hinab, dem Ziel zu: das Ziel aber ist, die Sprachen wissen es, das Ende.

Ein Gott will aber sparen den Söhnen  
Das eilende Leben . . .

Und darum die Hemmungen; und aus dem Zusammentreffen mit ihnen das Brausen und Schäumen des Jünglings. Ist das aber überstanden, dann kommt — Hölderlin weiß es und hat es im Innern voraus erlebt, der Entbehrende, wie es Goethe wußte und erleben durfte, der Gesunde —, dann kommt die Besänftigung, die stille tätige Arbeit, die ganz anders aussieht als die Kinderträume des Blinden, Dumpfen, Geladenen, Rätselvollen, und die doch ganz seine Art zum Ausdruck bringt. Hier ergreift uns nun, von dem Ton her, den Hölderlin aus dem Wissen von sich und seinem Ergehen holt, und aus der Begegnung dieses leidgesättigten Frohsinns des Dichters mit unserm



Wissen von seinem Schicksal, eine unnennbar heilige innige Rührung beim Anblick dieses sehr Starken, der sich sehr fügen will:

In solcher Esse wird dann  
Auch alles Lautre geschmiedet, —  
Und schön ists, wie er drauf,  
Nachdem er die Berge verlassen,  
Stillwandelnd sich im deutschen Lande  
Begnüget und das Sehnen stillt  
Im guten Geschäfte, wenn er das Land baut,  
Der Vater Rhein, und liebe Kinder nährt  
In Städten, die er gegründet.

Ein Philister aber wird er nicht. Lebendig gleitet durch diese schöne gedeihliche Tätigkeit all die Wärme und das Himmelslicht seines Wesens; und auf ihn solls nicht ankommen, so kann, wenns sein muß, auch das Titanische wieder hervorbrechen. Jugend, solange das Leben währt, ist das Zeichen des Erwählten:

Doch nimmer, nimmer vergißt ers.  
Denn eher muß die Wohnung vergehn  
Und die Satzung, und zum Unbild werden  
Der Tag der Menschen, ehe vergessen  
Ein Solcher dürfte den Ursprung  
Und die reine Stimme der Jugend.

Wir horchen auf bei diesen Klängen. Hart, sachlich, kurz, wie das unerbittliche Verdikt eines Gottes, mit dröhnender Drohung wird es verkündet; wenns sein muß, auch der Haß, er höret nimmer auf. Daß diese Härte, in Worten, die nicht anders sein können als sie sind, in Worten, die wie nichts anderes in der deutschen Sprache in aller Originalität an die jüdischen Propheten erinnern, neben der Weichheit und Zartheit aus Hölderlin herauskommt und daß nichts Mythologisches sich darin ankündigt, nichts irgend alexandrinisch oder archaisch Eingekleidetes, sondern ein Zustand unsrer Zeit, das ist ein überwältigend Großes in diesem Hölderlin der letzten Höhe.

Wie denn ist der Titanismus, die Rebellion, die aufwärts schießende, den Himmel stürmende Kraft unter den Menschen entstanden? Der Dichter gibt uns Antwort in Gestalt einer Frage:

Wer war es, der zuerst  
Die Liebesbande verderbt  
Und Stricke von ihnen gemacht hat?

Das ist der Grund: nur in der Liebesgemeinschaft, in einer Gesellschaft der Freiwilligkeit und des Bundes, wo aber die Freiwilligkeit sich ihrer nicht bewußt wird, wie in unsrer Zeit der Knechtschaft und zugleich des obenhin wählenden, tastenden Verstandes, sondern wo Freiwilligkeit sich vorkommt als nicht äußerste, sondern innerste Notwendigkeit und Nicht anders sein können, in einer Gesellschaft, wie Franz Baader es genannt hat, nicht des Druckes, sondern des Zuges, der Einung und Innung am Bande des verbindenden Geistes, der aus den Individuen als Gleiches hervorbricht, nur da, wo der Geist nicht in Wildheit ausbricht, sondern in Freiheit kittet, kann der Begnadete, Erwählte, der Große sich friedlich und schön einordnen ins Leben der Gemeinschaft, der Gemeinde. Das sind die Zeiten, wo Münster in herrlicher Größe der Konzeption und des Schwungs und in liebreicher Fülle aller überreichen Einzelheiten, in denen selbst die zerrenden und verzerrten Dämonen zu Spiel und Nutzen gebändigt erscheinen, aus tiefer Krypta empor-singend gen Himmel steigen, – deren Erbauer kein Name nennt; die Zeiten der in der Menge aufgehenden Dichter und Künstler.

Wo aber die Liebesbande verderbt und Stricke von ihnen gemacht sind, da kommen die Unholde, die Frevler, die Einreißen-den, die Großen mit Titanentrotz, die Entwurzelten und ganz Vereinsamten, die gerade darum mit unersättlichem Aufwärts-streben den Himmel stürmen, weil ihnen unter den Füßen der Boden genommen ist:

Dann haben des eignen Rechts  
Und gewiß des himmlischen Feuers  
Gespottet die Trotzigen, dann erst,  
Die sterblichen Pfade verachtend,  
Verwegnes erwählt

Und den Göttern gleich zu werden getrachtet.

Es hat aber einen sehr tiefen Grund, warum Größe und Beschränkung und Liebe zusammengehören, und warum lieblose



Größe, die sich nicht ins Volk einfügen will, am eignen Übermut zu Grunde geht. Hölderlin drückt diesen Zusammenhang in einer sehr tiefgründigen Wendung aus, die den alten Mythos von Tantalus in uns anklingen läßt. Wo Tod und Not nicht ist, da ist auch Liebe nicht; im Himmel des Einen ist sie nicht, sondern in der Welt der Getrennten als Brücke und Sehnsucht nach dem himmlisch Einen; die unsterblichen Götter brauchen nichts so dringend, als erhabene Sterbliche, heldenhafte Menschen, die, trotz all ihrer Herrlichkeit, gerade darum keine Götter sind, weil sie Liebe als Not und Notwendigkeit in sich tragen:

Es haben aber an eigener  
 Unsterblichkeit die Götter genug, und bedürfen  
 Die Himmlischen eines Dings,  
 So sinds Heroen und Menschen,  
 Und Sterbliche sonst. Denn weil  
 Die Seligsten nichts fühlen von selbst,  
 Muß wohl, wenn solches zu sagen  
 Erlaubt ist, in der Götter Namen  
 Teilnehmend fühlen ein andrer —  
*Den* brauchen sie —

Ehrfürchtig raunend, in heiliger Scheu, die einen wundersam einfachen, kindlichen Ausdruck findet, spricht der Dichter von diesem Geheimsten: die Entbehrung ist um des Gefühls, die Getrenntheit im Raum um des Himmels, Zeit und Tod um des Ewigen, die Liebe um des Göttlichen willen da; die Schöpfung der Welt, daß aus dem geeinten Beisammen die Teile wegsinken, um einander wieder in Liebe zu suchen, entspringt der unbefriedigten Not des Vollendeten. Halbgötter brauchen die Götter; aus Göttlichem und Menschlichem, aus Stern und Staub, aus Himmlischem und Irdischem Gemischte, die ihre Sehnsucht, wie sie von ihrer inneren Zweiheit stammt, übertragen in ihr Verhältnis zur Welt, in die ihre Tat zu senken ihnen aufgegeben ist; solche, die all ihr Göttliches menschlich-liebend zur Bänftigung und Gemeinschaft bringen.

Weh der Zeit, weh den Unseligen, die für ihre Genialität keinen Anschluß finden! Sie sind wie Verfluchte, von den Göt-

tern persönlich Verfolgte; ihr Geist tritt aus ihnen heraus und gegen sie als rächender Dämon; ihre Tat wird zur Untat; ihre Bereitschaft wird zur Lähmung. Hölderlin — in seiner Zeit — hats empfunden, in grausiger, oft rührend klagend ausgesprochener Vereinsamung; anders, krasser, bizarrer, ohne die große Linie, aber farbiger, nicht in solcher Erhabenheit, aber wütig-grimmiger, immer jedoch auch in unmittelbarem Erfassen des Zusammenhangs mit den Zeitumständen nicht nur, sondern dem Verhältnis des Geistigen zu einer geistlosen, liebeleeren Gesellschaft und im Verstehen der letzten Fragwürdigkeit und des tiefsten Sinns der Welt habens die beiden großen Verlassenen und Selbstpeiniger unsrer Zeit, Nietzsche und Strindberg, zum Ausdruck gebracht. Hölderlin aber tut es mit der einfachen, letztgiltigen Strenge des modernen Propheten, der — in diesen seltenen Sprüchen vor seinem geistigen Tod — ebenbürtig neben seinen Brüdern aus der hebräischen Antike steht, ungleich ihnen, aber nicht den andern, dem Volke, das Urteil kündet, sondern sich selbst, dem Geiste, seinem Aufruhr und seinem Mißverhältnis zur Welt:

(Den brauchen sie —) jedoch ihr Gericht  
Ist, daß sein eigenes Haus  
Zerbreche der, und das Liebste  
Wie den Feind schelt und sich, Vater und Kind  
Begrabe unter den Trümmern,  
Wenn einer wie sie sein will und nicht  
Ungleiches dulden, der Schwärmer.

Da spricht aus Hölderlins reinem Mund herrschend das Schicksal den nämlichen Befehl, den Goethe in seiner ganz andern, humaneren, mehr europäischen Art zum Ausdruck gebracht hatte, als er aus seinem Jugendtitanismus und der Mischung aus Göttermut und stachlicher Mephistobosheit heraus zum ersten Frieden gekommen war:

Denn mit Göttern soll sich nicht messen  
Irgend ein Mensch . . .

Und:

Der edle Mensch  
Sei hilfreich und gut.



Denken wir hier nur daran, daß das Wort Übermensch uns von Goethe stammt, und daß er in der letzten, bezeichnender Weise nicht in dieser Fassung zum Gemeinplatz der Gebildeten gewordenen Stelle des Gedichtes „Das Göttliche“ ausdrücklich sagt, nicht: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut, sondern: Der edle Mensch, gerade der Adelsmensch, der hervorragende Mensch, sei kein Verächter des Volks und kein gottgleich in seinen Geist Eingeschlossener, sondern hilfreich und gut.

Hölderlin war es um der großen Sache und um seiner eigenen, groß, still und tapfer hinter sich gebrachten Entwicklung willen nötig, in dem Augenblick, wo er den edelgewaltigen Geist des Auserlesenen in den Orden der Ordnung als dienenden Bruder einreichte, wo er aus dem hochauf schäumenden Jüngling den Vater machte und den Rhein Mühlen treiben ließ, rasch abubrechen und als Gegenstück das Schicksal des Titanen zu zeichnen, der Lenz bleiben, aber nicht Sommer und Goethe werden will, des Himmelstürmers, der sich in Krampf und Wut verzehrt und verzerrt. Jetzt darf er fortfahren in Schilderung und Preis dessen, der sich still eingeordnet hat in das wohlbeschiedene Schicksal:

Drum wohl ihm, welcher fand  
Ein wohlbeschiedenes Schicksal,  
Wo noch der Wanderungen  
Und süß der Leiden Erinnerung  
Aufrauscht am sichern Gestade,  
Daß da- und dorthin gern  
Er sehn mag bis an die Grenzen,  
Die bei der Geburt ihm Gott  
Zum Aufenthalte gezeichnet.  
Dann ruht er, selig bescheiden,  
Denn alles, was er gewollt,  
Das Himmlische, von selber umfängt  
Es unbezwungen, lächelnd  
Jetzt, da er ruhet, den Kühnen.

Nun ruht der Sänger sich selber, in Behagen freilich nie, aber in einer friedlichen Ergebung, die fast gelassen und fast

ohne Zagen Seligkeit ahnt, in der Betrachtung der Kühnen aus, die sich zur Ruhe gebracht haben und doch „unüberwindliche stark ausdauernde Seele“ haben, die mit sicherem Sinn „aus heiliger Fülle“ dionysisch, „wie der Weingott torig, göttlich und gesetzlos“ die süße Gabe des Hörens und Redens üben: der All-liebenden, der Söhne der Erde. Als ihren Repräsentanten nennt er Rousseau und preist das Leben dieses Gewaltigen, dessen strahlender Geist, dessen stürmisches Herz Frieden und Einklang mit der Natur gefunden hat:

Wenn er den Himmel, den  
Er mit den liebenden Armen  
Sich auf die Schultern gehäuft,  
Und die Last der Freude bedenket, —  
Dann scheint ihm oft das beste,  
Fast ganz vergessen, da,  
Wo der Strahl nicht brennt,  
Am Bielersee, im Schatten des Walds,  
In frischer Grüne zu sein,  
Und sorglos arm an Tönen,  
Anfängern gleich, bei Nachtigallen zu lernen.

So naht die Stunde der Versöhnung, der Abend, wo der harte, scharfe Gott des Lichts sich endlich hinabneigt zu dem Dunkel der wartenden, empfangenden Erde und Geben und Nehmen in eins, in Liebe verdämmern:

Da feiern ein Brautfest Menschen und Götter,  
Es feiern die Lebenden all,  
Und ausgeglichen  
Ist eine Weile das Schicksal . . .

Diese Nachtgesänge, die alle das Leben Hölderlins repräsentativ einstellen, verflössen, möchte man mit Fichte sagen, in die Bahn der Menschheit und der Welt, die sich alle mit dem Verhältnis der Geistigen zu dem Volk praktischen Lebens, des Griechentums auch zum Christentum auseinandersetzen, versickern alle sechs gegen das Ende hin ins Stillgetroste, so wie manche Musikstücke zum Schluß nicht die Erhebung bringen, die man strahlend nennt, sondern wahrhaft, das heißt allzer-



streuend, allergießend allhernieder zu strahlen, zu vertropfen und zu verbluten scheinen.

Lange hat man in dem Irrtum der Bequemlichkeit und Eitelkeit, die nicht voraussetzen mag, der tiefste Geist funktioniere dem eigenen unähnlich, diese Gesänge, eine Reihe philosophischer Aufsätze, die man erst vor einigen Jahren gedruckt hat, die Sophoklesübersetzungen mit den Nachworten und die Übersetzungen aus Pindar, die alle aus der überaus fruchtbaren Zeit kurz vor und nach dem ersten Anfall des Irrsinns stammen, mit ihren großen und kleinen Schwierigkeiten kurzerhand der Verrücktheit zugewiesen. Jüngere Philologen, die aus den Kreisen der Philosophie, Nietzsches und Stefan Georges kamen, haben um die Herausgabe, um die Feststellung der erhabenen Höhe dieser Stücke und zum Teil auch um ihre Deutung schöne Verdienste. Noch ist da sehr viel zu tun, und auch ich kann keineswegs behaupten, alles zu verstehen; manches mag ich traumhaft fühlend erfassen, ohne die der Grammatik und fast der Logik entwachsene Sprache dieser Auseinandersetzungen des Dichters mit sich selbst, wo er hie und da Voraussetzungen macht, deren Schlüssel vielleicht unwiederbringlich verloren ist, in die mir geläufige übersetzen zu können. Andere Stücke wieder, wie vor allem die Sophoklesübersetzungen, machen der Hingebung an das Dichtwerk gar keine wirkliche Schwierigkeit: eine Anzahl Menschen wissen unabhängig von einander schon heute, daß Hölderlins Ödipus und Antigonä bei weitem die reinsten und schönsten und gewaltigsten deutschen Dichtungen nach dem Griechischen sind. Das Wichtigste bei der weiteren Arbeit an dieser Hinterlassenschaft wird sein: immer von der Voraussetzung auszugehen, daß der Dichter und Denker Hölderlin gesünderen und stärkeren Geistes war als wir, die wir nicht oder ungenügend verstehen. Daß sein Hirn nämlich dann später nicht mehr mitmachte, hing eben damit zusammen, daß er ihm gerade zu allerletzt zu viel zumutete. Wir dürfen, auf die kleine Gefahr hin, uns einmal vergebens zu bemühen — so viel wären wir seinem heilig nüchternen Ernst mindestens schuldig — als Kriterium nehmen, alles, was tiefsinnig und

verworren scheint, für tiefsinnig und nicht verworren zu nehmen und nur das unverkennbar Kindliche und Primitive, wenn es ganz klar und unzweideutig sinnlos ist, dem Schwachsinn zuzuschreiben.

Hölderlins Wesen ist nur von dieser seiner letzten Höhe aus zu überschauen; von hier aus erkennen wir den Zusammenhang all seiner Dichtungen. Eine unsägliche Zartheit, Heiligkeit, Weihe, ist in diesem Letzten in ihm; wir dürfen an die Augenblicke unbeschreiblichen inneren Strahlens und selig lächelnden Einverständnisses mit aller Welt denken, die uns Dostojewskij als Scheitelhöhe des Epileptikers vor dem Anfall und Aufschrei schildert; ja wir dürfen, wenn wir nur im Sinne behalten, daß Hölderlin bis zum Letzten und gerade im Letzten immer wach und wachsend genial produktiv war, an das zarte, weiche Streicheln purpurroten Samtes denken, mit dem Oswald Alving seinen Zustand in der Zeit vergleicht, ehe der Geist seinen stillen Kampf, seine Arbeit und sein Leben aufgibt; denn trotz allen Irren- und Nervenärzten Wiens und der übrigen Welt verstehen die Dichter mehr von der Seele des Menschen und der beständigen Erhöhung des Geistes bis zum Augenblick seines Zusammenbruchs, als schematisierende Gelehrte und Handwerker.

Immer ist diese weihevollen Sanftheit Hölderlins fest auf das Göttliche, auf die Aufgabe gerichtet; jede sonst gleichgültig-konventionelle Wendung wird schließlich ins still-feierliche gewendet. Es ist ein Pathos in Gehaltenheit; eine Höhe nicht als Hochgekommensein oder Hochtreiben, sondern als ebene, gleiche Haltung. Seine Gedanken dem eigenen Ich, seiner Erhaltung und Pflege zuzuwenden, ist etwas, dessen er sich als eines Unedlen zu scheuen anfängt; hier sehen wir besonders deutlich, wie etwas, das die schönste Höhe seines Geistes war, sich dann auf die Zeit der Krankheit vererbt und da als widerwärtige und eigensinnig-kindische, schmutzige Vernachlässigung seines Körpers erscheint. Vorher aber war es reinste Reinheit des Geistes, wie er an seinen Freund Böhlendorf in einem Briefe sagt: „Schreibe doch nur mir bald. Ich brauche Deine reinen



Töne. Die Psyche unter Freunden, das Entstehen des Gedankens im Gespräch und Brief ist Künstlern nötig. Sonst haben wir keinen (Gedanken) für uns selbst; sondern er gehöret dem heiligen Bilde, das wir bilden.“ Diesen Gedanken und diese Stimmung der nicht einmal entsagenden, der rein abgeschiedenen Frömmigkeit vor dem Geist und seiner Berufung äußerte er auch dichterisch in einem der Gesänge:

Nicht ist es gut,  
Seellos vor sterblichen  
Gedanken zu sein, doch gut  
Ist ein Gespräch und zu sagen  
Des Herzens Meinung, zu hören viel  
Von Tagen der Lieb'  
Und Taten, welche geschahen.

Aber er hatte nicht die Menschen zu diesem Gespräch. So gut seine Freunde von Böhlendorf und von Sinclair und wenige andere in dieser letzten Zeit zu ihm gewesen sein mögen, sie waren ihm tief untergeordnet und sahen gewiß um äußerlicher Dinge willen nur selten in reiner Ehrfurcht auf ihn. Wir haben ja miterlebt, wie es Peter Hille unter den Menschen ergangen ist; und um wie viel mehr ins Ferne gestaltend, um wie viel mehr vom Geiste weggeholt und um wie viel ergriffener und also wie absonderlicher stand Hölderlin von seinen Zeitgenossen und ihrem Alltag weg. Ihm hätten auch Goethe, der sich ihm entzog, Schiller, der gönnerhaft kühl zu ihm war, Herder, der kaum von ihm gewußt hat, Schelling und Hegel, die zuviel mit ihrem eigenen Kampf zu tun hatten, nur genügen können, wenn sie ihn nicht nur als Gleichen anerkannt, sondern grenzenlos verehrt und hingebend geliebt hätten. Und selbst wenn er diese warm bergende, traulich heimische Stube der Freundschaft so gekannt hätte, wie sie ihm fehlte, wäre es noch nicht genug gewesen. Ich deute hier nicht auf die Frauenliebe; ich spreche von dem Volk. Der Dichter, der sich als Künstler fühlte, der sein heiliges Bild bilden wollte, bedurfte, um stark und dauernd genug glauben zu können, der Beispiele in Volksbewegungen und Gliederungen der Masse; er mußte vor Augen sehen in

seiner Umgebung, daß etwas von dem werden wollte, was in ihm aus Prophetie zur Vision und zum gestalteten Bilde erwuchs. Wohl ist der Dichter seiner Zeit voraus; soll er ihr aber voraus und nicht ausgestoßen und verlassen sein, so muß er sie um sich und hinter sich wimmeln sehen, wenn er sich umblickt. Wenn Hölderlin sich aber umsah, da mochte ihn wohl ein Zittern überkommen, so stark er sich beherrschte, und die Kniee mochten ihm wanken, ehe er den Weg fortsetzte; und etwas wie ein Zittern liegt noch in der klaren Durchsichtigkeit, die an die dünne Luft auf hohen Bergen gemahnt, wenn der vereinsamte Dichter sich in der entgötterten Welt sieht und nicht aufschreit und nicht einmal klagt, sondern leise mitteilend spricht und schließlich, mit der ersehnten Müdigkeit und Ruhe spielend, fragt:

. . . indessen dünket mir öfters  
 Besser zu schlafen, wie so ohne Genossen zu sein,  
 So zu harren, und was zu tun indes und zu sagen  
 Weiß ich nicht, und wozu Dichter in dürftiger Zeit?

Angesichts der französischen Revolution, die Aufruhr und Erwartung in ihm geweckt hatte, quält er, der in Deutschland, in unwürdigen Zuständen, den Geist wie das Volk unterdrückt und verkümmert sieht, sich mit der Frage: Sind wir zurückgeblieben, fehlt es uns an Tatlust, Schaffenskraft und Initiative, — oder sind gerade wir Langsamen, das Volk der Denker, zu besonderer, ganz großer Aufgabe für die Menschheit bewahrt? Die Geißel und den Sporn dieser Frage richtet er in der so genannten Ode „An die Deutschen“:

Spottet nimmer des Kinds, wenn es, das alberne,  
 Auf dem Rosse von Holz mutig und groß sich dünkt,  
 O ihr Guten! auch wir sind  
 Tatenarm und gedankenvoll.

Aber kömmt, wie der Strahl aus dem Gewölke kömmt,  
 Aus Gedanken vielleicht geistig und reif die Tat?  
 Wer das wüßte! Wer das hoffen dürfte! Aber so, immer allein,  
 immer im Warten!



Und zu ahnden ist süß, aber ein Leiden auch.

Wie gerne möchte er aufgehen, stumm, in Liebe, im bloßen Dabeisein, wenn nicht mehr die Nation geisterhaft konzentriert in ihm, dem Dichter, allein lebte, sondern wenn das Volk geisterfüllt aufstünde!

Schöpferischer, o wann, Genius unsres Volks,  
Wann erscheinst du ganz, Seele des Vaterlands,  
Daß ich tiefer mich beuge,  
Daß die leiseste Saite selbst

Mir verstumme vor dir, daß ich beschämt und still  
Eine Blume der Nacht, himmlischer Tag, vor dir  
Enden möge mit Freuden,  
Wenn sie alle, mit denen ich

Vormals trauerte, wenn unsere Städte nun  
Hell und offen und wach, reineren Feuers voll,  
Und die Berge des deutschen  
Landes Berge der Musen sind . . .

In seinen Oden ist Hölderlin der Anwalt der Natur, des Geists und des Volks, welche drei ihm enig zusammen gehören, gegen das wüste Treiben der Gegenwart, das ein Getriebensein ist, ein arges Erbe der Vorzeit. Ist es der böse Atem eines Unholds, daß die Menschen nicht, in unendlicher Sehnsucht nach dem stillen Naturglück, sich ein reines Leben unter einander schaffen, sondern in wilden Kriegen sinnlos wüten?

Wer hub es an? wer brachte den Fluch? von heut  
Ist's nicht und nicht von gestern, und die zuerst  
Das Maß verloren, unsre Väter,  
Wußten es nicht, und es trieb ihr Geist sie.

Zu lang, zu lang schon treten die Sterblichen  
Sich gern aufs Haupt und zanken um Herrschaft sich,  
Den *Nachbar* fürchtend, — und es hat auf  
*Eigenem* Boden der Mann nicht Segen.

Und unsted wehn und irren, dem Chaos gleich,  
Dem gärenden Geschlechte die Wünsche nach,  
Und wild ist und verzagt und kalt von  
Sorgen das Leben der Armen immer.

Du aber wandelst ruhig die sichre Bahn,  
O Mutter Erd' im Lichte! Dein Frühling blüht,  
*Melodisch* wechselnd gehen *dir* die  
Wachsenden Zeiten, du Lebensreiche!

Mit deinem *stillen* Ruhme, Genügsame!  
Mit *deinen* ungeschriebnen *Gesetzen* auch,  
*Mit deiner Liebe* komm und gib ein  
*Bleiben* im Leben, ein *Hers* uns wieder! \*

Die Hoffnung steigt immer wieder in ihm auf, daß gerade Deutschland einst, nicht auf den Wegen des Lärms und der Waffen, sondern in Stille und durch den Geist die neue erlösende Botschaft zur Menschheit bringen werde.

Das Deutsche Reich, das sein pergamentenes Dasein gerade noch ein paar Jahre fortziehen sollte, gab es damals nur dem Namen nach; Deutschland war ein geographischer Begriff, vor allem aber war es ein Gebilde in dem planenden und gestaltenden Geiste der Dichter und Seher und als solches etwas, das nicht den Jahrzehnten, sondern den Jahrhunderten vorausging. Immer ist die Konzeption des Ganzen das eine, und die Durchführung von Teilen und Ersätzen das gar sehr andere. Die französische Revolution war eines, das Hochwinden, Schleichen und Drängen des Bürgertums war ein andres; der Gedanke des edeln Henri Dunant war eines, die praktische Durchführung der Genfer Konvention war ein andres; und manchmal möchte man wünschen, die Menschheit möchte lieber von einem Dichter geträumt werden als in ihrem Halbschlaf in verstümperten Trümmern taumelnd dahinzustolpern! So wird man verstehen, daß

\* Innerhalb eines Vortrags kann es sich bei Anführungen aus Gedichten nicht um reine Rezitation, muß es sich vielmehr um Hinweisung handeln. Dies, um die Hervorhebungen einzelner Worte und Wendungen zu erklären, die auch im Druck manchmal nötig waren, um weitere Ausführungen zu ersetzen.



es uns angeht, heute wie gestern, und morgen wie heute, wenn Hölderlin in dem Nachtgesang, den er Germanien nennt, Deutschland als Priesterin schaut, als stillste Tochter Gottes,

Sie, die *zu* gern in tiefer Einfalt schweigt, —

dieses Deutschland, das unserm Propheten das Land der Dichter und Denker ist, das vom Himmel „die Blume des Mondes“, die Gabe der Dichtung und der tiefsinnigen Rede zum Geschenk erhalten hat: in Einsamkeit redet der deutsche Geist und sendet „Fülle der goldenen Worte“ „in die Gegenden all“:

Denn fast wie der Heiligen,

Die Mutter ist von allem,

Die Verborgene sonst genannt von Menschen,

So ist von Lieben und Leiden

Und voll von Ahnungen dir

Und voll von Frieden der Busen.

Das ist das Auszeichnende gerade dieses geistigen Deutschland und die Verkündung der neuen Zeit, daß es nicht, wie die Staaten, politisch und in Waffen s'arrend, sondern, wie der Dichter sagt,

Wehrlos Rat gibt rings

Den Königen und den Völkern.

In diesen Stücken ist Hölderlin ein Vorläufer Fichtes und seiner vier großen Redekreise vor und nach Jena von 1804 bis 1808, und ein Vorläufer der Geister, die jetzt, nach diesem Krieg, unserm Volk nicht fehlen werden.

In untrennbarem Zusammenhang mit seiner Sehnsucht nach einem öffentlichen Leben der Schönheit und Freiheit steht Hölderlins Liebesgefühl und Liebebedürfnis. In seiner späten Zeit, als er sich bemühte, um der heutigen und ewigen Lebendigkeit willen die griechischen Götternamen, statt sie als unverändert starre und tote Eigennamen zu übernehmen, nach ihrem sachlichen Sinn als Gattungsnamen in unsre Sprache zu übersetzen und ihnen so erweckende Bedeutung für uns zu geben, setzte er für Eros Friedensgeist, Geist der Liebe. Ihm war die Liebe ein Geist des öffentlichen Lebens und vom Frieden nicht

zu trennen, so wie Beethoven später in seiner großen Messe bei der Bitte an die Gottheit um den Frieden „Dona nobis pacem“ mit dem ganzen kriegerischen Gemüt des echten Nachfolgers Jesu den Himmel zu stürmen scheint, um den Frieden endlich auf Erden herabzuholen. Friede, Freiheit und Schönheit, ein Liebesleben der Selbstverständlichkeit, das bedeutete Hölderlin das ideale Bild griechischen Lebens; das bedeuteten ihm die strömenden Kräfte der Natur, die alles in gleicher Weise umspülen, das Licht, der Aether.

...und über den Bergen der Heimat  
Ruht und waltet und lebt allgegenwärtig der Äther,  
Daß ein liebendes Volk, in des Vaters Armen gesammelt,  
Menschlich freudig, wie sonst, und *ein* Geist allen  
gemein sei.

Welchen Glanz, welche Feste ahnt er voraus — obwohl es noch keine Eisenbahnen gab, die die herrlichen Vehikel ungeheurer Volksfeste wären, wenn wir um den verborgenen Geist unsrer Einrichtungen wüßten —, wenn erst diese Einigung in die Völker, zwischen die Völker käme; wenn der Künstler froh mitten in seinem Volke, als Ausdruck der Gemeinschaft stünde und der Einsamkeitsqual ledig wäre:

...schon hör ich ferne des Festtags  
Chorgesang auf grünem Gebirg, und das Echo der Haine,  
Wo der Jünglinge Brust sich hebt, wo die Seele des  
Volks sich

Still vereint im freieren Lied, zur Ehre des Gottes,  
Dem die Höhe gebührt, doch auch die Täler sind heilig...  
Denn voll göttlichen Sinns ist alles Leben geworden,  
Und vollendend, wie sonst, erscheinst du wieder den  
Kindern

Überall, o Natur! und wie vom Quellengebirg rinnt  
Segen von da und dort in die keimende Seele dem Volke.

Des eignen, des privaten Leids, so inständig stark es ist, schämt er sich fast so wie der Sorge um die Notdurft; es schickt sich nicht, sich abzusondern und in seinem Leid nicht das allgemeine mitzuempfinden. Darum ist ihm die Form der Ode so



gemäß, die in ihrer Feierlichkeit und Getragenheit jedes Vereinzelte zum Bild des Allgemeinen macht und alles exklusiv und exzentrisch Individuelle von sich weist, die das Weihelied für Chorgesang, für nationalen Gesang ist, nicht irgend für Kümernisse eines einzelnen. Hätten Byron und Heine wahrhaften Weltschmerz empfunden, so wären sie auch auf die Form gekommen, die das Weltgefühl fordert. Unfaßbar, daß Hölderlin hätte dichten können:

Aus meinen großen Schmerzen

Mach ich die kleinen Lieder — — —

Er hat seine eigenen Schmerzen mit allgemeinen Maximen besänftigt; hat sich für seine Person die Notwendigkeit und Zusammengehörigkeit von Liebe und Leid statuiert:

Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,

Die Götter, schenken heiliges Leid uns auch,

Drum bleibe dies. Ein Sohn der Erde

Schein ich; zu lieben gemacht, zu leiden.

Ist's denn nicht größer und ärger, daß dies heilige Leid auch das Ganze, das Vaterland trifft? Und lebt es nicht doch, so viel es auch dulden muß, lebt in der Liebe und dem zähen Phantasiewillen derer, die Vaterland nennen nicht, was sie haben, sondern was in einiger Glut sie an Vorfahren und Nachkommen bindet? Daran mag sich noch klammern, darin mag noch aufgehen, wem alle Hoffnung auf eigenes Glück und eigenen Herd geschwunden ist:

Wie lang ist's, o wie lange! des Kindes Ruh

Ist hin, und hin ist Jugend, und Lieb und Glück,

Doch du mein Vaterland! du heilig

Duldendes! siehe, du bist geblieben.

Für ihn, dem die ganze große Vergangenheit der Geschichte und die Welt der Natur bis in die Gefilde des Aethers weithin lebendig und gegenwärtig war, bestand das Glück der Liebe auch ohne Befriedigung, auch ohne Beisammensein. Er führte ein Leben der Erinnerung, wie es die einzige Lebensmöglichkeit des Einsamen ist, dem nur ganz selten und flüchtig die Wirklichkeit sich neigt. Ihm ist alles Göttliche in der Brust eine

allverbindende Erinnerung an die Urheimat, und jedes paradiesische Gefühl ein ahnungsvolles Aufsteigen des verlorenen Paradieses. So ward ihm aus Sehnsuchtsqual Erinnerungseligkeit: aber als etwas ganz Wirkliches, Daseiendes, mit dem er lächelnd und streichelnd umging und das ihm so leibhaft war, nicht wie die gespenstischen Koboldklötze seiner Menschenumgebung, sondern wie Sternenlicht in der Nacht; und sanft, heiter, manchmal gar ironisch gegen sein eigenes Los bekennt er, im Unglück glücklich zu sein:

Festzeit hab ich nicht, doch möcht ich die Locke bekränzen;  
Bin ich allein denn nicht? aber ein Freundliches muß  
Fernher nahe mir sein, und lächeln muß ich und staunen,  
Wie so selig doch auch mitten im Leide mir ist.

Diese Liebe, die noch in der Verlassenheit sich vom einstmals Gewesenen nährt, die zeitüberwindend, raumüberbrückend jetzt nur noch ist, weil ihr die vom Schicksal und ihren Helfern, den mißratenen Menschen, geraubte Geliebte nichts mehr als der ferne Repräsentant einer ins Allgemeine verschwimmenden Liebegefühligkeit ist, diese Liebe hat einstmals, in der kurzen Spanne, als sie selige Gegenwart und Band eines Paars und Mensch, das heißt Zweieinheit von Mann und Männin war, freudiger, heller, wirklicher die Zeit überwunden und den Bogen gespannt:

Wohl gehn Frühlinge fort, ein Jahr verdrängt das andre,  
Wechselnd und streitend, so tost droben vorüber die Zeit  
Über sterblichem Haupt, doch nicht vor seligen Augen,  
Und den Liebenden ist anderes Leben geschenkt.

Denn sie alle, die Tag und Jahre der Sterne, sie waren,  
Diotima! um uns innig und ewig vereint.

Sein Zusammennehmen, seine Fassung, seinen schließlich ersiegten Trost in Tränen verstehen wir nur, wenn wir wissen und aus seinen Gedichten in unsre herzinnige Brüderschaft mit Hölderlin nehmen, wie sehr er weinen und leiden kann! Und wir verstehen es auch dann nur, wenn wir seinen Trost auffassen als die Einordnung in das höhere Leben einer Menschengesamtheit, die ein Abbild einer göttlich geleiteten, geistbeflügelten



Welt wäre, wenn sie für den Künstler und seine Gestalten den rechten Platz hätte.

Großes zu finden ist viel, ist viel noch übrig, und wer so Liebte, gehet, er muß, gehet zu Göttern die Bahn.

Er fühlt wohl, er verdient es, von der heilenden Natur getröstet zu werden; in all seiner Zartheit ist er stolz genug und vergleicht sich dem Achill, der sein Liebesleid zur Mutter dem Meere trug und dort Trost fand. Auch ihn, der wohl weiß, darum ein Vereinsamter und Ausgestoßener zu sein, weil er ein Einziger ist, darf die Welt noch nicht entbehren; ist er kein Held im männlich kriegerischen Sinn, so weiß er doch, welch tapfere Arbeit sein Aufstieg gekostet hat, welche Herkulesarbeiten auch er verrichtet hat, wie er ein Opfer und Gemarterter war und doch siegreich erstand, bis er nun zu einem Sänger der Nation, einem hohen heroischen Träger der einenden Idee geworden ist. So ruft er denn in seiner Not Erde und Quellen und Wälder und Licht und Aether um Heilung an:

O sänftiget mir, ihr Guten, mein Leiden,

Daß die Seele mir nicht früh, ach! zu frühe verstummt...

So haben wir sein innig gewaltiges, bescheiden stolzes, forderndes Lied „An die Parzen“ zu verstehen:

Nur *einen* Sommer gönnt, ihr Gewaltigen!

Und *einen* Herbst zu reifem Gesange mir,

Daß williger mein Herz, vom süßen

Spiele gesättiget, dann mir sterbe!

Verstehen wir nur auch, warum es so ist und nicht anders sein kann, daß diese Gesänge hohen Schwungs, nationalen Tones, die nach Form und rhythmischer Bewegtheit und Fülle dem Chorus bestimmt sind und den Geist der Gesamtheit zum Ausdruck bringen, in ihrem Inhalt dagegen durchaus Individuellpersönliches aussagen, daß die Geschlossenheit der Nation und ihre Lust sich seltsam genug äußern in der Tragik oder der Überwindung des großen Einzelnen! Anders war es auch nicht in den Hochgesängen gleicher Art Klopstocks und Goethes; und die Erklärung für dieses Mißverhältnis entscheidender Art geben wir am besten mit den Worten des Dokuments, das sie an autorita-

tiver Stelle erstmals gegeben hat. Varnhagen von Ense in dem Heft von Goethes Zeitschrift „Über Kunst und Altertum“, das 1832 nach Goethes Tod als letztes herauskam, in seinem bedeutenden Aufsatz „Im Sinne der Wanderer“ sagt uns den Grund. Komposition, Form, Rhythmus, Höhe, Schwung, Verklärung und himmlische Heiterkeit des Seelentons in Goethes größten Dichtungen dürfen uns nicht darüber täuschen, daß auch sie, daß gerade sie schneidend, zerreißend, polemisch, persönlich bis zum Subjektiven in ihrem Inhalt sind. Das Dokument, von dem wir sprechen, sieht den Dichter „auf den Scheidewegen und Übergängen zweier Zeitalter“, und als die Stoffe seiner Kunst liefert ihm dieser Übergangspunkt und diese Wende „die reife widerstrebende Welt so wie die unreife harrende“, und gerade Goethes Epoche bezeichnet Varnhagen in sehr tiefgreifenden, feststellenden Ausführungen als „einen der Zeitabschnitte, die im Gegensatze des Erbauens und Vereins mit Recht vom Zerfallen und Zersetzen den Namen erhalten können“. Varnhagen zeigt, wie dieser Kampf und diese Auflösung von der Reformation an durch die Jahrhunderte geht, bis er in Goethes Zeit und in Goethe selbst zu einem Gipfel gelangt ist. Und mit einer Kühnheit des Gesamtblicks, die seitdem nicht wieder erreicht worden ist, überschaut Varnhagen — von Rahel, von Fichte, vom Saint-Simonismus gehoben — das gesamte Werk Goethes, um das Resultat erstaunlich genug und bis zum Erschrecken treffend in die Entdeckung zusammenzufassen: „Goethes ganze Dichtung ist fast nur das Bild der Zerrüttungen einer mit sich selber in Zwiespalt geratenen Welt“.

So ist es und kann nicht anders sein, und dies also ist auch die Stellung Hölderlins zu seiner Zeit. Schon weht in seinen Gesängen die Fahne geeinten Volkes; schon klingen die Hochtöne und getragenen Weisen des Chors; aber das alles ist unausgrabbar zutiefst versenkt als konzentrierte Seelengewalt ins Innere des Trägers des Künftigen, des Propheten des Reichs und ist nicht zu trennen von seinen Schicksalen und Leiden in einer widerstrebenden Welt, die nicht nur selber tief drunten ist, die auch ihren Sänger nicht hochkommen läßt. Einmal aber, einmal



wenigstens im Leben muß er oben sein, ganz oben, um seiner Berufung und seines Rechts und seiner Bewährung sicher zu sein, um dann in Bewußtsein, Erinnerung und Nahgefühl das Glück verlorenen und durch seinen, des Dichters, höchsten Moment hindurch der Menschheit wieder verheißenen Paradieses zu haben, um sich mit Gott und Welt und Werden eins zu wissen :

*Einmal*

Lebt ich wie Götter, und mehr bedarf's nicht.

Wohl hat er das auch verdient um die Götter, um die Natur, die er von früh auf als ganz nah und vertraut, als gottbeseelt empfand. War er doch schon von Kind auf unter Menschen verwaist und dem stillen Walten der Natur in Pflege gegeben. In seinem milden, heiteren Dank an diese treuen freundlichen Naturgötter wollen wir die wahrhaft düstere Anklage, nicht gegen einzelne Pädagogen und Einrichtungen, gegen die gesamte Umwelt des heranwachsenden Kindes nicht überhören:

Doch kannt ich euch besser

Als ich je die Menschen gekannt,

Ich verstand die Stille des Aethers,

*Des Menschen Wort verstand ich nie.*

Mich *erzog* der Wohllaut

Des säuselnden Hains

Und *lieben* lernt ich

Unter den Blumen.

Im Arme der Götter wuchs ich groß.

Brennt es nicht wie von einem glühenden Stempel, der unsrer Zeit ein unaustilgbares Schandmal aufprägt, wenn zu diesen Worten der Ergebung und Abkehr dazu gesagt wird, daß dieses Gedicht, das im heiter spielenden Ton des Gefaßten und Geborgenen, der seine Natur eins weiß mit der Natur da draußen, uns diese Dinge sagt, überschrieben ist: Die Jugend — ?

Ist damit aber, so darf gefragt werden, der Zeit nicht zu viel aufgebürdet? War er denn nicht ein ganz Besonderer? Warum ist er denn schließlich so grenzenlos allein? Ganz sicher, er hatte in seiner Natur die Gabe des Unglücks, das Talent der Einsamkeit. Aber es herrscht da, wie in jeder Begegnung zwischen Geist und

Äußerem, was wir ruhig Wechselwirkung nennen dürfen; wir werden einen besseren Namen für diesen Zusammenhang nicht finden. Die Disposition zur Verlassenheit wie zum Irrsinn war da; sein Schicksal war in seiner Natur vorbestimmt, und wurde in ihm ganz ausnehmend hellsichtig und hellhörig; wie er denn das Leid und sogar die Tröstung um den frühen Tod seiner Diotima dichtend vorwegnahm, ehe sie tot oder krank war; und wie er im Fieber aus Bordeaux in die Heimat irrte und als wüster Irrsinniger wie ein Landstreicher heimkam, während der Brief des Freundes nach Frankreich reiste, der die Todesnachricht erst enthielt. Der Grund, der Urgrund seines Elends war als Erbe in ihm; aber die sehr triftigen, sehr wirklichen Gründe für all seine im Lauf der Jahre immer wieder einzeln ausgelösten Empfindungen, Erfahrungen, Schmerzen lieferte ihm die Welt und die Zeit. Ein besonders Verwundbarer wurde besonders verwundet: nicht bloß so, daß er eine besonders verletzte Haut hatte, sondern daß ihn sehr wirklich besonders schwere Schläge und scharfe Stiche trafen. Kein Wunder, daß einer, den solches trifft, die Schicksalsmächte als wirklich, als persönlich empfindet; er war viel zu stolz, um für sein widriges Geschick Menschen, einzelne, Zeitgenossen haftbar zu machen und Feinde unter den Sterblichen anzuklagen. Wohl aber ein Wunder der Wunder, ein himmlisch schönes Wunder, daß er diese Mächte nicht — wie Byron, wie Lenau — als tückische Dämonen nahm, daß er nicht weltschmerzlich schrie und wimmerte, sondern daß er die Götter als trauten Umgang erwählte und sein Schicksal lieben lernte. Ist in Wahrheit etwas Idyllisches in Hölderlin, so ist gerade dieses Idyll das Zeichen seines Heroismus, eines Heldentums neuer, wiewohl an heilig ernste Gestalten der Antike erinnernder, nicht streitsüchtiger, wild und oberflächlich ausbrechender, sondern aushaltend-friedlicher Art.

Brauchen wir Helden, die nicht zerstören und wettern, sondern bauen, ordnen und segnen, brauchen wir Helden der Liebe, so ist Hölderlin unsrer Zukunft, unsrer Gegenwart ein führender Geist.



Aber gerade als er so geworden war und das oberflächlich schäumende Schillerische Pathos seiner Jugendgedichte abgetan und aus seinem echten Pathos, seiner Passion, seinem Leiden ein Reiner und Eigener, ein Einziger hervorgegangen war, da fand er sich aufs tiefste vereinsamt. „Menschenbeifall“ — so heißt das Gedicht, in dem sich diese seine Stellung zur Welt ausdrückt:

Ist nicht heilig mein Herz, schöneren Lebens voll,  
 Seit ich liebe? Warum achtetet ihr mich mehr,  
 Da ich stolzer und wilder,  
 Wortereicher und leerer war?  
 Ach! der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt,  
 Und es ehret der *Knecht*  
 Nur den *Gewaltsamen*;  
 An das *Göttliche* glauben  
 Die allein, die es *selber sind*.

Liebe und Friede, Geist und Volk, Schönheit und Gemeinschaft: das alles war ihm zusammengehörig und eins; und seine Geliebte, seine eigene Liebefähigkeit wie die Frau, der er seine Liebe zutrug, waren ihm wieder eins und das Sinnbild der allgemeinen Liebe, die er als etwas in uns Vorhandenes, selbstverständlich Leichtes und nur heillos Unterdrücktes, als etwas Natürliches, als die Daseinsmacht empfand, die das schöne freie öffentliche Leben durchdringen und dem Streit wie der knechtisch-rohen Gesinnung ein Ende machen soll.

Es gibt kein Liebesgedicht von ihm, das uns für private, wenn auch noch so warme oder glühende Regungen interessieren will; alle die wir von ihm haben, wenden sich ans Menschliche, ans Göttliche. Von Diotima, der Geliebten, spricht er wie von der ewigen Aphrodite für die Gesellschaften der Menschen und das Reich der Natur:

Komm und besänftige mir, die du einst Elemente ver-  
 söhntest,  
 Wonne der himmlischen Muse, das Chaos der Zeit!  
 Ordne den tobenden Kampf mit Friedenstönen des  
 Himmels,  
 Bis in der sterblichen Brust sich das Entzweite vereint

Bis der Menschen alte Natur, die ruhige, große,  
Aus der gärenden Zeit mächtig und heiter sich hebt!  
Kehr in die dürftigen Herzen des Volks, lebendige Schön-  
heit,

Kehr an den gastlichen Tisch, kehr in die Tempel zurück!  
Denn Diotima lebt, wie die zarten Blüten im Winter,  
Reich an eigenem Geist, sucht sie die Sonne doch auch.  
Aber die Sonne des Geists, die schönere Welt, ist hinunter,  
Und in frostiger Nacht zanken Orkane sich nur.

Vergebens sucht der Dichter, vergebens Diotima die Pairs, die  
Gleichstehenden: die Gesellschaft; und darum der immer wieder-  
kehrende Ton der Elegie, wo er doch ein Hymnus über seinem  
Volk hätte sein wollen:

...Ach, umsonst nur  
Suchst du die Deinen im Sonnenlichte,  
Die Königlichen, welche wie Brüder doch,  
Wie eines Hains gesellige Gipfel sonst  
Der Lieb und Heimat sich und ihres  
Immer umfangenden Himmels freuten,  
— — — die Freien, die Göttermenschen,  
Die zärtlich großen Seelen, die nimmer sind...

Die Liebe ist ihm „ein Zeichen der schönern Zeit, die wir  
glauben“, und dieser verlassenen „Gottestochter“, die er mit  
seinem Gesang pflegt, ruft er — in die Zeiten hinein — zu uns  
und über uns hinaus — den Wunsch und die Weisung zu:

Wachs' und werde zum Wald! eine beseeltere,  
Voll entblühende Welt! Sprache der Liebenden  
Sei die Sprache des Landes,  
Ihre Seele der Laut des Volks!





*Carl Sternheim:*

# T A B U L A R A S A

EIN SCHAUSPIEL IN DREI AUFZÜGEN

DRITTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

Isolde (liest vor): „Eine der merkwürdigsten Übergangsformen zwischen Mischliebe und Distanzliebe ist der Kuß. Im Moment der körperlichen Kußberührung ist die Distanz zwischen den Personen des Liebesindividuum zweifellos nahe der Minimalgrenze. Wie nah der Kuß dem Schlußakt ist, zeigt klärlich der Umstand, daß er in seiner sinnlichsten Form das Wollustgefühl anzuklingen und erste Töne davon deutlich heraufzulocken beginnt.“

Nettel: Schon wieder Bölsche!

Isolde: Nicht schon — *erst* wieder. Meiner Ansicht nach kann man Menschen, die ins Leben treten, vom Morgen bis zum späten Abend nichts Herrlicheres vorsagen als das Liebesleben in der Natur.

Arthur: Wie führt diese prachtvolle Fernmalerei aus einem greulichen Pessimismus dualistischer Denkform in das Paradies des Monismus. „Das Tier hat den Menschen erfunden. Er war Fisch und Wurm und Urzelle.“ Dann sehen wir ihn im Lauf der Jahrtausende von der Amöbe, dem Ichthyosaurus her real zur Sonne aufsteigen. Aber wie gibt uns dieser Geist nicht nur in unserem individuellen, sondern im sozialen Bewußtsein Rückgrat. (Er nimmt Isolden das Buch aus der Hand, schlägt auf und liest.)

Zur Frage des Mutterschutzes: „Hier liegt ein Punkt, wo alle politischen Parteien einig werden müssen. Der Konservative muß hier fühlen wie der Sozialdemokrat. Es gilt das Volksmaterial als solches, das auf dem Spiel steht. Gegen das Kulturweibchen, das sich das Amüsement der Dinge nicht durch Schwangerschaften unterbrechen lassen will, gegen den süßlichen Ästhet, der das Kindergebären dreckig findet, gilt es.“

Isolde: Fabelhaft!

Nettel (Hat während Arthur und Isolde die Gesichter dicht beieinander ins Buch stecken, still das Zimmer verlassen.)

Arthur: Man muß die Weiber zwingen, die nicht wollen! Oder — Bilder von riesiger Schlagkraft: „Vom Zeugungsakt selbst. Ich weiß nicht, ob es dir bei der Selbstbeobachtung des Zeugungsaktes auf der männlichen Seite einmal genügend aufgefallen ist, was für eine wirklich frappante Ähnlichkeit in gewisser Beziehung zwischen diesem Akt und einem anderen, dir höchst geläufigen deines Körpers besteht: nämlich dem schlichten Akt des Niesens.“

Isolde: Unerhört!

Arthur: „Kitzelvorgang, Schleimhaut, prickelnder Reiz, eruptive Auslösung.“

Isolde: Ganz fabelhaft!

Arthur: Lassen wir die technischen und organisatorischen Leistungen, die Deutschland in diesem Jahrhundert aufweist, einmal ganz beiseite: Dies Werk, der Triumph naturwissenschaftlicher Vernunft über den theologisch synthetischen Gott ist ein Verdienst, um das uns nicht nur die Kulturvölker der Gegenwart, nein, zwei europäische Jahrtausende beneiden müssen.

Isolde: Götzendämmerung! Du trägst das Ganze aber auch vor, hast eine Eindringlichkeit der Überzeugung!

Arthur: Könnte mir über das Ideal der Sozialdemokratie noch etwas gehen, wärs der Monismus.

Isolde: Wie viel tiefer wird alles in uns anklingen, nimmt erst der eigene Leib an den erhabenen Vorgängen teil.

Arthur: Freilich.



Isolde (mit einem Seufzer): Vierzehn Tage noch!

Arthur: Nach dem Jubiläumstrubel schien es geraten, eine Pause im Feiern eintreten zu lassen.

Isolde: Und in der Ahnung der Herrlichkeiten, die mit dem Andämmern des Lebensquells bevorstehen —! (Sie legt die Hand aufs Buch.) Diesem Manne danke ich viel. Von allen Zweifeln hat er mich gründlich befreit. Nicht blind gehe ich meinem Schicksal entgegen; ich darf sagen, durch ihn ist mir die ganze Technik des Zeugens und Gebärens geläufig. Welch kristallene Klarheit fürs Leben, Arthur. Keine mystische Geheimnis-krämerei, sondern eindeutig und nackt stehen sich Mann und Weib gegenüber. Findest du nicht, irgendwie reicht dieser Bölsche an einen Gott?

Arthur: Es scheint manchmal.

Isolde (großen Blicks und feierlichen Ernsts): Arthur!

Arthur (ebenso): Isolde! (Händedruck).

Beide (exeunt).

\*

## ZWEITER AUFTRITT.

Bertha (tritt auf, nimmt das liegengebliebene Buch, beginnt zu lesen, lacht, liest und bricht in einen Lachstrom aus).

Ständer (tritt auf): Was gibt's?

Bertha (zeigt mit krampfhaftem Lachen auf das offene Buch): Nein! da!

Ständer (nimmt das Buch und liest): Pfui Teufel! Meinem Schwiegersohn?

Bertha (nickt): Herrn Arthur.

Ständer (für sich): Idiot! (laut) Schweig! Was erlaubst du dir?

Bertha: Ich kanns für zwanzig Mark monatlich nicht länger machen. Nach fünf Jahren Dienst hätte man Aufbesserung verdient.

Ständer: Es gibt keinen Dienst, kein Gehalt. Freiwilligen Vertrag.

Bertha: Den kündige ich zum Ersten.

Ständer: Gut. Was sonst?

Bertha: Aber, Herr Ständer — ist es denn möglich? Ich soll von Ihnen fortgehen?

Ständer: Du sollst. Gekündigt zum Ersten!

Bertha: Warum?

Ständer: Weil du sündhaft faul stets warst und bist. Dich von mir mästen willst.

Bertha: Das kann Ihr letztes Wort nicht sein, Herr Ständer. Wo Sie mir versprochen haben, niemand außer mir soll einst Ihren Leichnam waschen.

Ständer: Aus.

Bertha: Aber unser Verhältnis ist ein Gesellschaftsvertrag, den man nicht —

Ständer: Gekündigt.

Bertha: Übereinkunft!

Ständer: Gekündigt.

Bertha: Ich will ja alles — was Herr Ständer von mir armen Weibe mag. (Sie weint.)

Ständer: Nein, nein, nein. Ich habe es satt. (Er brüllt:) Hinaus!

Bertha (schluchzend, exit).

Ständer: Dieses war der erste Streich!

Wind weht durch diesen Morgen. Ausgelüftet wird von oben bis unten das Haus. Lunge, Hirn und Leber ausgelüftet. Den zwanzigsten Mai streichen wir rot im Kalender an. Frühlingsanfang in meinen Herbsttagen. Spät kommt er, doch er kommt. (Er zieht ein Schreiben heraus.) Es ist entschieden, wie ich es vorausgesehen. Ich habe mich zur Ruhe gesetzt. Die bodenlose Achtung, die man vor meinem Verzicht empfand, wurde von mir zu einem Ruhegehalt ausgewalzt. Mit Zuschüssen aus einem Dutzend Kassen zahlt man mir an viertausend Mark jährlich. Bis ans Lebensende ist dafür, wie mich mein Anwalt versichert, das Gesetz auf meiner Seite. Kommen achtzehnhundert Mark Kapitalzinsen dazu. Nach dieser Feststellung trete ich sechzigjährig gehäutet auf den Weltenplan und sehe die Systeme um mich, die ich bisher heimlich und auf Umwegen bekämpfte, als ein freier Mensch an.



Doch der zweite folgt sogleich!

Als beginne ich zu schweben, habe ich das Gefühl. Der Nächste, der mir gegenübertritt, lernt schon den gänzlich neuen, und wie mich dünkt, den Originalständer kennen.

\*

### DRITTER AUFTRITT.

Der Arzt (tritt auf).

Ständer: Guten Morgen, Herr Doktor!

Arzt: Sie baten mich, vorzusprechen. Da ich gerade Herrn Flocke sah —

Ständer: Ist er unpäßlich?

Arzt: Liegt zu Bett.

Ständer: Befund?

Arzt: Böse.

Ständer: Wie?

Arzt: Marasmus. Ein spärliches Maschinchen, das zu ebener Erde eben lief, sollte plötzlich einen steilen Berg hinankeuchen. Jetzt stehts still. Von morgen ab rollts rückwärts.

Ständer: Sein neues Amt überbürdet ihn?

Arzt: Er ist ihm in nichts gewachsen. Nicht an Kenntnissen, nicht an Arbeitskraft. Was ihn tötet, ist das Maß der Verantwortung, das auf ihm ruht.

Ständer: Wirklich?

Arzt: Sein Hirn ist gesprengt, das Herz gebrochen. Am schmerzlichsten betrauert er den Verlust seiner Invalidenkarte, das fortgegebene Anrecht auf Kassenschutz. Als Arbeiter organisiert, fühlte er Person, Leben und Welt. Als führende Persönlichkeit isoliert, bleibt er gefühl- und leblos.

Ständer: Was prophezeien Sie?

Arzt: Schluß in vier Wochen.

Ständer: Unfehlbar?

Arzt: Bestimmt nach Menschenermessen.

Ständer: Ich dacht' mirs.

Arzt: Er hätte sichs versagen müssen. Bleib, Schuster, bei deinem Leisten. Verantwortung ist längst nicht für jedermann. *Ultra posse nemo tenetur.*

Ständer: Richtig.

Arzt: Ein beklagenswertes Schicksal.

Nun zu uns. Was gibts? Wo fehlt's?

Ständer: Mir fehlt nichts. Was ich will, ist ein Gutachten. Dieser Tage wurde ich sechzig Jahre. Wie lange, ärztlicher Voraussicht nach, in welcher Kondition ich noch zu leben habe, wüßte ich gern.

Arzt: Brauchen Sie ein Kassenattest, handelt es sich um Renten?

Ständer: Mit dem heutigen zwanzigsten Mai bin ich zur Ruhe gesetzt. Die verpflichtenden Zusagen aller in Betracht kommenden Kassen besitze ich schon.

Arzt: Sie wollen die Wahrheit? Kein Attest?

Ständer: Runde Wahrscheinlichkeit.

Arzt: Viel, das wissen Sie, kann ich als Arzt nicht feststellen. Stehen Sie als Menschengebäude vor mir, sehe ich deutlich nur die Fassade. Die ist solid. (Befühlt ihm den Kopf.) Auch die Wetterseite; Schieferdachung. Der innere, grobe Mechanismus, Luft- und Heizungsschläuche — (Er hat ihm das Stethoskop auf die Brust gesetzt.) Tief und ruhig atmen! Teufel — Lungen wie ein Brabanter Roß. Das Herz? Ein Strombagger, Schiffspumpe. Nerven? Das System der Lebensreizempfänger und -verwerter? (Er schließt mit den Händen Ständers Augen und öffnet sie wieder.) Phantastisch jung und sprühend lebendig. Von da aus werden Sie hundert Jahr.

Ständer: Aber?

Arzt: Auch Niere, Leber und Magen streiken nicht, wie ich aus jahrelanger Behandlung weiß. Bleibt das Wesentliche, von dem ich gar nichts sagen kann.

Ständer: Nämlich?

Arzt: Das Maß Ihrer Neigung zu innerer Selbstvergiftung und die Fähigkeit des Blutes zur Verteidigung dagegen. Wie weit die Galle Fäulnis der Säfte und ihre Gärungen verhüten kann.



Ständer: Zerstörung durch Bazillen, Bakterien?

Arzt: Die braucht's nicht. Wir wissen nicht einmal, ob sie außer in medizinischen Lehrbüchern wirklich schädlich wirken. Vergiftung durch die Unfähigkeit, verbrauchte Stoffe, die gefährlich sind, aus dem Haushalt des Körpers auszuschleudern.

Ständer: Wie mache ich meinen Leib dazu fähiger?

Arzt: Vermeiden Sie die Laster!

Ständer: Körperliche?

Arzt: Zuerst! Trunksucht, Ausschweifung.

Ständer: Ich bin kein Wüstling.

Arzt: Dann seelische: Bosheit, Neid, Gram.

Ständer: Neid liegt mir fern. Gram suche ich nicht. Ein Schuß Bosheit hier und da bekommt mir.

Arzt: Wenn Sies so fühlen, gut. Vor allem aber fege Selbstgefühl, das Bewußtsein der Freiheit und eigenen Willens, durch die Blutbahnen.

Ständer: Das ists, Doktor! Verlassen Sie sich darauf, nur das! Und hängt's davon ab, vom festen Entschluß dazu, von der Gewißheit, ihn immer und in jedem Augenblick zu besitzen, werde ich, das versichere ich Sie — über hundert Jahr.

Arzt: Ich sehe nichts, das Ihre Voraussage ausschlösse.

Ständer: Und wozu dient die Bauchspeicheldrüse?

Arzt: Niemand weiß es.

Ständer: Wozu die Milz?

Arzt: Man ahnt es kaum.

Ständer: Und der Bazillen sind Sie nicht einmal gewiß?

Arzt: Die Bakteriologie ist eine Suppe, die man nicht anrührt, ohne sich zu verbrennen. Man schütte sie weg.

Ständer: Doktor, wann sind Sie wissenschaftlich einmal sicher?

Arzt: Liegt der Kranke tot vor uns, dürfen wir ruhig versichern, er lebt nicht mehr.

Ständer: Nicht immer ist der Arzt des Sterbens Grund?

Arzt: Meist Blutvergiftung.

Ständer: Ich danke Ihnen. Jedoch — der gute alte Flocke unbedingt?

Arzt: Leider. Unfähig, Antitoxine zu bilden. Zuviel Sorge und Gram. Guten Morgen. (Exit.)

Ständer (vor dem Spiegel): Mit fünftausendzweihundert, Schieferdachung und gesunder Blutbereitung habe ich mindestens fünfundzwanzig rüstige Jahre vor mir. Es lohnt!

\*

#### VIERTER AUFTRITT.

Isolde (mit einem Tablett tritt auf und setzt es auf den Tisch): Das Frühstück! Ein Hühnchen mit Tomatentunke. (Sie läßt den Vorhang herunter, verhängt die Schlüssellöcher.)

Ständer (setzt sich zum Tisch): Zieh den Vorhang hoch!

Isolde: Den Vorhang? (sie tuts.)

Ständer: Die Türen mach auf.

Isolde: Auf? (sie tuts.)

Ständer: Stell dich als Abundantia wie am Festabend dorthin. Üppig, üppig!

Isolde (tuts).

Ständer: Stillgestanden! Graziöser das Bein. Hoch! Öffne das Haar. Laß deine Mittel spielen.

Isolde (entfesselt ihr Haar).

Ständer: Ich möchte, in einer Zeitung, in Büchern wäre fettgedruckt von mir die Rede. Ich wollte — zum Bersten bin ich mit Buntheit und Kräften angefüllt.

\*

#### FÜNFTER AUFTRITT.

Arthur (tritt auf und sieht Isolde in ihrer Stellung): Was bedeutet der Auftritt?

Ständer: Abundantia. Die Fülle. Erinnerst du dich?

Arthur: Ich verbiete meiner Braut, sich irgendwem in solchen Stellungen zu zeigen.

Ständer: Ernsthaft?



Arthur: Deine Nichte gehört fortan ausschließlich mir und zu mir.

Isolde (auf ihn zu, umschlingt ihn).

Ständer: Ihr seid, sieht man euch an, im wesentlichen übereinstimmend, wirklich mit gleichem Maß zu messen.

Isolde: Ich fühle ganz wie Arthur.

Ständer: Das muß ein Vergnügen sein.

Arthur: Was soll die Redensart? Willst du eine Auseinandersetzung, findet sie allerdings besser vor der Hochzeit als nachher statt.

Ständer: Hast du etwas gegen mich?

Arthur: Nein.

Ständer: Es schien mir so.

Arthur: Durchaus nicht.

Ständer: Isolde?

Isolde: Aber Onkel!

Ständer: Ihr gebt mir das Zeugnis, bis zu diesem Augenblick besteht in euch keinerlei Abneigung gegen mich und meine Art?

Arthur: Ich schätze dich als großzügigen Charakter außerordentlich hoch, das weißt du.

Isolde: Ich liebe dich doch, Onkel!

Ständer: Seid ihr vollkommen ehrlich?

Isolde: Ja.

Arthur: Vollkommen.

Ständer: So bin ichs auch.

Leider kann ich von meinen Gefühlen für euch nicht dasselbe sagen. Anschauungen und Urteile, die ihr habt und die euch fürs Leben vereinen, sind mir konträr.

Arthur: Wie?

Ständer (zu Arthur): Geradezu widerlich. Vom Augenblick an, da ich dich genauer kenne, kämpfe ich eigentlich bei jedem deiner Worte mit Brechreiz.

Isolde: Onkel!

Arthur: Aber das ist ja —

Ständer: In deiner Person verkörpert sich für mich der zähe Schleim der tausend Gemeinplätze und Redensarten, mit dem

der nach Eigentümlichkeit durstende europäische Mensch betropft und zu einer klebrigen Masse geknebelt wird.

Arthur: Unerhört!

Ständer: Was aus deinem Mund kommt, hat die Absicht, der Erbärmlichkeit von überall her zum Sieg zu helfen. Christentum, Sozialismus, jeden ursprünglich heiligen Protest des Menschentums, zu einer geschmacklosen Bettelsuppe zu verdünnen, die den Lebensnerv reiner Gottesgeschöpfe bricht.

Arthur: Hören Sie auf! das ist —!

Ständer: Hinaus! Nehmen Sie mein Mündel, das mit Mond-süchtigkeiten fettgeschwemmte Mädchen, mit.

Isolde: Arthur! (Mit Aufschrei an seine Brust).

Arthur: Ich —! Ah —! Das —!

Ständer: Verpestet draußen das eigene und anderer Leben weiter mit sozialer Hinaufentwicklung, mit Mutterschutz, Schlag-sahne und Bourgeoisschleim. (Da Arthur fuchtelnd Miene zu irgend etwas macht, brüllt):

Ständer: Hinaus!!

Arthur und Isolde (umschlungen exeunt).

Ständer (reißt das Fenster auf): Luft herein. Wie wohl das tut!

\*

#### SECHSTER AUFTRITT.

Sturm (nach einem Augenblick tritt auf).

Ständer: Das ist eine Überraschung. Was tust du wieder hier?

Sturm: Einmal lockt mich die Neugier, das Schlußbild der kürzlich aufgeführten Lokalposse am Ort selbst zu sehen: Flocke im Schweiß seines kleinen Angesichts als verantwortlicher Werkdirektor.

Ständer: Die Posse wird zum Trauerspiel. Er stirbt daran.

Sturm: Ich dachte mirs ungefähr.

Ständer: Das war keine Kunst.

Sturm: Du hast ihn vorgeschlagen.

Ständer: Ohne böse Absicht für ihn. Mich im Augenblick zu retten. Er hätte auch ablehnen können, ablehnen müssen.



Aber da saß schließlich der Haken: unter einem Wust unverstandener Ideen drängte stürmisch genug simple Bürgersehnsucht. Der Knoten entrollte zur Katastrophe.

Sturm: Ein warnendes Beispiel. — Und du, Ständer?

Ständer: Und du, Sturm?

Sturm: Meinen Weg gehe ich weiter; warne und beschwöre die mir anvertrauten Massen unablässig durch Wort und Schrift vor den Ködern, die ihnen die kapitalistische Bourgeoisie überall legt. Suche, sie zu behüten vor dem Verlust ihrer elementaren Stoßkraft durch Annahme einer Halbbildung, die sie weiter begierlich und unentschieden macht. Halte sie im Mißtrauen gegen Volksschulen in Sandstein und Mahagonihölzern, in denen man allen Lehrstoff großbürgerlich fälscht, gegen Kasernen mit Sprungfedermatratzen und Wasserspülung, gegen den Aufenthalt in Marmorpalästen mit Wagnermusik durch ein verstärktes Symphonieorchester bei einer Tasse Kaffee in Meißner Porzellan für dreißig Pfennig.

Ständer: Um sie endlich zu führen — wohin?

Sturm: Im gegebenen Moment die Staatsgewalt zu ergreifen.

Ständer: Was ist Staatsmacht? Schutzwille des Eigentums.

Sturm: Alle Klassenunterschiede aufzuheben.

Ständer: Was schafft Klassengegensätze? Kapital.

Sturm: Um schließlich —

Ständer: Nicht wie Arthur Flocke im Weg friedlicher Entwicklung.

Sturm: Durch blutige Gewalt!

Ständer: Dennoch die Erbschaft des bevorrechtigten Bürgers anzutreten. Sich in seine Güter und Ideen festzunisten. Im Weg, Sturm, unterscheidest du dich von Flocke, und ich gebe deiner Art schließlich den Vorzug. Aber am Ziel angekommen mit einer Menge, die für ihren Bürgerberuf, durch tausend Kanäle schon vorgebildet, in Volksschulen, durch Zeitung, Kino und Theater bourgeoismäßig mit dem einzigen Begriff der Kapitalsanhäufung und Verteidigung vergiftet ist, müssen deine und Flockes Massen unfehlbar die gleichen Götter wieder aufstellen, die ihr stürzt.

Sturm: Wir werdens nicht! Niemals!

Ständer: Wie hoffst du unübersehbare, auf immer tollere Fruchtbarkeit gestellte Menschheit mit einem Fischzug zu heben aus dem Teich jahrtausendalter Zwangsvorstellungen; wie sie zu erlösen von Begriffen, die durch geschickte Bildung endgültig scheinen? Wie kannst du die Männer vom Weg ihrer historisch beglaubigten Tugenden, Weiber aus den Schlupfwinkeln der ihnen zugewiesenen Vortrefflichkeiten locken? Wer spült die Milch im Frauenleib rein von den Giftkeimen des nicht Sein-, sondern Scheinewollens, die, dem Säugling eingeflößt, ihn später zwingt, eine bürgerliche Geltung zu behaupten, der keine menschliche Bedeutung entspricht? Und doch bekennen wir vor unserem Gewissen, wir besseren Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts, daß alle geerbte Lehre nicht mehr wirksam ist unter Hundertmillionengruppen, die einzig der Sinn der Selbsterhaltung durch Zusammenschluß noch bewegt. Für den Volksführer aber ist es besonders sündhaft, weiter Ideale zu predigen, die das Gewissen des Einzelnen zur Voraussetzung haben. Geht hin und formt voraussetzungslos die Sittenlehre, in der zum erstenmal die Masse des Volks als das zu hegende Einzelwesen erscheint.

Sturm: Wir wollen nichts anderes. Aber wie, wo ist da für uns der Anfang? Hast du auch darüber nachgedacht?

Ständer: Ich bin ein alter Mann und durchaus noch von der Art jener Menschen, die im Grund nur sich selbst ohne jeden Vergleich und das Wohl der eigenen Seele wollen. Durch Sorge ums Brot wurde ich bis an mein sechzigstes Jahr verhindert, ausschließlich darauf zu achten und konnte nur durch maskierte Vorstöße, durch zeitweilige Empörung irgendwelcher Art, die Verbindung zur inneren Richtlinie festhalten. Den letzten Ausbruch hast du miterlebt.

Von heute an aber habe ich freie Möglichkeit und trenne mich entschieden von allem, was als Menschengesetz mir hier gepredigt wird. Unabhängig von Zunft und Gemeinschaftsidealen, will ich nur noch mein eigenes Herz durchforschen, die Lehrer suchen, die *meine* Natur verlangt, und sollte ich sie in China und in der Südsee finden.



Sturm: Ob dein Recht auf dich selbst oder die Pflicht aller für alle Gottes Ratschluß mit uns ist, werden wir heute nicht entscheiden. Doch fällt dir deine Überzeugung spät im Leben ein.

Ständer: Da liegt der Haken! Wäre ich zwanzig, mein Junge, und täte, was ich jetzt tue, viele würde mein Aufbruch mitreißen. Dann müßte Prophetie sein, was jetzt nur den Propheten rührt: der uns alle geschaffen und unterschieden, will auch von jedem die anvertraute Person unverfälscht zurück.

In meiner Façon, durchschnittlich begabt in die Welt gestellt, kann ich mir das Heiligsein erst als kleiner Rentner mit sechzig Jahren leisten, doch bleibt es immer noch Verdienst, meine ich, feste Bezüge erst seit Stunden in der Tasche, in das eigene Selbst unverzüglich aufzubrechen.

Sturm (nach kurzer Pause): Leb wohl! (Er zeigt nach oben zu Flocke.) Stirbt oben der Alte — die Kinder sind allein — das älteste Mädchen, ein einfaches Ding, hat mirs vielleicht ange-tan. Ich will hinauf. (Er gibt ihm die Hand.)

Ständer: Du hast mich nicht verstanden!

Sturm (sehr kühl): Ich habe dich gehört. Und wills Gott wirklich, zeigt sich auch irgendwie und wann der Effekt. (Exit.)

Ständer. Bei seinen geringen Einkünften erlebe ichs nicht mehr. (Er setzt den Hut auf.)

Und nun auf Wanderschaft zum Ziel am ruhigen Ort.

Für mich, Ständer, stehe ich.

Welch Glück, daß man keine Kinder hat! (Exit.)

Vorhang.

*Franz Werfel:*  
NEUE GEDICHTE  
AN DEN RICHTER.

Ich habe meine Lampe ausgelöscht und mich zu Bette gelegt,  
in mein fremdes Bette.

Da wallte mir durchs Fenster die bleiche Welt der Nacht, und  
der aufgebaute Berg beugte sich über meine Brust und  
wankte.

Die reißenden Hunde bellten in den schattenlosen Höfen des  
mondreichen Dorfes, und ich

Verwarf mich und stand auf und zündete die unwillige Lampe  
wieder an.

Ich will nichts von den Früchten und Speisen genießen, die  
noch auf meinem Tische stehn, obgleich es mich ge-  
lüstet.

Ach die Befriedigung vertritt uns Deinen Weg, und wer weich  
kniet, betet heiser.

Mit dem Apfel lenkt der Arzt das kranke Kind von seinem  
Weinen ab, um Fieber zu messen;

Weh uns, verheert von Lockung und Genuß, allzubereit, die edle  
Stätte des ewigen Erkenntnisschmerzes zu verlassen!!

O mein Richter! Meine Feinde haben mich enträtselt, durch-  
schaut und geschlagen.

Sie verwarfen mich, und ich mußte mich mit ihnen verbünden.  
Sie schalten mich: Scheinmensch, charakterlos, eitel, träge,  
gleichgültig, zu klein zur Sünde, zu gering zur Wohl-  
tat, schwach im Frevel und wertlos in der Reue,



Und ich hörte sie, und fuhr gegen mich, und gab ihnen Recht  
— mein Richter — und muß mich hassen!

Ich bekenne — und wenn auch dies Eitelkeit ist, weh, vermag  
ich nichts dagegen, bekenne dennoch:  
Ich war an diesem einzigen Tage so klein und niedrig, mittel-  
mäßig und schwach, wie nicht einer an meinem Tisch —  
Höflich war ich aus Angst, lobsprecherisch aus Feigheit, aus  
Trägheit zweizüngig und ohne Halt. Liebe vergalt ich  
mit böser Hoffnung, Sorge mit sorglosem Schwachsinn.  
Es ist nicht die Lust der Zerknirschung, wenn ich mich mit  
dem weidenden Vieh vergleiche.

Wie köstlich ist der kommende Tag, mein Richter, wie träumt  
man sich wandeln im Gebirg, wie hoffend auf Größe.  
Aber der abgestorbene Tag ist schrecklich, man sieht sich ungern  
nach ihm um, wie nach einem Kübel voll Kehricht.  
Wird es immer so sein? Mein Tag immer so sein, bis zum  
letzten Tage?  
Und wird sich im schmutzigen Kranken noch die alte Sturm-  
glocke der Schuld empören?!

Mein Richter, ich weiß nichts vom kommenden Tag, von jenem  
Tag, nicht ob Du wirst zu Gerichte sitzen, mein  
Richter.  
Aber Deinen Gerichtstag fürchte ich nicht, Deine Erhabenheit  
nicht, Dich nicht, mein Richter, mich fürchte ich, ich  
fürchte mich, Mich!  
Meine lahme Seele fürchte ich, mein stummes Herz, den un-  
verzweifelten Blick, den Leichtsinn, das So und So,  
das leere Achselzucken!  
Ich weiß nicht, ob Du bist, mein Richter, aber ich wünsche,  
daß Du bist, mein Richter, und will Deine gute Rute  
besprechen.

~~~~~  
 Ich sitze in diesem kalten Zimmer vor meiner Lampe. Horchst
 Du an meinem Fenster? Ich kann die Sterne sehn.
 Ich wende meinen Kopf scheu zum Fenster und rufe Dir diesen
 Gesang zu und mache diesen Gesang den Schlafenden
 kund.

Meine Lampe erfriert. In das Grab des schrecklichsten Todes
 sehe ich, ich sehe den geistigen Tod. Ich fühle das
 fieberlose Übel, Trägheit des Herzens!

Mit kalten Fingern sitze ich da, ohne Hilfe, und völlig ratlos.

Bald werde ich mich unter meine Decke legen, meinen Leib
 dehnen und ruhig atmen.

Laß es nicht zu, mein Gott, dieses Stunde um Stunde, dies
 Heute und Gestern, dies Immer und Ewig!

Aber vielleicht hast Du keine Macht über mich, wie ich keine
 Macht über diesen Gesang habe, der in seiner Wahr-
 heit noch gleisnerisch ist.

Und nicht einmal den Wahnsinn darfst Du mir mit seinen
 Sperberschwärmen und großen Steppen schenken!

TRÄGHEIT DES HERZENS.

Und immer wieder flieht ein Antlitz fort
Und schwanket über fremdem Wasserort.
Unwiederbringlich Aug und Liebeszeichen
Wird keine Reue, keine Qual erreichen.

Mein Gott, wieviele Liebe ließ ich aus,
Nicht kalt, nicht heiß durchmessend Weg und Haus!
Schläfriger Schächer konnte ich nicht halten
Gewognes Aug, darbietende Gestalten.

Unaufgefundener Blick sank irr hinab,
Arme Umarmung rasselte ins Grab,
Und ich, ein Mörder ungeheurer Güten,
Geh meinen Kreis, den lauen Ort zu hüten.

Und immer wieder bleiben Arme leer,
Und abgewendet wall ich durch mich her.
So Tag für Tag das feige Herz zersprechend
Und elend mit Almosen Gott bestechend.

LIED NACH EINEM TAGE.

Herr, sehr wenig ist, was ich dir gab,
Deine Flamm ist klein in mir gelungen,
Herr, der Du mich aus den Zeugungen
Fallen ließest irr in meinen Trab.

Dennoch Fremdling ich war so verwandt,
Und ich sah sich Augen übermilden,
Und erkannte in deinen Gebilden
Weise Anmut, die ich nicht verstand.

Ach so schwankte ich durch Traum und Kreis,
Durch Spitäler wankend und durch Säle. . .
Nur das schwarze Würgen in der Kehle,
Manchmal Träne, war Dein Preis!

DER TEMPEL.

O Tempel, in die
Zarteste Stunde gebaut,
Wenn schon die unermüdlichen
Schmetterlinge,
Die kreisenden, welken an
Der alten Lampe des Weisen und
Die Träumer plötzlich das Haupt
Tauchen aus tausend Fenstern.

Tempel,
In solcher Stunde erschallend,
Läßt du uns gehn
Über die Treppe.
Aber wenig leuchtet
Die Laterne voran des Priesters,
Wenn tief der Tierkreis
Brüllet und leis im Schlaf.

Wie bald doch steh ich
Und schon im Kuppelsaal.
Dort aber rundet
Der offene Himmel.
Ein Morgen
Macht ihn schon fast
Zum verschwommenen Knaben.
Doch in dem hellen Boden
Findet er sich bemessen
Zu unseren Füßen wieder
Genau
Im bildenden Wasserteich.

Wie da ruhen
Über unseren Schultern,
Die einhaltenden Vögel,
Die Planeten sich aus.

Sitzen sanft eine Weil' nur,
Geschlossene Flügel
Auf atemlosen Säulen.
Trällert einer im Schlaf.
Aber als letzter,
Luzifer schwirrend
Hebt sich hinweg
Morgender Stern.
Mit fernem Gelächter
Spiegelnd Gefieder
Im schon helleren Bassin.

Nun aber seh ich
Wolken grünen im Wasser.
Sehe dreifach
Das Strandgut treiben
Im kleinen Umkreis
Des Brunnenteichs.

Wohl weiß ich,
Und nimmer täuscht mich wer,
Mattes und Morsches.
Drei Dinge schwimmen,
Kleines Brett Noahs,
Binsenkorb Mosis,
Holzspan der Krippe.
Drei Schatten schwimmen
Auf wachsendem Himmel.

Nun aber schreiten —
(Da es doch bald mehr Frühe ist)
Die Männer hinaus,
Die herrlichen
Nach der Abfertigung.
Über den Brauen
Schimmern die Glatzen vor Osten.

Sie neigen und schreiten,
Die Heiligen schreiten
Hinter Planeten.
Frühe Arbeiter,
Und kühl
Von diesem Himmel und Frische.
So schreiten sie,
Ohne zu wecken,
Gesenkte Stirnen,
Aus allen Türen zugleich,
Hinaus aus diesem
Kuppelkreis,
Die Verschmäher der Speise.

MUDIGKEIT.

Tiefe Schwester der Welt
Weilt auf bewimpeltem Bord,
Schützt ihren Krug vor dem Glanz,
Der schon im Westen zerstürzt.

Mit dem Gelächter des Volks
Löst sich das Schifflein und schäumt,
Aber die Göttin und Gold
Rollt mit den Wellen noch lang.

Herz und Atem versinkt,
Woge, in welchen Schlag?
Mischt schon die Fledermaus
Elemente und Mohn?

Abendgestade und Blick
Schwindet hin. Kiel und Delphin.
Lebt noch über der Bucht
Maulbeer, Limone und Öl!

FRAUEN.

(Nach einem Fieber zu sagen.)

Waren es Frauen nicht,
Die uns an ihr großes Antlitz hoben. . .
Die uns in weißen Wagen schoben
Durch die unschuldigen Auen nicht?
In das Abendübermaß der Städte
Tempelbrand und Kuppelgoldenwerden
Führten sie uns wieder an der Hand,
Wenn wir den Nachmittag im Sand
Gespielt oder auf grünen Erden
Vor des kleinen Friedhofs eingestürztem Rand.

O Frau'n, o Doppelspiel,
O fernste, fernste Herzen,
So nah, wie nur das Fernste nahe ist.
Nun tragt ihr eure unbekannten Schmerzen
An uns vorbei durch diese Zimmerfrist.
Wir kennen nicht
Euer Gesicht,
Das wir doch kennen aus den hallenden Tagen,
Da wir in seiner tiefen Nähe dichten Näh' die Augen
aufgeschlagen.

DER EHRGEIZ.

Ein Weib von scharf und schreitender Gestalt,
Mit keuschem Antlitz, Händen feucht und kalt.
Das Auge dunkelt aus geschwärzter Schlucht,
Die weiße Lippe spannt verruchte Zucht.

Sie nimmt zerkrampft in den verworrenen Schlaf
Ein Lächeln mit, das sie im Spiegel traf,
Und kehrt sie in das Krähn der Frühe heim,
Schmeckt sie auf ihrer Zunge bösen Schleim.

Niemals errötet sie, doch sie erbleicht,
Ihr Mund wird oft, ihr Schoß wird nie erreicht.
Beladen schwankt vor ihr die Mutter, schwach.
Sie streift sie von der Brücke in den Bach.

Und geht mit Gliedern, die sie nicht entläßt,
Die Sehnen spannend durch das Adelsfest.
Die Masken winken, bis, auf dem sie steht,
Das Scheusal sie — ihr Entenfuß — verrät.

MORPHEUS SENEX.

Ich bin der Berg der Schlafe. Durch meine Ritzen wächst Moos
Ich bin an meinem Schenktisch ein langsamer Wirt.
Meine tiefen Augenlider hängen klumpig und groß
Über Backenfraß zum Lausebart nieder, der klirrt.

Die Baskenwölbung meiner Schenke ist nächtlich befleckt
Von Pestilenz der Lampenhur, die alten Atem haucht.
Die Tische sind, Fließen, dicke Gläser bedeckt
Von Asche, Speichel und Unflat, den die gute Freundschaft raucht.

Meine Diener sind taube Hexen, sie fahren mit krähendem Furz
Um die Tische, zerbrechen Geschirr und vergießen Trank.
Meine treuen Gäste Saufaus und Rotzaug lüften ihnen den Schurz,
Wiegen weise das Haupt und prüfen den guten Gestank.

Ich rühre immer mit dem Besen im Suppentopf,
Oder schleife durch meinen Sumpf, oder mache mich naß.
Zwei Greise noch wachen und wackeln, ein Kropf und ein
Wasserkopf,
Lallen und speicheln und schlagen öliges Aß.

Theodor Däubler:

HENRI ROUSSEAU

ROUSSEAU ist voll von Kindlichkeit: das Kind verlangt gemalte Photographien. Auch er malt sehr behutsam. Er nimmt sich bitter ernst: dadurch wird er ungemein rührend, aber niemals komisch. Wer glaubt, Henri Rousseau spiele, tändele aus Freude am Tändeln, irrt sich. Er hat den hassenden Blick des Kindes, das beim Spiel, wenn es Spiel für romantische Tatsache, innigste Wahrheit hält, sozusagen von einem Erwachsenen ertappt wird. Auch er kann dann blutrot werden. Er fürchtet sich, auf der Grenze zwischen Genie und grotesker Figur, oft lächerlich, also bloß grotesk zu sein. Daher seine Tigerblicke, die ein ganzes Katzenraubtier sozusagen im Satz nachschleppen. Ich bin noch nie über einen Tiger so erschrocken. Bei Delacroix: nur Schaustück; hier bei Rousseau: Entsetzlichkeit. Und er hat die Katze doch bloß eingekäfigt gesehen: folglich wirft er sich tigerhaft auf die Kundschafter in seinem Dschungel. Denn die kennt er, von Paris aus! Mit einem Tigersprung beherrscht er seine Sumpfwildnis. Er weiß und erzählt uns von den Pflanzenspitzen und Blumenstickereien vor Tropenhorizonten. Diese Pflanzen erschöpfen den Sumpf: fruchtbar gewordene Dschungelfurchtbarkeit wuchtet vor uns in die Tigergegend mit Aufklärern. Welche Feuchtigkeit in Stamm, Rohrgebilde und Blatt. Beinahe chinesische Mystik!

Rousseau ist ein guter, ein häuslicher Mensch, und er katzbuckelt sehr bedrohlich, wenn man das Bürgerliche, das Philiströse an ihm abgeschmackt findet. Er haßt ebenfalls das Bürgerliche, um den Bürger in Schutz zu nehmen. Oder auch: er haßt den Bürger, um das Bürgerliche zu verteidigen. Irgend etwas ist ihm peinlich am Bürgertum, aber er liebt es doch.

Rousseau ist ganz unliterarisch: schon aus diesem Grund kein Futurist. Er bedeutet als Sondererscheinung sehr viel: in der eigentlichen modernen Strömung könnte man ihn vorläufig überspringen. Wir sind aber überzeugt, daß er unmerklich bereits viel gewirkt hat: in einer künftigen ruhigern Periode muß er sehr bestimmten Einfluß gewinnen.

Etwas hat er gebracht, was die Futuristen anstrebten, ohne auf ihrem Wege vorläufig dazugelangt zu sein: den Mythos des Luftschiffes. Wir meinen eine kleine Landschaft, „An der Marne“, und darüber einen beinahe noch ungelenken Doppeldecker und einen unheimlichen Flugmollusken mit Menschen in seiner Flohgondel. Im Grün der Gegend steht auch ein Haus, um seine Beziehungslosigkeiten zu den Luftereignissen anzudeuten, unter Bäumen. Nichts geht dort drin vor; es birgt keine Poë-Romantik: die Leute drin habens gewiß sehr häuslich, während sich oben im Apparat die Insassen mit unglaublichen Umständlichkeiten abgeben müssen. Man denke, Menschen die einen Drachen bewohnen! Und dort unten ists so einfach.

Rousseau ist der erste, der Telegraphenstangen kennzeichnen konnte. Es wird zum Gewitter um Telephondrähte. Er ist der ausdrücklich Beflissene um Starkstromkandelaber. Aber alles das malt er in treuen Grautönen. In bescheidenem Kartoffelgelb. In gutmütigem Feldbraun. Und auf einmal doch wieder fast bengalisch erhellt bunt: wie vor Hagel und Blitz. Ja, dann blühen die Eisenbäume mit Drahtgezweige. Glasblau, porzellan grün. Es wird sofort losgehn: blitzen.

Die Festungsmauern vor Paris: das silbrige Grüngrau der Bannmeile bei der Hauptstadt. Drin vor dem Dünngrau das kurze Aprilgrün. Besonders frisch vor der Großstadt: denn sehr rasch kommts abermals zur Kahlheit der Baumgerippe. Einsamkeit vor den Wällen: sogar Schönheit. Eigentlich fortwährend etwas märzartig. Dabei melancholisch. Nervenberuhigend, wenn man bummeln geht. Was für Leute wohnen in der Vorstadt? Brave Bürgermenschen mit ihrem Familienhund. Hexenhafte Weiber mit ihrer Leibkatze. Bräute, die in ihrer

weißen Brautausmachung zum erstenmal häßlich sind. Kleinbürger zum photographieren.

Alles hat sich altmodisch-elegant angetan. Nach einer Übereinkunft nebeneinander aufgestellt. Artig, anständig. Die Sonntagsbinde klein und richtig aufs gestärkte Hemd gelegt. Den Schnurrbart zurechtgewirbelt, nicht aufgewichst. Die Haare etwas romantisch gekämmt; aber ordentlich. Die Männer sind oft ein wenig mannequinhaft, die Frauen leicht böartig. Verbirren altjungferlich: wenn das darzustellen ist.

Häufig eine Familie auf dem Lande. Die Bäume immer ein Geheimnis: mystisches Geäder mit belebenden Herzblättern. Blattpflanzen mit grünenden Lungenflügeln. Lauter wachsende, blühende Wandererlebnisse in einer menschen erfüllten Waldgegend. Der Stadthund ist auch mit hinausgelaufen, er ist so fröhlich, wie ein Hund von draußen, wenn er in den Schnee hinaus darf.

Niemand weiß soviel vom Winde zu erzählen wie Henri Rousseau. Vom Windhauch in den Bäumen. Das ist wie der Atem einer beseligenden Liebe. Ein Glücksgeschenk an die Welt.

Einmal flötet ein junger Mann im hin- und hergewehten Grün. Sein Weib trägt eine Rankenschlange. Ein nackter Knabe möchte dazu tanzen. Ein Hund bellt auf: aus der Tragik heraus, ein Tier sein zu müssen, daß nicht in die Musik einbezogen ward. Das Bild heißt: „Das glückliche Quartett“. Wir möchten es ein Quintett nennen, denn eine große Blattpflanze hat teil an der Weihe des Bildes. Auch ein hochgewordenes Gräserbündel neben dem Mann (die große grüne Blume aus Blättern steht beim Weib), ist eine melodische Leibhaftigkeit in der Gruppe. Also sogar ein Sextett? Die Bäume zählen nicht als Einzelheiten mit; sie sind Chor und gehören dem kühlenden Hauch. In den Pflanzen am Boden hingegen ist Einzigkeit, liebebedürftige Einzelheit: herzhaft Wärme.

Botanisch betrachtet Rousseau seine wundervollen Blumen: sie bleiben voll von Feuchtigkeit, obschon sie oft alle etwas Asternhaftes unter seinem Schauen abkriegen. Nicht selten

reichen sie uns, Blatt für Blatt, Alabasterhände: weich gezeichnete, deutlich veranschaulichte. Auch umgestülpte Märzgerten, betupft mit grünlichem Blattgeknospe, trägt ein braves Bürgermädchen vom Lande nach Hause. Ihre Gedanken sind heimlich einem Ladenjüngling zugewandt. Malen läßt sie sich aber mit einer Kattungardine in Van-Dyck-Aufmachung. Sie steht vor einem Gitter wie bei einem Vorstadtphotographen aus den geschmackvollsten Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts. Die Landschaft hinter Gitter ist beinahe sienesisch, farbenmystisch. Um ihren Kopf dämmert ein rosa Schein wie um eine Königin der Seelen. Und sie selbst, wie steht sie da? Sie bleibt die Hauptsache im Bild. Bestimmt: sie ist rundlich geworden, bevor sie in die Ehe trat. Sie wird in Frieden zwei bis drei Kinder bekommen.

Ein andres Bild: friedlich ists wirklich auf dem Gutshof, unter weißgekleideten Kindern und schaumbehaarten Gänsen. Weißgewölk schaukelt sich in der Luft. Oben gibts also Wind. An den geäderten, rostbraunen Bäumen kann man nichts merken. Ein Ahornblatt hängt etwas wie im Windhauch: es könnte aber zufällig abgeknickt sein. Doch oben in den Wolken gibts ein Hin und Her. Dabei kein beabsichtigter Kontrapunkt der Farben. Grauliche Beschaulichkeit mit lila Einfällen und weißen Verlautbarungen in der Farbenskala.

Sogar eine geschichtliche Feier: das Freiheitsfest. Ein harmlos lustiger, ganz ungefährlicher Wind hat sich von einem Hügel oder einer Mittagswolke losgemacht und ist in die Gesellschaft der Menschen geeilt. Es wird soeben getanzt. Um einen Baum. Fahnen sind in weiten Reihen gehißt: blau, weiß, rot. Letzte Perückenträger sehn zu. Schnurrbartgendarmen mit Dreimastern auf den Köpfen bleiben backenknochig und rotwangig zugegen. Vertreterinnen republikanischer Einfachheit stehn hinter Blättergerank so vorteilhaft, daß sich ihre Kleider auf dem Bilde herrlich geziert, warmatmig bestickt ausnehmen. Die da tanzen sind Bauernvolk: derb und taumlerisch. Paris hat sie befreit. Paris hat sie beschenkt. Pariser sehn beim Gewippe um den Freiheitsbaum zu. Auf unsichtbaren Drähten drehn sich ein paar Lam-

pions: blau, weiß, rot. Sie drehen sich im Windgetändel erst um sich selbst und dann, etwas rascher, zurück. Und so sehr lange Zeit. Am Abend werden sie wohl angezündet; Wärme wird sie aufwärtsdrängen: sie hängen aber fest, und folglich werden sie sich beruhigen. Der eigne Warmhauch wird den Tanz mit den Lauhauchen aufheben. Sie werden regungsloser herabhängen: blau, weiß, rot.

Ein milder, ein ganz süßer Frühlingshauch an der glitzernen Seine: Kastanienbäume ziehn soeben ihre goldgrünen Atlaskleider an. Wind legt silberne Schärpen um die Frischgewandeten: in den Beeten über gutem Humus blaubraune und gelbblaue Stiefmütterchen. Ein ganz langer Zug von Malern bewegt sich durch die Allee: es geht zu den „Indépendants“. Keine Jury darf hier die Hoffnungen nach schwerer Winterarbeit knicken.

Die anständigen „freiesten“ Künstler erfüllen ihre Pflicht: sie ziehen in ihren besten schwarzen Gewändern in Reihen nach dem Ausstellungsgebäude. Einige sogar mit Schubkarren, so viel Bilder wollen sie aufhängen. Die Wandgebühr von 25 Fr. haben sie ja entrichtet. Das ist ein rührendes Bild von Rousseau: er selbst ist auch unter den Pilgernden.

Er hat auch ein großes, dickes Kind gemalt. Es steht mit seinem Hampelmann im vergnügtesten Grün. In frischster Luft: man merkt an den Blättern und Blumen. Drastisch ist das Baby. Es hat nackte Waden und nackte Arme. Ein tolles Erlebnis und bereits ein starker Stilausdruck.

So war Rousseau.

Gottfried Benn:

DIE REISE

ROENNE wollte nach Antwerpen fahren, aber wie ohne Zerrüttung? Er konnte nicht zu Mittag kommen. Er mußte angeben, er könne heute nicht zu Mittag kommen, er fahre nach Antwerpen. Nach Antwerpen, hätte der Zuhörer gedacht? Betrachtung? Aufnahme? Sich ergehen? Das erschien ihm ausgeschlossen. Es zielte auf Bereicherung und den Aufbau des Seelischen.

Und nun stellte er sich vor, er säße im Zug und müßte sich plötzlich erinnern, wie jetzt bei Tisch davon gesprochen würde, daß er fort sei; wenn auch nur nebenbei, als Antwort auf eine kurz hingeworfene Frage, jedenfalls aber doch so viel, er seinerseits suche Beziehungen zu der Stadt, dem Mittelalter und den Scheldequais.

Erschlagen fühlte er sich, Schweißausbrüche. Eine Krümmung befahl ihn, als er seine unbestimmten und noch gar nicht absehbaren, jedenfalls aber doch so geringen und armseligen Vorgänge zusammengefaßt erblickte in Begriffen aus dem Lebensweg eines Herrn.

Ein Wolkenbruch von Hemmungen und Schwäche brach auf ihn nieder. Denn wo waren Garantien, daß er überhaupt etwas von der Reise erzählen könnte, mitbringen, verlebendigen, daß etwas in ihn träte im Sinne des Erlebnisses?

Große Rauheiten, wie die Eisenbahn, sich einem Herrn gegenüber gesetzt fühlen, das Heraustreten vor den Ankunftsbahnhof mit der zielstrebigsten Bewegung zu dem Orte der Verrichtung; das alles waren Dinge, die konnten nur im Geheimen vor sich gehen, in sich selber erlitten, trostlos und tief.

Wie war er denn überhaupt auf den Gedanken gekommen, zu verlassen, darin er seinen Tag erfüllte? War er tollkühn, herauszutreten aus der Form, die ihn trug? Glaubte er an Erweiterung, trotzte er dem Zusammenbruch?

Nein sagte er sich, nein. Ich kann es beschwören: nein. Nur als ich vorhin aus dem Geschäft ging, nach Veilchen roch man wieder, gepudert war man auch, ein Mädchen kam heran mit weißer Brust, es erschien nicht ausgeschlossen, daß man sie eröffnet. Es erschien nicht ausgeschlossen, daß man prangen würde und strömen. Ein Strand rückte in den Bereich der Möglichkeiten, an den die blaue Brust des Meeres schlug. Aber nun zur Versöhnung will ich essen gehn.

Durch Verbeugung in der Türe anerkannte er die Individualitäten. Wer wäre er gewesen? Still nahm er Platz. Groß wuchteten die Herren.

Nun erzählte Herr Jansen von den Eigentümlichkeiten einer tropischen Frucht, die einen Kern enthalte von Eigröße. Das Weiche äße man mit einem Löffel, es habe gallertartige Konsistenz. Einige meinten, es schmecke nach Nuß. Er demgegenüber habe immer gefunden, es schmecke nach Ei. Man äße es mit Pfeffer und Salz. Es handelte sich um eine schmackhafte Frucht. Er habe davon des Tages 3—4 gegessen und einen ernstlichen Schaden nie bemerkt.

Hierin trat Herrn Körner das Außerordentliche entgegen. Mit Pfeffer und Salz eine Frucht? Das erschien ihm ungewöhnlich, und er nahm dazu Stellung.

Wenn es ihm doch aber nach Ei schmeckt, wies Herr Mau auf das Subjektive des Urteils hin, gleichzeitig etwas wegwerfend, als ob er seinerseits nichts Unüberbrückbares sähe. Außerdem so ungewöhnlich sei es doch nun nicht, führte Herr Offenberg zur Norm zurück, denn z. B. die Tomate? Wie nun vollends, wenn Herr Kritzler einen Oheim aufzuweisen hatte, der noch mit 70 Jahren Melone mit Senf gegessen hatte, und zwar in den Abendstunden, wo Derartiges bekanntlich am wenigsten bekömmlich sei?

Alles in allem: Lag denn in der Tat eine Erscheinung von so ungewöhnlicher Art vor, ein Vorkommnis sozusagen, das die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich zu lenken geeignet war, sei es, weil es in seinen Verallgemeinerungen bedenkliche Folgeerscheinungen hätte zeitigen können, sei es, weil es als Erlebnis aus der besonderen Atmosphäre des Tropischen zum Nachdenken anzuregen geeignet war?

Soweit war es gediehen, als Roenne zitterte, Erstickung auf seinem Teller fand und nur mit Mühe das Fleisch aß.

Ob er aber nicht doch vielleicht eine Banane gemeint habe, bestand Herr Körner, diese weiche, etwas mürbe und längliche Frucht?

Eine Banane, wuchs Herrn Jansen auf? Er, der Congokenner? Der langjährige Befahrer des Moabangi? Nein das nötigte ihm geradezu ein Lächeln ab! Weit entschwand er über diesem Kreis. Was hatten sie denn für Vergleiche? eine Erdbeere oder eine Nuß, vielleicht hie und da eine Marone, etwas südlicher. Er aber, der beamtete Vertreter in Hulemakong, der aus den Dschungeln des Jambo kam?

Jetzt oder nie, Aufstieg oder Vernichtung, fühlte Roenne, und: wirklich nie einen ernstlichen Schaden bemerkt? tastete er sich beherrschten Lautes in das Gewoge, Erstaunen malend und den Zweifel des Fachmanns: Vor dem Nichts stand er; Ob Antwort käme?

Aber saß denn nicht schließlich auf dem Stuhl aus Holz er, schlicht umrauscht von dem Wissen um das Gefährvolle der Tropenfrucht, wie in Sinnen und Vergleichen mit Angaben und Erzählungen ähnlicher Erlebnisse, der schweigsame Forscher, der durch Beruf und Anlage wortkarge Arzt? Dünn sah er durch die Lider, vom Fleisch auf, die Reihe entlang, langsam erglänzend. Hoffnung war es noch nicht, aber ein Wehen ohne Not. Und nun eine Festigung: mehreren Herren schien in der Tat die nochmalige Bestätigung dieser Tatsache zur Behebung von etwa aufgestiegenen Bedenken von Wert zu sein. Und nun war kein Zweifel mehr: einige nickten kauend.

Jubel brach aus, Triumphgesänge. Nun hallte Antwort mit Aufrechterhaltung gegenüber Zweiflern, und das galt ihm. Einreihung geschah, Bewertung trat ein; Fleisch aß er, ein wohlbekanntes Gericht; Äußerungen knüpften an ihn an, zu Ansammlungen trat er, unter ein Gewölbe von großem Glück; selbst Verabredung für den Nachmittag zuckte einen Augenblick lang ohne Erbeben durch sein Herz.

Aus Erz saßen die Männer. Voll kostete Roenne seinen Triumph. Er erlebte tief, wie aus jedem der Mitesser ihm der Titel eines Herrn zustieg, der nach der Mahlzeit einen kleinen Schnaps nicht verschmähte und ihn mit einem bescheidenen Witzwort zu sich nimmt, indem Ermunterung für die andern, aber auch die entschiedene Abwehr jeglichen übermäßigen Alkoholgenusses eine gewisse Atmosphäre der Behaglichkeit verbreitete. Der Eindruck der Redlichkeit war er und des schlichten Eintretens für die eigene Überzeugung; aber auch einer anderweitigen Auffassung gegenüber würde er gern zugeben: da ist was Wahres dran. Geordnet fühlte er seine Züge; kühler Gelassenheit, ja Unerschütterlichkeit auf seinem Gesicht zum Siege verholfen; und das trug er bis an die Tür, die er hinter sich schloß.

Schattenhaft ging er durch den Gang, nun wieder im Gefühl des Schlafes, in den man sank, ohne einen Wirbel über sich zu lassen, negativ verendet, nur als Schnittpunkt bejaht. Zwei Huren wuschen den Gang auf, von weitem schon ihn wahrnehmend, aber sich in die Arbeit versunken stellend, bis er da war. Nun erst trat in die Augen das jähe Erkennen, Keuschheit und Verheißung aus der Reife des Bluts.

Roenne aber dachte, ich kenne euch Tiere, über 300 Nackte jeden Morgen! aber wie stark ihr die Liebe spielt! Eine kannte ich, die war an einem Tag von Männern einem Viertelhundert der Rausch gewesen, die Schauer und der Sommer, um den sie blühten. Sie stellte die Form, und es geschah das Wirkliche. Ich will Formen suchen und mich hinterlassen, Wirklichkeiten eine Hügelkette, o von Dingen ein Gelände!

Er trat aus dem Haus. Helle Avenuen waren da, Licht voll Entrückung, Daphneen im Erblühn. Es war eine Vorstadt;

Armes aus Kellern, Krüppel und Gräber, soviel Ungelacht. Roenne aber dachte, jeder Mensch, dem ich begegne, ist noch ein Sturm zu seinem Glück. Nirgends meine schwere, drängende Zerrüttung.

Er ging langsam, er schürfte sich vor. Es war eine ungewohnte Straßenstunde, ihm seit Monaten nicht mehr bekannt. Er blätterte das Entgegenkommende behutsam auseinander mit seinen tastenden, an der Spitze leicht ermüdbaren Augen.

Aufzunehmen gilt es, rief er sich zu, einzuordnen oder prüfend zu übergehn. Aus dem Einstrom der Dinge, dem Rauschen der Klänge, dem Fluten des Lichts die stille Ebene herzustellen, die er bedeutete.

Es war eine fremde Gegend, durch die er ging, aber es mochte immerhin ein Bekannter kommen und fragen, woher und wohin. Und obschon er einen Patienten jederzeit hierfür zur Hand gehabt hätte, so war es doch nicht der Fall, und ihm graute vor dem Erlebnis, vor dem er stehen würde: daß er aus dem Nichts in das Fragwürdige schritt, im Antrieb eines Schatten, keiner Verknotung mächtig und dennoch auf Erhaltung rechnend.

Scheu sah er sich um; höhnisch standen Haus und Baum; unterwürfig eilte er vorbei. Haus, sagte er zum nächsten Gebäude, Haus, zum übernächsten; Baum, zu allen Linden seines Wegs. Nur um Vermittlung handele es sich, in Unberührtheit blieben die Einzeldinge; wer wäre es gewesen, an sich zu nehmen oder zu übersehen oder, sich auflehnend, zu erschaffen? Ein bischen durch die Sonne gehen, mehr wollte er ja nicht; es warm haben, und der Himmel hatte ein Blau: nie endend, mütterlich und sanft vergehend.

Weit war er noch nicht von seinem Krankenhaus entfernt, da übermannte ihn schon die Not. Wohin trug er sich denn, etwa in das All? War er der Träumer denn, weich streifend den Hang, oder der Hirt auf den Hügeln? Trat an die Maikastanie vielleicht er, den Ast beklopfend mit dem Hornmesser, bis in Saft vom Zweige die Rinde glitt und wurde die gehöhlte Flöte? Gesänge, hatte sie er? War er vielleicht der Freie, der in Segeln schritt, und überall die Erde, löschend mit seinem Blick?

~~~~~

O, er war wohl schon zu weit gegangen! Schon schwankte vor der Straße Feld, unter gelben Stürmen gefleckter Himmel, und ein Wagen hielt am Saum der Stadt. Zurück! hieß es, denn heran wogte das Ungeformte, und das Uferlose lag lauernd.

Nun nahm ihn wieder die Straße auf, schnurgerade und unter einem flachen Licht. Von Tür zu Tür lief sie, und sachlich um den Fuß der Botenfrau; aus den Kellern über sie wehte die Küche Nahrung und Notdurft; vor dem Spiegel der Herr kämmte achtbar seinen Bart; klang der Fuß auf Metall, sorgte für Entwässerung das Gemeinwohl; lag ein Gitterchen an der Mauer, kam im Winter nicht der Frost, und in ihr Recht traten Förder und Schacht?

Wie einsam steht es um die Straße, dachte Roenne, sie ist eindeutig fixiert und wird entwicklungsgeschichtlich kaum durchdacht; aber schön und sicher ist es, hier zu wandeln, so dicht am Leib mündet sie, und eigentlich ist es kein Gehen mehr, sondern ein Träumen auf dem Rücken des Zwecks.

Dann prangten zwischen Pelz und Locken Damen in den Abend ihr Geschlecht. Blühen, Züngeln, Fliedern der Scham aus Samt und Bänder über Hüften. Roenne labte sich an dem Geordneten einer Samtmantille, an der restlos gelungenen Unterordnung des Stofflichen unter den Begriff der Verhüllung; ein Triumph trat ihm entgegen zielstrebigen, kausal geleiteten Handelns. Aber — und plötzlich sah er die Frau nackt — diese nicht; es müßte die Ernüchterte sein, die sich noch einmal krümmen ließe.

Da trat ein Herr auf ihn zu, und ha ha, und schön Wetter, ging es hin und her, Vergangenheit und Zukunft eine Weile im kategorialen Raum. Als er fort war, taumelte Roenne. Sie alle lebten mit Schwerpunkten auf Meridianen zwischen Refraktor und Barometer, er nur sandte Blicke über die Dinge, gelähmt von Sehnsüchten nach einem Azimuth, nach einer klaren logischen Säuberung schrie er, nach einem Wort, das ihn erfaßte. Wann würde er der erzene Mann, um den tags die Dinge brandeten und des Nachts der Schlaf, der gelassen vor einem Bahnhof stände, wieviel Erde es auch gäbe, der Verwurzelte, der Unerschütterliche?



Reisen hatte er gewollt; aber nun schienen Gleise über die Straße, und schon sank sein Blick. Oh, daß es eine Erde gab, wirklich grün, stark irden, silbern verfernt, über die die Augen strichen, wie ein Flügel, und Städte, flache weiße, an Küsten, und Kutter, braune, die man hinnahm, liebte und vergaß.

Oder ein Leben um das Radwerk einer Uhr; um Hyazinthenknollen die Hand; die Schulter, die das Fischnetz zog, silbern, und ihr Abwurf auf den Strand.

Da, durch die helle dünne Luft, in die die Knospen ragten, und unter dem ersten Stern, kam eine Frau vorbei und roch blau und langte Roenne nach dem Schädel und legte ihn tief in den Nacken, bettend, und über der Stirn stand die frühe Nacht.

Roenne schluchzte auf: wer knirschte so tief wie ich unter dem Stoff, wer ist so geknechtet von den Dingen nach Zusammenhang als ich, aber eben dies schweifende Gewässer, tief, dunkel und veilchenfarben, aus dem Aufklaff einer Achsel — mich stäubt Zermalmung an.

Zwischen die Straßen rinnt Nacht, über die weißen Steine blaut es, es verdichtet sich die Entrückung; die Sträucher schmelzen, welches Vergehn!

Nun fiel ein Regen und löste die Form. Wohnungen traten unter laues Wasser, in Frühlingsgewölke stand alle Stadt. Über ihr aber schwebte er, entrückt, einsam, mit einer Krone irgend woher. Jäh wurde er der Herr mit Koffer, der auf die Reise ging durch Aue und Land. Schon wogten Hügel heran, weich bewaldert; nun brüderlich die Äcker; die Versöhnung kam.

Er sah die Straße entlang und fand wohin.

Einrauschte er in die Dämmerung eines Kinos, in das Unbewußte des Parterres. In weiten Kelchen flacher Blumen bis an die verhüllten Ampeln stand rötliches Licht. Aus Geigen ging es, nah und warm gespielt, auf der Ründung seines Hirns, entlockend einen wirklich süßen Ton. Schulter neigte sich an Schulter, eine Hingebung; Geflüster, ein Zusammenschluß; Betastungen, das Glück. Ein Herr kam auf ihn zu, mit Frau und Kind, Bekanntschaft zuwerfend, breiten Mund und frohes Lachen. Roenne aber erkannte ihn nicht mehr.

~~~~~

Er war eingetreten in den Film, in die scheidende Geste, in die mythische Wucht.

Groß vor dem Meer wölkte er um sich den Mantel, in hellen Briesen stand in Falten der Rock; durch die Luft schlug er wie auf ein Tier, und wie kühlte der Trunk den Letzten des Stamms.

Wie er stampfte, wie rüstig blähte er das Knie. Die Asche streifte er ab, lässig, benommen von den großen Dingen, die seiner harften aus dem Brief, den der alte Diener brachte, auf dessen Knien der Ahn geschaukelt.

Zu der Frau am Bronnen trat edel der Greis. Wie stutzte die Amme, am Busen das Tuch. Wie holde Gespielin! Wie Reh zwischen Farren! Wie ritterlich Weidwerk! Wie Silberbart!

Roenne atmete kaum, behutsam, es nicht zu zerbrechen. Denn es war vollbracht, es hatte sich vollzogen.

Über den Trümmern einer kranken Zeit hatte sich zusammengefunden die Bewegung und der Geist, ohne Zwischentritt. Klar aus den Reizen segelte der Arm; vom Licht zur Hüfte, ein heller Schwung, von Ast zu Ast.

In sich rauschte der Strom. Oder wenn es kein Strom war, ein Wurf von Formen, ein Spiel in Fibern, sinnlos und das Ende um allen Saum.

Roenne, ein Gebilde, ein heller Zusammentritt, zerfallend, von blauen Buchten benagt, über den Lidern kichernd das Licht.

Er trat auf die Avenue. Er endete in einem Park.

Dunkel drohte es auf, bewölkt und schauernd, wieder aus dem Gefühl des Schlafs, in den man sank, ohne einen Wirbel über sich zu lassen, negativ verendet, nur als Schnittpunkt bejaht; aber noch ging er durch den Frühling, und er schuf sich an den hellen Anemonen des Rasens entlang und lehnte an eine Herme, verstorben weiß, ewig marmorn, hierher zerfallen aus den Brüchen, vor denen nie verging das südliche Meer.

Ludwig Rubiner:

LEGENDE VOM ORIENT

Die Menschen brauchen Berater. Sie brauchen im Menschen-tum Führer. Statt dessen haben sie Krieg.

Und warum werden gerade die feinsten Menschen nicht Führer? Warum nicht gerade die edelsten, lautersten, wissendsten? Warum nicht die Söhne der Erkenntnis? Weil gerade sie aus lauter Wissen, Edelmut, Anständigkeit verhaspelt sind in die dümmste Modemeinung; verfangen ganz im Elend der Abhängigkeit von Gewesenem. Weil sie Optimisten irgend einer vagen Zukunft sind, die, meinen sie, erfüllet würde, auch wenn man nichts dafür tut. Unter den Besten, Fähigsten und Denkendsten geht immer noch der Aberglaube um, wer Erkenntnisse habe, der sei losgesprochen und frei von dem lauten Kampf, von dem öffentlichen Bemühen um andere Menschen; entbunden von jener Durchzwingung der Meinungen, die ja eine Erkenntnis erst zur Verwirklichung bringen kann: entbunden von der Propaganda.

Aber Ende und Tod beginnt, wenn der Edle, Lautere, Feine aus Angst vor der Verantwortung, aus Drang in die ruchlose Isolation des Gelehrten: beginnt, alles was edel, lauter, fein in ihm ist, zu klassifizieren; alles, was zukünftig an ihm wäre, als angeblich längst Gewußtes zu historisieren. Wenn er daran geht, alles, was er *erwünscht*, zu einer bloßen Denkkategorie zu gestalten.

Die Edlen, Lauteren, Anständigen haben sich nicht über ihr Schicksal zu beklagen. Sie haben es besser zu machen. Sie haben ihre Feinheit, Lauterkeit, Edelart nicht zu betrachten, sondern sie haben sie durchzusetzen. Sie haben sich für sie zu entscheiden.

Sie haben sich zu entscheiden.

*

Ein Wort Emersons: „Wehe, wenn der Allmächtige einen Denker auf diese Erde sendet. Dann ist alles in Gefahr. Es ist, als wäre ein Brand in einer großen Stadt ausgebrochen, und keiner weiß, was außer Gefahr ist, und wie alles enden wird. Da ist kein Teil in der Wissenschaft, der nicht morgen eine Veränderung seiner Lage erfahren sollte, kein literarischer Ruf, keine sogenannten ewigen Namen des Ruhms, die nicht einer Prüfung unterzogen und verurteilt würden. Die besten Hoffnungen eines Menschen, die Gedanken seines Herzens, die Religion der Völker, die Sitten und Morallehren der Menschheit, alle sind der Gnade einer neuen Verallgemeinerung unterworfen. Verallgemeinerung bedeutet stets ein neues Einströmen der Gottheit in den Geist. Daher auch der Schauer, der sie begleitet.“

Aber heute sind die Menschen bereit, einem Denker zu folgen. Nach soviel Grauen ist ihnen keine Erschütterung der Welt, die vom Geiste kommt, mehr grauenhaft. Nach soviel Gefahr für die Menschheit ist jede Änderung der Welt aus dem Geiste nur himmlische Sicherheit. Und der Schauer, der eine neue Verallgemeinerung begleitet, wäre heute nur ein Schauer des Glücks.

Wo diese neue Verallgemeinerung — das völlige Aufstrahlen unseres realen, täglichen Lebens in einer unbedingten Führung des Geistes — wo das zu suchen sei, ist die Frage. Sehr edle, ganz lautere Menschen bieten sich an. Köpfe, deren jedes Stück ihrer Lebensgrammatik bis heute hochweihevoller Anständigkeit war. Sie sagen, der neue Weg der Menschheit führe zu einer tatsächlichen *Unio mystica* des Abendlandes mit dem Geiste des Orients. Die Brücke zwischen beiden sei das Judentum. Wolle man die Möglichkeit dieses neuen Weges erforschen, so könne man sie vor allem an der Realität des Judentums prüfen.

Der bedeutendste Sprecher dieser Gruppe, ihr wortmächtigster, klarster Repräsentant ist Martin Buber. Das große Wissen, die Strenge gegen sich selbst und die Leidenschaft des Schriftstellers geben es Buber an die Hand, die Ideen der Menschen, welche er vertritt, am umfassendsten und am tiefsten darzustellen. Man hat kein besseres Mittel, diese Ideen zu prüfen, als in Bubers letztem Buch. Dieses Buch ist programmatisch,

es vereinigt mit Aufsätzen seine drei Reden vom Judentum. Das Buch: „*Vom Geist des Judentums*“ erschien in eben diesen Wochen bei Kurt Wolff, dem Leipziger Verlage, der das Verdienst hat, oft programmatische Literatur unserer Zeit zu veröffentlichen. Bubers persönliches Verdienst ist es, die Voraussetzungen derer, für die er spricht, ganz außerordentlich gut formuliert zu haben.

*

Die Voraussetzungen seien zwei große, differente Menschentypen. Sie werden der „motorische Mensch“ und der „sensorische Mensch“ benannt. Der sensorische Mensch sei im Abendländer zu finden, im Europäer, historisch am geprägtsten im Hellenen. Dieser sei der Rezeptive, der Mensch, der seine Umwelt aufnimmt und daraus die Welt findet. Sein Gegensatz, der motorische Mensch, trage unter dem Drucke einer Idee seine Welt in die Umwelt hinein. Der motorische Mensch sei der orientalische Mensch. Der reinste Typus des motorischen Menschen liege im für uns sichtbarsten Typus des Orientalen: im Juden.

Lassen wir zunächst die Frage offen, ob wirklich die Begriffe Abendland = Sensorium, und orientalisches = Motor sich decken. Jedenfalls, den „sensorischen“ Menschen, den Menschen seiner Umwelt, kennen wir reichlich. Aber sehr wenig kennen wir den motorischen Menschen, den unbedingt Handelnden. Er ist einfach seltener. Soviel seltener, als wirkliches Handeln seltener ist denn Stimmung; Mitgerissen sein; Hingabe, noch ehe das Wissen um Hingabe da ist, im Genuß.

Die Formeln für einen sensorischen und einen motorischen Menschentypus werden als erste Voraussetzung für alles Kommende aufgestellt; aus Gründen, die noch klar werden.

Hier ist zu sagen: Definitionen dürften diesen Platz nicht einnehmen. Es sind keine Voraussetzungen. Fragen wir nach dem unbedingt handelnden Menschen, so müßten wir auch die stärkste Konsequenz ertragen können. In Wahrheit sind die ersten Voraussetzungen für den handelnden Menschen: Gläu-

bigkeit. Wissen um das Absolute (Gott). Kenntnis der Äußerung des Absoluten in der Welt (Geist). Unbedingtes Durchdrungensein von dem Kriterium: Wert. Und vor allem: der handelnde Mensch ist ein öffentlicher Mensch, kein Privatwesen. Ein Mensch des Zusammenhanges, nicht der Isolation. Das sind die Vorbedingungen für die Konstitution des handelnden Menschen. Man kann ihn, wenn man durchaus will, auch „motorisch“ nennen. Ob er Orientale oder Abendländer ist, spielt, wie man sieht, bereits keine Rolle mehr.

Nun heißt es aber: „Beide (der motorische und der sensorische Mensch) denken; aber des einen Denken meint Wirken, des andern Denken meint Form.“ Aber Wirken — wofür? Form — wovon? Allzulange hören wir schon das geheimnisvolle Murmeln der Form-Theorien. Wir machen das nicht mehr mit! Denn diese vage, doch in sich selbst schon selig versinkende, inzuchtartige Setzung der Form an sich konnte nur möglich sein in einem Zeitalter des unsichersten Relativismus. In einer Zeit, die den bloßen Schein einer Sicherheit schon als Beruhigung und die Sicherheit selbst aufnimmt. — Vor der Idee des Absoluten verliert aber „Form“ jede Selbständigkeitsbedeutung. Und „Wirken“ kann doch nur im Sinne des Wirkens zur Formwerdung von Geistigem ausgesprochen werden, im Sinne der Verwirklichung. Worin sollte denn Wirken sich äußern, wenn nicht in Form. Aber beide, selbst zu Zwecken der Definition, als Gebilde an sich zu trennen, ist in Wahrheit nur Vermischung. Wird das gut gemacht dadurch, daß wir es mit Verwirren nur aus Liebe zu tun haben? mit Vermischen aus übergroßer Gerechtigkeit gegen Gewesenes, heute schon Form-Seiendes; und daß alles dieses von einer tiefen Befangenheit in mancherlei Neo-Renaissancovorstellungen ausgeht.

„Der Eindruck, der einen der Sinne des motorischen Menschen trifft, geht als Stoß durch alle, und die spezifischen Sinnesqualitäten erblassen vor der Wucht des Gesamtzustandes.“ — Eindruck? Aber welche Welt lieblichster Stillebenmalerei spricht hier zu uns? Nein, es handelt sich nicht um Fragen des Zeitstils, nicht um abgetanen Impressionismus; das wäre ja

nur äußerlichstes Symptom. Sondern darum, daß „Eindruck“ nur da eine Rolle spielt, wo noch die Gipfelung der Relativitätsphilosophie aus dem neunzehnten Jahrhundert die Hauptsache ist, nämlich im sogenannten *Erlebnis*. Daher später der ganz folgerichtige Anbau: „Wie der Okzidentale die Bewegung, die bewegte Erscheinung der Welt aus seiner Empfindung begreift, so ist es dieses sein Wissen um den Kern und Sinn seines Lebens, aus dem er den Kern und Sinn der Welt erschließt.“ — Empfindung? Nein. Denn nicht Erlebnis treibt zum Handeln, treibt zu irgendetwas überhaupt, sondern der Geist. Wissen? Aber wo ist das Kriterium des Wissens, wenn nicht im Absoluten? Beim motorischen Menschen sei, nach jener Empfindungshypothese, „das Sehen nicht souverän, es dient nur der Vermittlung zwischen der bewegten Welt und der latenten Bewegung des eigenen Leibes, der befähigt ist, jene mitzuempfinden und mitzuleben . . . Die Bewegung der Welt ist es, die er mit dem Gesicht wie mit den andern Sinnen aufnimmt, und die sich in ihm fortpflanzt.“ Es ist doch die Rede vom handelnden Menschen. So muß man gegen diesen Irrtum feststellen: der Leib ist vor Gott nicht dazu da, um die Bewegung mitzumachen, sondern um sie zu machen! — Vor lauter Differenzen kommt es oft zur Flachheit: „Er (der motorische Mensch) wird weniger des Umrisses inne als der Gebärde; weniger des Nebeneinander als des Nacheinander“. Aber erstlich ist „Gebärde“ schon ein Ruhendes, daher auch in der Hofmannsthalzeit ein mit Vorliebe zu verschlafener Pseudo-Bewegtheit benutzter Ausdruck. Und dann: Für den Handelnden gibt es kein „Nacheinander“, ebensowenig wie dessen Schulgegensatz, das „Nebeneinander“ (als Ruheangelegenheit). Die Aufstellung solcher Gegensätze ist die Konsequenz des philosophischen Naturalismus von Hochrenaissance-Ideen. „Der motorische Mensch (der orientalische) *spürt* die Welt mehr, als er sie wahrnimmt; denn sie erfaßt und durchfährt ihn, sie, die dem Okzidental gegenübertritt.“ Aber das ist einfach nicht richtig. Denn es gilt ja nur: unter Gott stehen (oder Gott vergessen haben)! — „Der Okzidentale“, meint die Empfindungshypo-

these, — „*begreift* seine Empfindung aus der Welt, der Orientale die Welt aus seiner Empfindung.“ Aber es handelt sich nicht ums „Begreifen“, sondern ums Handeln! Das Handeln wird uns diktiert. Ja, gäbe es Unterschiede im Handeln. Aber es gibt nur den einen: von Gott gerufen sein und handeln, oder Gott vergessen und ruhen. Dieselbe relativistische Willkür, die das Wissen des Orientalen um den Sinn der Welt aus der Empfindung hypostasierte, zieht auch den Schluß: „Der Orientale trägt die Wahrheit im Kern seines Lebens und findet sie in der Welt, indem er sie ihr gibt.“ Aber woher das *Wissen* der Wahrheit? Und scheint nicht hier eine Art von umgekehrtem Hegel aufgestellt zu sein, etwa: „alles, was „gegeben“ werden kann, ist Wahrheit!“ Doch das wäre Gehirnspiel innerhalb eines Kreises von Definitionen.

Alle diese Voraussetzungen erwiesen sich, aus Mangel an nötigeren, stärkeren ersten Voraussetzungen, als gerüstlos.

Das Hauptthema derer, für die Buber spricht: „Die einige Welt soll — und hier begegnen einander alle großen asiatischen Religionen und Ideologien — nicht bloß konzipiert, sie soll realisiert werden. Sie ist dem Menschen nicht gegeben, sondern aufgegeben; es ist seine Aufgabe, die wahre Welt zur wirklichen Welt zu machen.“ Das ist sehr schön. Und jeder von uns nimmt diese klare und selbst schon ethisch wirkende Bestimmung der Ethik froh an. Aber — im Falle am Ende „Ethik“ als etwas Asiatisches leicht verdächtig gemacht werden soll, gegenüber dem abendländischen Sensoriker, dem hellenischen, angeblich anethischen Menschen — hier gilt es zu erklären: Wir sind nicht Asiaten. Doch selbst wenn Ethik etwas Boto-kudisches wäre, dann noch sind wir für sie!

„Hier bewährt sich der motorische Charakter des Orientalen in seiner höchsten Sublimierung: als das Pathos der Forderung.“ Es gibt gewiß nichts Stärkeres auf der Welt als das Pathos der Forderung. Haben wir andere Aufgaben, als immer wieder, immer mehr zu fordern, fordern, fordern! Aber, wenn man die Forderung als Ausdrucksart eines bloßen Sondertypus der Menschheit verdächtig, macht man sie damit nur unwirksamer.

Doch die Forderung ist die höchste Stufe des schaffenden und zeugenden Menschen (nicht des Orientalen allein). Wie man sie unwirksam, heillos macht, dessen ein Beispiel: „Die Forderung mag durch eine *ganz innerliche Tat* erfüllt werden; so meint es der Inder der Vedanta, der, das Gewebe des Scheins zerreißend, sein Selbst als mit dem Selbst der Welt identisch erkennt und die wahre, die einzige Welt in der allumfassendsten Einsamkeit seiner Seele verwirklicht.“ Aber das ist Unfug: Diese angeblich innerliche Tat *ist* keine Tat. Die Verwirklichung in der allumfassenden Einsamkeit der Seele *ist* nicht umfassend; schlimmer noch: nicht einmal um ein Gran verwirklicht! Macht denn einer dem Krieg ein Ende, wenn er in der allumfassenden Einsamkeit seiner Seele den Frieden aller Nationen verwirklicht? Nein, er verwirklicht gar nichts. Er umfhlt nur wohlwollend irgendeine Verwirklichung, die andere *tun*. Das ist billig, denn er brauchte sich nicht zu *entscheiden*. Erste Bedingung zum Menschentum heißt: Entscheidet Euch!

Das Thema der Entscheidung gehört ja zum Wichtigsten im ganzen Leben des Menschen. Keine Handlung ohne Entscheidung, ohne Parteinahme für einen absoluten Wert. Aber man sollte es doch nicht mit einer Sonderphilosophie umspielen; man schwächt es sonst! „Der Jude bringt die Welt zur Einheit, *indem er sich entscheidet*.“ Nur der Jude? Warum die Angst davor, jedem Menschen die Entscheidung nahezubringen? „Der in der Entscheidung steht, weißt nichts, als daß er zu whlen hat, und auch das weißt er nicht mit dem Denken, sondern mit dem Sein.“ Das ist tief richtig. Aber ist es nur jüdisch? Nein, es ist menschliches Urphänomen. Wie könnten diese Einsichten — statt Stichworte einer Gruppe — Aufrufe zur Humanitas werden; es fehlt immer nur eine kleine Menschlichkeits-Sekunde daran. „In Wahrheit wirkt die Tat tief und heimlich ins Schicksal der Welt, und wenn sie sich auf ihr göttliches Ziel, die Einheit besinnt, wenn sie sich *von der Bedingtheit losmacht* und im eigenen Lichte, das ist im Lichte Jahves, wandelt, ist sie frei und gewaltig wie Gottes Tat. . . Was Europa fehlt, ist die Ausschließlichkeit der Kunde vom wahrhaften Leben, die ein-

geborene Gewißheit, jenes *Gins tut not*. Dies ist es, was in den großen Lehren des Orients und einzig in ihnen schöpferisch besteht. Sie setzen das *wahrhafte* Leben als das *fundamentale*, von *nichts anderem abgeleitete*, auf *nichts anderes zurückzuführende metaphysische Prinzip*; sie verkünden den Weg.“ Man lese das nicht als verantwortungslose Weisheit, sondern als Aufruf, und es ist herrlich. Es hat mit der ganzen Welt der Menschen zu tun. Aber aus einem unsichtbaren Winkel schwebt ein Schatten von Angst und Hochmut vorüber; und alles, was schön, mutig, wirklich ist, wird vom Menschen abgezogen und dem orientalischen Menschen zugeschoben. (Dabei: fragte man heute die Schöpfer unserer Zeit, Maler, Dichter, unbedingt Fordernde, Literaten, nach ihrem Wege, so würden sie sagen müssen, daß diese Dinge in ihrem Schaffen Selbstverständlichkeit und Wirklichkeit sind. Ganz fern von Exotismus und Seelen-Orient!)

Zuletzt kommt dieser Traditionalismus aus einem ganz naiven Besitzaberglauben. Es ist die Überzeugung, daß aller Besitz der Welt erhalten bleiben müsse, weil sie sich soviel Mühe darum gemacht hat. Und nicht bedenken jene, daß es eine Vorbedingung des Erfolges aller Mühe ist, daß man sie sich umsonst macht, stets bereit, alles Errungene wieder zu opfern, stets vor dem Nichts-zu-Verlieren-haben! Aber jenen, für die Buber spricht, ist unumstößlich gewiß, daß alles Seiende bewahrt werden muß. So unumstößlich gewiß, daß sie zuerst nicht für das Handeln, sondern immer für das Bewahren eintreten. Ihre Neigungen gelten jeder Art von Gewesenheit, von Antiquitätenkult, Bibliophilenpolitik, Ancien-Régimokratie: „Das Zeitalter, in dem wir leben, wird man einst als das der asiatischen Krisis bezeichnen. Die führenden Völker des Orients sind teils unter die äußere Gewalt, teils unter den innerlich vergewaltigenden Einfluß Europas gekommen.“ Und dazu ein geradezu rührendes Naserümpfen über Chinas moderne Staatsformen. — Aber seit wann ist denn ausgemacht, daß Seiendes erhalten bleiben muß? Daß die Erhaltung ein Wert ist? Denn wenn es für Gott gilt, die Welt sich zu nähern, dann schüttelt er sie!

*

Es geht wahrhaftig nicht um entgegengesetzte Meinungen. Bloßes Rechtbehalten ist in der Welt gar nichts nütze. Aber, bei Gott, das hier ist ein Kampf um Ziele. — Sollte man es wohl glauben, daß Menschen heute noch, nach allen unseren Erfahrungen, oder womöglich trotzdem, der Meinung sind, es gäbe immer noch zu wenig Nationen; die Welt müsse immer noch stärker nationalisiert werden! Daß sie gar nach dem Ereignis des Krieges, dieses Endeffektes der allgemeinen Nationalisierung der Erde, immer noch den Zionismus betreiben, immer noch suchen, die Juden aller Länder zu einer neuen, geographisch abgesonderten Nation zu machen, unter der Behauptung, die Juden seien schon eine Nation, eine alte!

Darauf läuft die Orientalisierung des menschlich Anständigen schließlich hinaus. Daher rührt das ewige Sichducken, das immerwährende Es-nicht-gewesen-sein-wollen, Nichts-gesagt-haben-wollen. Alle Umwege der Barockmystik, alle Feierlichkeit der Rede, aller Glanz junger Fähigkeiten dienen, um aus den wertvollen Kräften des Menschenwesens zur Konstituierung einer nationalen Sondergruppe zu gelangen. In jenem Programmbuch ist eine ganz wunderbare Darstellung der ersten, notwendigen geistigen Situation für den *schaffenden Menschen* gegeben. Aber der Autor sagt: für den jüdischen! Um die (still geduckte) Hochmutsphase des jüdischen Nationalismus unmerklich einzuführen. Jene Gegend, wo es nicht mehr heißt: Jude = gleich Sondermensch. Sondern Mensch = gleich Jude. — Indes solche Gedankengänge kommen nicht aus irgend einer spezifischen Naturanlage des Denkers, sondern sind nur ein schwerer menschlicher Mißgriff. So sagt der Zionist: „Man fälscht den Sinn des Aktes der Entscheidung im Judentum, wenn man ihn als einen bloß ethischen behandelt; er ist ein religiöser, vielmehr: er ist der religiöse Akt, denn er ist die Verwirklichung Gottes durch den Menschen.“ Da wird also erstlich angenommen, es gäbe einen Unterschied zwischen Ethisch und Religiös. Als ob nicht das Sollen allein und lediglich für Gott geschehe! Zum andern, — welche naiv gefühlvolle Natur-Milchmädchenmystik, Gott müsse durch den Menschen

verwirklicht werden! Aber diese fatale und allzu pfauenartig eitle Spätrenaissance-Theologie kommt nur daher, daß man im Menschen immer durchaus eine Einheit feststellen will. Man will, versteckt quietistisch, den Wert ausschalten; die Außerwertigkeit soll als etwas Höheres hingestellt werden, während sie in Wahrheit nur ein Defizit ist. Und also will man den Menschen auch in seinen offenbaren Minderwertigkeiten rechtfertigen, wiederum aus Angst vor dem möglichen Resultat einer Wertung! Wie ungeistig. Wie mutlos. Denn nicht das kann ja unser höchstes Ziel sein, die Bilderbogenidee: zur Einheit zu gelangen, sondern das ist es: zur Reinheit zu gelangen. Selbst wenn man dabei zur Trennung kommt. Doch der Zionist baut sein Handeln auf eine vorgebliche Einheit: „In der Unbedingtheit seiner Tat erlebt der Mensch die Gemeinschaft mit Gott.“ Die übliche pantheistische ekstatische Konfession. Aber mögen doch endlich die Mystiker aufhören, von einer Gemeinschaft des Menschen mit Gott zu reden. Denn nie wird diese Gemeinschaft erlebt. Nie hat ein Ernster gewagt, sie zu behaupten. Diese Gemeinschaft ist nicht möglich. Solche Vorstellung von Gott ist allzusehr Damenkloster. Und stets noch, wo den Menschen Absolutes sicher stand, wo Religion nicht in Sensual-Pietismus verglitt, wußte man, daß der letzte, dem Menschen erreichbare Punkt der Heiligkeit allein ist: zur Fähigkeit vom *Bewußtsein* der Existenz Gottes zu gelangen.

Aber warum glauben denn diese Mystiker nicht ans Wunder, sondern nur an ihre Worte? „Das Psalmwort, Gott ist allen nahe, die ihn rufen, allen, die ihn mit der Wahrheit rufen — heißt: mit der Wahrheit, die sie *tun*.“ — Nein. Das heißt es nicht. „Rufen“ heißt nie Tun (und hier heißt es zudem „Glauben“). — „Die Wahrheit ist kein Was, sondern ein Wie.“ Hier greift man ins Innere der zionistischen Mystik: da liegen nur die alten ruchlosen Konsequenzen der selbstgefälligsten Impressionisten- und Formphilosophie. Aber seit deren Wirksamkeit ist das Uhrwerk einer Generation abgeschnarrt. Und hier nimmt der Zionismus durch Selbstverbrennung an sich

Rache für die innere Feigheit seines Kreislaufs um sich selbst: „Nicht der Inhalt der Tat macht sie zur Wahrheit, sondern ob sie in menschlicher Bedingtheit oder in göttlicher Unbedingtheit geschieht. Nicht die Materie der Tat bestimmt darüber, ob sie im Vorhof, im Reich der Dinge verläuft oder ins Allerheiligste dringt, sondern die Macht der Entscheidung, die sie hervorbringt, und die Weihe der Intention, die ihr innewohnt.“ Zu deutsch: es kommt nicht darauf an, *was* geschieht, sondern nur, daß etwas geschieht. Aber das ist falsch, und auf die fürchterlichste, gefährlichste Art. Man sieht es am Krieg. Denn das *Was* einer Wahrheit, ihr Inhalt, wird ebenso stark aus dem Resultat wie aus dem Weg zu diesem Resultat bestritten. Erst der *Weg* zum Resultat macht das Resultat siegreich. Daher kann die (eine ausgezeichnete Formulierung Martin Bubers) „Materie“ der Tat — durch die der Weg der Tat doch gehen muß — unmöglich eine *matière négligeable* sein. — Und was ist „Weihe der Intention“? Unsinn! Denn nur die Intention bestimmt die Weihe. Aber erinnert man sich noch an die vielen intereuropäischen Kongresse vor dem Krieg, denen nur das Bedürfnis nach Weihe die Intention gab, und die darum Bluffs waren und auch von fern nicht imstande, der ganz weihelosen Intention des Kriegs ebenbürtig gegenüberzutreten! Man schaue die Zionisten an: sie sind geweiht, aber es fehlt ihnen jede Intention. Sie wallen, aber sie sind noch nicht einen vorwärtstragenden Schritt gegangen!

Ziehen wir den Schluß: bei diesem ungeheuren Aufgebot von Hingabe, Nachdenken, Können; bei diesem funkelnd tauchenden Kreisen einer Rhetorik der Andeutungen kommt es einzig an auf die schöne Geste. Auf Fresko. Judentheater mit Reliefbühne. Und das Herz steht einem still, wenn man daran denkt, daß von irgend einer Schönheitstheorie der Zionisten das wahre Schicksal, das Leben von Hunderttausenden Juden abhängen sollte.

„Das innere Schicksal des Judentums scheint mir daran zu hängen, ob — gleichviel in dieser Gestalt oder einer andern — *sein Pathos wieder zur Tat wird.*“ Aber das ist doch eine

~~~~~

grauenhafte Schauspielauffassung des Lebens! Militärmärsche pflegt man zu komponieren, wenn es im Lande schon Truppen gibt. Und Pathos hat nur ein Daseinsrecht zur Bestrahlung von bereits Geleistetem. Doch die hier wollen um des Pathos willen marschieren lassen, marschieren nach Palästina.

Aber kommt es ihnen nicht auf den Orient an? Auf den Orient des „motorischen“ Menschen, den altneuen Orient.

•

Der alte Orient! — Es ist sehr wohl möglich, daß jene allgemeinste menschliche Ehrenangelegenheit, die *Entscheidung*, historisch sichtbar zuerst im Trieb der Juden sich zeigte. Aber woran sie sich verwesentlicht: alles Denken, Greifen, Fühlen: alle täglichen Gegenstände, alle Bilder der Dichterhirne — alles ist gänzlich ein Teil, nur ein Teil des großen altorientalischen (überjüdischen) Ideenreiches. Der Zionist verteidigt die biblischen Schriften gegen den (als Beschuldigung kindlichen) Vorwurf, sie seien bloße Nachkommen der babylonischen. Als ob das wichtig wäre! Nicht wichtig sind wörtliche und sachliche Übereinstimmungen oder Abweichungen. Wichtig ist: daß babylonisches Weltdenken in denselben Grundvorstellungen verläuft wie jüdisches. Literarische Führer des Zionismus sprechen vom Mythos. Aber der Theoretiker, er, der Hochgebildete, der es *weiß*, und sich gewiß damit auseinandergesetzt hat, verschweigt uns, daß wir seit Jahren ganz ungeheuerliche Aufschlüsse über den altorientalischen Mythos haben. Daß die großen Mythenforscher Stucken, Hugo Winckler, Alfred Jeremias, daß die Veröffentlichungen der vorderasiatischen Gesellschaft uns sagten: Das Weltgefühl, die Rezeptivität und die Ausdrucksart des alten Orients ruhen in einer, uns heute geradezu unvorstellbaren Art, auf der Abstraktion. Das altorientalische Weltbild ist *abstrakt*: ein Gestirn — in jenen Zeiten von ganz anderer, schon sachlich geographischer, praktischen Bedeutung für alle Bevölkerungsschichten als heute — ist jedem Menschen gegenwärtig in seinen Stellungen. Aber dominierende Bedeutung für die Welterklärung und die Pro



duktivität der Bildersprache bekommt die erstaunliche Tatsache, daß man die Gestirnstellungen wirklich vorher festlegen kann. Die Zahl kommt zu einer Gefühlsbedeutung, die sie heute längst abgeschliffen hat. Die Babylonisten haben das heute festgestellt, nicht durch Raten, sondern durch mächtige, wissenschaftliche Einzelarbeit; und sie haben die Durchsetzung der gesamten modernen Kultur, die entferntesten Negerstämme mit eingeschlossen, von babylonischer Sternmythologie aus dem Anfang des dritten Jahrtausends a. Chr. n. bis in unsere heutigen, gefühlsmäßigsten, bereits instinktiv gewordenen Gebräuche festgestellt. Die Abstraktion auch des alten Orients ist über jede Vorstellung weit entfernt von unserer heutigen Abstraktionstätigkeit. Unsere Abstraktion ist Steigerung des Menschendenkens bis zur allgemeinsten Gültigkeit, bis zu einer letzten Zeichensprache des Denkens, die, über die ganze von Menschen bewohnte Erdkugel hin, das Denken jedes Menschen einbezieht. Aber die altorientalische Abstraktion ist menschenfern. Sie setzt die geozentrische Weltauffassung der Antike voraus, und sie hat die Anschauung von der Erde als einer Ebene, über der die Sternbewegungen in der langsamen Rundwanderung des Tierkreises vor sich gehen. Der Zug der Planeten durch die zwölf Tierkreiszeichen beherrscht Gefühl, Phantasie, Vorstellen und Handeln jenes antiken Menschen völlig. Das hohe Mysterium, das heilig Esoterische, der Angelpunkt aller Prophetie und des antiken Messianismus ist die Feststellung, daß auch der Aufgang der Sonne während des Frühlingsäquinoktiums (der Frühlingspunkt, die Kreuzung der Ekliptik mit dem Himmelsäquator: das himmlische Kreuz) im Tierkreis weiterrückt, von einem Tierkreiszeichen, um dreißig Grad, zum andern in ungefähr 2200 Jahren. Diese Dauer des Verweilens des Frühlingspunktes in einem Tierkreiszeichen ist „das Zeitalter“. Um das Jahr 2900 v. Chr. trat die Welt ins Zeitalter des Stiers, um 700 v. Chr. ins Zeitalter des Widders; seit etwa dem Jahre 1500 unserer Zeitrechnung stehen wir im Zeitalter der Fische. Schon diese Andeutungen hellen Außerordentliches auf. Jedes dieser, ganz subjektiv vom geozentrischen Standpunkt aus

beurteilten kosmischen Daten ist ein weithin wirkendes Zentrum riesiger religiöser und politischer Umwälzungen: der mächtigste wirkende Inhalt jedes überindividuellen Handelns der alten Zeit. Das Wissen um den Wechsel der kosmischen Zeitalter, und die Vorstellung davon ist heiligste Lebenskunde des orientalischen Altertums, der größte Umfang und die reichste Quelle jedes bewegungschaffenden Mythos.

Aber nicht für uns!

Jeder heute kennt die astronomischen Gründe, aus denen jene antike Abstraktion, dieser Mutterschoß des orientalischen Mythos, für uns keinen echten Gefühlstrieb mehr gebären kann.

Eine plumpe und flach unwissende Aufklärung meinte einst, Religion — die Auswirkung des Mythos — sei Priestertrug gewesen. Das war dumm und falsch gemeint, denn solange der Mythos echt war, war auch seine Lebenswirkung wahr. Aber ebenso dumm, falsch, flach, unwissend und plump ist es auch, unsrem heutigen Menschlichkeitsbewußtsein eine neue Verdunklung entgegenzuhalten, und zu sagen: „Humanitas ist ein überwundener Standpunkt; es kommt darauf an, wieder zur ewigen Wahrheit des Mythos zurückzukehren, um jeden Preis von Menschenleben!“ O lebensgefährlicher Irrtum! Keine ewige Wahrheit ist Mythos, sondern nur eine zeitliche. Ebenso respektabel, ebenso uns fern wie andere zeitlich gebundenen Gefühlswahrheiten. Aber heute nicht um das erbärmlichste Menschenleben wertvoller, wirkungsberechtigter, lebenszielgebender als beispielsweise für die heutigen Bewohner Griechenlands eine Erinnerung an die zwölf Taten des Herakles. (Die ungeheure Weltdiskrepanz, das schauerliche Mythoselend des mittelalterlichen Judentums — dieser Gemeinschaft aus Isolation — tritt zutage in der wertvollen Quellenforschung von Erich Bischoff: „Babylonisch-Astrales im Weltbild des Talmud und Midrasch.“)

Daß auch Zionisten dies wissen, wäre vorauszusetzen. Aber aus einem tiefen Instinkt vernachlässigten sie die Mitteilung, daß die wichtigste Dimension der altorientalischen Welt — zu der



das biblische Judentum nur als ein ethnographisches Sondersegment gehört — daß ihr Wichtigstes die Abstraktion ist. Sie sprechen oft von Mythos — und es ist nicht angenehm, daß dieses Wort, dessen Inhalt doch erst zur Mitteilung von Geheimnissen dient, schon in seinem stilistischen Gebrauch selbst als geheimnisvoll verdunkelnde Klangschwingung gebraucht wird. Wer vom Mythos spricht, müsste äußerste Klarheit darüber schaffen, daß der Mythos eine Versinnlichung durch das alltägliche Mögliche und Greifbare einer abstrakten Urkonzeption ist. Man darf nicht mehr das Abstrakte des orientalischen Blicks verschweigen. Aber der Zionist macht seinem Gegenüber dunkle Andeutungen vom Mythos und knüpft an diese Andeutungen ethische Folgerungen; Forderungen dessen, was sein *sollte*. Die ethische Folgerung, die er aus dem Mythos zieht, heißt: Auf nach Zion! Doch wie, wenn man einmal dem Mythos ins Gesicht blickte? Und wenn man aus anderer — heutiger — Voraussetzung zu anderer — heutigerer — Folge gelangte? Wenn — ganz abgesehen von allem Folgern, ganz außerhalb des Folgerns — einem jenes Ethos selbst fadenscheinig dünkte? Und wenn von allem nur übrig bliebe: Der erste Beginn des Menschen: das Ethische; und die letzte Ausflucht des Menschen: das Ethische.

Aber das haben wir ja schon lange gewußt!

Man entgegnet mir: Der Mythos sei überhaupt zu jeder Zeit, überzeitlich, der Vorbeginn alles Fühlens, Denkens, Entschließens des Menschen, und jeder Mensch habe im Dunke seiner Geistesverrichtung den Jahrtausendweg der Menschheit am Mythos zurückzulegen. Darauf wäre zu antworten: Das ist von vornherein falsch, denn diese Hypothese entspringt der willkürlichen Übertragung rein naturwissenschaftlicher Prinzipien (Phylogenese) auf das Geistige. Es ist aber auch sachlich falsch, denn gerade die Tatsache, daß in unserer Kultur Rudimente rein instinktmässig herrschen, die in ihrer Vollkommenheit vor Jahrtausenden die Regenten des bewußten Willens waren, zeigt, das wir im Mythos vor einem bloß historischen Faktum stehen. Jene Lebenserscheinungen unserer

~~~~~

Zeit, die sich als letzte, verblaßte Ausläufer eines Mythos erkennen lassen, zeigen vor allem, daß es in unserer Kultur Wurmfortsätze Babylons gibt. Sind sie zu bewahren? Wird etwa jemand den Blinddarm als das herrlichste Symbol allgemein überzeitlichen Tierlebens preisen? — Man hat mit gefährlichen Wurmenden des Mythos zu machen, was man mit dem Wurmfortsatz zu machen pflegt, wenn er Entzündungen hervorruft.

Aber der neue Mythos? Darauf ist zu fragen: Warum muß denn durchaus ein neuer Mythos aus der Erde gestampft werden? Leben wir etwa für zukünftige Mythologen? Oder, leben wir nicht vielmehr, um zu handeln! Und wenn durchaus der neue Mythos da sein soll, so kann er doch erst kommen, wenn eine neue Abstraktion da sein wird. Innerhalb des altorientalischen Kosmos können wir heute nicht mehr schöpferisch denken. Und gerade das Hauptresultat der babylonischen Abstraktion, das bis zu Paracelsus hochwirkend ist, erscheint uns heute notwendig als eine kuriose Bildlichkeit, etwas niedlich Dichterisches, eine angenehme, oberflächliche Metapher: die Annahme einer Entsprechung von Himmel — Makrokosmos und Erde — Mikrokosmos; die Annahme der notgedrungenen Parallelität zwischen Makrokosmos — Himmel — Erde und Mikrokosmos Mensch. Die letzte grosse Ausschwingung des babylonischen Gestirnmythos wurde wirkend in der Kabbala. Aber betrachten wir das Schema des kabbalistischen Menschen mit seinen mythischen Himmelsentsprechungen: Als Abbild irgend eines Seins, als Feststellung genommen ist es heute völliger Unsinn. Aber als Aufzeichnung ethischen Strebens gefaßt — wenn man den alten ethischen Sinn der Gestirnbetrachtung einsetzt — ist es unendlich schön. Und dabei stellt sich wieder heraus: Nennt nur das Ethische, das Wollen, das Streben, das Handeln, und es wird schon durch sein bloßes Genanntsein lebendig. Noch auf der Hintertreppe ist das Ethische interessant, das heißt von uns allen als mächtigster Faktor unseres Lebens erkannt. Was bleibt vom Ethos? Alles. Was bleibt vom Mythos? Eine historische Schabracke.

Und dazu, für den Mythos, Palästina bemühen? Palästina nahelegen: deutschen Juden, die zu Friedenszeiten schon schwer in Frankreich leben konnten; italienischen Juden, denen es nicht anders in Deutschland ums Herz war; französischen Juden, denen Amerika zu wenig französisch war! Für Menschen, die bereits Nationen angehören; für schon — wie ihre Mitbürger — allzu Einnationalisierte, die der Krieg zu noch größerem Nationalismus drängte; für sie wiederum eine neue Nation errichten! . .

*

Der Mythos ist längst Gebrauch geworden. Unsinnig ist es, zu wünschen, daß der Gebrauch wieder Mythos werde!

Das wissen wir ja, daß wir in allen Richtungen der blinden Gefühlshingabe noch heute unter dem Druck des alten Orients stehen; bis in *scheinbar* geistige Sublimierungen: in unserem Musiksysteem, in unseren Sprachbildern, sogar in Traditionellem unserer Architektur und der bildenden Kunst. Also klar ausgesprochen: In unserem bloßen Vegetativleben. Und in den meisten unserer staatspolitischen Symbole! (Umfassend nachgewiesen von Robert Eisler in dem bedeutenden Werke „Weltenmantel und Himmelszelt“. Daraus auch die Suggestivideen des Imperialismus sich als alte Symbole einer verwesten Mythenwelt ergeben. Jedoch wenn unser Vegetativleben, unser seelisches Pflanzenleben unter dem Strahlendruck des Orients steht: Wichtig ist heute, tausendmal wichtiger, das einzig Wichtige ist die Frage: Welcher ist der Strahl, der von *uns* ausgeht? Deutlicher: Welches ist unser *Wille*?

Und nur ruhevoll plätschernd wäre die Folgerung: Also auf, und verstärkt den Orient in Euch noch, auf zum Orient nach Zion! Ruhevoll verrückt wäre das! Es läge ein Fall von unerhörtestem, inzestuösem Egoismus vor: Ein Mensch glaubt, daß einer Sondergruppe von Menschen, hier den Juden, bestimmte wertvolle Kräfte eigen seien. Diese Kräfte will er — nicht etwa der Menschheit, die es sehr nötig hat, zuführen, sondern wieder-

um jener Gruppe selbst, die sie produziert! Der Zionist schiebt alles, was stark, bedeutend — womöglich neu — ist, auf Seite des Orientalen; alles Relativische auf Seite des Okzidents. O Typisierung! Ist es nicht Unrecht, mit Völkern und Jahrtausenden umzuspringen, nur um einige Begriffe zu destillieren? O dünnste aller Legenden!

Doch auch diese Begriffe sind nicht dicht. (Man zeige mir die Unentschiedenheit etwa und Relativität der Hellenen.) Nein, der Theoretiker des Zionismus pflegt ein Abkömmling der rührseligen Goethephilologie zu sein, die Wucher mit der Vorstellung vom Erlebnis trieb. Innerhalb dieser Vorstellung ist alles gleichwertig.

Aber seid gewiß, es gibt Werte auf der Welt! Also käme es auf die „Richtung“ an? Ja, es kommt auf die Richtung an. Es kommt so auf sie an, daß heute ein minderer Mann, der reinen Herzens einer Richtung sich ergibt, mehr für das Glück, die Stärke und die Menschlichkeit der Menschheit tut als ein großer, doch höchst isolierter Solipsist in der „allumfassenden Einsamkeit seiner Seele“. Er tut mehr. Einfach sachlich leistet er mehr. — Heute, des wichtigsten Beispiels halber, ein organisierter Genosse. Heute! —

Der Geist kennt nur Verwirklicher seiner Befehle. Je nach der Art der Trübung, der Einschiebung, des minderen Mittlerums zwischen Geist und Verwirklichung gibt es Nationen. Und nun sucht der Zionist vom Absoluten, vom Geist, einen Spezialgeist, einen Judengeist abzusondern. Er sucht noch eine weitere Trübung, Einschiebung bewußt zu konstruieren, über die schon vorhandenen hinaus. Eine Nation, die in der Luft schwebt. Er will eine Gemeinsamkeit fundamentaler Art für die Heutigen finden, die nicht fundamentaler Art ist. Die Tatsache Judentum, die Tatsache irgend einer Gemeinsamkeit der Juden — durch das Faktum: Jude sein — liegt nicht in der Natur, sondern nur in ihrer Isolation. Woher aber, wird man mich fragen, eben diese Isolation? Aus dem Kult, antworte ich. Wer Sabbat macht und beschneiden läßt, ist isoliert.

Es ist auch nur ein Kult, gar keine wirkliche Religion mehr. Eine Religion (man wird finden, der zionistische Theoretiker scheut selbst hier die Klarheit und tritt für eine vage Religiosität ein), die in jeder Einzelheit nichts mit ihrer realen Umgebung zu tun hat, ist erstens keine mehr, und dann isoliert sie ihre Vertreter. Der Zionist muß beispielsweise gewöhnlich die Juden gegen den Vorwurf verteidigen, sie ständen dem Ackerbau fern. Er kann anführen, daß die meisten und stärksten Bilder des Alten Testaments dem Ackerbau entnommen sind. Schön. Aber, wie sollen etwa heute Ballin oder Rathenau oder der Zigarettensarbeiter Moritz Itzig zu einer Religion stehen, deren wirksamste Bilder aus (noch dazu veralteten) Methoden des Säens und Pflügens genommen sind! Dazu: jedes der *kosmischen* Bilder dieser Religion ist einem Weltbild entnommen, das nicht etwa nur poetisch symbolischer Art ist, sondern einer ganz historisch eindeutig bestimmten, physikalischen und astronomischen Naturanschauung entspricht. Dieses Weltbild war vor fünftausend Jahren regierende Selbstverständlichkeit. Heute ist ein anderes regierende Selbstverständlichkeit. Aber das tangiert eben nur die kultische Gemeinschaft. Es tangiert nicht im geringsten die religiöse Idee. Nicht unsere gläubig brüderliche Menschengemeinschaft.

Also Aufklärung?

Ja. Lieber flachste Aufklärung, als Verwirrung aus Tiefe. Nebenbei: Nie erhoben sich ätzendere Aufklärer, als die *Propheten* des Alten Bundes, in ihrem Kreis. Ihre Feinde, heute angeschaut, wären die empfindungsvoll Erlebnisstolzen, Besitzenden; die auf ihre Geistgeheimnisse eitlen Hihi-Wesen; die Mystiker der Bibliotheken; und die Austeiler leerer Versprechen aus Tiefe.

Und Gott?

O er ist für uns mächtiger da, als für Sie Einzelne, die ihn mystisch immer erst wieder „verwirklichen“ müssen. Für uns ist er Wirklichkeit, und ihm suchen wir nur die Wirklichkeit unserer Erdkugel zu nähern. Denn für ihn sind wir nicht Orientalen oder Abendländer — für ihn sind wir Gemeinschafts-

menschen. Menschen der Menschheit. Es gibt nichts, das wesentlicher wäre! Heute benannt: Sozialisten!

*

Immer noch sind wir alle heimlich versucht, nach Blutsunterschieden zu forschen. Das letzte Jahrhundert hat unsere Nüstern so witternd gemacht, unsern Spürsinn für Subkutanen so geschärft, daß uns heute jene Annahme beinahe als zu simpel erscheint: Die Juden unterschieden sich von den Nichtjuden durch den Kult. Doch es ist so. Und dieser Unterschied, den wir in religionsfremden Gegenden fast nicht mehr zu sehen bekommen, ist mindestens ebenso geheimnisvoll wie Blutverschiedenheit, Blutgemeinschaft oder die grobe Naturalmystik von der Vererbung. (Und man muß die Kraft des Geistes kennen, um zu wissen, daß er nicht nur Judennasen formen kann, sondern bei amerikanischen Einwanderern sogar Amerikanerkinne.) Aber auch nicht, wie Sombart meint, die Glaubensgrundlagen des Alten Testaments haben die Praxis des modernen Judentums geformt — denn gerade für diese Hypothese kommt der Moment, wo Jude, Calvinist und Quäker praktisch ununterscheidbar werden! Nein, ein ebenso einfacher wie furchtbarer Vorgang hat dem Judentum zu seiner Sondergemeinschaft verholfen: Sein Kult, im alten Orient zu Hause, stimmt in allem Wesentlichen nicht mehr zu den Tatsachen des neuen Abendlands; also werden die Tatsachen des neuzeitlichen Landes dem alten Kult angepaßt! Das tut der Talmudkommentar; dieses unglaubliche, jahrhundertlange, aufreibende Bemühen, angebliche Gesetze zu finden. Gesetze, nach denen Äußerlichstes verschiedenster Art in nie gewesener Übereinstimmung erblickt werden könne.

Durch Jahrhunderte hindurch stand die jüdische Gemeinde vor jeder neuen Tatsache absolut fassungslos, ungläubig, skeptisch — nur den Kult hat sie nie angezweifelt. Während gerade der Kult der anderen Glaubensgemeinschaften (— nicht vielleicht der Glauben —) im engsten geographischen Zusammen-

hang mit der jeweilig aktuellen Umwelt steht! Aber diese gewaltsame Selbstisolation der Juden, ungläubig fort von der Welt ihres Lebens, und hin zu der Zeichensprache einer Welt, die schon lange nicht mehr da war, die in ihren Zeichen bereits nichts lebendig einflußkräftig Überzeugendes mehr bedeuten konnte; diese erarbeitete Schulung im Nichtsehenwollen, dieses Gespenstischmachen der wirklichen Welt: das ist natürlich eine tausendmal mehr mystische Erscheinung als alle neuzionistischen Mystiken. — Sicherlich gibt es heute noch Liebhaber von Postkutschen — aus Romanlektüre. Nun aber eine alte Postkutsche auf ein modernes Automobilchassis zu setzen; vornan einen Chauffeur im Postillonskleid, der, weil er nicht trompeten kann, statt des Posthorns ein signalblasendes Grammophon in Betrieb setzt: das ist doch eine Magic-City-Idee! Aber der Zionismus ist eine Magic-City-Idee.

Denn: Menschen haben endlich gelernt, ihre Welt zu sehen, zu unterscheiden, zu begreifen — im Gegensatz zu ihren Vorfahren. Und diese Menschen will man an einen Ort führen, der zwar ihren Vorfahren längst nicht mehr wirklich war, unter dessen Illusion sie aber ihre nächste Lebenswelt verfehlten! Was nun sollen diese heutigen Menschen dort, an jenem Ort, dessen Realität doch schon zu biblischen Zeiten nicht mit seinem auf den Himmel bezogenen Plan übereinstimmen konnte? Sollen sie vielleicht dorthin ihre neue, wirkliche Lebenswelt importieren? Sollen sie vielleicht inmitten orientalischer Realität nunmehr einen romantischen Kult des fernen Europas pflegen — weil bisher ihr Unglück darin bestand, ihre europäische Realität über ältestem Orientkult zu vergessen!

Dieses neue Zion wäre noch viel schlimmer als jene Postkutsche.

Es geht mit dem Zionismus wie mit der Alchemie. Jahrhunderte lang suchen Laboranten nach symbolischen Rezepten, aus Blei Gold zu machen. Und der Sinn der Rezepte war gar nicht die Erlangung des wirklichen Goldmetalles, sondern eine Anleitung zur sittlichen Wiedergeburt des Einzelmenschen.

Sollte so nicht der Fall des Zionismus liegen? Er sagt „Zion“ und meint Reinheit des Einzelnen; er verheißt Palästina und meint das Paradies auf Erden: Die Besitzlosigkeit, die Unbedingtheit des Menschen vor Gott. (Im Gegensatz zum Talmudisten, der, in seine Umwelt verstrickt, sie künstlich negieren will.) Aber die plumpen Tatzen der zionistischen Sudelköche aller Konfessionen wollen durchaus den Juden hin ins geographische Palästina zerren!

„Juden“. Um wen handelt es sich da eigentlich?

Nicht um Juden als Rasse — die jüdische Rassenreinheit wird heute selbst von den Rassentheoretikern nicht mehr behauptet.

Nicht um Juden als Nation — denn das strebt ja der Vulgärzionismus erst an und behauptet die Tatsache nur rückläufig.

Sondern, unabhängig selbst von einer Untersuchung des historischen „Warum?“ (was nur wieder schwankende und je nach wissenschaftlichen Zeitstimmungen wechselnde Begründungsversuche ergibt), unabhängig selbst von der historischen Linie muß man für die Wahrheit feststellen: Es gibt heute deutlich und greifbar zwei jüdische Riesenkontinente in der Welt. Die europäischen Juden auf der einen Seite, die Ostjuden auf der andern. (Dieser Unterschied reicht bis nach Amerika.) Die klare Betrachtung der menschlichen Situation beider Teile ergibt die nackte Tatsache: Die europäischen Juden sind eine Gruppe von gehaßten Menschen. Die Ostjuden sind eine Gruppe von hilflosen Menschen.

Haß ist etwas, worüber man doch einmal zur Verständigung kommen kann. Dagegen Hilflosigkeit ist eine schlimme Krankheit.

Der Zionismus macht den Kranken stolz auf seine Krankheit. Und so schön es ist, jemandem zuzureden, gerade aus seinen Mankos und negativen Seiten und allen Dingen, die man vermißt, sich ein produktives Lebenselement zu schaffen — so sehr ist doch nötig, daß der Ratgeber deutlich angeben kann, welchem Sinne denn diese Produktivität diene. Dagegen raten zionistische Bewegungen den Ostjuden die heilige Bewahrung

ihrer Hilflosigkeit an, zum Zwecke der Produktion derselben Hilflosigkeit!

Die erste Pflicht des Menschen, die einzige, ist, den Nebenmenschen auf das Niveau der eigenen Verantwortung zu bringen. Es war einmal eine sehr beliebte Tätigkeit von Damen der Gesellschaft, Strümpfe für die nackten Negerkinder in Afrika zu stricken. Das ist, aus geographischen Gründen, komisch; es war aber, im Letzten, richtig, neu, und verantwortungsvoll gedacht. So sollte es heute guter Ton sein, vornehm, ja — wenn es sein muss — unausweichlich elegant, die Hilflosigkeit der Ostjuden zu heilen. Nicht durch Judenschulen hilft man ihnen, sondern durch Schulen; nicht durch Betonung ihrer besonderen Hilflosigkeit, sondern indem man sie zur Selbsthilfe anstachelt. Wie? die Japaner tragen Gehröcke oder feldgraue Uniformen; in China sind die Zöpfe verschwunden; und es sollte irgend einen Grund geben für Kaftans, Schläfenlößchen und unterscheidende Sitten aus Troglodytenzeit — selbst wenn sie nur symbolisch gemeint sind. Und gerade dann! Man darf sich nicht durch die, meist im verächtlichen Sinne gebrauchte Behauptung einer angeblichen „Assimilation“ vieler Juden täuschen lassen. Im Kampf gegen die Assimilation lassen sich die Zionisten gern vom Typus des antisemitisch-nationalistischen Corpsstudenten helfen. Das macht diesen Kampf verdächtig. Dieser Kampf wird geführt gegen die letzten geistigen Lebensmöglichkeiten des Abhubes der Ostjuden, das heißt gegen die ärmsten, verlassensten, unwissendsten, jämmerlichsten Menschen. Satte kämpfen da gegen wahrhaft Unglückliche, einfach Unglückliche, ohne jeden seelischen Beischmack Unglückliche. Solche, für die auch die leiseste Änderung ihrer *äußeren* Lage schon das Glück, das Wunder, das Zion bedeutet. Und für die Zion vor allem Änderung ihrer Lage bedeutet!

Aber der Kampf gegen Assimilierung ist zudem ein Kampf gegen Nichtvorhandenes. Assimilierung? Aber woher käme dann das erbitterte Ringen um haltbare Staatstheorien, wenn es bis heute gelungen wäre, auch nur die Assimilierung des Deutschen an Deutschland, des Franzosen an Frankreich, fest-

zustellen? Oder haben sich bis heute etwa die Europäer an Europa, die Menschen der Menschheit assimiliert?

Lieber gehaßt sein, als hilflos. Hilflosigkeit, selbst im „eigenen Haus“, läßt das Haus zusammenfallen. Aber Haß hat in dem Augenblick seine Rolle ausgespielt, wo es gilt, gemeinsam mit seinen Nebenmenschen für die allerdrängendsten, allernächsten, primitivsten Aufgaben der Erde zu arbeiten.

GLOSSEN

Vier Bilder.

I.

JESUS.

Obwohl alles dieses vielleicht nur krause und struppige Einbildungen sind, wirre und wilde Phantasien, Nachtgebilde, und obwohl ich diesen Menschen, diesen Jesus, vielleicht, oder besser: wahrscheinlich überhaupt nie mit diesen meinen Augen gesehen habe, ihn nie zu Gesicht bekommen habe, so möchte ich doch beinah glauben, daß ich ihn einstmals sah, und ich möchte nicht zweifeln, daß er mir eines Tages, am späten Winterabend, da es schon angefangen hatte zu dunkeln, im Schnee erschien. Dort, dort in der Vorstadt, im Außenviertel, wo die bleichen, weiten, gespensterhaften Felder an die letzten entlegenen Häuser grenzen, wo die Einöde an die Bewohntheit streift, sie gleichsam leise streichelt, dort begegnete er mir, dort kam er mir mit stillen und großen Schritten langsam entgegen, der Ungeheure, der Unbegreifliche. Einem Toten, einem aus dem Grab Entstiegenen, einem schrecklich und urplötzlich Auferstandenen gleicher, und das müßte er doch wohl, denn Jesus, der edle, große Freund der Menschen, ist ja doch wohl schon längst gestorben, längst begraben, längst nicht mehr lebendig. Dort aber lebt er im Geister-

scheine des riesig-kalten Abends, fabelhaft-groß und schön. O, es wäre schade, wenn dies nur Einbildungen, nur Verzückungen wären. An gewisse Dinge will, will man glauben; man zwingt sich dazu, und man kann nicht anders. Wunderbar waren schon die großen, stechend-glänzenden Sterne am Winterhimmel und die Kälte, die mir Herumstehenden durch die dünnen Kleider drang. Ich schlotterte in meinem dünnen Anzug, dessen erinnere ich mich noch sehr gut, aber eine unendliche, heiße, gute Fröhlichkeit durchzitterte mich und machte mich leben, wie ich nie vorher und nie nachher wieder lebte. Der Geist ist es, der uns leben macht, und er, den ich im Zwielfichte hin und her schreiten sah, war ein Geist, war doch sicherlich hauptsächlich oder lediglich nur ein Geist, ganz nur Gefühl und ganz nur Geist. Mich durchschauerte, durchglühte ein Geist, und alles rings um mich fing an zu singen, zu reden, zu tönen. Die Stille und die Liebe in derselben tönten, ich war mir dessen auf das allerlebhafteste bewußt, und ich freute mich. Es war ein unaussprechliches Freuen, Hoffen und Glauben und Lieben in mir, und da stand der Rätselhafte mit Haaren, die ihm in entzückenden, goldenen Schlangen und Wellen vom Kopf auf die Schultern niederfielen, ein Anblick, der mich starren machte. Das schöne blonde Haar

umloderte ihn wie ein zehrendes Feuer und dazu sein Blick, nein, ich muß gestehen, daß ich etwas so Furchtbar-Schönes nirgends sonst im Leben wieder sah. Solche Dinge sieht man einmal im Leben und nachher nie mehr wieder, und sollte man auch tausend Jahre alt werden. Sonderbar ist es übrigens, daß sich mir, als ich die fremdartige Gestalt sah, sogleich der Gedanke aufdrängte, es sei Jesus, den ich da vor mir sehe. Ich habe in späteren Tagen oft besonders hierüber viel nachgedacht, bin jedoch nie recht klug geworden. Im Klaren über irgend etwas sein, heißt unter Umständen alles wieder verlieren. Oft ist das Unklare am schönsten, und hoheitsvolle Gebilde wollen und dürfen nicht gänzlich durchschaut und erkannt sein. Mit durchdringendem Forschen kann man, so bilde ich mir ein, den Gegenstand, statt ihn nun sich noch besser zu eignen zu machen, oft auch vernichten und in Nacht und Unsichtbarkeit versenken, genug, ich will froh sein, wenn ich mir eine Ahnung aufbewahre und will weiter nichts zu wissen begehren. Jesus war also nicht tot: das war der herrliche Gedanke, und an ihn klammerte ich mich. Die Liebe stand dicht vor mir im Schnee mit wunderbarer Zärtlichkeitsgebärde und mit himmlisch-scheuen Augen, die einen schrecklichen Glanz besaßen. In die Erscheinung warf ich mein ganzes Wesen. Aus einer Wirtschaft, die nah lag, drang wüster Trinkerlärm; es ist mir dies ebenso unvergeßlich geblieben wie die Holdheit und überirdische Sanftheit der göttlichen Erscheinung. Ich fragte mich, was Jesus hier wolle, hier draußen am äußersten Rande der Stadt, ob es denn für ihn in der Welt

etwas zu tun gäbe, und auf was für Art er wohl denken könne, sich bemerkbar zu machen. Sonderbare Gedanken schossen mir durch den Kopf. Ich ging dann ins Haus hinein, hinauf in mein Zimmer, zündete die Lampe an, setzte mich an den Tisch, ergriff die Feder und schrieb auf ein Blatt Papier das Gesicht und alle Gedanken, die darauf Bezug hatten, sorgfältig nieder. Als ich fertig war, ging ich ans Fenster, öffnete es, es war schon spät, und schaute hinaus in die Nacht, in die der Halbmond aus seiner Höhe hinabschaute, und da sah ich den fremden Mann immer noch auf der Straße stehen. Ich hätte ihm irgend etwas zurufen mögen, aber ich fand kein geziemendes Wort, und die Stimme war mir wie abgeschnitten. Ich schloß das Fenster und legte mich ins Bett. Am andern Morgen, als ich herunterging, war mir, als sähe ich die Spuren von des Fremdlings Fuß im Schnee. Er selber war weg.

II.

DER ARME MANN.

Er war ein unscheinbarer, gedrückter, zaghafter, armer Mann. Energie und Selbstbewußtsein waren nicht seine Sache. Stolz kannte er keinen. Wo hätte er Stolz haben wollen? Er war klein, unbedeutend und schwach. Die Zeitung las er mit einem Gefühl von Bewunderung. Er staunte große Herren ehrfurchtsvoll an. Alles achtete er, nur sich selber nicht. Woher hätte er Achtung vor sich selbst nehmen wollen? Von Figur war er ebenso unansehnlich und schwächling wie von Charakter. Sein Leben bestand aus Unterwürfigkeit und Gehorsam. Der

Sinn seines Lebenswandels war ein fortlaufendes, armes Sichschmiegen, Durchschlüpfen, Abfinden und Ducken. Er war und blieb arm. Zart und dünn war er und geboren zum Dienen und Nichtsbedeuten. Feig und knechtisch war er nicht. Hierunter versteht man etwas anderes. Knechtisch gesinnt ist der, der anders gesinnt sein könnte und der eigentlich verpflichtet wäre, anders gesinnt zu sein. Feig ist der, der da ganz genau weiß, daß er Mut und Tapferkeit zeigen sollte. Unser Mann hier wußte weder von Feigheit noch von Tapferkeit etwas, er wußte nur, daß er ein armer Mann sei. Es gibt Leute, die durch gemeine, feige Haltung hoch emporsteigen, während ihnen, wenn sie sich mannhaft und charakterfest aufführen würden, das Leben sauer gemacht werden könnte. Hier unser Mann dachte keinen Augenblick ans Emporsteigen und Laufbahnmachen, er trug niemals in seiner armen kleinen Seele einen solchen vermessenen Gedanken. Irgend etwas in der Welt bedeuten, war für ihn zu kühn. Er war für die Armut geschaffen und für die Niedrigkeit geboren. Ach, was für ein kläglich, armselig Lied singe und intoniere ich hier? Bin ich der Musikant der Kläglichkeit geworden? Ihm war immer bang, und gegenüber den Dingen der Welt, die er vollkommen respektierte, kannte er nur ein fortwährendes Erzittern. Ein Büroalist, Kanzlist und Schreiber war er, so ein dürftiges, armes, Papier in der Hand hin- und hertragendes, scheues, schüchternes, bittendes, um Erbarmen, Mitleid und Nachsicht flehendes, armes, schwaches Männchen war er. Der Name Mann paßte für

ihn gar nicht. Er glich einem zarten lieben Jüngferchen in Mannsgestalt. Blaß und abgemergelt sah er aus. Aber er sah nicht schlecht aus. Ich sah ihn einige Mal und wie ich ihn sah, hatte ich ihn lieb, erbarmte und dauerte er mich, war er mir sympathisch. Auch redete ich ein paar Mal mit ihm. Seine Stimme klang leise und gedrückt. Es war keine rechte Stimme und von einem Klang war keine Rede. Ich habe gedrückte, scheue Wesen, sei es ein Kind, ein Mann, ein armes Frauchen, ein Hund, oder sonst ein armes Tier, ein krankes Kätzchen usw. immer geliebt. Ich habe mich von jeher solchen Wesen sogleich aufs Tiefste, Freieste und Schönste verbunden gefühlt. Stimme und Nase und Gang des Mannes waren einander ähnlich. Stets trug er einen devoten, ehrbaren, sauberen, furchtsamen, dienstbeflissenen, langen, schwarzen Rock. Der Rock war ihm wie angegossen, so, als sei er schon im langen, schwarzen Rock zur Welt gekommen, um auf derselben nie zu etwas Höherem zu gelangen als dazu: sich vor ihr zu fürchten! Sein zaghafter, feiner, netter, furchtsamer Schritt bettelte und stotterte um Verzeihung für das Wagnis Gang und das Verbrechen Auftreten, denn er fürchtete stets, er stoße irgendwo an und kränke irgend jemanden. Über seine Kindheit ist mir nichts bekannt. Ob er noch lebt, weiß ich nicht. Vielleicht starb er. Du Guter, Armer, daß du in den schönsten, strahlendsten Himmel kommen mögest, daß dich Engel mit wunderbarem Gefieder umflattern. Daß dich die süßeste Liebes- und Trostmusik umtöne, und daß du selig seiest im Himmel. Selig sind ja

die Armen und Schwachen. Ihnen gehört das Himmelreich! Er tat nie irgend jemand weh, trat nie irgend jemand zu nah und er fügte nie irgend jemand etwas Leides zu. Wie hätte er das je vermocht. Zum Wehtun gehört mehr Kraft, als der arme Mann besaß. Ein einziges Mal in seinem stillen, sanften Dulderleben rebellierte er, begehrte er auf und stellte er sich, wie man sagt, auf die Hinterfüße.

Er trat wegen einer erlittenen Ungerechtigkeit, die ihm zu bunt und zu dick war, vor seinen gestrengen und erhabenen Herrn Direktor und forderte seine Entlassung, welche ihm allsogleich gegeben wurde:

„Kommen Sie so? Das hätten wir Ihnen nicht zugetraut. Wissen Sie, was das ist? Wir wollen es Ihnen sagen. Das ist so und so, und kurz und gut: Sie können ihre Sachen packen und gehen. Aufsätzliche Angestellte haben wir nicht nötig. Voilà!“

Und der Arme sah sich auf die Straße gesetzt. Er sah sich herzlos entlassen, wo er in seiner Treuherzigkeit und seinem Gerechtigkeitssinn geglaubt hatte, man würde sich bemühen, ihn zu bewegen, ferner im Dienst zu verweilen.

Das war in des armen, guten Mannes Leben das große Erlebnis. Kurze Zeit darauf bettelte er um Gnade und gütiges Verzeihen, daß ihm der Herr Direktor doch das Geschehene verzeihen und ihn wieder anstellen möge. Man hatte Nachsicht mit ihm, und weil er ein treulicher, fleißiger und pünktlicher Arbeiter war, so wurde er wieder aufgenommen, und der Mann war glücklich darüber.

„Ei, Sie müssen nicht aufprotzen, potz tausend“, sagte der Herr Gewalthaber. Das Männchen kratzte sich im Haar, schaute demütig zu Boden und lächelte.

O du guter, sanfter, geduldiger Mann, du liebes gutes Wesen, das nie ein Unrecht tat, möge Gott dich behüten. Amen!

*

Nachtrag:

Mit seinem Gut ging der arme Mann stets äußerst sorgfältig um. Seine Stiefel waren immer peinlich sauber. Schulden machte er nie. Seine Wohnung entsprach seiner Bescheidenheit und Sparsamkeit. Wie viel Kinder er hatte, oder ob er überhaupt Kinder hatte, ist mir nicht bekannt. Wenn er eine Frau hatte, so liebte und ehrte er sie sicher, und wenn er Junggeselle war, so gab seine Aufführung sicher keinen Anlaß zu klagen. Eine Beschwerde war nie nötig gegen ihn einzureichen. Wenn ihn in der Wirtschaft die Kellnerin nur nicht gänzlich sitzen ließ, sondern ihn mit einiger Freundlichkeit behandelte, so war er froh. Politisiert hat er stets sanft. Es versteht sich dies eigentlich von selber. Er war kein Revolutionär. Seine Steuern bezahlte er pünktlich.

III.

MÖRI.

Einmal war ein Mann, der hieß Möri. Das war ein eigentümlicher Mann. Er ging ganz ordentlich gekleidet. Freilich war sein Hut ein wenig alt und verbogen. Aber die Hauptsache bei Möri war, daß er so ernst war. Er machte

ein so ernstes Gesicht. Er schaute darin, als habe er den Tod vor den Augen. Leute, die den Leuten und dem Leben ein so ernstes Gesicht entgegenzusetzen, sind nicht beliebt. Möri sah fast aus, wie ein Ritter des Mittelalters, wie ein Räuber. Er sah nach Gedanken aus, und Leute, die nach Gedanken aussehen, sieht man nicht gern. Man weicht ihnen aus, als seien sie Verbrecher. Der Gedankenreichste wurde ja ans Kreuz geschlagen und mußte sterben den jammervollen Tod der Kreuzigung. Möri hatte ein gutes Herz, er war ein guter Mann, ein ganz braver Mann, nur war er zu ernst. Die Leute schauten ihn ganz furchtsam an, als hätten sie Böses von ihm zu erwarten. Aber Möri war nicht böse, nur ernst war er. Er konnte nicht lachen, nicht lustig und fidel sein. Und er konnte keine Witze machen. Wer nicht lustig, witzig und fidel ist, wer das Leben ernst nimmt, der ist schon allein darum den Leuten ein wenig verdächtig. Möri schaute alle Leute so bang, so ernst, so fraglich an. Er war ein unheimlicher, ungemütlicher Mann; die Leute aber wollen, daß man gemütlich ist. So große, ernste Augen! Hu, es gruselt mich! Alles wich Möri aus. Wo er stand und ging, mochte niemand stehen und gehen. Wo er auftrat, wurde es mäuschenstill. Die Leute hatten einenseltsamen, unbegreiflichen Schauer vor ihm, wie vor dem Grabe. Da ging Möri zum Mädchen Emma, um sie zu fragen, ob sie ihn liebe. Das Mädchen Emma war lieb und hübsch, aber nicht für Möri. Sie sagte ihm: „Ich habe Angst vor dir, du bist so ernst. Du magst nicht lachen und du beträgst dich nicht wie andere Menschen.

Ich liebe dich nicht und bitte dich, zu gehen und mich in Ruhe zu lassen.“ Da schnürte sich um Möris Herz eine unnennbare Trauer, und er ging. Wohin er gehen solle, das wußte er nicht recht. Eine Todessehnsucht griff ihn an, und tief ließ er den Kopf hängen. Bist du lebensüberdrüssig, Möri? — Noch nicht, aber bald! — Da ging Möri, weil er sich nach Unterhalt und Verdienst umsehen mußte, zu einem Herrn und bat denselben um eine kleine Anstellung. Möri schaute mit seinen ernsten Augen den Herrn an und dieser ihn, dann sagte der Herr: „Sie gefallen mir nicht, ich kann Sie nicht brauchen, es tut mir leid, es ist nichts zu machen, gehen Sie nur lieber wieder.“ Da ging Möri, und das arme Herz war ihm noch schwerer als vorher, es drückte ihn fast zu Boden. Müde und matt, wie er sich fühlte, wollte er in ein Gasthaus einkehren, um daselbst zu übernachten. „Morgen früh, wenn ich gut geschlafen habe, ist es mir vielleicht wieder leichter und besser zu Mute“, sagte er zu sich selber. Der Wirt sah den ernsten, sonderbaren Mann, und kaum hatte er ihn unters Auge gefaßt, so machte er auch schon eine abwehrende Handbewegung und sagte: „Tritt mir lieber nicht ins Haus hinein. Geh dorthin, woher du gekommen bist. Du scheinst mir ein Strolch zu sein, und ich mag nichts mit dir zu schaffen haben.“ Und Möri mußte gehen. Da war er der unglücklichste, ärmste Mann der Welt. Nicht Liebe und nicht Vertrauen, nicht Brot und nicht Verdienst, nicht Arbeit und nicht Anstellung, nicht Kost und nicht Logis, nicht Essen und nicht Trinken, nicht Ruhe und nicht Schlafstätte hatte

er. Er ging zum See. Es war Mitternacht, und keine lebendige Seele war in der Nähe. Wie Mōri ans Wasser trat, flüsterte das mitleidige, gute Wasser: „Komm du zu mir, du Armer. Bei mir hast du's gut. Da kannst du schlafen auf den weichsten Kissen. Ich bin weich und sanft, und wenn du in meinen Armen liegst, hast du Ruhe. Ich habe dich lieb, Mōri, und ich bin freundlich, und wer zu mir kommt, den plagen keine Sorgen mehr, und aller Kummer hört auf. Komm du, komm!“ Da dachte Mōri, daß das Wasser für ihn gut sei und ging ins Wasser.

IV.

DIE ARBEITER.

Es war ein warmer Vorfrühlingstag. Das Wetter war schön und mild. Die ersten gelben und blauen Blumen zeigten sich im Grünen. Die Sonne lächelte freundlich und der Himmel glich in seiner süßen Bläue einer blaugekleideten, liebreizenden Prinzessin. Ein frischer, heiterer Wind strich über die jugendliche, frohe Erde dahin. Die Welt war wie neu geboren, alles war wie aufgerissen, als habe sich eine unendliche Weltfreiheit und ein unendliches Erdenglück geöffnet. Liebe, Sehnsucht und Freiheit schienen wie selbstverständlich, und alle Aufrichtigkeiten, Schönheiten und Offenheiten traten zutage. Die Nacht und die Müdigkeiten schienen auf immer verschwunden. Holder, süßer Frühlingssturm, reizende Ahnung, seelenvolles Drängen brausten aus allen Richtungen über die Häuser und Felder, die den göttlich-scheuen Hauch und Anstrich des Glückes ohne Namen

besaßen. Und niemand arbeitete, niemand nahm ein Werkzeug in die Hand, niemand ging an diesem Göttertage, an diesem Wundertage zur Arbeit. Es ging ein Ruf durch die ganze weite helle Welt: „Legt jetzt die Arbeit nieder!“ Mäuschenstill und wie am Sonntagmorgen war es, wo schöngekleidete Mädchen, mit der Sonntagswonne in der lieben Brust, feierlich spazieren. Eine stumme, gewaltig schöne Kirchenmusik, eine Liebesmusik und eine Freiheitsmusik, eine Freundschafts- und Verbrüderungsmusik tönte und klang daher mit Wogen, hoch hinauf in das Entzücken und in die freudige Begeisterung geschleudert und hinabgeworfen wieder, in ebenso schönen, kraftvollen Wellen, in alles Weiter- und Weiter-Ergreifen. Die ganze Welt war von Liebe und Güte und süßer Duldsamkeit so stark ergriffen, daß es keinerlei Fremdheit und Unfreundschaft mehr gab, daß die Menschen einander unter freiem Himmel und, ohne daß sie sich näher kannten, an den Hals fielen und Tränen der Freude über eine solche Seligkeit vergossen. Ein so bezaubernder Weltgedanke floß und läutete durch die frohe, aus Mißverständnissen und Unbegriffenheiten auferwachte, auferstandene Welt, daß zahlreiche gute, liebeüberflossene und freudeüberströmte Leute, betroffen, still, an der Erde, neben eines Fließchens bescheidenem Rand saßen und standen und in ihre gänzlich benommene, übergossene Seele hinabweinten. Viele jubelten und schluchzten vor Lust und rangen vor Glück die Hände. Ein wunderbares Beten strömte über alle Lippen, und niemand, niemand arbeitete. Es hätte niemand mehr

arbeiten können, und alle nicht mehr arbeitenden Menschen begriffen einander. Es gab keine kalte Scheidewand mehr, es gab keine Verständnislosigkeit mehr, es gab keine Entfernung und keine Fremdheit mehr. Alles war nah, alles war offen, und jede Frage war beantwortet, und jedes Rätsel war gelöst, und alles Leid war verschwunden. Und niemand arbeitete. Aus allen Gegenden strömten die Arbeiter herbei, harmlos, wie sanfte, gute, kleine Kinder, die an der Elternhand vors Haus traten, um den freundlichen Nachbar zu besuchen! Kein Arbeiter arbeitete; keiner von den mühseligen Millionen, die immer arbeiten, die immer tagewerken, arbeitete an diesem schönen Tag. Gott im Himmel, du Allmächtiger, ich sehe ein, daß ich träume. Solch ein schöner Tag darf ja nur ein Traum sein. Daß doch alle Menschen glücklich wären. Daß es keinen Unglücklichen gäbe. Daß die Welt frei sei. Daß das Leben gut sei.

Robert Walser.

Gefangenebegraben.

Es gibt dort im Gefangenenlager gelben Sand und weichwehende Birken. Über den Sand zieht eine kleine Schar. Auf schweren Schritten. Einzelne tragen erdenbraune Mäntel mit tief im Nacken sitzenden Mützen, andere aber sind schwarz gekleidet.

Russen.

Und vor ihnen an der Spitze schreitet in weitem Mantel, mit Schlapphut und schweren Stiefeln der Pope. Wie ein Wüstenprediger, ein Heiliger, sieht er aus.

Vor dem Popen aber, getragen von vier nackengebeugten Männern, auf hölzerner Bahre ein Sarg, schwarz wie verbranntes Holz.

Ein totgeborenes Ungeheuer.

Die Sonne brennt.

Und sie beginnen — anfangs ganz leise — zu singen. (Gesang wie Silberstimmen mit ägyptischen Chören.) Das alte Borodinolied des Tatentreters Napoleon:

„Skaschi-ka djadja wed ne darom
Moskwa spalomaja poscharom Fran-
zуска otdana . . .“

„Sag doch, Onkel, nicht umsonst ward
das durch Feuer versengte Moskau
den Franzosen gelassen. . .“

Dann stellen sie sich um das Grab. Der Pope spricht geweihte Worte. Die Muskelarme lassen den Sarg ins Grab. Ein Poltern von bröckelnder Erde.

Der Pope hebt die gebräunte Hand und läßt seine Stimmetönen: „ . . . Von ihm hättet ihr eins lernen können: das Geben, die Brüderlichkeit. Der Krieg hat uns zusammengeworfen, wie der Wind die Blätter. Wir leben getrennt von denen, die wir lieben. Und wer könnte uns Liebe geben? Euch, nach dem Licht des Lebens sich sehnenden jungen Seelen, die ihr der Liebe bedürft. Einer liebmeinenden Hand.

Wir wollen nicht an die Heimat denken. Nein — nicht das Wort aussprechen. Wir können nur eins, das ist, uns einander ergänzen. Uns helfen. Uns Freunde sein. Und seht, ein solcher Freund war er, dessen Bild wir nicht mehr vor uns sehen. Es sind schon viele fern ihrer Heimat gestorben. Viele sind nicht mehr — schweigt stille für Augenblicke im Leben und

gedenket seiner Mutter, die ihn geboren. . . .“

Die braunen Mäntel gehen wieder zur sinkenden Sonne. Andere schwarz. Und vor ihnen, an der Spitze, in weitem Mantel der Pope.

Vor dem Popen aber, getragen von vier nackengebeugten Männern, eine leere Bahre.

Etliche unter ihnen fangen wieder an zu lachen. (Was ist ihnen der Tod?)

Dann beginnt wieder das Geläute der Silberstimmen und der ägyptischen Chöre:

„Skaschi-ka djadja wed ne darum. . .“

„Sag, Onkel, doch nicht umsonst. . . .
Ne darum. . .

Nicht umsonst. . . .“

Karl Löwenberg.

Der daheimgebliebene Mut.

Körperliches und geistiges Freifühlen von allem Umgebenden. In diesem Freifühlen schaffend wirken: das ist der Dreiklang des Mutes.

Unsere geschriebenen Geschehnisse handeln von nichts anderem als von Mut. Vom Mut der Eisenkämpfer. Doch das ist der Wörterbuchmut, den jeder leicht findet, weil er gedruckt steht und sichtbare Taten zeigt. Ich will nicht reden von diesem, denn für ihn gibt es meistens ehrende Zeichen. Aber die Daheimgebliebenen kämpfen auch im Mute. Greise, Mütter, Frauen, Bräute und Kinder. Ein Turnier gegen das Unsichtbare in ihnen. Jeder trägt seinen eigenen Mut in sich wie seinen eigenen Gott.

Den Gott-Mut zur Arbeit, zum Schaffen. Zwar gibt es etliche unter

ihnen, die klagen, weil vieles ihnen fehle. Das Tüchlichgewohnte. O, Ihr weißwestigen Bäuche, seid dankbar, daß Ihr lernen könnt. Lernen, Kanzler Eurer Selbst zu sein.

Und Mut braucht man zum Schaffen, wenn alle Gedanken an die da draußen zittern wie zuckende Flammen.

Den Gott-Mut zur Wahrheit. Sich selbst und andere nicht betrügen. Denn alle Wahrheit birgt Versuchung und Leiden.

Gott-Mut zum Entbehren. Entbehren der Speisen, der Freuden und der Liebe. Es geht uns wie Sokrates, der Prachtschmuck durch Athentragen sah und sagte: „Jetzt sehe ich, wieviel Dinge ich nicht brauche.“

Wir sehen jetzt auch, was wir eigentlich nicht brauchen. Aber mir scheint, als seien einige noch nicht gedemütigt genug, aus dieser Weltkrankheit gelernt zu haben, um in eine höhere Kaste zu kommen.

Das ist es und muß es sein: Wo alles kämpft, sollt Ihr daheim den Mut besitzen, auf Vorteil zu verzichten. Verzicht auf Haß. Liebet, so wird man Euch lieben. Man fragte ein kleines Mädchen, das von allen geliebt wurde, warum jeder es gern habe. Es antwortete: „Ich glaube, weil ich jeden so sehr liebe.“

Man muß den Mut besitzen, liebevolle Wohltaten zu geben. Und wenn man arm wie ein Stein würde.

Sie, die Frauen, welche dulden um des Geliebten willen, haben uns Wohltaten gegeben. Und der *Gedanke* an sie sei schon für uns eine Wohltat.

Fester, fester bindet sich um uns der Mut zur Pflicht. Jeder hat seine Pflicht. Und sei er Reiniger schmutziger

Straßen. Jeder hat die Pflicht, die ihm sein Inneres gibt.

Und dann dieses: Wo so vieles zu Einem gemacht, wo Philosophen und Handarbeiter beieinander sind, Brutalbauern und Feinfühlende, ist es mehr als eine Pflicht, sein Selbst, seinen Charakter zu entwickeln. — „Immer gibt es dort am meisten Eigenart, wo es am meisten Charakter gibt.“ —

Mut zum Gedulden — die schwere Last des Wartens. Geduld (träge Tugend?), denn unser ganzes Leben ist nichts als Warten und Hoffen.

Mut zur Hoffnung, dem blumenblühenden Frühling des Verworfenen.

Nicht Trauer ist Größe des Menschen im Unglück, sondern göttlicher Gleichmut.

Und auch Frohsinn ist Mut. Der Mut der Frauen, die Kranke um sich haben oder Briefe an die Kämpfer schreiben. Es liegt Genie im Frohsinn wie im Genie Shakespeares.

Die Welt ist ein Brief Gottes an jedermann.

Auch der Mut ist ein Brief Gottes an jedweden unter uns.

Karl Löwenberg.

Häuser.

Der Zweck des Hauses ist: Schutz. Das zweite menschliche Verlangen nach Eigenbesitz aber gibt ihm die gesteigerte Form.

So wurzeln denn schließlich tausendfach, nach dem Gesetze dieser Zweckmäßigkeiten, in der trägen Erde: *Würfel*, aufrecht in Schärfe oder Lockerheit gegen den Himmel.

Unter dieser Form bleibt, *ernüchtert*, das Gemeinsame: der erdene Apparat, die Mauern, Steine, Balken. Dinge, die wir mit Händen greifen können.

Erlebt unter dieser Form bleibt das Gemeinsame (und tiefer als der Zweck, der zu denkende): das *Wesen*.

Nicht mehr gilt daher in seinem Bereich die Abstraktion des Denkers. An ihre Stelle tritt das natürlichfreie Geschenk: die Vision: die Gesichte des Sehers! Sie fordern Vertiefung, währte sie auch ein Leben lang um Eines Dinges willen.

Sodann erwachen unter den tausend Formen, die sich in Rauch lösen, die Rhythmen, die jenen zugrundelagen.

Zu oberst breitet sich die Region der Zusammenhänge. Die von Vertrautsein und Sehnen. Mit tausend Armen greift von innen her Leben aus dem Gebilde nach allen Seiten.

In einer Landschaft etwa herrsche einsam das Haus. Seine Fronten entlang, seine Flächen aufwärts, über die Fenster hin bis um den Schlot werde es lebendig für uns. Die wir sinngelöst, bereit sind zu jedem Geschenk.

Kann sein, wir gewahren, wie dieses Haus sich in Beziehung setzt zu den Dingen außer ihm und seiner Art: zu einem Zaun etwa. Oder, ganz anders: zu einem Acker. Oder entgegengesetzt vielleicht: zu einer Tanne. — Wir stehen unter den Bogen unausgesetzter, ruhiger Ströme. Das Dimensionale (das Haus) ordnet den vordem chaotischen Raum; dieser tritt, ein Medium, unter Spannung bis in seine Partikelchen.

Anders (als jedes einsame Haus) offenbaren sich jene versammelten Würfel, die wir Städte nennen. Selten nur

und schüchtern geschieht hier ein Ausgreifen nach Andersartigem. Zu seinesgleichen, ihresgleichen vielmehr, ist ihre Haltung, ihre Bewegung verpflichtet.

Es ist da, wie unter Menschen, ein Aufbrechen von Tugenden und Lasten aus Machtanspruch. Aber es sind Häusertugenden und Häuser-, nicht Menschenlaster.

Wenn wir daher metaphorisch von ihrer Überhebung, Verachtung, Demut, Unterwürfigkeit sprechen, ihre Armut verschämt oder zynisch nennen, ihnen Protzigkeit und Solidaritätsgefühle, Gefühle überhaupt, zutrauen, so tun wir dies, weil wir zuvor ein Andres, Lebendiges gespürt haben: *Ströme*, die von jenen ausgehen, sei es: unsichtbaren Reichtums, sei es: muffig hauchender Krankheiten und Elende, zu denen uns ein Grauen neugierig macht.

Es ist offenbar: die Fronten stoßen vorwärts, weichen zurück, knicken ein, nach dem *Eigenwillen* des Objekts. Unsrem Erleben ist gleichgültig die Maßgabe eines Bauherrn und der Zufall einer Nützlichkeit, die irgendwo geschrieben stehen. Kerngefühle entdecken wir, wie Sehnsucht und Irrung, Treue gegen den Schwachen, Liebe dem Schützenden; doch anders in diesen Würfelwesen als in uns Menschenwesen.

Das Gewirre der Giebel und Dächer, der Windschiefen und der Kanten, skelettiert sich zu einer Gesetzmäßigkeit, die auf jenen Gesichtern beruht. Dem Künstler zur Aufgabe wird: die Lösung dieser Mathematik des Zufälligen durch andächtige Strenge und schöpferische Hingabe.

Aber weil das Wesen selbst, so sehr wir nach ihm fahnden, so sehr wir uns

seinem Erleben ausliefern, immer unberührbar bleibt, darum müssen wir, die in uns Gefangenen, ohnmächtig des Pfeilweges, Gleichnisse wählen. Mit Farben, Linien, mit Worten, oder, damit das Unberührbare in der Mitte sei, mit Kontrasten.

Wir versuchen, heißt das, unsre Sprache zu vergessen und die Sprache jenes Dämons zu reden. Darum sind Kunstwerke ein Ausbrechen aus unsrem Gefangensein.

Nicht geben wir den Dingen von uns, was sie selbst nicht haben können, wozu sollte die Lüge taugen? Willige Propheten wollen wir sein des Lebens unter den Oberflächen. Dazu berufen, daß die unbewußte Welt sich selbst erkenne! Dankbar für das Geschenk ihrer Offenbarungen durch Erkenntnisse ihrer Ganzheit, und voll von Gesichtern ihres innersten Seins.

Indem wir also des Wesens pflegen, enthüllt sich, unter der Region der Zusammenhänge, die letzte, dunkelste, dem Dämon nachbarliche: die der Einsamkeit (und des Grauens). Gefühl der Stille. Verwunderung. Wir spüren, nistend gleichsam über Wolken, stauend in Erdkreise, — wir spüren den Dämon genauer.

Ein Würfel öffnet sich, entläßt in langer Folge Menschen auf die Straße (die nicht minder seltsam lebendige). In ihm wiederum verschwinden Menschen, von denen wir wissen, daß sie drinnen Treppen steigen. Auf allerhand Knöpfe drücken. Schalter drehen. Türen öffnen, Türen schließen. Sich nähren, umarmt schlafen. Kinder zeugen. Streiten, sterben und geboren werden. Tausend anderes.

Aber von all dem schweigt das Haus.

Ein schwaches Licht, aufblendend, erlöschend, ist Zeichen für Unerhörtes.

Es ist, um zu verbergen. Heimlich zu tun mit seinen Inhalten, eifersüchtig. Wir empfinden eine besondere Art von Gleichgültigkeit und von Bosheit. Selbst — ein extrem Denkbare — ein Glashaus wahrte, trotz schamloser Entblößung, das Trennende stark. Ungreifbar bliebe alles dahinter.

Sein Gegenteil: ein kahler Würfel, ohne Öffnung, eintürig vielleicht, schleuderte Ahnung mächtigen Lebens nach außen.

Ungeheurer Ausdruck der Unnahbarkeit, feindseliger Kälte, der gefesselten Wut: zwei solcher Würfel sich nahe zu sehen! Keuchend unterm Mond, der sich wie Blei auf sie lötet. Gebannt in sonnengrellen Tag, dem sie fluchen, die Nächtlichen. Grell in der Nacht, die Gespenstigen. Weil immer und überall Fremden, Einsamen. Dämonen.

Je toter und starrer das Außen, desto entfesselter das Unsichtbar-Lebendig-innere!

Zum Rausch drängen sich die Gesichte: es werden Schlöte zu aufragenden Bewußtheiten. Sagen wir: des Stolzes. Nennen wir: des anmaßlichen Strebens Himmels und der Hölle.

Fenster — Mündungen. Dächer — Lasten und Leid. Des Kubus selbst — Ausdruck von Wesen und Inhalt.

Auf dieser Seite, dicht am Irrealen, sind wir zu Ende. Knapp trennen sich Tod und Leben. Was etwa noch fol-

gen könnte, ist Anarchie des Geistes: Unformbarkeit.

Die Realität fordert ihr Mittlerrecht: auszudrücken. (Nicht: zu sein!) Die *Form* taucht endlich auf. Ihr Zufälligstes, als letztes, mühelos nach dem Wesenhaften, erlebt, wird gebändigt, bezogen — ungefährlich sein.

Zu bedeuten war: der innerste ungreifbarste Punkt, das *Wesen*, sei Ausgang und Ziel der Darstellung zugleich.

Ausgang für die darüber zu blätternde Form. Um Wahrheit jedem Pinselstrich, jedem Wort Halt, Beziehung, Gültigkeit zu geben: auf Grund des Erlebnisses.

Und *Ziel*. Das heißt: Durch Vernichtung eben dieser Form als Stoff und Selbstzweck, durch Auflösung ins Dienstbare, Durchscheinende — unumschrieben das Wesen lebendig-sichtbar zu machen, selbstleuchtend: um des Erlebnisses willen.

Wir ahnen Leben der Seele ohne den Leib. Soweit auch mag der Dämon bestehen, unabhängig der Form. Wir spüren Druck und Leben unsichtbar bleibender Häuser an ihrem Schatten, der auf die Straße fällt. Denn es sind gerade die Schatten die Beweise von der Dinge Lebendigkeit. Aber nicht weiter falle Wesen von Form, als Schatten vom Hause.

Was wir nicht greifen, nur *ahnen* können, mit Kraft und Demut zu enthüllen, hingegossen sein an die starken und feinen Wesensdinge, sei Sehnsucht und Ziel des Sehers. *Hanns Braun.*

DIE WEISSEN BLÄTTER

EINE MONATSSCHRIFT

DRITTER JAHRGANG 1916
QUARTAL JULI-SEPTEMBER

VERLAG RASCHER & C^{IE}, ZÜRICH UND LEIPZIG

INHALTSVERZEICHNIS

I.

AUFSÄTZE

	HEFT	SEITE
Eduard Bernstein, Völker zu Hause. Erinnerungen V. Vom Leben und Treiben in Zürich .	VII	45
Eduard Bernstein, Völker zu Hause. Erinnerungen VI. Geheime Kongresse und die Ausweisung aus der Schweiz	IX	262
Franz Blei, Balkanvölker	VII	1
Theodor Däubler, Matisse	VIII	191
Daniel Henry, Der Kubismus	IX	209

II.

GEDICHTE

Hans Gathmann, Ruf	IX	257
Willy Küsters, Gebet um Tod	IX	258
Walter Rheiner-Schnorrenberg, Drei Gedichte . .	VII	14
Alfred Wolfenstein, Bewegung (Presto, Andante, Scherzo, Allegro)	IX	259

III.

DRAMATISCHES

Heinrich Mann, Madame Legros. Drama in 3 Akten	VIII	119
--	------	-----

IV.

EPISCHES

	HEFT	SEITE
Peter Baum, Aus seinen Werken (Verse und Prosa)	VII	75
Max Brod, Die erste Stunde nach dem Tode. Eine Gespenstergeschichte	IX	223
Francis Jammes, Der Hasenroman	VII	17
Lu Märten, Geburt der Mütter	IX	285
Hans Reimann, Scherze	IX	291

V.

GLOSSEN

Georg Brandes, Ein Appell	VII	89
Otto Freundlich, Über eine unveröffentlichte Schrift	IX	297
Rudolf Fuchs, Die Hinrichtung	VII	88
Annette Kolb, Ein gutes Buch	VII	101
Annette Kolb, Epilog zu den Briefen an einen Toten	VIII	199
Alfred Lemm, Einiges vom Problem der Form .	VII	94
Romain Rolland, Glaube und Hoffnung	VII	92
Ludwig Rubiner, Das Paradies in Verzweiflung .	VII	97
R. S., Heut und morgen. Notizen	VIII	201
R. S., Notizen	IX	301
Wilhelm Speyer, „Das ist die Hölle“	VII	88
Robert Walzer, Besetzt	VIII	200
Kleine Dokumente	VII	101

VI.

ZEICHNUNGEN

Arthur Segall, Sechs Holzschnitte	VIII	113
---	------	-----

Franz Blei:

BALKANVÖLKER

GEMEINSAME Sitten und Bräuche, Trachten und Volkslieder definieren nicht, was man eine Nation nennt; auch Eigentümlichkeiten, die man als rassenhaft anspricht, tun das nicht; auch nicht ein von den Volksindividuen bewohntes gemeinsames Territorium; ferner nicht eine staatliche Formung, die sich ein Volk gibt, denn die Nation ist ein weiterer Begriff als der Staat und kann daher durch ihn nicht bestimmt werden. Und endlich ist auch das gemeinsame sprachliche Verständigungsmittel der Volksindividuen nicht das, was ein Volk zu einer Nation macht, denn das Idiom ist noch nicht Sprache; und der Umstand, daß Regierungsakte in diesem Idiom abgefaßt werden, schafft noch nicht, was man eine Literatur nennt, so wenig wie die Bibelübersetzung in das Idiom eines polynesischen Stammes dieses Idiom zu einer Sprache macht im nationalen Sinne, in dem Sprache nicht nur artikulierte Mitteilung durch Worte bedeutet. Es gibt eine deutsche Nation, die zur Zeit unter drei Staaten lebt. Es gibt eine polnische Nation, aufgeteilt lebend und ohne eigenes Staatswesen. Es gibt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein amerikanisches Volk, aber keine amerikanische Nation. Die Brasilianer sind ein portugiesisches Volk, keine Nation. Es gibt eine türkische Nation, aber keine albanische oder kuzowalachische oder bulgarische oder serbische; das sind Völker und Volksstämme, die vielleicht einmal Nationen werden können, — als den einzigen und sichersten Weg dazu, halten sie eine eigene Staatsform. Aber die Formung im Staate kann bestenfalles eine Nation *schützen*, *nicht* aber *schaffen*: aus den in der Monarchie vereinigten Völkern ist keine österreichische Nation geworden. Man kann

sagen: Nationen geben sich unter günstigen territorialen Bedingungen aus dem Überfluß ihres national-kulturellen Besitzes eine staatliche Form, Völkern aber wird, wie in Österreich, diese staatliche Form von außen gegeben: sie erleiden den Staat, der nicht aus ihrem National-Organischen erwachsen ist, sondern ihnen aufgefropft wurde. Was die Völker Österreichs vereint, ist ein habsburgisches Hausgesetz, das den vier Nationen dieses Staates immer noch besser erscheint, als die partikularistische Auflösung in Einzelstaaten, wie dies die noch nicht Nationen gewordenen etlichen zwanzig Völker dieses Reiches zu ihrem vermeintlichen Heile wollen. Der eigene, auf Gemeinschaft des Idioms gegründete Staat soll, so meinen diese Nationalitäten, sie zu dem machen, was sie nicht sind und durch den eigenen Staat auch nicht werden können: zu Nationen. Diese mannigfachen Stämme glauben in ihren ehrgeizigen Wortführern, die Deutschen und die Italiener seien erst durch die staatliche Form, die sie sich gaben, zu Nationen geworden, und diesem mißverstandenen Beispiel wollen sie folgen, gefördert darin von einer Idolatrie des schlechthin Nationalen, wie es der dritte Napoleon aufbrachte, und von einer Regierungstechnik Metternichscher Erfindung, die in einem gegenseitigen Auspielen der in der Monarchie vereinigten Nationalitäten das beste Mittel zu haben glaubte, das für die Dynastie und ihre Maschinerie nötige Geld aus den Völkern herauszukriegen. Weiter gefördert von einer russischen Politik, die ihr Ziel, die Verdrängung der Türkei aus Europa und die Eroberung Konstantinopels am besten damit zu erreichen hoffte, daß sie die Balkanvölker auf ihre nationale Besonderheit aufmerksam machte und selbständige kleine Balkanstaaten protegierte. Die Tendenz aller dieser Völker zu eigener staatlicher Formung kommt nicht aus dem Überfluß eines Lebens als Nation, sondern aus sekundären politischen Motiven, an denen andere Staaten interessierter sind, als die Individuen des betreffenden Volkes, die, noch um das Nötigste bekümmert, sich den Luxus eines eigenen Staatswesens nicht leisten können und wenn sie es tun, ihn viel teurer bezahlen, als er wert ist. Nämlich mit den Mög-

lichkeiten, aus einem Volke eine Nation zu werden: den verliehenen Staat aufrecht zu erhalten und unter schwierigsten Verhältnissen zu behaupten, wird die besten Kräfte dieses Volkes so sehr beanspruchen, daß nichts davon für die Bildung einer Nation übrig bleibt, woran alle nationalen Kirchen und Bildungsinstitute nichts ändern, die dem Staate wohl seine Funktionäre herrichten, nicht aber eine Nation schaffen. Es ist nicht zynischer Annexionismus, der den königlich-serbischen Bauern Anschluß an Österreich rät und ihnen sagt, daß ihr Königtum ihnen zu teuer zu stehen kommt und daß sie als Teil der Monarchie mehr Kräfte frei bekommen für ihre Bildung zur Nation, die allein wichtig ist. Die Politik, die Österreich gegenüber seinen Nationalitäten befolgte, ist ja nicht Effekt eines unabänderlichen Naturgesetzes, wie man an der Schweiz sehen kann, wo das staatliche Verbundensein dreier Nationen, die ihre Stammnation in andern Staaten haben, keiner die nationale Selbständigkeit nimmt, was ja auch gegenüber einer Nation gar nicht in der Macht des Staates liegt: ein napoleonisches Deutschland wäre niemals national-französisch geworden, wäre immer national-deutsch geblieben, so wie die Polen polnisch geblieben sind unter einem deutschen, österreichischen und russischen Staate. Es liegt keineswegs in den Existenzbedingungen der österreichischen Monarchie, die sie zwingen, zu verhindern, daß ihre Nationen sich als Nationen behaupten und ihre Völker zu Nationen werden, wenn sie dazu die innere zeugende Kraft haben, die allerdings nur sehr bedingt in einem sprachlichen Idiom wurzelt, weil dieses durch den bloßen Anspruch darauf noch nicht zu einer nationalen Sprache wird. Denn Sprache ist noch nicht, wie man sich mit dem Metzger verständigt, bei dem man Fleisch kauft. Und Sprache in diesem nationalen Sinn ist noch nicht, was ein meist anderssprachiger Gelehrter in einem Buche als Wortschatz und Regel aufzeichnet. Sprache im nationalen Sinn ist geistige Geschichte, ist aufweisbare, immer gegenwärtige, offenkundige Leistung, unbestritten und unbezweifelt, nicht erst durch Untersuchungen feststellbar, sondern lebendig vor-

handen für jedermann, nicht von lächelndem Wohlwollen konzediert, sondern da wie die Luft. Um dieses Selbstverständliche wissen auch alle diese balkanischen Völkerschaften, die in den letzten vierzig Jahren mit dem Anspruch auf ihr sie zu Größtem berechtigenden Eigendasein auftraten: da sie ihr Recht aus ihrem gegenwärtigen Leben nicht einwandfrei aufzeigen konnten, versuchten sie es, aus ihrem einmal gewesenen Leben abzuleiten, in der tausendjährigen byzantinischen Historie etwa, in deren Verlauf viele dieser Völker einmal „den Staat“ gebildet haben, indem sie entweder die Dynastie oder die herrschende Klasse oder einen glücklichen Heerführer stellten. Andere dieser Völker gehen noch weiter zurück in der Geschichte, berufen sich, wie die Albaner, auf Pyrrhus, oder wie die Kuzowalachen auf die Pelasger, mit welchen angeblichen Ureinwohnern Griechenlands, deren direkte Nachkommen sie seien, man schon halb im Mythischen ist. Ein über den Durchschnitt begabtes Individuum eines zwanzigtausend Köpfe zählenden Stammes fühlt sich als Bürgermeister schlecht am Platze und traut sich zu, Dynastien und Reiche zu gründen, wofür er Recht und Titel in einer Geschichte sucht, die er zur Befriedigung seiner Vorurteile studiert im Grauesten ihrer Vergangenheit. Dient der Strebsame mit seinen Ansprüchen der augenblicklichen politischen Konjunktur einer interessierten Großmacht, so wird diese ihn unterstützen, ihretwillen, nicht seinetwillen, wie er meint und wie ihm gesagt wird; um ihn sofort fallen zu lassen, wenn er der Konjunktur nicht mehr dient: die neuere Geschichte des Balkans ist voll solcher „Verätereien“, welche Großmächte an diesen Völkern verübten, das heißt an dem Ergeizigen, den sie nicht ans Ziel seiner Wünsche brachten. Oder ist voller „Dankesschuld“, wenn es im Interesse der Großmacht lag, die Sache soweit zu treiben, daß es zu einer staatlichen Verselbständigung kam, die gegeben, aber nicht geschaffen wurde, und daher auch wieder genommen werden kann: drei Großmächte übernahmen im Verträge von 1863, betreffend die Jonischen Inseln, die Garantie eines konstitutionell regierten Griechenland, das heißt, sie schufen,

indem sie schenken, eine Abhängigkeit Griechenlands von der Politik dieser drei Mächte. Im türkischen Montenegro residierten Bischöfe oder Wladikas, die aus den Familien des Landes gewählt wurden. Im Jahr 1852 wollte der Wladika Danilo eine Dynastie gründen, was der russischen Politik sympathisch war. Danilo machte etwas Krieg gegen die Türkei, die 30,000 Mann gegen Montenegro schickte. Aber Rußland sammelte Truppen in Beßarabien, und das beunruhigte Österreich riet dem Sultan nachzugeben, was der auch nach einigem Zögern tat: das Fürstentum Montenegro glückte dem Danilo, weil Rußland es wollte, nicht weil die montenegrinische „Nation“ lieber sterben, als ohne eigenen Staat leben wollte.

Die türkischen Eroberer konnten und wollten mit ihren eroberten und als Christen verachteten Völkern keinen modernen Staat bilden. Das machte es Rußland leicht, für die Autonomie dieser christlichen Völker einzutreten, die „nicht unter ein mohammedanisches Joch gebeugt werden dürften“, — wie es sagte, — die Türkei durch Zerstückelung ihres europäischen Besitzes aus Konstantinopel zu drängen, wie es dachte. Der bis zum Mord getriebene Kampf der beiden Dynastien, welche Serbien zum Glück eines selbständigen Königreiches verhalfen, ist ein Kampf zwischen Österreich und Rußland seit dem ersten Alexander Karageorg, der zu österreichisch war, bis zu Michael Obrenowitsch, der zu russisch war, und den 1868 die Karageorgewitsche wieder umbrachten, was ihnen aber erst mit dem jetzigen König Peter, der Österreich wieder zu russisch war, etwas nützte und im Augenblick schon wieder nichts mehr nützt, — wovon allem, wer zweifelt daran, der königlich-serbische Bruchteil dieses Volkes eine außerordentliche Förderung in seinem Aufstieg aus einem Volke zur Nation erfuhr. Als man 1862 die hellenische Krone einem russischen Prinzen anbot, beeilte sich das erschreckte englische Kabinett, seinen dänischen Kandidaten anzubringen und gab ihm, damit er was in die Ehe mitzubringen habe und den russischen Kandidaten ausstechen könne, die Jonischen Inseln und damit dem Volke die Idee von „Groß-Griechenland“, von der man in Klein-Griechenland nur

nicht bestimmt weiß, ob sie mit England gegen Rußland oder mit Rußland gegen England zu realisieren sei, was noch durch Frankreich und Italien kompliziert wird. Die Bulgaren hatten im Verlauf der russischen Okkupation von 1828, wie es heißt, ihr nationales Bewußtsein bekommen, das etwas später einen eigenen Staat verlangte. Dieses nationale Bewußtsein agierte vorerst kirchlich, und zwar auf russische antigriechische Veranlassung. Die Bulgaren protestierten gegen den griechisch-orthodoxen Patriarchen in Konstantinopel und die griechischen Bischöfe, die in der Bulgarei griechische Schulen gründeten und die slavische Liturgie durch die griechische ersetzten. Rußland begünstigte diese kirchlich-autonomen Bestrebungen, in der Erwartung, daß daraus staatlich-autonome hervorwüchsen, die im Sinne seiner antitürkischen Politik lagen, für die sie in einem Groß-Griechenland Schädigung befürchten mußte. Die bulgarischen Kirchendissidenten erinnerten sich nun, daß ihre Kirche von Rom und nicht von Byzanz gegründet worden war und wandten sich an Rom, das ihnen die slavische Liturgie samt dem Ritus gestattete, und sie bildeten die Gemeinschaft der Griechisch-Unierten. Diese Annäherung an den Westen paßte aber Rußland nicht, das die Bulgaren vor dem Panhellenismus nur schützen wollte, um sie dem Panslavismus zuzuführen. Rußland erreichte es bei der Pforte, daß diese den Bulgaren das Recht gab, ihre eigenen Bischöfe zu wählen unter der Bedingung, daß diese die spirituelle Suprematie des ökumenischen Patriarchen in Konstantinopel anerkennen, womit der neue Patriarch aber nicht einverstanden war. Der Firman von 1870 gab schließlich der bulgarischen Kirche mit dem Exarchen ihr eigenes Oberhaupt, womit das Seltsame Ereignis wurde, daß ein mohammedanischer Fürst eine christliche Glaubensgemeinschaft gründete. Der Preliminarvertrag von San Stefano sollte mit der Türkei ein Ende machen, wie es Rußland wollte. England protestierte, aber Gortschakoff verharrte auf seinem Willen, einem von England gewünschten Kongreß die türkischen Angelegenheiten *nicht* vorzulegen, darin wohl bestärkt von seiner Annahme einer guten Verstan-

digung mit Österreich, dem man Bosnien und die Herzegowina anbot. Aber Österreich verlangte viel mehr, und das wollte man nicht geben. In London war man Österreichs sicher und auch Frankreichs, wo bei der Wiederberufung der republikanischen Partei der englandfreundliche Waddington den Herzog Decazes ersetzte. England gab nicht nach. Rußland rechnete auf Bismarck, dem man doch zu Sadowa geholfen und an Sedan nicht gehindert hatte, indem man ihm Österreich durch gewisse Drohungen vom Leibe hielt. Bismarck ließ erst eine Weile den eitlen und ihm widerwärtigen Gortschakoff durch Bravaden sich blamieren, bevor er dem russischen Kanzler mitteilte, daß er nicht disponiert sei, seine Politik zu unterstützen. Des kriegsfeindlichen Schuwaloff Verhandlungen in London bewogen Disraeli, seine Forderungen zu formulieren und am Kongreß teilzunehmen. Das Fürstentum Bulgarien ging, wie man weiß, daraus noch nicht hervor, wie es San Stefano sehr großartig aufgerichtet hatte. Das auf ein Drittel des russischen Voranschlages gebrachte bulgarische Reich wurde in zwei Provinzen konzediert, deren eine größere dem Sultan zu verbleiben hatte, deren andere eine autonome Administration mit einem christlichen Gouverneur bekommen sollte. England verlangte von Rußland erstaunlich wenig auf dem Balkan, denn es hatte sich vom Zaren in der asiatischen Türkei viel Wichtigeres verschafft. Offiziell aber übernahm England den Schutz des Sultans in Hinsicht auf die muslimanische Bevölkerung in Indien. Dem Berliner Kongreß blieb nach all den Preliminarien eigentlich nicht mehr viel zu tun übrig, so lebhaft auch die Debatten waren, als es zur Aufdeckung gewisser geheim gehaltener Abmachungen kam. In vier langen Sitzungen wurden Bulgarien und Rumelien gegründet; in weiteren die Unabhängigkeit von Rumänien, Serbien und Montenegro anerkannt, Serbien um Bosnien verkleinert und auf Kosten Bulgariens dafür entschädigt, Montenegro zu Gunsten der Herzegowina, das heißt Österreichs, verkleinert.

Wenn man die 64 Artikel des Berliner Vertrages liest, hat man nicht den Eindruck, daß hier ein Frieden etabliert wurde.

Die Vertragsmächte waren sich über den „kranken Mann“ einig und wollten ihn kurieren. Das taten sie so, daß sie ihm Arme und Beine abschnitten, weil er dann besser würde gehen und besser halten können. Das ist politische Chirurgie, gegen die nichts zu sagen ist, denn in ihr kommt der Patient nicht hilfesuchend zum Chirurgen, sondern dieser zwingt sich dem Patienten auf. Die Frage ist immer nur, ob die Operation Ordnung schafft, selbst wenn der Operierte draufgeht. Der Berliner Kongreß schaffte diese Ordnung keineswegs. Denn alle diese abgeschnittenen Arme und Beine sollten nach der Meinung der Vertragsmächte eigentümlich weiterleben und verfügten doch weder über Herz noch über Hirn; es waren Völker, nicht Nationen. Und wer Herz und Hirn geben sollte, darüber kann kein Kongreß entscheiden: das war also dem freien Spiel der politischen und diplomatischen Kräfte überlassen. So wurde aus dem Balkan der Keimboden aller künftigen Kriege im Streite darum, wer zu dem Bein den Kopf, wer zu dem Arm das Herz geben sollte. Worum sich erst nur Rußland und Österreich stritten, bekam bald noch mehr Beteiligte, als die adriatische Ostküste für Italien, Griechenland für England, Kleinasien für Frankreich aktuell wurden. Ging es nicht mit der Prätension, für Bulgarien oder Serbien Kopf sein zu wollen, weil ein energisches „Besetzt!“ herschallte, so erfand man oder schaffte man neue Glieder, die man dem „kranken Mann“ abschnitt: Albanien, Thrazien, Epirus, Mazedonien, die Inseln. Ein liebendes ethnographisches Interesse, die Sonderheit dieser Völker zu erhalten, ist es nicht, was die Groß- und Gerngroßmächte veranlaßt, sich um diese Völker zu kümmern, die sie gerne als „unterdrückte Nationalitäten“ anreden, und deren naive Sonderhaftigkeit sie um so weniger erhalten möchten, als sie sich gegenüber den kapitalistischen Umgangsformen eben der Mächte meist abgeneigt zeigen. Was man darum will, ist, diesen Völkern den „selbständigen Staat“ zu geben, mit dem sich reden läßt, denn er muß ja die Sprache seiner Gründer sprechen. Da gibt es einen Monarchen, den man dem neuen Staate aus der Verwandtschaft der Gründer aussucht. Da gibt

es natürlich auch gleich Staatsmänner, weitblickende, die man leicht in der — wenn auch und eben weil — offenen Hand hat. Da gibt es in einem fortgeschritteneren staatlichen Funktionieren Parlamentarier und Wähler, durch die man erreicht, was man einmal bei dem betreffenden Staatsmann nicht erreicht hat. Ginge es nach den nicht-balkanischen Interessenten, so gäbe es auf dieser so völkerreichen Halbinsel einige Dutzend Reiche, — nur der beschränkten Zahl der zum Gründen berechtigten Großmächte verdanken wir es, daß die Landkarte des Balkan nicht so bunt ist wie die des Thüringerwaldes. Es könnte in der Nähe der Mönchsrepublik Athos als ein pikantes Vis-à-vis einen jüdischen Staat Saloniki geben, denn die begüterte und gebildete Mehrzahl der Bewohner dieser weder griechischen noch bulgarischen Stadt sind Juden. Es könnte einen Staat Kuzowalachien geben, dessen 20,000 Kuzowalachen sich so lange für Griechen hielten, bis im Jahre 1881 Thessalien von Griechenland annektiert wurde und der Patriot Apostolo Margariti die kuzowalachische Nation verkündete, die an den Abhängen des Pindus von Mezzowo bis gegen Monastir hin wohnt und ihre eigenen Schulen hat. Dieses Volk erinnert sich im Jahre 1882, daß im 12. Jahrhundert ein Großwalachien von der Donau bis zum Isthmus von Korinth reichte, nämlich das zweite bulgarische Kaiserreich, dessen Bevölkerung nicht, sondern dessen Herren diese Walachen nur stellten. Margariti versuchte es erst mit den stammverwandten Rumänen, die sich aber mehr für ihre Landsleute in Transsylvanien interessieren. Dann wandte er sich an die Albanier, die er erinnerte, daß die Griechen Fremde in Europa seien, nämlich exilierte Ägypter und Phönizier, während die Walachen und die Albanier die pelastischen Herren des Landes gewesen seien. Er wandte sich an die Türken, die aus dieser dritten Nation, die weder griechisch, noch slavisch sein wollte, Vorteile und Geld zogen. Margariti wandte sich noch an die „lateinischen Brüder“ in Italien, an Österreich, an Leo XIII. Als er starb, starb auch die kuzowalachische Nation, die ihren Staat von zu vielen garantiert haben wollte. Daß es kein selbst-

ständiges Reich Mazedonien gibt, dankt man nicht den Mächten, sondern dem Umstand, daß die Mazedonier zur Zeit der bulgarischen Gründung durch den Berliner Vertrag zum größten Teil in Sofia wohnten, wo sie das politisch aktive Element bildeten, das auch die rumelische Revolution im Jahr 1885 inszenierte. Unter Stambuloff kam eine Zeit, wo man die Mazedonier als „Fremde“ behandelte und sie von öffentlichen und politischen Funktionen fern hielt. Sie rächten sich dafür an Stambuloff, indem sie ihn umbrachten, gaben ein bulgarisiertes Mazedonien auf und dachten an ein mazedonisiertes Bulgarien, dessen Amtssprache das Französische sein sollte — das die Juden in Saloniki sprechen —, weil sich eine eigene mazedonische Sprache nicht feststellen ließ und man sich auf eines der gesprochenen Idiome aus Parität nicht einigen mochte. Geringer schienen die Schwierigkeiten und günstiger die Aussichten für die Gründer bei den Albanern, die sich selbst Skypetaren, das heißt Söhne des Adlers nennen, und sich dem Sultan nur unterwarfen, weil er ihnen, auf Kosten der Nachbarstämme, erlaubte, ganz nach ihrer Art zu leben, die sich seit Pyrrhus, ihrem Nationalhelden, nicht geändert hat, unter dem sie Söldner in Tarent waren. Wie später Söldner der Bourbonen in Neapel und noch später der Griechen und des Sultans. Die südlichen Tosken sympathisieren mit den Griechen, die in Elbassan am Skombi ihren nördlichsten kolonialen Vorposten haben; die nördlichen Ghegen sind die Feinde der Tosken, worin wie in ihren sonstigen Bräuchen die Albaner niemand stören sollte; eher müßte man diesen letzten Rest einer homerischen Welt als eine Art ethnographischen Naturpark in Europa erhalten. Und nicht nur die Italiener sollten, wie sie es seit Jahren tun, angesehenen Familien dieses Volkes eine jährliche Pension — nicht viel, 100 bis 150 Lire — zahlen, sondern alle europäischen Staaten müßten mit solchen Geldbeiträgen diesen Park konservieren, dessen Menschen von der Heiligkeit der Arbeit durchaus nicht überzeugt sind, sondern episch hinleben in Brigandage, Clan- und Familienfehden und im Raub die wesent-

liche Form ihrer Unabhängigkeit sehen. Sie erheben Tribut von den Bauern der slavischen Ebene, die in der Pristina liegt, indem sie diese Bauern wie ihre Pächter behandeln. Am Georgstag steigen sie von ihren Bergen und bestimmen sich die Höhe des Pachtzinses je nach Bedarf und nach dem Stand der Ernte; und am Michaelstag kommen sie den Zins holen: dieser sehr einfache wirtschaftliche Vorgang heißt Tschetel, mit aller Legalität, die einer solchen Namensgebung innewohnt. Kein Sultan hat je daran gerührt. Ja Abdul Hamid, der Mißtrauische, suchte sich unter den Albanern seine Vertrauten und befahl seinen Statthaltern, ein Auge zuzudrücken. 1878 sammelten sich 100,000 Albaner in Prizrend und zogen gegen das unabhängig erklärte Montenegro, allerdings ohne Erfolg. Sie wollten die Integrität des türkischen Reiches schützen, unter dem es ihnen vortrefflich ging und — weil Italien gut für diesen Zug bezahlte. Abdul Hamid ließ sich die Albaner etwas kosten, worin die Jungtürken nicht fortfahren wollten. Seitdem versucht es dieses Volk, das die Lire wie den Gulden seit langem kennt, mit den politischen Velleitäten Europas und aspiriert den albanischen Nationalstaat, soweit er sich mit den alten schönen Bräuchen, die man nicht aufgeben will, verträgt. Vor diesem Kriege gab es drei albanische Reiche auf Probe: ein türkisches, ein wiedisches und ein griechisches Albanien, — das profitabelste zu wählen war die Zeit zu kurz, und die Angelegenheit dieses Volkes stockte, dem wir unter allen Balkanvölkern die meisten Sympathien entgegenbringen, so viel, daß wir die pelasgische Abstammung für unbestreitbar halten. Ein Volk, das es wie die Ghegen mit beiden Göttern hält, im Leben mohammedanisch ist und, wenn es ans Sterben geht, den Popen rufen läßt, weil man ja doch nicht wissen kann, ein solches Volk darf nicht ruiniert werden dadurch, daß man ihm einen Staat herrichtet, in dem es Steuern zahlen, also arbeiten müßte. Irgendwo in Europa sollte es ein Volk noch geben, das nicht in Fabriken geht und keine Handlungsreisenden empfängt.

Staaten, in denen sich nicht Nationen formalen Ausdruck

geben, sondern welche als Nation noch nicht distinkten Völkern gegeben werden, fördern diese Völker nicht nur nicht, sondern ruinieren sie. Sie geben ihr Bestes an den Staat, der keine andere Voraussetzung hat, als den fremden Willen jener Nation, der ihn auf dieses Volk gegründet hat und jederzeit wieder, weil er nicht in einer Nation gewurzelt ist, aufheben kann: mit dieser ständigen Drohung des Möglichen schafft der Gründer eine Suveränität, die das dem Volke fremde und unorganische Staatswesen doppelt unerträglich macht; es muß ein Staatswesen mit aller Kraft aufrecht erhalten — die Nationen bilden und halten es mit dem Überschuß ihrer Kraft — und dieses Staatswesen ist nicht einmal sein eigenes, ist nur bedingt sein eigenes, auf Kündigung gewissermaßen! Bedarf schon eine Nation ziemlicher Energie, sich den selbsttätig und eigenläufig werdenden Staat vom Leibe zu halten — und aus ihrem kulturellen Gut schöpft sie allein diese Energie — so ist ein Volk dazu außerstande: es erliegt dem Staate ohne Widerstände. Wir haben im deutschen Reiche einen Stamm, der so dem Staate erlegen ist, und in dem jeder einzelne seinen menschheitlichen Sinn erfüllt hat, wenn er den Staatszweck erfüllt hat. Dieser Stamm ist der kulturärmste und national schwächste: die Widerstände fehlten ihm. Er ist Staat, oder er ist überhaupt nicht. Der sehr gering entwickelte Staatsformungswille der andern deutschen Stämme, besonders der katholisch gläubigen, überläßt sich diesem einen staatlichen Stamme, der diese Arbeit der Staatsformung für alle tut und tun kann, weil er keine inneren Widerstände zu überwinden hat. Ohne Preußen gäbe es heute vielleicht noch kein deutsches Reich. Aber ohne Preußen gäbe es immer noch eine deutsche Nation. Und gäbe es als Deutsche nur Preußen, so gäbe es wohl einen preußischen Staat, aber keine preußische Nation.

Es wird dem preußisch gearteten Volke auf dem Balkan vorbehalten sein, den balkanischen Staat zu tragen, und den andern staatlich schwächeren Völkern, sich diesem tragenden staatlichen Volke zu überantworten, das heißt, aus Nationalitäten eine Nation zu werden. Hundert Jahre lang haben die

großen europäischen Staaten versucht, das Balkanproblem zu lösen, indem sie es zu eigenem Nutzen verwirren. Man versucht es vielleicht die nächsten hundert Jahre damit, den Balkanvölkern selber die Lösung zu überlassen. Der beliebte wirtschaftliche Handel braucht darunter nicht zu leiden, wenn einmal der weniger beliebte diplomatische Handel ausgeschaltet ist.

Walter Rheiner-Schnorrenberg:

DREI GEDICHTE

DANKGEBET

Warum mir dies Glück?
Blau des Himmels regnet auf mich herab,
Sonne kleidet mich ganz in Gold.
Zu mir zurück
Fließt alle Welt, sie entsproß mir so hold!
Frauen, sie sind mir wunderbar nah,
Schweben wie Engel und wissen es nicht.
Kommt, Schmerzen, Qual!
Werft an die Brust mich dem Firmament!
Mein Weinen ist schauernder Sternenweg.
Allüberall
Blüht meiner Liebe Rosengeheg.
O wer die Süße der Dinge kennt,
Und dich, Leben, schluchzendes Wundertal!

DIE TÄNZERIN

Nein, plötzlich branntest du im weißen Licht,
in dich versunkner Blitz von blauer Seide!
Warfst deine Arme, schlank und grausam beide,
warfst deinen Körper wirr mir ins Gesicht!

Licht Schreitende auf sommerlicher Heide,
flucht mild dein Lockengold in dies Gedicht.
Ja, wirf den Nacken auf das Hochgericht
blitzender Takte, daß der Gott entscheide,

dem Du entsprühst, der in uns allen tobt,
der jauchzend dein Fontänendasein lobt
und dich entfaltet wie ein buntes Lied.

Tanze dein Träumen weiter, sei entblüht
dem Ewigen, das in den Steinen glüht
und sich im Glanze heller Augen probt!

GEBET DES CHRISTEN IM KRIEG

Der du brausest in Kanonen —
Aufruhr, und im wirren Glanze
Manchmal zeigst ein huschendes Gesicht;

Gast bei Leichnamen, die thronen
Stumm am Hügel, fern vom Tanze,
Wirr verhauchend klagend Licht;

Der du wanderst in den Gräben,
Ohne Ziel, verweint und hungernd,
Schleichst um Feuer in erstickter Qual:

Gib uns, blaß in tierisch totem Leben,
Was wir sehnen, dumpf und hungernd;
Zeig uns deiner Hände glühend Mal!

Oft gekreuzigt sind wir und sehr bitter
Mit verfluchtem Essig-Schwamm getränkt;
Regungslos im Bajonetten-Gitter
Unsre Leiber blutig eingezwängt.

Heb dich auf im tosenden Gewitter,
Das ob unsern leeren Hirnen hängt.
Mach uns frei, du: Friedensfürst und Ritter,
Toten-Wecker! Himmlisches Geschenk!!

Francis Jammes:

DER HASENROMAN

BERECHTIGTE ÜBERSETZUNG VON JAKOB HEGNER

ERSTES BUCH

IN dem Thymian und dem Tau des Fabeldichters vernahm Langohr die Jagd; er entlief über den aufgeweichten lehmigen Pfad, denn er fürchtete seinen Schatten, die Heidekräuter kamen ihm eilig entgegen, die blauen Kirchtürme standen von Tal zu Tal auf, er rannte hinab, stürmte bergan, und seine Sprünge bogen die Halme, wo die Tropfen ineinanderflossen. In diesem geflügelten Lauf wurde der Hase ein Bruder der Lerchen, er flog über die Bezirksstraßen hinweg, und am Wegweiser überlegte er einen Augenblick lang, eh er dem Feldweg folgte, der aus dem blendenden Sonnenlicht und der geräuschvollen Kreuzung in das dunkle, stille Moos führt.

An diesem Tage wär er beinahe an den zwölften Kilometerstein angestoßen, zwischen Markt Kastetis und Balansun, denn seine Augen, in denen die Angst wohnt, stehn seitwärts. Noch konnte er einhalten. Seine natürlich gespaltene Oberlippe zitterte unmerklich und entblößte die langen Nager. Dann streckten sich seine gelben Landstreichergamaschen mit den vom Laufen abgestumpften Fußnägeln: er hüpfte über die Hecke, in Kugelform, die Ohren auf dem Hinterteil.

Eine gute Weile noch trug er seine Haut aufwärts, indes die beunruhigten Hunde seine Spur verloren, und wieder abwärts, bis zur Landstraße in die Pyrenäen, wo er ein Pferd mit einem Karren herankommen sah. In der Ferne, auf dem Weg, wirbelte der Staub wie im Märchen vom Blaubart, wenn die Schwester

fragt: Schwester Anna, siehst du noch nichts? Die silberne Trockenheit, wie war sie prächtig und duftete bitter nach Minze. Nicht lange, so stand das Pferd vor dem Hasen.

Es war ein armseliger Gaul vor einem zweirädrigen Gefährt, und er konnte nur noch im Galopp und ruckweise ziehn. Jeder Schritt erschütterte sein gelockertes Gerippe, daß das Geschirr klirrte, und die helle Mähne flatterte in der Luft, grünlich, wie der Bart eines alten Seemanns. Mühsam, als wären es Pflastersteine, hob das Tier seine geschwulstig aufgetriebenen Hufe. Langohr erschrak vor der großen, lebendigen Maschine und ihrem lauten Geräusch. Er tat einen Satz und floh weiter über die Wiesen, die Stirn gegen das Gebirge, den Schwanz gegen die Heide, das rechte Auge gegen die steigende Sonne und das linke dem Dorfe zu. Endlich verkroch er sich in einem Stoppelfeld, unweit einer Wachtel, die in der Art der Hennen mit dem Bauch im Sande schlief und von der Wärme betäubt durch die Federn hindurch ihr Fett ausschwitzte.

Der Tag funkelte im Süden. Der Himmel erblaßte unter der Hitze und wurde perlgrau. Ein Mäusefalk schwebte mühelosen Fluges in immer höhern, immer weitem Kreisen. Wenige hundert Schritte geradeaus, und die pfauengleich schillernde Fläche eines Flusses wälzte das Spiegelbild von Erlen mit sich; ihren klebrigen Blättern entsickerte ein herber Duft, und ihre gewalttätige Schwärze brach schneidend in den klaren Glanz des Wassers. Nahe dem Damm glitten die Fische in Rudeln vorüber. Der Mariengruß rührte mit seiner himmelblauen Schwinge an den Sonnenbrand eines Kirchturms, und Langohrs Mittagsruhe begann.

*

Regungslos blieb er bis zum Abend in seinem Stoppelfeld, nur ein Mückenschwarm belästigte ihn ein wenig, ein Flimmern, wie ein Weg in der Sonne. Erst in der Dämmerung hüpfte er zweimal leicht nach vorn und dann zwei andere Male nach links und nach rechts.

Die Nacht war da. Er wagte sich an den Fluß, wo im Mondlicht an den Spindeln des Schilfrohres das Gespinst der Silbernebel hing.

Mitten im blumigen Gras nahm er seinen Platz, erfreut, daß zu dieser Stunde die Töne reiner Wohlklang waren und man nicht wußte, lockten Wachteln oder Quellen.

Waren die Menschen alle tot? Nur einer wachte draußen; geschäftig über dem Wasser holte er unhörbar sein strahlenrieselndes Netz heraus. Aber er störte nur das Herz der Welle, das des Hasen blieb in Frieden.

Und da geschah es, daß zwischen den Engelwurzolden behutsam eine Kugel erschien. Es war die nahende Freundin. Langohr lief ihr entgegen, bis er sie tief im bläulichen Heu erreicht hatte. Ihre Nasen kamen aneinander. Und einen Augenblick lang, mitten im wilden Ampfer, tauschten sie Küsse. Sie trieben ihr Spiel. Dann wandten sie sich, vom Hunger geleitet, gemächlich und Seite an Seite, gegen eine dunkel hingestreckte Meierei. In dem ärmlichen Gemüsegarten, wohin sie eingedrungen waren, gab es knisternden Kohl und würzigen Thymian. Nebenan hauchte der Stall seinen Atem; hinter der Türe des Verschlages ließ das Schwein sein bewegliches Grunzen hören und sein Schnüffeln.

So verstrich die Nacht mit Essen und Lieben. Allmählich, im Morgenrot, regte sich die Finsternis. Flecken leuchteten von fernher. Alles begann zu schwanken. Ein Gockel auf dem Hühnerstall zerriß die stille Luft. Er krächte wie besessen und klatschte sich Beifall mit seinen Flügelstumpfen.

Langohr und seine Frau verließen einander an der Schwelle der Dornen- und Rosenhecke. Kristallen tauchte ein Dorf aus dem Nebel, und im Felde zeigten sich hastende Rüden, deren Ruten wie straffe Seile schaukelten; in der Minze und zwischen den Halmen mühten sie sich, die von dem lieblichen Paar geistvoll geschlungenen Schleifen zu entwirren.

*

Unter Maulbeeren, in einer Grube, schlug dann Langohr sein Lager auf, hier verweilte er bis zum Abend, mit offenen Augen. Hier saß er wie ein König, unter dem Spitzbogen der Zweige, ein Regenguß hatte sie mit hellblauen Perlen geschmückt. Endlich schlief er ein. Doch, sein Traum war unruhig und nicht so, wie ihn der stille Schlummer des schwülen Nachmittags beschert. Fremd war ihm die starre Schlaftrunkenheit der Eidechse, die kaum zuckt, wenn sie das Leben der alten Mauern träumt; und fremd die zutrauliche Feierstunde des Dachs, der da in seinem lichtlosen Erdbau sitzt und es kühl hat. Jedes noch so kleine Geräusch raunt ihm von der Gefährlichkeit dessen, was sich rührt, fällt und stößt; ein Schatten bewegt sich unerwartet: Naht ein Feind? Er weiß, daß man im Nest nur dann glücklich sein darf, wenn alles jetzt ebenso ist, wie es vorher war. Daher kommt seine Liebe zur Ordnung und verhilft ihm zu seiner Behaglichkeit.

Denn, warum sollte in der blauen Windstille träger Tage am wilden Rosenstrauch ein Blatt erzittern? Warum, wenn die Schatten des Unterholzes so langsam vorrücken, als ob sie den Tag festhalten wollten, warum sollten sie sich plötzlich regen? Und warum hätte er sich zu den Menschen begeben sollen, die nicht fern von seiner Zufluchtstätte die Maiskolben einsammelten, darin die Sonne ihre fahlen Lichtkörner enthüllte? Seine Lider ohne schützende Wimpern vertrugen nicht die verwirrenden Wellen der Mittage, gewiß nur darum verbot sich ihm die Nähe der Wesen, die ungeblendet in die weißen Flammen der Sicheln sehn.

Nichts lockte ihn, ehe nicht die Zeit gekommen war, wo er von selbst ausging. Seine Weisheit war eins mit den Dingen. Das Leben war ihm ein Tonwerk, und jeder Mißklang riet ihm zur Vorsicht. Er verwechselte niemals das Geläute der Hunde mit einem fernen Glockenschall; auch nicht die Bewegung des Menschen mit der des wehenden Baumes; den Knall des Gewehres und den des knatternden Blitzes; den Blitz und das Rollen der Karren; den Ruf des Sperbers und die Dampfpfeife im Dorfe. So gab es eine ganze Sprache, und ihre Wörter waren ihm bekannt als Feinde.

Wer in der Welt hätte zu sagen vermocht, woher Langohr diese Klugheit und solches Wissen besaß? Keiner wohl, und keiner kennt ihre geheimen Wege. Denn sein Ursprung verliert sich in der Nacht der Zeiten, wo die Geschichten alle eins sind.

Kam er vielleicht aus der Arche des Noah, vom Berg Ararat, an dem Tage, da die Taube, die in ihrem Gurren noch heute das Rauschen der großen Wasser bewahrt, den Ölzweig brachte, das Zeichen, daß die Flut abnahm? Oder war er, so wie er ist, geschaffen worden, der Kurzschwanz, der Strohpelz, die Spalt-nase, der Langohr, der Graustrumpf? Die Hand des Ewigen, hatte sie ihn fertig unter die Lorbeeren des Paradieses gesetzt?

Gelagert unter einem Rosenstrauch, hatte er vielleicht Eva belauscht? Wie sie sich bäumte gleich einem Füllen, zwischen den Schwertlilien die Anmut ihrer gebräunten Beine auf und nieder führte und vor den verbotenen Granatbäumen ihre goldenen Brüste spannte? Oder war er damals bloß ein weiß glühender Nebelstreif? Lebte er schon im Herzen der Porphyre, war er, unverbrennlich, ihrer Lava entronnen, um nach und nach, ehe er sich mit seiner Nase in die Welt wagte, den Granit und dann die Zelle der Alge zu bewohnen? Verdankte er dem geschmolzenen Jaspis seine Pechaugen? Dem lehmigen Morast sein Fell? Dem Seetang seine nachgiebigen Ohren! Dem flüssigen Feuer sein Fieberblut?

Was bekümmerte ihn seine Herkunft! Still begnügt lag er in seiner Grube. Es war im August, ein gewitterschwüler, zermürbender Nachmittag, der Himmel dunkel, pflaumenblau, hie und da geschwellt, als sollte er im nächsten Augenblick über der Ebene bersten.

Und schon hallte der Regen auf den Brombeerblättern. Immer schneller trommelten die schlanken Wasserstäbe. Langohr aber fürchtete sich nicht, denn die Regentropfen folgten aufeinander in einer ihm längst vertrauten Ordnung. Und die Nässe fühlte er nicht, denn das Wasser fiel auf die dichte Pflanzenwölbung. Nur ein einzelner Tropfen kam bis zum Grunde der Grube und schlug immer wieder auf dieselbe Stelle.

Und so bangte dem Graustrumpf nicht vor diesem Zusammenspiel. Wohlbekannt war ihm das Lied, worin die Tränen des Regens die langen Strophen bilden, und er wußte, daß weder Hund noch Mensch, noch Fuchs oder Falke daran teil haben. Der Himmel war wie eine Harfe, die Silberfäden des strömenden Regens waren von oben hinunter gespannt. Und hier unten ließ jedes Ding sie auf seine besondere Art ertönen und nahm dann wieder sein eigenes Verlauten auf. Von den grünen Fingern der Blätter rauschten die gläsernen Saiten hoch und dumpf. Hatten die Nebel Seele und Stimme erhalten?

Die von ihnen erweichte Erde schluchzte auf wie eine vom Südwind gepeinigte Frau, und dort, wo der Boden am rissigsten war und am trockensten, ließ sich das fortwährende Geräusch des Aufsaugens vernehmen, die Inbrunst brennender, dem vollen Ungewitter hingebener Lippen.

Die Nacht nach diesem Gewitter war klar. Der Regen war fast aufgesogen. Auf dem Rasen, wo Langohr sonst seiner Freundin begegnete, schwebte das Wasser nur noch in dichten Nebelballen. Es sah aus wie unterirdische Baumwollstauden, die ihre Hülsen in der Flut des Mondlichtes gesprengt hatten. Längs den Böschungen standen die regenschweren Büsche reihenweise wie Pilger, vornübergebeugt unter der Last ihrer Säcke und Schläuche. Ringsum Friede. In eine Hand legte sich die Stirn des Engels. Das Morgengrauen harrete frostdurchschauert auf die rosenfingerige Schwester, und das niedergesunkene Gras betete zum Morgen auf.

Da plötzlich sah Langohr auf seiner Wiese einen Mann nahen, und er erschrak gar nicht. Ein erstes Mal seit Urzeiten, seitdem der Mensch Fallen stellt und Bogen spannt, erlosch der Trieb zur Flucht in der Seele des Leichtfüßigen.

Der Mann, der herankam, war angetan wie ein Baumstamm im Winter, wie mit wolligem Moos bekleidet. Er hatte eine Kapuze auf dem Kopf und Sandalen an den Füßen. Er trug keinen Stock. Seine Hände lagen verschränkt in den Ärmeln seines Mantels, ein Strick diente ihm als Gürtel. Sein bleiches, knochiges Gesicht hielt er dem Mond entgegen, und der Mond

war minder blaß. Deutlich sah man die Adlernase, die Augen, tief wie die der Esel, und den schwarzen Bart, worin die Büsche Flocken von Schäfchenwolle hinterlassen hatten.

Zwei Tauben begleiteten ihn. Sie glitten von Ast zu Ast, hinein in die mildtätige Nacht. Das verliebte Haschen ihrer Flügel war wie der Kelch einer entblätterten Blume: als wollte er sich wieder vereinigen und sich von neuem zur Krone entfalten.

Drei ärmliche Hunde mit Stachelhalsbändern trabten ihm schweifwedelnd voran, und ein alter Wolf beleckte ihm den Kleidsaum. Ein Schaf und sein Junges drangen zwischen Krokus vor und stampften blökend, unsicher und entzückt, auf smaragdgrünen Traubenhyazinthen, indes drei Sperber mit den beiden Tauben zu spielen begannen. Ein schüchterner Nachtvogel piff jubelnd inmitten der Eicheln, dann schwang er sich auf und holte den Sperber ein und die Tauben, das Lamm und das Schaf, die Hunde, den Wolf und den Mann.

Und der Mann trat heran zu dem Hasen und sprach zu ihm: „Ich bin Franziskus. Ich liebe dich, und ich grüße dich, Bruder. Ich grüße dich im Namen des Himmels, der die Wasser spiegelt und die glitzernden Steine, im Namen des Sauerampfers, der Rinden und der Körner, womit du deinen Hunger stillst. Komm und folge diesen Unschuldigen, die mich begleiten und sich an meine Schritte hängen, so gläubig wie der Efeu, der den Baum umklammert und nicht daran denkt, daß sich, vielleicht bald schon, der Holzfäller zeigen wird. O Hase, ich bringe dir den Glauben, wie wir ihn der eine in den andern setzen, den Glauben, der das Leben selbst ist, alles das, was wir doch nicht wissen, aber woran wir glauben. O Hase, liebes freundliches Tier, sanfter Wanderer, willst du dich unserm Glauben anschließen?“

Und solange Franziskus sprach, verhielten sich die Tiere still, sie lagen und saßen in den Zweigen, im Vertraun auf diese Worte, die sie nicht begriffen.

Nur der Hase, das Auge weit geöffnet, schien jetzt durch das Geräusch der Menschenlippen beunruhigt zu sein. Das eine

Ohr nach vorn, das andere nach rückwärts gerichtet, war er unschlüssig, ob er fliehn solle oder bleiben.

Dies sah Franziskus. Er rupfte von der Wiese eine Handvoll Gras, reichte es dem Leichtfüßigen, und der folgte ihm nun.

*

Von dieser Nacht an blieben sie Gefährten.

Niemand vermochte ihnen zu schaden, denn der Glaube beschützte sie. Wenn Franz mit seinen Freunden halt machte, auf einem Dorfplatz, wo die Leute beim Gedudel einer Sackpfeife tanzten, dann, wenn die Ulmen zerfließen und auf den dunkeln Wirtshaustischen die Mädchen ihr Glas lachend in den Abendwind heben, bildete man einen Kreis um sie. Und das junge Volk mit Bogen oder Armbrust dachte nicht daran, Langohr zu töten, so verwunderte sie sein ruhiges Wandeln, so grausam erschien ihnen, ein armes Tier zu hintergehn, das ihnen sein Zutrauen zu Füßen legte. Sie hielten Franziskus für einen Fremden, dessen Gewerbe es war, die Tiere zu zähmen, sie öffneten ihm für die Nacht ihre Scheunen und reichten ihm Almosen, wofür er seinen Tieren ihre Lieblingsspeisen kaufte.

Auch fanden die Fahrenden mühelos ihren Unterhalt, denn der Herbst, durch den sie zogen, war freigebig, die Speicher bogen sich, man ließ sie auf den Maisfeldern Nachlese halten und teilnehmen an der Weinernte, mit den Gesängen bei Sonnenuntergang. Die blonden Mägde drückten Trauben an ihre lichtumspielten Brüste. Ihre Ellbogen leuchteten emporgehoben. Oben über dem blauen Dunkel der Kastanienhaine, in Ruhe, glitten fallende Sterne. Das Heidekraut in seinem Samt wurde schwärzer. Wie seufzten die Rösche ferne in den Laubgängen.

Jene schauten vor sich das Meer, ein Gemälde an der Himmelswand, und die geneigten Segel, den weißen Sand mit seinen Flecken von den Schatten der Tamarisken, der Erdbeerbäume und der Pinien. Sie wanderten über heitere Matten, wo, herabgefallen aus der Unbeflecktheit des Schnees, die Sturzwässer zu Bächen werden, doch glitzernd die Erinnerung noch bewahren an den Spießglanz und die Firne.

Selbst wenn das Jagdhorn erklang, blieb Langohr jetzt unerschrocken und bei seinen Gesellen. Sie schützten ihn und er sie. Eines Tages wagte sich eine Meute heran und entfloh beim Anblick des Wolfes, ein anderesmal wieder schlich eine Katze den Tauben nach, entwich aber vor den Hunden mit dem Stachelhalsband, und ein Wiesel auf der Lauer nach dem Lämmchen versteckte sich vor den Raubvögeln. Langohr schreckte Schwalben ab, die auf die Eule losstürmten.

*

Langohrs bester Freund war einer der drei Hunde mit den Stacheln, eine Jagdhündin, gutmütig, kleinen und gedrungenen Baus, mit gestutztem Schwanz, hängenden Ohren und gebogenen Beinen. Sie war artig und umgänglich. Ihre Wiege war ein Schweinekoben gewesen, bei einem Schuster, der des Sonntags jagte. Nun war der Schuster tot, und niemand nahm sie auf. So jagte sie in den Feldern, wo sie zuletzt an Franz kam.

Langohr hielt sich immer an ihrer Seite, und wenn sie schlafen wollte, legte sie ihre Schnauze auf ihn, worauf auch er einschlummerte. Denn alle pflegten der Mittagsruhe, und Träume erfüllten ihren Schlaf in dem stumpfen Feuer der Sonne.

Franz schaute dann wieder das Paradies, das er hinter sich gelassen hatte. Ihm war, als beträte er durch das große Tor die himmlische Hauptstraße mit ihren Häusern der Auserkornen. Es waren niedrige Holzbuden, jede gleich der andern, in einem Schatten, der, hell erstrahlend, zu Tränen der Freude rührte. Aus dem Innern hervor leuchteten da ein Hobel, dort ein Hammer oder eine Feile. Hier auch war kein Ende der erhebenden Müh. Denn wenn Gott die Menschen bei ihrer Ankunft in den Himmel fragte, womit er ihre irdischen Werke belohnen solle, wollten sie immer das behalten, was ihnen zum Paradiese mit verholfen hatte. Und da war auf einmal eines jeden schlichtes Wirken irgendwie wunderbar geworden. Handwerker traten auf ihre Schwellen, und die Tische waren hinausgetragen für die Abendmahlzeit. Man hörte den Frohsinn der himmlischen Brunnen. Und auf den offenen Plätzen entfalteten sich die

Engel wie Segelboote und neigten sich in der Seligkeit der andämmernden Nacht.

Die Tiere aber sahn in ihren Träumen die Erde und das Paradies nicht so, wie wir beides kennen und sehn. Sie träumten von unzusammenhängenden Ebenen, worin ihre Sinne irre wurden. Nebel fiel in sie. In Langohr wurde das Hundegebell ganz eins mit der Sonnenhitze, mit jähem Knallen, mit einem Schwitzen der Läufe, mit dem Taumel der Flucht, dem Schrecken, Lehmgeruch, hellem Wasser, hin- und herschwankenden Möhren, knisterndem Mais, Mondschein und freudiger Aufregung beim Anblick des Weibchens, wie es mitten im Duft der Wiesenkönigin erschien.

Sie alle erblickten hinter den geschlossenen Lidern die bewegten Abbilder ihrer Lebensläufe. Nur die Tauben schützten vor der Sonne ihre lebhaften unruhigen Köpfchen: sie erschauten im Schatten ihrer Flügel ihr Paradies.

ZWEITES BUCH.

ALS der Winter kam, sagte Franziskus zu seinen Freunden: „Segen über euch, denn ihr seid Gottes. Doch bin ich in Unruhe, denn der Schrei der ziehenden Gänse verkündet eine Hungersnot, und daß es nicht in den Absichten des Himmels liegt, euch die Erde zum Wohltäter zu machen. Gelobt seien die verborgenen Ratschlüsse des Herrn.“

Das Land um sie war wirklich verödet. Aus seinen straffen Schläuchen voll Schnee träufelte der Himmel ein fahles Licht. Alle Früchte in den Hecken waren abgestorben und alle in den Gärten. Und die Körner hatten ihre Schoten verlassen, um in den Schoß der Erde einzugehn.

... „Gelobt seien die verborgenen Ratschlüsse des Herrn,“ sagte Franziskus. „Vielleicht will er, ihr sollet mich verlassen und ein jeglicher seines Weges ziehn, auf der Suche nach Nahrung. Trennet euch also von mir, der ich nicht allen zugleich

folgen kann, wenn euch der Trieb jeden wo andershin führt. Denn ihr seid im Leben und bedürftet der Speise, ich jedoch bin auferstanden und bin hier durch die Gnade, den leiblichen Bedürfnissen enthoben, und Gott ließ mich erscheinen, damit ihr von mir geleitet wäret bis an diesen Tag. Aber ich weiß nicht mehr, was tun, und kann nicht länger mehr für euch sorgen. Wollt ihr mich also verlassen, so sei einem jeden von euch die Zunge gelöst, und er sag es offen.“

*

Der erste, der sprach, war der Wolf.

Er hob seine Schnauze gegen Franziskus. In seinem zerzausten Schweif fegte der Wind. Er hustete. Lang war das Kleid seines Elends. Sein kläglicher Pelz gab ihm das Aussehen eines entthronten Königs. Er zögerte und blickte im Kreise um sich, von Freund zu Freund. Endlich kam seine Stimme aus dem Schlund, der rauhe Laut des Winterschnees. Und wie er seine Lippen öffnete, sah man seine ganze frühere Entbehrung an der Länge seiner Zähne. So wild war sein Ausdruck, daß man nicht wußte, ob er seinen Herrn beißen oder ihn lieblosen wolle.

Er sagte:

„O Honig ohne Stacheln! O Armer! O Sohn Gottes! Wie könnte ich dich verlassen? Mein Leben war elend, und du hast es mit Freude erfüllt. In den Nächten, wie mußte ich da den Atem der Hunde, der Hirten und der Feuerbrände belauschen, um dann im richtigen Augenblick meine Krallen in die Kehle der schlafenden Lämmer zu versenken. Du lehrtest mich, o Seliger, die Milde der Obstgärten kennen. Ja eben noch, da sich mir der Bauch in der Lust nach Fleischspeise höhlte, ernährte mich deine Liebe zu mir. Wie so oft war mir doch mein Hunger willkommen, wenn ich meinen Kopf auf deinen Schuh legte, denn diesen Hunger, ich ertrage ihn, um dir zu folgen, und aus Liebe zu dir will ich gerne sterben.“

*

Und die Tauben gurrten.

Sie beendeten ihren frierenden Doppelflug in den Zweigen eines vertrockneten Baumes. Sie konnten sich nicht zum Sprechen entschließen. Jeden Augenblick, so schien es, wollten sie zustimmen, dann wieder, in Schrecken, erfüllten sie von neuem mit ihren weißen aufschluchzenden Zärtlichkeiten den Wald, der dieser Anmut lauschte. Sie zuckten wie junge Mädchen, die ihre Tränen und ihre Arme vereinen. Sie sprachen beide zu gleicher Zeit, als hätten sie nur eine einzige, gemeinsame Stimme:

„O Franz, milder als der Schimmer des Leuchtkäfers im Moose, lieblicher als der Bach, der uns sein Lied singt, wenn wir unser laues Nest in den würzigen Schatten der jungen Pappeln hängen. Was kümmert uns, daß Reif und Not uns aus deiner Nähe verbannen und uns vertreiben wollen, hinweg zu fruchtbaren Strichen? Um deinetwillen werden wir die Not lieben und Frost und Reif. Um deiner Liebe willen wollen wir auf unsere Neigungen verzichten. Und müssen wir vor Kälte sterben, so wird es Herz an Herz geschehn, o Herr.“

*

Und einer der Hunde mit dem Stachelhalsband trat hervor. Es war die Jagdhündin, die Freundin des Hasen. Wie der Wolf, hatte auch sie schon hart unter dem Hunger gelitten und klappte mit den Zähnen. Ihre Ohren runzelten sich, auch wenn sie sie hob; ihr Schwanz, zerfahren wie eine Baumwollspindel, hielt sich unbewegt wagrecht. Die rotgelben Augen richteten sich auf Franziskus mit der Glut des unbedingten Glaubens. Und ihre beiden Genossen, die sich anschickten, vertrauensvoll zuzuhören, senkten gutmütig und unwissend den Kopf. Und sie, die Hirtenhunde, die niemals was anderes gehört hatten als das Greinen der Schellen, das Blöken der Herden und den Geißelschlag des Blitzes auf den Gipfeln, sie warteten ab, glücklich und stolz darüber, daß die kleine Jagdhündin bekannte.

Da versuchte diese einen Schritt, aber kein Laut kam aus ihrer Kehle. Sie leckte die Hand des Heiligen, dann legte sie sich ihm zu Füßen.

*

Und das Schaf blökte.

Sein Blöken war so traurig, als hauchte es seine Seele dem Tod entgegen, schon bei dem bloßen Gedanken an eine Trennung von Franz. Als es nun schwieg, hörte man auf einmal sein von einer befremdlichen Schwermut ergriffenes Lämmchen weinen wie ein Kind. Und das Schaf sprach:

„Nicht die Munterkeit der Matten, die der Morgen mit seinem Brodem dämpft, nicht in den Bergen das Süßholz, das der Nebel mit seinem Silberseim beperlt, noch die Streu in der verräucherten Hütte, sie alle sind nicht zu vergleichen mit den Almen deines Herzens. Lieber als dich zu verlassen, ist uns das blutige und ekle Schlachthaus, das Schwanken auf dem Karren, der uns dorthin bringt, blökend und die Füße gebunden und die Rippen und die Wange auf dem Brett. O Franz, unser Tod wäre, dich zu verlieren, denn wir lieben dich.“

Und während dieser Rede hielten Uhu und Sperber, beisammen hockend, unbeweglich stand, die Augen voll Angst und, um nicht fortzufliegen, die Flügel fest an den Leib gepreßt.

*

Der letzte, der sprach, war der Hase.

In seinem stroh- und erdfarbenen Haarkleid nahm er sich aus wie eine Gottheit der Fluren. Inmitten dieser winterlichen Wüste glich er einer Scholle zur Sommerszeit. Er rief graue Erinnerung wach an einen Straßenarbeiter oder an einen Landbriefträger. In den Schnecken seiner Löffel trug er aufrecht mit sich die Erschütterung aller Geräusche. Sein linker Löffel horchte, zu Boden gesenkt, auf das Knistern des Frostes, indessen der andre, in die Ferne gestreckt, die Axtschläge aufsammete, von denen der tote Wald widerhallte.

„Wahrlich“, sprach er, „o Franz, ich kann mich begnügen mit der moosigen Rinde, die unter den Liebkosungen der Schneeflocken aufgeweicht und von den winterlichen Sonnenaufgängen durchduftet ist. Öfters schon sättigte ich mich daran jetzt in diesen Unglückstagen, wo die Brombeerzweige nur rosige Kristalle sind und die wippende Bachstelze ihren hef-

tigen Schrei gegen die Larven unter dem Ufereis ausstößt, die ihr Schnabel nun nicht mehr erreicht. Und diese Rinden, ich will sie weiter kauen. Denn, o Franz, ich mag nicht hinsterben mit den sanften Freunden in ihrem Totenkampf, sondern leben will ich neben dir und mich nähren von den bitteren Fasern des Bastes.“

*

Demnach, und weil die Heimat eines jeden eine andre und nur für ihn allein bewohnbar gewesen wäre, zogen es also die Genossen des Hasen vor, sich nicht zu trennen, vielmehr in diesem Lande des mörderischen Winters miteinander zu sterben.

Eines Abends waren die Tauben verwelkt und fielen wie Blätter von ihrem Zweige, auch der Wolf schloß seine Augen dem Leben, die Schnauze auf den Schuh des Heiligen gelegt: schon seit zwei Tagen hatte der Hals den Kopf nicht mehr aufrecht halten können, und das Rückgrat war wie ein Brombeerzweig geworden, mit Kot belastet, im Winde zitternd: sein Herr küßte ihn auf die Stirn.

Danach gaben die Wächterhunde, das Schaf, die Sperber, der Uhu und das Lamm ihren Geist auf, und zuletzt die zierliche Jagdhündin, die der Hase vergeblich zu erwärmen trachtete. Sie verschied wedelnd, und Langohr war darüber so tief betrübt, daß er bis zum nächsten Tag nicht imstande war, an die Eichenrinde zu rühren.

*

Und Franziskus, in dieser Verheerung, betete, die Stirn in die Hand geschmiegt, so wie im Übermaß des Leidens ein Dichter sein Herz abermals schwinden fühlt.

Dann, zum Hasen gewandt, sprach er: „O Langohr, ich höre eine Stimme mir eröffnen, daß du diese hier (und er wies auf die Tierleichen) in die ewige Seligkeit bringen mußt. O Langohr, wisse, es gibt für die Tiere ein Paradies: aber ich kenne es nicht. Kein Mensch wird es jemals betreten. O Langohr, führe du dorthin die Freunde, die mir Gott gegeben und

wieder genommen hat. Du bist verständig unter allen, und deinem Verstande vertrau ich die Freunde an.“

Franzens Worte stiegen auf in den erhellten Himmel. Das harte Winterblau war allmählich wieder durchsichtig geworden. Und in dieser Helligkeit wollte es scheinen, als ob die reizende Jagdhündin nochmals ihre geschmeidigen Seidenohren aufrichten werde.

„O meine Freunde, ihr Toten,“ sagte Franziskus, „seid ihr denn tot, dieweil ich allein von eurem Tode weiß? Wodurch könntet ihr dem Schlaf beweisen, daß ihr nicht bloß eingeschlummert seid? Schläft denn die Frucht der Waldrebe oder ist sie tot, wenn der Wind nicht mehr ihre leichten Wimpern beschwingt? Vielleicht, o Wolf, geht vom Himmel nur nicht mehr Hauches genug, um deine Flanken zu heben? Und ihr, Tauben, damit ihr wie ein Seufzen anschwellt? Und ihr, Schäflein, damit eure sanfte Klage die Sanftheit noch der überschwemmten Wiesen erhöhe? Und du, mein Uhu, damit dein Ruf wieder erwache, der Liebesseufzer der Nacht selbst? Und ihr, Sperber, damit ihr euch aufschwingt vom Boden? Und ihr, Wachthunde, daß euer Schnappen zusammenströme mit dem Rauschen der Schleusen? Und du, Hündin, damit deine köstliche Einsicht neu auferstehe und du wieder spielen dürftest mit dem Graustrumpf da?“

*

Auf einmal, von dem Maulwurfshügel, wohin er sich gelagert hatte, tat Langohr einen Sprung ins Blaue und fiel nicht zurück; und dann noch einmal, so leicht als ging es über eine Wiese von blauem Klee, sprang er in das Leere hinein, in das Engelreich.

Kaum hatte er diesen Sprung vollführt, als er neben sich die kleine Jagdhündin wahrte, und er fragte sie voll Freude:

„Warst du denn nicht tot?“

Worauf sie aufhüpfend zur Antwort gab:

„Ich begreife nicht, was das heißt. Mein Schlaf heute war ruhevoll und hell.“

Und Langohr sah, daß auch die andern Tiere ihm in den Raum nachfolgten, während auf einer zweiten Himmelsstraße Franziskus ausschritt und dem Wolf mit der Hand ein Zeichen gab, er möge dem Graustrumpf vertraun. Und Isegrim, gelehrig und beruhigten Sinnes, fühlte, wie ihn der Glaube abermals überkam, und er schloß sich an seine Freunde, nach einem langen Blick auf seinen Herrn und in dem Bewußtsein, daß für die Auserwählten sogar das Abschiednehmen göttlich ist.

*

Sie ließen den Winter hinter sich. Sie staunten über ihren Gang durch diese Wiesen, die ehemals unerreichbar waren und so hoch über ihnen. Doch das Verlangen nach dem Paradiese gab ihnen Halt und Sicherheit in dem Himmel.

Auf den Pfaden der Seraphim, die Lichtspaliere entlang, auf den Milchstraßen, wo der Komet eine Garbe ist, leitete Langohr seine Genossen; Franziskus hatte sie ihm anvertraut, ihn zu ihrem Führer erwählt, weil er Langohrs Klugheit kannte. Und hatte denn Langohr seinem Herrn nicht bei verschiedenen Gelegenheiten Proben erbracht von jener Furcht, die der Anfang der Weisheit ist? Hatte er bei der Begegnung mit Franziskus und bei der Aufforderung zum Mitgehn nicht gewartet, bis ihm der Heilige ein Büschel frisches Gras zu fressen reichte? Und als alle seine Gefährten sich aus Liebe zueinander dem Tode weihten, hatte da er, der Graustrumpf, nicht weiter die bittere Baumrinde gekaut?

Darum konnte es dem Hasen auch im Himmel an seiner Klugheit nicht fehlen; wich man ab, so kam er immer wieder auf die rechte Straße, verstand es, Irrwege zu vermeiden, und wußte, wie man weder an die Sonne noch an den Mond stößt, auch wie man den fallenden Sternen ausweicht, die so gefährlich sind wie die Steine aus den Schleudern; und sich zurechtzufinden mit all den Pfählen, die die Zahl der zurückgelegten Kilometer anzeigen und die Namen der himmlischen Dörfer.

*

Die Landschaften nun, die Langohr und seine Genossen bereisten, erschienen ihnen hinreißend und begeisternd, und dies um so mehr, als sie, anders gerichtet als die Menschen, niemals die Schönheiten des Himmels geahnt, sondern ihn immer nur von der Seite erblickt hatten, doch nicht in der Höhe über sich, was ein Vorrecht des Herrn der Tiere bleibt.

Also, Kurzschwanz, Wolf, Schaf, Lämmchen, Vogel, Herdenwächter und Jägerin stellten fest, daß der Himmel nicht minder schön war als die Erde. Und alle, außer Langohr, dem die Marschrichtung zuweilen Sorge machte, genossen einer ungemischten Freude auf dieser Pilgerung zu Gott, wo an Stelle des Himmelfeldes, noch kürzlich unerreichbar über ihren Häuption, jetzt langsam die Erde unerreichbar wurde unter ihren Füßen. Und in dem Maße, wie sie sich von ihr entfernten, ward ihnen diese Erde zu ihrer neuen Himmelskugel. Das Blau der Meere ballte dort Wolken Schaumes, und die Lichter in den Buden besternt dort die Weite der Nacht.

*

Allmählich näherten sie sich den Ländern, die ihnen Franziskus verheißen hatte. Bereits zergingen der rosenrote Klee der Sonnenuntergänge und die leuchtenden Früchte des Dunkels, ihre Speise, größer immer und voller, in ihren Seelen zu paradiesischen Süßen.

Die Blätter, die brennenden Säfte flößten in ihr Blut eine sommerliche Kraft, einen frohen Überschwang, wovon die Herzen schneller schlugen bei der Annäherung an die künftigen Herrlichkeiten.

*

Endlich gelangten sie zu dem Aufenthalt der seligen Tiere, zum ersten Paradies, dem der Hunde.

Eine Weile schon vernahm man ein Bellen. Sie kamen an den Stumpf einer zerfressenen Eiche und sahn darin eine Dogge sitzen wie in einer Nische. An ihrem abweisenden und zugleich

sanften Blick merkte man, daß sich ihr Gehirn ein wenig in Unordnung befand. Es war die Dogge des Diogenes, der Gott eine Einsamkeit geschenkt hatte in dieser aus dem ganzen Baum gehöhlten Tonne. Unbewegt sah sie die Stachelhunde vorbeiziehn. Danach, zu deren großer Verwunderung, trat sie auf einen Augenblick aus ihrer moosbewachsenen Behausung und knotete sich selbst wieder an, indem sie mit dem Maule nachhalf — denn ihre Leine hatte sich gelockert — kehrte dann in ihr Holzgewölbe zurück und sagte:

„Hier findet jeder seine Lust, wo er sie sucht.“

Und wirklich erblickten Langohr und seine Freunde eine Anzahl Hunde auf der Suche nach vorgestellten, verlornen Wanderern. Sie wagten den Abstieg in tiefe Schlünde, um die Verunglückten dort zu finden, ihnen ein wenig Brühe zu bringen, Fleisch und Branntwein, in den kleinen Fässern an ihrem Hals.

Andre wieder warfen sich in vereiste Seen, in der immer getäuschten Hoffnung, einen Schiffbrüchigen daraus hervorzuziehn. Sie schwammen zurück ans Ufer, zitternd und betäubt, jedoch befriedigt von ihrer nutzlosen Treue und bereit, sich aufs neue hinauszustürzen.

Wieder andre bettelten hartnäckig um ein paar alte Knochen vor der Schwelle verlassener Hütten an der Straße und warteten auf die Fußtritte, die ihren Blicken eine verehrungswürdige Schwermut verleihen sollten.

Da war auch ein Scherenschleiferhund, der drehte freudig, mit hängender Zunge, an dem Räderwerk eines Steines, auf dem sich kein Messer glatt schliff. Aber seine Augen glänzten von dem hinnehmenden Glauben an seine erfüllte Pflicht, und er unterbrach seine Anstrengungen nur, um Atem zu holen und sich wiederum anzustrengen.

Dann gab es da einen Wächterhund, der wollte ewig verirrte Schafe in ihre Hürde zurückführen. Er jagte nach ihnen am Rand eines Baches, der am Hang eines wiesengrünen Hügels leuchtete.

Von diesem grünen Hügel, und aus Unterholz hervorbrechend, stieg eine Meute nieder, die den ganzen Tag Traumbündinnen und Traumgazellen verfolgt hatte. Ihr Geläute, festgehalten auf alten Spuren, erklang wie beglückte Glocken an einem blühenden Ostermorgen.

Nicht weit von dieser Stelle richteten sich die Wachthunde und die kleine Jägerin häuslich ein. Aber als diese von Langohr zärtlichen Abschied nehmen wollte, gewahrte sie, daß er sich aus dem Staub gemacht hatte, schon seit dem Anschlagen der Meute.

Und so mußten ohne ihn die Sperber, die Eule, die Tauben, der Wolf und die Lämmer ihren Flug wieder aufnehmen. Sie begriffen gar wohl, daß er, ein kleingläubiger Hase, nicht wie sie zu sterben verstanden hatte, und daß er lieber als sich durch Gott gerettet zu sehn, sich selber retten wollte.

*

Das zweite Paradies war das der Vögel; es lag in einem kühlen Wäldchen, ihr Sang tropfte auf die Erlen und kräuselte die Blätter. Und von den Erlen strömten die Lieder hinab in den Fluß und erfüllten ihn so mit Musik, daß er auf den Schilfrohren spielte.

In der Ferne zog sich ein Hügel hin, voll Frühling und Schatten. Sein Bau war von einer unvergleichlichen Anmut. Er duftete nach Einsamkeit: nach nächtlichem Flieder und dem Odem aus dem Herzen dunkler Rosen, woraus die heiße weiße Sonne trinkt.

Nun mit einemmal, in Pausen, als wären die kristallinen Sterne, ihr Licht brechend, auf Wasser gefallen, hörte man den Sang der Nachtigall aufgehn. Nichts hörte man als den Sang der Nachtigall. Auf dem ganzen weiten stillen Hügel hörte man bloß den Sang der Nachtigall. Die Nacht war bloß das Seufzen der Nachtigall.

Da, in dem Wäldchen, stieg die Morgenstunde auf, errötend wegen ihrer Nacktheit inmitten der gefiederten Sänger, die noch nicht daran dachten, ihr Zwitschern abzustimmen, so

schwer waren ihre Flügel von Gefühl und Morgentau. Noch schlugen die Wachteln nicht in den grünen Halmen. Die Meisen mit ihren schwarzen Köpfchen rauschten in dem Feigendickicht wie Kiesel in der Strömung. Ein Grünspecht, beinahe wie ein Büschel Gras von goldschimmernden Wiesen, eine Kleeblüte auf dem Kopf, zerriß mit seinem Schrei die Himmelsbläue. Dann richtete er seinen Flug auf die alten, blendend blühenden Apfelbäume.

Die drei Sperber und die Eule gingen ein in diese Blumenweiden, und nicht ein Rotkehlchen, nicht ein Distelfink, nicht ein Hänfling erschranken vor ihnen. Die Raubvögel hockten sich nieder ins Geäst, in anmaßender und schwermütiger Haltung, und das Auge zur Sonne gekehrt, schlugen sie dann und wann mit ihren Stahlschwingen gegen den scheckigen Kiel ihrer Brust.

Die Eule aber suchte den Schattenhügel auf, um zurückgezogen in einer Höhlung, und zufrieden mit ihrem Dunkel und ihrer Einsicht, die Nachtigall klagen zu hören.

*

Doch die köstlichste Zuflucht hatten sich die Tauben erwählt. Sie saßen auf würzigen Ölbäumen im Abendwehn. In diesem Garten lebten junge Mädchen, die man wegen ihrer tierhaften Anmut eingelassen hatte, alle die jungen Mädchen, seufzend und wie Jelänger-Jelieber, alle die jungen Mädchen, die mit den empfindsamen Tauben schmachten, von den Tauben Venetiens an, die den gelangweilten Dogaressen fächelten, bis zu den Tauben Westindiens, mit dem neckischen Feuer ihrer orangen- und tabakfarbenen Fischerinnenschnäbel; alle die Tauben der Träume und alle die träumenden Tauben: die Taube, die Beatrice aufzog, und der Dante ein Korn reichte; und jene, die in der Nacht von der enttäuschten Quitteria vernommen ward; und jene, die aufschluchzen mußte auf der Schulter Virginiens, als sie im nächtlichen Quell, im Schatten der Kokospalme, vergebens ihre Liebesglut zu kühlen versuchte; und noch die Taube, der die Siebzehnjährige, bedrückt von

der Schwüle des Sommers, im Hausgarten bei den reifenden Pfirsichen die zärtliche Botschaft anvertraut, damit sie sie mit forttrage, auf ihrem Flug ins Ungewisse.

Und dann waren hier die Tauben der alten, rosenumsponnenen Pfarrkirchen: die Tauben, die aus seiner weihrauchduftenden Hand Jocelyn nährte, während seine Gedanken bei Laurence weilten. Und die Taube, die man dem sterbenden kleinen Mädchen bringt; und die Taube, die man in manchen Gegenden auf die heiße Stirn der Kranken legt; und die geblendete Taube, die so schmerzlich aufstöhnt, daß sie den Zug ihrer wilden Schwestern in den Hinterhalt des Jägers lockt; und die beste aller Tauben, die in seiner Dachkammer den alten vergessenen Dichter tröstet.

*

Das dritte Paradies war das der Schäfchen.

Im Schoße eines Smaragdtales, bewässert von Bächen, die unter ihrem besonnten Kristall eine Decke unerhörten Grüns zeigten; nahe bei einem perlmutternen, pfauengleich schillernden See, tiefblau und wie Glimmerschiefer, wie die Kehle der Kolibri und die Flügel der Schmetterlinge: hier, wo sie das ungetrübte Salz von dem goldgekörnten Granit geleckt hatten, unter dem Dach ihres dichten Wollvieles wie Blatt und Ast unter Schnee, träumten die Lämmer ihren langen Traum.

Diese Landschaft war so rein, so traumhaft klar, daß sie die Wimpern der Schäfchen angesilbert hatte und hineingeglitten war in das Gold ihrer Augen. Darin schien alles so durchsichtig, daß man, tief in ihrem Wasser, so deutlich enthüllten sich die Umrisse, die gelbgestreiften Kalkgipfel zu erblicken vermeinte. In die Teppiche der Buchen- und Tannenwälder waren Blüten eingewirkt, von Reif, von Himmel und von Blut, und der sanfte Wind, wenn er darüber hinweggeweht hatte, zog noch leichter, noch bedufteter, noch eisesklarer von dannen.

Gleich einer blauen Meerflut wallten die köstlichen Kegel der Bäume hoch, mit verflochtenem Silbertang. Abwärts, von den felsigen Zähnen des Gebirges, dampften Wasserfälle. Und

auf einmal blöken die himmlischen Herden Gott entgegen; und die verzückten Schellen weinten um den Schatten der Farnkräuter. Und das dunkle Wasser der Grotten brach sich im Licht.

Gelagert unter wilden Lorbeerbüschen erschien das wiedergewonnene Lamm der Bibel. Seine Pfote ruhte auf seinem Mund und blutete noch. Seine Wege waren hart gewesen, bald aber sollte es an dem leicht gesäuerten Zucker der Myrten wieder gesund werden. Schon zitterte es bei dem Laut seiner zerstreuten Gefährten.

Einziehend in dieses gelobte Land, ihren bleibenden Aufenthalt, gewahrten die franziskanischen Schäfchen das Lamm aus der Fabel des Lafontaine, wie es unter Vergißmeinnicht an der spiegelhellen Welle graste. Nicht mehr stritt es mit dem Wolf des Gedichtes. Es trank, und das Wasserlein wurde nicht trübe davon. Die ungefaßte Quelle, für das Gefühl durch einen zweihundertjährigen Efeu verschattet, verbittert, strömte über den Rasen hin ihre zerbrochenen Wellchen und, fortgerissen mit ihrem Glitzern, das schneeige Beben des Lammes.

An den Halden der Glückseligkeit hochhängende Schafe, die Schafe sahn sie jener Helden des Cervantes, die aus Liebesgram alle wegen ein- und derselben Schönheit ihre Stadt verlassen hatten, um in der Ferne ein Hirtenleben zu vollbringen. Die Stimmen dieser Tiere waren die allersanftesten: Stimmen von Herzen, die insgeheim ihr eigenes Leiden lieben. Sie schlürften von den Quendelbeeten die immer neuen brennenden Tränen, die ihre bukolischen Dichter wie Tau hatten fallen lassen aus dem Kelche der Augen.

Am Rande dieses Paradieses erhob sich ein undeutliches Geräusch gleich dem unendlichen Wellenschlag. Es war der Flöten und der Klarinetten immer wieder stockendes Schluchzen, ein Rufen, von den Abgründen zurückgeschnellt, Gebell der unruhigen Hunde, der Sturz eines umgrüntes Steines ins Leere. Es war der Schwall der Wasserfälle hoch über den tosenden Wildbächen. Wie die Sprache war es eines Volkes auf dem Wege zu seinem gelobten Land, namenlosen Weintrauben

entgegen, brennenden Dornbüschen entgegen, Laute, untermischt mit dem Aufschrei trächtiger Eselinnen, die die Last der vollen Milchkannen trugen und die Hirtenmäntel und das Salz und den schieferig abblätternden Käse.

*

Das vierte Paradies, in seiner fast unbeschreiblichen Nacktheit, gehörte den Wölfen.

Auf dem Gipfel eines baumlosen Berges, in der Öde des Windes, in durchdringenden Nebeldämpfen, genossen sie des Glückes der Märtyrer. Sich also verlassen zu fühlen, empfanden sie als eine herbe Freude und ebenso dies, daß sie niemals länger als einen Augenblick lang — und unter welchen Qualen! — ihrem Blutdurst hatten entsagen können. Sie waren die Enterbten mit dem ewig unverwirklichten Traum. Schon seit langem konnten sie nicht mehr heran an die himmlischen Lämmer, deren blanke Augenwimpern in dem grünen Lichte auf- und niederschlugen. Und dann, da keines dieser Tiere starb, durften sie auch nicht länger den Leib erwarten, daß ihn der Schäfer ihnen hinwürfe an den immer lachenden Bach.

Und die Wölfe hatten sich bescheiden gelernt. Ihr Pelz, rauh wie ihr Fels, war zum Erbarmen. Eine Art von kläglicher Größe herrschte an dem seltsamen Ort. So tragisch, so unselig wirkte ihr Erlöstsein — man hätte sie, o Mitgefühl!, selbst wenn man sie beim Lämmermord ertappte, auf die Stirne küssen mögen, voll Zärtlichkeit, diese armen Fleischfresser. Die Schönheit ihres Paradieses, wo nun auch der Herzenswolf des Franziskus Wohnung nahm, war in der Trostlosigkeit beschlossen und in der hoffnungslosen Verzweiflung.

Über dieses Gebiet hinaus aber erstreckte sich der Tierhimmel ins Unendliche.

*

DRITTES BUCH.

DER Hase nun, der hatte beim Anblick der himmlischen Hundeschar klüglich das Panier ergriffen. Solange Franziskus bei ihm war, glaubte er an Franziskus. Bald aber, und wenn auch in den Gefilden der Seligen, hatte seine mißtrauische Bauernnatur wieder Gewalt über ihn gewonnen. Und da er sich hier nicht so recht in seinem Paradies fühlte, weder eine vollkommene Seligkeit auskostete, noch den Reiz der bekannten Gefahr, gegen die man ankämpfen konnte, war er irre geworden.

Er lief also hin und her, mit Unbehagen, er kannte sich nicht aus, fand sich nicht zurecht und suchte vergebens, was er doch immer wieder floh und was ihn geflohn hatte. Was war das nur? War denn der Himmel nicht das Glück? Wo mochte die Stille noch stiller sein? In welchem andern Neste hätte der Spaltnasige einen unbedrohten Schlaf besser träumen können als in diesen wollenen Wiegen, die der Windhauch hinbreitete unter das beblütete Strauchwerk der Sterne?

Doch schlief er hier nicht, ihm fehlte die Unruhe und noch manches andere. In den Gräben des Himmels hockend, spürte er unter dem weissen Fleck seines Stummelschwanzes nicht mehr, wie ihn die Feuchtigkeit mit Schauern durchdrang. Die Mücken, weit weg in ihrem Teichparadies, gewährten seinen immer offenen Augenlidern nicht länger das beizende Brennen des Sommers. Wohin war dieses Fiebern geschwunden? Sein Herz schlug nicht mehr mit jener Kraft von ehemals, wenn auf den Kuppen der flammendroten Heiden das Feuerrohr einen Erdregen um ihn herum versprühte. Unter der weichen Liebkosung des Rasens sproßte ihm sein sonst spärliches Haar aus den Schwielen der Pfoten. Und er begann den Überfluß des Himmels zu bedauern, Ihm war wie dem Gärtner, der, König geworden, purpurne Sandalen tragen muß und sich seine Holzschuhe zurückwünscht, mit ihrem Schwergewicht von Lehm und Armut.

*

Und Franziskus in seinem Paradies erfuhr von den Bedrängnissen des Hasen und von seiner Verwirrung. Und sein Herz litt darunter, daß einer seiner alten Genossen nicht glücklich war. Seitdem schienen ihm die Gassen des himmlischen Dorfes, seines Wohnortes, nicht mehr so friedlich, die abendlichen Schatten nicht mehr so milde, nicht mehr so weiß der Atem der Lilien, nicht mehr so heilig der Schein des Werkzeugs in den Schuppen, nicht mehr so hell die singenden Krüge, deren Wasser in frischen Garben auseinanderstrahlte, kühespendend über die Leiber der Engel, die an den Brunnenrändern saßen.

*

Also begab sich Franziskus zum lieben Gott, und er empfing ihn in seinem Garten bei sinkendem Tag. Es war dieser Garten Gottes der einfachste und schönste. Woher das Wunder seiner Schönheit kam, war unerklärlich. Vielleicht wuchs darin nichts anderes als die Liebe. Über die Mauern, ausgekerbt von den Weltaltern, wucherte dunkler Flieder. Entzückt trugen die Steine ihre lächelnden Moose, deren goldne Köpfchen an der schattigen Brust der Veilchen saßen.

In einem zerstreuten Schimmer, der nichts von Morgenlicht noch von Abenddämmerung an sich hatte, denn er war noch zarter als diese, inmitten eines Beetes blühte ein blauer Lauch. Ein Geheimnis umgab die blaue Kugel seines Blütenstandes, der sich unbewegt in sich verschlossen hielt auf seinem hohen Stengel. Man begriff, daß diese Pflanze träumte. Wovon wohl? Vielleicht von dem Werk ihrer Seele, die am Winterabend in dem Topfe summt, worin die Suppe der Armen kocht. O göttliches Los! Nicht weit von den Buchsbaumzäunen strahlten die Zungen des Lattichs lautlose Worte, während ein gedämpftes Licht um den Schatten entschlafener Gießkannen lag. Ihre Arbeit war getan. Und zu Gott, voll heitern Vertrauens, nicht hochmütig, noch kriechend, erhob ein Salbei sein geringes Ruchlein.

*

Franziskus setzte sich neben Gott auf eine Bank unter eine mit Efeu umwachsene Esche. Und Gott sprach zu Franziskus: „Ich weiß, was dich herführt. Man soll nicht sagen, daß hier einer, Hase oder Milbe, sein Paradies nicht finde. Geh also zu dem Schnellfüßigen und frage ihn, was er begehrt. Und sobald er es dir gesagt hat, will ich es ihm gewähren. Wenn er nicht wie die andern zu sterben und zu entsagen verstanden hat, gewiß, so war es, weil sein Herz allzusehr an meiner geliebten Erde hängt. Denn, o Franz, gleich diesem Langohr liebe ich die Erde mit einer tiefen Liebe. Ich liebe die Erde der Menschen, der Tiere, der Pflanzen und der Steine. Franz, suche den Hasen auf und sage ihm, daß ich sein Freund bin.“

Und Franziskus schritt auf das Paradies der Tiere los, das, von den jungen Mädchen abgesehn, niemals vorher ein Menschenkind betreten hatte. Dort fand er den Hasen untröstlich umherirren; sowie aber das Tier seinen alten Herrn auf sich zukommen sah, verspürte es eine so große Freude, daß es sich niederhockte, die Augen erschrockener als je, die Nase kaum merklich zitternd.

„Sei begrüßt, mein Bruder,“ sagte Franziskus. „Ich habe dein Herz klagen gehört, und ich bin gekommen, den Grund deiner Betrübniß zu erfahren. Hast du zuviel bittere Körner gegessen? Warum genießest du nicht den Frieden der Tauben und der ebenso weißen Lämmer...? O Mäher hinter der Ernte, was suchest du also unruhig hier, wo doch keine Unruhe mehr ist und wo du niemals wieder das Keuchen der Rüden fühlen wirst, wie sie herjagen hinter deinem Landstreicherfell?“

„Mein Freund,“ gab der Spaltnasige zur Antwort, „was ich suche? ich suche meinen Gott. So lange du mein Gott warst auf der Erde, fühlte ich mich befriedigt. Aber in diesem Paradies, wo ich verloren bin, weil ich deine Gegenwart entbehre, du göttlicher Bruder der Tiere, erstickt meine Seele, denn hier finde ich ihn nicht.“

„Meintest du denn,“ versetzte darauf Franziskus, „daß Gott die Hasen verläßt und daß sie allein in der Welt kein Recht auf das Paradies haben?“

„Dieses nicht,“ erwiderte ihm der Graustrumpf. „Darüber habe ich mir keine Gedanken gemacht. Dir wäre ich nachgegangen, denn ich habe gelernt, mich in dir so gut auszukennen wie in der irdischen Hecke mit ihren Flocken warmen Lämmer-schnees, der mein Nest wohnlich macht. Vergeblich habe ich über diese Himmelswiesen hin den Gott gesucht, von dem du da redest. Doch während ihn meine Freunde sogleich entdeckten und ihr Paradies fanden, irre ich umher. Von dem Tage an, da wir von dir schieden, und in der Stunde schon meines Eingangs in den Himmel schlug mein kindisch wildes Herz in Heimweh nach der Erde.

O Franz, mein Freund, du einziger, an den ich glaube, gib mir meine Erde wieder. Ich fühle, daß ich hier nicht zu Hause bin. Gib mir meine Furchen wieder voll Kot, meine lehmigen Pfade. Das heimische Tal gib mir zurück, wo die Jagdhörner den Nebel aufrühren; die Wagenspur, von wo aus ich mein Abendläuten hörte, die Meute mit den hängenden Ohren. Gib mir meine Angst wieder. Gib mir meinen Schrecken wieder. Gib mir wieder die Erregung, die mich ergriff, wenn plötzlich ein Schuß unter meinem Sprunge die duftenden Minzen hinwegfegte oder wenn im Strauch unter den Quittenbäumen mein Mund an das Kupfer der kalten Schlinge stieß. Gib mir die Wiese wieder, wo du mich entdeckt hast. Gib mir wieder die morgenroten Wasser, aus denen der gewandte Fischer seine Netze schwer von Aalen herauszieht. Gib mir die blaue Nachlese im Monde zurück und mein furchtsames heimliches Liebespiel in den wilden Ampfern, wenn ich nicht mehr unterscheiden konnte zwischen einem Blumenblatt, das mit Tau überlastet ins Gras glitt, und der rosigen Zunge meiner Freundin. Gib mir, o du mein Herz, gib mir meine Schwäche zurück. Und sage dem lieben Gott, daß ich nicht länger bei ihm leben kann.“

„O Graustrumpf,“ erwiderte ihm darauf Franziskus, „mein Freund, sanfter mißtrauischer Bauer, kleingläubiger Hase, der du lästerst; du konntest deinen Gott nicht finden? so wisse, um diesem Gott zu begegnen, hättest du sterben müssen wie deine Genossen.“

„Aber wenn ich sterbe, was soll aus mir werden?“ schrie der Strohpelz.

Und Franziskus sagte :

„Wenn du stirbst, wird aus dir dein Paradies.“

*

Während sie sich so besprachen, gelangten sie ans Ende des Tierparadieses. Hier begann das Paradies der Menschen. Langohr neigte den Kopf und las über einem Pfahl auf einer blauen, gußeisernen Tafel mit einem Pfeil, der die Wegrichtung anzeigte :

Von Kastetis nach Balansun 5 Kilometer

Der Tag war so heiß, daß die Schrift in dem stumpfen Sommerlicht zu zittern schien. In der Ferne, auf dem Weg, wirbelte der Staub wie im Märchen vom Blaubart, wenn die Schwester fragt: Schwester Anna, siehst du noch nichts? Die silberne Trockenheit, wie war sie prächtig und duftete bitter nach Minze.

Und Langohr sah ein Pferd mit einem Karren herankommen.

Es war ein armseliger Gaul vor einem zweirädrigen Gefährt, und er konnte nur noch im Galopp und ruckweise ziehn. Jeder Schritt erschütterte sein gelockertes Gerippe, daß das Geschirr klirrte, und die helle Mähne flatterte in der Luft, grünlich wie der Bart eines alten Seemanns. Mühsam, als wären es Pflastersteine, hob das Tier seine geschwulstig aufgetriebenen Hufe ...

Da überfiel ein Zweifel, stärker als alle bisherigen Zweifel, die Seele des Hasen und durchbohrte sie.

*

Dieser Zweifel war ein Schrotkorn, das soeben durch den Nacken in das Hirn des Löffelmanns drang. Ein Blutschleier, schöner als der glühende Herbst, schwebte vor seinen Augen, darin die Schatten der Ewigkeit aufstiegen. Er schrie. Die Finger eines Jägers schnürten ihm die Kehle zu, würgten ihn, erstickten ihn. Es verlangsamte sich sein Herz, das ehemals flatterte wie im Wind die bleiche wilde Rose, wenn sie zergeht

um die Stunde, da es Morgen wird und die Hecke die süßen Lämmer liebkost. Einen Augenblick blieb er unbeweglich in der Faust seines Mörders, matt ausgestreckt, lang wie der Tod. Dann schnellte er auf. Seine Klauen krallten vergebens nach dem Boden, sie erreichten ihn nicht mehr, denn der Mann ließ nicht los. Langohr verrann, Tropfen um Tropfen.

Auf einmal sträubte sich sein Haar, und er wurde den sommerlichen Stoppeln gleich, worin er einst gelegen hatte neben seiner Schwester, der Wachtel, und neben seinem Bruder, dem Mohn; gleich auch der lehmigen Erde, die seine Bettlerfüße benetzt hatten; gleich dem Braun, womit die Septembertage den Hügel bekleiden, dessen Gestalt er angenommen hat; gleich der Kutte des Franziskus; gleich der Wagenspur, von wo aus er sein Abendläuten hörte, die Meute mit den hängenden Ohren; gleich dem starren Felsen, wie ihn der Quendel liebt; er glich in seinem Blick, worin jetzt ein Hauch nächtlichen Blaus schwamm, dem gesegneten Rasenplatz, auf dem ihn einst das Herz seiner Freundin im Herzen der wilden Ampfer erwartet hatte; in den Tränen, die er vergoß, glich er dem Engelquell, an dem der alte Aalfischer sitzt und seine Netze ausbessert; er glich dem Leben; er glich dem Tode; er glich sich selbst; er glich seinem Paradies.

Eduard Bernstein:
VÖLKER ZU HAUSE
ERINNERUNGEN

V.*

VOM LEBEN UND TREIBEN IN ZÜRICH

ALS im Jahre 1877 in Berlin das Denkmal des Freiherrn vom Stein enthüllt wurde, hörte ich tags nach der Enthüllung beim Beschauen des Denkmals einen Lehrburschen einen andern fragen: „Du, wem soll denn der da vorstellen?“ Worauf die Antwort erfolgte: „Det weeste nich? Det ist der Jeneral Stein“.

An diese Unterhaltung ward ich erinnert, als ich auf der Platzpromenade in Zürich vor der Denksäule stand, die ein Reliefbild des ob seiner Idyllen berühmten Dichters Gessner zeigt. Zwei Knaben im Alter von etwa 14 Jahren traten heran. „Du“, forschte der eine, „wer isch jetzt auch der da?“ „O“, kam es zurück, „das isch so e Sängervater gsi“.

Prägt sich nicht in diesen beiden Gesprächen ein Stück vergleichender Völkerpsychologie aus? In Berlin mußte es ein General sein, in Zürich war es „so e Sängervater“.

In der Tat fällt dem Norddeutschen, der nach Zürich kommt, auf, daß Komponisten und Musikdirigenten bei den Bildsäulen der Stadt am reichlichsten bedacht worden sind. Die Musik spielte eine große Rolle in Zürichs sozialem Leben. Die beiden großen Sängerchöre Zürichs — der gemischte Chor und die Harmonie — erfreuen sich eines weit über die Grenzen der Schweiz hinaus reichenden Rufes, und Zürichs große Musikfeste,

* Siehe das Dezemberheft der Weißen Blätter, 2. Jahrgang, und die Februar-, März- und Maihefte, 3. Jahrgang.

die für die Stadt jedesmal ein Ereignis sind, an dem alle Welt Anteil nimmt, und das durch Aushängen von Fahnen, Veranstaltung von Umzügen usw. gefeiert wird, ziehen viele auswärtige Gäste von Bedeutung an. Ein zur Zeit meines Züricher Aufenthalts zu Anfang der achtziger Jahre abgehaltenes Sängersfest hatte unter anderen den greisen Franz Liszt an die Gestade des Zürichsees gelockt. Und bekannt ist, welche Rolle Zürich im Leben Richard Wagners gespielt hat.

Vom Militär dagegen merkte man damals wenig in Zürich, und was man davon sah, offenbarte auf Schritt und Tritt, daß man im Lande des Milizsystems sich befand. Außerhalb des aktiven Dienstes trug kein Mensch Uniform. Im Restaurant Kronenhalle fand sich zu einer Zeit regelmäßig gegen Abend ein kleiner Kreis geistig hochstehender Persönlichkeiten zusammen, an deren Tisch ich zuweilen eingeladen wurde. Zu ihnen gehörte unter anderen ein Dozent der Kriegswissenschaften, der zugleich Oberst der Armee war. In seinem Auftreten ließ der Mann nicht im geringsten den Militär durchblicken, so sehr ihn, was das Äußere betrifft, sein hoher Wuchs, und geistig sein großes Wissen auf militärischem Gebiet (er bekleidete später Generalsrang) dazu befähigt hätten. Heute scheint der Militarismus in der Schweiz stärkere Wurzeln geschlagen zu haben. Das kleine Land mit seiner friedliebenden Bevölkerung, die keinen sehnlicheren Wunsch hat, als aus den Welthändeln der großen Nachbarstaaten herausbleiben zu dürfen, ist gegen die Ansteckung durch seine Umgebung nicht völlig gefeit. Um sich dagegen wehren zu können, daß es in den Tanz hineingezogen wird, den der Militarismus der Großmächte zu entfesseln beliebt, zollt es ihm allerhand Tribute. Auch eine Illustration zum Dichterwort, daß der Frömmste nicht im Frieden leben könne, wenn usw.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zeigte sich davon noch wenig, und so gab es denn auch in der Arbeiterbewegung der Schweiz noch keinen Antimilitarismus. Nur wenige Weiterblickende sahen die verräterischen Wolken am Horizont. Einer von ihnen war der schweizerische Sozialist Karl Bürkli, der überhaupt ziemlich viel von militärischen Dingen

verstand — seine in das Gebiet der Militärwissenschaft gehörende Schrift „Der wahre Winkelried“ ist seinerzeit von Hans Delbrück in den Preußischen Jahrbüchern sehr ernsthaft gewürdigt worden — und dessen Name selten ohne Beifügung seines militärischen Titels „Alt-Landwehrhauptmann“ genannt wurde. In unseren Tagen, wo die Vereinigten Staaten von Amerika so nahe daran sind, in die Händel Europas ernsthaft hineingezogen zu werden, mag es interessieren, daß Bürkli damals wiederholt erklärte, es gäbe kein anderes Mittel, die Schweiz vor dem Hineinziehen in diese Händel zu schützen, als daß sie sich unter die Fittiche der großen transatlantischen Republik begäbe und sich für einen ihr zugehörenden Bundesstaat erkläre.

Karl Bürkli war in vieler Hinsicht ein Original. Von Hause aus gelernter Handwerker, war er, wie so viele Schweizer, in jungen Jahren weit in der Welt herumgekommen. Er hatte, dem Sozialismus mit Leib und Seele ergeben, in Paris noch die Vertreter des älteren französischen Sozialismus: Etienne Cabet, Victor Considérant und andere kennen gelernt und sich an einer sozialistischen Kolonialexpedition im Texas beteiligt. Letzteres trug ihm, als er wieder nach Zürich zurückgekehrt war und sich in den politischen Parteikampf stürzte, von einem ihm feindselig gesinnten Pamphletisten eines Tages den Beinamen Alt-Räuberhauptmann ein, den aber seine Freunde willig als passenden Spitznamen für ihn übernahmen, weil dem so Benannten bei allem realistischen Denken doch noch ein Stück Romantik anhaftete. Er war als Sozialist im wesentlichen Schüler Charles Fouriers, teilte mit dem Meister die Eigenschaft, einen scharfen Blick für das Tatsächliche mit einer oft sehr kühnen Phantasie zu verbinden, und glich ihm auch darin, daß ihm die Fähigkeit einer geordneten Darstellung seiner Ideen abging. Er hatte eine sehr schöne Bibliothek, las viel und verarbeitete das Gelesene oft sorgfältig. Aber wenn er entwickeln wollte, dann vollzog sich im Kopfe des Bekenntners der Lehre von der Souveränität der Triebe so etwas wie Souveränität der Ideen, und er stolperte leicht über einander ins Gehege kommende Gedanken. Wie fast alle Sozialisten älterer Schule, gab er sich viel mit Theorien

über Geld und Kredit ab, und eine Schrift zugunsten von zins-tragendem, auf Grund und Boden fundiertem Papiergeld brachte ihn einst mit uns Sozialisten der Marxschen Schule in heftigen Konflikt. Aber man konnte dem ehrlichen Kauz nicht lange böse sein. Er hatte mindestens das eine für sich, daß er selbst die abstrusesten Gedanken durch drastische Bilder zu beleben wußte. Meldete unser Alt-Räuberhauptmann in der Zürcher Sektion der Internationale sich zum Wort, so konnte man sicher sein, daß er Leben in die Debatte brachte.

*

Zürich hatte nämlich im Jahre 1879 noch eine Sektion der 1872 auf dem Haager Kongreß gesprengten und zwei Jahre darauf entschlafenen alten Internationalen Arbeiterassoziation. Sie pflanzte ihr Dasein als letzte Rose fort, weil ein gewisses Bedürfnis für sie fortbestand. Wo anders sollten sich sonst die Sozialisten verschiedener Nationalitäten, die Zürich beherbergte, zu gemeinsamen Diskussionen zusammenfinden, als in einem internationalen Verein? So überlebte die Zürcher Sektion die Mutterorganisation noch Jahre nach deren Tode und hielt im jetzt verschwundenen „grünen Hüsi“ beim untern Mühlensteg ihre Sitzungen; sie tagte, als ich nach Zürich kam, in einer Wirtschaft der Stüssi Hofstatt. Dort lernte ich die ersten deutsch-schweizerischen Sozialisten in ihrer Heimat kennen und hörte sie sich in einer Sprache ausdrücken, die eine mich fremdartig anmutende Mischung von Schriftdeutsch und schweizerischer Volksmundart war.

Im allgemeinen hörte ich ihnen nicht ungerne zu. Die Sprache hatte etwas Kernhaftes, und die Schweizer unterschieden sich zumeist von den deutschen Sprechern durch größere Kürze und Prägnanz ihrer Ausführungen. Sie ergingen sich in keine große Rhetorik; einer von ihnen, ein recht intelligenter Metallarbeiter, fiel mir dadurch auf, daß er seine Ausführungen, sobald er nach seiner Ansicht das Nötige gesagt hatte, unabänderlich fast rabiāt mit den Worten abbrach: „Hab' g'schlosse'.“

Stärker als das schweizerische war das slavische Element in

der Züricher Internationale vertreten, voran selbstverständlich die Russen. Doch zählte Zürichs Russenkolonie zu Anfang der achtziger Jahre nur wenige Persönlichkeiten von internationalem Interesse. Die Tage, wo Peter Lawroff die in Zürich studierende sozialistische Jugend Rußlands um sich scharte, waren vorüber. Der gelehrte Verfasser der Historischen Briefe lebte jetzt in Paris und gab dort in seiner bescheidenen Wohnung in der Rue St. Jacques Vorlesungen, zu denen viele studierte Russen in den Ferien pilgerten.

Da die Internationale Sektion irgendwelche praktische Aktion nicht ausüben konnte, war sie als Verein der reine Debattierklub. Man erörterte alle möglichen Fragen der Theorie und spekulierte über die sozialistische Praxis in abstracto. So beschäftigten wir uns an mehreren Abenden mit der von Karl Höchberg im Jahrbuch für Sozialwissenschaft aufgeworfenen Frage, was die Sozialdemokratie zu tun hätte, wenn sie beim gegebenen Stande der Entwicklung plötzlich an die Regierung käme. An einem dieser Abende war auch August Bebel anwesend, der damals noch für seine Türklindenfabrik reiste und mit diesen Geschäftsreisen Besuche für politische Zwecke verband. Er hörte uns eine Weile zu, zeigte sich aber von dem Gehörten nicht sehr erbaut; namentlich einige Gedanken, die der von Höchberg nach Zürich eingeladene Karl Kautsky und meine Wenigkeit über das nach Lage der Dinge Mögliche entwickelten, hatten ganz und gar nicht seinen Beifall. Sie waren ihm viel zu gemäßigt und würden uns, meinte er, wenn wir in einer Revolution mit so zahmen Vorschlägen aufträten, leicht Bekanntschaft mit der Laterne machen lassen. Trotz Sozialistengesetz war Bebel damals überaus sanguinisch. Die hartnäckige Dauer des schlechten Geschäftsganges ließ ihn hoffen, daß die kapitalistische Gesellschaft sich von dem auf ihr lastenden Druck nicht mehr erheben werde, und mit Windeseile dem Zusammenbruch entgegensteure. Eine falsche Rechnung, die aber dem im schönsten Mannesalter stehenden Politiker die wunderbare Spannkraft verliehen, kraft deren er der Partei in Deutschland damals die unschätzbarsten Dienste leisten konnte.

Dem dahin siechenden Schweizerischen Arbeiterbund, dem die Internationale Mitgliedschaft als Sektion zugehörte, konnte freilich auch er kein Leben einhauchen. Diese großgedachte Verbindung war in der überlieferten Form nicht mehr aufrecht zu erhalten. Mit ihr litt auch ihr Organ, die in Zürich veröffentlichte „Tagwacht“, an Blutleere. Die Verhältnisse dieses Blattes waren so proletarisch wie nur möglich. Es ward am Zeltweg in Hottingen-Zürich in einem Häuschen von fast vorsündflutlicher Einfachheit auf einer altmodischen Presse hergestellt, die noch mit der Hand betrieben wurde. Ein mäßig großer Raum, zu dem man auf einer schmalen Treppe emporstieg, diente gleichzeitig als Setzersaal, Maschinensaal und Redaktionslokal — letzteres dadurch, daß in einer Ecke ein Stehpult aus einfachstem Holz und ein ebensolcher Schemel für den Redakteur aufgestellt waren. Im gleichen Raum hielten abends bei sehr bescheidener Beleuchtung der örtliche Ausschuß des Arbeiterbundes und andre Kommissionen ihre Sitzungen ab. Da ich mich sofort nach meiner Ankunft an der Arbeiterbewegung Zürichs beteiligte, habe ich noch an mancher der Ausschußsitzungen teilgenommen, die ob des ganzen Zuschnitts mich stets etwas urchristlich anmuteten. Sehr viel weniger Luxus als bei diesen Sitzungen wird es auch bei den Zusammenkünften der ersten Christengemeinden kaum gegeben haben.

Ein humoristisches Vorkommnis bei einer jener Sitzungen dürfte in seiner urwüchsigen Form nur wenige seinesgleichen zu verzeichnen haben. Ein Delegierter führte heftig Beschwerde über einen in der vorhergegangenen Sitzung gefaßten Beschluß. Es wurde ihm erwidert, er sei es ja gerade gewesen, der das Beschlossene beantragt habe. „Jawohl“, antwortete der Gute unerschüttert, „ich habe den Antrag gestellt, das ist richtig. Aber ihr durftet ihn nicht annehmen“.

Redakteur oder, wie man sich in der Schweiz ausdrückt, Redaktor der „Tagwacht“ war Hermann Greulich, ein geborener Schlesier, der als Buchbindergeselle nach Zürich gekommen war und dort lange Zeit in durchaus proletarischen und selbst unterproletarischen Verhältnissen gelebt hatte. Denn er heiratete

früh, und früh stellte sich auch Kindersegen ein. Und da oben-
drein auch ältere Anverwandte mitzuernähren waren, ging es
im Haushalt des ungewöhnlich begabten Mannes sehr knapp
zu, auch mußte Greulich, wenn die Arbeit im Beruf nicht
ausreichte, Nebenerwerb suchen, bei dem es nicht wählerisch
sein hieß. So hat er zeitweilig als Kaffeeröster auf Taglohn
gearbeitet. Auch als er Redakteur der Tagwacht wurde, blieb
sein Einkommen proletarisch. Denn das bloß zwei- oder dreimal
in der Woche in kleinem Format erscheinende Blatt hatte eine
geringe Auflage und konnte daher auch nur ein bescheidenes
Gehalt zahlen. Um so größer waren die Anforderungen an den
Redakteur, dem neben der Herstellung des Blattes noch allerhand
Agitations- und Organisationsverpflichtungen oblagen. Noch
fehlte der Arbeiterschaft jeder Maßstab für die Einschätzung
schriftstellerischer Arbeit, hinsichtlich derer übrigens auch
unter den sogenannten Gebildeten sehr irrige Meinungen ver-
breitet sind. Kurz, der Kampf ums Dasein wurde unserm
Greulich nicht leicht gemacht. Aber er hat sich durchgekämpft,
wobei ihm zeitweilig Karl Bürkli helfend zur Seite stand, der
seine geistige Begabung voll zu würdigen wusste.

Als ein überaus klarer Kopf verfügte Greulich gerade über
die Eigenschaft, die Karl Bürkli fehlte, die Gabe leichtflüssiger
und geordneter Darstellung. Einige Broschüren, die er verfaßt
hat, sind in dieser Hinsicht wahre Muster, und an manchen
Abhandlungen Bürklis war er stiller Mitarbeiter, der ihnen die
Form gab. Auch einige der beliebtesten deutschen Arbeiter-
lieder haben ihn zum Verfasser, darunter das packende, nach
der Weise der Wacht am Rhein gesungene: „Es tönt ein Ruf
von Land zu Land“, das zum Kehrreim das Motto der streiken-
den Weber Lyons vom Jahre 1831 hat: „Arbeitend leben oder
kämpfend den Tod“. („Vivre en travaillant ou mourir en com-
battant“.) Heute ist Greulich nach einem Leben voller Tätig-
keit einer der Vertreter der Schweizerischen Sozialdemokratie
im Nationalrat der Eidgenossenschaft und füllt trotz seines
hohen Alters dieses Amt wirkungsvoll aus. Wie nur wenige der
aus dem östlichen Deutschland Eingewanderten beherrscht er

das schweizerische Idiom. Es bricht sogar nicht selten bei ihm durch, wenn er zu früheren Landsleuten „schriftdeutsch“ spricht.

Dieses völlige Hineinleben in eine fremde Sprache ist kein rein intellektueller Vorgang. Es ist zweifelslos zugleich Ausfluß einer seelischen Eigenschaft — ich möchte sogar sagen, einer Charakteranlage. Nach meinen Beobachtungen findet man es zumeist bei Leuten mit einem starken Anlehnungsbedürfnis. Willenskräftige Menschen können sich selbstverständlich durch Studium gründliche Beherrschung fremder Sprachen aneignen, pflegen diesen aber trotzdem spröde gegenüber zu stehen. Das Aufgehen in eine fremde Sprache, das keineswegs immer mit Eindringen in ihren Geist zusammenfällt, ist in vielen Fällen ein passiver Akt, der durch Einwirkungen des Umgangs herbeigeführt wird, eine Art unbewußter oder halbbewußter Nachahmung, aber kein wahres Erfassen. Daher die Erscheinung, dass wissenschaftlich gebildete Leute beim Gebrauch einer erlernten Sprache oft sich viel schwerfälliger zeigen, als Leute mit nur oberflächlicher Bildung. Solche Leute behalten aber dafür eine ganz andere Herrschaft über die eigene Sprache als Halbgebildete.

Einen Einblick in das Leben und Wesen des Schweizervolkes erhielt ich dadurch, daß ich in Zürich, so lange ich unverheiratet war, stets bei Schweizern wohnte.

Schon meine erste Wirtin überraschte mich eines Tages dadurch, daß sie, eine einfache Frau aus dem Volke, sich neben ihrem Zürichdeutsch auch französisch auszudrücken wußte. Ich wohnte aber zu kurze Zeit bei ihr, um herauszubekommen, wie und wo sie das Französisch erlernt hatte. Anzunehmen ist, daß sie als junges Mädchen längere Zeit in der französischen Schweiz in Stellung war. Ein sehr großer Prozentsatz der Deutschschweizer legt Wert darauf, eine Zeitlang in der welschen Schweiz gelebt zu haben, und ebenso gehen viele junge Leute aus der französischen Schweiz zeitweise in die deutsche Schweiz in Stellung, um des Deutschen mächtig zu werden. Und in bürgerlichen Familien ist es eine weit verbreitete Sitte, die Kinder in jungen Jahren mit Kindern der

gleichen Gesellschaftsklasse aus dem andern Sprachgebiet auszutauschen, damit jedes die Sprache der andern sich im praktischen Gebrauch aneigne. Kommt dann so ein Kind nach vier oder fünf Jahren Abwesenheit wieder nach Hause, so hat es nicht selten die eigene Sprache fast vollständig verlernt und will zuerst nur die andere sprechen. Aber es lernt die Muttersprache schnell zurück, und da es mittlerweile in ein reiferes Alter getreten ist, behält es jetzt neben dieser soviel von der andern Sprache, um sich jederzeit in ihr verständigen zu können. Alles das wirkt zusammen dahin, daß sehr viele Schweizer faktisch zweisprachig sind.

Nach kurzem Logis bei der vorerwähnten Frau in einer der engen Straßen, die vom Limmatquai hinauf zur Niederdorfstraße führen, bezog ich ein Zimmer in dem massiven Gebäude der schönen Bahnhofstraße Zürichs, das den Namen Zentralhof trägt. Es war im vierten Stock gelegen — ich habe beim Wohnen stets hoch hinaus gewollt — aber geräumig und sehr gut ausgestattet. Die Zimmerdecke war so schön getäfelt, daß, als mir Gottfried Kinkel einmal einen Gegenbesuch machte, er beim Eintreten ins Zimmer eine ganze Weile stehen blieb, um die Decke zu bewundern. Meine Wirtin hatte den ganzen dritten und vierten Stock des Hauses gemietet und die Zimmer gut möbliert, um sie so weiter zu vermieten. Sie kam aber, wessen ich später inne wurde, sehr schlecht dabei auf die Rechnung.

Die Frau stammte aus einer Patrizierfamilie des Kantons Bern und war mit allerhand Vorurteilen ihrer Gesellschaftsklasse behaftet. Sie war erkonservativ, sprach am liebsten zu mir von den Neuenburger Legitimisten, den Pourtalès, den Rougemont und ähnlichen Leuten, war sehr entrüstet über die Mobilisierung vom sogenannten Bürgergut in ihrem Heimatsort und nahm es mit Entsetzen auf, als ich ihr eines Tages auseinandersetzte, sie würde am vernünftigsten handeln, wenn sie die beiden großen Wohnungen aufgäbe, das Mobiliar veräußerte, von dem Erlös ein Ladengeschäft einrichtete und dieses mit ihrer Tochter betriebe. „Wo denken Sie hin? Ein Ladengeschäft halten? Niemals“, war ihre empörte Antwort.

Und diese selbe Frau verrichtete im Hause selbst die größten und anstrengendsten Arbeiten, bis sie sich buchstäblich zu Tode gearbeitet hatte. Mit ihrer Tochter, einem harmlos munteren achtzehnjährigen Mädchen, aus dessen braunen Augen viel Schelmerei blickte, besorgte sie die ganze Doppelwohnung allein, nur an ein oder zwei Tagen in der Woche von einer Aufwartefrau bei den gröberen Arbeiten unterstützt. Daß sie sich und ihre Tochter im Hause geradezu zu Mägden der Mieter machte, verstieß in ihren Augen nicht gegen die soziale Ehre, solange nur außerhalb des Hauses das Ansehen gewahrt blieb. Aber sie war grundehrlich und überteuerte ihre Mieter so wenig, daß sie, wie ich ihr einmal bei einer Unterhaltung über ihre Verhältnisse vorrechnete, selbst wenn alle Zimmer vermietet waren und kein Mieter die Miete schuldig blieb, bei dem Vermietungsgeschäft noch über 700 Franken jährlich zusetzte.

Indes gab es stets ein oder zwei unvermietete Zimmer und dazu stets Mieter, welche die Miete schuldig blieben. Dies manchmal in sehr beträchtlichem Umfange, da den Mietern sehr viel gestundet wurde. Überhaupt muß damals in Zürich die Borgerei noch sehr in Übung gewesen sein. Ich bin auf allerhand Fälle unglaublicher Kreditwirtschaft gestoßen. Und vielsagend mit Bezug auf diesen Punkt war der Satz auf einem Schild, das ein sehr angesehener demokratischer Gelehrter und demokratischer Politiker, Professor Salomon Vögelin an seiner Wohnungstür hatte anbringen lassen: „Hier werden keine Bürgschaften gegeben.“

Wie oft mußte der Mann angegangen worden sein, für Darlehen zu bürgen, daß er sich entschloß, ein solches Schild vor seine Tür zu setzen. Vögelin war ursprünglich Pfarrer gewesen, hatte als solcher der radikalen Zürcher Reformtheologie gehuldigt und später die Kanzel mit dem akademischen Lehrstuhl vertauscht, auf dem er kritische Religionsgeschichte vortrug. Ein glänzender Redner, der seine Vorträge mit Sarkasmus zu würzen verstand, war er ein geschätzter Mitkämpfer der Zürcher Demokratie und stand mit der Arbeiterbewegung in enger Fühlung, auf deren Kongressen er treffliche Referate über Erweiterung

der Fabrikgesetzgebung gehalten hat. Pfarrer und Expfarrer der reformtheologischen Richtung spielten überhaupt in der demokratischen Partei Zürichs keine geringe Rolle. Das Hauptorgan der Partei, der „Winterthurer Landbote“, wurde von drei gewesenen Pfarrern, oft als die drei gestrengen Pfarrherren vom Gemsberg bezeichnet, redigiert. Es fehlte auch nicht an ausübenden Pfarrern, die sich geradeheraus als Sozialdemokraten bezeichneten.

Wie war das anders geworden seit den Tagen von 1839, wo ein Petitionssturm der Konservativen und Religionsfanatiker es zu erwirken wußte, daß der an die Universität Zürich berufene David Friedrich Strauß sein Lehramt nicht antreten durfte. Der Verfasser des „Leben Jesu“ hat die ihm damals zugefügte Unbill lange nicht verwinden können und sie der Republik auf Rechnung gesetzt. Als er aber in den sechziger Jahren eines Tages als Gast nach Zürich kam, wo ihn seine Verehrer gewaltig feierten, und er nach Tisch mit solchen die Künstlergasse hinauf zum Polytechnikum emporstieg, da packte es ihn doch, der Republik seinen Tribut abzustatten. In der Nähe des nach Sempers Entwürfen errichteten herrlichen Gebäudes blieb er plötzlich stehen und sagte zu seinen Begleitern: „Meine Herren, Sie wissen, ich bin ein strenger Monarchist und werde es bleiben. Aber wenn ich hier das Juwel von Zürich vor mir sehe, wie es von der Höhe herab Zürich beherrscht, dann muß ich doch sagen, wären wir in einer Monarchie, so stünde an dieser Stelle keine Hochschule, sondern entweder ein Schloß oder eine Kaserne.“

An schönen Schulgebäuden hat es in Zürich und andern Kantonen der Schweiz sicherlich keinen Mangel. Ich habe selbst in kleinen schweizerischen Dörfern prächtige Schulhäuser gesehen; die Säle der Schulen aber werden in der Schweiz viel häufiger als bei uns Vereinen aller Art für Kongreßsitzungen zur Verfügung gestellt, und die sozialistischen Kongresse machen da keine Ausnahme. Indes sind den Sozialisten in der Schweiz auch schon Kirchenräume für Versammlungen überlassen worden, womit allerdings nur an den Gebrauch angeknüpft wurde, dem die Kirchenräume in frühern Zeitaltern dienten. Und nie ist wohl ein Kirchengebäude für einen würdigeren

Zweck verwendet worden, als am 25. November 1912 das alte Münster der Stadt Basel, in dessen Räumen an jenem Tage die besten Redner der internationalen Sozialdemokratie ihre Stimme für den Völkerfrieden erheben durften. Mitte der achtziger Jahre durften wir in Zürich einen Arbeiterkongreß im Sitzungssaal des Schwurgerichtsgebäudes abhalten, und der Schreiber dieses, der zu den Vorsitzenden dieses Kongresses gehörte, konnte den Gedanken nicht loswerden: „Wer weiß, ob Du nicht bald einmal auf der andern Seite des grünen Tisches zu stehen haben wirst“. Denn ich war zu jener Zeit ein arger politischer Sünder.

*

Im Schulgebäude der Stadt Olten hatte im Jahre 1874 der Kongreß getagt, auf dem der Schweizerische Arbeiterbund geschaffen worden war. Kein Schulsaal war notwendig, als wir uns im Jahre 1880 in der gleichen Stadt Olten, wo die beiden Hauptbahnlinien der Schweiz sich kreuzen, zu einem Kongreß zusammenfanden, auf dem dieser Bund zu Grabe getragen wurde. Ein größeres Zimmer einer Gastwirtschaft genügte, die erschienenen Delegierten zu fassen. Zugleich mit dem Beschluß, den Bund aufzulösen und die Organisation der schweizerischen Arbeiterschaft auf eine neue Grundlage zu stellen, fand auch der Beschluß Annahme, die „Tagwacht“ eingehen zu lassen und durch ein Blatt zu ersetzen, für das der Name „Arbeiterstimme“ gewählt wurde. Zum Redakteur ward der schweizerische Sozialist Herter ernannt, ein ehrlicher und bescheidener Mann, der sich redliche Mühe gab, das Blatt in die Höhe zu bringen, der aber ebenso wenig wie Greulich das Kunststück fertig bekam, die Ungunst der Verhältnisse zu besiegen. Wie schon früher erwähnt, waren dem Bund und seinem Organ die Rückschläge des deutschen Sozialistengesetzes verhängnisvoll geworden. Speziell der „Tagwacht“ war in dem Auslandsorgan der deutschen Sozialdemokratie, das Ende September 1879 in Zürich unter dem Titel „Der Sozialdemokrat“ ins Leben trat, eine Art Rivale erstanden, der ihr den geistig regsten Teil der in der Schweiz lebenden deutschen Arbeiter entzog.

Die mit allerhand interessanten Einzelheiten verquickte Geschichte der Gründung des Züricher „Sozialdemokrat“ ist schon oft erzählt worden. August Bebel hat ihr im dritten Band seiner Lebenserinnerungen ein langes Kapitel gewidmet, und so will ich sie hier übergehen, so sehr ich selbst bei ihr beteiligt war. Es lag in der Natur der Sache, daß, nachdem dieses Blatt geschaffen war, der Ort seiner Herstellung und Versendung solange zu einem Zentrum der deutschen Sozialdemokratie wurde, als diese kein öffentliches Parteileben entfalten konnte. Um die Redaktion und die Expedition des „Sozialdemokrat“ sammelte sich nun ein ganzer Kreis von Personen, und an den bedeutenderen Orten der Schweiz wurden auf Anregung von Zürich aus Mitgliedschaften der deutschen Sozialdemokratie gegründet, die sich speziell mit den Angelegenheiten der Partei befaßten.

Redakteur des „Sozialdemokrat“ in Zürich war in der ersten Zeit Georg von Vollmar, über dessen hervorragende Persönlichkeit und Bedeutung kein Wort mehr zu verlieren ist. Ihn löste an der Jahreswende 1880/1881 meine Wenigkeit ab, und mir wie vorher Vollmar stand von Deutschland aus Wilhelm Liebknecht als gleichberechtigter Mitarbeiter zur Seite. Die Administration des Blattes und seine Versendung übernahm bald nach dessen Gründung Julius Metteler, seinerzeit mit Bebel, Liebknecht und anderen einer der Mitbegründer der sozialdemokratischen Arbeiterpartei Eisenacher Programms, ein eigener Kopf und beweglicher Geist, dazu durch seine Tätigkeit als Kaufmännischer Leiter verschiedener genossenschaftlicher Unternehmungen ebenso geschäftlich erfahren, wie er sich unter allen Gesichtspunkten als ganz besonders vertrauenswürdig bewährt hatte. Da die Verbreitung des „Sozialdemokrat“ in Deutschland alsbald auf Grund des Sozialistengesetzes verboten worden war, mußte seine Beförderung ins Reich auf dem Schmuggelwege geschehen, und ein Stück Schmuggelarbeit war auch die Weiterbeförderung der verbotenen Ware von bestimmten Zentralstellen aus an die vielen Orte, wo der „Sozialdemokrat“ bald Leser hatte.

In der Organisation und Leitung dieses Schmuggels hat Metteler, unterstützt durch fähige und hingebende Mitarbeiter,

so Bedeutendes geleistet, daß das Wort großartig keine Übertreibung bedeutet. Ein Wochenblatt, mit bis auf über zehntausend steigender Auflage jahraus, jahrein so sicher über die Grenze und zur Weiterversendung zu bringen, daß es den Bestellern Woche für Woche mit annähernder Regelmäßigkeit eines am Ort erscheinenden Blattes zuging, war eine Aufgabe, von deren Größe sich Uneingeweihte kaum eine rechte Vorstellung machen können. Aber sie wurde gelöst, und der Mann, der Metteler in der Praxis des Schmuggels vorgearbeitet hatte und bis zum Schluß sein energischster Mitarbeiter dabei blieb, Joseph Belli, hat die an Wechselfällen ernster und heiterer Art reiche Geschichte dieser Einschmuggelung des Züricher „Sozialdemokrat“ ins deutsche Reich mit lebendiger Anschaulichkeit und viel Humor in einem Büchlein geschildert, daß auch dem Fernstehenden ein Bild von den zu bewältigenden und bewältigten Schwierigkeiten geben wird. Das Buch ist unter dem Titel „Die rote Feldpost und anderes“ im Jahre 1912 bei Dietz in Stuttgart erschienen. Den Namen „Feldpost“ hatte Metteler dem Stab der vornehmlich unter Bellis Leitung arbeitenden eigentlichen Schmuggler zuerteilt, sie aber taufte Metteler ihren Postmeister, und daraus ist dann später der Beiname „Der rote Postmeister“ geworden, unter dem Julius Metteler im Andenken seiner Mitstreiter und Jünger fortlebt. Mettelers im Erdgeschoß eines Eckhauses am oberen Wolffbach in Hottingen bei Zürich gelegene Wohnung aber und im besondern das zu ihr gehörende Expeditionszimmer erhielten den Beinamen „Der Olymp“. Denn hier liefen nun die Fäden desjenigen Stücks Leitung der deutschen Sozialdemokratie zusammen, das mit dem „Sozialdemokrat“ zusammenhing. Hier auch stiegen zumeist Bebel und Liebknecht, sowie andere in Deutschland selbst wirkende Führer der Partei ab, wenn sie in Parteigeschäften nach Zürich kamen, was jetzt ziemlich häufig der Fall war. Und hier war ferner das Zentrum für die Überwachung und etwaige Entlarvung derjenigen Personen, die sich in den Verdacht der Spitzelei gebracht hatten oder sonst zweideutige Gesellen waren.

Im ersten Lebensjahr des „Sozialdemokrat“ war von dieser

Spezies noch wenig die Rede. Dafür war es die Blütezeit einer geselligen Zusammenkunft, die — ich weiß nicht, von wem — in Erinnerung an den Berliner Mohrenklub, von dem im dritten Kapitel dieser Erinnerungen die Rede war, den Namen Züricher Mohrenklub erhielt, und in der es oft sehr heiter zuging. In einem Vereinszimmer der Wirtschaft zum Thaleck in Hottingen fanden sich an einem bestimmten Abend in der Woche der Stab des „Sozialdemokrat“, dem ausser Metteler und Vollmar ein nur des Deutschen mächtiger, aber mit rührender Treue der Sache seines Ursprungslandes ergebener Sozialist polnischer Abstammung, Emil Schimanowski, angehörte, der alte Bürkli, Hermann Greulich, Karl Kautsky, meine Wenigkeit und noch einige vertrautere Gesinnungsgenossen deutscher, schweizerischer und slavischer Nationalität, sowie jeweilig anwesende Gäste zu zwangsloser Unterhaltung zusammen, und da die meisten von uns noch diesseits des Schwabenalters waren, wurden gewöhnlich auch allerhand Lieder gesungen und ward viel Scherz getrieben. Metteler war ein sehr guter Gesellschafter, der es unter anderem trefflich verstand, den Dirigenten beim Absingen von Liedern zu machen, die so eingerichtet waren, daß, wer gewisse Vorschriften, wie Auslassung bestimmter Silben oder ähnliches, nicht innehielt, einer — stets gern erlegten — Geldbuße für die Zwecke unserer Partei verfiel. Vollmar, der musikalisch war, begleitete unsern „Gesang“ auf dem Klavier oder trug Lieder mit eigener Begleitung auf der Zither vor. Karl Kautsky, gelenkig und überaus erfinderisch, erfreute uns, wenn die Stimmung sehr ausgelassen wurde, durch große Heiterkeit auslösende Imitation von Akrobaten oder als Phantasietänzer. Was meine Wenigkeit betrifft, so will ich August Bebel erzählen lassen. In der Beschreibung, wie lebhaft es im Mohrenklub zuging, wenn Liebknecht und er nach Zürich kamen, sagt er in seinen Erinnerungen:

„Alsdann wurde mit besonderer Andacht das berühmte ‚Lied vom Bürgermeister Tschsch‘ gesungen, der in den vierziger Jahren ein Attentat auf Friedrich Wilhelm IV. mit ziemlich komischem Ausgang unternommen hatte. Eduard Bernstein

war alsdann der Vorsänger, den Refrain sang der Chor. Diesem Lied folgte das ebenso berühmte „Petroleumlied“ und ähnliche Spottgesänge auf die Zustände in Deutschland. Oder Eduard Bernstein und Karl Kautsky — damals die beiden Unzertrennlichen — sangen ein Duett, das Steine erweichen, Herzen brechen machte.“

Einen großen Genuß, den er uns immer wieder gewähren mußte, bereitete uns der alte Bürkli mit dem Vortrag einer selbst erlebten Szene aus dem kirchlichen Leben Zürichs. Sie spielt in der alten Kirche von St. Peter, an der noch Lavater gelehrt hatte. Dort amtierte um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein alter Prediger, der dabei unentwegt sein Zürichdeutsch und obendrein im breitesten Züricher Tonfall sprach. Der bekam nun zum Helfer einen in Deutschland ausgebildeten und auf der Kanzel den salbungsvollen Ton der norddeutschen Theologen pflegenden jungen Geistlichen, und wenn die beiden am Schluß des Kirchenaktes, satzweise sich abwechselnd, das evangelische Glaubensbekenntnis verlasen, so gab das einen Zweiklang von großer Komik, was Bürkli meisterhaft wiederzugeben wußte. Dem Leser läßt sich das schwer übermitteln. Indes gibt ihm das Folgende vielleicht eine Idee davon:

Der alte Prediger (mit Kehllaut, breitgezogenen Vokalen und noch breiteren Doppelvokalen): Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erden . . .

Der Helfer (salbungsvolles und hochtönendes Schriftdeutsch): Und an Jesum Christum, seinen eingeborenen Sohn

In dieser Weise weiter bis zum Schluß:

Der alte Prediger (wie oben Zürichdeutsch): Ich glaube an den heiligen Gaischt . . .

Der Helfer (wie oben norddeutsch): „Eine heilige christliche Gemeinde . . .

Der alte Prediger: „Uuferstehig des Flaisches . . .

Der Helfer: Und ein äwiges Leben. Amen —“

Zu den slavischen Gästen des Züricher Mohrenklubs gehörten auch einige in Zürich studierende serbische Sozialisten, und diese brachten gelegentlich zwei junge Landsleute mit, die noch

der Prima des Gymnasiums angehörten. Unter der Hand erfuhren wir, daß sie die Söhne eines serbischen Fürsten seien, der seinerzeit als Hochverräter hingerichtet worden war. Es waren die Brüder Nenadowitsch, Vettern des damals im Exil lebenden Prinzen Peter Karageorgewitsch, und der eine von ihnen, der später in Wien als Arzt lebte, hat denn auch bei den Aktionen, die 1903 Peter auf den Thron von Serbien brachten, eine hervorragende Rolle als Mittler gespielt. Ob er auch mit dem Mordanschlag auf den König Alexander und dessen Frau zu tun hatte, entzieht sich meiner Kenntnis. Von dem Sohn eines Mannes, den der Vater Alexanders hatte enthaupten lassen, würde man es schließlich begreifen. Als ich ihn kannte, fielen er und sein Bruder mir nur durch ihr bescheidenes zurückhaltendes Benehmen auf.

Es wird behauptet, daß eines Tages Peter Karageorgewitsch selbst im Mohrenklub erschienen sei. Möglich ist es angesichts des Vorangeschickten gewiß, doch ist mir damals nichts davon zur Kenntnis gekommen. Es hätte auch schwerlich irgend welchen Eindruck auf mich gemacht. Als mir im Jahre 1883 der eine der Nenadowitsche beim Begegnen auf der Straße mit freudestrahlendem Gesicht von der Verlobung seines Veters Karageorgewitsch mit einer Tochter des Nikolaus von Montenegro Mitteilung machte, entlockte mir dies nur eine konventionelle Bemerkung. Die Hoffnungen der Karageorgewitsche waren mir Hekuba. So sehr mir auf Grund der Schilderungen serbischer Sozialisten Milan Obrenowitsch, der damals auf Serbiens Thron saß, zuwider war, so gleichgültig wäre mir seine Entthronung gewesen, wenn sie lediglich zu einem Wechsel der Dynastien geführt hätte. Auch spielte Serbien damals für die große Weltpolitik eine wesentlich andere Rolle, als sie die Geschichte ihm später zugeschoben hat. Den nationalen Befreiungsbewegungen der Serben, wie auch der Bulgaren, stand ich aber mit ungleich größerer Sympathie gegenüber, als damals die Mehrzahl meiner deutschen Genossen.

*

Im ganzen zählte der Mohrenklub nur wenige Slaven zu seinen Besuchern. Anfang der achtziger Jahre, nachdem die Sektion der Internationale entschlafen war, schufen Studierende slavischer Zunge sich in Zürich einen Verein „Slavia“, der, wie schon sein Name sagte, Slaven ohne Unterschied der besonderen Nationalität umfaßte, und dem, wenn er sich auch offiziell politisch farblos hielt, das demokratische und sozialistische Element die Farbe gab. Ich habe seinen Gründungsversammlungen beigewohnt und, da die Vereinssprache deutsch war, auch später ihm gerne Besuche abgestattet. Es interessierte mich, das Verhalten der Slaven untereinander zu beobachten, und ich muß sagen, daß es auf mich einen durchaus günstigen Eindruck machte. Namentlich vermieden es die Russen sehr taktvoll, von der Tatsache, daß sie die große Mehrheit bildeten, irgendwelchen Gebrauch in der Gestalt von Überstimmungen zu machen. Sie zeigten sich von allen Teilnehmern am wenigsten „national“. Aber auch die andern Slaven stellten die Kameradschaft in die vorderste Reihe. Als im Herbst 1885 der von König Milan und dessen Hintermännern angezettelte serbisch-bulgarische Krieg ausbrach, fraternisierten auf einem gerade veranstalteten Fest der Slavia die einberufenen serbischen und bulgarischen Studenten in sehr ansprechender Form demonstrativ miteinander. Auf die Dauer war der Verein indes nicht aufrecht zu erhalten. Die russischen Sozialisten hielten eigene, sich endlos hinziehende Versammlungen zur Erörterung ihrer internen politischen Gegensätze ab, eine russische Bibliothek mit Lesezimmer ward gegründet, und so blieben immer mehr Russen von der Slavia fort. Die nichtrussischen Slaven waren jedoch noch zu schwach vertreten, um allein einem Verein die Lebenskraft zu sichern.

Vom Durchschnitt der damaligen deutschen Studentenschaft unterschieden sich die slavischen Studenten, die ich kennen lernte, durch ihre große Mäßigkeit im Genuß alkoholischer Getränke und ihr Interesse für alles, was Demokratie hieß. Allerdings mußte man sie als eine Art Auslese aus der Masse der Studierenden ihrer Heimatländer betrachten. Aber was sie

mir von den Zuständen an den heimischen Hochschulen erzählten, ließ erkennen, daß ihre Lebensführung keine sehr wesentlich andere, als die dort übliche war. Unzweifelhaft hatte bei diesen Völkern die Ideologie einen stärkeren Einfluß auf die akademische Jugend als in dem Lande Kants und Schillers. Bei den deutschen Studenten Zürichs überwog in bezug auf fast alles, was über ihr Fach hinausging, jener Geist, wie er aus den jetzigen politischen Kundgebungen deutscher Gelehrter spricht, und den man nicht gerade Ideologie nennen kann.

So mäßig aber meine slavischen Bekannten beim Bier waren, so unmäßig waren sie — oder wenigstens die Russen — im Genuß von Tee und Rauchen von Zigaretten. Nur tranken sie den Tee in recht dünnem Aufguß, und die Zigaretten pflegten sie sich selbst zu drehen. Aber der Menge nach war der Verbrauch des Aufgusses ein gewaltiger, und selten war ich mit Russen zusammen, ohne daß sie, sei es drehend oder rauchend, mit „Papyrossi“ sich beschäftigten.

Zu einer ernsthaften politischen Intimität kam es zwischen einigen Russen und uns. Besondere Freundschaft schlossen Kautsky und ich mit Paul Axelrod, der im Verein mit Georg Plechanow und Vera Sassulitsch Begründer der ausgesprochen marxistischen Fraktion der Sozialisten Rußlands war, und bei Axelrod lernte ich neben den Genannten auch dessen Landsmann Leo Deutsch, den Verfasser von „Sechzehn Jahre in Sibirien“ (Dietz, Stuttgart) kennen, kurz bevor er infolge irgend einer Denunziation auf einer Reise durch Deutschland in Freiburg im Breisgau verhaftet, von der badischen Polizei der preußischen und von dieser an Rußland ausgeliefert wurde. Deutsch war damals ein noch ziemlich junger Mann, der sich lebensfreudig und willenskräftig gab. Als ich ihn zwanzig Jahre später nach seiner Rückkehr aus Sibirien wiedersah, war er über seine Jahre gealtert und saß meistens still in sich gekehrt da. Wer ihn denunziert hatte, ist unermittelt geblieben, obwohl sich Julius Metteler alle Mühe gab, es herauszubekommen, und die Ausfindung von Polizeispionen war Mettelers besondere und eifrig betriebene Kunst, man könnte beinahe sagen, sein Sport. Noch

vor Deutschs Verhaftung war unserer Genossenschaft auf diesem Gebiete ein großer Fang gelungen, dessen Bekanntgabe seinerzeit erhebliches Aufsehen erregte. Die Geschichte führt uns in das Lokal zurück, wo der Mohrenklub zusammenkam und an das sich eine besondere Erinnerung knüpft, die hier erwähnt werden mag, wenngleich August Bebel sie schon in der Geschichte seines Lebens mitgeteilt hat. In das Haus zum Thaleck an der Ecke des Zeltwegs und der Steinwiesgasse, wo in der unten gelegenen Wirtschaft der Mohrenklub sich versammelte, zog zur Zeit, von der hier die Rede ist, Zürichs berühmter Dichter Gottfried Keller ein. Als nun eines Abends Paul Heyse bei Keller zu Besuch war und aus den Parterreräumen lauter „Gesang“ zu ihnen herauftönte, fragte Heyse, wer denn da unten so lärme. „Das sind de Sozialdemokrate“, antwortete Keller in halbem Zürichdeutsch. Worauf der Dichter der „Kinder der Welt“ sich hinstellte und sofort mit komischem Pathos deklamierte:

„Dort unter der Schwelle
Brodelt die Hölle.“

Obwohl ich leicht Gelegenheit dazu hätte haben können, Keller persönlich kennen zu lernen, da der mir befreundete Reinhold Rüegg sehr freundschaftlich zu ihm stand, habe ich mir das entgehen lassen. Nicht aus mangelndem Interesse für ihn, sondern infolge einer Charakteranlage, die mir auch in anderer Hinsicht oft im Wege gewesen ist. Eine eigentümliche Scheu hielt mich davon ab, Personen von Bedeutung mich vorstellen zu lassen, wenn ich nicht politisch mit ihnen zu tun hatte. Ich konnte das Gefühl nicht loswerden, daß ich ihnen persönlich nicht genug brächte, um die Einführung zu rechtfertigen. Aus diesem Grunde habe ich unter anderem es damals geradezu vermieden, mit zwei Gelehrten von großem Ruf, die in Zürich lebten und die meiner Familie nahe standen, dem Physiologen Ludimar Hermann und dem Chemiker Victor Meyer, in Beziehung zu treten, obwohl ich, was letztgenannten betrifft, für sein Genie und seine geradezu bezaubernde Persönlichkeit die größte Bewunderung empfand. Vielleicht auch gerade deswegen.

Aber wenn ich den Dichter des „Grünen Heinrich“ nie gesprochen habe, so habe ich ihn wenigstens oft genug gesehen. Eine Zeitlang pflegte Gottfried Keller gelegentlich auf seinem Heimweg in der an der Grenze von Zürich und Hottingen gelegenen Wirtschaft zum Pfauen einzukehren. Dort saß er dann mutterseelenallein und trank seinen Schoppen Bier oder Wein. Das gleiche tat in einiger Entfernung ich, da auch mir die Wirtschaft bequem am Nachhauseweg lag, und so hätten wir beide die berühmte Epopée vom Bauer und der alten Eule aufführen können — „der Bauer sah die Eule an, und die Eule sah den Bauer an“ — wenn das Interesse ein gegenseitiges gewesen wäre.

„Seinen Schoppen“ muß indes bei Keller nicht zu buchstäblich genommen werden, denn er war, wie die meisten Züricher, ein herzhafter Trinker. Wenn ich ihn aus der Wirtschaft heimwandeln sah, hatte ich nicht selten den Eindruck, als ob er stark geladen hätte. Es wird von ihm in Zürich eine Anekdote erzählt, die wohl auch irgendwo schon dem Druck übergeben worden ist: Keller wollte einmal spät abends aus dem Wirtshaus in seine eben erst bezogene Wohnung zurück und war des Weges nicht sicher. So rief er einen Vorübergehenden an: „He, chönnet Ihr mir nit sage, wo-n-ich wohn?“ Der Vorübergehende sah ihn erstaunt an: „Der Tuusig, Ihr seid ja der Gottfried Keller!“ Keller aber wurde böse: „Dummer Chaib! Han ich Eu gfraget, wer ich bin? Ich han Eu gfragt, wo-n-ich wohn’.“

Man hat das dem Dichter nicht zur Unehre nacherzählt. Denn Trinken und angetrunken sein galt in Zürich für etwas durchaus Rechtschaffenes. So riet mir einmal mein Züricher Arzt als Mittel gegen den mich gerade quälenden Schnupfen, abends vor dem Einschlafen sechs Glas starken Grog zu mir zu nehmen, und fügte hinzu: „Ich tue das auch öfters prophylaktisch“. Starke Trinker waren übrigens auch mein Landsmann Beust und seine Söhne. Der Jüngere versuchte einmal, unseren Wilhelm Liebknecht unter den Tisch zu trinken. Aber der Alte war wetterfest, und das Gefecht blieb unentschieden.

Mir selbst ist der Züricher Weindurst versagt geblieben, obwohl ich mehrere Jahre an der Quelle saß. Ich wohnte bei einem guten Gesinnungsfreunde, der für ein großes ungarisches Weinhaus reiste, und da mein Verhältnis zu ihm und seiner Familie ungemein freundschaftlich war, wurde mir Wein in Fülle geboten. Ich habe indes nur wenig Gebrauch davon gemacht.

Überhaupt lebten gerade die Matadore des Mohrenklubs äußerst mäßig, was nicht nur daran lag, daß wir, mit Ausnahme Höchbergs, der aber bloß Gastrollen bei uns gab, alle nur über schmale Mittel verfügten. Vollmar, der viel vertragen konnte, trank im Hause gar nicht und im Wirtshause wenig. Metteler rührte keinen Tropfen Alkohol an, Kautsky tat es ihm am liebsten nach, ebenso Karl Höchberg, und wessen ich mich an nennenswerten Leistungen auf diesem Gebiete rühmen konnte, gehörte damals schon der Vergangenheit an. So daß, da Vollmar, Kautsky und ich obendrein auch nicht rauchten. Benoit Malon, der im Sommer und Herbst 1879 in Zürich wohnte, in der Vorstellung, die er sich als Franzose von der Besonderheit der Deutschen gemacht hatte, durch uns vollständig erschüttert wurde. Sein Bild von einem Deutschen war ein Mensch gewesen, der furchtbar rauchte und Unmassen Bier vertilgte.

*

Und nun zum Spitzelfang zurück. Eines Tages im Jahre 1884 erschien in der Wirtschaft zum Thaleck ein Kaufmann, Elias Schmidt, aus Dresden und stellte sich dort verkehrenden Sozialisten als Gesinnungsgenossen vor. Er hatte, erzählte er, im Geschäft Bankerott gemacht und sich nun mit dem Rest des Seinigen geflüchtet. Von Gesinnung sei er mit Leib und Seele Sozialist, was er durch sehr radikale Redewendungen zu bekräftigen suchte. Daneben machte er gute Zeche und war mit dem Traktieren recht freigebig. Wir älteren Parteigenossen merkten ohne weiteres, daß mit dem Sozialismus des Mannes nicht viel los war, so daß er an uns nicht heran konnte. Nur auf eine Anzahl jüngerer Sozialisten, darunter den sehr naiven Wirt des Thaleck, den schweizerischen Sozialisten J. Obrist, machte

er mit seinem Radikalismus und seiner anscheinenden Gutmütigkeit einigen Eindruck, so daß unsere Warnungen, sich nicht mit ihm einzulassen, bei ihnen auf unfruchtbaren Boden fielen und sogar von etlichen als ungehörige Bevormundung zurückgewiesen wurden. Wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht, ist damals im Thaleck das Wort Olymp für unser Hauptquartier am Oberen Wolffbach geschmiedet worden. Jedenfalls ist es zuerst von Leuten gebraucht worden, die, ohne Titanen zu sein, Ursache hatten, dem Hauptquartier zu zürnen. Es gab recht böse Worte, und wir fingen an, das Lokal zu meiden.

Endlich schöpfte aus einem nicht weiter zu erwähnenden Grunde auch der gute Obrist Verdacht und rückte mit noch einem Genossen dem Schmidt auf den Leib, Willig ließ der Biedermann sein Zimmer durchsuchen, wo sich auch in der Tat nichts vorfand, das erlaubt hätte, auf Spitzelei zu schließen. Als man aber darauf bestand, auch den Inhalt seiner gefüllten Rocktaschen zu durchsuchen, ward er blaß und bekundete plötzlich einen unaufschiebbaren Drang nach einem unnennbaren Ort. Man ließ ihn gewähren, merkte aber, als er zurückkam, daß, was er dort erleichtert hatte, eben seine Taschen waren. Weitere Nachforschungen lieferte in wenig appetitlicher Umhüllung ein ganzes Bündel Briefe, die nicht appetitlichere Korrespondenz des Schmidt, die dessen Spitzeltum außer jeden Zweifel stellte, in die Hände der Untersucher. Der edle Bankrotteur hatte mit dem Chef der Dresdener Kriminalpolizei in lebhaftem Briefwechsel gestanden und, da er von diesem nur mäßige Bezahlung erlangen konnte, auch sich der Berliner und Stuttgarter Polizei angeboten und mit dem in Mülhausen im Elsaß stationierten und offenbar mit dem Geheimdienst im Schweizer Gebiet betrauten Polizeikommissar Kaltenbach Verbindung angeknüpft. Die Briefe des Genannten an Schmidt wurden, sorgfältig gereinigt, dem von Metteler angelegten Spitzelarchiv der Sozialdemokratie einverleibt, ihr Inhalt aber ward mit gebührenden Kommentaren in einer Broschüre veröffentlicht, die im Verlage der Volksbuchhandlung Hottingen-Zürich unter dem Titel „Die deutsche Geheimpolizei im Kampfe mit der Sozial-

demokratie“ erschien. Sie ist längst vergriffen und nur noch hier und da in Bibliotheken zu haben, hat aber nicht jedes Interesse verloren. Man erhält durch die Briefe interessante Einblicke in den Verkehr der Geheimpolizei mit ihren Agenten. Im allgemeinen ist er durch das Sprichwort bezeichnet: „Man liebt den Verrat und verachtet den Verräter.“ Deutlich tritt die Tendenz hervor, die Spitzel möglichst kurz zu halten und gewissermaßen nach dem Stück zu bezahlen. Je mehr und je wichtigere Anzeigen, um so besser die Bezahlung und umgekehrt. Ein bequemes und, rein kommerziell betrachtet, auch rationelles System, das aber auf die Menschen, gegenüber denen es angewandt wird, die verderblichste Wirkung ausübt.

Es ist das beste Mittel, aus dem Spitzel einen Lockspitzel — oder wie man das Wort *agent provocateur* sonst übersetzen will — zu machen. Um seine Bezüge nicht zu verlieren, sondern sie womöglich noch zu steigern, geht der nach dem Stück bezahlte Spitzel, wenn ihm der Berichtstoff ausgeht, leicht dazu über, sich solchen zu „machen“, das heißt, die Leute, die er ausspioniert, nach Möglichkeit zu Handlungen zu veranlassen, welche sie sonst nicht begingen. Selbst Agenten der Polizei, denen eine feste Löhnung ausgesetzt ist, unterliegen dieser Versuchung. Denn da sie nicht in einem Beamtenverhältnis stehen, sondern jederzeit gewärtig sein müssen, daß ihnen ihr Dienst gekündigt wird, heißt es auch für sie, darauf Bedacht nehmen, daß sie *gute* Berichte liefern können.

Für diese depravierende Wirkung des Systems der politischen Geheimpolizei kamen im Laufe der Jahre Beispiele der verschiedensten Art zu unserer Kenntnis, darunter einige wahrhaft erschütternder Natur. Denn nicht immer war der Kundschafter der Polizei von vornherein ein Verräter. Mancher hatte sich ursprünglich zu anscheinend harmloser Berichterstattung oder mit inneren Vorbehalten anwerben lassen, die sein politisches Gewissen ihm vorschrieb, und ward sich erst später inne, daß er der Gefangene eines Systems geworden war, das für seine Werkzeuge keinen moralischen Aufstieg kennt. Erlahmte er unter dem Druck dieser Erkenntnis in seinem Eifer, so ließen

seine Brotgeber ihn kühl fallen, und das nicht immer sehr sanft. Es kamen Beispiele vor, wo man sich schwer dem Verdacht verschließen konnte, daß Obere einen unbrauchbar gewordenen Agenten selbst der Gegenpartei in die Hände gespielt hatten. Wie das auf andern Gebieten der Spionage ja auch vorkommt.

Je mehr die Verbreitung des „Sozialdemokrat“ wuchs, um so stärker mehrte sich auch das Personal der Polizisten und Polizeiagenten, deren Mission es war, den Schleichwegen des Schmuggels und den verschiedenen Verbreitern auf die Spur zu kommen. In den Zentren der Bewegung im Reiche selbst ward nach Kräften gespitzelt, in den Grenzgebieten Deutschlands nach der Schweiz zu wurde die Überwachung verschärft, und in Zürich suchten immer zweifelhaftere Gestalten sich an die Vertrauensmänner der Partei heranzudrängen. Selbstverständlich wäre nichts vorteilhafter gewesen, als in der Zentrale Einblicke in das System des Vertriebs und seine Hauptadern zu erhaschen, da man damit die Schlüssel zu allen weiteren Verbindungen in der Hand gehabt und die Möglichkeit gewonnen hätte, immer wieder den ganzen Organismus durch Schläge an bestimmten Stellen lahm zu legen. Indes trotz aller Bemühungen haben es die Sendboten und freiwilligen Zuträger der Polizei nie erreichen können, diese Aufgabe zu lösen. Der „Olymp“ erwies sich ihnen allen als unzugänglich. Dagegen konnte der „Sozialdemokrat“ immer wieder Entlarvungen von Spitzeln zur Kenntnis bringen.

Und nicht nur Spitzel mußten abgewehrt werden. An jede äußerste Opposition drängen sich, namentlich wo sie vom Ausland her wirkt, Leute heran, die irgend einen persönlichen Groll zu befriedigen haben oder von Abenteuerdrang getrieben werden, es einmal mit dem politischen Umsturz zu versuchen. Sie werden dadurch gefährlich, daß sie meist einen unbändigen Tatendrang entfalten, der sich in allerhand tollen, die Bewegung nur bloßstellenden Projekten Luft macht. Der literarische Kampf kann ihnen nicht persönlich genug, der politische nicht wild genug geführt werden, bis — ihr Zorn verbraucht ist oder ihrer Abenteuerlust sich ein anderes Feld der Betätigung darbietet und

~~~~~

sie dann den Beruf in sich fühlen, aus Umstürzlern zu Rettern des Vaterlandes zu werden.

Ein mustergültiges Exemplar dieser Gattung war ein Hauptmann a. D. von Ehrenberg, der sich um die Mitte der achtziger Jahre bei uns in Zürich einfand. Der Mann war nicht unbegabt, aber von einem rasenden Ehrgeiz und Rachedurst besessen. Er behauptete, ein Sprößling aus dem Geschlecht der Zähringer und in dieser Eigenschaft legitimer zu sein, als die regierende Familie des badischen Herrscherhauses. Als Militär hatte er sich im deutsch-französischen Krieg Auszeichnungen erworben, später aber sich durch eine Schrift gegen den Paradedrill und ähnliches mißliebig gemacht, sechs Monate Festungshaft aufdiktiert bekommen, die er in Wesel absaß, und nach deren Verbüßung den Abschied erhalten. Nun brütete er Rache, und da er sie in der süddeutschen Volkspartei, der er sich zuerst zuwandte, nicht befriedigen konnte, sollte die Sozialdemokratie ihm dazu Vorspann leisten.

Er kam nach Zürich, und da er von einem vertrauenswürdigen Genossen eine Einführung erhalten hatte, fand er Zulaß am Oberen Wolffbach. Auch war der erste Eindruck kein ungünstiger. Als kleiner, schlank aber kräftig gebauter Mann trat er zunächst sehr bescheiden auf und ließ sich anscheinend ohne großen Widerspruch etwas sagen. Als ich ihm z. B. auf seine Bemerkung, er gedenke unseren Arbeitern in Zürich kriegswissenschaftliche Kurse zu geben, erwiderte, ich könne ihm nicht dazu raten, was für die Arbeiter davon in Betracht käme, würde ihnen ja doch beim Militär schon beigebracht, schwieg er sofort. Tatsächlich aber bedeutete sein Schweigen alles, nur nicht Zustimmung. Vielmehr hatte ich es mit dem Einwurf ein für allemal bei ihm verdorben. Was er plante, war, sozialistischen Arbeitern die Wissenschaft des Putsches beizubringen. Daraus ist in der Weise, wie er sich das wohl gedacht hatte, nichts geworden, wenn sich auch schließlich ein paar unruhige Geister fanden, denen ein Mentor seines Schlages gerade gefehlt hatte. Außerdem veröffentlichte er die Anweisungen für den Putsch, die er dem „Sozialdemokrat“ zugedacht hatte,



unter der Firma von „Ratschlägen für die Verteidigung Zürichs im Falle einer feindlichen Invasion“ in der Züricher „Arbeiterstimme“. Die Artikel verraten den sachkundigen Militär, sie verraten aber auch einen hämischen Geist, dessen Phantasie in Brutalitäten schwelgt. Und daß die Brutalität bei ihm nicht nur Phantasie war, hatte sich, wie wir später erfuhren, beim Militär in seinem Verhalten den ihm untergebenen Soldaten gegenüber kundgetan und zeigte sich nun in der rohen Art, wie er seine Frau, ein sehr hübsches und liebes Persönchen, terrorisierte. Dabei war er Vegetarier und glaubte als richtiger Phantast seine Hinneigung zum Proletariat dadurch bekunden zu müssen, daß er die Gärtnerei erlernte und in einem kleinen Anwesen, das er gepachtet hatte, mit Vorliebe grobe Erdarbeiten verrichtete. Indes dauerte diese Demonstration seiner Volksfreundlichkeit nicht allzulange. Eines Tages erhielten wir von einem in Paris lebenden Sozialisten ungarischer Nationalität das Stück eines von Ehrenbergs Hand geschriebenen Flugblatts, worin heftig gegen den Züricher „Sozialdemokrat“ losgezogen wurde, der durch seine unerhörte Mäßigung die Partei korrumpiere — dies zu einer Zeit, wo tatsächlich der „Sozialdemokrat“ bei der Mehrheit der Führer der Partei in Deutschland als die Stimme der radikalen Opposition der Partei in höchster Ungnade war. Aber damit nicht genug, hatte der Hauptmann, während er auf der einen Seite mit den Anarchisten in Verbindung getreten war, gleichzeitig versucht, mit den um den General Boulanger gruppierten französischen Revancheleuten politische Geschäfte zu machen. Er hatte ihnen mitgeteilt, daß er den Plan der Festung Wesel in der Hand habe, durch seinen Einfluß auf die Sozialdemokratie in der Lage sei, eine Erhebung ins Werk zu setzen und im gegebenen Fall diese Festung zu nehmen, und hatte als Kosten für die Vorbereitungen, die er auf Wunsch treffen werde, eine fabelhafte Summe Geldes genannt. Indes scheint man in Paris auf sein Angebot nicht eingegangen zu sein, zumal man durch Mittelspersonen in Erfahrung gebracht hatte, wie es in Wirklichkeit mit des Hauptmanns Einfluß auf unsere Partei stand.

Auch hatten wir Personen, die an einzelne von uns mit der Frage herangetreten waren, wie sich die deutsche Sozialdemokratie in einem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich verhalten würde, in keinem Zweifel darüber gelassen, daß, wenn Frankreich Krieg anfinge, es trotz Sozialistengesetz und unbeschadet unserer Stellung zur elsäß-lothringischen Frage, die deutsche Sozialdemokratie zu Gegnern haben würde. Ob Ehrenberg davon erfahren hat, weiß ich nicht, war es der Fall, so würden die Beschimpfungen, mit denen das erwähnte Flugblatt insbesondere den Schreiber dieses bedachte, ihre guten Gründe gehabt haben.

Aus dem französischen Geschäft wurde nichts, statt dessen nahmen die Schweizer Behörden, die von der Sache Wind bekommen hatten, nun den Mann aufs Korn, da seine Treibereien nach ihrer Ansicht die Neutralität der Schweiz zu kompromittieren drohten. Ehrenberg wurde als der politischen Spionage verdächtig in Untersuchungshaft genommen, und — siehe da — unter seinen beschlagnahmten Papieren fand sich unter anderem das Konzept eines Berichts an die *deutsche Gesandtschaft* in Bern, worin über die im Stabe des „Sozialdemokrat“ tätigen Personen und deren Gepflogenheiten Angaben gemacht wurden und der Schreiber sich anbot, eines Sonntagnachmittags, wenn Metteler mit Frau den gewohnten Spaziergang in die Umgebung Zürichs mache, in dessen Wohnung einzubrechen und alle wichtigen Briefe und Adressenlisten zu stehlen. Der Idealist und Tyrannenhasser war vorsichtigerweise eine politische Rückversicherung eingegangen.

Beim Verhör zeigte er sich in Ausflüchten überaus gewandt, gebrauchte aber wiederholt eine so obszöne Sprache, daß ihn der verhörende Polizeihauptmann Fischer ermahnen mußte, wenn nicht auf ihn, so doch wenigstens auf den Protokollführer Rücksicht zu nehmen. Als man ihm eines Tages gestattete, zum Wechseln der Kleidung in Polizeibegleitung einen Besuch in seiner Häuslichkeit zu machen, nahm er diese Gelegenheit wahr zu entweichen, floh nach Deutschland, schrieb dort ein giftiges Buch über die Demokratie in der Schweiz, wurde auch



in Deutschland verhaftet, verstand es dort gleichfalls zu entfliehen und tauchte schließlich eines Tages im Transvaal auf, wo er zur Zeit des Burenkrieges wieder eine zweideutige Rolle gespielt zu haben scheint.

Wäre der Mann nicht so voller kleinlicher Bosheit gewesen, so würde er immerhin mit seinen vielen Streichen den Mittelpunkt eines Spionenromans haben abgeben können. Aber es fehlte ihm jede menschlich versöhnende Eigenschaft, ohne die wir uns einmal für niemand interessieren können. Außer seinen durchaus in persönlichem Ärger wurzelnden Rachegelüsten hatte Ehrenberg nichts von einer Leidenschaft an sich, war er Berechnung bis ins Kleinste hinein. Ob er jemals ein Spitzel im genauen Sinne dieses Wortes war, ist zweifelhaft. Nicht aber zweifelhaft ist, daß er der Gattung der skrupellosesten Verräter angehörte.

Das gleiche kann man jedoch bei weitem nicht von all den Leuten sagen, die als Spitzel auf unsere schwarzen Listen gekommen sind. Es waren Persönlichkeiten darunter, von denen man Grund hat, anzunehmen, daß sie bewußt keinen Sozialisten ans Messer geliefert haben, andere, die unter dem Beruf, dem sie verfallen waren, wirklich seelisch gelitten haben. Das Kapitel der Spitzel und Spitzelentlarvung gehört zu den an Tragik reichsten Abschnitten der Geschichte des Zürcher „Sozialdemokrat“. Unvermeidlich war es, daß bei der zunehmenden Intensität des Kampfes mit den Polizeiwerkzeugen gelegentlich Personenverwechslungen unterliefen und vor Leuten gewarnt wurde, die sich Unvorsichtigkeiten, aber keine absichtliche Angeberei hatten zu Schulden kommen lassen. Eine Warnung im „Staatsanzeiger“, wie der „Sozialdemokrat“ von den Genossen im Reich genannt wurde, hieß aber unter Umständen Ächtung, und mancher Schmerzensschrei von Leuten, die uns heilig beteuerten, daß sie zu Unrecht in Verdacht gekommen, hat mir schlaflose Nächte verursacht. Diese Kehrseite unseres Kampfes vergessen nur zu leicht diejenigen, denen die Zeit des Sozialistengesetzes heute aus der Entfernung romantisch verklärt erscheint.

*Peter Baum:*  
AUS SEINEN WERKEN

*Peter Baum, der kürzlich, fünfundvierzigjährig,  
vor Verdun gefallen ist, hinterläßt vier Bücher.  
Es erschienen: die Gedichte „Gott und die Träume“  
1902 bei Axel Juncker, die Novellen „Im alten  
Schloß“ 1908 bei Paul Cassirer, die Romane  
„Spuk“ 1905 bei der Deutschen Verlagsanstalt  
Concordia und „Kammermusik“, das reifste Werk,  
1914 — kurz vor Ausbruch des Krieges — im  
Hyperionverlag.*

WINTERMORGEN

Droben, wo sie schliefen,  
Wachen Wolken auf,  
Tuen ihre Tiefen  
Allem Lichte auf.

Selige Fernen grüßen sich  
Blauen Auges, still.  
Eine Sehnsucht, die nicht reden will,  
Überschüttet mich.

Wie des Frühlings Raunen  
Über Wälderschnee  
Duftet durch das Weh  
Ein entzücktes Staunen.



## NEIN !

Nein! ich schwamm durch deine Nebelstunden,  
Hörte selber das losgekettete Kreischen —  
All das Höllengetümmel von dunklen Hunden  
Dich zerfleischen.

Aber ich weiß deine rauhen Klüfte,  
Deine steinernen Felsen zu rühren.  
Glühend will ich bei deinen Todesgöttern  
Meinen Sonnenaufgang schüren.

Ja, wir steigen! Wie aus dunklem Frohne  
Meine Sonne durch die Himmel siedet,  
Und meine sonnengoldne Krone  
Ist aus Quadern des Lichts geschmiedet.

## DU !

Du! Ich werde dich doch als Beute davontragen,  
Meine bösen Stunden mußt du büßen  
Und mit zagen, süßen  
Worten mir von deiner Liebe sagen.

Warte, bald ducke ich mich, und dann packe ich dich —  
Alle Nächte liege ich auf der Lauer.  
Ein langes Meer von Trauer  
Schüttete Wildheit in mich.

## WENN OFT ICH STAUNE

Wenn oft ich staune, daß ich nicht  
Wie jener Baum im Winde bebe,  
Daß selbst ich Stirn und Arme hebe  
Und wandle wie das Sonnenlicht —

Dann ist ein Lachen über mir,  
Und staunend fühl ich, wie mich biegt  
Und auf und nieder wiegt  
Das helle Lachen über mir.

## WENN FRECH DER ABEND NIEDERBLECKT

Wenn frech der Abend niederbleckt  
Mit blutbefleckten Wolkenzähnen,  
Und in den Häusern — dumpf, versteckt —  
Sich Menschen ineinander quälen.

Dann schleiche ich durchs Heiderohr  
Und grinse in die große Leere,  
Recke den Kopf hervor —  
Heule nach meiner Seele.

## WENN DIE NACHT FÄLLT

### EINE NOVELLE

Die Lebensbäume, die auf dem Grase kauerten, sie waren nur furchtsame Hüter. Sie wagten nicht, ihre Königin gegen den Himmel zu recken. Inmitten des Rasens stand eine große Zeder. Rund und ragend trug sie die Dunkelheit aus den matten Schatten der Dämmerung empor.

In der Halle, die vor dem finsternen Hause ihr Licht ausbreitete, verstummte das Sprechen, wenn die Schritte, die im Garten umgingen, näher kamen. — Eben noch war der große, hagere Mann oben gewesen, um seine Frau und ihren Vetter zu begrüßen. Ohne abzulegen, trat er dann wieder ins Freie. Er wußte, man kannte das bei ihm. — Schon seit geraumer Zeit trieb er sich bis tief in die Nacht draußen herum.

Er wußte: jetzt hören sie ihn aus dem Tore gehn. — Laut spricht er mit dem Knecht.



Nun gab er dem Reh Futter. Er erhob sich und fuhr fort, im Garten auf und ab zu wandern. Er bemerkte das Stillwerden bei seinem Nahen und versuchte, ob es wiederkehrte. Das Lachen erhob sich hinter seinem Rücken, wie die Springflut bei Neumond.

Kein Mißtrauen hegte er. Vor ihm stand frühes Erlebnis. Da entzündete sein Verwirrtwerden beim Eintritt des Ehemanns dessen Verdacht. Der wollte sich damals mit ihm, dem nur erst träumenden Knaben schießen. -- Auch als er noch Schüler war, errötete er, wenn einer in der Klasse vom Lehrer zur Rechenschaft gezogen wurde. Immer fühlte er sich als Täter und erschrak, wenn ein anderer für ihn unschuldig verurteilt wurde.

Jetzt geht er wieder auf das Haus zu. Er wird sie wieder erschrecken, — die Unschuldigen.

Der Mann im Dunkeln trägt eine Flinte auf dem Rücken. Dicht vor der Treppe bleibt er stehn. Totenstill war es plötzlich dort oben. Er schämte sich. Er wollte kein Knecht Ruprecht sein, der die Rute und einen Eishauch in die warme Kinderstube trug. — Freut euch, Kinder, ich störe nicht eure Freundschaft.

Mit weit ausholenden Schritten ging er zur Laube.

Dort sich hinsetzend, öffnete er einen drahtvergitterten Kasten. Die gezähmte Dohle flatterte erschrocken auf das faserige Holz des Tisches und schritt vorwärts — auf ihn zu.

Ihre kurz gestutzten Schwingen breiteten sich auseinander. Sie stand mit gespreizten Flügeln, wie liebeswerbend vor ihm. Sie zupfte an seinem Barte, immer die Schwingen weit geöffnet.

Auch da im Lichtschein ein Werben, das Freundschaft geworden war. Der Vetter ist ihr zu nah, wie ihm der Vogel zu fern ist. — Immer leidenschaftlicher reißt der Vogel an seinem Barte.

Jäh erhebt sich der Mann. Seine haarige Hand fährt mit dem Vogel ins Bauer. Durch das Tor, über die Wiese geht er dem Wald zu. Fühlt er Eifersucht. — Ihre Arme, ihr Nacken — sie gehören ihm. Freundschaft gönnt er ihr, auch er pflegt

solche. Aber nicht immer möchte er bei ihr sitzen. — Abend für Abend treibt es ihn, herumzuschweifen.

Auf dieser Wiese sah er manchmal in der Dämmerung Böcke, die um ein Weibchen kämpften. — Der Stärkste bleibt immer Sieger. — Gleichmäßig schreitet er weiter. — Die Lichter der Fenster hocken trübselig furchtsam in der Finsternis. Die Wolkenwälle decken den Mond, der vorsichtig die Schießscharten entlang gleitet.

Er streift durch ein paar Holzungen. Nun steht er vor den dicken Eichen, die mitten im Wege ragen. Mit einem Schild sind sie geschmückt, das ihren Namen verkündigt. — Amalien-Eiche. — Es ist nicht mehr zu lesen. — Eine rohe Art. Schändung des Waldes. An den Schildern merkt er, daß er sich auf dem Gute seines Schwiegervaters befindet. — Auch der Vetter seiner Frau hatte sich über den Vandalen lustig gemacht. Ein feiner Kerl. Sie paßten nicht zueinander. Immer errötete er und konnte ihm nicht ins Gesicht schauen. — Verwundert horchte manchmal der hagere Mann auf, wie männlich und unbefangen er zu seiner Frau sprach, wenn er sich von ihm unbeobachtet glaubte. — Die beiden paßten auch gut im Alter zusammen. Zur Freundschaft! Zur Liebe wählt sie den, der Erlebnisse in der Stimme und in den Augen trägt.

Der Junge sagt, daß niemand für seine Taten verantwortlich sei. Das sind Worte, die auch er einmal im Munde trug. Wenn man aber älter wird, bringt man Zucht und Ordnung unter das Gesinde.

Jetzt weiß er, wohin er will. Dort in dem Gasthaus trifft er Bekannte. Er eilt auf das Haus zu und geht vorbei. Lieber will er zum Wasserfall. Dort, wo der Fluß weißen Schaum zur Tiefe rollt. Wenn dann der Mond durch eine Lichtung der Wolken schwebt.

Der Mann bleibt stehen. Wird dort einer erschlagen. Nein. Nur der Vetter seiner Frau glaubte es, als er die Eulenschreie hörte. Von allen Seiten kommen sie jetzt. Was die Städter für Ohren haben.



Er geht doch wohl zurück ins Gasthaus. Aber da fragen sie ihn wieder, ob er mit seiner Frau erzürnt sei. Soll er denn ewig zu ihren Füßen sitzen. Das habe er früher getan, sagen sie. Die Lügner.

Er bleibt wieder stehen und pfeift. So piff er seinem Hund. Gestern hat er ihn tot geschossen, weil er ihm den Vogel nicht brachte. Der Jähzorn.

Daß er nun doch des Vaters Gut und des Nachbars Tochter erworben hat. Daß er von ihrem Haupte, das in der Nacht über zartem Halse thront, träumt, er, der Bajaderen unter Palmen hat tanzen sehen.

Einst, da hat er Prediger werden wollen. Sein Vater und seine Brüder verachteten ihn darum. Dann blies er die christliche Kanzel aus. — Eine runde Flamme war sie gewesen, in deren Höhlung er stehen wollte, voll Heiligkeit — voll Liebe zu der Menschheit.

Dann wurde der Glaube dunkel. Das Heil der Menschen, er konnte es nicht mehr fassen. Es zerflatterte vor ihm, wie die Karawanen und Schlösser, die ihm in der Wüste als Trugbilder erschienen waren.

Dann liebte er die Natur. Viel hat er gesehen.

Er lebte in vielen Erdteilen.

Er trat aus Felsen. Abgrundtief lag der Fluß unter ihm und seiner Flinte. Da war ihm die Welt klein geworden.

Die Buchen waren jetzt wieder ernst und ragend um ihn wie früher.

Als er sein väterliches Gut übernahm, dachte er, es gleich zu verkaufen. — Im weißen Kleide aber saß sie neben ihrem graubärtigen Vater. Sie hatte runde, weiße Knöchel und neckte ihren Vetter. Dann blickte sie zu ihm hin, dem Fremdgewordenen. Blüten warf sie ihm in Haar und Bart und sagte, er sei ein indisches Götzenbild.

Die Hirschgeweihe, die Holztäfelung — sie senkten ihn in die Kindheit.

Als er sie auf den Felsen trug und über den niederstürzenden Gischt hob, schrie sie. Der Mond war damals so von Wolken

umdrängt wie heute. — Dort schleuderte einer seiner Vorfahren sein ungetreues Weib in den Schaum. So die Sage. Das erzählte er ihr nachher. Da wollte sie, er solle sie noch einmal dorthin tragen. — Nachher hielt sie ganz still über den weißen Wellen.

Der Mann steht am Wasserfall. Er klettert den Felsen hinauf. In ein paar Sätzen ist er oben.

Als er da sitzt, kommt wieder seine Kindheit über ihn. Er weiß nichts mehr von den Wassern fremder Lande. Er treibt über der Unendlichkeit. Über ihn treibt die Unendlichkeit.

Wolkenzauberfrauen, die den Mond bannen.

Des Mannes Hinterkopf fällt auf den Felsen. Daß er hier als Junge gelegen hat, hier auf dem glatten Gestein, das war doch recht gefährlich. Das Brausen des Wassers will das wache Leben mitnehmen.

So regungslos stehen die Wälder. Oben am Himmel gehen Wolken.

Ein Zorn hämmert tief in ihm ein Schwert. Er schließt die Augen.

Gertrud, lege deine Hand um meine Stirn wie ein Diadem. Der Bajaderen Haut ist nicht so weiß wie deine. Singe. Sie haben keine Seele, keine blaue Seele. — Er lacht häßlich. — Die bietet sie dem Vetter dar, wenn er fort ist.

Da schließt er wieder die Augen. Schwere Wachträume umdrängen ihn. Die Wolken und der Mond; nein: weiße Frauen liegen mit dem Antlitz auf der Erde. Mit dem Rücken, den Hüften und Beinen sind sie fest an den Boden geschnallt. — Die Mondscheibe wird vom Riemen losgelassen. Sie rollt. —

Ein kurzes Stöhnen und ein ohnmächtiges Wehren der auf dem Rücken zusammengeschnürten Arme. — Kopf nach Kopf trennt sie von den ungetreuen Körpern. Der Mann fährt auf. Er sinkt wieder zurück. Dort über der Wiese das flackrige Licht. Sein Haus steht da. Er möchte es zudecken.

„Ein Offenbaren unseres Schuldgefühls zeugt von keinen Verbrechen!“ murmelte er. „Unsere Gesichter sind unserer



Phantasie weiche Tonmasse, in die sie den Ausdruck prägt, den sie will.“

Da steht er im Zimmer seiner Frau. Er weiß, daß die Halle vor dem Hause erloschen ist. Die Flamme bläht sich wie ein unförmliches Tier. Es tanzt über der Kerze. — Nun hört er deutlich Gertruds Stimme.

„Nein! O nein! Schließe die Tür! Er kann wie eine Katze schleichen, wenn er will. Ein tückischer Tiger ist er dort draußen geworden. Er schießt uns beide tot.“

Der Mann reißt die Flinte an die Schulter und springt in die Höhe. Wie sie sich da umschlingen, bringt er sie beide zur Ruhe.

Ein Knall und Stoß der Flinte. Kopfüber stürzt er in den Strom, der ihn zur Tiefe schleudert.

## KAMMERMUSIK

### FRAGMENTE

. . . Der Morgen kam wie ein Gaukler durch die Fenster und trieb Schattenspiele. Er glühte Wein in die Gläser, Glut in die Marmorflammen der Vestalinnen und in ihre durchäderten Wangen.

Verhagen saß im großen Lehnstuhl und hatte die Mappe von lyrischen Fragmenten vor sich. — Er wachte gern über den Schlaf hinaus. Dann kam die verklärte Wachheit, in der man von der Formtarantel gestochen wurde. Die Verse sprangen dann in ihm hoch, blutige Fontänen, ebenso die Bilder vor geschlossenen Augen. — Nach langen Nachtmärschen, auf der Flucht vor Feinden haben sich die Götter geformt, sagte er.

\*

Es war nachmittags. Guilbert von Ariman und er waren in seinem Musiksalon. Die Bilder und Statuen glänzten im Dunst der durch die weitoffenen Fenster strömenden Sonne.

— Guilbert webte am Spinett, und sein Freund blies dazu die Flöte. — Erst als die Dämmerung die Notenköpfe einsackte, hörten sie auf. Sie saßen noch lange in dem warmen Netze der Musik halb gefangen. Spät erst stand Verhagen auf und füllte die Gläser. Da begann erst wieder eine Unterhaltung. Guilberts lange dürrastige Kriegergestalt reckte sich hoch, so daß seine schwarzen Augen über dem Raume schwebten. Über blassem Antlitz seine runde Stirn, eine Kanonenkugel.

Er sagte schief lächelnd:

„So hast du das Bild ihm gleich wieder abgekauft. Für uns bleibt nie etwas übrig.“

„Ich glaube selbst, daß er nicht so bald wieder solchen Kolibri fliegen läßt.“

Sie sprachen von dem Bild des jungen Malers Berton. Georg, nach dessen Einfall es ausgeführt worden war, sagte: „Morgen holen es meine Diener. — Die kleinen Schuhe der jungen Frau sind schillernde Eidechsen, die bald, wenn der Regen aufhört, über den Kies rascheln werden. Entzückend ist die Bewegung des Galan, dessen Kopf vor dem Regen unter den schützenden Schirm des Reifrocks geflüchtet ist. Das Bild strahlt ganz zart, wie ein bleichsüchtiger Regenbogen. — Freilich von dem Bild, das ich Walther zur Hochzeit schenken werde, verspreche ich mir auch viel.“

„Hat er es schon begonnen?“

„Nein. — Natürlich ist es ein wenig pathetisch. — Die Kleine ruht im goldenen Nachen, den ihr blaues Kleid überstrahlt. Ihn ziehen sich blähende Schwäne, deren schimmernde Unschuld mit den flockigen Wolken über ihnen wetteifert. Ich denke, er wird daraus ein rührendes Mysterium von Farbe machen.“

Des Dieners Gesicht erschien in der Tür. — Sie verließen langsam den Raum. Das Gesicht Verhagens war etwas verwittert im Gegensatz zu jenem bleichen, jugendlichen. Walther, der Poet mit den Negerkiefern und der weißen Stirn, kam noch hinzu. An der Tafel saßen sie bei drei Gedecken. —



~~~~~  
Während des Speisens unterhielten sie sich zwischen kleinen Pausen.

Guilbert sagte: „Gestern war ich beim Chevalier von Gaumer.“

„Ach ja,“ meinte Georg, „der Philosoph. Er zeigte mir bedeutende Pläne, die er bei Hofe vorlegen wollte. Aber er konnte sich kein Ansehen geben, weil er stotterte.“

„Und auch sonst ein Krüppel ist. Solche Leute bleiben bei all ihren großen Gaben verächtlich.“

Georg blickte erstaunt auf: „Selbst wenn er ein guter Kopf ist?“

„Ein Geist mag er dann sein, aber kein Mann.“

Walther sagte: „Er ist ein phlegmatischer Mensch. Seines Vaters Geliebte hängte sich an ihn. Dafür verstieß er sie beide, empört, daß sie an solchem Halbaffen, wie er sagte, Gefallen fand. Sie gerieten ins Elend. Er ging betteln für sie und deckte sie nachts mit seinen Kleidern zu.“

„Es berührt ekelhaft, wenn man von einem Mann rührende Züge erzählt. Sein Vater hatte für mein Gefühl wohl recht.“

Georg liebte Guilbert in solchen Momenten, weil er noch Gefühle hatte, die früher wohl häufiger waren. Ganz wunderbar kam es ihm manchmal vor, wenn er ihn so reden hörte.

Guilbert lachte: „Übrigens, man ißt bei dir herrlich. Na ja, auch deine Zunge ist wunderbar abgetönt. Man sollte dich nicht nur bei der Wahl eines Buches oder Kunstwerkes, sondern auch eines Koches zu Rate ziehen.“

„Wer beachtet denn mein Urteil?“ fragte Georg lässig.

„Alle, das weist du.“ — Doch beneidete er ihn nicht darum. Ein gestörter Organismus erhöht die Empfindlichkeit im Geschmack. Er aß von allem nur einen Bissen.

Georg erzählte: „Eine junge Frau wollte ein Kind haben, das mir ähnlich wäre. Sie hängte mein Bild ihrem Bett gegenüber in Hoffnung, aber vergebens. Der Junge hatte die abstehenden Ohren ihres Gemahls. Darnach legte sie den Aberglauben ab und suchte, vernünftiger geworden, mich zu verführen, auch ohne Erfolg freilich. Da beschwor sie meine Seele aus dem

Traum der Nacht. Sie muß wohl nicht unerbittlich geblieben sein. Die Dame behauptet wenigstens, daß ihr Sohn, der junge Lord Hastings, mein Ebenbild sei. Keiner außer ihr sieht die Ähnlichkeit.“

„Merkwürdig. Ja, das sind deine Liebesabenteuer.“

„Ich liebte eine andere. Ich haßte aber nach und nach in den Gefühlen Stümperarbeit mehr noch wie in der Kunst.“

„Du sagtest doch immer: Zu Gefühlen kann man sich überreden.“

„Ja, es ist qualvoll. Illusionen, aus denen man immer wieder herausstürzt.“

*

Das Gerücht war entstanden, daß Georg und die berühmte Schönheit, die Herzogin von Regnard, ein Verhältnis hätten. Guilbert erzählte es lachend Walther. Guilbert saß vor seinem großen Glaskasten mit den Steinen. — Er war dabei, sie neu zu ordnen.

Er sagte: „Die Arten sind oft in ihren Verwandtschaften so schielend. Es gehört außerordentlich viel schöpferische Intuition dazu, sie mit Sicherheit zueinander zu legen.“

„Solche Frau mit sechs Kindern,“ fuhr er fort, „ist abscheulich außerhalb ihrer Spitzen. Wenn das Mieder fällt, sinken auch die Brüste. Ohne die andern Entstellungen im sechsmaligen Kampfe mit dem Storch.“

„Ach, die Mütterlichkeit macht erhaben und rührend,“ erwiderte Walther. „Für barbarische Zeiten magst du recht haben. Die Pflege, die man heute einer Frau, nachdem sie geboren hat, zukommen läßt, tilgt auch den letzten Rest der Kriegsnarben.“

„Nein. Von zwei Kindern kann eine Frau genesen. Sechse machen zur Hexe. Das Gesicht kann entzückend bleiben. Es lohnt sich wahrhaftig nicht,“ fuhr er fort, „eine Frau zu besitzen, die schon geliebt hat. Der erste macht sie in der ersten Nacht völlig zur Sklavin. In jener Nacht wird ihr Wille gebrochen. Wenn sie später einem andern sich gibt, ist es immer

ein Scheinleib, den er umfängt. Georg muß sehr verhungert sein, daß er solcher Frau in die Grube geht.“

Er war in guter Laune und erzählte viel. Er setzte sich früher, wenn in irgend einem Winkel der Erde ein Krieg ausbrach, auf sein Pferd, um auf einer der beiden Seiten zu kämpfen. — Einmal kam er, zum Spott seiner Freunde, an, als die Fehde schon beigelegt war. „Nirgends liebt sich so süß,“ sagte er zu Walther, „als zwischen den Pausen der Gewehrfeuer.“

Ein paar Tage darauf, als er die Herzogin und sechsfache Mutter traf und sich mit ihr unterhielt, war er bezaubert. Er hatte noch nie diesen Charme an ihr bemerkt.

Sie war eine galante Frau. Der Ruch des Heldenmutes witterte um ihn. Ihn zu lieben, war durchaus eine Ehre.

Sie sagte von Georg: „Ach, er ist herrlich, aber er wollte nie versprechen, mich morgen noch zu lieben. Er sagte immer: das wird sich ergeben. Das Abschiedessen aber war reizend. In der Aussicht, mich loszuwerden, versprach er mir ewige Liebe. Er wird es nicht halten. — Walther von Ariman,“ setzte sie nachdenklich hinzu, „ist jedoch rührend anhänglich an alle Frauen, die er geliebt hat.“

„Es ist unbegreiflich,“ dachte Guilbert, als er morgens schied, „wie man solche Frau so leichtherzig fahren lassen kann. Der Kelch des Lebens,“ sagte er seit der Zeit, „aus dem alle trinken dürfen, schwebt an ihm ungenossen vorüber.“ Dabei kam es ihm nicht zum Bewußtsein, daß in diesem Falle Georg doch getrunken hatte.

Guilbert liebte sie lange. In der Zeit zeichnete er sich gerade oft aus. Als er einmal zum Duell ging, sagte er: „Sei unbesorgt. Keiner kann an mich heran. Meine Arme sind zu lang.“

Ein andermal sollte er einen Wettritt mit dem berühmtesten Reiter machen. Als sie ihn in der vorhergehenden Nacht bat, sich zu schonen, antwortete er lachend: „Ich kann nur auf einem Pferde mit langen Stelzen sitzen. Ich kann nicht verlieren. Meine Beine sind zu lang.“

Eines Morgens erwachte er in ihrem Himmelbett. Er war aus ihren Armen nur für eine Stunde eingeschlafen. — Neben

sich fand er statt ihrer eine Holzpuppe in ihrer Größe, mit schön geschnittenem und bemaltem Gesicht und wundervoll hohen Haaren. Auf der heraushängenden Zunge klebte ein Zettel. Er las: „Dieses Übermaß von Liebe ertrug sie nicht. Da sie eine Frau ist, die man nie verläßt, mußte sie fliehen. Eine ewige Seligkeit ermüdet die Augen beim Notenlesen. Darum brach sie diese Melodie ab. Mich ließ sie zurück, um dich für die erste Minute zu trösten.“

Sie sagte nachher, sie sei nun mal veränderungssüchtig gewesen. Ihm es zu sagen, habe sie nicht gewagt. Er sei so jähzornig. Sie habe sich in ihrem leicht brennbaren Bett gefürchtet. Seine Nüstern hätten gewiß Feuer geschnaubt.

Er flog in großem Zorn in seine Kleider. Seinen Degen, den er aus der Scheide gerissen hatte, tat er erst auf der Straße wieder hinein. Während er hereinsank, fiel ihm allerhand Widerwärtiges von ihr ein: ihre kreischende Stimme in der Erregung. Einmal sah er sie ohne ihren Flechtenbau auf dem Kopf. Es gibt nichts Enttäuschenderes bei einer Frau als dünne Haare. Das Schlimmste war — sie aß viel, — daß sich oft nach dem Souper ihr Bauch spannte.

Er sprach später immer mit echt gefühltem Grauen davon, daß sie so lange Georgs Geliebte gewesen war. Er war ja auch von ihr für ein paar Tage befangen gewesen, gab er vor sich und andern zu, mehr nicht.

GLOSSEN

Die Hinrichtung.

Wir standen auf der Straße vor dem
Tor.

Hohl brandeten die Herzen bis ans
Ohr.

Schon traten jene vor und hießen uns
im Chor,

wenn es vorüber wär (jetzt sei es bald
so weit),

die Stirnen zu verneigen still vor der
Gerechtigkeit,

allein mit Lachen aufzurauschen
schrill vor der gefällten Nieder-
trächtigkeit.

Die Luft ging hin und her und war
wie leichter Wein.

Da . . Schattengang . . aus dem ver-
lornen Haus . . zu zwein . .

hoch mit dem Letzten glomm gedämpft
im Abendschein

das tote Herz empor, von der gereckten
Hand getragen!

Dumpf dreimal fühlt ich tief die Stirne
mein in rauhen Staub geschlagen,
und alle schlugen hin und niemand,
niemand konnt ein Lachen wagen.

Nur einer — da wir lagen — ragt
hinan

und klagt den Abend an und klagt
den Wahn,

den Himmel, die Gewalt, und klagt
es alles an,

indes das nackte Herz sich feierlich
verlor —

Wir standen auf der Straße vor dem
Tor.

Radolf Fuchs, Prag.

„Das ist die Hölle!“

„Das ist die Hölle,“ pflegte Strind-
berg zu sagen, und er meinte damit:
eben dieses Leben hier, und nichts,
was vordem war, und nichts, was zu-
künftig sein wird, sondern eben dieses
Leben sei jene Hölle, mit der die
Religionen uns drohen. . .

Gut, ich übe in diesem Krieg eine
anstrengende und keineswegs gefahr-
lose Tätigkeit aus: ich bin Armierungs-
soldat. Man hat uns in der Kammer
die Uniform eines der vornehmsten
preußischen Garderegimenter gegeben,
und das ist ein wenig bizarr, denn wir
sind sonst mit Ehren nicht überhäuft.
Wir arbeiten ernst, immer mit Hin-
gebung an dieses gewisse Stück Erde
vor uns, im Wasser, im Schlamm, wir
husten auch viel . . . gut, gut, Sie
werden nicht glauben, daß ein Mann
in meinen Jahren, ein Mann von 43
dieser höllischen Jahre, hier vor das
Publikum tritt, sich zu beklagen. Man
tut seine Pflicht. . . Aber man sollte
doch denken, daß ein Mann in meinen

Jahren jedenfalls des Nachts, wenn er in sein Quartier zurückkehrt, — etwas ermüdet und nicht ganz fröhlich, zumal wenn es noch gilt, die Eßgeschirre, die Stiefel und die Kleider zu reinigen; man sollte denken, daß solch ein Mann wenigstens des Nachts seinen süßen, hindämmernden Frieden hätte.

Nein. Es kommen Träume. Es kam ein Traum:

Ich empfang daheim in meinem Zimmer, ich fröstelnder, unselig liebender Gatte, Besuch von meinem Freund. Wir sprachen stunden-, aber stundenlang von allen guten, lebensblühenden Dingen. Wie er davongeht, begleite ich ihn, trunken vor Glück über diese Stunde und über diesen einzigen Freund, bis zu meiner Haustreppe. Dort aber steht meine Frau, — Anna steht dort, in einem gelben Frühjahrskostüm und mit Dänisch-Lederhandschuhen, steht dort tief gebückt wie eine alte Frau und scheuert mit den so zart bekleideten Händen die Stufen unserer Treppe. Schrecklich ist das anzusehen, dieser Gegensatz: die Handschuhe und der nasse Kotlappen, den sie halten. Ich presse die gefalteten Hände an die Stirn und sinke zu ihren Füßen, deren Rosenrot ich ahne, hernieder. „Anna, geliebte! Du verrichtest den niedrigsten Dienst in unserem Haus! Und haben wir nicht Mägde genug?“ Sie richtet sich kindlich ahnend auf, blickt hinter mich und spricht mit einer trunkenen Demut in ihren Augen: „Ja, ich scheuere die Treppe. . . Dieser hat es befohlen, bis er aus deinem Zimmer zurückkehrte.“ Ich wende mich um. Mein Freund, der Bruder meiner Jugend und meines ihm immer jungen Herzens,

ist hinter mir, mit einem so grausamen, so verwüsteten Gesicht, so herrisch zerrissen und glühend-wild in wolüstiger Bosheit, wie keines Nero Gesicht je gewesen ist.

Das ist die Hölle, meine Herrschaften, von der Strindberg zu sprechen pflegte. Und hier haben Sie ein Stück Krieg, von dem Sie sich in Ihren Feuilletons nichts träumen lassen.

Wilhelm Speyer.

*Ein Appell.**

Jede der kämpfenden Großmächte behauptet, daß der Krieg, den sie führt, Notwehr sei. Jede ist die Überfallene, jede kämpft für ihr Dasein. Für jede ist der Mord Notwehr, wie sie jede ihrer Lügen eine Notlüge nennt. Da also keine der Mächte den Krieg gewünscht hat, so laßt sie denn Frieden schließen!

Nach einem Krieg von bald zweiundzwanzig Monaten scheint indessen der Frieden ferner, als je. Einer jeden der kämpfenden Mächte ist es darum zu tun, vor allem die Zivilisation zum Siege zu führen, und diese Zivilisation wird genannt: entweder geistige Überlegenheit oder das Recht, oder die Freiheit, oder der Sieg des bürgerlichen Geistes über den Militarismus.

Die Zivilisation! Die erste Frucht dieser Zivilisation ist gewesen, daß die wahrheitstötende russische Zensur sich über die Erde verbreitet hat. Die

* Erschien in der Kopenhagener Zeitung „Politiken“ und wurde von Oswald-München übersetzt.

nächste, daß wir zu der Zeit der Menschenopfer zurückgekehrt sind. Nur daß man in der barbarischen Vorzeit jedes Jahr vier oder fünf Kriegsgefangene einem gefürchteten Gott zum Opfer umbrachte, während man jetzt vier oder fünf Millionen Menschen den Abgöttern opfert, die man anbetet. Lamennais hat gesagt: „Der Satan flößte den Unterdrückern der Völker einen teuflischen Gedanken ein. Er sagte zu ihnen: ‚Nehmt in jeder Familie die kräftigsten Männer und gebt ihnen Waffen! Ich will ihnen zwei Abgötter geben, die sie Ehre und Treue, und ein Gesetz, das sie Pflichttreue, Gehorsam nennen werden. Sie werden diese Abgötter anbeten und sich diesem Gesetz blind unterwerfen‘.“ Wir folgen diesem Kampfe gegen den Militarismus, während dessen der Zwang des Militarismus sich bis zu dem einzigen Staate verbreitet hat, der sich frei davon gehalten hatte, und während dessen die bürgerliche Macht gänzlich ausser Spiel gesetzt wurde — jene bürgerliche Macht, jener bürgerliche Geist, für deren Oberherrschaft über die militärische ein Jahrhundert lang gekämpft worden ist.

Wir folgen diesem Kampf für die Freiheit, während dessen sowohl von den Fürsprechern der Freiheit wie von den Machtanbetern jede Schiffsladung aufgetrieben und jeder Brief geöffnet wird, sogar jeder Privatbrief zwischen zwei Neutralen.

Wir folgen diesem Kampf für eine höhere Kultur, während dessen Deutschland Belgien mit Füßen getreten hat, Österreich-Ungarn Serbien, England Griechenland, Rußland Polen und Ostpreußen — diesem Kampfe für das

Recht, während dessen das Recht gänzlich außer Kraft gesetzt, und statt dessen die Staatsrücksicht aufgetreten ist — diesem Kampf für die Unabhängigkeit der kleineren Staaten, wobei die Unabhängigkeit von beiden Seiten gekränkt, bei Seite gesetzt, abgeschafft wird.

In den kriegführenden Ländern ersehnen die Heere natürlich vor allem den Sieg, am stärksten aber ersehnen sie den Frieden. Die bürgerliche Bevölkerung stöhnt überall nach Frieden. Die Regierungen, die hoch zu Pferd sitzen, drücken die Sporen in die Seiten des müden Pferdes.

Der Wunsch nach Frieden wird nicht zum Wort kommen.

In den neutralen Ländern fühlt sich die öffentliche Meinung nicht berechtigt, sich für den Frieden auszusprechen. Die öffentliche Meinung steht zumeist auf jenem Nähmädchenstandpunkt, der es mit der einen oder andern der kämpfenden Parteien hält und darüber vergißt, sein Gewicht in die Wagschale des Friedens zu werfen. Unter den neutralen Mächten gibt es eine die größere Bedeutung hat, als alle die übrigen zusammen. Ziehen die amerikanischen Freistaaten vor, Geld an dem Krieg zu verdienen oder ihren Einfluß zu gebrauchen, um Frieden zu stiften? Gibt es überhaupt niemand, der für Frieden ist, außer der gesunden Vernunft und dem gesunden Empfinden?

Den Ruf nach Frieden, der sich bald in allen Staaten erheben wird, schimpft man Feigheit. Aber wenn die Menschen schweigen, werden die Steine reden. Die Steine der Ruinen rufen nach Frieden, nicht nach Rache. Und wenn die Steine schweigen, so

rufen Felder und Wiesen, mit Blut besprengt, mit Leichen gedüngt.

Die ganze Welt steht unter der Herrschaft der Schadenfreude. Die einzige Freude ist diejenige, im Interesse der Selbsterhaltung andern Böses zuzufügen. Man torpediert mit Glück. Man bombardiert mit ausgezeichnetem Erfolg. Einer schießt sein zwanzigstes Flugzeug herunter. Und es wird gejubelt. Fragt jemand: wie könnt ihr jubeln? — dann wird mit jenem Satz geantwortet, den man als jesuitisch verdammt, als teuflisch gestempelt hat: Der Zweck heiligt die Mittel. Die Grausamkeit ist Pflicht geworden, das Mitgefühl heißt Landesverrat. Die Deutschen leiden Hunger und Not. Die Alliierten genießen es. Die Belgier und die Serben werden unterdrückt und geknechtet. Die Deutschen und die Österreicher genießen es.

Die Polen verhungern, die Juden sind in ein grenzenloses Elend gesunken.

Die Kämpfenden sind außer stande, das Unglück zu beheben.

Alle Kriegführenden sind stolz auf die Tapferkeit und das heldenmütige Aushalten ihrer Leute. Beide Parteien behaupten, daß bei den Gegnern die niedrigsten Leidenschaften losgelassen seien, und beide haben leider recht.

Die Zentralmächte erklären, daß sie den Frieden wollen. Man sieht aber nicht, daß sie bereit sind, irgend etwas zu opfern, um ihn zu erreichen.

Die Alliierten wollen keinen Frieden bevor nicht der „endgültige Sieg“ gewonnen, das heißt: ehe sie nicht das erreicht haben, was sie in bald zwei Jahren vergebens anstreben, und dem sie, wie es scheint, immer noch nicht näher gekommen sind.

Was auch geschehen, welche Schlacht auch gewonnen oder verloren wird, was für wertvolle Schiffe auch versenkt, was für Luftschiffe auch heruntergeschossen werden, wieviele von den Männern der kämpfenden Mächte auch getötet oder verwundet oder gefangen genommen werden, das eine ist gewiß: alles wird mit Waffenstillstand und Verhandlung enden.

Warum denn nicht jetzt mit den Verhandlungen beginnen? Es sieht nicht danach aus, als wäre durch weiteres Ermorden etwas zu gewinnen. Der Frieden ist die Sybille, deren Bücher, das heißt deren Schätze erkaufte werden müssen, die aber weniger und teurer mit jedem Tag werden. Wir wissen es: wir sollen die Zermalmung abwarten. Aber es wird nichts aus der Zermalmung werden, bloß aus dem Massenmorden. Keine von den zwei kämpfenden Parteien läßt sich zermalmen. Und wenn man sagt, dass man nicht Deutschland, sondern nur seinen Militarismus vernichten will, dann ist es, als möchte man das Stachelschwein nicht beschädigen, sondern ihm bloß seine Stacheln ausreißen. Beide Parteien wollen aushalten bis zum bitteren Ende. Jeder Tag wird bitterer, als der vergangene war. Was durch Friedensverhandlungen gewonnen werden könnte, das geht bei Verlängerung des Krieges unzählige Male verloren. Es ist, als wäre keine andere Ordnung menschlicher Streitigkeiten und menschlicher Wettkämpfe möglich, als durch Minen und Granaten. Wie wird die Zukunft urteilen? Daß es in unsern Tagen in ganz Europa keinen einzigen Staatsmann gegeben hat. Mit einem großen Staatsmanne auf jeder Seite wäre der

Krieg nie ausgebrochen. Mit einem großen Staatsmanne auf einer der Seiten hätte der Krieg kein Jahr gedauert. So nahmen die Generäle den Staatsmännern die Macht ab.

Die Zukunft wird sagen: jene Zeit war eine, wo man das Zeitalter der Religionskriege als barbarisch betrachtete, und wo man nicht verstand, daß die Nationalitätskriege schlimmer sind. Jene Zeit war eine, die die Kabinettskriege für veraltet hielt und nicht verstand, daß die Handelskriege noch roher sind. Die Geschichte der Religionskriege war eine furchtbare Farce, die Geschichte des Weltkrieges war eine einfältige Tragödie.

Der Krieg sollte am liebsten ohne allzu harte Demütigung für jede der kämpfenden Parteien endigen. Sonst wird der Gedeimütigte bloß über den nächsten Krieg brüten. Und man muß sich dessen erinnern, daß die Demütigung, die dem Feinde zugefügt wird, kein verlorenes Menschenleben ersetzt. Jedes Menschenleben ist ein Wert. Aber die Menschen sind ja nicht gleich. Der Trost ist nicht groß, daß wir tausend Mann verloren, der Feind aber zehntausend.

Niemand weiß, ob unter den Tausend nicht Der war, der die Ehre seines Landes und der Wohltäter der ganzen Menschheit geworden wäre.

Ein Shakespeare oder ein Newton, ein Kant oder ein Goethe, ein Molière oder ein Pasteur, ein Kopernikus, ein Rubens, ein Tolstoi kann unter den hunderttausend von gefallenem zwanzigjährigen Engländern, Deutschen, Franzosen, Polen, Belgiern, Russen gewesen sein.

Was bedeutet das Verrücken eines

Grenzpfeiles, der Gewinn einer Provinz gegen den Verlust einer solchen Persönlichkeit! Der Gewinn ist ein vorläufiger, der Verlust unersetzlich.

Der Gewinn ist der eines einzelnen Staates, der Verlust der des Menschengeschlechtes.

Jeder sieht, wie das Vermögen der Menschheit während des Krieges verschwindet, bis zuletzt keiner die Kriegskosten bezahlen kann.

Aber der Verlust von menschlichen Werten, die schlimmste Art von Verarmung, wird nicht mitgerechnet.

Was wir erleben, ist, daß die weiße Rasse die Vorstellung ihrer Überlegenheit in der Vorstellung der schwarzen, braunen und gelben Menschen höchst selbst vernichtet. Sie hat ihre Hilfe gebraucht, sie für ihr Schlachten von Weißen gelobt. Wie könnte es anders sein, als daß dies sich rächte?

Die Presse der Kriegführenden betrachtet als ihre Aufgabe, die Verbitterung zu vertiefen und damit die Begeisterung zu erhöhen. Sie sollte bedenken, daß der verödende Haß, den sie also hervorruft, den Krieg lange überleben wird.

Georg Brandes.

Glaube und Hoffnung.

I.

AN DIE EWIGE ANTIGONE.*

An alle Frauen richte ich diese Worte, nicht allein an die Engländerinnen und an die Suffragettes. Wenn es mir logisch erscheint, daß die Frau

* Auf die Bitte der „International Women Suffrage-Alliance“ schrieb Romain Rolland diesen Aufruf, den *Hannah Meyersen* mit Ermächtigung des Verfassers übersetzt hat.

die Gleichheit der Rechte mit dem Manne fordert, so glaube ich nicht genug an die Vorzüge des allgemeinen Stimmrechtes, soweit es die Männer angeht, um mehr daran zu glauben, soweit es die Frauen betrifft.

Die stärkste und die einzig wirksame Handlung, die mir in unser aller Macht zu sein scheint, Männern wie Frauen, ist die rein individuelle Handlung von Mensch zu Mensch, von Seele zu Seele, die Tat durch das Wort, durch das Beispiel, durch das ganze Leben.

Dieses Tun, Frauen Europas, übt ihr nicht genügend aus. Ihr sucht heute die Plage zu bannen, die die Welt verheert, den Krieg zu bekämpfen. Das ist gewiß gut, aber es ist zu spät. Ihr hättet diesen Krieg in den Herzen der Männer bekämpfen sollen, ja bekämpfen können, bevor er ausbrach.

Ihr kennt nicht genug eure Macht über uns. Ihr Mütter, Schwestern, Kameradinnen, Freundinnen, Geliebte, von euch hängt es ab, wenn ihr nur wollt, die Seele des Mannes zu formen. In euren Händen ist er ein Kind. An der Seite der Frau, die er achtet und die er liebt, ist der Mann immer ein Kind. Warum leitet ihr ihn nicht?

Ich wage mich eines persönlichen Beispiels zu bedienen. Was ich Gutes oder nicht gerade Schlechtes in mir habe, verdanke ich einigen unter euch. Daß ich in diesem Sturm meinen unerschütterlichen Glauben an die menschliche Verbrüderung habe bewahren können, meine Liebe zur Liebe und meine Verachtung für den Haß, ist das Verdienst von euch Frauen. Um nur zwei von euch zu nennen — meiner Mutter, einer Christin, die mir seit

meiner Kindheit den Sinn für das Ewige gab — und der großen Europäerin Malwida von Meysenburg, jener reinen Idealistin, die mir in ihrer Abgeklärtheit des Alters die Freundin in meinen Jünglingstagen wurde. Wenn eine Frau die Seele eines Mannes erlösen kann, warum erlöset ihr sie nicht alle? Zweifellos weil zu wenige von euch sich selbst erlöst haben. Damit fanget also an! Das Dringende ist nicht der Sieg der politischen Rechte (wohl erkenne ich nicht deren praktische Bedeutung). Das Notwendigste ist der Sieg über euch selbst. Höret auf, der Schatten des Mannes zu sein; höret auf, die Gefolgschaft seiner Sucht nach Dünkel und Zerstörung zu bilden. Habt den klaren Blick für die brüderliche Pflicht des Mitgefühls und der gegenseitigen Hilfe, der Vereinigung aller Wesen, denen das höchste Gesetz eigen ist, die darin übereinstimmen, sich vorzuschreiben: Den Christen die Stimme Christi; den freien Geistern die freie Vernunft!

Doch wie viele von euch in Europa sind heute in denselben Strudel hineingezogen, der die Gemüter der Männer mit sich gerissen hat. Anstatt sie aufzuhellen, steigert ihr durch eure Erregung den allgemeinen Aufruhr.

Schafft zuerst den Frieden in euch selbst! Reißt den Geist des verblendeten Kampfes aus euren Herzen! Mischt euch nicht in das Ringen! Ihr beseitigt nicht den Krieg, wenn ihr Krieg mit dem Krieg führt. Bewahret zuerst eure Seele vor dem Krieg, indem ihr *die Zukunft, die in euch ruht*, vor der Feuersbrunst rettet. Auf jedes Wort des Hasses unter den Kämpfenden antwortet mit einer Tat der Barm-

herzigkeit und der Liebe für alle Opfer. Seid, schon allein durch eure Gegenwart, der stumme Widerspruch, der aus der Verirrung der Leidenschaften entspringt. Seid der Zeuge, dessen klarer und mitleidiger Blick uns über unsere Unvernunft erröten läßt! Seid der lebendige Friede inmitten des Krieges — die ewige Antigone, die sich dem Hasse verschließt, und als sie leiden sieht, nicht mehr zwischen ihren feindlichen Brüdern zu unterscheiden weiß.

II.

FREIHEIT.*

Dieser Krieg hat uns gezeigt, wie zerbrechlich die Schätze unserer Zivilisation sind. Von allen unsern Gütern hat sich das am wenigsten widerstandsfähig erwiesen, worauf wir am meisten stolz waren: die Freiheit. Jahrhunderte an Opfern, geduldigen Anstrengungen, Leiden, Heldentum und hartnäckigem Glauben hatten sie allmählich erobert; wir atmeten ihren goldenen Hauch; sie zu genießen war uns so natürlich, wie wir im großen Luftstrom atmen, der über die Erde weht und jede Brust erquickt. . . Ein paar Tage haben genügt, uns dieses Lebenskleinod wieder zu nehmen; in ein paar Stunden hatte sich auf der ganzen Erde ein erstickendes Netz über die zitternden Flügel der Freiheit gebreitet. Die Völker haben es geknüpft. Mehr noch: mit ihrer vollen Zustimmung. Und wir haben die alte Wahrheit neu gelernt: „Nichts bleibt ein Besitz. Alles muß, jeden Tag von neuem, erobert werden oder geht verloren“ . . .

* Geschrieben für die erste Mainummer des „Avanti“.

O verratene Freiheit, entfalte deine verwundeten Flügel neu in unsern treuen Herzen. Eines Tages werden sie wieder ihren glanzvollen Aufschwung nehmen. Dann wirst du von neuem das Idol der Menge sein. Dann werden sich deiner rühmen, die dich jetzt unterdrücken. Aber niemals schienst du mir schöner, als in diesen Tagen des Elends, wo ich dich arm, nackt und zerschlagen sehe. Deine Hände sind leer; du kannst denen, die dich lieben, nichts geben als die Gefahr und das Lächeln deiner stolzen Augen. Aber alle Güter der Welt wiegen dieses Geschenk nicht auf. Die Kammerdiener der öffentlichen Meinung, die Höflinge des Erfolges werden uns das nicht ausreden.

Und wir wollen dir folgen, geschändeter Christus, mit erhobener Stirn: denn wir wissen, daß du auferstehen wirst aus dem Grabe.

Romain Rolland.

Einiges vom Problem der Form.

Der Mensch ist hineingesetzt in das zeitlose Geschehen der Welt, das ohne Oben und ohne Unten, ohne Anfang, Mitte und Ende an ihm vorbeitobt. Ehemals, in dem Tierstadium, war er selbst ein willenloser Mitläufer ohne Bewußtsein. Aber allmählich stellte sich dieses ein, und es ergab sich ein Abstand zwischen ihm und der Welt. Er sah sie. Aber wie konnte an dem ununterbrochenen Fließen sein Auge etwas erkennen? Wie sollte er etwas von ihr aufnehmen können, wenn sein Blick nicht hier und dort Halt finden konnte? Wie konnte er selbst sich

dagegen wehren, wieder hineingezogen zu werden in das boden- und deckenlose Chaos? Der Mensch mußte das „außer und um sich“ *einteilen*. Er mußte das Grenzenlose formen. Deshalb ist Form im letzten Sinn stets ein „Anhalten“ des Geschehens. Und von dieser Notwendigkeit aus und durch sie wird wohl der *Geist* des Menschen seinen Aufschwung genommen haben.

Das Tier ist heute selbst noch Welt. Es muß, während der Mensch will. Im „Wollen“ liegt das Wissen um sich selbst, zu dem vom Wissen um die Welt kein zu weiter Schritt war. Der Hund weiß nur um die Welt und braucht sich deshalb keinen Standpunkt zu ihr zu erwerben.

Der primitivste Ausdruck der Form ist die Wiederholung. Der Mensch teilt das eigene Leben im großen Ganzen durch sie. Die Essens-, Schlafens- und Arbeitszeiten, geben dem täglichen, Ferien, Feste, Jahreszeiten, dem Gesamtleben die Stationen durch ihre regelmässige Wiederkehr. Der Geist hat diese genau so nötig wie der Körper. Es ist anzunehmen, daß die meisten Menschen ihren Halt in *allem* verlieren würden, wenn sie an einem Tag morgens um 2 frühstücken, am nächsten nachmittags um 6 und den dritten mittags um 12. Sie würden allmählich über ihr ganzes Handeln die Übersicht verlieren, welche die Wiederholung — durch Teilen in Abschnitte — ihnen gab. Sie würden in der Luft schweben, und der feste Standpunkt ihres Ichs zu ihren Taten und zur Welt wird ihnen entgleiten. Kaum ein Menschlicher wird die Anarchie ertragen.

In den *Handlungen* des Menschen gerinnt sein Sein zu einer festen *Form*. Die Taten sind Symbole für sein Wesen. Und der Mensch ist eingerichtet, daß sein Inneres mit seinen Äußerungen übereinstimme. Denn in der Form liegt eingeschlossen, daß er sich an ihr halte. Dies kann man am überraschendsten dort erkennen, wo Menschen den Sinn einer aufgerichteten allgemeinen Form, etwa der Sittlichkeitsgesetze, längst verletzt und nun sich als an das Letzte ängstlich an das übrig gebliebene leere Gebäude klammern. Diese werden meist aus Worten bestehen, welche ja die zuschnellst geronnenen Formen des Wesens bilden. Je zügelloser eine Gesellschaft ist, desto höher stehen die Formalitäten im Wert. Diese stützende Eigenschaft der Form läßt es als erklärlich erscheinen, dass man allmählich das eigene Selbst verliert, wenn ein Sein durch zwingende Gründe andauernd mit dem Handeln nicht übereinstimmt. Die Arbeit, die man tut, die Menschen, mit denen man zusammen kommt, die Grundsätze, nach denen man lebt, sind objektive Äußerungen, die unter widrigen äußeren Lebensumständen nicht dem Inneren eines Wesens zu entsprechen brauchen. Vollkommen nach seiner Beschaffenheit wird sich kein Mensch sein äußeres Leben gestalten können. Aber man unterschätzt gemeinhin die häufigen Mißverhältnisse zwischen Sein und Ausdruck. Denn es bleibt nicht dabei, daß der betreffende Mensch darunter gewöhnlich leidet, — es beeinflusst ihn auch. Das Handeln wirkt auf die Menschen zurück. Dies kann psychologisch leicht begründet werden

Als objektiver Tatbestand drückt sich die eigene Handlung im Menschen ab. Er nimmt sie auf, wie die von Fremden. Durch andauernde Wiederholung hinterläßt sie immer tiefere Furchen. Die Hemmungen, die der eigene Organismus dem Eindringen von Unge-
mässem entgegenstellt, werden proportionell schwächer. Der ständige Eindruck zieht die Seele immer mehr zu sich. „Die Macht der Gewohnheit“ hat gewirkt. Es ist also nicht gleichgültig, wie man handelt. Es wird oft gesagt: ich *bin* in Wirklichkeit nicht so, das ist die Hauptsache. Gewiß, aber wenn einer nicht sehr stark dagegen arbeitet, wird sein Wesen hinübergezogen. Der Mensch hat die Übereinstimmung mit seiner Lebensform nötig. Die unterstützt ihn durch ihr fest umrissenes Sosein. Denn der Mensch selbst ist eben auch ein Teil jener unbefehligen, chaotisch fließenden Welt. Er *hält* sich an seinen Handlungen.

Ich greife unter den unzähligen Beispielen eines heraus, welches zeigt, wie der Mensch auf die Wiederholungen angewiesen ist. Der Verkehr, den der einzelne hat. Menschen, die immer mit neuen Menschen zusammenkommen, werden im Charakter flatterhaft und unbeständig werden (vorausgesetzt, daß nicht schon solche Veranlagung sie zu dem unruhigen Leben trieb. Die Menschen, mit denen man zusammenkommt, sind auch Eindrücke. Mit der Wiederkehr desselben Eindruckes ist dem Leben ein deutlicher Einschnitt und somit Ruhe gegeben. Das „immer anders“ des persönlichen Lebens treibt den Menschen in die Nähe der haltlosen Welt, in der kein Augenblick dem nächsten gleicht.

Die Einzelhandlungen, ehemals persönliche Formen, versteifen sich in der Gesellschaft zu allgemein gültigen *Formeln*, zu Gesetzen, Dogmen, Zeremonien. Daß diese sich allmählich unter der Zeiten Änderung zu weit vom Einzelnen entfernen und durch „Naturalismus“ wieder herangeholt, d. h. umgeschaffen werden, ist bekanntlich das ewige Spiel der Kulturgeschichte. Heute arbeitet das Individualitätsgefühl in hervorragendem Maße gegen alle Formeln, die doch für jeden gelten sollen. Das moderne Empfinden will sich seine Gesetze individuell gestalten. Es braucht für jeden Fall eine neue Form. Daß hierdurch für die Schwächeren die Haltlosigkeit, für welche unsere untergrabene Zeit gesorgt hat, noch vermehrt wird, ist klar. Das Subjektive kann von schwachen oder unehrlichen Charakteren beliebig gedehnt werden. Prinzipiell ist die jedesmal neu erlebte individuelle Lebensform das Ideal. Doch besitzen nur wenige Menschen die Produktivität, jede Handlung mit eigenem Blute zu durchpulsen. Für diese Relativität wird also die Gesamtheit niemals reif werden.

Das Problem der Form zeigt sich, wie viele andere, im Vergrößerungsspiegel des Künstlerischen. Denn Kunst ist neben anderem Steigerung, Intensität des Lebens. Der erste Anstoß zur Kunstausübung war irgendein Äußerungstrieb, ein Bedürfnis, innere Energien los zu werden. Die Form, die hierfür gefunden werden mußte, war im Anfangsstadium der künstlerischen Kultur wie in den Lebensformen die Wiederholung. Das erkennt man am besten in der Musik, die als älteste Kunst gilt. Wilde Völker pflegen noch

heute eine Musik, die aus einer Aneinanderreihung von Tönen besteht, welche beständig wiederholt werden. Der musikalische Rhythmus herrscht noch völlig, der doch nichts anderes ist als Einteilung des ungeheuren Welt-durcheinander auf dem menschlichen Wege der Zeit in Laute. So wird auch die erste Musik gewesen sein. Ihre Komplizierung wird das Variationsbestreben in den *Mitteln* veranlasst haben. Anstatt der Wiederholungen wurden Anlehnungen gesetzt, innere Ähnlichkeiten, die vorangegangenen Kombinationen entsprachen. Und dann tritt auf einer höhern Stufe zum bloßen Formbestreben das *Zweckbestreben*. Alles ordnet sich einer bestimmten Ausdrucksabsicht unter. Das Werk erhält einen „Sinn“. Dieser wirkt auf Grund der Tatsache, daß der Komponist die Töne an der Welt erlebt hat, auf das *Leben* zurück. Es ist sinnvoll geworden. Kraft der höheren synthetischen Zusammensetzung des Künstlers vermag nun die Musik jenes erlösende Gefühl auf die Zuhörer auszuüben: daß die Welt in ihren Seelen einen Sinn erhielt.

Auch die Komposition in der Malerei ist eine Rhythmisierung der Welt mittels Farbe und Fläche. Sinnliche oder sinngemäße Anlehnung aneinander, komplizierte Wiederholung. In der Dichtung ist dies noch am klarsten in ihrer musiknahesten und unmittelbarsten Art zu erkennen: in der Lyrik. Der Reim ist ja noch offenkundige Wiederholung, und die naturalistischen Bestrebungen, ihn zu durchbrechen, waren ein Teil des Kampfes der Individualität gegen die Formen. Heute ist wieder ein Hang zur festen Form in

der Lyrik wie in allen Künsten bemerkbar. Die Sehnsucht der allzu bewegten Zeit ist Ruhe.

Es werden nun auch Ursache und Grenzen der naturalistischen Ziele vor 30 Jahren kenntlich. Die Menschen jener Zeit fühlten Stolz wegen aller ihrer naturwissenschaftlichen und technischen Errungenschaften, liebten (im ganzen) die Erde und waren ihr nah. Diese Erdennähe, die sich im Benutzen der Formen der Natur in der Kunst äußert, konnten sie jedoch nicht allzu lange ertragen. Die inneren Konsequenzen der wissenschaftlichen Fortschritte und des neuartigen Wirtschaftslebens machten sich in der geistigen Untergrabenheit und infolgedessen Haltlosigkeit fühlbar, und die Kunstform wird wieder möglichst ertöten und festgefügt.

Alfred Lemm.

Das Paradies in Verzweiflung.

Ferdinand Hardekopf gab heraus: „*Gesestücke*“ (Im Verlag der „*Aktion*“ [Franz Pfemfert], Berlin - Wilmersdorf, 1916). Hardekopfs Buch ist das schlachtenfernste dieser zwei Jahre. Jeder seiner Sätze handelt von den bürgerlichen Katastrophen des einzelnen und von seinen Rettungen. Das gab es noch nicht in der deutschen Literatur; sie war mit der Form beschäftigt, weil sie zu wenig zu verlieren hatte. Verzweiflung ist erst da, wo einer zu verlieren hat; Ausflüchte werden erst anerkannt, wo noch zu retten ist.

Irgendwo in der Welt kann Hardekopf Brüder finden, Empörer in alten

Literaturtraditionen, die ihrer eigenen Beruhigtheit mit dem Sprung in den Abgrund drohten: Walter Pater, der fast Baudelairische Selbstmordlust in die dünne, spiegelnde Oberflächenhaut des ungewöhnlichsten Curialstil-Englisch leitete; den Franzosen Lautréamont, der mit fanatischer Offenheit und dichterisch geätzter Theologensonde sich schmachvoller Absichten bezichtigt; und den nahesten Laforgue, der die eigenen Ideen zwingt, ihn höhnend zu zerquetschen. Dieses Geschlecht ist stets bereit, sich selbst unrecht zu geben, um aus noch größerer Verzweiflung die Rückschwingung zur Erde auch größer zu machen. (Es sind aber keine Aufrührer. Denn Insurgenten haben eine geradezu unfassbare Naivität darin, sich selbst recht zu geben, auch wenn sie schon längst in Ehren und Ministerien eingerückt sind.) Von den Kindern dieses Geschlechts kann die Literatur Unendliches gewinnen; aber die Welt selbst, die Erde, durch Änderung wenig, und nur auf sehr indirektem Wege. (Umso falscher übrigens jene Argumentation, die behauptet, der indirekte Weg sei der einzige!) Fragt man sie, die stets rücksichtslos offen gegen sich sind, so wollen sie nichts anderes als: Literatur machen. Sie wollen den Weg bereichern, den man zu den Häusern der Ideen zurücklegen muß. An der Wahrheit des Weges ist ihnen alles gelegen, an der Wahrheit der Ideen nichts.

Hardekopfs „Lesestücke“ bereichern die deutsche Literatur. Mit einem Ruck springen Auge, Mund, Hand der deutschen Sprache auf ein hohes Niveau. Von der Höhe des Niveaus werden wir durch nichts abgelenkt: keine geheime

Absicht soll mit Stilhülfe geschmuggelt werden; ein Ziel, zu dem Schreibkunst forttrisse, ist nicht gesetzt; keine ethische Angelegenheit außerhalb der gedruckten Seite wird der Verwirklichung zugezogen; nicht einmal eine Amoral. Mit Offenheit ist nichts anderes angestrebt, als das Niveau selbst.

Außerordentlich ist die Klarheit solcher Menschen. So ist der Titel von Hardekopfs Buch wörtlich zu nehmen. Die Gedichte, Essays, Novellen des Bandes sollen zum Lesen da sein, allein für die Beseligung des Aufnahmeprozesses zwischen Leserauge und Leser-
glück. Der Leser mache das Buch zu — er ist entlassen. Handeln danach soll er nicht. Mit einer Sicherheit, die unter Deutschen ungewöhnlich ist, begrenzt Hardekopf diese Welt des Lesers zu einem wahrhaften *Welt-Bild*:

„Ich presse zu Linien die lästigen
Bäche
Und denk' die ent-ölten in ebenen
Plan;
Ich hasse den Raum, ich vergöttere die
Fläche,
Die Fläche ist heilig, der Raum ist
profan.

Ich werde mich listig der Plastik ent-
winden
Und laß euch gebläht im gedunsenen
Raum.
Ich denke die lieblichsten Schatten zu
finden
Im gefälligen Teppich, im flächigen
Traum.“

Sofort merkbar: diese Vorsätze sind nicht Armut, sondern Leidenschaft. Selbst wer den Haß nicht glaubt, glaubt die Vergötterung; und die Selbstbe-
zeichnung der List gibt über alles Auf-

schluß, über Kampf, Katastrophen, Entscheidungen, über die namenlose Verzweiflung bis zur Selbstschmähung, und die resignierte Freude auf einen Ausweg.

Flucht, Ausweg, Rettung sind: Auch die Welt nicht mehr zu lesen mit einer Überideenwelt, sondern nur noch sich zu kümmern um den Weg zwischen einem unbestreitbaren Faktum und dem Menschen, der diesem Faktum gegenübersteht. Nur noch nach ihren Funktionen die Welt anzusehen. Überhaupt nur noch eine Funktionswelt zu kennen.

Funktionswelt; man horche auf! Wir wissen heute in allen Ländern so ungeheuer viel davon, wer die Menschen dirigiert, daß es köstlich ist, endlich einmal wieder zu erfahren, wie sie funktionieren. Durch Hardekopfs Fähigkeit zur abgekürzten Wiedergabe der Funktionen, fühlt man Menschenwesen wieder in ihre Würde und ihren ursprünglichen Wert als Mensch eingesetzt. Hardekopf erdenkt das Paradies: Eine reine Funktionswelt, in der jede Bewegung kristallinisch durchschimmernd für ein wahrhaftes Sein eintritt. — O Verzweiflung! —

Die Schärfe, das Aufregende in der Zusammenfassung der menschlichen Funktionen bleibt stets auf derselben Höhe der unbedingten Aufrichtigkeit. Grenzen gibt es nicht, und ein sachlicher Unterschied durch die Form des Lesestückes besteht nicht. Es ist gleich, ob Hardekopf Gedichte, Aufsätze, Novellen, Dramatik schreibt; mehr in Betracht, als die Differenz des Lyrischen, Monologischen, Erzählenden, Zwiegespröchenen, kommt das Gemeinsame in allen diesen: die Feststellung;

die Absolutheit, Indiskutabilität der Feststellung. Wo Hardekopf feststellen kann, ist ein Thema für seine Katastrophenmusik da. Wer möchte, beispielsweise, heute noch imstande sein, ungelangweilt jene plumpe Variétéverklärung mitanzusehen, die eine Zeit lang sehnsüchtige Schriftsteller aus allzu niedriger, grober und gemeiner Nietzscheinterpretation konstruierten! Hardekopf unternimmt, trotzdem vom Variété zu sprechen, verklärt nicht, sondern stellt fest, teilt Chansonetten-Akrobaten-Zuschauer-Gattungsfunktionen aus, so wie er die Funktion des Zigarettenrauchens feststellen würde. Und über seinen Variétékapiteln könnte als Motto das Wort einer Fee aus dem Märchenstück „Schlangenweib“ des höhnisch unbekümmerten Gozzi stehen: „O Himmel, eh' das Publikum ungeduldig wird, mögen lieber die beiden Hauptpersonen zugrunde gehen!“

Aber man täusche sich nicht darüber, was denn die Feststellungen eines solchen Schriftstellers sind: es sind weder Beschreibungen noch Psychologie. Jede dieser aufgezeichneten Funktionen ist das äußerste Ende, das herausragende Spruchband eines ganzen Bündels von Symptomen. Jede menschliche Funktion, die Hardekopf notiert, ist nichts anderes als geradezu das Stenogramm eines Menschenschicksals. Es gibt unglaubliche Enthüllungen. In der Erzählung „Manon“ entschleiert der Leser einfach das Geheimnis der Konventionalität. Manon ist ein junges Mädchen, nichts anderes als ein harmloses junges Mädchen, die mit rührendem Eifer sich in erotische Abenteuer einläßt, aus Konventionalität. Sie ist gar nicht bei der Sache, nur beim Abenteuer (weil man

offenbar so etwas tut). Und der Mann, der ihr Geliebter sein will, wird unfehlbar hingerissen durch ihre scheinbare Erfahrung in Liebesintrigen (die ganz aus Konventionalität besteht), und stets völlig entwaffnet durch die wirkliche, ungeheure Einfalt des jungen Mädchens, die er nicht sieht, nicht kennt, nicht erwartet — aus Convenü. Davon erfährt man als von einem Leserereignis. Wo Leiden, Erregungen, Mißverständnisse der Personen auftauchen, sind sie nur in ihren Funktionen mitgeteilt, und dadurch für den Leser zu der Aufregung und Spannung geworden, die sonst höchstens ein Detektivroman aufbringt.

Aber wozu ist der Leser da? Um unterhalten zu werden? Nicht das ist Absicht. Woher die „Lesestücke“ und woher die Hingabe an den einzigen Weg zwischen Schreiber und Leser? Hier ist kein Spiel. Hier ist Verzweiflung. Teleologie taucht auf; ein wildes, schluchzendes Durchdrungensein von Unausweichlichkeit der Erbsünde. Unvermeidlich wird die Welt als Gegebenes hingenommen, und das Erhabenste, das ein Mensch erreichen kann, ist, aus den Ereignissen Abstraktionen zu gewinnen. Vielleicht sind diese Denker die einzigen, die den Begriff Sünde wirklich kennen. Hardekopf sagt einmal bissig:

„Nie gelingt ein Dasein richtig;
Nur der Dicht-Extrakt bleibt wichtig.“

Er kennt die göttliche Richtigkeit. Aber sein Schluß ist nicht (wie ich persönlich ihn ziehen müßte): wenn das Dasein nicht richtig gelingt, müssen wir — anhand des Dichtextraktes — es richtig *machen*! Diese Konsequenz würde er, beispielsweise mir, als mög-

liche Funktion anerkennen, doch sich selbst würde er sie nicht gestatten. Aus einer unausschöpfbaren Resignation, die ihm schon über die Verzweiflung hinaus zu der Schöpferkraft einer Passion geriet.

Man danke ihm für diese Offenheit hier (welcher Schriftsteller versteckt nicht sonst den Gedanken!):

„Das Leben: eine blague aus
Schleim und Eiter.

Das Buch besteht und hilft
euch weiter.“

Nur ist es nicht wahr, daß uns heute wirklich das Buch weiterhilft! Hilft uns nicht heute mehr als gutgemeinte Ratschläge aus der Vergangenheit: daß noch rücksichtslose Offenheit möglich ist?

Völker mit einer langen Literaturgewohnheit sehen bei einem Schriftsteller nicht auf Einzelheiten, sondern auf die Totalsumme seiner Arbeit, aufs Oeuvre, auf die lebendige Druckseite, die von Buch zu Buch, quer durch die gelben Rücken der Volumina sich vielfältigt, auf die Legende, die ein Schriftsteller aus seinen Werken von sich selbst schafft.

Das tun die Deutschen (mit geringer Literaturerfahrung) nicht. Sie sehen aufs Stück. Wenn ein deutscher Autor dreißig unvergleichliche Bände geschrieben hat und darnach in irgend einem Druckwinkel der Zeitschriften ein kleines, schlechtes Gedicht produziert, so ist er geliefert.

Geht es nun schon bei den Deutschen ums wertvolle Einzelstück, so mögen sie wenigstens im Fall Hardekopf ein positives Ergebnis aus ihrer Neigung zur Einzelkritik gewinnen! Das Buch „Lesestücke“ ist nur klein,

es ist von Zeile zu Zeile vollkommen. Man müßte von jeder Seite sagen, daß sie auf dem Hang über einem Abgrund geschrieben sei; mit der äußersten Hingabe an Vergangenes; mit dem unwiderruflichen wilden Ausdruck des Fertigseins.

Denn wo die Verzweiflung des Autors die Dinge dieser Welt zu ihrer letzten Vergeistigung zusammenschlagen läßt, entsteht die Augenlust des Lesers.

Ludwig Rubiner.

Ein gutes Buch.

Ich weiß nicht, wie sich andere zu dem in Ton und Haltung vorbildlichen Buch gestellt haben, das Hans Vorst unter dem Titel „Im Kriege durch Frankreich und England“ bei S. Fischer erscheinen ließ. Mich hat keines aus der Kriegszeit in ähnliche Aufregung versetzt.

Ich mußte es oft hinlegen, außerstande, weiter zu lesen, so überwältigend ist das Heimweh, das es auslöst.

Städte, Reisewege, vertraut und plötzlich ungangbar, umwehen uns mit ihrer Atmosphäre; und an Bilder und Erinnerungen, die wir täglich neu gewaltsam in uns verdrängen, wird hier grausam gerührt.

Unabsichtlich. Denn hier wirkt alles unabsichtlich und ganz durch sich selbst. Einfach weil dieser Deutsche, der kein deutscher Staatsangehöriger ist, so daß er Frankreich und England befahren konnte, ohne Feindseligkeit das Verfeindete schaut, ihm mit Ver-

ständnis und mit einem fühlenden Herzen entgegentritt. Einfach deshalb.

Es gereicht dem Berliner Tageblatt zur Ehre, die Berichte Hans Vorsts veröffentlicht zu haben. Männer wie er gereichen den Deutschen zur Ehre.

Annette Kolb.

Kleine Dokumente.

DIE AHNEN.

Zuerst, um mit den Grundlagen zu beginnen, die Ahnen.

„Nun, die Ergebnisse unserer Vorgeschichtsforschung beweisen, auf wie hoher Stufe unsere Ahnen gestanden und welch reichen Schatz sie gegen das römische Wesen hergegeben haben. Dies aber setzte ihnen zu ihrem Schaden das entgegen, was ihnen selbst in ihren Hundertschaften und ihren lockeren Völkerschaftsbündnissen gefehlt hatte: den durchgebildeten Staatsgedanken, gegen den sie nicht aufzukommen vermochten.“

Unter der karolingischen Renaissance trat dazu das schwere Opfer des eigenen Glaubens an die Weltreligion des Christentums. Und doch, wenn auch diesen Vorvätern von Kaiser Karl die Freiheit ihrer heiligen Haine und ihres aus Naturanschauung heraus geborenen und in der Tiefe seiner Symbolik mit der Natur selbst in reinstem Einklange stehenden Gestirndienstes geraubt ward: die Sehnsucht nach dem alten Heldentrotze konnte der Sachsenschlächter nicht im Blute der viertausendfünfhundert zu Verden Enthaupteten ersticken! Sie ist der

Gral geblieben, durch dessen Reinheit das Christentum der germanischen Welt sich vor dem aller übrigen Völker einschließlich des englischen unterscheidet; insbesondere lebt in den Heiligen des deutschen Katholizismus die alte Heldenverehrung und die ganze Innigkeit und Zartheit des germanischen Jungfrauendienstes fort.

Die Staatsauffassung war selbst unter Heinrich dem Vogler, dem Deutschen Könige, noch durchaus die Erbauffassung des Gebietsstaates geblieben, von gemeinschaftlichem Volksbewußtsein zeigt sie keine Spur. Erst in den Kreuzzügen, aus der Erkenntnis gemeinsamer Gegensätze zu den sprach- und wesensfremden Kreuzfahrern heraus entwickelte sich das Verständnis dafür, daß das bis dahin im Gegensatze zum kirchlichen Latein gering geschätzte Dietsche, d. h. das Völkische, um alle Deutschblütigen ein gemeinsames Band schlinge. In Walther von der Vogelweide hat die „tiutsche zucht, die vor gât in allem“ dann ihren edelsten Verherrlicher, der vielgeschmähte preußische „Militarismus“ seinen ersten Verkünder gefunden.“

So Fritz Bley in der Literarischen Beilage der *Deutschen Tageszeitung*.

KANT, SCHILLER UND DIE DEUTSCHEN KATHOLIKEN.

Es bleibt zu erfahren, wie die Enkel das Werk der Ahnen fortgesetzt haben. Sie sind das Volk Kants und Schillers. Aber da stellen sich gleich gewisse Schwierigkeiten ein. Gehören die deutschen Katholiken auch zu diesem

Volk, gehören sie dazu oder nicht? Der Zentrumsabgeordnete Pieper, päpstlicher Hausprälat und Generaldirektor für das katholische Deutschland, veröffentlicht in den Katholischen Monatsbriefen, die in neutralen Ländern die deutschfeindliche Propaganda, besonders auf kirchlichem Gebiet, bekämpfen sollen, einen Aufsatz über die Mobilmachung der sittlichen Kräfte während des Krieges in Deutschland. Und sagt:

„Kein Volk hat mehr wie das deutsche in seinen großen Dichtern und Denkern, ich nenne nur *Schiller* und *Kant*, das Gebot der *sittlichen Pflichterfüllung* verherrlicht und seinem Bewußtsein eingeprägt. Auf *diesem* Boden des deutschen Pflichtbewußtseins konnte auch das katholische, kirchliche und private *religiöse Leben* so *wurzelkräftig* werden und solche Fruchtbarkeit im gesamten öffentlichen Leben während der langen Friedenszeit entfalten. Von *diesem* Bewußtsein der sittlichen Pflicht vor Gott und dem Vaterlande ist auch jetzt daheim, im Rücken unserer tapferen Truppen, die Kriegsarbeit des deutschen Volkes getragen, von der ich in der Kriegsarbeit des Volksvereins nur einen Ausschnitt gab; denn die übrigen katholischen Organisationen, der Caritasverband, die Arbeiter-, Jugend- und sonstigen Vereine sind auf ihrem Sondergebiete im *gleichen* Geiste und mit ähnlicher Arbeitsmethode tätig.“

Also: Ja, die deutschen Katholiken gehören zum Volk Kants und Schillers.

Aber nein, sie haben mit Kant und Schiller nichts gemein, sie wollen und können mit ihnen nichts gemein haben.

Dies versichern die Trierer *Petrusblätter*, die dem päpstlichen Hausprälaten nichts geringeres, als eine ungebührliche „*Kantrekklame*“ vorwerfen:

„Mit Schmerzen,“ tönt es aus den Petrusblättern zurück, „mit Schmerzen haben wir diese Ausführungen, auf deren Boden ein „Zusammengehen der Anhänger aller Konfessionen und Parteien“ — wovon in den „Katholischen Monatsbriefen“ ebenfalls die Rede ist — erfolgen soll, gelesen und uns dabei in Gedanken gefragt, was wohl der Katholik im neutralen Lande dazu sagen werde, wenn er die quasi offizielle Äußerung der Anschauung des Generaldirektors einer Organisation von acht- bis neunhunderttausend deutschen Katholiken liest und zwei Namen als *Hauptvertreter einer Philosophie gefeiert* findet, *die der Katholik absolut ablehnen muß*, wie es gerade Pius X. neu eingeschärft hat. Und es ist ein *verhängnisvoller Irrtum*, wenn geglaubt wird, in Schiller und Kant das fruchtbare Erdreich für eine wurzelkräftige Entwicklung des katholisch-kirchlichen und privaten religiösen Lebens gefunden zu haben, in Schiller und Kant den Ausdruck der katholischen Lehre vom Gebot der sittlichen Pflichterfüllung zu wissen.“

Die Frage bleibt offen.

HEIDENMISSION.

Inzwischen widmet sich Max Scheler im *Hochland* dem Studium über „Soziologische Neuorientierung und die Aufgabe der deutschen Katholiken nach dem Krieg.“ Die Arbeit ist interessant. Schade, daß Scheler im-

mer schlechter schreibt. Er scheint keineswegs, nach dem Erfolg seiner gesammelten Kriegslesefrüchte, die er zu dem dickleibigen, aber in zusammengeknähten Fetzen schlotternden „Genius des Krieges“ verarbeitete, über sich selbst erschrocken auf halbem Weg Halt machen oder gar umkehren zu wollen, wie ich lange glaubte und besorgten Freunden erzählte. (Wozu ich einigermaßen berechtigt war.) Vielmehr erfahren wir durch die *Kölnische Volkszeitung*, daß der „berühmte Philosoph Max Scheler“ sich bekehrt habe; auch „werde von manchen anderen, die noch folgen sollen, bereits gesprochen.“

In dem komischen Heldenlied vom lippe-detmoldischen Soldat, der ganz allein Krieg führen muss gegen ein feindliches Heer und natürlich, eins, zwei, totgeschossen wird, heißt es: „Seine Seele flieht zu Gott, wo die Kanonen stehen.“ Diese Artilleristenphantasie ist lustig genug. Jedoch, man sieht, wir haben Zeitgenossen, die Ernst damit machen.

EIN DEUTSCHER.

Am 14. Juni veröffentlichte das Berliner Tageblatt in seiner Morgenausgabe eine Zuschrift des *Dr. Fr. W. Faerster*, Professors an der Universität München, die verdient, als eines der erhehendsten Zeitdokumente aufbewahrt zu werden. Die in jeder Hinsicht außergewöhnliche Erklärung lautet:

„Nach den alarmierenden Notizen, die in diesen Tagen über meinen Universitätskonflikt erschienen sind,

und nach dem scharfen Proteste der Fakultät gegen meine Stellungnahme, darf ich den Lesern wohl folgende ruhige Darlegung des ganzen Falles geben:

Ich habe im Januarhefte der Friedenswarte 1916 ein Referat über die „mitteleuropäische“ Staats- und Geschichtsphilosophie von Konstantin Frantz veröffentlicht, die bekanntlich von Richard Wagner als „wahrhaft deutsche“ politische Philosophie gefeiert worden ist. Wer Frantz' „Deutsche Weltpolitik“ (Chemnitz 1882) durchliest, der wird erstaunt sein über den intimen Zusammenhang all dieser Gedanken mit brennenden aktuellen Fragen, und wird es durchaus begreiflich finden, daß ich diese Gesichtspunkte gerade jetzt in die Diskussion getragen habe. Wir haben ja doch nicht bloß Krieg zu führen, sondern auch neue, riesige politische Probleme durchzudenken — wäre das nicht der Fall, so würde ein Buch wie Naumanns „Mitteleuropa“ nicht ein so außerordentliches Interesse gefunden haben, auch würden nicht neuerdings die Alldeutschen Blätter den Vorschlag propagieren, Polen an das Deutsche Reich anzugliedern. Für solche übernationalen Föderativentwicklungen hochkomplizierter Art haben wir in unserer nationalpolitischen Tradition gar keine Anknüpfungen — wir bedürfen dazu einer ganz gründlichen Neuorientierung des politischen Denkens. Oder will man in einer Zeit, in der wir alle auf allen Gebieten so durchgreifend umlernen müssen, eine nationalpolitische Orthodoxie proklamieren, auf die dann die Professoren einen Anti-Modernisteneid zu schwören haben?

Man lasse doch das Ausland ruhig schwatzen, was es will — wir sollten unsere furchtbar ernstesten Angelegenheiten unbeirrt mit jenem alten gründlichen und kritischen Geist durchdenken, auf den wir mit Recht stolz sein dürfen. Sind wir nicht wahrlich stark genug, um uns solche *innere Freiheit in der Diskussion* erlauben zu können? Konstantin *Frantz* ist der eigentliche *Philosoph des mitteleuropäischen Gedankens* und muß darum, auch wenn man manches ablehnen wird, gerade heute ernster als je angehört werden — treten doch die Probleme des neuen Europa mit jedem Tage gebieterischer vor unsere Gedanken und vor unsere Staatsmänner!

Mit ihrer öffentlichen Erklärung hat die Münchener philosophische Fakultät zweifellos einen schweren Mißgriff begangen. In einer Zeit, in der von allen Seiten der „Abbau der politischen Zensur“ gefordert und nicht nur von den obersten Reichsbehörden, sondern auch vom obersten Generalstabschef als wünschenswert hingestellt wird — in einer solchen Zeit hätte eine wissenschaftliche Korporation wohl darauf verzichten dürfen, die kritische Revision unserer neueren politischen Entwicklung als Gefährdung des Vaterlandes zu stempeln. Unser Staatswesen steht doch keineswegs auf so wackligen Füßen, daß sofort das amtliche Eingreifen der Fakultät nötig würde, wenn das Bestreben nach gründlicher Neuorientierung des völkerpolitischen Denkens einen mit der Pflege politischer Pädagogik und Ethik betrauten Kollegen zu radikalem Zweifel an gewissen politisch-historischen Dogmen führt. In

so erschütternden und verantwortungsvollen Zeiten bleibe den Universitäten und ihren obersten Behörden jede Ängstlichkeit fern, man gebe die ganze Kraft des unbestochenen und vorurteilslosen Denkens frei — so wie die alten Seefahrer inmitten der Wasserwüste eine Taube in höhere Atmosphären steigen ließen, damit sie endlich festes Land erspähe.

In der öffentlichen Erklärung der Münchener Fakultät findet sich ein Satz, bei der der Kenner des freiheitlichen Geistes der deutschen Universitätsgesetze sich an den Kopf faßt: „Die Mitglieder der Fakultät werden jedem Versuche, sie (diese Meinungen) unter der Autorität des Lehramts in der akademischen Jugend zu verbreiten, mit vollster Entschiedenheit entgegenzutreten.“ Wohin zielt dieses? Seit wann hat in Deutschland die Fakultät irgendwelche Disziplinar- oder sonstige Gewalt über die Lehrausübung eines ordentlichen Professors? Oder will man diejenigen Studierenden, die der Sympathie mit meinen Ansichten verdächtig sind, irgendwie die Macht der Majorität spüren lassen?

Wenn schon die Rücksicht auf den Eindruck im Auslande so maßgebend sein soll, so hätte man wahrlich besser getan, durch eine solche Aktion nicht der gewiß unwahren Behauptung des „Temps“ einen Schein von Berechtigung zu geben, daß die *deutschen Universitäten* *surzeit* „geistig völlig uniformiert“ seien.

Die Münchener Neuesten Nachrichten verkünden bei dieser Gelegenheit: „Derartige schiefe und unhistorische Auffassungen . . . können durch

die akademische Freiheit nicht mehr gedeckt werden, weil sie, namentlich während des Krieges (also nicht bloß in der Kriegszeit!!), das Ansehen des Vaterlandes im Inland und Ausland gefährden.“ Ob die Anreger der gegen mich gerichteten akademischen Aktion nicht einen Schrecken vor dieser Interpretation der Lehrfreiheit bekommen, die doch genau so dehnbar ist wie der Begriff des „groben Unfugs“ oder der „Verächtlichmachung staatlicher Einrichtungen“? Und mit solchen Auslegungen der Lehrfreiheit will man die Behauptungen des Auslandes von der Knechtung der deutschen Seele durch die Staatsgedanken widerlegen?

Es ist gewiß zu verstehen, wenn so ausgezeichnete und von den reinsten Absichten geleitete Gelehrte, wie sie gerade die Münchener philosophische Fakultät beherbergt, durch meinen scharfen Vorstoß gegen gewisse heilig gehaltene Überzeugungen in starke Erregungen und Repressivaffekte gekommen sind. Aber gab es denn gar keine Hemmungsinstanz gegen eine Aktion, deren gänzlich unakademischer Charakter den Beteiligten wohl allmählich selbst ärgerlich zum Bewußtsein kommen wird?

Man macht mir die Veröffentlichung meines Aufsatzes in der Schweiz zum Vorwurf. Dabei wird übersehen, daß die Friedenswarte zwar in Zürich erscheint, die größte Zahl ihrer Abonnenten aber in Deutschland und Österreich hat. (Gerade mit Erscheinen der betreffenden Januar-Nummer hat dann die allgemeine Beschlagnahme eingesetzt.) Mein Aufsatz — der übrigens auch in einer norddeutschen Tageszeitung abgedruckt

wurde — wäre z. B. als Beitrag der „Süddeutschen Monatshefte“ weit mehr im ganzen *Ausland* bekannt geworden, als es durch den Abdruck in der Friedenswarte geschehen ist.

Das „Erscheinen jenseits der Reichsgrenzen“ hat also für die Verbreitung eines Artikels im Auslande keine entscheidende Bedeutung.

Die ganze Hetze hat ihren Ausgangspunkt in der Berliner Zentrale des *evangelischen Bundes*, die unablässig am Burgfrieden rüttelt und der es schon lange auf die Nerven fiel, daß ich eine gerechte Würdigung des Kulturbesitzes unserer katholischen Mitbürger als ein Gebot wirklich nationaler Gesinnung bezeichnet hatte — genau so, wie ich das gleiche auch von der Gegenseite verlangt habe. In jener Zentrale ist ein Flugblatt hergestellt worden, in dem mit anerkennenswerter Geschicklichkeit der wahre Sinn meiner Aufsätze durch Herausreißen einzelner Sätze und Wendungen geradezu entstellt worden ist. Diese Nummer der Deutsch-evangelischen Korrespondenz wurde in alle Welt versandt; eines Morgens war halb München im Besitz dieses Hetzblattes, das mich dem Generalkommando zur Behütung empfahl; man muß wohl annehmen, daß ein besonderer deutsch-evangelischer Flieger nachts den ganzen Vorrat über der schlummernden Stadt entleert hatte. Dieses Flugblatt erregte nicht nur die Kollegen, sondern es drangen auch einige Demonstranten in meinen etwa 100 Köpfe zählenden Hörsaal, dessen Hörer sich jedoch wie ein Mann durch minutenlanges Klat-schen und Trampeln gegen die Eindringlinge erhoben, die dann abzogen.

Dieser Sachverhalt ist durch von München an die deutsche Presse abgesandte Berichte derart auf den Kopf gestellt und durch abenteuerliche Erfindungen ausgeschmückt worden, daß ich auf diesem Wege an die *Ethik der deutschen Presse* appelliere, sie möge von dieser meiner Richtigstellung und Rechtfertigung Notiz nehmen — im Unterlassungsfalle müßte ich den betreffenden Redaktionen sagen: „Ihr habt kein Recht, euch über die Lügenpresse des Auslandes zu entrüsten!“

Prinzipiell sei noch folgendes bemerkt: Es scheint weiten Kreisen des deutschen Volkes, und ganz besonders vielen Vertretern des Gelehrtentums, noch nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein, daß die große Parole für den wahren Patrioten heute lautet: „Umlernen!“, und daß die gegenwärtige Weltnot in eine Phase getreten ist, wo alles andere am Platze ist, als *ängstliches und reisbares Anklammern an liebgewordene Überlieferungen*. Die Überlieferungen *aller* Nationen sind mit Blut und Schuld schwer befleckt, und der gegenwärtige Weltkrieg ist die „Summa“ des langmütigen Weltgerichts über das furchtbare Treiben der bisherigen europäischen „Historie“. Darum hinweg mit allem unfreien Götzendienst gegenüber der politischen Vergangenheit — *streckt euch mutig „nach vornen“, wenn ihr Europa aus diesem furchtbaren Blutbade erretten wollt!* Wir haben jetzt nicht mehr bloß Krieg zu führen, dieses Gebot ist nicht das einzige Gebot der Stunde, dem alle Seelen sich unterwerfen müssen — nein, wir hinter der Front, wir haben jetzt die heilige Pflicht, alles zu tun, daß die *Atmo-*

sphäre geschaffen werde, in der allein die Entspannung der Leidenschaften kommen und die Stimme der Vernunft sich Gehör verschaffen kann. Dieses geschieht gewiß nicht durch Rufen nach Frieden um jeden Preis. Davon ist auch das deutsche Volk mit Recht himmelweit entfernt. Worauf es ankommt, das ist zunächst nur eine *neue Tonart*: In allen Ländern müssen sich immer lauter Männer vernehmbar machen, die es offen aussprechen, daß ein Ausweg aus dieser Hölle von Wut und Starrsinn gar nicht möglich ist, wenn wir uns nicht alle entschlossen von dem alten Geist des Völkerverkehrs abwenden, unseren Anteil an dessen Sünden offen und ehrlich bekennen und zunächst einmal in innerster Seele ein *neues Europa* lieben und ausdenken lernen. Nur durch diese *innere Umkehr und die dementsprechende Tonart*, nicht aber durch ein bloßes allgemeines Friedensangebot, komme es von hüben oder von drüben, können die ruhigen Elemente in allen Ländern an das Werk gerufen werden. Deutschlands große Überlieferungen verpflichten uns, in dieser Richtung die Hegemonie zu ergreifen. Ohne allseitigen „*Abbau*“ in der *Völkerverhetzung und in der eitlen und gottlosen Selbstgerechtigkeit* wird kein Friede kommen, sondern die Völker werden sich bis zum Verbluten zerfleischen, so wie es ein Japaner gesagt hat: „Lasset uns ruhig abwarten, bis Europa sein Harakiri vollzogen haben wird.“ Sollten aber zwei Jahrtausende europäischer Gesittung wirklich nicht verhindern können, daß wir Europäer samt und sonders mit blöden, hilflosen Gesichtern in den Abgrund fahren,

wobei noch jeder einzelne einen Lobgesang auf seine herrliche Vergangenheit und seine schneeweiße Unschuld anstimmt?

In einer leitenden englischen Zeitschrift (*Hibbert Journal*) wurde neu-lich eine deutsche Broschüre besprochen, die sich gegen die Völkerverhetzung wendet. Der Rezensent (Prof. L. Dickinson-Cambridge) schrieb: „Man sieht, es ist keine Nation von Barbaren, in der solche Stimmen laut werden.“ Nun also! Lasset uns mitten im Tumult der Verhetzung das Unsere tun, damit endlich die *europäische Stimme* auf allen Seiten triumphiere und die Zeit komme, wo „die Rachegöttinnen fern abdonnernd die Tore der Hölle hinter sich zuschlagen!“ —

In der Deutschen Tageszeitung wurde in einer, offenbar von einem Münchner Kollegen des Professors Förster herrührenden, aber anonymen Zuschrift dazu bemerkt, daß Lehrfreiheit nicht gleichbedeutend sei mit *Narrenfreiheit*...

„REALPOLITIKER.“

I.

Aus einem Leitartikel der *Evening Standard and St. James Gazette* vom 31. Mai:

„Es ist kein Zufall, wenn in allen Ländern — England eingeschlossen — Friedensgerüchte umlaufen. Die treibende Kraft ist Deutschland, welches durch eine eigens für diesen Zweck geschaffene Organisation unter Neutralen und Kriegführenden drei Gedanken zu verbreiten sucht, nämlich:

1. daß die Verbandsmächte unmöglich gewinnen können;
2. daß ein baldiger Friedensschluß für sie und die europäische Zivilisation die einzig mögliche Rettung ist;
3. daß ein als siegreich anerkanntes Deutschland mit sich reden lassen wird.

Inzwischen setzen die Deutschen und ihre Verbündeten auf mehreren Fronten ihre wütenden Angriffe fort. Sollten diese von Erfolg gekrönt sein, so würde damit die Schaffung einer dem Frieden günstigen Stimmung außerordentlich gefördert werden. Man könnte dann auch den Appell an das Gefühl fallen lassen und die allen empfindsamen Seelen eigene erbärmliche Feigheit für seine Zwecke ausnutzen. Andererseits fände man im Falle eines Fehlschlages einen gut vorbereiteten Boden vor, um Uneinigkeit zwischen die Verbandsmächte zu säen und Neutrale zu bestechen.

Es gibt unter uns zwei Sorten von Menschen, welche wissentlich oder in aller Harmlosigkeit der deutschen Propaganda zum Opfer fallen. Die einen sind *Narren* oder ihnen verwandte *Gefühlsmenschen*; die anderen *kosmopolitische Händler* und *Geldmenschen*, welche wieder Geld verdienen wollen und ihr Geld zu hohen Zinsen ausleihen möchten. Der Einfluß der letzten Klasse ist ein, wenn auch großer, so doch begrenzter. Um so tiefergehend ist aber leider der Einfluß der Gefühlsmenschen, und zwar nicht so sehr durch das, was sie im Parlament und durch die Presse verbreiten, als durch das Unheil, das sie durch Briefe, Gerede an ihren Arbeits-

stätten und dergleichen anrichten und wodurch wohl die auf einen unglücklichen Frieden gerichteten Bestrebungen ihren unheilvollen Ausdruck finden.

Daß diese Propaganda im Lande geduldet wird, ist unverständlich. Die Erfahrungen, die wir mit den irischen Sinn Feiners gemacht haben, sollten uns mißtrauisch gegen unsere eigenen Sinn Feiners machen, deren Waffen dadurch, daß es die Waffen von Feiglingen sind, nicht weniger tödlich werden. In keinem Lande der Welt würde einer Gesellschaft wie der „Brüderschaft der Wehrpflichtgegner“ oder der „Vereinigung für demokratische Kontrolle“ von der Regierung erlaubt werden, ihre zerstörende Tätigkeit auszuüben.

Wir fordern von der Regierung eine scharfe Stellungnahme diesen Bestrebungen gegenüber, und von den Mitgliedern des Parlaments und den nicht im Kriegsdienst tätigen Behörden verlangen wir, daß sie das ihrige zur Aufklärung des Volkes tun und die deutsche Mär von einem hoffnungslosen Remis richtigstellen.

Wir befinden uns am Vorabend der großen Anstrengung der Verbündeten, die, wie wir hoffen, mit Erfolg gekrönt sein wird. Darum ist vor dem Endsiege *alles Friedensgerede ein Verrat am Vaterlande*, der als solcher gebrandmarkt werden muß, in welcher Verkleidung er sich auch zeigen möge.“

II.

Hauptartikel des Grafen Reventlow in der Deutschen Tageszeitung, am 14. Juni, Morgenblatt, überschrieben: Von moralischen Schuldkontos. (Die

kursiv gedruckten Stellen sind in der Deutschen Tageszeitung gesperrt.)

„In der Kölnischen Zeitung beschäftigt sich, wie heute morgen im telegraphischen Auszuge mitgeteilt wurde, der Leiter des Wiener Fremdenblattes mit Rußlands Schuldkonto. Kurz vorher war in der Deutschen Tageszeitung in einer Skizzierung der drei Tage, welche dem Befehle zur deutschen Mobilmachung vorausgegangen sind, ebenfalls die Rede von den russischen Vorbereitungen und von der Mobilmachungsorder. So dankenswert uns der neue österreichische Beitrag auch scheint, so vermögen wir die Bemerkung doch nicht zu unterdrücken, daß es zu einer irreführenden und in ihren Wirkungen nachteiligen Verschiebung und Verdunkelung wichtiger Gesichtspunkte führen muß, wenn jetzt nach zweijähriger Kriegsführung immer wieder die ‚Schuldfrage‘ in den Vordergrund gestellt wird. Wie die Lage und eine Fülle unanfechtbarer Angaben erweisen, und zwar ein für alle Male, liegt die sogenannte Schuldfrage fest. Ihre Erörterung hatte im Anfange des Krieges eine gewisse Berechtigung, weil immerhin die Möglichkeit bestand, neutrale Mächte aufzuklären und dadurch einen Einfluß auf ihre Stellungnahme zu gewinnen. Wie gesagt, die Möglichkeit bestand, aber tatsächlich sind die deutschen Erwartungen durchweg getäuscht worden, denn gerade bei denjenigen Mächten, an deren Aufklärung es der deutschen Regierung besonders lag, hat die Lüge unserer Feinde auf der ganzen Linie und dauernd gesiegt. Das Sprichwort von den kurzen Beinen der Lüge ist Lügen

gestraft worden; ein Beweis übrigens auch dafür, daß diese Völker und ihre Regierenden an der Wahrheit kein Interesse hatten, sondern diejenige Version annahmen, welche in der Linie ihrer Neigung und Politik lag. Mittlerweile sind viele Monate ins Land gegangen und es ist schon lange nicht mehr einzusehen, was für einen positiven Zweck noch die Beteuerungen und Beweise der Unschuld Deutschlands am Kriege haben sollten. Wer es glauben und wissen wollte, der glaubt und weiß es längst, während die übrigen sich in ihrer gegenteiligen Meinung durch Schwüre und Belege nicht irremachen lassen. Auf der anderen Seite aber steht die unseres Erachtens *nicht unbedenkliche* Wirkung, daß innerhalb der deutschen Bevölkerung durch fortwährende Wiederholung der Unschuldsbeteuerungen unbewußt die Überzeugung groß werde, *damit werde irgend etwas Wirkliches gewonnen oder irgendein für die Zukunft drohendes Übel beseitigt*. Ein solcher Irrglaube wäre schon deshalb schädlich, weil er die Aufmerksamkeit *und das in Deutschland leider so spärliche realpolitische Interesse ablenken und schwächen würde, um eines moralischen Phantoms willen*. Friedensschlüsse und die Friedensbedingungen sind noch niemals deshalb andere geworden, weil das eine Volk das andere und das andere das eine mit Schuld- und Unschuldbeweisen überhäufte. Wohl aber ist es von größter Wirkung auf den Verlauf der Kriege gewesen, welches von kriegführenden Völkern seinem Gegner oder seinen Gegnern gegenüber den Wert des Momentes der Zeit, mithin

der Schnelligkeit des Handelns schon in den ersten Anfängen erkannte und verwirklichte. Man denke nur an die Kriege Friedrichs des Großen. Der Siebenjährige Krieg war ein Verteidigungskrieg im höchsten Sinne des Begriffes für Friedrich, und er begriff, daß er, um ihm gewachsen zu sein, zuvorkommen müsse. Deswegen blieb es doch ein Verteidigungskrieg. Es ließen sich aus den letzten zwei Jahrtausenden zahlreiche Beispiele hierfür anführen, für die Bedeutung entschlossener Zeitausnutzung und ebenso entschlossener Ausnutzung aller Waffen im Kriege. Die russische Politik ging im Einklange mit der militärischen Leitung von jenem Gesichtspunkte aus. Schon lange vor dem Befehl zur Mobilisierung wurde im ganzen russischen Reiche mobil gemacht, ja man kann die Probemobilmachungen während der Balkankriege schon als Vorspiel der Mobilmachung von 1914 in gewissem Sinne ansehen. Hätte der Zar aber den formellen Mobilmachungsbefehl einige Tage später gegeben, als er es getan hat, oder wäre der deutsche Mobilmachungsbefehl drei Tage früher erfolgt, *so würde doch 'Rußlands Schuldkonto' genau das gleiche gewesen sein, nämlich ein in keiner Weise provozierter Angriff auf die Mittelmächte. Und Deutschland wäre auch bei früher erfolgter Mobilisierung genau in demselben Maße der Angegriffene gewesen.*

Selbstverständlich liegt es uns fern, derartigen Forschungen, wie sie der Leiter des Wiener Fremdenblattes anstellt, einen gewissen Reiz abzusprechen; im Gegenteil, dieser Reiz ist entschieden vorhanden. Aus den ange-

deuteten Gründen aber erscheint es uns *politisch* bedenklich, gerade angesichts der deutschen Neigung zu allgemeinen moralischen Betrachtungen und dazu die Politik mit ihren Motiven und treibenden Kräften und Entwicklungen unter den moralischen Gesichtspunkt zu stellen. Eine solche Betrachtungsweise wird durch alle Erfahrung ad absurdum geführt. Ganz ungreiflich vollends ist die gelegentlich laut gewordene Betrachtung, daß Deutschlands Handlungsweise und Art des Vorgehens vor und in diesem Kriege besonders für eine spätere *Geschichte* wichtig sei und deshalb unter diese Rücksicht beeinflußt werden müsse. Wie kein einzelner Mensch, so kann und darf noch viel weniger ein Volk etwas tun oder lassen, *in der Hoffnung, daß dann später dieses oder jenes von ihm geschrieben werde; am allerwenigsten aber vor und in einem Kriege, der über Sein oder Nichtsein entscheidet. Die Geschichte ist etwas vollkommen Sekundäres und dazu da, um die Vergangenheit zu verstehen.* Die Konsequenz aus der obigen Auffassung würde sein, daß der einzelne und ein Volk für die Garantie einer anerkennenden Grabschrift sich derart moralisch benehmen, daß unmoralische Gegner sie ums Leben brächten. — Für ein Volk — der einzelne kann unter Umständen mit sich machen was er will — heißt es: *sein Leben und seine Zukunft sichern*, und den kommenden Generationen überlassen, was sie an Geschichte zu schreiben für richtig halten. Was ferner die Geschichtschreibung anderer Völker von unserm Volke später sagen sollte: *wir wüßten nichts, was dem deutschen*

Volke gleichgültiger sein könnte, wenn es nun stark genug ist.“

„VERGELTUNGS- MASSNAHMEN.“

Die *Norddeutsche Allgemeine Zeitung* schreibt unter der Überschrift *Deutsche und französische Justiz*: Zwei in Deutschland kriegsgefangene Offiziere, Leutnant *Descassé* und Leutnant *Hervé*, wurden vor kurzem wegen Gehorsamsverweigerung kriegsgerichtlich zu 1 und 1½ Jahren Festungsgefängnis verurteilt. Sie hatten sich geweigert, dem Befehl, zum Appell anzutreten, Folge zu leisten, indem sie Krankheit vorschützten. Dem deutschen Vorgesetzten, der sie zum Appell abholen sollte, leisteten sie tätlichen Widerstand, Leutnant *Hervé* ließ sich außerdem zu Schimpfworten hinreißen. Das Urteil wurde durch das Kriegsgericht gesprochen und nach eingelegter Berufung durch das Oberkriegsgericht bestätigt. Trotzdem es sich hier also um ein rechtsgültiges gerichtliches Urteil handelte, ließ die französische Regierung, ohne daß sie den Versuch machte, die Rechtskraft des Urteils zu prüfen oder irgendwie anzufechten, als Vergeltungsmaßregel *zwei* kriegsgefangene deutsche Offiziere in Festungshaft überführen. Die deutsche Regierung ist durch diese französische Willkürmaßregel zu einer Gegenmaßnahme gezwungen worden. Für *jeden der beiden* deutschen Offiziere wurden *drei* französische Offiziere in ein deutsches Festungsgefängnis übergeführt, in dem sie so lange verbleiben werden, bis die beiden deut-

schen Offiziere ins Offiziergefangenenlager zurückgekehrt sind.

Gleichzeitig hat die deutsche Regierung ein nicht zu rechtfertigendes Urteil, das gegen den in Frankreich kriegsgefangenen Leutnant der Reserve *Erler* ergangen ist, mit Vergeltungsmaßregeln beantwortet.

Leutnant *Erler* zündete beim Vormarsch auf Paris auf Befehl seines Vorgesetzten ein Haus an, aus dem Zivilisten (Freischärler) auf deutsche Soldaten geschossen hatten. Für diese völlig gerechtfertigte Maßregel trug nach militärischen Gesetzen nicht er die Verantwortung, sondern ausschließlich der Vorgesetzte, der den Befehl erteilt hatte.

In seinem Tagebuche erwähnte Leutnant *Erler* die Anzündung des Hauses. Er fiel kurz darauf schwerverwundet in französische Gefangenschaft. Der Vermerk im Tagebuch führte zu einem Gerichtsverfahren wegen Brandstiftung, das mit der Verurteilung *Erlers* zur Degradation und 20 Jahren Zuchthaus endete. Trotzdem die deutsche Regierung ein umfassendes Entlastungsmaterial für *Erler*, das seine Schuldlosigkeit außer Zweifel stellte, nach Frankreich sandte, lehnte die französische Regierung die Wiederaufnahme des Verfahrens ab, weil das Entlastungsmaterial keine neuen Tatsachen enthielte.

Leutnant *Erler* befindet sich im Militärzuchthaus zu Avignon und wird als gemeiner Sträfling behandelt. Er liegt in demselben Schlafsaal mit den anderen Zuchthäuslern und hat täglich zehn Stunden lang Matten und Körbe zu flechten. Geistige Beschäftigung ist ihm nicht gestattet.

Die deutsche Heeresverwaltung hat dafür zehn französische Offiziere in Militärstrafanstalten übergeführt, in denen sie unter gleicher Behandlung, wie sie dem Leutnant der Reserve Erler zuteil wird, verbleiben, bis dieser Offizier in ein Offiziersgefangenenlager verbracht ist.

Da Deutschland etwa die dreifache Anzahl an kriegsgefangenen französischen Offizieren hat wie umgekehrt Frankreich, kann man hier etwaigen weiteren französischen Repressalien ruhigen Blutes entgegensehen.

MENSCHENSTIMME.

In der *Victoire*, wo Gustave Hervé den Ausdruck menschlicher Gefühle für die Zeit nach dem Gelingen der grossen Offensive vertagt hat, erhebt sich trotzdem die Stimme des Paul Hyacinthe Loyson:

„Nein, nicht für einen einzigen Augenblick geben wir zu — wir haben nicht das Recht, es zuzugeben — wir

weisen es ab wie ein Verbrechen gegen den Geist — mit dem ganzen Zorn unseres Gewissens, das nötigenfalls stärker ist als unsere Vernunft, verwerfen wir jene Prophezeiung von den „höllischen Kriegen“, die in Ewigkeit, inmitten eines mörderischen Universums, durch die halluzinierten Jahrhunderte sich wälzen sollten. Eher das Nichts, als diese Verruchtheit! Eher mit unseren eigenen Händen unsere kleinen Kinder in ihren Wiegen erdrosseln, als sie für die Orgie von Mördern großziehen!

Nein, wir werden die Blasphemie nicht erlauben, daß der Krieg ein Ideal sei...

Nein, wir sprechen den Krieg nicht frei, weil er soviel Heldenhaftes hervorbringt, denn er bringt noch mehr Verbrechen hervor, und wer diese Dinge ein einziges Mal gesehen hat, behält für sein Leben beschmutzte Augen und errötet vor Scham, wenn er sie zum Himmel hebt.

Aber muß man es noch laut hinaus schreien, damit die Steine selbst es hören?“

Verantwortlich René Schickelse.

Für Öster.-Ungarn: Hugo Heller, Wien I, Bauernmarkt 3. — Im Verlag von Rascher & Cie.
Zürich I und Leipzig, Talstrasse 15. — Druck von Benteli A.-G., Bümpliz (Bern).

Arthur Segall:
SECHS HOLZSCHNITTE













Heinrich Mann:
MADAME LEGROS
DRAMA IN DREI AKTEN

PERSONEN:

Madame Legros	Der Abbé de Zorane
Die Königin Marie Antoinette	Der Baron de Clairvaux
Die Comtesse d'Orchat	Vignon
Die alte Marquise de Sarclé	Ein Akademiker
Eine Verwandte des Ehepaares Legros	Ein Offizier
Madame Touche	Ein Türhüter
Fanchon	Nachbarn und Nachbarinnen des
Madame Crozet	Ehepaares Legros
Legros	Volk
Der junge Chevalier d'Angelot	Soldaten

Paris 1789

ERSTER AKT.

Die größere Hälfte der Bühne wird von dem Laden des Ehepaares Legros eingenommen. Er ist nach der Seite offen und hat Auslagen von Weißwaren, auch auf der engen Gasse, die zwischen hohen alten Häusern (das schönste ist der Gasthof zum „Weißem Pferd“) nach dem Hintergrund verläuft. Dort öffnet sich der Platz der Bastille, einer ihrer Türme bildet den Abschluß. Man sieht nur sein unteres Stockwerk.

•

ERSTE SZENE.

Madame Legros. Die Verwandte.

Verwandte: Das Häubchen ist hübsch. Der Herr Graf von Coutras hat richtig gewählt: es wird dem Fräulein Palmyre gut stehen. Finden Sie nicht, Madame Legros?

Madame Legros (an der Kasse, schreibend): Der Herr Graf hat gewählt, was ihm passend schien.

Verwandte: O nein, sondern ich selbst habe es ausgesucht und es dem Herrn Grafen aufgenötigt. Der Herr Graf würde dieses andere hier genommen haben, aber es ist nicht schön genug für Fräulein Palmyre. Ich bin ihre gute Freundin.

Madame Legros: Ich denke, du bist bei uns im Dienst und wirst schon darum einem Kunden die bessere Ware empfehlen.

Verwandte: Nun ja ... Ich könnte das Häubchen gleich hintragen.

Madame Legros: Du weißt, daß ich noch die Schleifen daranzunähen habe.

Verwandte: Das kann auch ich tun.

Madame Legros: Bildest du dir ein, man würde den Unterschied nicht sehen?

Verwandte: Ich habe doch auch schon Geschmack erlernt, seit ich in Paris bin. Ich bin keine Bäuerin. Herr Legros ist mein Vetter, er wird mir erlauben, was ich will.

Madame Legros: Die Schachtel mit den Strümpfen ist nicht fortgeräumt, und ein so teures Jabot treibt sich am Boden umher; das Fräulein aber hat keinen andern Gedanken, als zu einem Ballettmädchen zu laufen und wieder den ganzen Abend hinter den Kulissen nach galanten Herren auszuschaun.

Verwandte: Ich brauche nicht erst auszuschaun. Sie, Madame Legros, gönnen niemandem ein Vergnügen. Sie denken nur an sich.

Madame Legros: Ich denke an das Interesse des Herrn Legros. Dafür bin ich seine Frau.

*

ZWEITE SZENE.

Die Vorigen. Legros.

Legros: Guten Tag.

Madame Legros: Guten Tag, lieber Mann. Wie geht es in der Werkstätte? Bist du zufrieden mit deinem neuen Gesellen?

Legros: Er ist ein tüchtiger Mensch. Aber darum handelt es sich jetzt nicht.

Madame Legros: Ich sehe dir an, daß du Ärger gehabt hast.

Legros: Meister Ambroise war da wegen der Bezahlung der Wolle.

Madame Legros: Es ist noch nicht der Zahltag.

Legros: Meister Ambroise brauchte das Geld. Seine Frau ist schon lange krank. Er hat Schwierigkeiten.

Madame Legros: Du hast es ihm gegeben?

Legros: Freilich haben auch wir es schwer — wie alle Welt jetzt. Aber ich sagte mir, man muß einander helfen.

Madame Legros: Was du tust, ist recht, lieber Mann.

Legros: Obwohl: — wer wird eines Tages uns helfen?

Madame Legros: O! dahin wird es nicht kommen. Und wenn du heute Geld ausgegeben hast, so haben wir hier es wieder eingenommen. Der Herr Graf von Coutras hat unser schönstes Spitzenhäubchen gekauft, das für vierhundert Pfund.

Verwandte: Ich habe es ihm aufgeschwatz!t!

Legros: Vielleicht hast du es ihm aufgeschwatz!t. Madame Legros aber hat es angefertigt. Das ist noch mehr wert.

Madame Legros: Aber Lob verdient doch nur sie: ich nicht, denn du bist ja mein Mann.

Legros: Das ist wahr.

Madame Legros: Nun haben wir bald keine Spitzen mehr. Wann werden endlich die aus Alençon kommen?

Legros (befangen): Das frage auch ich mich. Kann sein, daß sie schon da sind und beim Stadtzoll liegen. Dabei fällt mir ein, daß dein Vetter, der Zollbeamte, uns lange nicht besucht hat . . . Was tust du da?

Madame Legros: Ich muß an das Häubchen des Fräuleins Palmyre noch die Schleifen nähen.

Legros: Tue das später. Jetzt solltest du zu deinem Vetter auf das Zollamt gehen und ihn für Sonntag zum Mittagessen laden.

Madame Legros: Gleich jetzt?

Legros: Ich schulde ihm die Höflichkeit.

Madame Legros: Kann nicht Lisette gehen?

Legros: Das wäre nicht höflich genug.

Madame Legros: Ich tue, was du befehlst, lieber Mann.
(Sie macht sich zum Ausgehen fertig.)

Legros: Und sage deinem Vetter, daß wir eine fette Gans haben werden! . . Und sei zurück zum Essen!

Madame Legros: Niemand soll es dir bereiten, als nur ich. Es ist weit, aber ich werde eilen. (Ab.)



DRITTE SZENE.

Legros. Die Verwandte.

Legros: Bring mir die Leiter her! . . Nun? Ich glaube gar, man weint?

Verwandte: Es wäre nicht zu verwundern. Ich habe das teuerste Häubchen verkauft, — und wie werde ich belohnt? Ich darf nicht einmal meine Freundin besuchen.

Legros (tröstend): Madame Legros ist sonst nicht hart. Warum verbietet sie dir ein harmloses Vergnügen?

Verwandte: Und sie verbietet es mir in Ihrem Namen!

Legros: Sie glaubt wohl recht zu tun.

Verwandte: Aber wollen denn auch Sie, Herr Legros, ein Mädchen nur langweilige Pflichten lehren?

Legros: Was soll ich dich sonst lehren?

Verwandte: Wenn Sie es nicht wissen . . . Ich hätte gewünscht, daß ein ernsthafter Mann sich meiner annimmt. Aber auch bei

meiner Freundin kann ich manches lernen. Es ist Fräulein Palmyre vom Opernballett.

Legros: Das ist eine Freundschaft, die ich nicht billige.

Verwandte: Warum denn nicht? Fräulein Palmyre ist aus unserem Dorf. Sie mag mich leiden, ich kann Zofe bei ihr werden.

Legros: Zofe bei einem Mädchen ohne Herkunft?

Verwandte: Der Herr Graf von Coutras schützt sie. Schon jetzt ist sie reich.

Legros: Und auch du möchtest es wohl auf diesem Wege werden. Man kennt das. Man wird achtgeben müssen auf dich. Madame Legros hatte recht, als sie dich nicht fortließ.

Verwandte: Statt dessen ist sie selbst fort: zu dem Zollbeamten, ihrem Vetter.

Legros: Was soll das! Hüte dich!

Verwandte: O! Wie Sie jetzt böse sind. Noch soeben waren Sie so lieb mit mir, daß Madame Legros es nicht hätte sehen dürfen.

Legros: Ich weiß, was ich Madame Legros schulde: einer Frau, so treu und unschuldig.

Verwandte: Weniger unschuldig als Sie.

Legros: Und von einer Gradheit, an der du dir ein Beispiel nehmen solltest.

Verwandte: Aus Gradheit tut sie wohl, als wüßte sie gar nicht, warum sie auf das Zollamt geht.

Legros: Sie geht, weil ich es ihr befehle. Du aber bring mir die Leiter her.

Verwandte: Einen Augenblick. Madame Legros versteht so gut wie wir beide, daß sie die Spitzen von Alençon zollfrei in die Stadt schaffen soll, ihrem Vetter wird sie dafür eine fette Gans anbieten; und wer weiß, ob nicht noch etwas.

Legros: Was sagst du da? Ich werfe dich hinaus!

Verwandte: Dann gehe ich geradeswegs zu Fräulein Palmyre.

Legros: Ah! Dort lernst du solche Dinge. Madame Legros denkt an Arges so wenig wie ich selbst. Ihr Vetter sieht sie gern; er ist ihr Pate, und wer beim Zoll keinen Freund hat, zahlt, bis er ruiniert ist.

Verwandte: Ich habe es nicht böse gemeint. Aber glauben Sie mir, Herr Legros, die Frauen sind einander wert. (Nahe bei ihm:) Kein Mann braucht sich ihretwegen Bedenken zu machen.

Legros: Spitzbübinnen wie du, gibt es gleichwohl nicht viele.

Verwandte: Fort, Madame Legros kommt.

*

VIERTE SZENE.

Die Vorigen. Madame Legros.

Madame Legros kehrt zurück, nachdem sie, Nachbarn begrüßend, die Gasse entlang bis unter den Turm gegangen ist und dort etwas vom Boden gehoben hat. Sie hält ein Papier, liest, sieht sich ängstlich um, scheint nicht zu begreifen. Sie tritt achtlos auf die Schwelle, ist entsetzt, da die andern sie sehen, und versteckt das Papier.

Legros: Man hat wohl Geheimnisse?

Madame Legros: Ich kann nichts dafür. Plötzlich hielt ich es in der Hand. Ach . . .

Legros (entreißt ihr das Papier).

Verwandte (neugierig herbei).

Madame Legros (verbirgt ihr Gesicht).

Legros: Was ist das? Wer hat es dir gegeben?

Madame Legros: Es fiel vom Turm.

Legros: Von welchem Turm?

Madame Legros: Von der Bastille.

Legros: Vorhin sagtest du, jemand habe es dir zugesteckt.

Madame Legros: Es ist so ungeheuerlich, dass ich mich mitschuldig fühlte, als ich es las.

Legros: Du?

Madame Legros: Alle Menschen sind mitschuldig.

Legros: Ein Narr hat es geschrieben. Und du verlierst deine Zeit daran.

Madame Legros: Ein Narr? Ein Mensch, der seit drei- undvierzig Jahren unschuldig im Turm sitzt.

Legros: Ein Spaßvogel. Vielleicht Ärgeres. Es gibt Leute, die Unzufriedenheit mit dem König und seiner Regierung säen möchten. So einer hat den Wisch in die Luft geworfen.

Madame Legros: Ich sah ihn herabflattern. Ich erhob den Blick: auf dem Turm, ganz droben auf der Plattform, war ein Mensch, der winkte. Eine Sekunde — und bevor ich recht gesehen hatte, riß ein Soldat ihn zurück.

Verwandte (liest stotternd den Brief): O Vorübergehender! Wer du auch seiest, ein Unschuldiger ruft dich an. Unter der vorigen Herrschaft, zur Zeit Seiner Majestät unseres gnädigsten Königs Ludwig, ward ich in die Bastille geworfen, wegen eines unartigen Versuches, die Aufmerksamkeit der Frau Marquise von Pompadour auf mich zu lenken, und seit dreiundvierzig Jahren hat man mich hier vergessen. Nicht einmal meine Wächter wissen mehr, wer ich bin. O Freund, dem der Wind oder Gottes Atem dieses Blatt vor die Füße weht, sag du es den Menschen! Sag ihnen, was keiner mehr weiß, so viele geboren werden und sterben: ich heiße Latude und bin ein Unschuldiger, der leidet! (Ergriffenes Schweigen.)

Madame Legros (hat sich abgewandt, seufzt schwer).

Verwandte: Das ist grauenvoll . . . Und so wunderbar, als ob es der Herr Pfarrer erzählt hätte.

Legros (peinlich berührt): Es ist ein armer Mensch. Aber mit solchen Dingen befaßt man sich nicht. Es wäre unklug. Wir werden zu niemandem davon reden.

Madame Legros: Es ist wahr: wie soll man es den Leuten sagen. Niemand wird uns glauben. Man wird uns eine abscheuliche Erfindung zuschreiben und uns für schlecht ansehen.

Legros: Man wird uns vor allem für dumm ansehen.

Madame Legros: Was also tun.

Legros: Bei Gott! Es für uns behalten!

Madame Legros: Wie?

Verwandte: Ich sage es allen! Wird man neugierig sein! Ich gehe in die Bastille und frage den Soldaten Colas, den ich kenne, ob er von solchem Gefangenen weiß.

Legros: Du wirst deine Zunge hüten, oder du lernst mich kennen.

Madame Legros: Was heißt das?

Legros: Es heißt, daß du den Wisch da verbrennen wirst. Und ohne Federlesen! Wir sind anständige Leute, mit den Angelegenheiten von Staatsverbrechern haben wir nichts zu tun.

Madame Legros: Aber es ist ein Unschuldiger!

Legros: Das sagt er. Der selige König wird gewußt haben, warum er ihn in den Turm gesetzt hat.

Madame Legros: Der König ist tot. Das alles ist so lange her. Wo sind die, denen Latude geschadet hat, wenn er denn jemandem geschadet hat . . . Ach! was soll das. Ihr habt gehört, was er sagt, dieser Mensch. Ihr habt die Wahrheit gehört wie ich. Ihr habt keine anderen Ohren als ich. Alle Menschen verstehen das.

Legros: Da du Ohren hast, so höre gefälligst. Ich bin dein Mann, und ich befehle dir, den Mund zu halten.

Madame Legros (beugt sich): Du bist mein Mann . . . Aber du bist gut. Willst du mich etwa prüfen? Als wir kürzlich verheiratet waren und du mich noch nicht kanntest, da unterließest du einst mit Absicht, den Verkauf einer Haube ins Buch einzuschreiben, und gingst fort, um zu sehen, ob ich das Geld nehmen würde. Aber hast du es denn heute noch nötig, dich zu überzeugen, daß ich ehrlich bin? (Sie schmiegt sich an ihn.)

Legros: Du bist eine brave Frau. Du hast immer für den Nutzen deines Mannes gearbeitet. Daher weißt du auch ganz gut, wie wir jetzt uns verhalten müssen.

Madame Legros (schmeichelnd): Ehrlich bleiben, wie ich es damals geblieben bin. Nicht mitschuldig werden am Unrecht, das geschieht. Was sage ich: schuldiger als alle, die nicht darum wissen. (Überredend:) Man wird dich rühmen, lieber Mann. Man wird dich hoch ehren. Denn jeder ehrliche Mann hätte es auch getan.

Legros: Man könnte wirklich glauben, daß den Frauen der Verstand nie fertig wächst. Wenn du einem Vorübergehenden sagst, daß er falsches Geld gemacht hat: meinst du, er

wird dir um den Hals fallen und dir danken? Wir aber sollen nun denen, die die Macht haben uns selbst einzusperren, mit der Behauptung kommen, sie hielten einen falschen Gefangenen fest. Wer dich hört, hält uns für toll.

Madame Legros (beschwörend): Mann! Es handelt sich um einen Menschen!

Legros: Ganz abgesehen davon, daß niemand mehr sich in unseren Laden getrauen wird, aus Furcht vor der Bastille, der wir uns so leichtfertig aussetzen. Läßt man uns auch ungeschoren, so sind wir dennoch ruiniert.

Madame Legros: Und wenn wir schweigen, wird das Brot, das wir essen, ein unehrliches Brot sein.

Legros: Hüte dich, Frau! Ich bin ein Bürger von Paris. Ich esse mein Brot in Ehren.

Madame Legros: Du hast es immer getan. Künftig aber wirst du es nicht mehr tun. Sieh dort hinten den Turm: ein Mensch sitzt darin, der schuldlos leidet — seit so langer Zeit schon, daß niemand mehr sich daran erinnert. Dort ist der Platz mit den vielen Menschen! Die Eltern all dieser sind auch schon über den Platz geeilt, und auch damals schon lag jener eine an seiner Kette. Wenn nun ihre Kinder groß sein und dort lustwandeln werden: wie? Soll er dann noch immer liegen und leiden? Währt das Unrecht in der Welt ewig? Jetzt verstehe ich, was man meint, wenn man den Kleinen von der Erbsünde spricht.

Legros (seufzt): Es ist wahr, die Welt ist böse, und wird es wohl immer bleiben. Den Mächtigen geht es gut, denn sie denken nicht daran, wie wir andern bedrückt sind. Du mußt die Spitzen von Alençon akzisefrei durchs Tor bringen oder wir würden den Laden sperren müssen. Unsereiner hat genug zu tun, daß er nur durchkommt zwischen all den bedrohlichen Mächten. Was dem Nachbarn geschieht, darf uns nicht kümmern. Wir müssen die Augen schließen, sonst kommt es auch an uns.

Madame Legros: Und wenn es käme! Denkst du denn, ich kann mir es wohl sein lassen, wenn gleich nebenan jemand

um Hilfe schreit? Hier in der schattigen Gasse geborgen, auf Kunden warten; die Leute abwehren, die unser Geld wollen; essen, schwatzen und endlich die Tür schließen, um mit meinem Mann schlafen zu gehen? Am Ende meiner guten, behaglichen Gasse aber klirren Ketten, und jemand schleppt sich, ein Skelett und ewig weinend, durch feuchte Keller. Du willst mich glauben machen, es sei nichts? Ich höre es doch: er schreit! (Sie hält sich die Ohren zu.)

Legros (gibt der Verwandten ein Zeichen, die Tür zu schließen).

Madame Legros: Auch durch die Tür höre ich es.

Legros: Du selbst schreist, die Leute werden aufmerksam.

Madame Legros: Sie sollen kommen! Sie sollen hören! Ich kann nicht die einzige sein, die so viel weiß!

Legros: Nochmals, ich bin dein Mann, ich kenne die Welt besser. Ein Kind brauchst du, und du wirst an die Geschichten der andern nicht mehr denken.

Madame Legros (stiller): Ein Kind. Ich hatte eins. Es ist gestorben, bevor ich es gebär.

Legros: Du sollst wieder eins haben.

Madame Legros (aufleuchtend): Ja! Es kann wieder eins kommen. Siehst du, daß nicht alles so schlimm ist, wie du sagst? Auch der Turm dort kann sich öffnen und der Mensch, der drinnen begraben ist, wieder leben.

Legros: Davon will ich nichts hören.

Madame Legros: Dann bist du verstockt: du Armer ganz allein. Die Menschen aber wollen das Gute, o, das weiß ich. Ich brauche sie nur zu rufen, zu ihnen zu sprechen, und gleich, noch in dieser Stunde, werden sie mit mir gehen und den Unschuldigen herausfordern.

Legros: Sie hat den Verstand verloren!

Madame Legros: Verzeih! Ich habe dir immer gehorcht, ohne zu fragen. Jetzt gehorche ich dir nicht mehr. (Stößt die Tür auf:) Liebe Nachbarn! Herr Vignon! Madame Touche!

Legros: Um Gott!

Die Verwandte: Das ist spaßhaft!

•

FÜNFTE SZENE.

Die Vorigen. Vignon. Madame Touche. Fanchon. Nachbarn
und Nachbarinnen.

Madame Legros: Ein Unrecht ist geschehen. Ihr sollt es wissen.

Vignon: Sie wünschen, Madame Legros?

Madame Legros: In der Bastille sitzt ein Unschuldiger.

Ein Nachbar: Nur einer?

Madame Touche: Was hat er getan?

Madame Legros: Niemand weiß es mehr, solange ist es her. Er hat mir geschrieben; wir müssen ihm helfen.

Ein junger Mann: Ich hole meine Axt.

Zwei Ältere: Komm, Nachbar! Man darf das nicht hören.

(Sie entfernen sich.)

Madame Legros: Gute Herren, Sie sind Christen.

Vignon: Ich habe Philosophie, Madame.

Madame Legros: Herr Vignon, Sie wissen, als jener Räuber Sie anfiel dort an der Ecke: Sie stießen Hilferufe aus, und die ganze Gasse stürzte herbei, Sie zu retten.

Vignon: Es ist wahr, aber der König ist kein Räuber.

Ein Nachbar: Der König setzt oft aus großer Güte die Schlingel in den Turm, damit die Familie von ihnen befreit ist.

Eine Frau: Der Herr von Talmont hatte nichts verbrochen, und dennoch mußte er hinein.

Eine andere: Er hatte dir den Hof gemacht. Seinem Herrn Vater gefiel das nicht.

Ein anderer Nachbar: Wenn Sie nicht mehr hübsch sind, Madame, wird Ihr junger Herr wieder heraus dürfen . . . Madame Legros, so wird es auch mit dem sein, der die Unvorsichtigkeit begangen hat, Ihnen zu schreiben.

Madame Touche: Es ist ihr Liebhaber, wozu regt sie sich sonst auf.

Die Frauen (lachen).

Verwandte: Hören Sie das, Herr Legros?


~~~~~

Madame Legros: Sie irren sich, mein Herr! Sie alle irren sich! Die Frau Marquise von Pompadour war es, die ihn gefangen setzen ließ; und da sie gestorben ist, hat man ihn vergessen.

Vignon: Die Marquise von Pompadour? Man sollte alles vergessen, was sie getan hat.

Madame Legros: Man muß es doch gutmachen! Nach dreiundvierzig Jahren!

Fanchon (in Trauerkleidung): Mein Vater starb mit dreiundvierzig Jahren.

Madame Legros: Und als er geboren ward: sieh, Fanchon, da verschwand ein Mensch namens Latude — und blieb verschwunden. Das erste Mal heute spricht wieder jemand seinen Namen aus. Dein Vater ging 43 Jahre umher. Denke daran, wie oft er lachte, und wie oft er dich küßte. Jedesmal hat ein anderer dort unten im Turm gestöhnt. Sehen nun alle diese Jahre nicht anders aus?

Fanchon (schluchzt).

(Betretenes Schweigen.)

Vignon: Wenn man jederzeit daran denken wollte, wie es den andern geht, es gäbe kein Vergnügen mehr.

Eine Frau: Es muß doch Vergnügen geben.

Madame Touche: Mein Mann ist von einem Dachziegel erschlagen worden, obwohl er nichts verbochen hatte.

Eine Alte: Wer weiß. Gott tut nichts umsonst.

Madame Touche: Was sagt sie? Will die alte Kupplerin meinen Mann beleidigen? (Sie dringt auf die Alte ein.)

Die Männer (trennen die beiden).

Der junge Mann, der die Axt holen wollte (zu der Alten): Großmutter, hier sind schlechte Leute, komm fort!

Madame Legros: Warum tut ihr einander Unrecht. Wir sind schon so schuldig. Wir haben ein so großes Unrecht zugelassen. Kommt doch mit! Ihr seht ja, man muß es gutmachen.

Vignon: Madame Legros, es sei mir erlaubt, Ihnen in nachbarlicher Freundschaft zu sagen: Sie fangen an, uns zu

langweilen. Sie, eine anständige, ruhige Bürgersfrau, hetzen hier die Leute aufeinander, und warum? Wegen irgendeines Lumpen, der sein Leben lang nicht aus dem Loch herausgekommen ist.

Ein Nachbar: Was hat Madame Legros? Wir kennen sie doch. Sie ist die ernsthafteste Geschäftsfrau des Viertels.

Eine Frau: Ich sage, dahinter steckt eine Liebesgeschichte, das andere sind Erfindungen.

Frauen: Seht Legros! Der dicke Legros! Er steht dabei und läßt sie sich aus der Stirn wachsen!

Verwandte: Sind Sie ein Mann, Herr Legros? Ich werde Ihnen auch nicht mehr schön tun.

Legros (macht sich gewaltsam Platz): Madame Legros! Hast du mir jetzt Schande genug gemacht? Augenblicklich komm ins Haus!

Fanchon: Er tut ihr weh!

Frauen: Sehen Sie nicht, Herr Legros, daß Ihre Frau krank ist? Eine so brave Frau.

Legros (hält Madame Legros, die schwankt): Tatsächlich, sie muß noch krank sein. Es ist das Kind, das tot zur Welt kam. Verzeihen Sie, meine Herren!

\*

## SECHSTE SZENE.

Die Vorigen. Volk. Später Soldaten, ein Offizier.

Madame Legros (macht sich los): Laß mich, Legros! Sieh was dies für Menschen sind! Sie wissen nun, daß es einen Unschuldigen gibt, der leidet, und wollen dennoch weiterleben wie bisher: ihren Kram verkaufen und Wein trinken. Ich verachte euch! Die Welt dürfte untergehen, wenn nur eure Gasse stehen bleibt! Aber man soll sie euch zu schanden treten. Herbei, Leute, herbei!

Volk (ist vom Platz her in die Gasse gedrungen).

Die Nachbarn (werden auseinandergedrängt, sie flüchten sich in die Häuser und sperren die Tore).



~~~~~

Madame Legros (unter dem Volk): Helft mir, ich bitte euch!

Stimmen: Was gibt es? Wer schreit da!

Madame Legros: Ihr wißt nicht, es geschehen ungeheure Dinge. Eure Kinder werden euch nicht mehr lieben, wenn sie davon erfahren.

Stimmen: Was will die Frau? Sie soll auf den Prellstein steigen, damit man sie hört!

Madame Legros (geschoben, ersteigt drüben am Hause den Stein): Leute vom Volk! Aus dem Turm der Bastille ist ein Brief gefallen, von einem Menschen, der unschuldig gefangen sitzt. Ihr sollt ihn befreien!

Stimmen: Los! Das ist mal ein Spaß! . . Du hast wohl Lust, Mütterchen, dich hängen zu lassen? . . Wo ist der Brief? Lies ihn vor!

Madame Legros: Ich weiß nicht mehr wo er ist. Aber seht ihr es nicht in meinen Augen, die ihn gelesen haben, wie schrecklich er war? Da: meine armen Hände, sie haben ihn gehalten und noch zittern sie!

Stimmen: Es ist wahr, sie ist ganz aufgeregt . . Man sagt, daß in der Bastille die größten Schandtaten geschehen. Man sollte einmal nach dem Rechten sehen.

Ander e Stimmen: Wir sind arme Leute, Madame. Wenn Ihnen Unrecht geschehen ist, suchen Sie sich einen Mächtigen, der Sie beschützt!

Eine dumpfe Stimme: Ich war dabei, als damals ein wenig Lärm gemacht wurde, weil alle hungerten. Ich habe von einem Soldaten Blei in den Arm bekommen, aber kein Brot.

Madame Legros: Einige Tage hattet ihr nichts zu essen und begeht schon Gewalttaten. Dort im Turm aber sitzt ein Mensch, der nicht nur hungert. Ihn friert im Dunkeln, und länger, als die meisten von euch auf der Welt sind, hat er die menschliche Sprache nicht mehr gehört. Welche Gewalttaten sind groß genug, um das zu rächen!

Stimmen: Sie hat recht: es gibt Verbrechen, die das Volk nicht erfährt. Die Herren dort oben begehen nichts als Verbrechen! Es sind Mörder!

Eine Frau: Meiner Tochter haben die Häscher das Haar abgeschnitten und sie nach Amerika geschickt.

Eine andere (höhnisch): So eine ist deine Tochter? Nun treibt sie eben ihr Gewerbe bei den Wilden!

Ein Individuum (das von der Auslage der Legros etwas wegstiehlt): Und wer ist das Weibsbild, das sich da auf dem Prellstein zur Schau stellt? Schneidet ihr die Haare ab!

Legros (von der Menge im Laden eingeschlossen, stürzt vor): Schlingel, du hast mich bestohlen, und sie ist meine Frau!

Das Individuum (macht sich davon).

Stimmen: Sie ist seine Frau! Was will sie dann?

Legros: Siehst du es, Madame Legros, wofür man dich hält!

Madame Legros: Und wenn ich es wäre, eine Dirne: die Schande wäre geringer als jetzt! Mag für eine Dirne jemand selbst sterben, — aber schließt sie denn einen schuldlosen Menschen lebend ins Grab ein? Das tue ich, das tust du — und du —: ihr alle tut es! Befreit ihn! — oder ihr seid seine Grabwächter und seine Hyänen. Ehrloser seid ihr, als die, die am Galgen hängen! Eine stinkende Pest seid ihr!

Stimmen: Das ist zu arg! Sie beschimpft das Volk, dies Weibsbild! Reißt sie herunter! Schneidet ihr die Haare ab! Herunter mit ihr!

Madame Legros (hält sich an einem eisernen Ring in der Mauer): Zerret an mir, ich stehe fest! Ich habe Kraft für euch alle! Ihr werdet sehen, wie ich den Turm des Unschuldigen öffne! Dann wird die Welt schön sein! Jetzt ist sie verdüstert von dem Turm. Seht ihr etwa den Himmel? Könnt ihr jemals lachen? Ich muß den Turm aufbrechen, damit ihr wieder lachen könnt. Ich tue es für euch, weil ich euch liebe. Sagte ich euch das noch nicht?

Eine Frau: Sie ist schön! Und sie spricht wie ein Engel!

Ein Mann: Was wird dann viel anders sein? Wir werden immer leiden.

Madame Legros: Er wird euch so glücklich machen, der Unschuldige! Er wird euch belohnen! Glaubt ihr denn, daß

er nicht reich ist? Und schön? Ein Unschuldiger ist so schön! Du wirst ihn lieben, du da. (Beugt sich zu einer Frau nieder:) Ich sehe dich schon ihn herzen, mit deinen frechen Lippen. Nicht du!

Legros: Sie hat den Verstand verloren! Sie sehen es doch, meine Herren!

Stimmen: Ist denn Geld in dem Turm? Wenn sie weiß, wie man ihn aufmacht . . . Sie hat recht, wir wollen die Gefangenen befreien! Freiheit für alle!

Eine gellende Stimme: Die Soldaten!

Madame Legros (schreit): Die Häscher! Laßt sie nicht herein! Sie haben auch ihn in den Turm geworfen. Verjagt sie!

(Handgemenge im Hintergrund.)

Madame Legros: Verjagt sie! Tötet sie! (Sie springt hinunter in das Gedränge:) Macht Platz, wir marschieren gegen die Bastille! Der Unschuldige wird befreit! Mögen alle sterben, die Soldaten, die frechen Reiter dort auf dem Platz, die herzlosen Damen in ihren Sänften, die Mörder!

Die Menge: Nieder die Mörder! Zur Bastille!

Madame Legros: Der Turm wird Blut speien! Das Blut des Unschuldigen soll alle ersäufen! (Sie ringt mit einem Soldaten.)

(Die Soldaten sind vorgedrungen, das Volk weicht und flüchtet.)

Der Soldat: Dies ist die Megäre. Keine Furcht, Herr Leutnant, ich halte sie.

Der Offizier: Gib acht, es scheint, sie wird ohnmächtig. Nehmt die Gefangenen zwischen euch, und los, zur Wache!

Die Verwandte der Legros (kommt aus einem Versteck hervor): Herr Legros, da haben Sie es, was Madame Legros anrichtet. Ich habe schön gelacht.

Legros: Herr Offizier, ich bitte Sie um Verzeihung. Die arme Kranke hier ist meine Frau.

Der Offizier: Dann kommen auch Sie mit zur Wache!

Legros: Ich bin ein geachteter Bürger, mein Herr, der Besitzer des Ladens zur Eiche des Königs René.

Der Offizier: Ein geachteter Bürger, dessen Frau die Menge zu Gewalttaten aufreizt? Das möchte ich sehen.

Vignon (aus dem Gasthof gegenüber): Ich bezeuge es, Herr Leutnant. Sie kennen mein Haus, es ist der Gasthof zum weißen Pferd. Madame Legros war immer eine der ernsthaftesten Geschäftsfrauen des Viertels. So sehr man entrüstet sein muß, das Geschehene ist unbegreiflich.

Frauen (aus den Häusern): Unsere Nachbarin auf der Wache! Es wäre eine Schande für uns alle.

Legros: Wenn sie doch krank ist, mein Herr! Ich sage Ihnen, daß sie ein totes Kind hatte, es sind kaum vierzehn Tage. Ihr ist eine Schwäche im Kopf zurückgeblieben.

Fanchon: Haben Sie Mitleid mit ihr, mein Herr!

Der Offizier: Und die andern Gefangenen? Ich kann nicht die eine begünstigen.

*

SIEBENTE SZENE.

Die Vorigen. Chevalier.

Chevalier: Herr Leutnant, ich habe die Ehre, mich Ihnen vorzustellen. Ich bin der Chevalier d'Angelot.

Der Offizier: Die Ehre ist bei mir, mein Herr. Ich heiße Ramon.

Die Frauen: Ein Herr vom Hof!

Vignon: Man hat von ihm gehört. Er ist ein Freund der Königin.

Chevalier: Die Frau Gräfin d'Orchat und einige Herren haben dort hinten vom Platz her den Auftritt mit angesehen, den diese Person veranlaßt hat. Die Frau Gräfin ist lebhaft interessiert. Auch der Herr Marquis von Launay war mit uns. Sie kennen ihn, Herr Ramon?

Der Offizier: Ich habe die Ehre, den Herrn Gouverneur der Bastille zu kennen. Alle diese Herrschaften und auch Ihre Person, Herr Chevalier, sind mir bekannt.

Chevalier: Dann werden Sie nicht zögern, meinem Ersuchen zu willfahren und die Frau sogleich in Freiheit zu setzen. Es liegen Staatsgründe vor, die sich ihrer Verhaftung widersetzen.

Der Offizier: Ich gehorche, mein Herr. (Zu den Soldaten:) Formiert euch! Marsch: (Ab.)

(Die Gasse leert sich.)

Legros: Wie soll ich Ihnen danken, mein Herr!

Chevalier: Indem Sie mir erlauben, meine Freunde in Ihr Haus zu führen. Die Frau Gräfin d'Orchat hat den Wunsch, Ihre Frau kennen zu lernen.

Legros: Zuviel Ehre! Madame Legros, bedanke dich bei dem Herrn.

Chevalier (führt Madame Legros bei der Hand in den Laden; halblaut): Muß ich Ihnen sagen, daß es vor allem mein eigener Wunsch war, Sie zu sehen, Madame?

Madame Legros (erwacht aus ihrer Ermattung): Das Volk hat mich nicht verstanden, und es ist schwach. Nun leidet der Unschuldige noch immer.

Legros: Der Unschuldige! Ist sie nicht ein kleines Kind, das nach einem verbotenen Spielzeug jammert? . . . Verzeihen Sie, mein Herr, ich sehe Kunden eintreten.

Chevalier: Man muß zugeben, Madame, daß Ihr Gatte Sie noch weniger versteht als das Volk. Und es ist doch nicht schwer.

Madame Legros: Nicht wahr, mein Herr?

Chevalier: Es genügt, Sie anzusehen. Die Revolte steht Ihnen gut zu Gesicht, Madame Legros.

*

ACHTE SZENE.

Die Vorigen. Comtesse. Abbé.

Abbé (vor der Schwelle des Ladens): Mut, Madame.

Comtesse: Der Plan war doch kühn, in die Höhle des Ungeheuers einzudringen. Aber alles ist besser als die Langeweile.

Legros: Die Herrschaften wollen sich meine bescheidenen Dienste gefallen lassen?

Comtesse: Danke, mein Herr. Sie sind der Gatte der Frau, die so interessant scheint?

Legros: Ich bin der Strumpfwirker Legros, der Dame zu dienen.

Abbé: Die Frau Gräfin erlaubt Ihnen, ihr einen Stuhl anzubieten.

Legros (nimmt der Verwandten den Stuhl aus der Hand): Stelle das Essen zum Feuer!

Verwandte (ab).

Abbé (zu Madame Legros): Die Frau Gräfin und wir haben dem interessanten Schauspiel beigewohnt, Madame.

Legros: Ich spreche der Frau Gräfin und den Herren mein Bedauern aus.

Abbé: Bringen Sie vielmehr Ihren Dank dar. Die Frau Gräfin hat sich unterhalten.

Comtesse: Mehr als das: ich war hingerissen, entzückt. Endlich habe ich eine Revolte gesehen.

Madame Legros: Dann werden Sie den Unschuldigen zu befreien helfen, Madame! Ich wußte es!

Comtesse (weicht zurück): Wie Sie darauf losgehen!

Abbé (zu Madame Legros): Mäßigen Sie sich, Madame. Sie haben gesehen, wohin Gewaltsamkeiten führen.

Madame Legros: Es handelt sich um einen Unschuldigen!

Chevalier: Das sagen Sie.

Comtesse: Unschuldig oder nicht, seine Geschichte ist spannend.

Madame Legros: Niemand kennt sie mehr, seit dreiundvierzig Jahren!

Comtesse: Bitte! Ich weiß sie von Herrn de Launay selbst.

Chevalier: Der Herr Gouverneur, der gerade mit uns war, hat sich beeilt, uns von den Schicksalen des Gefangenen Latude zu unterrichten, — der übrigens dafür sorgt, daß man ihn nicht vergißt. Denn er hat zahlreiche Fluchtversuche gemacht. Freilich ist er jedesmal wieder ergriffen worden.

Madame Legros: Warum so viel Grausamkeit? Was hat er getan?

Legros: Keine indiskreten Fragen, Madame Legros!

Chevalier: Eines Morgens, als er sehr jung war —

Abbé: So jung wie Sie, Chevalier, und ohne sich so hoher Gunst zu erfreuen.

Chevalier: Noch auch die Bedenken zu hegen, die Ihr Kleid verleiht, Herr Abbé.

Abbé: Mein Kleid! Wissen Sie wohl, daß ich mein Brevier von meinem Lakaien lesen lasse?

Chevalier: Der junge Latude also fand einst auf seinem Kopfkissen den lebenswürdigen Gedanken, der Frau Marquise von Pompadour eine Höllenmaschine zu schicken.

Abbé: Eine kleine, billige Höllenmaschine.

Comtesse: Mir wäre sie noch immer zu groß gewesen.

Abbé: Reize, wie die Ihren, Madame, wird auch der verderbteste Bösewicht nicht zerstören wollen.

Chevalier: Latude würde Sie zum mindesten selbst gewarnt haben vor seinem Geschenk. Der Frau von Pompadour schrieb er einen Brief, der sie auf die Gefahr aufmerksam machte, und stellte sich ihr dann persönlich vor, um seine Belohnung in Empfang zu nehmen. Sein Ziel war ein Posten in ihrer Nähe. Er war verliebt. Aber die Marquise hatte Zeit gehabt, die Handschrift des Briefes mit der Aufschrift des Paketes zu vergleichen. Es schien ihr bedenklich, einen so unternehmenden jungen Mann als Sekretär anzustellen: sie schickte ihn in die Bastille.

Comtesse: Eine Höllenmaschine aus Liebe: ich weiß nicht, ob ich widerstanden hätte!

Madame Legros: Sie hätten nicht gestraft, Madame, weil man liebte!

Abbé (seufzt): Wer sagt Ihnen das.

Madame Legros: Sie hätten nicht eine Jugend abgebrochen! Hätten nicht in einem Augenblicke des Zornes verfügt über ein ganzes Leben!

Comtesse: Ich bin nicht grausam. Sie rühren mich, Madame. (Zu den Herren:) Zu denken, daß ich Furcht hatte. Sie hat nichts Schreckliches, sie ist sogar wohlerzogen.

Abbé: In den Zeiten des Aberglaubens würde man gleichwohl einen Teufel aus ihr vertrieben haben.

Madame Legros: Es ist wider die Natur und als ob Gott gestorben wäre!

Chevalier (mit Ironie): Wir alle, Madame, sind wider die Natur.

Abbé: Und als ob Gott gestorben wäre.

Chevalier (wie vorher): Sie vergessen, Madame, daß wir in einer alten Ordnung leben, mit Rechten, Vorrechten und mit Opfern.

Abbé: Sie vergißt alles.

Madame Legros: Ich denke an den Unschuldigen, und alle sollen an ihn denken!

Legros: Madame Legros, du fällst den Herren lästig. Danke ihnen für ihre gütigen Aufklärungen.

Abbé: Herr Legros, Sie haben eine merkwürdige Frau.

Chevalier (wie vorher): Wenn wir auf einer noch jungfräulichen Erde am ersten Tage die Augen aufschlüßen, dann vielleicht würden wir die Dinge so sehen, wie Madame Legros sie sieht.

Comtesse (seufzt): Es wäre reizend . . . Meine Herren, es ist ein Glück, daß wir gekommen sind: ich werde mich nie mehr langweilen. Wir haben einen Fund gemacht. Wir haben ein schönes Beispiel von Tugend gefunden. Chevalier, Sie müssen die Königin davon verständigen.

Abbé: Da Sie sich über die Tugend mit der Königin stets verständigen.

Comtesse: Madame Legros, ich verstehe Sie, denn ich bin empfindsam wie Sie. Sagen Sie mir alles! Sie kennen den Herrn Latude!

Madame Legros: Nein, Madame.

Comtesse: Er schreibt Ihnen. Sie haben den Leuten gesagt, er sei reich, er sei schön. Sie wollten nicht, daß eine andre ihn liebt. Haben Sie ihn denn im Kerker besucht?

Madame Legros: Ich habe erst heute von ihm erfahren. Hätte ich sonst bis heute leben können?

Comtesse: Wo ist sein Brief?

Madame Legros: Er ist mir im Gedränge abhanden gekommen.

Comtesse: Das ist es, was ich mir sagte. (Zu den Herren:) Herr Latude hat dieser Kleinen niemals geschrieben. Sie ist empfindsam, wie ich. Sie hat seinen traurigen Zustand im Geiste geschaut. Sie war mit ihrer transzendenten Person bei ihm im Kerker. Wie sie interessant ist!

Madame Legros: Ich verstehe Sie nicht, Madame, Sie sind gelehrter als ich.

Comtesse: Ich möchte Ihnen helfen. Sie gefallen mir. Ich begreife die Verirrungen, die aus Empfindsamkeit geschehen.

Madame Legros: Bedenken Sie, Madame, ein so langes Leben des Jammers! Die furchtbare Tiefe der feuchten Wände, aus denen er nach einem menschlichen Herzen geschmachtet hat!

Comtesse: Sie sind dies Herz!

Chevalier: Auch mich bezaubert es. Die Reize der Schuld sind groß, ich gestehe es. (Nahe zu Madame Legros:) Aber sie wären nicht mehr vorhanden, begegneten wir nicht zuweilen der Unschuld.

Abbé: Ihre Galanterie, Chevalier, kommt zu spät. Von diesem Herzen hat die Tugend Besitz ergriffen.

Comtesse: Sie müssen zu mir kommen, Madame Legros. Sie müssen einer empfindsamen Gesellschaft Ihre Angelegenheit vortragen! Versprechen Sie mir, daß Sie kommen!

Madame Legros (eingeschüchtert): Ich fühle mich nicht würdig, Madame. Es wäre eine Aufgabe, die mir Furcht macht.

Comtesse: Ich bürge Ihnen für ein Ihrer würdiges Publikum und für einen Empfang, der Ihren Verdiensten entspricht.

Madame Legros: Was erwarten Sie von mir, Madame? Daß ich wiederhole, was Sie schon wissen? Sie sagen, daß Sie das Gute wollen. Sie sind reich und mächtig; die Herren sind es auch. Wenn Sie die Last von mir nehmen und den Unschuldigen befreien wollen: ich wünsche mir nur, in die Stille zurückzukehren.

Abbé: Im Gegenteil! Sie müssen sich zeigen, oder man wird aufhören, sich für Sie zu interessieren.

Comtesse: Sie müssen die Sitten der schönen Welt erlernen. Nichts erreicht man ohne Kunst und Galanterie. Herr Legros, predigen Sie Ihrer Frau Vernunft!

Legros: Die Frau Gräfin ist sehr gnädig gegen dich, Madame Legros.

Madame Legros: Ich war bereit, ins Gefängnis zu gehen für den Unschuldigen. Ja, ich wäre für ihn gestorben. Dies aber: wenn er es wüßte, er würde denken, ich verhöhne ihn. Ich kann nicht, Madame.

Comtesse (führt das Lorgnon an die Augen): Man sehe mir diese kleine Wilde an . . . Wird sie wenigstens geruhen, mir zu versprechen, daß sie keiner anderen Einladung folgen will, bevor sie bei mir war?

Legros: Verzeihen, Frau Gräfin, wir sind einfache Leute . . . Aber da Sie Madame Legros in Ihrem Hause zu sehen wünschen, will ich Sie bitten, daß Sie zuerst versuchen, was das unsere Ihnen bieten kann.

Comtesse: Ich bin nicht so stolz wie Madame Legros.

Legros: So werde ich es wagen, Ihnen einen Gascognerwein vorzusetzen, der mir von einem Vetter dort unten kommt. Einen Bauernwein; — denn die Bauern, Madame, sind unsere Vettern, sogar die dort unten.

Comtesse (zu den Herren): Diese Einladung ist bezaubernd naiv.

Chevalier: Ich weiß nicht, ob sie so naiv gemeint ist, wie sie klingt.

Comtesse: Wir werden ein Bürgerheim sehen, meine Herren. Längst habe ich solch eine Idylle erträumt.

Legros: Wenn die Herrschaften sich bemühen wollen.

Comtesse } (Ab mit Legros.)
Abbé }

Madame Legros (folgt langsam).

Chevalier (schließt vor ihr die Tür).

*

NEUNTE SZENE.

Madame Legros. Chevalier.

Chevalier: Madame, ich verspreche diskret zu sein, wenn Sie mir schon jetzt verraten wollen, wann Sie im Hause der Frau Gräfin d'Orchat zu finden sein werden.

Madame Legros: Ich habe nicht gesagt, daß ich hingehen werde, mein Herr.

Chevalier: Ich weiß: Sie sind zu klug, sogleich zuzusagen, aber Sie sind erst recht zu klug, nicht hinzugehen.

Madame Legros: Warum zweifeln Sie an meinen Worten?

Chevalier: Ich sehe Ihre Handlungen: sie sind nicht wählerisch — und werden es schwerlich sein.

Madame Legros: Es ist wahr: so Ungeheures ist geschehen, daß man wohl nicht wählen darf.

Chevalier: Sehen Sie?

Madame Legros: Andere vermögen mehr als ich. Sie, mein Herr, vermögen so viel mehr.

Chevalier: Sie haben nichts überhört. Ich soll die Königin interessieren für Sie?

Madame Legros: Für einen Unschuldigen! Mein Herr, ich flehe Sie an. Sie sind jung, wie sollten Sie nicht großherzig sein.

Chevalier: Madame Legros, Sie sind nicht glücklich.

Madame Legros: Ich war es immer. Jetzt bin ich es nicht mehr.

Chevalier: Ich begreife, daß in der Enge hier der Ehrgeiz einer solchen Frau nicht lange seine Nahrung findet. Und man haßt, was unerreichbar scheint.

Madame Legros: Wovon sprechen Sie? Ein Unschuldiger darf nicht länger leiden. Es ist so einfach, daß niemand, der es erfährt, daran zweifeln kann.

Chevalier: Es ist so einfach, meinen Sie, im Namen eines Unschuldigen die Leidenschaften aufzuregen, das Volk gegen seine Herren zu schicken, uns selbst bei unserem Gewissen zu packen und wehrlos zu machen. Verstehe ich Sie?

Madame Legros: Sie sind zu klug. Sie haben mich im Zorn gesehen, und vielleicht war es Verzweiflung. Das ist vorüber. Ich hasse niemand; ich liebe nur den Unschuldigen.

Chevalier: Sie sind bewundernswert, Madame Legros. Ich halte Sie fähig, Ihren Haß zu verleugnen, vor sich selbst sogar, um uns durch Mitleid und Tugend beizukommen. Ihre Tränen sollen den Boden lockern, den Ihre Wut nicht sprengen konnte. Sie sind der geschickteste unserer Feinde. Ich wäre geneigt, Ihnen zu helfen, Ihren Aufstieg zu erleichtern, um Sie eines Tages, entlarvt vor aller Welt, zu besiegen!

Madame Legros: Sie würden nur die Unschuld besiegen.

Chevalier: Sagte ich besiegen? Das meine ich nicht. Sie am Werk sehen, Sie heraufwachsen sehen, wie die Gefahr, — die ich liebe, wie die Leidenschaft, — die in mir selbst ist. So gefällt es mir. Ich gehe durch diese Stadt, die nach noch unvergossenem Blut riecht. Ich sauge den Dampf der Begierden ein und das Gift der Geister. Gerechtigkeit, Vernunft und Tugend: ich glaube nicht an sie und trage sie dennoch, ich, den sie niederwerfen sollen, im eigenen Herzen! Täglich züngelt eine Revolte auf: ich genieße den feindlichen Augenblick, in dem ich atme. Denke, wie ich jung und verloren in diesen Augenblick hineingeboren bin, worin alles, und sogar ich selbst, auf meinen Untergang drängt, — und will in keinem andern leben. Ich liebe meine Zeit, dies Fest des Hasses. Nie wußte ich es so gut, wie heute, in der Gasse hier, als eine Frau nach Blut schrie. War es nicht meins, wonach sie schrie? Sie soll es haben! du bist wild und gefährlich: ich liebe dich, und ich will dich! (Packt sie an.)


~~~~~

Madame Legros (ringt sich los): Rühren Sie mich nicht an! Wer darf mich anrühren, solange der Unschuldige im Turm sitzt! . . . (Ruhiger:) Sie verdienen Mitleid, mein Herr. Es ist wohl sehr schwer, das Gute zu glauben und zu wollen, wenn man so klug ist wie Sie. Tun Sie es dennoch. Aus Ihrer Sprache höre ich, daß Ihr Herz sich danach sehnt.

Chevalier: Heuchlerin!

Madame Legros: Sie irren. Ich bin nur demütig — und darf es sein, weil ein Unschuldiger so viel mehr Unrecht erleidet, als mir je geschehen kann. Helfen Sie mir!

Chevalier: Sie bezwingen sich, denn Sie denken an die Königin.

Madame Legros: Sagen Sie es ihr, mein Herr, daß ein Unschuldiger leidet!

Chevalier: Und daß Madame Legros seine Retterin ist.

Madame Legros: Nicht meinetwegen: — sagen Sie es um der Königin selbst willen. Sie können sich wahrhaft freuen doch nur der Gunst einer Königin, die keinen Unschuldigen leiden läßt.

Chevalier: Es ist nicht leicht, Sie zu überführen, Madame. Wenn ich nun für das, was Sie wollen, meinen Preis stellte: wie ich Sie kenne, würden Sie nein sagen und sich auf mein Herz berufen.

Madame Legros (senkt den Kopf).

Chevalier: Aber das nützt Ihnen nichts: den Preis müssen Sie zahlen, und eines Tages werden Sie es tun. Ihr Haß wird so lange anwachsen, bis Sie mir Ihre Liebe versprechen werden.

Madame Legros (sieht ihn an): So verspreche ich sie Ihnen denn gleich jetzt.

Chevalier: Ist das Ernst?

Madame Legros: Helfen Sie mir, und ich gehöre Ihnen, — wenn Sie dann noch wollen werden . . . Denn bis dahin werden Sie erkannt haben, daß ich, auch in den Armen eines anderen, nur dem Unschuldigen gehören würde.

\*

ZEHNTE SZENE.

Die Vorigen. Comtesse. Abbé. Legros. Die Verwandte.

Comtesse: Ich habe ein Bürgerheim gesehen! Die Leute schlafen in richtigen Betten!

Abbé: Die Strohsäcke verschwinden und mit ihnen, gottlob, die Religion.

Comtesse: Und am Feuer haben sie einen Kalbsbraten! Leute, die einen Kalbsbraten am Feuer haben, wozu machen die noch Revolten?

Abbé: Aus Philosophie, Madame: so wie Sie Schäferin spielen, obwohl Sie Trüffeln essen.

Chevalier (zu Madame Legros): Wir aber machen aus einer Revolte ein Schäferstündchen.

Comtesse: Schäferin spielen ist schon so langweilig. Jetzt soll man nach Hause und in das Nichts zurückfallen. Wer noch eine Revolte mitmachen könnte! (Zum Chevalier:) Sie haben ihr zugeredet?

Chevalier: Madame Legros sieht ein, daß der Triumph der Unschuld einige Zugeständnisse wert ist.

Comtesse: Ich danke Ihnen. Jetzt gehe ich, um unsere kuriose Entdeckung überall anzukünden. Alles bei Ihnen, liebe Legros, hat mich interessiert: Ihr Unschuldiger, Ihr zweites Gesicht —

Abbé: Ihr Kalbsbraten.

Comtesse: Alles.

Legros: Die Frau Gräfin verzeihe, daß es nicht noch mehr ist. Die Ehre solches Besuches sind wir nicht gewöhnt.

Comtesse: Adieu. (Zum Chevalier:) War nun das so gemeint, wie er es sagte? (Ab.)

Chevalier } (Ab).  
Abbé }

\*



## ELFTE SZENE.

Madame Legros. Legros. Die Verwandte.

Verwandte: Wie liebenswürdig! So betragen sich doch nur die Herrschaften vom Hof!

Legros: Es sind Liebenswürdigkeiten, auf die man gern noch eine daraufsetzte. (Schlägt mit der Faust auf den Tisch.)

Verwandte: Man sieht, Herr Legros, daß sie niemals hinter den Kulissen der Oper waren.

Legros: Trag lieber die Suppe auf den Tisch!

Verwandte: Man wird doch die schöne Welt bewundern dürfen. (Ab.)

Legros: Was denkst du, Madame Legros?

Madame Legros: Es ist gut, daß sie da waren; ich habe viel gelernt.

Legros: Du hast gesehen, daß du dich nicht weiter bemühen darfst; bei den Vornehmen noch weniger als beim Volk.

Madame Legros: Es ist wohl wahr: auch sie haben mich nicht verstanden. Sie haben nicht verstanden, was geschehen ist. Das Wort: ein Unschuldiger leidet, bedeutet den Menschen nur so viel wie das Summen einer Fliege oder wie ein galantes Gespräch. Ich hätte es nicht geglaubt.

Legros: Du hättest deinem Mann glauben sollen.

Madame Legros: Wir alle tragen eine so große Schuld: sie aber sinnen nur, welches Vergnügen sie aus ihr gewinnen können, ob Eitelkeit oder — ein anderes, — das ich nicht nennen darf.

Legros: Du hast dich genug gequält: komm essen!

Madame Legros: Dazu hab' ich nicht Zeit. Werde ich je wieder Zeit haben? Begreife doch, lieber Mann: ich habe nun erfahren wieviel zu tun und wie weit der Weg ist. Zu allen muß ich nun gehen, durch die Stadt, so groß sie ist und noch weiter, — muß ihnen erklären, worauf es ankommt, muß ihre Köpfe, alle voll unnützer Dinge, die ihnen wichtig erscheinen, rein und hell machen mit meinen Worten, bis sie es wissen, worauf es ankommt: bis sie es wissen!

~~~~~

Legros: Sie hält sich kaum aufrecht! Du sprichst von einem weiten Weg? Nicht drei Schritte kannst du gehen! Ich lasse dich nicht fort!

Madame Legros (auf der Schwelle): Du wirst mich lassen, denn du siehst wohl, daß es mir auferlegt ist. Ich bin nicht schwach. Ich weiß trotz allem, daß die Menschen sich sehnen nach dem Unschuldigen! Alle haben dasselbe Herz, und ich brauche nur ihre Laster und ihren Hohn davon wegzuziehen wie einen Vorhang, dann werden sie ihn erkennen, den Unschuldigen, und in ihm sich selbst! (Ab.)

(Vorhang)

ZWEITER AKT

Garten der Comtesse d'Orchat. Links hohe Bosketts. Davor ein Tisch mit Sesseln. Ein Gitter mit vergoldeten Lanzen und Wappenschildern schließt hinten und rechts den Garten. Im Winkel ein großes steinernes Tor. Draußen eine Wiese, und Volk, das während des ganzen Aktes durch das Gitter späht, die Hände um die Gitterstäbe. Ein großer, goldstrotzender Portier ist immer beschäftigt, die Leute zu verjagen.

ERSTE SZENE.

Marquise (im Rollstuhl und halb verdeckt vom Boskett). Ein Lakai (hinter ihr). Comtesse (sitzt am Tisch). Abbé. Baron (stehen).
Zwei Lakaien (servieren Limonade).

Comtesse (zum Baron): Nur ein Glas Limonade, mein Lieber, eine Minute Schatten, und ich gebe Ihnen Revanche . . . Madame de Sarclé, einen Ballspieler wie Herrn de Clairvaux gibt es nicht wieder. Freilich, mit ernstesten Dingen darf man ihn nicht bemühen. Die Angelegenheit dieses Unschuldigen läßt ihn durchaus gleichgültig. Dafür ist mein kleiner d'Angelot zu brauchen. Er hat mir Eintritt in die Bastille verschafft, zu dem Unschuldigen.

Abbé: Madame d'Orchat ist die erste und einzige Dame in Paris, die ihn gesehen hat.

Marquise: Und was haben Sie gesehen?

Comtesse: Es roch bei dem Unschuldigen wie in einem Kaninchenstall.

Marquise: Da Sie zuweilen auch Schäferin sind, ist dieser Geruch Ihnen nicht unbekannt.

Abbé: Madame d'Orchat hat mit bewundernswerter Beredsamkeit dem Unschuldigen ihre schönen Empfindungen gezeigt.

Baron: Was ein Unschuldiger nicht alles zu sehen bekommt. Man möchte ihn beneiden . . . Und wie sah er aus?

Comtesse: Fragen Sie nicht danach!

Baron: Was sagte er?

Abbé: Sie verstehen, Clairvaux, er empfängt nicht alle Tage Gräfinnen.

Baron: Genug, es scheint eine Enttäuschung gewesen zu sein.

Comtesse: Man müßte ihn herrichten, man müßte ihn zähmen. Es wäre ein Traum, ihn hier einer Gesellschaft vorzuführen. Bedenken Sie, ein Unschuldiger!

Abbé: Es wäre ein Triumph.

Comtesse: Herr de Launay, der Gouverneur der Bastille, ist nicht galant. Er will ihn mir nicht leihen.

Marquise: So unschuldig ist niemand, daß man ihn dafür feiern müßte.

Abbé: Und die dreiundvierzig Jahre des Leidens, Marquise?

Marquise: Die gehören Gott. Sie haben nicht das Recht, daran zu rühren.

Comtesse: Sie sind streng, Madame, — und wenn ich es sagen darf, Sie verstehen nicht mehr alles, was wir fühlen.

Marquise: Zu meiner Zeit verstanden wir, daß das Leiden eine Gnade ist, die uns zu Auserwählten macht.

Comtesse: Man soll es lindern! Man soll es abschaffen! Sie sprechen nach der alten Mode, Madame.

Abbé (leise): Man würde nicht glauben, daß auch sie einmal sich ganz gut amüsiert hat.

Marquise: Ich bin alt, aber das hat den Vorzug, daß ich grade so lange gelebt habe wie der, den Sie den Unschuldigen nennen, und ihn daher kenne, besser, glauben Sie mir, als Sie, die Sie ihn gesehen haben.

Abbé (wie vorher): Sie verliert den Zusammenhang.

Baron: Wenn wir Ball spielen gingen.

Comtesse: Madame, die Herren zwingen mich, weiterzuspielen.

Marquise: Lassen Sie mich ruhig allein.

Comtesse: Aber man soll mich rufen, (zu den Lakaien): sobald Madame Legros kommt. (Zur Marquise:) Das ist diese Frau aus dem Volk, der der Unschuldige geschrieben hat. Vielmehr, es ist ein Zufall. Aber sie geht umher und spricht von nichts anderem.

Abbé: Wer nicht zufrieden ist, ist ihr Mann.

Baron: Ich wäre es auch nicht.

Comtesse: Sie ist sehr rührend. Sie spricht Unbekannte auf der Straße an, um Sympathien für den Unschuldigen anzuwerben. Sie wartet unermüdlich in Vorzimmern. Hat sie nicht neulich den Wagen des Prinzen von Conti angehalten?

Baron: Das tun auch die Opernmädchen, und wahrscheinlich mit mehr Erfolg.

Comtesse: Hier wird sie Erfolg haben! Eine Sensation! Der Chevalier d'Angelot wird sie uns herbringen. Den Unschuldigen kann ich nicht haben. Aber ich habe Madame Legros.

Abbé: Seine Prophetin.

Marquise: Wir ließen uns schon immer Komödianten kommen.

Abbé (leise): Nicht sehr liebenswürdig. Aber so waren die alten, frommen Zeiten.

Comtesse: Auf Wiedersehen, Madame, Meine Herren . . .

Comtesse, Abbé, Baron (links ab).

*

ZWEITE SZENE.

Marquise. Dann Madame Legros. Chevalier.

Marquise: Baptiste, lege mir das Kissen zurecht. Schiebe mich tiefer in das Boskett. Zu meiner Zeit richtete man seinen Garten nicht so ein, daß man dem Volk ein Schauspiel bot.

Madame Legros: Wir sind angelangt? Ich bin müde. Ich habe zu so vielen Menschen gesprochen, daß ich keine Gesichter mehr sehe und meine Stimme kaum höre. (Sobald sie den Türsteher sieht:) Mein Herr, man sagt mir, dies ist der Garten der Frau Gräfin d'Orchat.

Der Türsteher: Madame . . . Herr Chevalier, die Frau Gräfin erscheint sofort.

Madame Legros: Ich komme nicht aus nichtigen Gründen, mein Herr. Es handelt sich um ein ungeheures Unrecht.

Chevalier: Madame, ich bitte Sie, Sie verlieren Ihre Zeit.

Madame Legros: Niemals. Jeder Mensch muß es erfahren. Denn jeder Mensch ist mitschuldig, daß es geschehen konnte. Ein Unschuldiger, mein Herr, der dreiundvierzig Jahre im Kerker verbringt!

Der Türsteher: Ich höre mit Bedauern davon.

Madame Legros: Seine Qual in all der Zeit war so groß, daß wir uns schämen müssen, mein Herr, gelacht und geatmet zu haben.

Chevalier (gibt dem Türsteher ein Trinkgeld).

Der Türsteher: Ich schäme mich, Madame.

Madame Legros (auf die beiden Lakaien zu): Und Sie, meine Herren, Sie werden sich nicht weigern, ein Unrecht gut zu machen, das Ihre Kinder Ihnen vorwerfen würden! Es handelt sich um etwas Ungeheures, das Verbrechen von Generationen, die Erbsünde . . .

Ein Lakai: Madame, das ist für die Frau Gräfin bestimmt. Ich werde die Frau Gräfin rufen. (Ab.)

Madame Legros (zu dem Chevalier): Aber Sie, mein Herr! Sie wenigstens können es nicht ertragen, daß ein so schmachvolles Leiden die Welt entehrt. Unter unsern Füßen hier, wenn wir uns regen, stöhnt ein lebendig Begrabener, dem wir wehe tun. Er ist immer mit uns, überall . . .

Chevalier: Madame Legros, ich bin der Chevalier d'Angelot.

Madame Legros: Ach ja, ich vergaß . . .

Chevalier: Sie vergaßen, daß auch ich das alles schon auswendig weiß. Seit Wochen höre ich Ihnen zu, wie Sie es her sagen, in den Salons und auf den öffentlichen Plätzen. Ich habe mich schon gefragt, ob Sie es nicht allmählich glauben: ja, ich selbst hätte Ihnen fast geglaubt.

Madame Legros: Hören Sie auf Ihr Herz! Helfen Sie mir!

Chevalier: Dann sage ich mir, daß Sie mit einer Ausdauer, die ich bewundern muß, Zwecke verfolgen, so weittragend, daß ich sie nur ahnen kann.

Madame Legros: Einen Unschuldigen zu retten!

Chevalier: Zuletzt bin ich doch nicht der Narr, an meinem ersten Urteil zu zweifeln. Sie hassen uns, — und da Sie sich überzeugen mußten, daß Sie uns im Sturm nicht überwältigen können, denken Sie an uns emporzuklettern. Schon sind Sie bis hierher gelangt. Wo werden Sie enden? Sie wären, wenn wir einen anderen Monarchen hätten, geschaffen für eine jener Mätressen, die den Haß und die Gier des Volkes bis in das königliche Bett wälzen, zusammen mit ihrem hübschen Fleisch.

Madame Legros: Sie beschimpfen mich — und sich selbst.

Chevalier: Ich gebe Ihnen zu, daß Sie noch mehr wagen und daransetzen, als ein Finanzmann, der mit einer Hungersnot spekuliert. Bei Ihnen zu Hause geht es drunter und drüber. Geschäft und Ehe, Sie haben alles hinter sich gelassen.

Madame Legros: Mich verließ alles, seit ich erkannt habe, was das Wichtigste ist.

Chevalier: Und täglich kann eine der Aufruhrszenen, die Sie veranstalten, Sie an den Galgen bringen. Das ist viel für ein Wesen von so zarten Reizen.

Madame Legros: Ich fürchte nichts mehr!

Chevalier: Und natürlich auch nicht die Bedingung, unter der ich Ihr Verbündeter geworden bin.

Madame Legros: Nichts.

Chevalier: Wenn ich Sie ansehe: diese gefährliche Feindin mit dem rosigen Schimmer unter den gesenkten Wimpern — Engel und Henker —: ich weiß nicht, ob ich ihr die Knie küssen möchte oder den Profoß rufen!

Madame Legros: Sie werden noch erfahren, daß dieses geheimnisvolle Geschöpf nichts war, nichts, als die Stimme eines Unschuldigen.

Chevalier: Vielleicht werde ich es niemals erfahren, — und eben das wird mein Entzücken gewesen sein. Ihr Unschuldiger, bei meinem Glück, er soll aus dem Turm, — ob ich damit dem

Himmel einen Gefallen tue oder der Hölle. Sie wissen noch nicht, was heute geschehen wird. Für die Person, die hierher kommen wird, müssen Sie Ihre ganze Kunst aufbieten.

Madame Legros: So mächtig ist sie?

Chevalier: Daß ich diese Person herbringe, ist so viel, als küßte ich Ihnen die Knie. Aber im gleichen Augenblick habe ich schon wieder Lust, den Profoß zu rufen.

Madame Legros: Ich werde Sie verehren wie einen Heiligen! Sie helfen zu einem Werk, mein Herr, das allen Menschen die verlorene Unschuld wiedergeben wird. Ja, der Unschuldige wird unter uns sein, und mit ihm der Himmel selbst!

Marquise: Wir ließen uns auch früher Schauspieler kommen.

Chevalier (hin zu ihr): Madame, verzeihen Sie, ich bemerkte Sie nicht.

Marquise: Es stört Sie doch nicht, daß ich Ihnen zusah? Ich sah das so oft.

Chevalier: Schwerlich sahen Sie schon einmal eine Madame Legros. (Links ab.)

*

DRITTE SZENE.

Madame Legros: Madame, ich bin gekommen, Sie an einen Unschuldigen zu erinnern. Sie haben ihn vergessen, alle haben ihn vergessen, und doch ist die Bastille so groß, man sieht sie von überall.

Marquise: Früher bestimmten wir, was gespielt werden sollte.

Madame Legros: Madame . . .

Marquise: Schweigen Sie, schamlose Komödiantin! Sie tragen Ihre Gefühle zur Schau, wie andre ihren entblößten Busen. Sie haben Ihre Seele abgerichtet und können die Stimme davon überfließen lassen, sobald ein Boskett nicht ganz leer ist, sondern eine alte Frau darin sitzt. Ein Unschuldiger und drei- undvierzig Jahre einsamer Qual: haben Sie es einmal empfunden? Um so schlimmer, denn nun haben Sie es mißbraucht, und es ist eine Rolle geworden, die Sie können.


~~~~~

Madame Legros (bedeckt das Gesicht): Das ist furchtbar. Ich bin ganz leer, ganz schlecht. Man soll mich fortschaffen . . . Einmal war ich doch erfüllt und wahr. Es war ein großer Augenblick, ich sah ihn, im offenen Himmel, er sprach mit mir, und ich teilte es allem Volk mit. Aber sie verstanden mich nicht. Wie wenige haben mich seitdem verstanden, und es sind doch Tausende, die es wissen müssen . . . Aber auch ich kann nicht in jeder Stunde fühlen, was so ungeheuer ist; — und so heißt es denn schwindeln und schwatzen. Ich muß doch handeln, damit der Unschuldige gerettet wird. Und vom Handeln bin ich nun wohl schlecht geworden.

Marquise (milder): Haben Sie denn bedacht, was das sagen will, einen Menschen retten? Der, den Sie den Unschuldigen nennen, ist alt geworden, ohne daß Sie von ihm wußten, und nun wollen Sie ihn retten.

Madame Legros: Aber nun weiß ich, wie schrecklich sein Leben war, und daß er es nicht verdient hat!

Marquise: Verdienst ist ein hochmütiges Wort. Sehen Sie mich an! Sie wissen von mir nicht mehr als von jenem. Wollen Sie sagen, daß ich es nicht verdient hätte, mein Leben hinter Mauern zu verbringen? Es hätte mir geschehen können, — denn eine von uns Zwillingschwestern mußte ins Kloster, weil wir nicht reich genug waren für unsern großen Namen. Es traf nicht mich, es traf meine Schwester, die besser war als ich. Wenn ich jetzt zurückdenke, weiß ich warum: Gott wollte sie belohnen und bewahren.

Madame Legros: Haben Sie denn nicht geliebt?

Marquise: Lieben Sie Gott!

Madame Legros: Gott braucht mich nicht. Wen braucht er, er hat den Unschuldigen vergessen, wie alle andern ihn vergessen haben. Ich aber bin da, mein Herz schlägt: es schlägt so stark, daß Mauern davon stürzen sollen!

\*

VIERTE SZENE.

Die Vorigen. Comtesse. Chevalier. Abbé. Baron.

Comtesse: Die Herren ließen mich nicht früher los vom Ballspiel.

Abbé: Der Unschuldige wartet schon so lange.

Comtesse: Mit diesen Dingen scherzt man nicht.

Chevalier: Wenigstens nicht in Gegenwart einer Frau aus dem Volk.

Baron: Der Chevalier hat Furcht.

Chevalier: Nein, aber Respekt vor der Leidenschaft.

Comtesse (umarmt und küsst Madame Legros): Liebe Legros, wir wollen Freundinnen sein. Ihr Unschuldiger gefällt mir zum Entzücken. Wäre nur der Gouverneur galanter —

Madame Legros: Ich verstehe Sie nicht, Madame. Es fallen hier so viele geistreiche Anspielungen.

Comtesse: Ich erwarte Gäste. Sie werden nett sein, nicht wahr? Sie werden allen Ihre Geschichte erzählen? . . . Lassen Sie, ich weiss, Sie tun alles aus wahrer Begeisterung für die Tugend. Und auch ich, als ich nun dem Unschuldigen gegenüber stand, ich mußte mir die Augen bedecken.

Abbé: Und die Nase zuhalten.

Comtesse: Sagen Sie mir, wie sieht Ihr Unschuldiger aus? Sie sahen ihn mit dem zweiten Gesicht. Ich, die ich ihn einfach mit dem ersten gesehen habe, werde Ihnen sagen, ob Sie Talent haben.

Madame Legros: Sie können ihn doch nicht gesehen haben. Der Turm ist unermesslich dick, und der Unschuldige wartet nur auf mich.

Comtesse: Weiß er denn von Ihnen?

Madame Legros: Ich arbeite seit Wochen. Ich wähle, erschöpfe mich, ich lüge, ja, ich treibe ein Spiel . . . Ach, was sage ich! Ich leide, leide. Ich bin nicht zu ihm gedrungen. Menschen sind davor, tausend und abertausend Menschen, die ich alle gewinnen muß, alle rühren und besiegen muß, bis



ich zu ihm dringen kann, der auf mich wartet . . . Und Sie, sagen Sie, haben ihn gesehen. (Will lachen.)

Comtesse: So ist es. Sie vergessen, meine kleine Legros, daß es Unterschiede gibt. Ein Wort an den Gouverneur, — und ich ward zu ihm geführt. Er fiel mir zu Füßen, er küßte sie mir. Es war schrecklich und reizend, wie seine Kette dabei rasselte. Und der Unschuldige schwor mir, daß er bis an sein Lebensende niemanden lieben und verehren werde, als nur mich.

Madame Legros: Sie lügen!

Comtesse: Sie vergessen sich.

Madame Legros: Sie lügen und sind voll Tücke. Sie haben ihn nicht gesehen und wissen nicht, daß sein Gesicht glänzt, wie die Sonne. Wenn Sie seine Stimme je gehört hätten, könnten Sie nicht mehr kleinlich und tückisch sein! Aber nur ich habe sie vernommen. Nur mich ruft er. Nur mich liebt er. Nur ich, verstehen Sie, nur ich habe ein Recht auf ihn!

Comtesse: Wie diese naive Eifersucht mich amüsiert.

Abbé: Man sollte es nicht zu weit kommen lassen mit solchen Leuten.

(Bewegung im Volk, draußen am Gitter.)

Madame Legros: Eifersüchtig sind Sie nicht. Ihr Chevalier stellt mir nach, wie er mag. Aber das ist nicht dasselbe, wie wenn Sie mir den Unschuldigen nehmen.

Chevalier: Allerdings. Es gibt Unterschiede zwischen den beiden Objekten.

Madame Legros: Der ist mein! Ich habe alles für ihn hingegeben: Mann, Haus, Frieden. Er wärmt mich, er nährt mich, und das ganze Leben, ihr sogar, die ihr so schlecht seid, scheint mir wieder gut, wenn er mich ansieht. Hüten Sie sich, zu sagen, daß Sie bei ihm waren!

Comtesse: Es tut mir leid für Sie, meine Kleine, ich war bei ihm.

Madame Legros: Schmutzfetzen! (Will auf sie los.)

Chevalier, Abbé, Baron (dazwischen).

Comtesse: O, liebe Freunde, was für eine Emotion! Das war nicht einmal vorgesehen! Daß unsere Freunde nicht zugegen waren!

Abbé: Sie waren tapfer, Madame. Jetzt aber sollte man die Frau entfernen.

Chevalier (zur Comtesse): Es liegt etwas vor, ich muß Ihnen später etwas mitteilen.

Baron: Ich, der ich von solchen Staatssachen nichts verstehe, möchte wissen, wie man weiterspielt.

Chevalier: Staatssachen?

Abbé: Das ist sein Wort für alles, was nicht Ballspiel ist.

Marquise: Sie haben unrecht, Sylvaine! Auch ich hatte unrecht. Wir haben uns keine Schauspielerin eingeladen. (Zu Madame Legros:) Geben Sie mir Ihre Hand, Kind. Das bebt und drängt. Solche Haut und solches Blut hatte meine Schwester am Tage, als sie den Schleier nahm . . . Sie irren sich, Kind. Sie lieben nicht einen Menschen, der leidet: Sie lieben Gott.

Madame Legros: Ich liebe den Menschen!

Marquise: Unsere stürmischen Herzen, Sylvaine, es scheint, ihr habt sie nicht geerbt; es scheint, sie sind auf das Volk übergegangen. (Zu Madame Legros:) Laß dich ansehen, meine Schwester.

Madame Legros (kniert hin).

Comtesse: Was hat sie?

Abbé: Sie verliert schon wieder den Kopf.

Marquise: Ich möchte allein sein.

Comtesse: Im Hause würden Sie später unsere Gäste treffen.

Marquise: So lassen Sie mich in Ihre Kapelle fahren,

Comtesse (geleitet die Marquise).

Chevalier, Abbé (gehen hinterher).

\*



## FÜNFTE SZENE.

Madame Legros. Baron.

Baron (verläßt leise die anderen, kehrt zu Madame Legros zurück):  
Madame.

Madame Legros (schrückt auf, erhebt sich): Mein Herr.

Baron (ernst): Ich bin der fanatische Ballspieler, ebenso wie Sie die unermüdliche Menschenfreundin sind. Ist es Ihnen recht, so nehmen wir jetzt einmal beide die Maske ab.

Madame Legros: Ich habe keine abzunehmen, mein Herr.

Baron: Behalten Sie sie also auf. Es kommt einzig darauf an, daß Sie mich genau verstehen. Ich sage Ihnen zuerst etwas Freudiges. Sie werden hier der Königin begegnen . . . Sie haben nicht verstanden.

Madame Legros: Es freut mich, mein Herr.

Baron: Sie erschrecken nicht?

Madame Legros: Früher wäre ich sehr erschrocken, mein Herr. Verzeihen Sie, daß eine Königin mich jetzt nicht mehr erschreckt.

Baron: Sie begreifen, welche Vorteile Sie aus diesem Zusammentreffen ziehen können.

Madame Legros: Ah! Es ist der Chevalier. Das war es, was er vorhatte! Er ist gut, ich wußte es. Alle sind nur aus Irrtum böse.

Baron: Der Chevalier mag Gründe haben, Ihnen gefällig zu sein . . . Aber seine eigentliche Absicht, wenn er die Königin heute hierherbringt, liegt doch auf einem andern Gebiet. Er hat hier mit der Königin eine politische Zusammenkunft, die er anderswo nicht haben könnte, weil wir ihn überwachen.

Madame Legros: Wer sind Sie?

Baron: Der Beauftragte jemandes, der der Königin mißtraut.

Madame Legros: Aber sie kommt her! Sie will mich sehen! Sie wird mir helfen!

Baron: Sie werden wohl nie begreifen, daß die Welt sich nicht um Sie und Ihren Unschuldigen dreht. Auf diesem

Rasen hier wird nichts anderes gesonnen und getrachtet, denken Sie. Es ist gerade so, als wollte ich mir einbilden, daß hier nur Ball gespielt wird.

Madame Legros: Machen Sie, daß es so ist! Ich mache, daß alle, in den Gassen, Palästen, Dachkammern und bis in die Gosse und bis zum Thron, nur das eine noch sehen, nur von dem einen noch beklommen sind, nur das eine noch wollen und ersehnen! . . . Hindern Sie mich, wenn Sie können!

Baron: Ich habe kein Interesse, Sie zu hindern, wenn Sie mir in einer unbedeutenden Sache ein wenig entgegenkommen . . . O, es ist nicht das, was der Chevalier von Ihnen verlangt . . . Ich wünsche einen Namen zu wissen. Nichts weiter als einen Namen, der im Gespräch zwischen der Königin und dem Chevalier fallen wird.

Madame Legros: Wer sind Sie?

Baron: Nur ein Neugieriger. Zwischen der Königin und dem Chevalier wird ein Name fallen, der Name eines österreichischen Agenten, den die Königin noch nicht kennt, der in der Menge der distinguierten Fremden ankommen soll, und dem sie unauffällig sich zu nähern denkt. Wir wünschen es zu verhindern; — und von Ihnen, Madame Legros, die Sie allein zugegen sein werden, erwarten wir den Namen, um dessentwillen die Königin herkommt.

Madame Legros: Sie kommt doch, weil es sogar schon zu ihr gedrungen ist, daß ein Unschuldiger leidet! Mein Herr, auch Sie werden mir helfen. Sie sind wie der Chevalier und die andern. Jeder glaubt, er will nur seine Begierden stillen, und zuletzt merkt er, daß ihm einzig am Herzen liegt, das große Unrecht von sich abzuladen.

Baron: Sie verstehen, es einen glauben zu machen. Man muß zugeben, daß Sie kein Mittel verschmähen. Sie haben die Comtesse, die Marquise und den Chevalier, jeden auf seine Art, für Ihre Angelegenheit zu interessieren gewußt. Wer Ihnen zusieht, ist versucht zu glauben, daß Sie sich gut, allzu gut auf die Laster und die Chimären der Menschen verstehen.



Madame Legros: Ich war noch nicht so, als meine große Aufgabe begann. Aber ich habe die Menschen seitdem ein wenig kennen gelernt. Man kann ihre Schlechtigkeiten nicht abschaffen, man kann sie nur liebkosen, bis es Tugenden werden. Das Gute in ihnen schämt sich, man muß sie zur Zügellosigkeit der Güte verführen.

Baron: Madame Legros, Sie sind sehr gefährlich. Sie sind eine Kurtisane der Tugend.

Madame Legros: Ich weiß wohl, ich bin unwürdig, daß so Großes durch mich geschehe.

Comtesse und Chevalier (kommen von links).

Chevalier (spricht leise, legt den Finger auf die Lippen).

Comtesse (erschrickt, verneigt sich unwillkürlich).

Baron: Jetzt sagt er es ihr. Sie sehen, wir haben keine Zeit zu verlieren. Sie werden den Namen erlauschen, Madame Legros, und ihn mir sagen.

Madame Legros: Welchen Namen? . . . Verlangen Sie doch, bitte, nicht, mein Herr, ich solle dem Chevalier schaden. Er ist so gut.

Baron: Machen wir es kurz! Man kommt. Ihr Unschuldiger ist verloren, wenn Sie mir nicht gehorchen. Ich bin überzeugt, dass Sie an der Königin alle Ihre Verführungskunst, alle Laster der Unschuld erproben werden. Aber es wird vergebens sein. Wir haben Wege, um auch die edelsten Wünsche der Königin unwirksam zu machen.

Madame Legros: Sie werden es nicht tun, mein Herr! Sie werden nicht ein Verbrechen verlängern! Was könnten Sie denn bezwecken, das wichtiger wäre, als die Rettung eines Unschuldigen!

Baron: Keine Deklamationen! Sie werden mir den Namen sagen?

Madame Legros: Ich soll verraten! Ich soll den Chevalier verraten, der mir hilft, mein Werk zu tun und meiner großen Schuld ledig zu werden!

Baron: Er wird es nie erfahren; er ahnt nicht, wer ich bin. Ich werde den Namen bekommen?

Madame Legros: Ich kann nicht . . . Man wird sich an ihm rächen?

Baron: Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß seine Freiheit gefährdet ist. Aber dafür haben Sie den Unschuldigen.

Madame Legros: Ich kann nicht.

Baron: Dann ist Ihre Sache verloren.

Madame Legros: Ich lüge schon. Ich spiele schon Komödie. Ich habe schon meinen Leib als Preis versprochen. Ich werde auch noch verraten?

Baron: Ihr Wort!

Madame Legros: Ja.

\*

#### SECHSTE SZENE.

Die Vorigen. Comtesse. Chevalier. Abbé.

Comtesse: Niemand soll es sehen? Sie machen mich krank vor Ärger, Chevalier.

Chevalier: Ich bin untröstlich, aber es ist der Wille der Königin. Sie will unerkannt bleiben und nur mit Madame Legros reden. Ich werde zugegen sein. Ihre Gäste, Madame, müssen den Garten vermeiden.

Baron (zur Comtesse): Diese Madame Legros ist von einer Weltfremdheit. Stellen Sie sich vor, daß sie allen Ernstes glaubt, hier seien nur schlechte und listige Menschen.

Chevalier (zu Madame Legros): Die Person, die ich Ihnen ankündigte, wird sogleich erscheinen. Es ist eine Fremde, und dennoch hat sie großen Einfluß.

Madame Legros: Ich bin (stockt) zu allem bereit, um ihn für mich zu gewinnen.

Chevalier: Sie wird von niemandem hier begrüßt werden und wird verschwinden, ohne daß man ihr folgen darf. Sie dürfen niemals versuchen, sie wiederzuerkennen. Gehen Sie auf diese Bedingung ein?

Madame Legros: Auf alle.



**Chevalier** (gibt leise dem Türhüter eine Weisung, zieht sich nach links zurück).

**Madame Legros** (steht allein in der Mitte).

\*

### SIEBENTE SZENE.

**Madame Legros. Die Königin. Chevalier. Madame Crozet.**  
**Später Legros. Die Verwandte.**

**Königin** (dunkler Seidenmantel mit Kapuze, tritt rasch ein).

**Madame Crozet** (bleibt beim Tor stehen).

|                  |   |                                                                                                |
|------------------|---|------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <b>Com tesse</b> | } | (links seitwärts, verdeckt von den Bosketts, machen tiefe Verbeugungen, verschwinden lautlos). |
| <b>Abbé</b>      |   |                                                                                                |
| <b>Baron</b>     |   |                                                                                                |

**Königin** (mustert unzufrieden Madame Legros, sieht von ihr weg):  
 Sind Sie da, Chevalier?

**Chevalier** (tritt vor, verbeugt sich leicht): Madame, ich erwarte Ihre Befehle.

**Königin**: Die Person, in deren Interesse Sie mir gesprochen haben?

**Chevalier**: Hier steht sie, Madame.

**Königin** (erhebt das Lorgnon): Wirklich, ich hätte sie sehen sollen, sie steht grade in der Sonne. Madame Crozet, hat man mir vielleicht zeigen wollen, daß diese Person jung ist? (Sie zieht ihre Kapuze tiefer herunter.)

**Chevalier** (leise zu Madame Legros): Schnell treten sie in den Schatten!

**Königin**: Übrigens hat sie die eingedrückte Nase, die bei dem gemeinen Volk hier üblich ist. Natürlich, auch mit solcher Nase ist man einmal jung. (Zum Chevalier, leise:) Sagen Sie mir zuerst die Hauptsache. Sie wissen den Namen?

**Chevalier** (flüstert).

**Baron** (erscheint hinter dem Boskett, gibt Madame Legros ein Zeichen).

**Madame Legros** (lauscht, erschrickt, als der Chevalier den Namen nennt, und wirft ihn, um die Ecke des Bosketts, dem Baron zu).

**Baron** (ab).

Königin (ängstlich nach vorn): Man vertreibe doch das Volk dort draußen. Was will dieses Volk von mir! Auch die Person, die Sie mir zuführen, Chevalier, wird nur wieder irgendeine Unverschämtheit planen . . . Sie sind ganz sicher, daß sie mich nicht kennt?

Chevalier: Durchaus sicher. Es ist eine naive Frau, die Sie, Madame, sehr rühren wird durch ihre vom Leben noch unbelehrte Tugend. Es ist, als begegne man einem Geschöpf aus den ersten Zeiten. Man sieht, wie die Menschen ursprünglich tugendhaft waren.

Königin: Das glaube auch ich. Erst eine lange geschichtliche Korruption hat sie fähig gemacht, geistig auszuschweifen und unsere Rechte zu leugnen. (Zu Madame Legros:) Ich bin eine Freundin der Tugend. Es heißt, daß auch Sie sie lieben. Daher bin ich gekommen.

Madame Legros (steht mit gesenktem Kopf, schrickt auf): Madame, ich bin sehr schuldig, ich habe verraten.

Königin: Verraten?

Chevalier: Sie zieht sich aller Verbrechen, weil nach ihrer Meinung ein Unschuldiger leidet, woran sie und wir alle Schuld haben sollen. Es ist sehr merkwürdig.

Madame Legros? Ja, wir müssen uns mit allen Verbrechen beladen, bis nicht der Turm gesprengt wird und die Unschuld unter uns zurückkehrt . . . Madame, in diesem Lande geschieht Furchtbares.

Königin: In diesem Lande? Warum sagen Sie es mir?

Madame Legros: In der Welt, so weit sie ist. Aber die Bastille steht doch hier. Hier ist es geschehen, daß ein Unschuldiger dreiundvierzig Jahre lang ungehört seine Klagen ausstößt. Solch ein dicker Turm steht hier, Madame!

Königin: (zum Chevalier): Weiter ist es nichts? Nur wieder die gewohnten aufrührerischen Beschwerden über die sogenannte Willkür der Bastille. Läßt sich denn ohne Bastille regieren? Man verlange doch gleich das Ende der Welt! . . . Also dies ist das Vergnügen, das Sie mir versprochen, Chevalier?



Chevalier: Ich bin in Verzweiflung, Madame, daß Sie es so schlecht treffen. Die Person benimmt sich ungeschickt. Sie war sonst amüsanter. Möglich, daß ihr Talent schon nachläßt. Auch hat man sie hier verstimmt, denn der Frau Gräfin d'Orchat hat es gefallen, ein vielleicht zu lebhaftes Interesse für den Unschuldigen zu zeigen. Man begreift es, er hat die Mode für sich.

Königin: Man soll nicht sagen, daß ich die Mode nicht verstehe! (Zu Madame Legros:) Sie heißen also Madame Legros und bemühen sich im Interesse des Gefangenen Latude. Er scheint ein gefährlicher Mensch zu sein, und Sie tun da etwas Verbotenes. Aber Ihre Empfindsamkeit teile ich, wie alle andern sie teilen. Madame Crozet, mein Schnupftuch! (Sie führt es an die Augen.) Es rührt mich sehr, daß es Personen gibt, denen es nicht gut geht, — obwohl, wenn sie ihre Pflicht getan hätten —

Madame Legros: Madame, solcher Tränen habe ich nun allzu viele gesehen. Nasse Augen, trocknes Herz.

Chevalier (leise zu Madame Legros): Was fällt Ihnen ein!

Madame Legros: Lassen Sie mich! Man hat mich eingeladen, um Leute, die sich langweilen, zum Weinen zu bringen. Besser weinen als gähnen. Ich habe es endlich satt, das große Leid unter so kleine Herzen zu tragen. Dieses da schien mir anders. Als die Dame eintrat, fühlte ich, nun trete eine große Hoheit und Güte ein. Neue Hoffnung erwachte in mir. Ach, sie war trügerisch. Gehen Sie nur, Madame. Ihnen kann der Unschuldige nicht helfen und Sie ihm nicht.

Chevalier (leise): Das ist erstaunlich! Sie hat die Gegenwart der Majestät gefühlt!

Königin: Was finden Sie daran erstaunlich? Das Gegenteil wäre es. Im übrigen spricht sie dreist — viel zu dreist.

Chevalier: So meinte ich es. Ich bin trostlos, Madame, Ihnen zu mißfallen. (Zieht sich zurück. Im Vorübergehen leise zu Madame Legros:) Hüten Sie sich!

Madame Legros (ausbrechend): Ich habe mich genug gehütet! Man soll endlich die Wahrheit hören! Wie sehr habe

ich den Menschen geschmeichelt, damit die Pflicht des Herzens ihnen zum Vergnügen werde. Ich habe Marktweibern Gefühle beigebracht wie Heiligen. In Häuser drang ich ein und würzte den Bürgersleuten ihre Verdauung mit schönen Empfindungen. Und Karossen bestieg ich, in denen bunte Damen mich mitnahmen, um seufzen zu können, da sie schon ein Äffchen mit hatten, um zu lachen! Wie ich mich geschämt habe, vor ihm, dem Unschuldigen, der aus seinem Kerker mir nachsah! Wie ich euch gehaßt habe: in euren Palästen die Konzerte, bei denen zuerst leichtfertige Sänger auftraten, und dann ich! Gehaßt — euer Girren und Tändeln, eure Liebenswürdigkeit ohne Liebe, euer untätiges Wohlwollen, eure Schönheit und euren Glanz, die nicht wissen, wie arm und nüchtern sie wären, wenn unter euch der Unschuldige, einmal nur der Unschuldige träte!

Königin: Ah! Sie geben es zu ... Sie gibt es zu, Chevalier, daß sie uns haßt! Das war es, was ich voraussah. Dieses Volk ist treulos und aufrührerisch, ich hasse es auch! Ich habe es gleich gehaßt!

Madame Legros: Aber ich habe Euch verführt, habe euch dahin gebracht, das Gute zu wollen, es herbeizuseufzen. Die Ketten, die ihr selbst geschmiedet habt, ihr haltet euch nun die Ohren zu, wenn sie klirren. Ihr selbst drängt euch nun gegen den Turm, bis er birst ... Ja: ich habe mich hindurchgebohrt, hinaufgewühlt bis zu euch, bis zu den größten Herren, bis unter den Thron. Ich war in Versailles.

Königin: Sie waren in Versailles?

Madame Legros: Ich hatte alle Schranken eurer Gesellschaft überwunden, alle Mauern eurer Herzen. Wie nun die Königin vorüberfuhr —

Königin: Sie haben sie gesehen?

Madame Legros: Ich habe nichts von ihr empfangen als den Schmutz ihrer Räder, die sie von einem nichtigen Vergnügen zum andern trugen. Aber wie sie nun vorüberfuhr: ich hatte so viel auf mich genommen, so sehr mich abgemattet: — ah! ich würde sie herausgerissen und zu ihr gesprochen haben, wie



dreißig Jahre schuldlosen Leidens sprechen. (Tritt drohend hervor.)

Königin (schreit): Chevalier. (Ihr Mantel gleitet herab, sie steht in einem sehr bunten Kostüm da.)

Chevalier (springt herzu, packt Madame Legros an).

Madame Legros (sinkt zusammen): Aber man riß mich zurück, ich fiel hin, eine Ohnmacht kam mich an.

Königin: Sie waren ohnmächtig, — und die Königin lachte wohl? (Sie lacht.) Chevalier, geben Sie sie frei. Sie soll weiter sprechen. Diese Kleine interessiert mich, sie hat mir Herzklopfen gemacht. (Prüft Madame Legros durch das Lorgnon:) Sie soll mir sagen, wie sie zu alledem kam. Was geht dieser Unschuldige sie an? Woher der unverschämte Eifer für eine Staatsangelegenheit, die die Untertanen nicht zu kümmern hat?

Legros, die Verwandte (erscheinen draußen am Gitter).

Madame Legros (wankend, berührt ihre Stirn): Was war's? Ein Brief fiel vom Turm. Ich habe sehr geliebt, Madame. Der ihn schrieb, ist so schön. Auch sie würden ihn lieben. Alle, alle Menschen sind doch der Liebe fähig. Ich habe mich nicht in ihnen geirrt. (Aufgerichtet:) Alle zusammen haben ein Herz, ein großes, heißes Herz. Meins ist nur ein Teil davon, — und doch hat nun die Liebe zu dem Unschuldigen es so mächtig gemacht. (Machtvoll:) Liebt ihn, ihr Menschen, ihr werdet unsiegbar sein!

Königin (tänzelt vor Madame Legros umher): Jetzt langweilt sie mich. (Zum Chevalier:) Kann sie sonst nichts? Ich denke mir übrigens das meine über ihre Beziehungen zu dem Herrn Unschuldigen. (Sie lacht und flüstert mit dem Chevalier.)

Legros: Ich mache ein Ende!

Verwandte: Das sind hohe Herrschaften.

Legros: Und ich bin ihr Mann! Soll es mich denn nicht erbarmen, wie diese Leute sie zurichten? Kein gutes Wort mehr im Hause, und die Nächte verbringt sie auf einem Stuhl.

Verwandte: Jener Herr dort wird Sie einfach in den Turm setzen lassen. Außerdem gehe ich dann fort von Ihnen. Ich habe mich mit Ihnen eingelassen, weil ich Sie für einen ehr-

lichen Mann hielt, der einem Mädchen seine Versprechungen hält. Und nun wollen Sie dieses Weibsbild zurückholen.

Legros: Schweig! Sie ist meine Frau.

Verwandte: Die Dirne aller Herren vom Adel, die sie haben wollen! Der Spott und Abscheu des ganzen Stadtviertels! Was sagen nun Sie, der Sie ihr früher nicht einmal mit ihrem Vetter, dem Zollbeamten, etwas Unrechtes zutrauten.

Legros: Man soll sehen, ob das noch lange dauert!

Verwandte: Und mit dem ekelhaften Unschuldigen, der in seinem Kot liegt, hat sie eine unnatürliche Liebe. Alle wissen es, auch Colas, der Soldat in der Bastille ist, und den ich heiraten werde, wenn Sie jene Person zurückholen.

Legros: Es ist zuviel! Ich schaffe Ordnung! (Will durch das Tor.)

Der Türhüter: Niemand tritt ein!

Legros: Mach keine Geschichten! Die da ist meine Frau. (Er wirft den Türhüter beiseite.) (Volk sammelt sich an.)

Königin: Was gibt es? Das Volk!

Chevalier (zu Legros): Was suchen Sie hier?

Legros: Etwas, das Ihnen nicht gehört! Ich will meine Frau haben! Es ist mein Recht! (Packt Madame Legros an:) Hure! Schier dich nach Haus!

Chevalier (befreit Madame Legros): Ich bitte mir Achtung aus vor den anwesenden Damen! (Zur Königin:) Fürchten Sie nichts, Madame. Es ist nur ihr Mann. Sie begreifen, daß die Ehe ein wenig gestört ist.

Königin: Das ist amüsant. Was wird er tun?

Legros (entblößt den Kopf): Mit Verlaub. Ich war immer ein höflicher Mann, man soll nicht sagen, ich verkenne meine Pflicht gegen die Damen. Diese hier aber ist meine Frau, und sie benimmt sich, ich darf nicht sagen, wie. (Zu Madame Legros:) Schämst du dich gar nicht, Madame Legros? Die Leute reden von dir, und auf mich zeigen sie mit Fingern. Ich sage es dir im guten, daß das aufhören muß. Du vernachlässigst das Geschäft und das Haus. Hast du dich über deinen Mann zu beklagen? Warum läufst du mir also davon?



Chevalier (zeigt auf die Verwandte): Sie, Herr Legros, haben sich getröstet. Meinen Glückwunsch, Sie haben Geschmack.

Verwandte (ist eingetreten): Mir kann niemand etwas Schlechtes nachsagen.

Königin: Eine hübsche Familie! So dachte ich mir das Volk.

Legros: Wenn auch ich gefehlt habe, so geht das nur uns an, mich und Madame Legros: aber nicht die Herrschaften, denn sie haben meine Frau verrückt gemacht, um ihren Spaß an ihr zu haben. Es gibt Leute, die sagen, daß man einmal abrechnen wird! Ein Bürger von Paris läßt sich nicht auslachen von einer lächerlichen, aufgepälmten Alten, wie die da!

Chevalier (zieht den Degen): Hinaus mit dir!

Legros: Und noch weniger von dem frechen Schlingel, den sie sich aushält! (Schlägt ihm den Degen aus der Hand.) (Das Volk hinter dem Tor lärmt, will den Türhüter fortdrängen.)

Madame Crozet: Flüchten Sie, Madame!

Königin (tritt vor): Tölpel, auf die Knie! Siehst du nicht, wer ich bin!

Legros (erschrickt, fällt nieder): Ich bin verloren!

Stimmen im Volk: Es ist die Königin! Nieder mit der Österreicherin!

Soldaten (treiben das Volk zurück).

Königin: Steh auf, ich will kein Aufsehen!

Legros: Madame, wenn Eure Majestät die Bedrängnis eines armen Mannes kennten ... Meine Frau macht mir Kummer, und man kann kaum leben. Die Abgaben verteuern die Waren so sehr, daß niemand sie kauft. Die Zeiten sind schwer.

Königin: Nur das Volk von Paris ist gierig und aufrührerisch. Warum lebt ihr nicht auf dem Lande? Alle Schäfer sind sorglos und zufrieden.

Chevalier: Ihre Majestät entläßt euch.

Legros  
Verwandte } (beugen die Knie. Ab).

Chevalier: Wenn Eure Majestät die Gelegenheit benützten und unter dem Schutze der Soldaten den Platz verließen?

Königin: Noch nicht. Erst jetzt wird eure Heldin interessant. Die Heldin, von der ihr alle mir in den Ohren liegt: jetzt stellen sich höchst pikante Sitten bei ihr heraus.

Chevalier: Suchen wir wenigstens das Boskett auf.

Madame Crozet (zieht sich zurück).

Königin: Ja, hier ist es heimlicher, hier soll die Heldin mir über ihren Unschuldigen einiges verraten, das ich ahne. (Flüstert, kichert.)

Chevalier: Madame Legros.

Madame Legros (abgewandt und starr, schrickt auf).

Chevalier: Sie waren abwesend? Haben Sie bemerkt, was vorging? Es war Lärm genug.

Madame Legros: Ich bin betroffen über die hohe Ehre, mich in Gegenwart der Königin von Frankreich zu befinden. (Verneigt sich:) Madame, ein großes Unrecht ist geschehen, und Ihr ganzes Land seufzt darunter. Sie können alle Ihre Untertanen glücklich machen —

Königin: Ich möchte vor allem mich selbst amüsieren. Verdenken Sie mir das?

Chevalier (nicht ohne Ironie): Ihre Untertanen lieben Sie dafür.

Madame Legros: Madame, ein Unschuldiger —

Königin: Das meine ich eben. Treten Sie ruhig näher, Kleine. Sagen Sie es mir ganz aufrichtig, was es mit ihm ist. In diesem Fall wäre ich geneigt, Ihnen zu helfen. Sie wissen, dass ich es kann . . . Nun? Ihrer Königin dürfen Sie vertrauen. Bitte, bitte.

Chevalier: Können Sie die Königin bitten hören, Madame Legros?

Madame Legros: Ich weiß nicht, was die Königin will. Ein Brief fiel vom Turm —

Königin: Und gab Ihnen ein Stelldichein.

Madame Legros (zurückfahrend): Sie können glauben? Das sagen die Unwürdigsten.

Königin: Ich bin darauf gekommen, ohne daß jemand es mir gesagt hat!

Madame Legros: Das sagen die Neidischen, die schmutzigen Seelen! Die Gosse sagt es!



Königin: Gestehen Sie! Wie sind Sie in die Bastille gelangt? Sie mußten einem Wächter Ihre Gunst schenken, nicht wahr? Oder waren es mehrere? . . . Viele?

Madame Legros (beugt sich, stöhnt).

Königin (reicht ihre Hand rückwärts dem Chevalier): Sehen Sie? Es ist, wie ich annahm.

Chevalier (küßt die Hand, streift mit den Lippen die Schulter der Königin): Um so schlimmer für den guten Mann, der sich vorhin herausnahm, mich zu entwandern.

Königin: Und wie war es bei dem Gefangenen? Sehr grausig? Man hört von seltsamen Vergnügungen. Die Comtesse d'Argilles hat eine Nacht im Grabgewölbe ihres Hauses verbracht, und man sagt, mit einer Leiche.

Chevalier: Wir kennen alles bis zum Überdruß, nur den Tod nicht. Er allein hat noch Reize.

Madame Legros (richtet sich auf, entschlossen): Ich habe ihn geliebt! Versprechen Sie mir seine Freiheit, und ich sage alles.

Königin: Ich verspreche.

Madame Legros: Ich habe das Wort der Königin.

Chevalier: Sie sind zu beneiden.

Königin: Nun, war es wie im Grab? War er brutal?

Madame Legros: Er nahm mich wie eine Sterbende. Ich fühlte, daß er mager war wie der Tod. Ich roch Verwesung, da wir uns küßten, und das war süßer, als aller Blumenduft hier oben. Die Blumen lügen, hier oben ist nur Qual und Gemeinheit. Ich will wieder hinab zu ihm! Tot sein! Tot sein! (Sie taumelt, drückt den Kopf in die Arme und schluchzt.)

Königin (streckt sich, vergeht).

Chevalier (küßt sie auf den Mund).

(Pause)

Königin (seufzt, steht auf).

Chevalier (zu Madame Legros): Das nenne ich den Profoß rufen.

Madame Legros (richtet sich auf, sieht die Königin an).

Königin (schlägt die Augen nieder).

Chevalier (verlegen): Eure Majestät befiehlt, daß Ihr Wagen vorfahre?

Königin: Ich gehe schon. (Konventionell:) Sie haben recht getan, Chevalier, mir diese Person vorzustellen, sie verdient Interesse. (Zu Madame Legros:) Sie haben mir gefallen, Sie dürfen sich eine Gnade ausbitten.

Madame Legros: Eure Majestät haben versprochen, den Unschuldigen aus der Bastille zu entlassen.

Königin: Ach ja, ich vergaß . . . Aber Sie selbst, was wünschen Sie sich?

Madame Legros (sieht sich um, hebt die Schultern): Hier?

Chevalier: Die Königin will sagen, bei Hofe. Eine Pension, in Amt für Ihren Gatten.

Königin: Ich warte.

Madame Legros: Ich habe keinen Wunsch mehr.

Chevalier: Das ist nicht möglich!

Königin: Sie sind ungezogen!

Chevalier: Sie ist noch nicht wieder bei sich. Ich will nicht glauben, daß sie weiß, was sie spricht!

Königin: Dann wäre es Tugend? Das ist sehr rührend. Madame Crozet!

Chevalier: Es wäre zu viel. Es wäre peinlich, daran zu glauben.

Madame Crozet (reicht der Königin das Schnupftuch).

Königin: Man soll nicht sagen, die Königin von Frankreich verstehe die Tugend nicht zu belohnen. Ich befehle, jenem Gefangenen ist der Rest seiner Strafe zu erlassen. Er soll bekränzt und zusammen mit der Person, die sich für ihn so sehr interessiert hat, unserer Akademie vorgeführt werden. Die Akademie soll dieser Person den Tugendpreis erteilen, so befehlen wir. (Sie geht. — Wendet sich nochmals um. Hastig:) Aber man soll nicht sagen, wofür! Chevalier, ich verbiete dem Redner der Akademie zu sagen, wofür! (Ab.)

Chevalier  
Madame Crozet } (ab).

\*



## ACHTE SZENE.

Madame Legros. Comtesse. Abbé. Baron. Dann Chevalier.

|          |   |                                                            |
|----------|---|------------------------------------------------------------|
| Comtesse | } | (von links, verbeugen sich hinter dem Rücken der Königin). |
| Abbé     |   |                                                            |
| Baron    |   |                                                            |

Comtesse: Das ist unerhört. Die Königin hat sich länger als eine Stunde mit der Frau unterhalten. Was bedeutet das?

Chevalier (kehrt zurück, macht vor Madame Legros eine tiefe Verbeugung).

Abbé: Wie er sie behandelt! Man wird sehr vorsichtig sein müssen.

Comtesse: Mein Gott, wozu ist sie ernannt worden? (Zum Chevalier:) Die Königin war zufrieden?

Chevalier: Die Empfindsamkeit Ihrer Majestät hat einer so großen Tugend nicht widerstanden. Die Königin hat die Entlassung des Unschuldigen befohlen.

Comtesse: Ich bin außer mir vor Rührung. Kann man der Dame seine Aufwartung machen?

Baron (auf Madame Legros zu): Madame, ich höre, daß Sie Ihr edles Ziel erreicht haben, ich beglückwünsche Sie und empfehle mich Ihrer mächtigen Gunst.

Madame Legros (sieht ihn entsetzt an, flieht nach vorn).

|           |   |              |
|-----------|---|--------------|
| Comtesse: | } | Was hat sie? |
| Abbé:     |   |              |

Chevalier: Ich verstehe es nicht mehr.

Comtesse: Welchen Rang wird sie künftig einnehmen?

Chevalier: Keinen, — ob Sie es nun glauben oder mich für einen Intriganten halten.

Comtesse: Eine Stunde ganz allein mit der Königin und keine Gnade? Solche Einfalt gibt es nicht. Es muß wohl Tugend sein.

Chevalier (zornig): Ich hoffe es nicht. Das Leben würde zu schwierig sein, wenn es so schön wäre!

Comtesse: Aber warum sieht sie nicht glücklich aus?

Abbé: Es ist der geistige Hochmut, den nichts befriedigt.

Madame Legros (vorn, allein): Es hat zu viel gekostet.

(Vorhang)

DRITTER AKT

(Zimmer hinter dem Laden der Legros, mit Fenster und Tür auf eine Seitengasse. Seitwärts die Tür in das Nebenzimmer.)

ERSTE SZENE.

Legros. Die Verwandte. Vignon, Madame Touche. Fanchon.

Madame Touche: Madame Legros? Ich will Ihnen sagen, Herr Legros, was sie ist. Sogleich wird sie zurück sein von ihrem Triumph, dann sage ich es ihr selbst. Eine Heilige ist sie!

Legros: Ich muß es wohl glauben.

Madame Touche: Wenn man sie gesehen hat, wie sie den Kuppelsaal betrat, wo alle diese Herren von der Akademie sie erwarteten — ! Ich hatte Zutritt. Sie, meine Herren, hatten keinen. Aber Ihr Vetter ist auch nicht königlicher Lakai.

Vignon: Freilich nicht. Aber da ein Herr von den französischen Garden mich mit seiner Freundschaft beehrt, habe ich Madame Legros gesehen, wie sie vor der Akademie aus dem Wagen stieg. Es war, als ob ich sie nicht gekannt hätte. Eine vornehme Dame.

Madame Touche: Ich weiß es besser: eine Heilige. Und der Tugendpreis soll tausend Pfund betragen.

Vignon: Auch der Unschuldige war feierlich anzusehen. Er hatte einen gestickten Rock, einen Bart, lang und weiß, und er war bekränzt.

Verwandte: Man sagte, daß er trotzdem nur ein alter Tunichtgut sei.

Legros: Hüte deine Zunge!



Fanchon: Wie Madame Legros glücklich sein muß! Ich habe es ihr immer gewünscht.

Madame Touche: Wer hätte das nicht getan. Wir alle waren immer für Madame Legros. Zum Beweis, daß ich heute um fünf Uhr aufgestanden bin. Ganz Paris war draußen, man sprach nur von Madame Legros.

Vignon: Und in den vorteilhaftesten Ausdrücken.

Legros: Viel Ehre für mich.

Madame Touche: Und daß die Tugend Ihrer Frau Ihnen soviel Geld einträgt.

Vignon: Es scheint, daß wirklich etwas Großes geschehen ist und daß Madame Legros, die wir alle kannten, es vollbracht hat. Das ist wunderbar, man versteht nicht immer, wer und was um einen herum ist.

Legros: Und wenn es die eigene Frau ist, durch die das alles geschieht, dann weiß man nicht mehr, was man denken soll.

Madame Touche: Früher konnte man manches denken. Aber jetzt hat sie Erfolg gehabt.

Fanchon: Sie hat den Unschuldigen befreit. Wie ich sie lieb habe!

Vignon: Freilich hörte man in der Menge auch gefährliche Äußerungen. Es gäbe mehr Unschuldige zu befreien: in der Bastille und draußen. Dies sei nur ein Anfang.

Madame Touche: Es waren übelaussehende Personen unterwegs. Wer weiß, was noch geschieht. Man zeigte sich sehr respektlos beim Erscheinen gewisser hoher Herren.

Legros: Ich und Madame Legros sind voll Respekt.

Vignon: Madame Legros hat nur das Gute gewollt. Das hindert nicht, daß mein Freund von der Garde die ernstesten Besorgnisse hegte. Paris war nie weniger sicher.

\*

ZWEITE SZENE.

Die Vorigen. Volk. Madame Legros.

(Eine Volksmenge vor dem Fenster. Die Tür wird geöffnet.)

Madame Legros (tritt langsam ein, in einem weißen Schleier, das Gesicht nach oben gerichtet, mit verklärtem Lächeln).

Stimmen: Sie kommt! Sie ist da! Es lebe Madame Legros!.. Sie hat den Unschuldigen befreit. Sie hat uns alle gerettet. Wer hätte es für möglich gehalten. Die Herren und die Reichen lachten nicht mehr heute früh. Sie haben einen befreiten Unschuldigen gesehen . . . Wir werden ihnen noch mehr zeigen! Man wird glücklicher leben! Alles wird billiger werden! . . . Madame Legros ist eine Heilige. Seht ihr Gesicht, wie es glänzt! In unserer Gasse scheint keine solche Sonne . . . Madame Legros ist eine aus unserer Gasse, und sie ist eine Heilige. Es lebe die Heilige! (Viele knien hin.)

Vignon: Madame Legros, wir haben uns versammelt, um Ihnen unsere Bewunderung auszusprechen . . .

Ein Mann: Was will der? Hinknien!

Ein anderer: Früher haben Sie sie nicht bewundert, sondern hinter ihr hergeschimpft. Hinknien!

Vignon: Wir alle waren schwach.

Madame Touche (kniet eilig hin): Ich war die erste, meine Herren, die Bescheid wußte.

Legros (sieht sich verblüfft um, bekommt eine fromme Miene, kniet hin).

Madame Legros (will vorwärts gehen und berührt den Scheitel der Fanchon, die vor ihr kniet): Wer ist das? Fanchon! Steh doch auf, liebes Kind! (Wendet sich:) Und ihr alle? Warum kniet ihr? Weil nun der Unschuldige frei ist? Das habt ihr selbst getan. Gebt nicht mir die Ehre, die ich nur eure unwürdige Sprecherin war, sondern euch selbst. Ihr alle habt es gewollt. Ihr wollt das Gute. Ihr seid jetzt erlöst von dem großen Unrecht.

Jemand, der aufsteht: Mir ist, als sei ich selbst aus der Bastille entronnen.



Ein anderer: Ich habe nichts getrunken heute, aber ich möchte laut singen.

Eine Frau: Wer heute singen wird, das ist Legros. Wie, Legros? Eine solche Frau!

Legros (umringt): Zweifellos. Es ist viel Ehre für mich. (Er verneigt sich linkisch vor Madame Legros.)

Madame Legros (gibt ihm die Hand): Mein lieber Mann . . .  
(Verlegenes Schweigen.)

Die Menge (applaudiert).

Vignon (zu Madame Touche): Wenn man mir die ganze Akademie zum Geschenk machte, ich möchte nicht an Legros' Stelle sein.

Madame Touche: Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie keine Heilige zur Frau möchten?

Stimmen: Herbei, ihr Kinder! Kommt sie holen, die Heilige! Es soll ein schönes Fest werden!

Kinder (in weißen Kleidern durch die Menge, die ihnen Platz macht, auf Madame Legros zu. Sie gehen um sie her und winden ihr dabei einen langen Blumenkranz um die Hüften).

Ein Lehrer (steht dabei, gibt jedem der Kinder das Zeichen zu sprechen).

Das erste Kind: Wir danken Ihnen, Madame Legros, für den schönen Tag.

Das zweite Kind: Und dafür, dass Sie uns die Tugend gelehrt haben.

Das dritte Kind: Wir wollen es nie vergessen.

Das vierte Kind: Und wenn wir groß sind, Ihnen nachahmen.

Madame Legros: Ihr lieben Kinder! (Über sie hinweg:) Ich hätte euch die Tugend gelehrt? Das kann ich nicht. Ihr werdet sie vielleicht einmal erfahren wie ein schreckliches Geheimnis, das euch nicht mehr ruhen lässt. Und dann werdet ihr zweifeln lernen, ob es wirklich die Tugend ist. Aber ihr müßt an sie glauben, hört ihr? Wie könnte sonst der Unschuldige befreit werden . . . Ach! Es ist schon geschehen, — und ich bin so müde.

Fanchon (stützt Madame Legros): Sie sollen nun ausruhen, Madame Legros. Alle haben Sie lieb.

Stimmen: Kommt sie nicht?

Madame Touche: Man hat ein Fest für Sie veranstaltet, Madame Legros. Sie müssen den Nachbarn den Gefallen tun, sonst ist man unzufrieden mit Ihnen.

Stimmen: Auf zu Vignon! Madame Legros in unsere Mitte!

Vignon: Tatsächlich, Madame Legros, erwartet Sie in meinem Hause ein bescheidenes Mahl. Ich bitte um die Ehre.

Madame Legros: Ich bin erschöpft, Herr Vignon, verzeihen Sie. Es war zu viel für mich, Sie würden eine Kranke im Hause haben.

Madame Touche: Es scheint, wir sind ihr schon zu schlecht.

Fanchon: Quälen Sie sie nicht, meine Herren!

Vignon: Meine Herren, wir werden vorausgehen. Madame Legros braucht Ruhe, Sie verstehen es. Sie hat viel für uns alle getan.

Stimmen: Man hatte es sich schöner gedacht . . . Ist sie denn hochmütig? . . Wir sind doch keine Barbaren. Die Heilige hat Ruhe verdient. (Man zieht ab:) Es lebe die Heilige!

\*

### DRITTE SZENE.

Madame Legros. Legros. Die Verwandte.

Legros (zur Verwandten): Schließ die Tür.

Verwandte (flüstert): Was soll man nun tun?

(Pause.)

Madame Legros (in einem Sessel, sieht starr vor sich hin. Hebt den Kopf, lächelt entrückt, sinkt zusammen. Erwacht endlich): Ist jemand hier?

Legros (von hinten): Nur wir sind es: ich und Lisette . . . Die Leute sind alle zu Vignon gegangen . . . (Schüchtern:) Man sollte vielleicht auch etwas essen.



Madame Legros: Ach ja, das Essen . . . Und der Laden! Die Kunden warten. (Will aufstehen.)

Legros: Niemand wartet. Schon längst wartet niemand mehr.

Verwandte: Und zu essen habe ich auch nichts.

Legros: Warum denn nicht! Faules Geschöpf!

Verwandte (frech): Wenn den ganzen Morgen das Haus voller Gaffer ist —. Auf einem Jahrmarkt arbeitet man nicht.

Legros: Marsch! In die Küche!

Verwandte: Geben Sie mir Geld, sonst gibt es nichts zu essen.

Legros: Du hast schon wieder das Wirtschaftsgeld für deinen Putz ausgegeben. Warte! (Schlägt nach ihr.)

Verwandte: Einen Augenblick! Ich bin nicht Madame Legros. Jetzt haben Sie Madame Legros zurück. Ich trete alles an sie ab, auch die Schläge.

Legros: Hinaus mit dir!

Verwandte: Unterhalten Sie sich gut mit der Heiligen! (Seitwärts ab.)

Madame Legros: Warum willst du ihr das Geld für das Essen nicht geben?

Legros (zögert; stößt hervor): Weil keins da ist.

Madame Legros: Keins da?

Legros: Wenn nichts mehr eingeht, ist es eines Tages zu Ende. Und in einem Haus ohne Hausfrau geht das schnell.

Madame Legros (betroffen, steht auf): Ich habe nichts gesehen, wie lang schon nicht mehr. Die Spitzen von Alençon?

Legros: Sie sind verschleudert.

Madame Legros: Dein Geselle kommt nicht zum Essen?

Legros: Ich habe ihn fortgeschickt. Es gab keine Arbeit mehr.

Madame Legros: So sind wir denn verarmt, lieber Mann?

Legros: Du nicht, Madame Legros, du gewiß nicht. Nur ich. Du hast gut verdient in dieser Zeit. (Stellt einen Beutel auf den Tisch.)

Madame Legros: Was ist das?

Legros: Dein Tugendpreis.

Madame Legros (schlägt die Augen nieder): Nimm doch das Geld!

Legros: Das Geld der andern hab ich noch nie genommen.

Madame Legros: Was mein ist, ist auch dein.

Legros: Sonst wohl, aber nicht diesmal.

Madame Legros: Du bist mein Herr und Gebieter.

Legros: Hierbei war nicht ich es, sondern der Unschuldige. Mit ihm teile das Geld.

Madame Legros: Ich wollte ihm alles geben, aber seine Verwandten haben es abgelehnt.

Legros: Auf einmal hat er Verwandte?

Madame Legros: Seit kurzem haben sich reiche Leute gefunden, Adelige sogar, die sagen, er sei ihr Verwandter.

Legros (lacht auf): Man soll nicht behaupten, daß es ihm schlecht geht.

Madame Legros: Es ging ihm solange schlecht!

Legros: Dafür wird er jetzt ernährt und gehätschelt. Jeder kann das von sich nicht sagen.

Madame Legros: Ich habe ihn reich gemacht und dich arm. Du wirfst es mir vor und hast recht. Verzeih mir!

Legros: Einer Heiligen habe ich nichts zu verzeihen.

Madame Legros: Ich habe getan, was mir auferlegt war!

Legros: Alle rühmen dich dafür. Ich war im Unrecht, als ich dich zurückhielt.

Madame Legros: Aber nun ist es getan. Ich muß denken, daß es getan und ganz vorüber ist.

Legros: Ich glaube nicht. Von dem, was du getan hast, bleibt doch wohl etwas übrig. Sie werden wohl noch Rechte haben an dich, dort draußen.

Madame Legros: Ich bin zu dir zurückgekehrt.

Legros: Du warst zu weit fort. Was du getan hast, ist zu außerordentlich. Nach solcher Tat wird man nicht wieder die Frau des Strumpfwirkers Legros.

Madame Legros: Ich bin es doch!

Legros: Ich muß dich verehren, sagen die Leute, und ich verehere dich auch.



Madame Legros: Sei mein Mann wie früher!

Legros: Ich habe vor dir gekniet.

Madame Legros: So soll nun ich mich hinknien? (Sie versucht es.) Sieh, ich bin so schwach. Nun scheint mir, was ich getan habe, ganz umsonst. Ich wollte, du hättest wieder deine laute Stimme, wenn du zu mir sprichst, und faßtest mich hart an. Verzeih mir, lieber Mann, verzeih, daß ich einen Unschuldigen aus dem Turm befreit habe.

Legros (wendet sich zur Tür).

Madame Legros: Du willst nicht? Du liebst mich wohl nicht mehr. Ach! Im Grunde war es dir wohl ganz recht, daß ich soviel vom Hause fort war? Mein Platz ist wohl besetzt?

Legros: Soll ich mir von einer Heiligen die Suppe kochen lassen? Strümpfe verkaufen ist kein Geschäft für eine Heilige. (In das Nebenzimmer ab.)

Madame Legros (vor der geschlossenen Tür): Hüte dich, Legros, daß ich nicht wirklich fortgehe!

\*

#### VIERTE SZENE.

Madame Legros. Die Verwandte.

Verwandte: Wenn Sie essen wollen, Madame Legros, können Sie in die Küche kommen. Aber es gibt nur Kartoffeln.

Madame Legros: So? Ich kann in die Küche kommen? Und kann ich mich auch in mein Bett legen, — wenn ich nicht finde, daß man es mir inzwischen beschmutzt hat?

Verwandte: Ich bin nicht schmutziger als Sie.

Madame Legros: Ein Ungeziefer bist du! Hast dich eingeschlichen und willst mich fortbeißen! Aus dem Hause mit dir! —

Verwandte: Fortschicken kann mich nur Herr Legros, und der wird sich hüten, denn er braucht mich.

Madame Legros: Wozu? Wage, es zu sagen!

Verwandte: Und wenn ich es sage? Zu allem, wozu eine Frau im Hause dient. Sie hatten Herrn Legros verlassen, da habe ich mich seiner angenommen.

Madame Legros: Hast du ihn auch geliebt?

Verwandte: Was macht Ihnen das?

Madame Legros: Denn ich — ich habe ihn geliebt!

Verwandte: Bis Sie sich in den Unschuldigen verliebten.

Madame Legros: Viper! (Stürzt auf die Verwandte los.)

Verwandte (flüchtet hinter den Tisch): Es ist doch wahr! Dafür sind Sie ja eine Heilige geworden. Und ich, die ich mich des Herrn Legros annahm, soll beschimpft werden?

Madame Legros: Ich dreh dir den Hals um!

Verwandte: Eine schöne Heilige! Das erzähl' ich Herrn Legros. Wenn er Sie nur schon los wäre, hat er gesagt. (Seitwärts ab.)

\*

## FÜNFTE SZENE.

Madame Legros. Chevalier. Dann Volk.

Madame Legros (sinkt gegen die Wand): Wenn er mich nur schon los wäre! Wohin mit mir . . . Eine schöne Heilige. Ist durch so viel Schande gegangen. Kein Mittel war ihr zu schlecht. Nicht einmal — o Gott — das Versprechen ihres Leibes . . . (Das Gesicht des Chevalier erscheint am Fenster.) Es ist nicht aus, Legros spricht wahr. Jemand dort draußen hat Rechte an mich. (Richtet sich auf:) Was fürchte ich. Wen hab' ich denn noch . . . Er soll kommen!

Chevalier (steht in der Tür):

Madame Legros (schreit auf, streckt die Hände vor):

Chevalier: Nicht erschrecken, bitte! Ich weiß wohl, daß ich nicht in dieses Fest hineinpasse. Doch konnte ich es mir nicht versagen, Ihren Triumph mit anzusehen: den Triumph einer Heiligen. Man erlebt das nicht alle Tage. (Sieht sich um:) Aber ich glaubte, hier würden mehr Leute sein.



Madame Legros: Sie sehen, man hat mich allein gelassen. Das Fest ist nicht für mich. Die andern feiern ohne mich.

Chevalier: Ihnen aber schulden sie es, daß sie feiern dürfen.

Madame Legros: Der Unschuldige ist frei, so ist für mich nun alles aus.

Chevalier: Das klingt, als bereuten Sie.

Madame Legros (stark): O nein!

Chevalier: Sie haben einen Erfolg erlebt, den niemand für möglich hielt. Was Sie für ihre Zukunft und die der Ihren an Vorteil daraus ziehen konnten, haben Sie verschmäht — (leicht ironisch): und ich bewundere Sie dafür. Jedenfalls aber haben Sie die angenehmsten Emotionen genossen, und ganz Paris spricht von Ihnen. Sie sind berühmt, man hat sich vor Ihnen beugen müssen. (Er verbeugt sich.)

Madame Legros (wendet den Kopf weg).

Chevalier (unsicher): Sie wollen das nicht hören? Sie erwarten von mir andere Worte? . . . Ja, ich bin gekommen, um Ihnen etwas anderes zu sagen.

Madame Legros (zuckt zusammen).

Chevalier: Der Mißverständnisse hat es zwischen uns genug gegeben. Sie haben mich genug verachtet. Sie hören mir zu mit der Miene eines Opfers.

Madame Legros (lächelt schmerzlich).

Chevalier: Ich kann das nicht länger ansehen. Ihre Verachtung liegt zu hart auf mir. Ich muß Ihnen sagen —. Es ist so schwer. Hören Sie denn! Sie sind, Madame Legros, das erste menschliche Wesen, vor dem ich in Beschämung stehe. In den andern, so jung ich bin, habe ich mich nie getäuscht, wenn ich sie verachtete. Ich habe geliebt und dabei verachtet. Ich habe sogar getötet und dabei verachtet . . . Ich war stolz, ohne Illusionen zu sein. Und aus Stolz bin ich an Ihnen, Madame Legros, zum Lügner geworden! Denn im Grunde meines Herzens habe ich längst gewußt, wer Sie seien: schon als Sie noch, von allen unerkannt, in den Gassen irrten und Mitgefühl suchten. Aber ich wagte nicht zu glauben. Das Laster der Erkenntnis in mir sträubte sich gegen Sie. Ich hätte Sie gern entlarvt, um

mich zu beruhigen, um nicht gestehen zu müssen, daß es etwas gäbe, das alle nur erheuchelten, das ich so sehr ersehnte und doch nur mit Hohn nennen mochte, die Tugend, — und um diese ungeheure Zärtlichkeit zu ersticken! (Stürzt vor sie hin, legt die Stirn in ihre Hand.)

Madame Legros (über ihn gebeugt): Sie, in diesem Augenblick, haben mehr Tugend als ich.

Chevalier: Ich glaubte Sie einst im Haß zu lieben, als Feindin, die man unterwirft und schändet. Und Sie waren vielmehr die, die mich erhob und mich wider meinen Willen mit den Menschen befreundete. Soll ich das Geheimste sagen? Ich wünschte mir, Ihnen zu folgen, mit Ihnen unterzugehen in allen den Unbekannten, denen Sie einen Unschuldigen befreit und die Unschuld zurückgegeben haben . . . Sie dürfen lächeln. Ich mache schon selbst den Vorbehalt, daß mich das alles nicht angekommen wäre, wenn Sie nicht schön wären und wenn ich Sie nicht liebte.

Madame Legros: Solche Liebe habe ich erfahren. Sie ergriff mich, als vom Turm der Brief fiel.

Chevalier: Sei meine Schwärmerei nun kindisch oder erhaben, ich will mich nicht schämen. Nehmen Sie mich hin.

Madame Legros: Kind! Was soll ich mit Ihnen noch beginnen. Ich habe vollendet, was zu tun war.

Chevalier (steht auf, sucht sich zu beruhigen): Ja: hinter Ihnen liegt als getanes Werk, wovon ich nur träume. Was geht es Sie an, daß einer durch Sie erschüttert und außer sich gebracht wird. Sie haben Ihr Werk vollendet und sind nun heimgekehrt.

Madame Legros: Das ist das Schwerste: heimzukehren.

Chevalier: Das ist das Unsägliche. Sie stehen hier, und diese Hände hängen herab, als sei nichts geschehen. Sie haben uns alle verstanden und gerichtet, Sie haben sich zum Opfer angeboten für uns alle, und haben für uns triumphiert. Und wenn nun einer, den Sie bezwangen, in dieses Zimmer tritt, findet er darin die Frau, die vormals hier war. Was bleibt danach zu erleben. Ich gehe.



~~~~~

Madame Legros: Nicht dieselbe Frau. Auch Sie müssen hören. Ich bin nicht so stark, wie Sie sagen. Was ich tat, hat mich wohl schwächer gemacht. Vorhin dachte ich mich fort, mit einem, der mich nehmen will, nur fort und unter einen Willen. Ich bin so müde.

Chevalier: Ihre Müdigkeit ist heilig.

Madame Legros: Auch will ich nicht, daß Sie mir danken. Denn ich habe Sie verraten.

Chevalier: Sie — mich ? (Lacht auf:) Das wäre das letzte, was ich zu lernen hätte. (Besinnt sich:) Ich will nicht wissen, wann und wie. Beichten Sie einem Würdigeren! Schonen Sie mich! Mein Glaube an das Gute soll ein Leben lang sich auf diese eine Stunde berufen. Ich weiß, er wird es schwer haben. Auch Sie wird das Leben zu anderem entführen, als es die Rettung eines Unschuldigen war.

Volk (zieht in der Gasse herbei, mit Getrommel und gellenden Pfiffen. Dann Rufe): Madame Legros! Zur Bastille!

Chevalier: Es kommt schon, Sie zu holen. Aber nicht jene, die Sie in Not und Zweifeln sehen werden: nur ich habe Sie gekannt. in meiner höchsten Stunde. Leben Sie wohl, Madame Legros! (Er will hinaus. Männer mit Picken und Äxten treten ihm die Tür.)

Ein Mann: Da ist Madame Legros! Sie sollen mit uns kommen, Sie sind die Freundin des Volkes!

Ein anderer: Sie haben einen Unschuldigen befreit.

Alle: Ehre der Freundin des Volkes!

Der erste: Aber es sind noch andere Unschuldige in der Bastille.

Der zweite: Und draußen. Kommen Sie mit uns, an unserer Spitze!

Rufe: Zur Bastille!

Madame Legros: Meine Herren, haben Sie Nachsicht, was soll ich tun?

Der erste: Uns führen!

Madame Legros: Ich weiß nicht, wohin. Ich habe getan, was zu tun war. Der Unschuldige ist frei.

Der zweite: Jetzt ist es an uns. Wenn Sie dabei sind, Madame Legros, werden wir siegen.

Madame Legros: Über wen? Der Unschuldige ist frei.

Der erste: Begreifen Sie doch, daß es mehr zu tun gibt. Wir alle leiden.

Madame Legros: Ich habe es getan. Der Unschuldige ist frei.

Der erste: Sie will nicht!

Der zweite: Sie verrät uns!

Rufe: Zur Bastille! Schleppt sie mit!

Madame Legros (wird umringt und angefaßt): Verschont mich, liebe Herren!

Chevalier: Fort da! (Zieht den Degen.)

Rufe: Ein Adelige! An die Laterne mit ihm! Hündin! Du verrätst uns mit den Adeligen!

Chevalier: Packt euch!

Ein Mann: Pack dich selbst! (Sticht nach ihm.)

Andere (stechen nach ihm): Macht ihn tot!

Chevalier (sinkt auf der Schwelle zusammen).

Madame Legros (schreit): Mörder! Ihr seid Mörder!

Rufe: Sie auch! Tötet sie auch!

Madame Legros (breitet die Arme aus): Wagt es!

Gemurmel: Sie hat den Unschuldigen befreit. Was machen wir da. (Man weicht zurück.)

Madame Legros: Was ihr da macht? Ein menschliches Herz habt ihr durchbohrt in dem Augenblick, da es am höchsten schlug, höher als eures, höher als meins . . . Ach! wozu schlug es, wozu befreite ich den Unschuldigen! (Sie kniet bei der Leiche hin.)

Die Menge (zieht ab): Zur Bastille!

(Es dunkelt.)

•

SECHSTE SZENE.

Madame Legros. Legros.

Legros: Deine Freunde waren wieder da. Sie sind ein wenig zu lärmend, muß man sagen . . . Um Gottes Willen, was liegt da?

Madame Legros: Hilf mir, Legros! Ist er tot? Das ist furchtbar!

Legros: Ich glaube, es ist aus. Ein Toter auf unserer Schwelle! Man wird mich fragen, wie er dahin kommt, — und wenn ich es nicht sagen kann —. (Greift sich um den Hals.) Das kommt davon, Madame Legros. So enden deine Geschäfte. Mich und dich bringen sie an den Galgen.

Madame Legros: Ich weiß nicht mehr, wie das alles kommt. Habe Mitleid mit mir, lieber Mann!

Legros: Nun siehst du wohl, daß dein Mann für alles sorgen muß. (Hört, stürzt nach links, ruft durch einen Türspalt:) Schier dich in die Küche! Daß du dich nicht rührst! (Kehrt zurück:) Die Gasse ist leer. Ich trage den da vor die Tür des Wundarztes, klopfe an und mache mich um die Ecke. Was geht das alles uns an. Wasche die Schwelle! Und schweige! Schweig still! (Er schließt die Tür. Ab mit der Leiche des Chevalier.)

*

SIEBENTE SZENE.

Madame Legros. Ein Akademiker.

Madame Legros (läuft durch das Zimmer, hält sich den Kopf und stöhnt. Sie sieht sich scheu nach der Schwelle um. Es klopft. Sie schrickt zusammen. Als es nochmals klopft): Herein!

Akademiker: Es wird Nacht, Madame, ich sehe nicht deutlich, ob ich die große Ehre habe, vor Madame Legros zu stehen.

Madame Legros: Ich bin die Frau des Strumpfwirkers Legros, mein Herr.

Akademiker: So sind Sie die Heldin, die wir heute in der Akademie krönen durften. Vielmehr, Ihre Anwesenheit bei uns war unsere Krönung, die Krönung unseres Werkes. Madame, erlauben Sie, daß ich in Ehrfurcht diese Hände berühre, die den Kerker der Vernunft geöffnet haben.

Madame Legros (zieht die Hand zurück).

Akademiker: Mein Besuch scheint Ihnen unwillkommen. Ich verstehe, daß große Taten viel Überdruß hinterlassen an den Menschen, denen sie doch galten.

Madame Legros: Ich bin krank, mein Herr, verzeihen Sie mir.

Akademiker: Ihre Hand ist zu heiß. Aber auch Ihre Miene, Madame, sieht verstört aus und läßt nichts mehr von der erhabenen Freude merken, mit der Sie heute den Ruhmesworten unseres Redners zuhörten. Ich gestehe, daß ich die Befreierin des Gefangenen Latude nicht wiedererkannt haben würde.

Madame Legros: Wundert Sie das, mein Herr? Für die Frau des Strumpfwirkers Legros war das alles zu viel: die lange Arbeit der Seele, der Kampf gegen alle, und dann die Verbrechen.

Akademiker: Die Verbrechen?

Madame Legros: Glauben Sie denn, daß Hände, die eine Bastille aufmachen, rein bleiben können?

Akademiker: Mein Kind, Sie fiebern. Die Vernunft sagt uns, daß wir durch das Gute siegen werden, und daß das Ziel das Glück aller ist.

Madame Legros (läuft umher): Und meine Angst und mein Herzklopfen sagen mir, daß ich nun eine Verbrecherin bin. Ein Mensch, hören Sie, ein Mensch, der mir glaubte, war es: und eben ihn verriet ich und ließ ihn sterben! Habe ich nicht alle verraten? Bin ich nicht schuldig, daß alle sterben?

Akademiker: Der Unschuldige lebt, und er ist frei!

Madame Legros (bleibt stehen, atmet auf): Ja, er ist frei.

Akademiker: Und wenn er nochmals zu befreien wäre?

Madame Legros: Ich nicht! Ich tue es nicht mehr! (Sie sinkt hin, schluchzt:) Ich bin nun verbraucht und verdorben.

Akademiker: Armes Geschöpf, das eine Heldin war! So werden andere nach dir zur Tat machen, was die Vernunft beschließt.

(Entferntes Trommeln. Rufe: Zur Bastille!)

Madame Legros: Ich will nicht hören.

Akademiker: Das ist der Gesang, Madame Legros, den Sie angestimmt haben. Ich ehre Sie, aber ich gehe nun weiter. (Er öffnet die Tür, er gleitet aus:) Was ist das?

Madame Legros: Auf solcher Schwelle, mein Herr, färben sich die Sohlen. Sie ist schlüpfrig. Hüten Sie sich!

Akademiker: Wir steigen hinüber und gehen weiter. (Ab.)

*

ACHTE SZENE.

Madame Legros. Legros.

Legros (tritt durch die noch offene Tür ein).

Madame Legros (läuft ihm entgegen): Rette mich!

Legros: Was gibt es? Wer war da?

Madame Legros: Ein Feind! Ich weiß nicht . . . Sie lassen mir keine Ruhe.

Legros: Das darfst du sagen. Aber jetzt ist dein Mann da. Wir wollen einmal sehen, ob die Leute hier noch lange ein- und ausgehen werden wie bei sich zu Hause. Mach Licht, ich schließe die Läden. (Er geht auf die Straße hinaus, legt die Fensterläden vor.)

Madame Legros (zündet die Kerzen an): Komm schnell zurück! Ich ängstige mich. Draußen geht jetzt so viel vor.

Legros: Auch noch die Tür. Nun werden sie uns in Ruhe lassen. (Flüstert:) Ich glaube wohl, daß niemand mich gesehen hat. Der Tote sitzt vor der Tür des Wundarztes. Es war ein wenig gefährlich, ihn bis dorthin zu tragen. Aber ich habe ihn aus menschlicher Achtung nicht in die Gosse werfen wollen.

Madame Legros (weint laut).

Legros: Du hörst das nicht gern. Ich sage es auch nur, damit du weißt, daß wir wenig zu fürchten haben, — und man kann sagen: nichts. Denn heute abend sind in Paris noch einige andere vornehme Herren ums Leben gekommen. Wer will da den unsern herausfinden.

Madame Legros: Du sprichst, als seien wir selbst die Mörder! Ich bin nicht schuldig an diesem Blut! Ich nicht!

Legros: Nein, du nicht. Und auch sonst läßt sich nicht sagen, daß einer schuldig ist, außer den Herren selbst.

Madame Legros: Er war der Beste von allen!

Legros: Danach fragt man jetzt nicht mehr. Man sagt sich in Paris, daß ein Unschuldiger dreiundvierzig Jahre in der Bastille verbracht hat, und daß es daher gleich ist, ob die, die sterben, schuldig sind oder unschuldig. Man sagt, die Bastille müsse fallen. Heute oder morgen soll es Ernst werden. Und das Zeichen zu alledem, sagt man, hat Madame Legros gegeben.

Madame Legros: Es ist nicht wahr! Ich war bei dir, lieber Mann, du kannst es bezeugen. Den ganzen Tag bin ich nicht mehr ausgegangen.

Legros: Aber die vorigen Tage? Da warst du wenig daheim, Madame Legros.

Madame Legros: Verzeih mir! Verzeih doch endlich! Es war wie ein hartes Geschick, das mich befiel. Ich mußte folgen. Ich habe dich nicht gern gekränkt, lieber Mann.

Legros: Weißt du denn, Madame Legros, ob du mich eigentlich gekränkt hast? Wenn hier Unrecht geschehen ist, so habe wohl auch ich das meine begangen und brauche deine Verzeihung, wie du meine.

Madame Legros: Schick sie fort, Legros.

Legros: Hier hab' ich schon den Platz in der Post für morgen früh. Ehe der Tag graut, setze ich selbst sie hinein und gute Reise! In ihrem Dorf mag sie immerhin ausplaudern, was sie heute doch vielleicht gesehen hat.

Madame Legros: Du bist gut! Du liebst mich noch immer?

Legros: Das merkst du wohl . . . Es ist nicht recht, wenn die Frau dem Mann über den Kopf wächst.

Madame Legros: Du bist stark! Nur dir will ich gehorchen und dienen.

Legros: Aber was du getan hast: wenn es mir auch Kopfzerbrechen gemacht hat, so verstehe ich doch, daß es etwas Gutes war.

Madame Legros: War es etwas Gutes?

Legros: Ich bin ein Bürger von Paris und weiß so gut wie einer, daß wir nach Vernunft und Tugend handeln sollen. Nur denkt man immer, ein Fremder und Weitentfernter mag damit anfangen. Und nun war es meine eigene Frau. Dahinein habe ich mich nicht leichter gefunden, als jeder andere getan hätte.

Madame Legros: Nun ist es wieder, wie es immer war. Du bist mein Mann und Herr.

Legros: Es ist so, und ist auch wieder nicht so. Denn dazwischen liegt, was du getan hast, und das werde ich nicht vergessen. Die andern, daran zweifle nur nicht, werden es vergessen. Vielleicht auch werden sie es dir vorwerfen und uns verfolgen. Man weiß nicht, was für Zeiten kommen.

Madame Legros: Dann habe ich dich und du mich!

Legros: Ich werde dich ehren, liebe Frau, auch wenn ich dir befehle.

(Umarmung)

Legros: So viel habe ich dir seit unserem Hochzeitstage nicht mehr gesagt.

Madame Legros: Jetzt will ich an die Arbeit gehen.

Legros: In der Nacht?

Madame Legros: Hier auf der Kommode, die sehr verstaubt ist, liegt noch immer das Häubchen des Fräuleins Palmyre. Endlich befestige ich daran die Schleifen.

Legros: Dies war ein schwerer Tag. Sie haben dich zuerst gekrönt und gefeiert. Dann kam wohl noch Schwereres.

Madame Legros: Und nun befestige ich die Schleifen.

(Vorhang)

Theodor Däubler:

MATISSE

Das „Morceau de peinture“ ist verschwunden, der Farbfleck hat seine Bestimmtheit eingenommen. Die Größe jedes Farbflecks und seine nervische Intensität, der ausdrückliche Abstand der einzelnen Farbflecke voneinander, im Sinne einer malerischen Tonskala, beherrschen die Bildfläche, bestehen sogar auf einem ihnen genau angepaßten Rahmen: die den Farbflecken innewohnende Kraft gibt somit das Format des Bildes zwingend an. Folglich, Rhythmus aus der Farbe heraus. Unbedingtheit der Farbe. Eigenrhythmik in jedem Gemälde. Höchste Form aus selbstverständlichster Freiheit. Jedes Werk seine Ursprünglichkeit und eine einzigmögliche Tatsache. Dichtung aus dem Wortkern heraus, Zeichnung als Behauptung der Farbe. Zum erstenmal kein Dualismus: endlich ein Malen, das Malerei gebiert, der Farbfleck, der sich selbst einzeichnet. Klassik und Eigenheit in ihrer Unzertrennlichkeit. Die letzte Revolution und doch längst keine mehr. Revolution, die Revolutionären niemals einging, und auf die bloß ein Klassiker kommen konnte. Somit: Matisse, der unbedingte Einfall, was Malerei ist.

Seine Farbflecken sind wie Sätze, die aus trefflichsten Hauptwörtern bestehen. Jeder Satz für sich. Punkt. Der nächste Satz wieder für sich. Nochmals. Also ein dritter. Ein vierter, fünfter, und so weiter. Endlich wird das Auszusprechende erschöpft. Jeder Satz beruht auf sich. Der Zusammengang der Inhaltlichkeiten ist aber vollkommen vorhanden. Ein ganz moderner Stil. Arabeske, die niemals dekorativ ist. Akademie aus Pedanterielosigkeit.

Die Bilder von Matisse muß man beherzigen; sein wissenschaftliches Vorgehen ist so liebevoll eindringlich mit seinem Gegenstand beschäftigt, so unbekümmert um alle andern Möglichkeiten, Gegenstände zu schaffen, daß er Lyrik schöpfen muß. Auf Schritt und Tritt. Matisse analysiert, wenn für ihn die Gesamtheit schon vorhanden ist. Sie hält ihn unweigerlich fest: er zerlegt bloß behutsam aus Gründen klaren Bewußtwerdens. Jedes Anders hat sein eigenstes Aussichheraus und wirkliches Vorhandensein: Stil ist Vollkommenheit. Und zwar eigene Vollkommenheit aus jedem Ding für sich entkernt. Stil ist der Versuch unbedingt, Ding an sich, zu werden. Matisse hat die Farbe bis zur letzten Unabhängigkeit gebracht.

Verdeutlichen wir nochmals die Sprache von Matisse. Wir betonen wieder: Farbe und Zeichnung ergänzen einander nicht, sondern der Eindringlichkeit des Auftretens eines Farbenerlebnisses entspricht sein Anspruch an Raum. Man könnte auch sagen: Selbstbehauptung unter uns innerlichster dynamischer Vorgänge. Man möchte wohl sagen: allerknappste Mitteilung eines metaphysischen Vorgangs durch die Farbe. Stolz der Farbe mit tiefster Bescheidenheit bei äußerlicher Bezeichnung.

Höchster Triumph des Aquarells. Jeder Farbfleck muß Raum haben, um sich auszudrücken. Die Farbflecken dürfen einander nicht stören, daher die Notwendigkeit, daß Weiß dazwischen bleibe. Jedem Farbbeschluß werde seine Atemberechtigung. Dieses freie Weiß verbürgt aber Leichtigkeit, wie gesagt, Atembarkeit für die Gesamtheit der Farbflecken, Freiheit in den Bewegtheiten der einzelnen Tonwerte. Dieses Weiß kommt oft auch bei Ölgemälden des Meisters vor, besonders im Stilleben oder in Bildern mit besonders betonter Rhythmik. Hier hat Moll in Berlin Matisse besonders scharf verstanden. Der Farbdynamik bei Matisse entspricht eine Realität. Seine Bilder verbleiben in einem Da, hier unter uns. Jeder Farbfleck wird eigennervig mit nervöser Kraft hingesezt. Er schwärmt sich nicht gespenstig und hyperbelhaft aus wie Kandinsky, und dennoch ist er unbedingt: Flammengeburt.

In seinen Kompositionen schweift Matisse aus der Nüchternheit des Gegebenen allerdings in ein Mitarabeskenbehaften ab. Durch unsre Generation geht ein eigenster, allerinnerster Befehl: fort vom Alltag, weg vom Naturalismus! Zum mindesten sagt unsre Stimme: sieh das Wunder auf Schritt und Tritt. Höre die Sterne in deines Nächsten Wesen, verabenteuerliche jedes Geschenk, das dir eine gütige Hand reicht. Farbe ist aus dem Unterirdischen zum Tagen berufen worden.

Das hebräische, das mohammedanische Gebot, keine Gleichnisse auszubilden, kein Menschenantlitz aufzustellen, gebär abstrakte Geistesart: darum geschah es: abstrakte Arabeskenkunst wurzelte sich in den Völkern Asiens fest, liebliche Triebhaftigkeiten seeligten in die Welt unerforschter Geometrien empor. Europas Bilderstürmerei vertilgte das Gebären in Plastik, und das ereignete sich zugunsten der Musik. Wir Jüngern wollen kein Nachbilden mehr, aus unsrer Nachthaftigkeit sollen wir abermals Phantasiegeschöpfe, zauberhaft, oder wenigstens, durch Geschautsein frei und leicht geworden, emportauchen lassen, damit sie, von der Ewigkeit umhaucht und berauschend, unter Menschen in ihrer Naturgezwungenheit treten können. Matisse ist einer der Sieghaften unter den Geistiggewiesenen, aber er bleibt beim Übererbten: seine Menschen sind keine Tapetendryaden, sondern freie Seelen, die Tapeten entwerfen und ihrer Gemütsart anpassen. Die Früchte seiner Stilleben sind keine Manna, keine Schnuppen aus der Astralwelt, kein unvergängliches Obst einer Märcheninsel, sondern die Veranlassung, daß ein Künstlerauge aus ihrer Pracht eine junge Farbenlehre hervorbluten, zurückdämmern, bei uns atmen sieht. Matisse' Blumen fallen nicht aus unsichtbaren Gespensterhänden herbeigegeistert, oder wie bei Odilon Redon, dem sehenden Künstler, in den Schoß; nein, sie saugen sich in schönen Vasen voll von Wasser, um durch ihre unheimliche Pfaulichkeit in schöner Frauen Haarturbanen oder vor lila-grünen, silberbesprenkelten Spiegeln ins Staunen zu versetzen.

Von Matisse stammen die beiden modernsten Bezeichnungen künstlerischen auf ein Ziel Gerichtetseins: Kubismus und Ex-

pressionismus. Der eigentliche Expressionist aus der Farbe heraus ist Matisse selber. Also der letzte Modernste. Dabei reicht seine Ahnenreihe zurück in die weitesten Fernen. Die hellenistischen Fresken in den Gräbern Etruriens, nämlich die Unterwelt der „sette camini“ bei Orvieto, die Wandmalereien der Nekropole von Clusium und besonders das ganze Totengebiet von Corneto Tarquinia entstammen im Malerischen einem verwandten Geiste. Denn auch da galt es vor allem zu malen. Die feinsten Gestaltungen blieben deshalb ohne Umriß, ohne Wissen von Zeichnung, von der Farbe her selbstbestimmend rhythmisiert wie beim Nervenmenschen Matisse. Wo sie gröber wurden, bekamen sie Konturen, ähnlich wie bei Gauguin. Pompeji gehört einer spätern, schon vielfach sehr anders gewordenen Epoche an. Dort handelt es sich nicht mehr um eigentlich unsichtbare, für sich und die Geister bestimmte Nachtgewölbe, die man ausmalte, sondern im Gegenteil um ein Dekoratives bei vollem Sonnengang. Pompejianisch-rote Flächen sollten belebt, illustriert, selten auch beseelt werden; schwarze Räume wurden für die Tagesherrlichkeit hergestellt: der dekorative Zweck forderte Puttenschmuck, Pflanzenfreudigkeit, nicht mehr Heiligkeit der Farbe. So wars auch im Palast des Nero in Rom. Die Grotesken sind sehr feinempfundenes Kunstspiel. Die Reste des allerzartesten Wandberankens aus Menschenhand fand man in der Villa Negroni und findet man noch heute spurhaft im Kaiserschloß auf dem Palatin. Dekorativ wurden daher auch die herrlichen Loggien Raffaels und von Giovanni d'Udine im Vatikan.

Weltbrandkarawanen aus absoluter Farbe setzte das Mittelalter in die Fenster seiner Kathedralen. Zumal in den ganz alten Glasmalereien, wie im Dom zu Augsburg, in Chartres, in Pisa. Grade an der Dunkelheit der Farben lag ihr Geweihtsein; später bei den taghellen Fackelzügen half das Irdische, nämlich das Sonnenlicht, zu viel mit: es steigerte sich daher zu mächtig das Beleuchtetwerden zu ungunsten eines seelischen Erleuchtetseins, wo doch das von außen hereinnickende Tageshell bloß ein Rechnen mit den diesseitigen Notwendigkeiten

bedeuten konnte. Jedenfalls ist der Farbfleck ein aus der Gotik-geboren-werden. Im Mittelalter prägte ihn gläubige Bewußtheit aus, heute zittert er unter der nervösen Hand Matisse' sternig auf. Bei Tizian, zumal beim Alten, fühlen wir oft im Ölbild das Aufgluten der absoluten Farbe. Der Goldregen bei seinen Danaën, mehr noch auf dem Neapler, als auf dem Wiener Bild, verheißt bereits viel mehr vom Eignen-Leuchten-Erfaßtsein als von sogenannter Farbenglut, in einem äußerlichen Sinn. Auch Tizians oft gerühtes Verzeichnen geht eigentlich aus einem gewagtern Raumausspruch seines Farbenerlebens hervor, das sich um korrektes, aber unmalerisches Zeichnen nicht kümmern konnte. Eine Ahnung vom Farbfleck sprengte die herkömmliche Richtigkeit der Umrisse. Spät, in seinem Nachtstück in München, in der Geiselung Christi ist der Farbfleckbringer Tizian tatsächlich da. Kann man da überhaupt noch von Zeichnung reden?

Matisse kam sehr früh auf Sonnenwegen zu seinen Farbfleckergebnissen.

Hier sei Beccafumi, Sienas später Kolorist, nicht übergangen. Viel Modernes ist in seinen wenigen besten Bildern enthalten. Von allem sah er die Welt pflanzenhaft; im Sinn grosser Palmblätter gruppierte er Menschen und Wolken zueinander. Der Wedel gab ihm überhaupt seine Stildeutung ein. Spontan wiegsam, noch selbständiger als bei Greco, genau tastbar verteilt, bluteten seine Farbentatsachen auf. In den Gesamtheiten harmonisierte er zwar Farbe und Vorgang, aber alle Farbe hatte auch eine Willkür inne; war oft eine Plötzlichkeit, keine Einordnung wie bei Matisse: aber grade durch diese Plötzlichkeit war in ihr etwas wie Vorahnung der absoluten Farbe. Ein grossartiges Farbenabenteuer wurde damals in der toskanischen Hügelstadt angefeuert. Ein wundervolles, farbengetragenes Empordunkeln der mystischen Seele Toskanas: dazu ein taumelndes Irrlichtern von Farbenzerlegbarkeiten, wie dann viel später durch Delacroix.

Matisse bleibt einfach, fast sachlich. Rhythmus und Farbe stützen einander voll von Selbstverständlichkeit. Lose Tanz-

gewinde von Menschen oder Blumenkränzen werden leicht hingemalt, beinahe behaucht. Festere Laubgefüge, Waldlichtungen mit erdbeerroter Boden sind stolz auf ihre Baumumgebung mit satterem Farbensdruck. Oft bereichern das kräftige Bildnis einer gemalten Person zartere Stilleben vor Spiegeln um Geranktapeten, auf zärtlich übersamten Tischen. Dieser Wechsel von Rhythmen bringt Reichtum; eine vollgewollte Harmonie verwagt das Sanftmelodische der Einzelgefüge. Aber immer ergänzen sich Rhythmus und farbiger Ausdruck, nur häufig zwiefach, ja vielfach auf dem gleichen Gemälde.

Den Reichtum durch eine Art plastischer Fuge brachte der einst Paolo Veronese. Perlmutterhaft schillert der Himmel über sein Italien zwischen zwei Meeren. Traumhaft blauäugelt sein Graugrün hinauf zu einer wahrhaften Nachmittagssonne. Traurig blaugraut es durch seine froh begeisternden Himmelseinblicke. Windhauche verlieben sich, lilasanfter noch als bei Giorgione, in blauverwunderte Gebüschvertraulichkeiten. Lilagrünes Gewölk wittert, vielleicht halb wetterleuchtend, das Nahe eines Meeres. Das ist das Perlmutternde in der Natur.

Beim Raub der Europa wirds am anschaulichsten, wie sich Veronese mit einer Farbensymphonie triumphatorisch seiner eignen Komposition entgegenstellt. Von dem in den Fleischfarben nüsternden Maul des Stieres geht er farbenverschwen- derisch aus, um sein Europäertum überall goldig, blond oder brünett, im Bild hervorblitzen, heraustaumeln zu lassen.

Tiepolo verstand ihn, griff nach dem Motiv des Raubes der Europa und türmte einen Aufbau aus Farben seinen Kompositionen der vier Weltteile im Würzburger Schloß entgegen.

Auch hier sind die hauchenden Fleischteile des Stieres ausschlaggebend. In ihren Farben, den europäischen, dämmern gelbrote Überraschungen aus Brokat und Wolkenbombast. Fleischfarbene Kleider, Tiere, halbblasses Europalicht flimmert aus allen Ecken und Schlitzen, die zufällig von der Komposition getragen werden, sie aber eigentlich unterbrechen, auseinander-splittern. Europas Wesen, ihr nacktes Mitgerissenwerden, besternt herrisch die Riesenfläche, indem es sie aber gleichzeitig

~~~~~  
fleischrosa, trunkenviolett hervorsprenkelnd zersetzt, zergerittet. Sie selbst, das Weib, wie es in die Komposition eingesetzt ist, könnte beinahe übersehen werden.

Amerika bei Tiepolo in Würzburg: keine wilden Tänze am Potomac, keine Affenumzüge mit Papageiefederfächern in den Antillen, sondern Europäer, rostrot im Halbschatten, tragen braunrote Ballen Ware, Karawanen von Rottunken herüber ins einstige Land der Rothäute. Sie zünden sich selbst hier, überm großen Wasser, ein rotes Herdfeuer an. Dem Farbaufmarsch in Rot setzt sich ein vorwegkomponiertes Formenland entgegen. Es wird aber vom Rot erobert.

Afrika bleibt noch lange die Welt der Schatten und ihrer wunderbaren lila Blauheiten. Das Schattenland bei voller Prachtsonne!

Ernst Barlach machte mich darauf aufmerksam, daß Schmetterlinge die Bringer einer Farbefuge sind. Die bunte Besprenkelung dieser Tiere unterstützt keineswegs immer die Zeichnung ihrer Flügel. Sie bebunten sich oft aus bloßer Farbentollheit. Dadurch werden aber die Schmetterlinge unsichtbarer; ihre Zeichnung fällt im Kunterbunt der Natur weniger auf. Die Farbe schützt ihren Hervorzauberer. Sie wird absolut in der Natur; vielleicht auch bei Vögeln, zumal bei den brasilianischen mit Sonnenfleckengehlen. Das Volk wußte das, denn es hat einen Schmetterling Pfauenauge getauft. Also Farbe wurde zum Auge.

Matisse muß Schmetterlinge lieben. Er liebt so sehr Kinder. Er soll sogar ein Töchterchen haben, über deren Äußerungen er oft vor seinen Werken erstaunt ist. Seine Kunst ist ja aus Aufrichtigkeit, aus Bekenntnis zur Farbe geboren. Dabei ist er der gewissenhafteste Theoretiker: Matisse verlangt aber grundsätzlich bloß Kunst, das heißt: wer sich allein auf das Künstlerische in sich verläßt, wird immer voll von Naivität bleiben.

In München lebte bis vor kurzem ein Künstlerkind: der Knabe Andrej. Er war immer der Schmetterling unter den Gespielen; das echteste Kind und zugleich Künstler. Schon mit vier Jahren schuf er aus der Farbe, ohne irgendwie illu-



strieren zu wollen, ganz zauberhafte Gemäldchen. Man sagt sich vor seinem lieben Œuvre: aus dem Jungen könnte ein Matisse werden! An Matisse, dessen Werk er nicht kennt, erinnern nämlich seine Bilder am allermeisten. Das kann auch als bestimmter Beweis dafür gelten, daß Matisse heute die natürlichste Kunst gibt.

Beim Beurteilen jeder Malerei sagt der kleine Andrej immer treffsicher, ob in einem Bild die Farbe aus sich heraus ausgerundet ins Bild hinein eingerundet sei.

Matisse hat bereits seine große Wirkung getan: der früher erwähnte Moll in Berlin und Purrmann sind seiner Richtung wichtigste Vertreter.

Da man durch ihn aufs eigentlichste Malen gekommen ist, muß sein Einfluß in Zukunft immer mächtiger in Erscheinung treten.

## GLOSSEN

*Epilog**zu den Briefen an einen Toten.*

Es gibt Leute, welche die Worte: „Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert“ mit besonderer Vorliebe herausgreifen, andere wieder, welche meinen, Christus könne sich unmöglich so geäußert haben. Ich zweifle keinen Augenblick, daß er so sprach, sowenig ich glaube, daß er dabei an unsere heutigen Stickgase, Flatterminen und Sprengbomben dachte. Aber ich weiß eine Schlacht, zu der ich noch als ein Schatten jubelnd hinstürmen würde, tagte er endlich, der große Europäische Bruch mit unseren Trollen, unseren Ab- und Unterarten und dem Troß der Seelenlosen, deren Triumph das heutige Chaos besiegelt. Denn eines Tages werden wir es vor uns herjagen, das Heer der böswilligen Toren wie der Unterworfenen, nicht länger gewillt, ihre Übermacht zu ertragen. Von langer Hand ist der Rache vorzuarbeiten, von jetzt ab schon und inmitten der unerhörten Niederlage noch, welche die Kinder des Lichts von den Söhnen der Finsternis erdulden. Ist das, was sich heute ereignet, etwas anderes als das erweiterte Bild desjenigen Krieges, der unablässig auf der Erde wütet, das Glück der Familien

untergräbt und die Häuser niederreißt? Haben die Knechtischen jemals aufgehört, den Besonnenen zu verfolgen? Ist je ein Waffenstillstand zwischen ihnen gewesen? Ließen sie je ab, den Edlen zu bedrängen, auf daß er stürze oder sein Wirken wiedervereitelt werde? Kein Gesetz, nichts auf Erden störte sie je, das goldene Saitenspiel seines Herzens zu zerschlagen. Wir wissen genug. Wer brennenden Auges in diese Welt hineinsah, dem ist dieser Krieg kein Rätsel, noch die Worte Desjenigen, dessen Kommen der Engelsruf verkündete: „Friede den Menschen, die guten Willens sind,“ und der doch gesagt hat: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“ Die weit verstreuten *Menschen* sind heute überall die Unterlegenen, die ihre Einigung noch nicht festlegten, um als das auserwählte Volk — furchtbar genug — den Fuß auf den Nacken der Schlechten, der Unentwickelten, der Unterarten zu setzen, nicht mehr willens, mit ihnen, die nichts so sehr scheuen wie ihre Namen, die Herrschaft über diesen Planeten zuteilen. Durch alle Nationen, alle ihre Schichten hindurch ist der „Genius“ dieses Krieges, seinem Charakter entsprechend, der Würgengel der Besten gewesen, der besten Söhne überall, und der ungeborenen Söhne



dieser Söhne. Fragt einen Arbeitgeber, wo immer Ihr wollt: seine besten Leute sind es, die er beklagt. Rache für sie, für alle Prediger in der Wüste, für alle jene Staatsmänner auch, die — hier und drüben — mit reinen Händen in diesen Krieg gerissen wurden, Rache für sie und ihren Gram. *Ihre* Erhebung und *ihr* Zusammenschluß ist die große Notwendigkeit. Man sage mir nicht, daß es unmöglich sei. Ein Ruf dringt schon durch das Getöse. Wie mit Feuerzungen ist schon die Luft von den Stimmen der Dichter erfüllt.

Inmitten welcher Drangsal, welcher Todesnot, aus ihren Gräben, ihren Gräbern ach! haben sie nach der Herrschaft des guten Menschen gerufen.

„Sein ist die Kraft, das Regiment der Sterne.“

Und es gilt nicht von Utopien zu reden. *Es gibt keine Utopien.* Er wäre denn nur ein Utopist gewesen, der nicht gekommen ist, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert, und der gesagt hat: „Seligsind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.“

*Annette Kolb.*

### *Besetzt.*

Wie oft, wenn ich mit dem altertümlichen, schwerfällig und doch leicht dahintrampelnden Pferde - Omnibus durch die Berliner Straßen und durch das Berliner Leben fuhr, was mich immer wieder von neuem belebte und ergötzte, hörte ich, vom ältlichen, gutmütigen Schaffner auf bescheidene und drollige Art ausgesprochen, dieses kleine, unbedeutende, aber im gegebenen Moment doch auch wieder ziemlich wichtige Wort, das übrigens auch noch, der Ordnung und Genauigkeit halber, auf einer Tafel geschrieben stand, die sichtbar oder unsichtbar gemacht werden konnte. Hing die Inschrift

**BESETZT**

nett und artig herunter, so wußten die Leute, daß einstweilen niemand mehr einsteigen und hinaufklettern durfte, weil die Gondel oder das auf Rädern rollende Lustgemach bereits beinahe bis zum Ersticken voll war, ein bedauerlicher Tatbestand, den die mahnende

Tafel ja deutlich genug ankündigte: „Halt! Wer die auch immer sein mögen; bis hierher und nicht weiter!“ Mitunter gab es aber trotz der ablehnenden und abweisenden Tafel starken Publikumsandrang, stürmisches Verlangen, einzusteigen und mitzufahren. Dann sagte etwa der diensttuende Kammerherr mit höflicher Stimme: „Besetzt, meine Herrschaften“, oder er sagte: „Bitte nicht drängen. Es hat keinen Zweck“, oder es fiel ihm vielleicht ein, zu sagen: „Mit dem größten Vergnügen, meine Damen und Herren, möchte ich Sie auffordern, einzusteigen und Platz zu nehmen, aber es ist meine rauhe Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß der Wagen bis in die kleinste Ecke hinein dicht mit Fahrgästen besetzt ist. Entschuldigen Sie sehr, daß ich gezwungen bin, Ihnen den Einlaß und Durchbruch zu verweigern.“ Während auf der einen Seite gestürmt und angegriffen und auf der andern Seite abgewunken und abgewiesen wurde, fuhr das Boot mitten durch all den Großstadtverkehr, der

fast einem Meere glich, immer ruhig und munter weiter. Schon will wieder ein hastiger Ungestümer aufspringen, doch schon tönt dem Kecken wieder das ruhige „Besetzt“ in die Ohren, worauf er den Fuß vom Wagentritt wieder sorgfältig zurückziehen muß.

Einmal, als sich der Omnibus in voller, schöner Fahrt befand, alles glatt und fein dahinging, niemand auch nur von ferne an einen Überfall oder an einen Gewaltstreich dachte, drang einer hinein, der offenbar von Haus aus gewöhnt war, durch dick und dünn zu gehen und alles zusammenzuhauen, was sich ihm in den Weg stellen mochte.

„Besetzt, mein Herr,“ bemerkte der Beamte,

„Dummer, blöder Quatsch,“ versetzte der Monsieur Draufgänger. Das war ganz gewiß einer, der es für klug hielt, rücksichtslose Machtpolitik zu treiben. „Verzeihen Sie, haben Sie nicht gehört, was ich sagte?“ fragte der gute Fahrman. Es ergoß sich aber auf sein armes Haupt ein wahrer Platzregen von Schimpfwörtern. Der Anprall und die Überschwemmung des Unangenehmen und Unvorhergesehenen

waren so gewaltig, daß der gute Mann nachgeben mußte. Er klagte jedoch und sagte folgendes:

„Das ist nun aber doch nicht recht, und es ist ein Glück, daß nicht alle Leute so sind, wie dieser Herr, der mich beschimpft, wo ich ihm doch nur „besetzt“ gesagt habe. Es war doch meine Pflicht, ihm das zu sagen, aber gewisse Leute wollen alles zerstampfen und zerdrücken, wenn sie sich einmal irgend etwas in den Kopf gesetzt haben. Ich sage ja nicht zu meinem Vergnügen „besetzt“, oder um die Menschen zu ärgern, oder als wenn ich eine Schadenfreude hätte. Jeder tut seinen Dienst und erfüllt seine tägliche Pflicht, und die meinige besteht nun einmal darin, daß ich „besetzt“ sage, wenn sich das so verhält. Da ist es doch ungerecht, wenn man sich darüber empört. Es ist überhaupt lächerlich, wie schnell manche Leute zornig werden können. Ei nun! ich halte mich an die Vernünftigen, und diese sind gottlob und Dank noch nicht ausgestorben.“

So sprach der Schaffner, indes der Omnibus gemütlich weiterhumpelte.

*Robert Walser.*

### *Heut und morgen.*

„Kein Sturz zu Boden soll uns rückwärts  
biegen,  
Uns Flatternde, uns Würdige zu fliegen.“

*Alfred Wolfenstein.*

Nichts kann klarer sein, als die Tendenz der jungen deutschen Kunst.

Sie ist ganz geistig, ganz menschlich, in Leid und Empörung. Der Januskopf dieses Krieges strahlt in ihren Werken — wie Jahrtausend, höchste Anspannung der Kraft: gerade Stirn, gerade Augen,

tiefstes Erbarmen: geneigtes Antlitz, reif dem Ziele zugewandt, das sich den ineinander verbissenen Menschen unseres Erdteils und ihrem wutgeschüttelten Elend langsam über ein Meer von Blut und Tränen nähert. Ahnen sie nicht schon die mystische Verwandlung der tödlichen Umarmung in den Bruderkuß? Doch. Alle, die in der Hölle waren, die das Schicksal — Name für unsere dunkelsten Triebe — zwischen zwei Zeiten gesenkt hat wie einen Kessel,



worin die entsetzliche Metzelsuppe brodelt. Wer konnte dieses Märchen des Großen Greuels erdenken? Nur eine höllische Leuchte der Wissenschaft, Psychologe, Ingenieur und Chemiker, Industrieller, der Tausende von Quadratkilometern zum Schachbrett unter seiner goldenen Brille zusammenrückt, Hydra so weit wie größte Ebenen, höher als die Gletscher, der Teufel selbst, der in die MASCHINE fuhr, das tollschöne Werk aufbauenden Menschengestes, unsern edelsten Stolz, der Starken breit atmende Kraft und die Zuversicht der Schwachen. Sie mußte ihn reizen, natürlich. Es gibt nichts Eitleres, als den Teufel. Und dann: sie drohte ihn zu zermalmen! Da kam er ihr mit einem Staatsstreich zuvor. Er warf sich in sie, er nahm ihre Gestalt an und feierte den rasenden Triumph. Etliche scheinen zu glauben, daß man ihn mit Weihwasser vertreiben könnte. Vielleicht gelang solches mit den Teufeln der guten alten Zeit. Dieses Ungetüm, dem die Menschenreste nur wie ein leichter rosa Schaum an den vollkommenen Reiß- und Hackzähnen kleben, muß man zerschlagen.

Nichts kann klarer sein, als die Tendenz der jungen deutschen Kunst.  
Sie kämpft gegen den Teufel.

\*

Und also nicht mit lieblicher Musik.  
Wer hätte gedacht, daß aus Werfels Knabenflöte einmal Tubatöne brächen? Früher — nicht wahr? das erkennt Ihr jetzt auch — hatte die Prager Weis' doch immer etwas von jenem: „Menschen, Menschen san wir alle“ .. Vorbei! Fern sind sanfte Kinderwäsche, Eckensteher voll indischer Philosophie, nachdenk-

liche Fürstinnen und andere Nähterinnen im Rosenhag! Männer, Männer wälzen sich in namenlosem Weh. Zwischen Irrsinn und Tod bäumt sich das stärkste Herz. Aufsteigt ein unterirdischer Gesang:

„Tötet euch mit Dämpfen und mit  
Messern,  
Schleudert Schrecken, hohe Heimats-  
worte,  
Werft dahin um Erde euer Leben!  
Die Geliebte ist euch nicht gegeben.“

In Ehrensteins bitterböse Ranküne stürzt der Jammer der Zeit, und die vordem noch recht handliche Wermutschale des Wiener Tempelritters wächst ins Monumentale: „Der Mensch schreit.“

„Verehrungswürdig schöner Mond,  
dies trage ich dir vor:  
unter den Tapfersten, unter den  
Stürmenden  
wirft sich die Mine zerschmetternd  
empor.  
Kannst du nicht helfen?

Über zerfleischte Armeen der Ungestalt  
höher streckt sich der trauerlose Wald,  
mögen die Heere einander verheeren.  
Wald schüttelt sich, möchte verbrennen,  
Ohne Dämmerchein verschwärzt sich  
die Jahrhundertnacht.

O ihr vertempelten Kirchen, ferne des  
Himmels ungeborenem Ostrot  
: der Menschwerdung des Menschen,  
wann blüht es blau  
über Blutwolken dahin?“

In einem gewaltigen Rezitativ, dessen klassische Wendungen — ein Kennzeichen von Ehrensteins Lyrik — einen

seltsam erschütternden Kontrast mit einer fauchenden und bockenden Intellektualität bilden, spricht der Kriegsgott:

„Heiter rieselt ein Wasser,  
abendlich blutet das Feld,  
aber aufreckend das wildbewachsene  
Tierhaupt,  
den Menschen feind,  
zerschmetterte ich, Ares,  
zerkrachend schwaches Kinn und Nase,  
Kirchtürme abdrehend vor Wut,  
eure Erde.

— — — — —  
Unabwendbar euren Kinderhänden  
rührt eure Massen der Tod.  
Blut gebt ihr für Kot,  
Reichtum für Not,  
schon speien die Wölfe  
nach meinen Festen,  
euer Aas muß sie übermästen.  
Bleibt noch ein Rest  
nach Ruhr und Pest?  
Aufheult in mir die Lust,  
euch gänzlich zu beenden!“

Was einen bei Ehrenstein schon immer rührend packte, das plötzliche Einbiegen des herrischen Versmasses ins Melodische, ja Liedhafte, die plötzliche Auflösung des gedanklichen Krampfes, erreicht in seinem Kriegsbuch die höchste Wirkung.

„O Wiederkunft und Einerlei,  
Schnee der grauen Seele.“

— — — — —  
„Am verzückten Abendhimmel  
Aphrodites Sterne sich zu Tode  
schlafen.“

Becher, das radauende Eichhörnchen, das in wahnwitziger Eile Gedichte abtrat und dabei den Reim knackte,

daß es ein Vergnügen war, ihm zuzusehen, erschien plötzlich viel merkwürdiger, als selbst das ungewöhnlichste Eichhörnchen zu sein pflegt. Die Gedichtbände: „An Europa“ und „Verbrüderung“ sind Gipfelpunkte politischer Dichtung. Trotz Hoher Schule . . . Ich ertrug es nie, jemand Hohe Schule reiten zu sehn. Ist es denn nicht auch empörend, ein Lebewesen zu zwingen, seine eigene Karikatur zu exhibieren und gar, sie ihm, ohne daß es die Schändlichkeit des Scherzes erkennt, auf dem Wege der Dressur beizubringen? Becher reitet Hohe Schule auf der deutschen Sprache. Ein Exkurs in vergleichender Literaturgeschichte würde zeigen, wie das größte Sprachgenie der Franzosen, Rimbaud, niemals, auch nicht in seinen gewagtesten stilistischen Unternehmungen, gegen die Grammatik einer Sprache verstößt, die doch im Ruf beispielloser Beschränktheit steht; wohingegen Becher, um die Erfüllung seiner künstlerischen Absichten zu ertragen, der deutschen Sprache die Gelenke ausreißt, sie durcheinanderwirbelt, und, wie ein Jongleur mit Tellern, in der Luft Figuren bilden läßt. Alle diese Sprachteile scheinen in die absoluten Befugnisse ihres Eigengewichts eingesetzt, kraft deren sie sich nach eigener Wahl in einer andern Sphäre mit ihresgleichen zusammenfinden. Becher spricht in Deutsch ein ungefähres Latein, Griechisch und Französisch: gleichzeitig. Es geht drunter und drüber — und ist doch aus einem Guß. Dies Drunter und Drüber, das Gemisch, das ein eiferner Liebhaber eine europäische Synthese nennen könnte, ist original. Das



Kauderwelsch dieser verzückten Grammatikeignet Becher und sonst niemand. Es ist die Sprache eines Engels, der durch Mauern und Wände zieht, zischenden Herzens. Hart und Weich, Nah und Fern rinnen zusammen. Von der deutschen Sprache bleibt nur eine Erinnerung, nur soviel wie nötig ist, um zum Sinn der höheren Tonlage durchzufinden. Wer sich die Mühe gibt, besitzt bald den Schlüssel. Aber bei diesem Spiel besteht immer die Gefahr einer fast gleichzeitig eintretenden Entzauberung. Ich würde Becher mit einem Ertrinkenden vergleichen, in dessen Hirn, während er mit Händen und Füßen um sich schlägt, unter dem Druck des Blutes die weiße Verzückung, die unendlich lichte Klarheit sich verbreitet, und ich wäre über seine Zukunft ziemlich hoffnungslos, gelängen ihm nicht auch und noch immer Gebilde, die mit irdischem Klang verweilen, ohne Krampf und von keinem Rausch noch so süß vergiftet.

„Der Knabewartet auf die Mutterblüte,  
Die unter bauschenden Gewändern  
thront.

Da kommt sie strahlend weich: die  
Mutterblüte,  
Von keinem Mann, von ihm nur fern,  
bewohnt.“

— — — — —  
„Ein wenig Mond mit Firmament ge-  
mischt,  
Stöße von Nacht und Träume Intervallen.  
Daß seine Augen auf die Städte fallen,  
Gläsern und trunken. Kühl ihr Weißes  
lischt.“

— — — — —  
„Sie streift ihn kaum. Doch deinen  
dunkeln Gärten

Ward er zum Bräutigam wie unbemerkt.  
Nun tanzt und wiehert er mit lichten  
Pferden,  
Besingt den Montag als sein schön-  
stes Werk.  
Voll dunkler Knospen stehn in Brand  
die Haare . . .“

Fast jedes Gedicht enthält solche Zeilen, solche Strophen. „An den Frieden“ ist heutige Musik, Musik noch im unmelodischen Ausruf der letzten Zeile (wenn auch nicht eins der stärksten Gedichte):

„O süßester Traum, der streicht wie  
Sommer lind!  
Doch bald mußt du wohl mehr sein  
als ein Ahnen.  
Da blüht er auf wie kleinster Duft  
von Wind.  
Ein Engel durch der Leichen Schlucht  
sich bahnend.

Dein Tag — : er wölbt! Die Stadt  
birst vor Geläut.  
Der Sonne Fluß erbraust in jeder  
Straße.  
Gemäuer hoch sprießt goldner Strahl-  
Efeu.  
Fanfarenmünder Halleluja blasen.

Das Blutgefild verbaut zu weichem  
Beet,  
Zu Wald und See mit Stern und Wolk  
darein.  
Millionen Toter schwarze Fahne weht  
Breit auf vom Grund. Zerpeitschte  
Lüfte schrein.

Wird sich ein Blitz zum Mord im  
Abend zücken!?  
Nein. Menschen wallen Heilige im  
Chor.

Auf Promenaden mögt ihr Frauen  
pflücken.

Ein Bund von Freunden tritt im Platz  
hervor.

Ihr — : laßt uns gern vom ewigen  
Frieden reden!

Ja, wissend sehr, daß er Gestalt gewinnt  
Noch süßester Traum nur. Unsre  
Hände jäten

Das Unkraut aus, das jenen Weg be-  
spinnt.

Ertön o Wort, das gleich zur Tat gerinnt!  
Das Wort muß wirken! Also laßt uns  
reden!!“

\*

*Albert Ehrenstein*: „Der Mensch  
schreit“; *Johannes R. Becher*: „An  
Europa“ und „Verbrüderung.“ Alle drei  
bei Kurt Wolff in Leipzig, davon „Ver-  
brüderung“ in der Sammlung „Der  
jüngste Tag.“ —

Bei Georg Müller in München ein  
neuer Gedichtband *Theodor Däublers*:  
„Hymne an Italien“, ein große, schön  
gedrucktes Buch voll stolzer Verse, die  
auch dem Krieg, ohne die geringste  
Resignation, die Stirne bieten. —

*Heinrich Mann* hat in Prag seinen  
Essai über Zola vorgelesen, der im  
Novemberheft der Weißen Blätter ent-  
halten war. Die „Aktion“ vom 8. Juli  
veröffentlicht die einleitenden Worte,  
die Heinrich Mann dabei sprach, sowie  
eine kurze Vorbemerkung:

„Die folgenden einleitenden Worte  
wurden in Prag gesprochen vor Deut-  
schen und Tschechen, die, sonst selten  
in einem Saal vereinigt, mir gemeinsam

Man sehe die letzten Werke der  
jungen deutschen Kunst, man durch-  
blättere die Zeitschriften, in denen  
ihre zwanzig besten Vertreter schrei-  
ben und zeichnen, und man wird be-  
stätigt finden, was ein Franzose, der  
sich um Deutschland leidenschaftlich  
kümmert, kürzlich voll Erstaunen be-  
merkte: „Sie haben vor dem übrigen  
Europa einen Vorsprung gewonnen,  
den in naher Zeit alle Zungen preisen  
werden.“

Der Anfang ist gut.

Allen Narren zum Trotz wird mit  
dem Frieden der europäische Morgen  
dämmern. Wir werden uns seines  
Lichtes nicht zu schämen brauchen.

*R. S.*

die Ehre erwiesen hatten. Die Tschechen  
sind ein wertvolles, weil freiheitliches  
Element in dem Umkreis der Völker,  
die an dem deutschen Gedanken Anteil  
haben und künftig die menschliche  
Grundlage unserer Arbeit sein sollen.  
Sie suchen jetzt, aus Einsicht und tak-  
tischer Klugheit, eine Lebensmöglich-  
keit mit den Deutschen. Und mir war  
es erwünscht, nach Kräften verbindend  
zu wirken in einem Augenblick, wo  
Sprechen und Schreiben fast immer nur  
geschieht um zu trennen.

Meine Damen, meine Herren! Sie  
wissen, daß Emile Zola ein sehr großes  
Werk geschaffen hat, es sind 20 Bände.  
Jeder von Ihnen kennt einiges und hat  
eine Vorstellung von der ungewöhn-  
lichen Masse geformten Stoffes, be-  
wältigter Arbeit, die das Ganze darstellt.  
Sie wissen auch, der Stoff ist das franzö-  
sische zweite Kaiserreich, seine mensch-  
liche Geschichte, der Bau und Betrieb  
seines inneren Lebens, d. h. also, Ge-



sellschaft, Familie, Wirtschaft, Arbeit, der Proletarier, die Besitzenden, die Führer, die Frauen, alles was ein Geschlecht und ein Reich ausmacht. Durch diesen Stoff nun bekommt die große, vom Verfasser der Romane *Les Rougon-Macquart* geleistete Arbeit sofort einen ganz bestimmten Sinn. Das zweite Kaiserreich nämlich hat schlimm geendet, mit einer Niederlage, einem Zusammenbruch, einer Katastrophe von seltener Vollständigkeit. Da aber die Reiche doch nicht zufällig zusammenbrechen, mußte dieses viel gesündigt haben, es mußte mit viel Unrecht beladen sein und mit viel Lüge. So ergab sich für Zola die Notwendigkeit, nicht nur eine hervorragende Arbeitskraft zu betätigen, sondern auch eine ungemeine Wahrheitsliebe. Seine Arbeit schuf nicht nur Werke, sie erhärtete Wahrheiten. Die Wahrheit wurde die Seele seiner Arbeit. Dies ist der Sinn des Namens Naturalismus, den nicht eben Zola selbst seinem Werk beilegte, aber den er auch nicht ablehnte, trotz dem Ihnen bekannten Beigeschmack des Wortes. Naturalismus, nicht wahr, der Begriff umfaßt auch das Peinliche der Wahrheit, er bedeutet alles in allem etwas Unzartes, darwinistisch Rauhes, Unverblühtes, das nicht jedem ohne weiteres zugemutet werden darf. Und dabei hatte das französische zweite Kaiserreich, das Zola darstellte, doch so lebenswürdige Seiten, einen glanzvollen Hof, eine reiche und hochgebildete Gesellschaft, ruhmvolle Kriege, großartige Weltausstellungen, Kunst, Geist, Grazie so viel man will, und alles dies in einer gewissen leichten Luft, die seither aus Europa wie verschwunden scheint . . . Ja: aber es ward gelogen,

es ward so viel gelogen, wie bis dahin vielleicht noch nie. Unter dem Glanz ward Elend weggelogen, unter der Macht Verfall, unter Kunst, Geist, Grazie die gemeinste Genußgier. Die französische Revolution war längst gewesen, die Forderung der Demokratie lag längst bereit in allen Herzen, — dies Reich aber war ein Militär- und Klassenstaat, in dem der Volkswille nur gefälscht zur Geltung kam. Das Reich bestand also eigentlich entgegen dem besseren Wissen der Zeit, entgegen ihrem Gewissen. Und nicht anders war es mit dem Reichtum der Wenigen und der Armut der Vielen, die ohne den vom besseren Wissen verlangten Ausgleich blieben, nicht anders auch mit den Kriegen. Denn die Kriege des französischen zweiten Kaiserreiches — wir können uns dies heute kaum vorstellen — waren Kriege der Machthaber und des Kapitals, zu denen man das Volk nur vermitteltst faustdicker Lügen überreden konnte. Wo aber die Dinge so liegen, dort sah ein Geist wie Zola alle Bedingungen des Zusammenbruches. 1870 wenigstens war er wirklich erfolgt. Künftig hieß es wahr sein — da ja das Lügen nur Unglück gebracht hatte. Es hieß den Staat so einrichten, daß er dem Gewissen entsprach, ihn in Übereinstimmung bringen mit dem Stande der Wissenschaft vom Menschen. Alles mußte abzielen auf das Glück möglichst vieler Menschen, und keineswegs auf ihre Beschwindelung und Ausbeutung. Man mußte gerecht sein. Man mußte wahr sein. Nur so ließ sich leben . . . Sie sehen, jemand, der ursprünglich nichts gewollt hatte als Romane schreiben und eine soeben abgelaufene Epoche schildern, war ge-

rade durch seine Arbeit dahin gelangt, daß er Moralist ward und Erzieher. Erzieher zur Wahrheit, also zur Vergeistigung. Erzieher zur Güte, also zur Vermenschlichung.

Als Zola sein großes Werk dann fertig hatte, war er innerlich so sehr erhöht durch seine zwanzigjährige Arbeit im Dienst des Geistes, daß er unwillkürlich glaubte, auch die andern, auch die Welt um ihn her müßte inzwischen sich veredelt haben. Er glaubte, Wahrheit und Gerechtigkeit müßten, während er für sie schrieb, in der Wirklichkeit an Boden gewonnen haben. So war er doppelt bestürzt, doppelt erbittert, als er sich plötzlich gegenüber einer ungeheuren Ungerechtigkeit und einer maßlosen Lüge sah. Dies war die Dreyfus-Angelegenheit, deren Geschichte ich Ihnen jetzt verlesen will. Zola steht darin ganz vorn, denn durch seinen langen literarischen Kampf für die Wahrheit war er besonders gut vorbereitet, ihr auch im wirklichen Leben zum Sieg zu helfen, wenigstens dies eine Mal. Und es war wichtig, daß es ihm wenigstens diesmal gelang, denn er hat damit gegeben, was er geben wollte, ein großes Beispiel. " —

Die „*Neue Jugend*“ (Verlag der Neuen Jugend, Berlin-Charlottenburg, Mommsenstraße 11) erscheint wieder. Wieland Herzfelde leitet die kleine ausgezeichnete Monatschrift. Programm: „Nach eineinhalbjähriger Unterbrechung veröffentlichen wir das siebente Heft der „*Neuen Jugend*“ mit der Erklärung, daß der Inhalt der früher erschienenen Nummern unsern jetzigen Absichten nicht entspricht. Wir über-

nehmen lediglich den Titel der „*Neuen Jugend*“ und die darin enthaltene Tendenz: die Arbeit junger Dichter, Intellektueller, Zeichner und Musiker zu veröffentlichen. Wir wollen eintreten für alle, die in der Öffentlichkeit auf Opposition und Verständnislosigkeit stoßen, vor allem aber für die Jüngsten, die noch keinen Platz in der heutigen Literatur gefunden haben. Da wir auf kulturhistorische, philosophische und politische Beiträge denselben Wert legen wie auf künstlerische, bedeutet die „*Neue Jugend*“ die Fortführung der Ideen, die einerseits der „*Neuen Kunst*“ und der zweiten Zeitschrift des ehemaligen Verlags Bachmair, andererseits dem „*Forum*“, dem „*Aufbruch*“ und dem „*Anfang*“ zugrunde lagen.

Unsern früheren Standpunkt, ein rein literarisches Blatt der Jüngsten zu sein, verwerfen wir: es ist an der Zeit, daß alle Geistigen vereint dem äußersten Feinde entgegentreten! Zunächst wird Künstlerisches im Inhalt unserer Zeitschrift allerdings überwiegen: Wir leben im Zeitalter der Bekanntmachungen . . .

Alle freiheitlich Gesinnten (Expressionisten, die Anhänger der Jugendbewegung . . .) sollen in der „*Neuen Jugend*“ zu Worte kommen. Die Grenzen unserer Publikation werden nur bestimmt durch die Tendenz, die Zensur, den Umfang des Heftes . . .“ —

P.-J. Jouve, dessen von der Nouvelle Revue Française herausgegebene Gedichte „*Vous êtes des Hommes*“ Ludwig Rubiner hier besprach, veröffentlicht im Verlag der Zeitschrift „*Demain*“ (Genf, 28, Rue du Marché)



eine Rapsodie: „Poème contre le grand crime“. Die vier Teile der Dichtung sind überschrieben: An einen toten Soldaten, An Belgien, Gesang auf das Spital, Tolstoi. Aus dem Schlußgesang seien einige Strophen übersetzt:

„Schon spinnt der gleiche Gedanke  
durch alle Länder;

Der Gedanke hält sich in der Schweben  
und wartet in Leidenschaft, Mit-  
leid und Zorn;

In England, Deutschland, Frankreich,  
Rußland, Italien, in der Schweiz  
und in Amerika

Wartet der Gedanke.

In Serbien, Belgien, Holland und Nor-  
wegen, in Armenien, in Indien,  
In Afrika, im Tiefsten des üppigen  
Asiens,

Auf dem Boden der gealterten Rassen,  
auf dem Boden der kindhaften  
Rassen

Wartet der Gedanke.

Heute, selbst heute.

Wo ein Erdteil stirbt (das Reich der  
Kanone ist nur eine Erscheinung  
des Todeskampfes)

Heute wie immer, überallhin ins Un-  
endliche erheben sich Menschen;

Im Feindesland wie in dem meinen  
sind Menschen, die denken und  
fühlen wie ich,

Sie weigern, wie ich weigere, sie haben  
ihr Leben gegeben, wie ich mein  
Leben gebe,

Sie werfen sich ins Handgemenge,  
reinen Herzens und mit sauberen  
Händen.

— — — — —

Schon stehen diese Zeichen,  
Diese glühenden Zeichen der Reife in  
der Tiefe der Nacht und der  
schluchzenden Völker!

Die Parteien der Arbeit, die Parteien  
des Menschen finden sich wieder  
Um die zusammengestellten Waffen  
ihres Herzens;

Die Parteien des freien Glaubens, die der  
Demokratie und des Glücks ver-  
einigen ihre Waffen des Herzens.  
Mut — du verschwindend kleiner  
Haufe!

Mut und Opferbereitschaft — Ihr  
Wackeren,  
Verfolgte in allen Ländern, Ihr, die  
der Polizist ins Gefängnis führt.

— — — — —

Das einzige Mitleid ist Lichtes genug  
— und wir können marschieren  
auf diesem weitoffenen Weg.“—

Henri Guilbeaux, der Herausgeber  
von „Demain“, teilt im zweiten Juli-  
heft seiner Zeitschrift mit, dass *Paul  
Hyacinthe Loyson*, dessen Ekel-  
schrei in der Julinummer der Weißen  
Blätter wiedergegeben war, beim Nach-  
richtendienst des Auswärtigen Amtes  
in Paris angestellt ist; er besorgt die  
französische Propaganda im Ausland.  
Das ist sein gutes Recht. Aber ich er-  
fahre gleichzeitig, daß Loyson Romain  
Rolland in unwürdiger Weise ge-  
schmäht hat, und das scheint mir, zu-  
mal jetzt und in seinem Mund, eine  
unverzeihliche Niedrigkeit.

*Daniel Henry:*

## DER KUBISMUS

DIE Malerei, ihres Jahrhunderte lang gepflegten Zweckes beraubt durch die Photographie, sah sich gezwungen, neue Ziele aufzuspüren.

Zwei Versuche lassen sich unterscheiden. Der eine endet mit dem vorzeitigen Tode seines Urhebers, der andere aber ist die Wurzel der gesamten modernen Malerei.

Den ersten unternahm der hochbegabte Georges Seurat. Sein Streben ließe sich kurz so formulieren: um einen vollständigeren Ausdruck der Form zu erreichen, als die illusionistische Darstellungsweise ihn kannte, sucht er die Tiefenrelationen in Flächenrelationen umzusetzen und sie so darzustellen. Ein solches Trachten steht dem der ägyptischen Malerei sehr nahe, der ja Ähnliches gelungen ist. Auch Seurats Wollen war in seinen drei oder vier Hauptwerken erfolgreich, doch war der Ausdruck des Kunstwillens der Zeit noch nicht gefunden, und er schuf keine Schule.

Den zweiten erfolgreichen Versuch unternahm Paul Cézanne. Auch er sah, wie Seurat, den neuen Zweck der Malerei in einem schärferen Ausdruck der Tiefendimension, aber anstatt zu versuchen, sie durch Umsetzung in Flächenrelationen auszudrücken, betonte er im Gegenteil das Dreidimensionale durch möglichstes Ausarbeiten der Formen.

Es handelt sich bei beiden um Abkehr vom Illusionismus, um das Ringen, von den Gegenständen mittels der Malerei mehr auszusagen, als die Photographie geben konnte. Andererseits ist für beide der Aufbau des Gemäldes ein wichtiges Moment.



So ist diesen beiden Malern schon gemeinsam und deutlich sichtbar bei beiden: der zwiefache Charakter der modernen Malerei, die ihren Zweck im getreueren Erforschen und Darstellen der Formen und Farben der Dinge gefunden hat, als die illusionistische Kunst es vermochte, sowie im strengen Aufbau des Kunstwerks. Doch nicht das Einzelding malt sie, sondern, wenn ich so sagen darf, die platonische „Idee“ des Dings. Nicht das Individuelle will sie ausdrücken, sondern das allen gleichartigen Dingen Gemeinsame, wie das auch die abstrakten Kunstäußerungen der Vergangenheit wollten. Doch ist sie noch tiefer dringend in ihren Untersuchungen als diese, noch freier in ihrem Ausdruck, da sie keinem andern Zwecke dient, sondern Selbstzweck ist.

Von Cézanne ausgehend finden wir André Derain, der diese Ziele anstrebt, indem er, wie Cézanne, zugleich eine noch verhältnismäßig naturähnliche Erscheinung bewahren möchte. Er kommt so zu Ergebnissen, die innerlich und äußerlich Ähnlichkeit mit einer andern Übergangsperiode zeigen, mit dem Trecento, wenn auch im umgekehrten Sinne. Ein tiefedler, großer Künstler.

Auch Henri Matisse wäre noch zu nennen, in dessen feiner, aber schwankend-unsicherer Kunst sich Bestandteile von Cézanne vorfinden, neben solchen von jüngeren Künstlern, zu einem Ganzen verschmolzen, dessen Tendenz eher an Seurat erinnert.

## I.

### DIE ANFÄNGE DES KUBISMUS.

Zuvörderst wären ein paar Worte über diesen Namen zu sagen, dessen Entstehung schon des öfteren erzählt worden ist, nie jedoch ganz richtig.

Ein Schimpfwort seiner Gegner ist es, das — wie bekanntlich auch dem Impressionismus — dem Kubismus zum Namen dient. Zum Salon d'Automne hatte Georges Braque fünf Gemälde gesandt, Landschaften vom Estaque. Mit der solchen Körperschaften eigenen Feinfühligkeit lehnte die Jury zwei von ihnen

ab, worauf Braque alle fünf Bilder zurückzog, die somit hier nicht ausgestellt wurden. Mit der ganzen übrigen Serie gelangten sie dann vor die Öffentlichkeit als Einzelausstellung in der Galerie Kahnweiler, einen Monat später.

Matisse, der Mitglied der Jury war und daher die Bilder gesehen hatte, erzählte seinen Bekannten, Braque habe „des tableaux avec des petits cubes“ gesandt, und zeichnete zur Beschreibung auf ein Stück Papier zwei aufsteigende, oben sich berührende Linien und zwischen diesen einige Vierecke. So nähmen sich Braques Bilder aus, behauptete er.

Unter seinen Zuhörern befand sich auch der Kunstkritiker des „Gil Blas“, Louis Vauxcelles. Aus dem Wörtchen „cube“, das ihm aufgefallen war, prägte dieser das sinnlose Wort „cubisme“, das er erstmals in seinem Aufsatz über den Salon des Indépendants anwandte, auf zwei andere Bilder von Braque, ein Stilleben und eine Landschaft. Sonderbarerweise fügte er anfangs dem Namen noch das Beiwort „péruvien“ bei: „Le cubisme péruvien, les cubistes péruviens,“ was die Benennung noch unsinniger machte. Diese Zutat verschwand bald, aber der Name „Kubismus“ blieb und ging in den Sprachgebrauch über, da die so bezeichneten Maler Braque und Picasso sich wenig darum scherten, ob man sie so oder anders hieß.

Diese beiden Künstler sind die ersten und größten „Kubisten“. Im Werdegange der neuen Kunst, in ihrer Entwicklung sind beider Verdienste eng verschlungen, oft kaum zu unterscheiden. Aus freund-brüderlichen Gesprächen ging manch ein Fortschritt der neuen Ausdrucksweise hervor, den bald der eine, bald der andere zuerst in seinen Werken anwandte. Gewiß, Braques Kunst ist weiblicher als Picassos genial-starkes Werk, neben der strahlenden Sonne ist er der milde Mond, neben dem herben Spanier der anmutige Franzose.

Während Braque dazumal noch den Ausdruck durch die Farbe anstrebte, mit Derain, Matisse und vielen andern, hatte Picasso im Jahre 1906 noch einmal versucht, für seinen Formwillen einen zureichenden Ausdruck auf naturähnlichen Wegen zu finden. Er schuf große, mit illusionistischen Mitteln rund-



modellierte, klassisch anmutende Akte. Seine pompejanische Periode nannten es seine Freunde. Aber sein Wollen blieb unbefriedigt.\*

Gegen Ende 1906 werden die Formen härter, kantiger. Sie entfernen sich von der Natur. Statt der zarten Rosa, Hellgelb und Hellgrün senken sich bleischwere Farben auf gewichtige Formen.

Anfangs 1907 beginnt er ein seltsames, großes Gemälde mit Frauen, Vorhängen und Früchten. Gliederpuppenhaft starr stehen die Akte, mit großen, stillen Augen. Streng rund modelliert sind die steifen Leiber. Im Vordergrund, fremd dem Stile des Restes, eine kauernde Figur und eine Früchteschale. Das sind die Anfänge des nun folgenden verzweifelten, himmelstürmenden Unternehmens. Alle Probleme möchte er auf einmal lösen.

Welche Probleme dies waren, will ich kurz zu zeigen suchen. Seinen Zweck mußte er finden in der Darstellung der Außenwelt, auf eindringlichere Weise als die Photographie einerseits, in strengem Aufbau des Gemäldes andererseits. Aber hierin liegt ein Gegensatz. Der Aufbau des Gemäldes, das heißt die Zusammenfassung des Mannigfaltigen der Außenwelt in der Einheit des Kunstwerks, bedingt einen Formenrhythmus, der mit der eng an die Außenwelt anschließenden Darstellung dieser Außenwelt in Widerstreit geraten kann, oder besser: *muß*. Ebenso verhindert das Streben nach Farbenharmonie im Bilde die Wiedergabe der wahren Farben der dargestellten Dinge.

Die naturalistische Kunst hatte, als Ausweg aus dieser Schwierigkeit, den Aufbau des Gemäldes vernachlässigt zugunsten der Naturähnlichkeit in den Formen, und den Bildern mehr durch Farbenharmonie den innern Zusammenhang gegeben, was sie nötigte, die Lokalfarben der Gesamtharmonie des Gemäldes zu opfern. Die abstrakte Kunst dagegen hatte die Naturformen im Bilde dem Formenrhythmus unterworfen und

\* Wenn ich hier, und von nun an öfter, von Picassos oder Braques „Wollen“, „Gedanken“ spreche, so sei wohlverstanden, daß ich in Worte zu kleiden suche, was bei diesen Künstlern nur innerer Drang war und höchst selten nur in ihren Gesprächen Ausdruck fand in dürren technischen Worten.

so Freiheit gewonnen zur Anbringung von Lokalfarben. Die Vorläufer des Kubismus, wie Cézanne und Matisse, hatten ihrerseits in beiden Problemen die Natur über Bord geworfen, um nur des Kunstwerks urinnerstem Einheitswillen zu gehorchen. Die Folge davon war bei ihnen — wie für die Form schon bei jedem abstrakten Stile — die *Deformation*. Oder, wie es Kunstblinde und Kunstkurzsichtige heißen: die Verzeichnung. Wie erklärt sich dieser Vorgang?

Es entsteht hier, sogleich beim Anblick des Bildes, ein Widerstreit des Netzhautbildes mit den von ihm hervorgerufenen Erinnerungsbildern. Die Reize des Netzhautbildes rufen Assoziationen hervor, Erinnerungsbilder eben, die sich aber nun mit dem Netzhautbilde nicht decken. Nach einiger Zeit kann wohl der Einklang sich bilden, die nicht sich fügenden Erinnerungsbilder können unter die Schwelle des Bewußtseins gedrückt werden: die Deformation wird dann nicht mehr als solche gesehen. Es gibt jedoch auch manche Gemälde, wie z. B. einige Werke von Matisse, wo diese Verdrängung eigentlich nie vollständig stattfindet, wo stets ein quälendes Gefühl übrig bleibt. Um es ganz einfach zu sagen: die dargestellten Frauen z. B. bleiben für den Beschauer Mißgestalten, mag er sich noch so klar sein über die konstruktive Berechtigung, ja Notwendigkeit der Deformation.

Die Aufgabe des Kubismus stellte sich also dar als eine Malerei, die, unter Vermeidung dieser Übelstände, von der Dinge Form und Farbe ein möglichst eingehendes Bild liefere und doch diese Mannigfaltigkeit in des Kunstwerks Einheit zusammenfasse. Was diese Aufgabe noch erschweren mußte, ist die Verunmöglichung der konsequenten Anbringung der Lokalfarben durch die Formengebung mittelst Helldunkels. Da noch keine Kunst eine andere Formengebung gefunden hatte als eben diese illusionistische durch Licht und Schatten — die Umsetzung der Tiefenrelationen bei den Ägyptern ist nur ein Ausweg, keine Lösung —, so blieb hier alles zu tun.

Tollkühn greift Picasso all diese Schwierigkeiten auf einmal an. Harteckige Gebilde setzt er auf die Leinwand, Köpfe und



Akte zumeist, in buntesten Farben, gelb, rot, blau, schwarz. Die Farben sind fadenförmig aufgetragen, um so als Richtungs-  
linien zu dienen und mit der Zeichnung gemeinsam die pla-  
stische Wirkung hervorzurufen. Doch er konnte nicht gelingen,  
der verwegene Versuch. Nicht als ob nicht auch diese Werke  
Picassos „schön“ seien: auch ihnen wohnt inne das geheimnis-  
volle Ding an sich, wie allen Werken des Künstlers, dem die  
Macht ward, Schönheit zu schaffen. Aber das verfolgte Ziel ge-  
winnen sie nicht. Auf langem, mühevолlem Wege erst ward es  
erreicht.

Jedoch, dies Mißglücken mindert nicht Picassos unsterb-  
liches Verdienst. Allein, von allen getadelt oder verspottet, unter-  
nahm er das Wagnis. Sagte doch Derain damals, eine solche  
Malerei sei eine Sackgasse, an deren Ende der Selbstmord stehe.  
Erhängt werde man Picasso finden eines schönen Tags hinter  
seinem großen Gemälde. Und Braque, der Picasso noch nicht  
kannte, in sein Atelier geführt durch Guillaume Apollinaire,  
erklärte ihm offen, so zu malen, komme ihm vor, als ob man  
Petroleum saufe.

Dem mißlungenen Anlauf zur unmöglichen Lösung aller  
Probleme zugleich folgt eine kurze Periode der Ermattung.  
Der flügelahme Geist wendet sich rein formalen Aufgaben zu.  
Eine Reihe von Gemälden entsteht, in denen allein der Aufbau  
der farbigen Formen den Maler beschäftigt zu haben scheint.  
Vielleicht spielte auch der Gedanke mit, noch einen letzten  
Versuch einer flächigen Kunst zu machen in einer an die  
Ägypter erinnernden Art.

Im Frühjahr 1908 schon finden wir Picasso von neuem an  
der Arbeit, um nunmehr die Aufgaben, die er sich stellte, einzeln  
zu lösen, vom Einfachsten ausgehend. Als das Wichtigste erscheint  
ihm die Betonung des Dreidimensionalen, die Anschaulich-  
machung der Formen. Damit beginnt er und malt Figuren, die  
Kongoskulpturen ähneln, und Stilleben in den allersimpelsten  
Formen. Er wendet eine Perspektive an, die wir schon in Cézannes  
Stilleben finden, wo der Beschauer, wie in der gewöhnlichen  
europäischen Perspektive, gewissermaßen vor dem dargestellten

~~~~~

Gegenstände steht, aber höher, als dieser. Diese Perspektive* ermöglicht eine vollständigere Darstellung der Dinge, deren Form sie von vorn und von oben zugleich zeigen kann, wenn sie sich nur leicht von der Naturähnlichkeit entfernt.

Das Farbproblem ist ganz beiseite gelassen. Die Bilder sind fast monochrom, ziegelrot, rotbraun, manchmal mit grauem oder graugrünem Grunde. Die Rundung der Formen ist mit Helldunkel erzielt.

Während so Picasso diese Bilder in Paris schuf und im folgenden Sommer eine Serie von Landschaften gleichen Geistes in La Ville des Bois (bei Creil, Oise), malte Braque am andern Ende von Frankreich, in L'Estaque (bei Marseille), die schon genannte Serie von Landschaften. Keine Verbindung herrschte zwischen beiden, das Unternehmen war ein ganz neues, ohne Beziehung zu Picassos Arbeiten von 1907. Wenn nicht schon durch die ganze Geschichte der bildenden Künste der Beweis geliefert wäre, daß die Erscheinung des Kunstwerks in den Maschen des Satzes vom Grunde gefesselt liegt, so wäre dieser Beweis hier zu finden. Die angestrengteste Geistesarbeit zweier Künstler, die weit voneinander entfernt arbeiten und ohne Verbindung, tritt in die Erscheinung in Werken, die sich außerordentlich ähneln. Der gleiche Vorgang wiederholt sich später noch oft, ist aber von dieser Zeit an weniger auffallend, weil die im Winter dieses Jahres beginnende Freundschaft der beiden Maler sich durch steten mindestens brieflichen Gedankenaustausch zwischen ihnen äußerte.

Mit den Gegenständen einfachster Art mußte begonnen werden, im Stilleben mit Tellern, symmetrischen Gefäßen, mit Früchten und dergl., in der Landschaft mit viereckigen Häusern. Für diese Formen mußte zuerst ein plastischer Ausdruck gefunden werden.

Und hier berühren wir die mittelbare Wichtigkeit des Willens beim bildenden Künstler, etwas darzustellen. Die Kubisten, in ihrem Streben, die Form, von den einfachsten Objekten aus-

* Bekanntlich hat die japanische Kunst eine ähnliche Perspektive, deren sie sich aber nur auf illusionistische Weise und zu illusionistischen Zwecken bedient.

gehend, möglichst eindringlich auszudrücken, haben uns gelehrt, die Formschönheit der einfachsten Gegenstände wahrzunehmen, an denen wir vorher achtlos vorübergingen. Das nämlich ist der mittelbare Wert der Darstellung in den bildenden Künsten: die vom Künstler geschaffene „schöne“ Wiedergabe des Dinges wird ebenfalls den Erinnerungsbildern einverleibt und stellt sich als Assoziation ein beim Anblick des Gegenstands, Schönheit verleihend dem, was zuvor unser „praktisches Sehen“ gleichgültig ließ*. So bleibt die Schönheit nicht eingeschlossen im Werke, in das sie der Künstler niederlegte, sondern pflanzt sich fort, mit ihrem Abglanze die Sinnenwelt vergoldend.

„Natur und Kunst“, schreibt Hölderlin,** „sind im reinen Leben nur harmonisch entgegengesetzt, die Kunst ist die Blüte, die Vollendung der Natur, Natur wird erst göttlich durch die Verbindung mit der verschiedenartigen, aber harmonischen Kunst . . .“

II.

DER AUFSTIEG.

Im Winter 1908 setzt die gemeinsam-parallele Geistesarbeit der beiden Freunde ein. Die Gegenstände der Stilleben werden formenreicher, die Akte gehen mehr ins einzelne ein. Die neue Kunst kann sich an kompliziertere Objekte wagen. Braque ist der erste, der Musikinstrumente malt, die von nun an eine so große Rolle in den kubistischen Stilleben spielen. Früchte-schalen, Flaschen, Gläser sind andere Motive.

Die Farbe tritt weiter nur als Hilfsmittel der Formengebung auf und hält sich in harmonischen Zweiklängen, Ockergelb und Grau, Grün und Grau. Die mit den obengenannten Methoden dargestellte und möglichst eindringlich gestaltete Form der Dinge erfährt Deformationen im Rhythmus des Gemäldes, bei Akten wie bei Landschaften und Stilleben.

* Den gleichen Dienst verdanken wir dem Impressionismus für die Welt der Farb- und Lichtspiele der Atmosphäre.

** „Grund zum Empedokles.“

~~~~~

Während des Jahres 1909, dessen Sommer Picasso in Horta (bei Tolosa, Spanien) verbringt, Braque in La Roche-Guyon (an der Seine, bei Mantes), wird die neue Formensprache weiterausgebaut ohne wesentliche Veränderungen.

Im Frühjahr 1910 versuchte Picasso mehrere Male, den so gestalteten Formen Farbe zu geben (d. h. die Farbe nicht nur als Mittel zur Formung zu verwenden, sondern als Selbstzweck). Jedesmal ist er wieder genötigt, sie zu bedecken. Die einzige Ausnahme bildet ein kleiner Akt aus dieser Zeit (vielleicht 18/23 cm groß), auf dem ein Tuch ein leuchtendes Rot zeigt. Eine — wie wir später sehen werden — sehr wichtige Realisierung Braques fällt in diese Zeit. Es glückt ihm, auf einem Gemälde an der im Hintergrunde gemalten Wand einen vollkommen naturtäuschend gemalten Nagel anzubringen, mit seinem Schatten auf der Wand. Auch die — schon bei Cézanne erscheinende — stete Anbringung einer abschließenden Wand bei Akten und Stilleben ist von Bedeutung.

Im Sommer, den er wieder im Estaque verbringt, kann Braque einen Schritt weitergehen auf dem Wege der Einführung „realer“ Einzelheiten in die Einheit des Kunstwerks, ohne diese zu zerstören. In einem Gitarrespieler dieser Epoche finden sich zum ersten Male Buchstaben. Hier soll noch gesagt werden, daß, außer den später erörterten Gründen für deren Einführung, hier wieder die Entdeckung einer neuen Welt von Schönheit vorlag, die in den Maueranschlügen, Firmenschildern u. s. w. unbeachtet schlief, obwohl sie heute in unsern Gesichtseindrücken eine große Rolle spielen.

Der wichtigere Vorgang aber, der entscheidende Schritt überhaupt, der den Kubismus loslöst von der bisherigen „Sprache“ der Malerei, vollzieht sich in Cadaquès (in Spanien, am Mittelmeer, nahe der französischen Grenze), wo Picasso seinen Sommer verbringt. Wenig befriedigt kehrt er zurück, nach Wochen qualvollen Ringens, mit unvollendeten Werken. Aber der große Schritt ist getan. Picasso hat die *geschlossene Form durchbrochen*. Ein neues Werkzeug wird geschmiedet für den neuen Zweck.



Durch Jahre des Suchens war bewiesen, daß die geschlossene Form einen den Wünschen der beiden Künstler völlig genügenden Ausdruck nicht zuließ, für die Tiefendimension, daß Einführung von Farbe sogar ganz unmöglich war. Auch störte beide das Vorkommen von Fällen, wo die Deformation nach dem obenerklärten Prozeß, beim ersten Anblick mindestens, unangenehm berührte.\*

Diese Deformationen waren aber unvermeidlich, solange eine auch nur entfernte Naturähnlichkeit in der Erscheinung des Kunstwerks beibehalten wurde. Mittels der vereinigten Entdeckungen Braques und Picassos aus dem Sommer 1910 erwuchs jetzt die Möglichkeit einer neuen, von all diesen Fehlern freien Ausdruckweise.

Einerseits konnte durch Picassos neue Methode eine deutliche Darstellung der Tiefendimension gegeben werden auf nicht illusionistischem Weg. Diese Darstellungsweise läßt sich in ihrer etwas später erreichten endgültigen Form etwa so beschreiben: anstatt von einem angenommenen Vordergrunde auszugehen und von diesem aus mittels perspektivischer Mittel eine scheinbare Tiefe vorzutäuschen, geht der Maler von einem festgelegten und dargestellten Hintergrunde aus, einer Wand z. B., von der er dann in möglichst anschaulicher Weise eine Art Formenschema nach vorn arbeitet, mittels Flächen etc., die durch ihre Stellung gegeneinander und durch ihre Richtung ein deutliches plastisches Bild geben. Eine solche Darstellung, die keine Naturähnlichkeit mehr zeigte, konnte so im rhythmischen Aufbau des Kunstwerks harmonisiert werden, ohne in Widerstreit zu treten mit den beim Beschauer losgelösten Erinnerungsbildern. Was diese betrifft, so gestattete die von Braque gefundene Einführung „realer“ Einzelheiten — das nämlich war die Bedeutung des Nagels und der Buchstaben — durch Anbringung von solchen *Reize* zu schaffen, die durch Berührungsassoziation in dem Beschauer Erinnerungsbilder

\* Vergl. hierzu das von Picasso selbst oft erzählte Witzwort seines Freundes, des Bildhauers Manolo: „Qui est-ce que tu dirais, si en arrivant à Barcelone, tu trouvais à la gare tes parents qui t'attendent avec des gueules comme ça?“

hervorriefen, deren Hineinsehen in das Gemälde diesem körperliche Bedeutung als Darstellung des gewollten Gegenstandes gab.

Auch gestattete diese gänzlich abstrakte Darstellungsweise, falls dies zur vollständigen Charakterisierung eines Objektes notwendig war, dieses nicht nur von vorn gesehen — wie bei der illusionistischen Malerei — zu zeigen, sondern auch gleichzeitig von oben, von der Seite oder von hinten, durch Nebeneinanderstellung dieser verschiedenen Ansichten, ohne daß dadurch, bei geeigneter Anbringung der „Reize“, beim Beschauer der Eindruck mehrerer Gegenstände entstünde.

So kann die neue Malerei, anstatt an das mehr oder weniger enganschließend dargestellte, von einem einzigen Standorte gesehene optische Bild gebunden zu sein — ihrem Zwecke getreu, den sie in gründlicherer Darstellung der Gegenstände, als bisher, fand —, von dem Objekte eine analytische Beschreibung geben, oder, falls sie das vorzieht, von ihm eine Synthese schaffen, das heißt (nach Kant), dessen „verschiedene Vorstellungen zueinander hinzutun und ihre Mannigfaltigkeit in einer Erkenntnis begreifen“.

Es sei bemerkt, daß, selbstverständlich bei dieser wie bei jeder neuen Ausdrucksweise in den bildenden Künsten, die Assoziationen sich bei mit ihr noch nicht vertrauten Beschauern oft nicht sofort einstellen mögen. Es ist daher dringend anzuraten, kubistische Werke stets mit beschreibenden Titeln zu versehen, wie „Flasche und Glas“, „Spielkarten und Würfel“, da dadurch der (von H. G. Lewes) Präperception genannte Zustand hervorgerufen wird und dann, wie man annimmt, infolge vorhergehender Tätigkeit, gewisse Gehirnzentren leichter als gewöhnlich auf die mit dieser Präperception zusammenhängenden Sinnesreize reagieren, mit andern Worten die schon durch den Titel angeregten Erinnerungsbilder sich rascher auf die vom Gemälde verursachten Reize einstellen. Ich wiederhole es übrigens noch einmal: diese ganze Untersuchung beschäftigt sich nur mit der Erscheinung, der Kunstwert als Ding an sich wird von ihr nicht berührt, und die das Ziel nicht erreichenden



Werke der beiden Maler sind ebenso „schön“ wie die späteren Bilder, die es erreichen.

Nicht die Geschichte des Kubismus soll hier gegeben werden; wir würden den Rahmen dieser Betrachtung überschreiten, wollten wir die Entwicklung der beiden Maler weiter Schritt für Schritt verfolgen. Daß der neue Stil sich mehr und mehr der Erscheinung des Gemäldes bemächtigt, daß mehr und mehr Maler kubistisch malen, ist bekannt.

Unter denen, die sich dem Kubismus anschlossen, sind begabte Maler und unbegabte; auch im Kubismus bleiben sie, was sie waren. Die neue Erscheinung ist nur Erscheinung, unabhängig von ihr ist das Ding an sich, der Kunstwert. Doch notgedrungen wird jeder begabte junge Künstler sich kubistisch ausdrücken müssen; er wird so wenig anders sich aussprechen können, als ein Zeitgenosse Tizians hätte malen können wie Giotto: der Künstler, als Vollstrecker des — unbewußten — plastischen Wollens der Allgemeinheit, geht stets auf im Zeitstil, der Ausdruck ist dieses Wollens.

Wie die illusionistische Kunst der Renaissance sich in der Ölmalerei ein Werkzeug schuf, das ihrem Streben nach Wiedergabe feinsten Einzelheiten genügen konnte, so mußte der Kubismus neue Mittel erfinden für einen ganz entgegengesetzten Zweck. Er fand sie in den verschiedensten Stoffen, wie aufgeklebte farbige Papierstreifen, Lackfarben, Sägemehl, Wachseleinwand, Glas u. s. w.

Auf der 1910 gefundenen Grundlage konnte, allmählich fortschreitend, auch die Farbe als solche in das Gemälde eingeführt werden, und zwar mittels des gleichen Prinzips wie bei den Formen. Der Maler kann einerseits dem harmonischen Gesetz des Gemäldes gehorchen und auch die nie ganz vermeidbare Verwendung der Farbe als Helldunkel zur Formendarstellung ausnützen — denn selbst zur Anschaulichmachung des plastischen Schemas ist diese Verwendung unumgänglich — und doch andererseits die Lokalfarbe des Gegenstandes, sowie seine stoffliche Beschaffenheit geben, indem er nur auf ganz geringer Ausdehnung die Lokalfarbe und die Beschreibung des Stoffes

anbringt, was dank der ergänzenden Reproduktion genügt, um dem Beschauer den ganzen Gegenstand in seiner Farbe und seiner Stofflichkeit erscheinen zu lassen.

Die, wie eben gesagt, in der Malerei unvermeidliche Verwendung des Helldunkels suchten Braque und Picasso in der letzten Zeit durch Verquickung der Malerei und der Skulptur zu beseitigen, das heißt durch wirkliches Hervortreten, als Relief, der nach vorn gehenden Flächen, in der gleichen, flächenhaft offenen Form, die sie in der Malerei durch Helldunkel hatten veranschaulichen müssen. Die ersten Versuche dieser Art gehen sehr weit zurück; hatte doch Picasso schon 1909 ein derartiges Unternehmen begonnen, in der geschlossenen Form — in der es allerdings nicht gelingen konnte — mit einer Art bemalten Basreliefs.

Dieses Streben zur Erhöhung des plastischen Ausdrucks durch Zusammenarbeiten zweier Künste muß warm gebilligt werden, entgegen dem landläufigen Vorurteil. Mit Herbart\* glaube ich: „Derjenige Affekt, welchen das Kunstwerk durch seine eigenen, innern ästhetischen Verhältnisse erregen kann, ist ihm nicht zu mißgönnen; auch nicht das Zusammentreffen des Ausdrucks, wo verschiedene Künste zusammenwirken und sich gleichsam gegenseitig beleuchten . . .“

Ein Wort möchte ich hier noch sagen über die Bezeichnung der Erscheinung des Kubismus als geometrisch, die ja auch dem Kubismus seinen Namen eingetragen hat. Daß diese Kunst in der Form, die sie seit 1910 hat, in ihrer Darstellungsweise mit der stereometrischen Zeichnung verwandt ist, erscheint selbstverständlich. Ist doch ihr Objekt eben jenes der stereometrischen Zeichnung, das Monge so beschreibt: „de représenter sur une feuille de papier qui n'a que deux dimensions tous les corps de la nature qui en ont trois“, und dies auf eine Weise, die eine eindringlichere Definition gestattet als die illusionistische Darstellungsweise. Der Name Kubismus jedoch und die Bezeichnung als geometrische Kunst sind schon anfangs 1909 aufgekommen, zu einer Zeit, wo die neue Kunst sich noch gar

\* Joh. Friedr. Herbart: „Kurze Encyklopädie der Philosophie.“ 2. Aufl. (Halle 1841).



nicht dieser Methoden bediente. Ich glaube daher, daß dieser „geometrische“ Eindruck vor dem Kubismus, wie vor jeder abstrakten Kunst, nur bei *dem* Beschauer entsteht, bei dem aus Mangel an Gewohnheit der Assoziationsprozeß, der das Hineinsehen von Gegenständlichem zur Folge hat, sich nicht vollzieht. Es tritt dann eine Sinnestäuschung ein, weil dem Menschen gegenüber Werken der bildenden Kunst ein Objektivierungsdrang innewohnt, da diese doch stets, das weiß er, „etwas darstellen sollen“. Die Assoziationen, die mit Gewalt aufgesucht werden, rufen Erinnerungsbilder hervor des einzigen, was zu den geraden und regelmäßig gerundeten Linien des Bildes zu passen scheint, nämlich geometrischer Gebilde. Die Erfahrung hat gezeigt, daß dieser geometrische Eindruck völlig verschwindet, sobald sich, dank der Gewöhnung an die neue Ausdrucksweise, der Prozeß des Hineinsehens richtig vollzieht.

Was die Regelmäßigkeit der Geraden und der Kurven in jeder abstrakten Kunst betrifft, so erkläre ich diese nicht aus geometrischen Austüfteleien, noch durch eine von vornherein vorhandene Kenntnis der Geometrie, sondern einfach dadurch, daß regelmäßige Gerade und Kurven dem menschlichen Arm und der menschlichen Hand angemessenste und angenehmste Betätigungen sind, die sich von selbst in der Kunst einstellen, wenn sich diese von der Naturnachahmung abwendet.

*Max Brod:*

## DIE ERSTE STUNDE NACH DEM TODE

### EINE GESPENSTERGESCHICHTE

DER kleine absonderliche Zwischenfall ereignete sich, als der Staatsminister Baron von Klumm an der Spitze einer größeren Gesellschaft hervorragender Diplomaten das Palais des Repräsentantenhauses verließ.

Ein schwächlicher Mann drängte sich durch die Kette der Wachleute, lief, allen sichtbar, sehr schnell oder überpurzelte sich vielmehr die breite Prachttreppe hinauf, deren oberste Stufe der Minister eben betreten hatte, und fiel, oben angelangt, auf die Knie nieder, indem er ausrief: „Herr Minister, lassen Sie unseren Feinden Gerechtigkeit widerfahren, und wir haben den Frieden!“

Baron von Klumm lächelte verbindlich und ohne jedwede Verlegenheit: „Sie heißen —?“

„Arthur Bruchfeß.“

„Und von Beruf sind Sie?“

Der Mann warf eine blonde Haarsträhne, die ihm beim Laufen vornüber ins Gesicht gefallen war, aus der Stirne zurück: „Schornsteinfeger“.

„Mein lieber Herr Bruchfeß, und wenn Sie ihren Schornsteinen Gerechtigkeit widerfahren lassen, werden sie Sie dann weniger anschwärzen?“

Da waren schon fünf, acht, fünfzehn Polizisten keuchend angelangt und legten ihre Hand auf den sehr verdutzt dreinschauenden Bittsteller.



Inmitten der zusammengedrängten Schar der Würdenträger, die aus erleichtert aufatmender Brust jetzt nachträglich den Ministerwitz bekicherte, war von Klumm schon weiter hinabgeschritten.

Ein braun abgebrannter hagerer Greis trat an ihn heran, hinter ihm regten sich geschäftige Gesichter: „Die Information für die Presse“.

Der Minister blickte auf, sah einen Augenblick lang zögernd umher.

Der Chef der Geheimpolizei erriet seine Überlegung: „O ja, man hat es allgemein gesehen und bemerkt“.

„Wurde von einem schwachsinnigen Individuum attackiert“, diktierte der Minister gleichsam in die Luft. „Sofort Wache. Schritt ein. Attentäter ins Irrenhaus gebracht. Ärzte konstatieren. Staatsminister erledigt wie sonst seine Tagesgeschäfte. Meinen kleinen Scherz natürlich unterdrücken. Adieu, Herr Geheimrat.“ —

„Ich weiß nicht, was ich an Ihnen mehr bewundern soll“, sagte Herr von Crudenius, der Militärattaché einer verbündeten Macht, der bald hierauf mit Herrn von Klumm in dessen Wagen zur Botschaft fuhr, die versammelte Volksmenge brach in Hochrufe aus. „Sie stellen ihre Verehrer vor allzuschwere Aufgaben, Ihre heutige Rede im Repräsentantenhaus, die ein oratorisches Meisterstück war, Ihr schlagfertiges geistvolles Aperçu an den Unbekannten oder den erstaunlich sicheren Takt, mit dem Sie die Wiedergabe dieses Aperçu sofort unterdrückten.“

„Routine, lieber Herr von Crudenius, nichts als Routine. Natürlich Routine nicht im schlechten Sinne des Wortes, etwa als Gewissenlosigkeit, Herzlosigkeit. Nein, ich will mich nicht überflüssigerweise heruntermachen, bin auch durchaus nicht der Bescheidenste im Land. Ich will nur sagen: man lernt das, man gewöhnt sich daran, wie man sich an alles gewöhnt. Neunzehn Zwanzigstel unseres Lebens sind blinde bewußtlose Gewohnheit.“

„Dasselbe sagten Sie eben auch im Parlament, Herr Baron. Ich staune über Ihren Mut. Den Beifall der konservativ-nationalistischen Gruppe haben Sie sich gleich anfangs ver-

scherzt, als Sie gegen jede Prestigepolitik sprachen. Und zum Schluß forderten Sie wiederum die sogenannten Fortschrittsparteien zum Widerspruch heraus, indem Sie das Stehenbleiben auf Sitte und Tradition rühmten.“

„Nicht rühmten“, unterbrach der Baron, dessen kluger Kopf keine Spur von geistiger Abgespanntheit zeigte, wie es nach der anstrengenden fünfstündigen Sitzung eigentlich begreiflich gewesen wäre. „Ich rühmte nicht. Ich stellte nur fest. Stellte, wenn Sie wollen, sogar mit Bedauern fest. Ich bin nun einmal, so weit kennen Sie mich ja, ein fanatischer Anbeter von festgestellten Tatsachen und Wahrheiten. Ich fühle mich verantwortlich für das Wohl und Wehe des Reiches, in des Wortes schwerster Bedeutung vor meinem Gewissen verantwortlich. Als verantwortlicher Mann muß ich nüchternste Realpolitik treiben und bin ein abgesagter Feind aller Ideologien, mögen sie nun von rechts oder von links kommen, mögen sie chauvinistisch mit dem Säbel klirren oder aufgeklärt mit der Friedenspalme rasseln. Wahrhaftig, lieber Herr von Crudenius, Ideologen, Utopisten, unverantwortliche Phantasten halte ich für die ärgsten, die einzigen Feinde der Menschheit.“

Der Attaché lachte: „Und wenn man's genau nimmt, haben Sie immerfort mit solchen Leuten zu tun, Sie Bedauernswerter. Der Mann auf der Treppe — und die Volksmänner drinnen, denen Sie die wahre sittliche Würde des Krieges erklären mußten — ist es nicht, im Grunde genommen, immer ein und derselbe Feind. Verkehrtheit und überspannter Idealismus gegen die gesunde Menschennatur.“

„In Ihre Hand würde ich den Auftrag, meine Biographie zu schreiben, mit Beruhigung legen“, sagte der Minister nicht ohne leise Ironie. „Sie haben mich sozusagen heraus. — Mit der einen Einschränkung vielleicht: Ich bin kein Freund Ihres Handwerks.“ Er zeigte auf den troddelgeschmückten Säbelgriff seines Nebensitzenden. „Wiewohl ich heute manches derartige gesagt habe, weil ich es sagen muß. Ich bin überhaupt nichts weniger als ein Freund dieses Krieges, der nun schon das zwanzigste Jahr lang andauert.“



„Aber Sie sagten, unter dem Entrüstungsturm der Sozialdemokraten, daß man sich an den Krieg vollkommen gewöhnt hat.“

„Das sagte ich, weil es wahr ist, einfach unbestreitbare Tatsache. Bester Beweis: eben dieselben Sozialisten bewilligen uns jedes Jahr glatt unsere Kriegskredite. Aber zwischen Gewohnheit und Freundschaft liegt doch wohl noch so manches, nicht wahr? Man hat auch üble Gewohnheiten und ich stehe nicht an, den Dauerkrieg als eine solche üble Gewohnheit Europas zu bezeichnen. — Aber wer wagt es ernstlich zu bestreiten, daß wir den Krieg restlos in die Reihe unserer sozusagen instinktiven Lebensfunktionen miteingereiht haben? Kein Wunder, die meisten von unserer repräsentativen Generation waren noch schulpflichtige Kinder, als der Krieg begann. Wir sind mit dem Krieg aufgewachsen und werden zweifellos nicht so lange leben wie er. Die heutige Jugend gar weiß gar nicht, was dieser sagenhafte Zustand „Frieden“ bedeutet, den sie nie erlebt hat. Ja, wenn man es genau nimmt, hat es ja noch niemals Frieden gegeben, so wie es meiner festen Überzeugung nach auch nie einen geben wird. Es war nur Nicht-Krieg, ein durch geschäftsmännische Heuchelei und künstlich errechnete Verträge überkleisterter Zustand gegenseitiger Feindschaft und Ressentiments zwischen den Staaten. Ein Schriftsteller, der den Ausbruch des Krieges als reifer Mann miterlebt hat, also die Zustände vorher und nachher als Zeitgenosse wohl miteinander vergleichen konnte, ich meine Max Scheler, der auf meine Anordnung hin jetzt in den Schulen gelesen wird, hat das damals sehr gut dargestellt. Der Unterschied zwischen dem versteckten und offenen Krieg, der dann nur das vorhandene Haßverhältnis enthüllte, ist nach diesem Autor gar nicht so bedeutend gewesen. Ich stimme ihm in diesem Punkte vollständig bei. Anders wäre es ja auch gar nicht erklärbar, daß wir den Krieg so gut vertragen und ihm unsere Organisation wirklich lückenlos anpassen konnten. Es war eben immer Krieg seit die Welt besteht. Krieg ist der natürliche Zustand der Menschheit, nur seine äußere Form wechselt. Schauen Sie doch um sich, lieber Herr von Crudenius.

Sieht diese belebte Straße, dieser Andrang vor dem Theater, diese Menschenströmung um die Warenhäuser herum und in sie hinein wie etwas Abnormales aus? Unsere Wirtschaftsmaschine arbeitet nach Überwindung einiger anfänglicher Störungen, die uns heute kindlich anmuten, tadellos. Der Export hat aufgehört, der innere Markt hat sich dafür erschlossen. Und mit welchem Erfolg, das sagen Ihnen die niedagewesenen Dividendenhöhen unserer Aktiengesellschaften. Die Vernichtung von Werten wird durch die angeregte Erfindertätigkeit und Nutzbarmachung neuer Rohstoffe mehr als wettgemacht. Wir nähern uns dem Ideal des Fichteschen geschlossenen Handelsstaates. Die Umschichtung der Berufe hat sich leicht und radikal vollzogen. Der Mann ist Krieger, die Frau zu jeder Art bürgerlicher Arbeit erzogen, mit ihr das Heer der Alten und Untauglichen. Gewiß bedauert es niemand mehr als ich, daß jährlich einige hunderttausend junge Leute an der Grenze fallen müssen. Aber ist denn im sogenannten „Frieden“ niemand gestorben? Wir haben es ja durch eine zielbewußte Bevölkerungspolitik, durch energische Kinderversorgung im Staatswege, Aufhebung der Monogamie, regulierte Mannschaftsurlaube zu Fortpflanzungszwecken, durch Bodenreform, Einfamilienhaus, Kriegerheimstätte, Gartenstadt und andere vernünftige Maßnahmen, deren Durchsetzung man früher für einen Traum hielt, dahin gebracht, daß die Bevölkerungszahl sogar einen prozentuell höheren Jahreszuwachs zeigt als jemals und daß der allgemeine Gesundheitszustand sich konstant bessert. Infolge Rückgangs der Säuglingssterblichkeit ist sogar die jährliche absolute Sterbeziffer samt allen Kriegsverlusten um etwas, allerdings nicht viel, kleiner als die vor dem Kriege. Bitte, das ist statistische Tatsache. Wir züchten heute sozusagen Volk, während der Staat früher unbegreiflicherweise geradezu volksfeindliche Tendenzen wie den Großgrundbesitz und unhygienische Fabrikationsmethoden begünstigte.“

„Und wie erklären Sie dann trotzdem diese allgemeine Unzufriedenheit, dieses nicht überhörbare dumpfe Grollen in der Welt, das sich zum Beispiel in solchen peinlichen Auftritten wie heute entlädt?“



„Gewohnheit ist noch nicht Zufriedenheit. Sagte ich es nicht schon vorhin? Der Mensch gewöhnt sich auch ohne jede Zufriedenheit an das Furchtbarste, weil ihm keine andere Wahl bleibt. Wir haben uns ja sogar an den Tod gewöhnt. Lachen Sie nicht. Ich meine das ganz im Ernst. Wir als Geschlecht, als *genus humanum*, machen uns gar nichts mehr aus dem Tod. Und doch ist es, wenn man so allein, als Einzelner darüber nachdenkt, ein entsetzlicher, ja unfäßbarer Gedanke, zu sterben, von einem bestimmten Moment an nichts mehr zu fühlen, nichts zu denken, einfach für alle Ewigkeit, nicht etwa vorübergehend, nicht mehr zu existieren. Wie mag es eine Stunde nach dem Tode in unserem Kopfe ausschaun? Und fünfhunderttausend Jahre nachher? Und dabei ist dieser unendlich lange Zustand des Nichtseins doch für jeden von uns sicher, unausweichlich, nicht etwa ein böser Zufall, dem man vielleicht entgehen könnte, wenn man Glück hat, und diese absolute, unbedingte Sicherheit des Sterbens eben ist das Gräßlichste an der Sache.“

Der junge Offizier errötete vor Bewegung. „Ich danke Ihnen, Herr Baron. O wie viel Dank schulde ich Ihnen schon, seit Sie sich in der fremden Stadt meiner angenommen haben. Sie machen mich zu einem Menschen. Ohne Sie könnte ich nicht mehr leben.“

„Sie haben sich nur an mich gewöhnt, lieber Freund. Alles ist Gewohnheit!“

„Nein, ich liebe Sie, Sie sind meine einzige Stütze“, erwiderte Crudenius feurig. „Ich habe es schwer ertragen, schwerer als Sie es ahnen, aus meiner Heimatstadt herausgerissen zu werden, von meinen Eltern weg, die ich verehere, aus dem Kreis lieber Kameraden, hieher an einen, sagen wir es offen, steifen, zereemoniösen Hof, dessen Sprache ich kaum verstand. Sie haben mich oft dieser Sentimentalität wegen ausgelacht . . .“

„Ja, das tue ich noch heute. Die Welt ist doch gleich, hier wie dort, die moderne Welt zumindest. Überall gibt es Schlafwagen, Badezimmer, Untergrundbahnen, Beton, Asphalt, dieselben eleganten Damenkostüme, sogar dieselben Parfüms. Der

moderne Mensch findet überall das, was seinen Gewohnheiten entspricht. Ich sehe, von geographischer Länge und Breite abgesehen, gar keine Unterschiede zwischen unseren heutigen Großstädten.“

„Aber doch zwischen den Völkern. Sonst gäbe es ja keinen Krieg.“

Der Minister warf sich mit humoristischem Schreck in seinem Sitz herum: Wehe mir! Sind das die Erfolge meines Nüchternheitskursus, den ich Ihnen seit Monaten vordoziere? — Auch Sie fallen also immer noch auf solche Phrasen herein, wie die vom verschiedenen Geist der Völker, verschiedenen Ethos der Rassen? Nein, nein, — gerade gegen solche Unterstellungen zu protestieren, das ist ja der bescheidene, aber doch vielleicht nicht ganz unwesentliche Sinn meines Lebens. Lernen Sie doch endlich, mein Herr, daß die Notwendigkeit dieses Krieges nicht beruht auf Völkerverschiedenheiten, die ich ja in mikroskopischen, wirkungslosen Ausmaßen zugebe, sondern gerade auf der unerbittlichen Gleichheit aller Völker, die mit ihren identischen Lebensnotwendigkeiten einander immanenterweise den Raum, die Entfaltungsmöglichkeit streitig machen müssen. Gleiche Bedürfnisse widerstreben einander eben, solange die Erdoberfläche nicht mehrmals übereinander, wie Orgelklaviaturen, solange sie nicht so oft, als es Völker gibt, vorhanden ist. Weil jedes Volk in einem fernen Zeitpunkt die ganze Erdoberfläche für sich allein brauchen wird. Und das um so schneller, je besser und stärker es ist, je entwicklungskräftiger, je sittlicher. Und dann kommt irgend so ein armer Teufel gesprungen und verlangt von mir emphatisch, ich solle „den Feinden Gerechtigkeit widerfahren lassen“. Das tue ich ja, habe ich stets getan. Meinen Sie, ich billige die abscheulich verhetzende und unanständige Sprache, die unsere Tagespresse gegen die Gegner führt? Höchstens als Kampfmittel, um die Energie unseres Volkes wachzuhalten, na ja, da ist sie unentbehrlich, ebenso unentbehrlich wie Minen und Flammenwerfer, die ja an sich auch nicht gerade sympathische Dinge sind. Aber es ist doch naiv zu glauben, daß wir von der Regierung aus das auch wirklich denken, was



wir da über „Barbaren“ und „Heuchler“ schreiben lassen. Nein, wir sind gerecht, wir erkennen den Wert und das Recht der Feinde vollkommen an. Aber eben je gerechter wir sind, desto klarer erkennen wir, ohne jeden Haß und jede Verbitterung, daß auch wir Wert und Recht auf unserer Seite haben, daß es eben, Gott sei es geklagt, nicht ein Recht, sondern zwei und mehrere Rechte auf der Welt gibt, daß unsere realen handgreiflichen Interessen — und nur auf die kommt es an, nicht auf irgendwelche Erdichtungen — mit den ebenso handgreiflichen Interessen der Feinde kollidieren, daß die Völker kämpfen müssen, weil sie atmen müssen und solange sie eben atmen wollen. Ebenso wie auch der gerechteste und gutmütigste Schornstein nicht umhin kann, Ruß zu erzeugen. Ist denn wirklich jemand so kurzsichtig, der das nicht einsieht, diese ganz reale, unumstößliche *Tragik des menschlichen Daseins*? Ich muß sagen, wer das nicht einsieht, der ist auch ein schlechter Christ. Der Leim, aus dem wir gebildet sind, ist schon verdammlich, sagt Luther. Die Essenz des Menschseins ist nun eben nichts als böse Begierde, ist Erbsünde, und mir erscheint sehr oberflächlich, wer den traurigen Zustand der Menschheit auf ephemere Regierungsfehler, Unehrlichkeit, Beschränktheit, Eroberungssucht einzelner zurückführen will, statt auf diesen dunklen Urgrund alles Menschlichen, auch des bestgemeinten, wohlwollendsten. Sehen wir doch der Wirklichkeit ganz sachlich ins Auge! Der Kirchenmann entsagt der ganzen Welt auf einmal. Das ist ein Weg. Der Staatsmann aber, dem dieser Weg nicht erlaubt ist, weil er ja das Weltliche in der Welt lenken soll, und der dabei ein ebenso guter Christ sein will, wie der weltflüchtige Asket, muß sich ganz klar darüber sein, daß seine Maßnahmen niemals Aufhebung des Krieges, überhaupt des menschheitlichen Leidens und Unglücks bezwecken können, sondern nur — wie soll ich es nennen — eine bessere, intensivere Organisation des Unglücks. Mehr nicht.“

Sie waren am Botschaftspalast angelangt. Der Offizier stieg aus und verabschiedete sich. — „Ich muß sagen“, schloß der Minister „mich hat gerade der Krieg dieses richtige, tödlich

ernste Christentum gelehrt, die erhabene Religion des Leidens. — A propos, Sie kommen doch heute nach zehn Uhr noch zu meiner Bridgepartie? Die schöne Gabriele wird da sein, auch Ihr Nannerl hab ich eingeladen.“

Im Ministerium wartete eine lange Reihe vortragender Räte. — Baron von Klumm, dessen Fleiß und Sorgfalt geradezu sprichwörtlich waren, pflegte nach Parlamentssitzungen die verlorene Zeit, wie er sagte, nachzuholen und gönnte sich dann oft bis spät in die Nacht keine Ruhe. So lösten einander auch an diesem Abend in seinem Büro Referenten, Konzipienten, telephonische Anrufe und Diktate ab. Eine Abordnung aus dem eroberten Gebiete wurde empfangen, brachte Bitten und Wünsche vor. Der Baron notierte einige Bücher und Broschüren, die hiebei mehrmals erwähnt worden waren. Noch um neun Uhr nachts schickte er den Diener in die Ministerialbibliothek und endlich, auf der Heimfahrt in seinem Auto, versenkte er sich noch in die Lektüre eines der empfohlenen Werke, das die schwierigsten Geld- und Währungsfragen behandelte.

Gabriele, erste Tänzerin der Hofoper, wartete bereits mit den übrigen Gästen in der Privatvilla des Barons und entzückte die Tafelrunde durch die lustige Unbefangenheit, mit der sie sich die Rolle der Hausfrau angemahnt hatte. Die Gesellschaft war reichlich gemischt: Schauspieler, die unaufgefordert für Unterhaltung sorgten, indem sie mehr oder minder gewürzte Anekdoten zum besten gaben, ein paar Landräte, in ewige Jagdgeschichten vertieft, zwei bis drei ironische Causeure aus der Diplomatie, ein jüdischer Schriftsteller, der zu allererst betrunken war und sich dann in revolutionären Reden und staatsfeindlicher Lyrikdeklamation gefiel, worüber man sich sehr belustigte. Nannerl, eine offensichtlich aus dem untern Volke stammende, noch gar nicht entdeckte Chansonette, entzückte den Militärattaché durch ihren reschen Dialekt, den er bezaubernd natürlich fand, obwohl ihm jede Redewendung erst in die Schriftsprache übersetzt werden mußte, worauf er sie, von niemandem angehört, nur für sich, in die Sprache seiner Heimat übertrug und in Erinnerungen an die Felder und Bäuerinnen zu Hause



schwelgte. Seiner bei diesem schleppenden Umweg des Gefühls erklärlichen Schüchternheit half der Minister durch eine geschäftsmäßige Feststellung ab. Schließlich glich der Kartentisch alle Leidenschaften aus. Gabriele, für die stets einige Zimmer in der Villa vorbereitet waren, hatte sich schon längst zu Bett begeben, als die letzten Gäste über knisternde Scherben der Champagnergläser hinweg, von schlaftrunkenen Lakaien unterstützt, sich zur Türe hinaustasteten. —

Baron von Klumm ließ sich von seinem Leibdiener eine kalte Kompressen um die Stirn winden. Er wollte, ehe er sich zu Gabriele begab, noch ein wenig arbeiten. Die von dem ökonomischen Buche angeregten Gedanken hatten ihn während des ganzen Soupers nicht verlassen, wie es überhaupt eine seiner Haupteigenheiten war, stets vollständig von gewichtigen Dingen bis zum Rande ausgefüllt zu sein, auch mitten in seichter Unterhaltung.

Er setzte sich an seinen Schreibtisch. Das Arbeitszimmer war, wie eben in einem rechten Junggesellenheim, sehr geräumig und zentral gelegen. Es füllte mit seiner Front von vier Fenstern den größten Teil des ersten Stockwerkes, eigentlich mehr ein Saal als ein Zimmer zu nennen. Drei hohe Wände, bis zur Decke mit Bücher- und Aktenrücken austapeziert, verloren sich im Dunkel, vor den Fenstern breitete sich im sausen- den Nachtwind die mondbeschienene Schneekette des nahen Hochgebirges aus.

„Du hast hereinschneien lassen. Peter.“ Der Baron wies auf einen hellen weißen hügeligen Fleck auf dem Parkettboden.

Der Diener zuckte verständnislos die Achseln, griff an die Fensterklinken, um zu zeigen, daß alle geschlossen waren, strich aber dann trotzdem mit einem rasch herbeigeholten Wischfetzen über den Fußboden an der vom Baron immer noch mit ausgestrecktem Finger bezeichneten Stelle hin, allerdings mit der gekränkten Miene eines Mannes, dem ein schrullenhaft umständlicher Auftrag erteilt wird und der ihn nur aus Gutmütigkeit ausführt.

Dann ging er.

Der Baron begann zu lesen, bald aber störte ihn ein leises Knistern. Trat er immerfort noch auf Scherben? Er sah auf. Zu seinem größten Erstaunen war der weiße Fleck im Zimmer, der übrigens ganz jenseits des Mondlichtstreifens im Schatten eines Kastens lag, nun zu einem richtigen Hügel emporgewachsen, ja er rückte wie ein unnatürlich schnell aufschliessender Pilz sichtlich weiter in die Höhe. — Nein, das war allerdings kein Schneehaufen, das bewegte sich ja. — Plötzlich kam die Erkenntnis. Das war ein menschlicher Kopf.

Im Augenblick hatte sich der Baron gefaßt, den Revolver ergriffen, den er immer bei sich trug, und auf den Kopf abgefeuert. „Ich wußte gar nicht, daß es Falltüren in meiner Villa gibt.“ Er repetierte. Sechs Schüsse, dann war der Revolver leer.

Die Schüsse hatten offenbar nicht getroffen, sondern brachten eine andere, ganz unerwartete Wirkung hervor. „Ja, jetzt geht's“, rief eine wie aus dem Schlaf gesprochene, ungelenke, verschleimte Stimme, und sofort schwebte mit einem Ruck wie ein straff gefüllter Gasballon die ganze, sehr lange Gestalt der Erscheinung empor, merkwürdigerweise ohne dabei den Fußboden merklich weiter aufzureissen. Es war ein stattlicher weißhaariger alter Herr, der mit geschlossenen Augen, die Arme fest an die Seiten des Körpers gepreßt, emporstieg. Der befreiende Auftrieb schien aber plötzlich nachzulassen, so daß die Füße und Unterschenkel des seltsamen Wesens unter dem Fußboden stecken blieben, ohne daß dies auf den Beschauer oder auf das Wesen selbst eine besonders befremdende Nebenwirkung ausgeübt hätte.

Dem Baron sträubten sich die Haare unter der Kompresse. Er fiel in seinen Lehnstuhl zurück, aus seinen Beinen war jede Kraft, ja jedes Gefühl entwichen, so daß er sich wie mit eisernen Reifen um die Hüften in eine Art sitzender oder halbliegender Stellung festgeklammert fühlte, ohne ein Glied rühren zu können. Er war aber nicht der Mann, sich ohne Widerstand durch ein Gespenst oder vielmehr durch irgend einen übermütigen Bubenstreich aus der Fassung bringen zu lassen. Gewohnheitsmäßig rang er nach einem einleitenden Gesprächsthema, doch über seine Lippen kam nur etwas Speichel, dann



ein Gurgeln und Labern, wie es Säuglinge ihren ersten Artikulationsversuchen vorausschicken. Endlich konnte er sich verständlich machen: „Ihr Name ist . . .?“

Die Erscheinung hatte jetzt ihre Augen geöffnet, große, schöne, braune, gar nicht unheimliche Augen, mit denen sie freundlich und still ungefähr in der Richtung auf den sich abquälenden Minister herabsah. Der Minister erwiderte, wie er es stets zu tun pflegte, diesen Blick mit Strenge und Festigkeit, trotz seiner kraftlos ausgestreckten Lage im Sessel, zwischen dessen Lehnen seine obere Körperhälfte wie auseinandergeworfen, ungeordnet, gleichsam auf den Misthaufen hingeschmissen herumlag. „Ihr Name ist . . .“, sagte er nun schon sicherer und machte den Versuch, durch heftiges Augenzwinkern die Herrschaft über seine erstarrten Glieder wiederzuerlangen. Schließlich aber sah er die Aussichtslosigkeit dieses Versuches ein und wurde ganz still, da er fürchtete, sich vor dem Geist lächerlich zu machen. Daß er es mit einem wirklichen und nicht bloß gespielten Geiste zu tun hatte, war inzwischen seinem rastlos arbeitenden Gehirn klar geworden. — Schon die Dimensionen der Erscheinung sprachen dafür. Sie war nämlich mehr als zweimal so groß wie ein irdischer Mensch, überragte also sogar die üblichen Panoptikumriesen, dabei gaben ihre Proportionen den gewohnten an Ausgeglichenheit nicht nach, hatten also durchaus nicht das Gewaltsame, Rohe, das uns jene Monstren auf dem Jahrmarkt so unheimlich macht. Unheimlich war hier nur, daß die seltsame Gestalt, wie zum Ausgleich für ihre Größe, aus einer merkwürdig lockeren Materie zu bestehen schien, durch welche man das hinter ihr liegende Fenster und sogar den das Mondlicht widerspiegelnden Gebirgskamm in der Ferne ganz matt durchschimmern sah. Ein erstaunlicher Anblick, der, wie sich von Klumm mit wissenschaftlicher Präzision eingestand, durch keinerlei Hokusfokus hervorgebracht sein konnte. Das Unerklärlichste aber blieb dabei, daß die Figur langsam und ganz allmählich einzuschumpfen, in sich zusammenzusinken schien, wobei sie auch immer festeren Inhalt bekam, ohne übrigens ihre Umrisse oder Gesichtszüge im min-

desten zu verzerren. Es wurde nur alles zierlicher, vertraulicher, gleichsam menschlicher an ihr. Überhaupt schien es dem Phantom, wie man jetzt deutlich merkte, durchaus nicht darum zu tun zu sein, Schrecken einzujagen. Es machte vielmehr (vielleicht war dies Sinnestäuschung, vielleicht aber eine richtige Beobachtung des immer mehr zur Besinnung kommenden Staatsmannes) ganz im Gegenteil den Eindruck, als wolle es Vertrauen gewinnen, ja binnen kurzem bot es den ganz unglaublichen Anblick eines Gespenstes, das sich selbst am meisten fürchtet, das bescheiden und ängstlich in die Ecke treten möchte, um nicht zu stören und nur leider nicht von der Stelle kann, wodurch es in eine recht verlegene und verwirrte Stimmung gerät.

Der Minister raffte sich nun zusammen und setzte sich gewaltsam gerade auf. Seine erste Bewegung war, die Kompressen abzunehmen, die für sein Gefühl den guten Ton einer Privataudienz gröblich verletzte. Dann sagte er, schon ganz kaltblütig geworden: „Sie müssen mir aber Ihren Namen nennen, Ihren Namen.“

„Namen“, wiederholte das Gespenst, als suche es mit aller Anstrengung sich etwas klar zu machen. „Namen . . . Namen . . . Was ist das nur: Namen?“ Die Stimme klang jetzt nicht mehr verschlafen, sondern rein und hoch, nur etwas zu vibrierend, um menschlichen Stimmbändern anzugehören. Ein Unterton von großer Schüchternheit und Demut war in ihr unverkennbar.

Der Baron sah wieder an der Gestalt empor, musterte sie von Kopf bis zu Fuß, vielmehr bis zum Knie — denn sie stak immer noch teilweise unter dem Parkett. Wiederum trat eine Pause ein, in welcher nicht nur der Baron sich bequemer zu rechtsetzte, sondern auch die Erscheinung zum erstenmal zu erkennen schien, daß sie Arme habe, — zumindest sah sie jetzt mit erstauntem Blick an ihren Seiten herab und löste, ungläubig und zögernd, die Gliedmaßen von den Hüften, hob sie ein wenig und ließ sie wieder sinken. Dabei schien sie auch über die Bewegung ihres Kopfes, die sie jetzt zum erstenmal machte, in Staunen, sogar in Schrecken geraten zu sein, denn ihr Gesichtsausdruck wurde von Minute zu Minute ängstlicher und



die Starrheit der Kontur verfestigte sich nach diesen Bewegungsversuchen für die nächste Weile nur noch mehr.

Der Baron konnte, wie es seine engeren Parteifreunde nannten, unter Umständen „ganz ekelhaft madig“ werden. Ein solcher Moment der Offensität war auch jetzt gekommen. Als wolle er sich für die knapp überwundene Kleinmütigkeit schadlos halten, fuhr er den Gast mit voller Stimme an: „Nun, zum Teufel, Sie müssen doch wissen, wie Sie heißen, wer Sie sind, was Sie hier wollen und wie Sie eigentlich hergekommen sind.“

Bei dem rauhen Klang dieser Worte schien sich die Erscheinung nun energisch zusammenzunehmen. Ein alter Mann, der sich auf etwas besinnen will, der ängstlich die weißen Augenbrauen zusammenzieht, — nicht viel anders sah das Gespenst jetzt aus. Doch brachte es nicht mehr hervor als die gezwitscherten Worte: „Ich glaube, ich bin eben hier hereingestorben.“

„Hereingestorben, — was ist denn das?“

Wieder eine Pause.

„Sie, — was das ist, frage ich.“

„Ja, wenn ich das selbst wüßte, mein Herr“, erwiderte der Greis. „Haben Sie Mitleid mit mir. Ich bin erst soeben gestorben, vor einem kleinen Weilchen, und ich habe so viele Sünden begangen. Wie soll ich mich da schon auskennen. Ich bin ja noch ganz benommen. Glauben Sie mir, eine Kleinigkeit ist es nicht.“ Und nach diesen ersten wenigen zusammenhängenden Sätzen schloß er wieder die Augen, gleichsam ganz erschöpft von so viel Anstrengung.

„Merkwürdig“, sagte der Baron, „ganz eigentümlich . . . hm, hm. Das ist mir ganz neu.“ Wie hilfesuchend griff er um sich und packte den Schirm seiner Schreibtischlampe. Diese Berührung schien ihn auf einen Einfall zu bringen. Den Schirm wie einen Stützpunkt festhaltend, drehte er sich im Sitzen herum, in den grellen Lichtkreis der Stehlampe und entzog damit zum erstenmal wieder das Gespenst seinem Blick. Plötzlich begann er krampfhaft zwischen den aufgehäuften Papieren und Büchern zu wühlen. Das waren doch seine ganz normalen Arbeiten, seine gewohnten Gedanken und Vorstellungen. Er

suchte sich an einzelnen Worten und Ziffern, die er las, anzukrallen, festzusaugen, — doch sie verschwammen vor seinem aufgeregten Blick, nichts konnte er entziffern. Immerhin dachte er nach einer Weile sich so weit zur Vernunft gebracht zu haben, daß er sich wieder ins Zimmer hinter sich umschauen zu dürfen glaubte. Langsam wagte er es und wandte sich wieder in die vorige Richtung. Da lag der dunkle, ins Unendliche verschwimmende Saal, in dem die elektrische Lampe nur den nächsten Umkreis, nahezu nur bis zu seinen Füßen, erhellte. Und knapp vor ihm schon wieder dieser langaufgeschossene Patron, der übrigens, was wirklich grauenhaft aussah, die Zwischenpause nicht dazu benützt hatte, um sich in eine bequeme Stellung zu arrangieren, sondern statt dessen starr und mit tiefem Ernst, wie in völliger Selbstvergessenheit, eine Antwort des Ministers abzuwarten schien.

„Nun, Sie sagen also . . . Sie sind also gestorben . . . Und doch leben Sie . . . Was bedeutet das? Ich meine, können Sie sich nicht vernünftiger ausdrücken? Sind Sie also eigentlich gestorben oder sind Sie hier?“

„Ich bin hierhergestorben . . . wegen meiner Sünden.“

Der Baron schüttelte den Kopf. „Wegen Ihrer Sünden, das sagten Sie schon. Was für Sünden? Sie sind ein Mörder, nicht wahr?“

Eine heftige Bewegung des Abscheus ging durch den Leib des Gespenstes, es schüttelte sich von oben bis unten und, immer noch etwas unbeholfen, aber mit unbewußter Energie, hob es jetzt die Arme hoch empor und schlug sogar die Hände über dem Kopf zusammen, indem es jammervoll rief: „Ein Mörder! Ich, ein Mörder! — Nein, Gott sei Dank, davon habe ich mich zeitlebens weit entfernt gehalten. Mordgedanken kann ich auch bei peinlichstem Nachforschen in meinem Gemüt, wie es damals war und wie es jetzt ist, nicht entdecken.“

„Also haben Sie gestohlen, betrogen, Schiebungen gemacht, Gaunereien, oder sind unehrlich gewesen, nicht?“

„Unehrllich — ja, das vielleicht. Ich habe nicht immer und nicht bei jedem Schritt an die ewige Wahrheit der Dinge ge-



dacht, obwohl ich immer und immer wieder diesen festen Vorsatz hatte.“

„Und das war Ihre ganze Unehrlichkeit?“ lachte der Baron auf.

„O eine Sünde — die allerärgste Sünde! Deshalb erlebe ich ja, zur Strafe, diese furchtbare Versetzung in eine andere Welt, deshalb ist ja meinem Sterben nicht ein Aufstieg in die höhere Sphäre gefolgt, sondern das entsetzliche Ausgestoßensein in eine beigeordnete, wo nicht tiefere Entwicklungsstufe.“

„Unfaßbar. — Sie beharren also wirklich darauf, daß Sie gestorben sind?“

„Natürlich, das ist es ja, ich erlebe soeben das, wovor man sich am meisten fürchten soll, oder besser gesagt, was man als Zeichen der göttlichen Gerechtigkeit am meisten ehrfürchten soll, — ich erlebe die erste Stunde nach meinem Tode.“

„Das muß wirklich interessant sein“, fuhr es unbedacht aus dem Mund des Barons heraus, „das heißt... ich wollte sagen... Bitte, möchten Sie nicht Platz nehmen? Davon müssen Sie mir mehr erzählen. Wie ist denn das, in der ersten Stunde nach dem Tode? Sie müssen wissen, mit diesem Gedanken, das heißt damit, mir diesen Zustand auszumalen, habe ich mich schon oft in müßigen Stunden beschäftigt. Ich habe ja immer viel zu tun, leider, leider. Aber manchmal, sehn Sie, zwischen den wichtigen Staatsgeschäften fällt einem doch etwas so Abstruses ein, ja ich muß abstrus nennen, denn wie kann ein lebender Mensch wissen oder sich richtig vorstellen, wie es nach seinem Tode in ihm zugehen mag. Das ist ja schlechterdings eine Unmöglichkeit, eine Absurdität. Nun, item, ich habe ein gewisses Maß von Vorliebe für diese Sache, ich behalte ständig diese Angelegenheit im Auge...“ Unwillkürlich geriet er, je mehr er in Eifer kam, in die feingedrechselten Redensarten, mit denen er seit Jahren Petenten und Deputationen mechanisch abzufertigen pflegte. So sehr hatte dieses Gespräch schon den Charakter des Absonderlichen und Geisterhaften für ihn verloren, so sehr betrachtete er es als eine gar nicht mehr gruselige Konversation. „Kurz und gut, ich denke mir in dieser

ersten Stunde... hehe, wenn ich so sagen darf, alles recht finster und leer und öde um einen herum. Das Nichts, verstehen Sie, das Nichts in des Wortes allerschärfster Bedeutung. So stelle ich mir es vor. Natürlich fällt es mir gar nicht ein, meine Erfahrungen mit den Ihrigen zu messen oder gar in eine Reihe stellen zu wollen. Verzeihen Sie meine Schwatzhaftigkeit. Ich werde mit weit größerem Vergnügen Ihren Ausführungen lauschen, als ich gesprochen habe. So, ich bin schon ganz Ohr. Bitte, setzen Sie sich, hier...“

Das Gespenst hatte ziemlich ratlos seine Augen umherwandern lassen, jetzt hefteten sie sich auf den Klubfauteuil, den der Minister heranrückte. Die Worte schienen von ihm verstanden worden zu sein, denn nun setzte es sich gehorsam und so schnell, als es seine festgeklammerten Füße zuließen, wobei es allerdings eine gewisse Unvertrautheit mit dem Gebrauch einer Sitzgelegenheit verriet, denn es ließ sich über beide Armlehnen zugleich nieder. Allerdings hätte es seine immer noch riesenhaften Körperformen nur schwer in den breiten Fauteuilgrund einzwängen können.

„Reden Sie also, erzählen Sie mir etwas von diesem Paradies, das unsere Pfaffen so gut zu kennen vorgeben.“

„Vom Paradies!“ erwiderte das Gespenst mit einem Seufzer. „Wie sollte ich niedriges Wesen Ihnen etwas vom Paradies erzählen können, in das ich vielleicht nach Billionen Jahren, vielleicht niemals Zutritt erlangen werde.“

„Also erzählen Sie meinetwegen von der Hölle,“ warf der Minister mit einer verbindlichen Handbewegung wie einen kleinen Konversationsscherz hin.

„Der Hölle scheine ich ja allerdings, wenn mich nicht alles trügt, entronnen zu sein“, erwiderte die Erscheinung mit einem nicht gerade zuversichtlichen Blick rundum, doch schien ihr schon dieser Blick eine Vermessenheit zu bedeuten, denn sie verbesserte sich sofort mit stiller Bescheidenheit. „Sie dürfen übrigens nicht glauben, daß das etwas Besonderes ist. Die Extreme, volle Erlösung und volle Verdammnis sind wahrscheinlich, so vermute ich mindestens, im ewigen Sein ebenso seltene



~~~~~

Ausnahmen, wie im sterblichen Leben. Die Mittelstufen mit ihren tausendfältigen Abschattierungen überwiegen weitaus. So eine Mittelstufe scheint auch, obwohl ich mir darüber durchaus nicht klar bin, mein Los zu werden.“

„Nun, ich danke, für meinen Geschmack würde das Nichts, das absolute Nichts nach dem Tode schon Hölle genug bedeuten.“

„Das Nichts?“

„Nun, das Nichts, von dem ich vorhin sprach, der Wegfall aller sinnlichen Empfindungen, aller Wünsche und Freuden und Leiden.“

„Verzeihen Sie, da habe ich Sie wohl schon vorher nicht ganz richtig verstanden. Sie müssen mit mir Nachsicht haben, ich nehme mir die allergrößte Mühe, aber ich bin von all dem Neuen, das ich erlebe, so aus der Fassung gebracht, so betäubt, daß ich Ihnen trotz Ihrer Freundlichkeit nur schwer folgen kann. — Ein Nichts nach dem Tode, sagten Sie? Da hätte ich eigentlich sofort widersprechen müssen. Gerade das Gegenteil davon trifft ja zu. Eine solche Fülle frischer, ungeahnter Eindrücke fällt nach dem Tode über einen her. Es kostet die größte Anstrengung, sich dieses Ansturms zu erwehren . . .“

„Neue Eindrücke . . . im Moment des Todes?“

„Nicht gerade im Momente des Todes. Da gibt es allerdings einen kleinen Augenblick von gemindertem Bewußtsein, in dem man nichts fühlt als einen heftigen Riß, eine vorher ganz unbekannte starke, aber ganz kurze Empfindung, mit der sich die Seele vom Körper löst, ein Zucken, von dem ich nicht sagen könnte, ob es der Lust oder dem Schmerz verwandter ist. Aber, wie gesagt, das dauert nur den Bruchteil einer Sekunde lang. Dann ist die Seele von Materie frei, ganz rein und losgebunden. Das aber ist gerade das Anstrengende. Wie soll ich es nur beschreiben? Unser ganzes Leben lang hatten wir damit zu tun, in unsere Materie, die ja, seien wie aufrichtig, den Schwerpunkt unseres Daseins bildete, mit Geistigem und Gefühltem, mit seelischem Leben vollzusaugen, das wir aus den wogenden Lebensströmen rings um uns für unseren Gebrauch entnahmen.

Plötzlich ist unsere Seele frei, bildet gleichsam einen materielosen Hohlraum, eine luftleere Blase mitten in der Materie. Die Materie aber, die gewohnt ist, sich an Seelischem zu nähren, gleichsam vollzusaufen, stürzt natürlich von allen Seiten mit rasender Begierde auf diesen Hohlraum zu und versucht sich einzudrängen. Alle Arten von Stofflichkeiten, auch solche der tiefsten Lebensformen, möchten von der eben freigewordenen Seele Besitz ergreifen, möchten sich an ihr nähren und emporpäppeln. Diese ersten Minuten sind schrecklich. Ich kann ja sagen, mir ist es dabei noch ganz gut gegangen, ich hielt mein kleines Bündel von Seelensubstanz tüchtig beisammen. Viele Seelen aber werden schon in diesen ersten Augenblicken ihres neuen Daseins in Stücke gerissen, einfach zerfetzt, und es graut mir geradezu, wenn ich mir ausmale, was eine solche in Atome zerbrochene Seele zu leiden hat, die ja doch noch bei all dem ihr einheitliches Ichbewußtsein behält und nun zu gleicher Zeit in einem Regenwurm, einem Baumblatt und vielleicht in ein paar Bazillen darauf, die einander gegenseitig vertilgen, weitervegetieren muss. Ich nehme an, daß gerade das der Zustand ist, den man Hölle nennt.“

„Nichtausgeschlossen“, unterbrach der Baron mit dem Lächeln, das er für ertappte Gegner zu verwenden pflegte. „Nur möchte ich wissen, woher Sie nicht nur über Ihr eigenes Schicksal, sondern auch noch zum Überfluß über das anderer Seelen so genau Auskunft zu geben wissen. Ohne Ihnen nahetreten zu wollen, — sind Sie sich klar darüber, daß Sie sich hier auf ein Gebiet begeben haben, auf dem allen Phantasien und Täuschungen, insbesondere Selbsttäuschungen, Türe und Tor geöffnet ist? Haben Sie sich in dieser Hinsicht ernstlich genug geprüft? Sind Sie Ihrer so vollständig sicher, daß eine kleine . . . ich will nicht Lüge sagen . . . eine kleine Übertreibung oder Entstellung der Wahrheit ganz ausgeschlossen erscheint?“

Der Greis war gar nicht beleidigt, im Gegenteil, er schien für jede Ermahnung dankbar und verfiel sofort, nachdem er das Vorige in gewissermaßen ruhigem Ton geäußert hatte, in seine anfängliche reuige Zerknirschung: „Oh, Sie haben recht. Oh,

wie recht Sie haben. Offenbar sind Sie mir als Richter bestimmt, vor dem ich mich zu verantworten, nein, nicht verantworten, vor dem ich meine Verfehlungen zu beichten habe. — Ja, es ist wahr, ich habe mich durchaus nicht genügend geprüft und habe mich, obwohl es mein ernstlicher Wille war, auch vor eitlen Selbsttäuschungen nicht hinreichend gehütet. Meine Einsicht, wenn ich die erbärmlichen Resultate meines Lebens so nennen darf, reichte gerade noch aus, um mich die erste Prüfung nach dem Tode, die Attacke der Materie, bestehen zu lassen. Ich verstand in diesem Moment mit wirklich merkwürdiger Hellsichtigkeit nicht nur alles, was mit mir, sondern auch was mit anderen eben Gestorbenen rings um mich vorging. Schreckliches habe ich da in wenigen Minuten gesehen, noch Schrecklicheres ist mir wie in Ahnungen klar geworden. Ganz rein konnte ich mich übrigens trotz meiner verzweifelten Gegenwehr doch nicht erhalten. Ich sehe, daß da schon wieder allerlei Fremdes an mir herumhängt, was mit unsterblicher Substanz nichts gemein haben dürfte.“ Bei diesen Worten betastete er traurig seine Rockknöpfe und zog das Jackett, das er trug, mit einer Bewegung über dem Magen zusammen, der man anmerkte, daß ihm dieses Kleidungsstück etwas ganz Unerklärliches war, daß er es vielleicht für einen Körperteil hielt.

„Trösten Sie sich, alle Kleidungen haben etwas Groteskes“, beruhigte ihn der Minister mit Herablassung.

„Kleidung nennen Sie das . . . Ach so, nun verstehe ich. Unsere Kleidung sah allerdings ganz anders aus. In der sylphischen Sphäre, aus der ich stamme, besteht die Kleidung in einer gewissen, sehr hohen Geschwindigkeit, mit der sich die Individuen beständig kreiselförmig um sich selbst drehen.“

„Eine Sylphe sind Sie also, eine Sylphide.“ Eine ganz schwache Erinnerung an die schöne Gabriele und ihren Sylphentanz im letzten Ballett schwebte am Baron vorbei. „Sylphen stellen wir uns allerdings ganz anders als in Ihrer Figur vor.“

„Sie sind auch ganz anders, wahrhaftig, und leben auch ganz anders als ich es jetzt tue. Ich bin schon auf dem Übergang

in Ihre Welt begriffen, lebe schon halb und halb, so gut ich es kann, als Mensch. Das ist ja eben die zweite schwerere Prüfung, die ich durchzumachen habe: man wird plötzlich in eine ganz andere Welt unter ganz neue Bedingungen versetzt, alle Gewohnheit des Alltags, alle Routine fällt infolgedessen von einem ab, und gerade das ist der Prüfstein, an dem sich zeigt, wie viel wirkliche, für alle nur irgend mögliche Welten geltende Realität man in dem einen Leben zu erwerben gewußt hat . . .“

„Sie sind also gar kein toter Mensch, sondern aus einer andern Welt?“ fragte der Baron und lehnte sich, wiederum etwas fassungslos geworden, zurück.

„Ich bin aus einer andern Welt hier hereingestorben“, wiederholte das Gespenst geduldig.

„Vom Mond etwa oder vom Sirius?“

„Nein, aus einem ganz andern Weltsystem, wie ich schon sagte.“

„Aus der Milchstraße also oder dem Orionnebel?“

„Wenn Sie in Ihrer Körperwelt noch so weit gehen, unendlich weit, so können Sie meine Heimat trotz alledem nicht finden. Meine Heimat ist ein Reich anderer Sinne oder war es vielmehr bis heute, ich zähle mich aber noch ein wenig zu ihr. Wir Sylphen sehen nicht, wir hören und riechen nicht und werden nicht gehört und gesehen. Wir haben dafür andere Organe, eine andere Schwere und andere Naturgesetze. Dem Raume nach aber leben wir unter euch Menschen, mitten unter euch. Es gibt eben unendlich viel Welten, die sind aber ineinandergeschoben, nicht nebeneinander laufend, und trotz ihres unmittelbaren Beisammenseins wissen Sie nichts von einander. — Auch mir war bisher eure Welt samt Sternenhimmel und Milchstraße und allem, was eure Sinne fassen, vollständig verborgen. Ich bin völlig überrascht, daß ich, ohne mich von der Stelle gerührt zu haben, nur gleichsam durch eine innere Umschaltung der Organe, in eine so völlig ungeahnte neuartige Umgebung versetzt bin.“

„Warten Sie, nicht so schnell! — ich muß das erst fassen“, rief von Klumm und preßte die Hand an die von pochenden

Adern schmerzhaft durchpulste Stirn: „Es ist Ihnen also alles ganz neu? . . . Nun immerhin, das muß ich sagen . . . vorausgesetzt, daß das alles wahr ist, was Sie da erzählten, . . . immerhin benehmen Sie sich, wenn Ihnen wirklich alles ganz neu ist, anerkennenswert korrekt und sicher. Es ist mancher so vor mir gesessen wie Sie jetzt hier sitzen, und hat vor Verlegenheit nicht ein noch aus gewußt. Sie müssen wissen, ich bin — das darf ich ohne Selbstüberhebung sagen — ein ziemlich einflußreicher Mann und seltsamerweise sagt man mir nach — ich weiß selbst nicht, wie ich zu diesem Ruf komme — daß mein Auftreten etwas Imponierendes an sich hat und daß es auch für den Mutigsten und Frechsten schwer ist, die Contenance zu bewahren, wenn er mir gegenübersteht.“

Hier gab das Gespenst, das bisher die Unterredung mit ebenderselben Spannung geführt hatte wie der Baron, zum erstenmal ein Zeichen von Interesselosigkeit von sich, ein recht deutliches Zeichen sogar, indem es seinen Blick auf eines der Fenster heftete und die Landschaft draußen mit sichtlichem Vergnügen zu betrachten begann, wobei es den Kopf reckte und sich sogar halb von seinem Sitze erhob.

Der Minister war Weltmann genug, dies nicht zu bemerken.

„Die schönen Berge“, sagte das Gespenst und ein sehnsuchtsvolles Aufatmen hob seine Brust.

„Auch unsere irdischen Berge erkennen Sie also sofort“, sagte der Minister im Ton einer gewissen kühlhöfflichen Galanterie. „Ich mache Ihnen mein Kompliment über Ihr schnelles Orientierungsvermögen. — Gibt es denn auch in Ihrer Welt so etwas wie Berge?“

„Nein. Bei uns drückt sich alles, oder vielmehr drückte sich alles, in elektrischen Wellen, rotierenden Lufttrichtern und Wirbeln aus.“

„Und dennoch . . .“

„Aber natürlich gibt es auch in dieser Materie Naturschönheiten, erhabene Erscheinungsformen der ewigen Kräfte, des Wachsens und Vergehens. — Da ich nun mein ganzes Leben lang, so oft ich in die freie Natur hinaus kam, es geschah bei

meinem abscheulichen Berufe selten genug, . . . da ich vielleicht gerade deshalb, weil es mir so ungewohnt war, die Herrlichkeiten der Natur mit einem wahren Durst und Entzücken in mich aufnahm und jedesmal dabei in mir ohne weiteres das Gefühl wach wurde, daß ich in diesem Genuß irgendwie an ein Ewiges, Allgemeingültiges, ganz unerschütterlich Wirkliches rührte, eben deshalb bin ich möglicherweise jetzt befähigt, in allem, was Naturschönheit betrifft, auch in der neuen Welt mich schnell auszukennen und sofort zu fühlen, wo ich auch hier auf ein Wesentliches in dieser Beziehung stoße.“

„Höchst sonderbar. Mache ich Ihnen nicht nach, wahrhaftig... Wenn ich aus einem Alpenpanorama von lauter Luftwirbeln käme . . . pardon, so sagten Sie doch . . . aus lauter Seifenblasen, nicht wahr, also ohne Steine, ohne Schnee, ohne Pflanzen, ohne Farbe . . . natürlich auch ohne Farbe . . . nun, ich muß sagen, dann wäre ich beim Anblick der wirklichen Berge so verblüfft, so verblüfft . . .“ der Baron versank in Brüten, endlich fuhr er auf. „Mit einem Worte, ich wäre verblüfft.“

„Sie wollen mich verspotten“, klagte das Gespenst. „Bin ich am Ende noch zu wenig verblüfft und verwirrt? Nur gerade der freien Gottesnatur gegenüber fühle ich etwas mehr Vertrauen.“

„O nein, auch in anderem kennen Sie sich ganz erstaunlich aus. Ja, es scheint mir sogar, in den Hauptsachen. Sie wissen genau, ich muß direkt sagen, unnatürlich genau Bescheid darüber, woher Sie kommen und wohin Sie gehen.“

„Oh, ich weiß es nicht, mein Herr, ich weiß es nicht.“

Der Baron fuhr unbeirrt fort: „Sie sind sich sogar dessen bewußt, daß Sie sich in einem Übergangsstadium befinden. Sie haben einen Begriff von den Prüfungen, denen Sie entgegengehen, von einem gewissen Gerichtsverfahren und von den Verdiensten, die Sie vor diesem Gericht geltend machen können. Dabei macht Ihnen unsere Sprache, unsere Begriffsbildung in diesem doch recht schwierigen Thema merkwürdigerweise gar keine Schwierigkeiten. Sie reden wie gedruckt und Sie reden dabei von der ewigen Gerechtigkeit, wie wenn Sie

mit ihr verwandt wären. Sie reden ebenso von Gott und Tod und Hölle und Teufel, und ich weiß nicht, wovon noch . . .“ Der Baron war geradezu wütend geworden und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Ja, glücklicherweise habe ich mich gerade mit diesen Dingen auch in meinem sterblichen Leben einigermaßen befaßt“, sagte das Phantom mit äusserster Zaghaftigkeit, wenn auch lange nicht genug. Und nicht daß ich sie verstanden hätte. Aber eine gewisse Sehnsucht zog mich immer wieder zu ihnen hin und auch da hatte ich das Gefühl, daß es um ewige unumstößliche Wirklichkeiten gehe, die überall gelten müssen . . . Ach, leider habe ich dafür anderes vernachlässigt, und das rächt sich jetzt bitter an mir . . .“

„Sie schweigen?“ rief der Baron unwillig, da eine kleine Pause eintrat. „Gerade auf das wäre ich besonders neugierig. Was ist es nun eigentlich, was sich an Ihnen rächt? Worin haben Sie gesündigt? . . .“

„Ich war“, kam es stockend, beschämt hervor, . . . „ich war, wie soll ich es sagen, in Kleinigkeiten sehr ungeschickt. Das heißt, ich hielt sie für Kleinigkeiten. Jetzt aber sehe ich, daß auch sie bedeutungsvoll sind und daß auch sie, wenn man sie mit der richtigen Sorgfalt anpackt, einen verehrungswürdigen Kern von Realität enthalten. Denn jetzt fehlen sie mir. Das ist eben das besondere Gesetz, unter dem wir Gestorbenen in der ersten Stunde nach dem Tode stehen. Aktion und Reaktion sind vollständig vertauscht. Das, was wir im sterblichen Leben ehrfürchtig, mit Schauer und Staunen bewundert haben, das ist uns jetzt vertraut. Was wir aber dort wegwerfend behandelt und zu einer seelenlosen gewohnheitsmäßigen Hantierung herabgewürdigt haben, das mutet uns hier fremd und unverständlich an. So geht es mir hier . . .“ Er stockte wieder „mit der Kleidung. Ich habe sie, offen gesagt, sehr vernachlässigt. Überhaupt, Etikettefragen verstand ich nie. Mit einem gewissen Hochmut setzte ich mich über sie hinweg und glaubte, infolge meiner sonstigen höheren Studien sogar ein Recht auf diesen Hochmut zu haben. Für ihn werde ich jetzt bestraft. Denn gewiß liegt

~~~~~

auch in der Etikette, überhaupt im geregelten gesetzlichen Verkehr zwischen den Geschöpfen, im Maßhalten und Distanzgefühl etwas Allgemeingültiges und von Gott Gewolltes. Mag sein, daß dieses Distanzhalten übertrieben wird, daß nur ein Körnlein Wahrheit und sehr viel Lüge in ihm liegt. Aber eben auch dieses Körnlein Wahrheit zu finden war ich verpflichtet, und noch so arge Lüge, die es verhüllte, ist keine genügende Entschuldigung dafür, daß ich mich von dieser Hülle abschrecken ließ . . . Zur Strafe bin ich jetzt in allem Derartigen ganz ratlos. Bedenken Sie nur, wie peinlich es für mich ist, daß ich immer noch nicht herausbringen konnte, in welcher Gestalt Sie vor mir stehen. Ich sehe Sie gar nicht. Ich glaube zwar, daß Ihre Stimme aus diesem schönen leuchtenden Körper kommt“, dabei zeigte er auf die Schreibtischlampe weit hinter dem Baron, der bei diesen Worten, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, ein eigentümliches Gefühl von Kleinheit und Unbedeutendheit empfand, was jedoch seine Erbitterung nur steigerte, „und ich halte irgendwie dieses Licht für das Zentrum der Persönlichkeit, mit der ich mich unterhalte. Im übrigen aber hebt sich für mich leider keine deutliche Gestaltung aus der Umgebung hervor. Und auch mit meiner eigenen Figur kann ich nicht ins reine kommen, so sehr ich mich meiner neuen Welt anpassen möchte. Bald zuckt es in mir zusammen, bald fließt es auseinander. In allen Poren fühle ich ein Unbehagen. Glauben Sie mir, mir fehlt jedes Raumgefühl, alles torkelt mir schwindlig durch den Kopf. Ich kann die richtige Ebene nicht finden, in der ich mich zu bewegen hätte. Alles sehe ich schief.“

„Das merke ich nun wirklich“, fuhr von Klumm mit höhnischem Lachen auf.

„Jetzt erst merke ich, zu spät, wie recht ein Freund hatte, der mir immer von seinem Heimweh erzählte. Er war nur aus einer andern Stadt, nicht etwa aus einer ganz andern Welt zu uns gekommen, und immer wieder klagte er, wie unheimlich, ja geradezu wie bestraft er sich fühle. Was sich nämlich zu Hause unter einer Hülle lieber Gewohnheiten, in der Wärme des Körper-an-Körper-Sitzens im Familienkreis verborgen hatte,



das trat jetzt nackt zu Tage: eine gewisse innere Leerheit und Sinnlosigkeit seines Lebens.“

„Dasselbe hat heute der Militärattaché gesagt“, murmelte der Baron mit gespanntem Mißtrauen.

„Wenn man“, fuhr die Erscheinung ruhig fort, „in einem trügerischen Schein von ewigem Beschäftigtsein sein Leben hinbringt, immerfort fleißig und strebsam ist, immerfort sogenannte „ernste“ Dinge treibt, die meist nur der banalen Notdurft des Tages dienen, seine Muße wiederum mit einem „Unernst“ vergeudet, der jenem Ernst an Irrealität gleichwertig ist, — kurz, wenn man nirgends die befreiende absolute Wahrheit sieht, sondern überall nur eine trübselige Notwendigkeit und Gewohnheit . . .“

„Das ist zuviel“, schrie der Baron und ging mit geballten Fäusten auf das Phantom los, „jetzt reden Sie gar von mir!“

„Nein, von meinem Freund“, schrie die Erscheinung entsetzt und wich mit dem Oberleib zurück.

„Haha, — der sah also nirgends absolute Wahrheiten? Hören Sie, da laß ich ihn schön grüßen und ihm sagen, daß er ein ausgezeichneter Kerl ist, dieser Freund, und durchaus mein Mann. Genau so bin ich nämlich auch. Die nüchternen Tatsachen des Lebens erkenne ich an, relative Vernünftigkeiten, Zweckmässigkeiten. Aber was Sie da von allgemeingültiger Realität faseln . . . Donnerwetter, gerade gegen solche törichte Ideologien anzukämpfen, darin sehe ich den bescheidenen, aber vielleicht doch nicht ganz unwesentlichen Sinn meines Daseins. Zum Teufel, ist denn jemand so kurzsichtig, der das nicht einsieht? Es gibt kein Recht für alle und keine Gerechtigkeit, weil jeder Recht hat, der Recht zu haben glaubt, jeder Staat, jedes Volk, jeder Einzelne. Deshalb muß es ewig Krieg geben, Zwietracht von Mann zu Mann und Krieg der Völker untereinander . . .“

Kaum hatte der Minister diese Worte ausgesprochen, als das Gespenst sich mit einemmale wie umgewandelt gebärdete. War es bisher eines von der weinerlichen Sorte, sogar nahezu temperamentlos gewesen, so geriet es jetzt in einen zornigen

Eifer, der dem des Barons in nichts nachstand. „Hallo, das ist ja Unsinn“, rief es und schien alle Zimperlichkeit mit einem Schlage vergessen zu haben: „Es gibt kein Muß und es gibt keine relative Vernünftigkeit? Mit solchen Ansichten stecken Sie ja in einer ganz gewaltigen Verblendung.“

„Ich — Verblendung? Ich, der anerkannt sachlichste Realpolitiker der Gegenwart? Selbst von den Gegnern als sachlich anerkannt? Und solch ein Phantast, solch ein Utopist wie Sie, will das behaupten? Wissen Sie, daß ich Leute Ihres Schlages für die ärgsten, ja die einzigen Feinde der Menschheit halte?“ Der Baron hatte die Erscheinung beim Arm ergriffen und zerrte sie hin und her, die Empörung hatte ihn vollständig übermannt. Doch auch die Erscheinung war wild geworden. Erregt tappte sie um sich, allerdings sehr ungeschickt, so daß sie den Baron verfehlte. „Ja, für einen solchen Feind“, schrie dieser, indem er zur Seite sprang, „daß ich mir gar kein Gewissen daraus mache, Sie selbst samt Ihren läppischen Erfindungen jetzt auf der Stelle über den Haufen zu schießen.“ Er war an den Schreibtisch geeilt, öffnete eine Kassette und begann mit zitternder Hand, den Revolver von neuem zu laden. Dabei aber schrie und zankte er ununterbrochen weiter und seine Stimme klang vor Wut und Aufregung immer heiserer: „Mit Ihrem albernen Gerede von ewiger Gerechtigkeit . . . begreifen Sie gar nicht, daß Sie sich an dem heiligsten Gute der Menschheit versündigen? Wenn es nur *ein* Recht und *eine* Wahrheit gäbe, wo bliebe dann . . ., he, wo bliebe dann die immanente Mißlungenheit, die Sinnlosigkeit alles Irdischen, die doch gerade darin besteht, daß alle, die aufeinander gegenseitig loshauen, alle, alle zugleich, im Rechte sind, wo bliebe das Christentum, die Religion des Leidens, wo bliebe die ganze metaphysische Tragik des Erdenwallens?“

„Sie erbärmlicher Wicht“, schrie nun auch der Geist aus voller Kehle und in seine Stimme rollte etwas wie unterirdischer Donner, ja, auch aus den Wänden und Fenstern schien es dunkel mitzusprechen, der Wind draußen setzte mit stärkerer Wucht ein und brachte vom Hochgebirg ein eigentümlich leises



Pfeifen und Knistern mit, als lösten sich irgendwo in der Ferne die Fugen des uralten Gesteins und bereiteten sich vor, in feinen Staubbächen herabzurieseln. „Sie erbärmlicher Wicht“, schrie gleichsam die ganze sichtbare Natur in ihrer Empörung auf. „Ist es Ihre Sache, Gott ins Handwerk zu pfuschen, und die Tragik seines Werkes gönnerhaft besorgt zu protegieren, für die vielleicht genug und mehr als genug geschehen ist, wenn er solche schädliche Würmer wie Sie in seiner unendlichen Güte überhaupt nur weiterexistieren läßt, statt sie zu vertilgen?“ — Bei diesen Worten bog sich das Gespenst ganz zurück, als wolle es einen Anlauf nehmen, um das Menschlein einfach mit der Wucht seines Leibes niederzustoßen und dann zu erdrücken. Durch diese heftige Bewegung aber hatte es sich unversehens aus dem Parkett, in dem es noch immer bis zum Knie gefangen stand, frei gemacht. Es stieg nun vollends empor, erstaunlicherweise jedoch hielt es mit dieser Bewegung nicht ein, als es die Ebene des Fußbodens unter den Sohlen hatte, sondern wie im Schwung seines Ausholens erhob es sich weiter und fuhr nun frei in die Luft empor, doch nicht geradeaus, sondern schräg, als schwebe es eine unsichtbare Treppe hinauf. In dieser Bewegung kam es wie in einem eisigen Luftzug dicht am Baron vorbei, so daß es ihn also wieder verfehlt hatte. „Wehe mir“, schrie es jetzt mit kläglich-schneidendem Laut, indem es plötzlich etwa in halber Höhe des Zimmers einhielt und fast unbeweglich, nur mit leichtem Pendelschlag schwingend blieb. „Meine Sünde! Meine Sünde!“

Der Baron war zitternd in die Knie gestürzt, in weitem Bogen entfiel die Waffe seiner Hand und klirrte zu Boden. Nicht so sehr die Rede des Geistes als der furchtbare Anblick des in der Luft wie an einem Galgen hängenden Leibes, der an Gespenstigkeit all das Merkwürdige, was er an diesem denkwürdigen Abend bereits erlebt hatte, weit überbot, warf ihn aus seiner mühsam erkünstelten Fassung. Nun rührten die bebenenden Worte von oben, die wie unmittelbar aus einem gequälten Herzen hervorgestoßen schienen, an einen Nerv seiner Seele, der schon lange nicht, vielleicht seit seinen ersten Kinderjahren

nicht geschwungen hatte. „Meine Sünde! Meine Sünde!“ wimmerte nun auch er und verdrehte die Augen. Denn weinen konnte er nicht mehr. Das hatte er in all den vielen Jahren ganz verlernt.

Eine Weile schrien nun beide jammervoll durch das Zimmer und erweckten den schaurigen Widerhall der leise knarrenden Möbel. Der Mond war untergegangen, völliges Dunkel herrschte außerhalb des Lampenschirms. Jetzt erst bemerkte man, daß ein ganz zartes flimmerndes, bläulichweißes Licht von den Konturen des Phantoms ausging, wie von einem Kamm, der knisternd durch Haare streicht. Es machte wirklich den Eindruck, als sei jedes Fäserchen im Kleide des Geistes bis zur Wurzel hinab schmerzlich aufgeregt und erschauere in dem fremden widerspenstigen Medium des irdischen Luftraumes, der sich bei der geringsten Bewegung als unangenehm krankhafte Reibung bemerkbar machte.

„Was ist Ihnen denn? Herr des Himmels, was ist Ihnen?“ rief der Minister, dessen Wut völlig verbraucht war und der nur noch Mitleid fühlte, Mitleid mit der armen verirrtten Spukgestalt, noch mehr Mitleid aber mit sich selbst, denn er begann zu ahnen, daß sein Schicksal in jener unausweichlich gewissen Stunde nach dem Tode dem des Geistes verwandt, aber noch viel, viel entsetzlicher sich gestalten müsse.

„Sehn Sie denn nicht“, erklang es jämmerlich von oben. „Ich habe keinen Raumsinn, das ist es. Ich erkenne zwar, daß es hier Zimmer und Stockwerke, eine gewisse gesetzmässige Anordnung von Oben und Unten, von Rechts und Links gibt. Aber ich kann diese merkwürdige Anordnung nicht in mein Gefühl aufnehmen, ich kann sie nicht von innen heraus empfinden . . . Und jetzt weiß ich auch schon, für welchen besonderen Vorfall meines Lebens diese Heimsuchung mich treffen soll.“

„Oh, es ist schrecklich“, wehklagte der Minister. „Was war es denn, was Sie verbrochen haben? Vielleicht kann ich Ihnen helfen. Wenn es in meiner Macht liegt, seien Sie überzeugt, daß ich nichts unversucht lassen werde . . .“ Die gewohnten



Diplomatenphrasen kamen tonlos, nur so kopfüber aus seinem blassen Munde gestürzt.

Der Geist antwortete auf sein Anerbieten gar nicht, er schien ganz in Erinnerung zu versinken und nur zu sich selbst zu sprechen: „Ein vornehmer Mann, ich glaube, er war Staatsminister, besuchte mich einmal, vielleicht in der besten Absicht, von lauterstem Wohlwollen erfüllt, in meiner armseligen Dachkammer. Er wollte von mir lernen, sagte er, wollte meine originelle Lebensweise, meinen Eigenbau in Weltanschauungen, so nannte er es wörtlich, mit eigenen Sinnen nachprüfen. Da ritt mich der Satan der Aufgeblasenheit, der richtige Proletarierstolz und ich warf ihn eigenhändig die Treppe hinunter, wobei ich triumphierend ausrief: „Damit Sie wirklich sehen und am eigenen Leib fühlen, daß es bei mir kein Hoch und Niedrig, kein Oben und Unten gibt. —“

„Kein Oben und Unten. — Und deshalb hängen Sie Unglückseliger jetzt in der Luft? — Nun, aber es war wirklich damals nicht schön von Ihnen.“

„Ja, das schrie ich ihm damals nach, mit vollem Brustton und in der Überzeugung, etwas Großartiges ausgeführt zu haben. Leider bin ich ja so jähzornig. Sie haben vorhin eine Probe davon erlebt. Und es kam mir damals so naheliegend vor, so selbstverständlich, den Mann einfach am Kragen zu packen und hinunterzuwerfen. Nachher noch freute ich mich lange darüber, daß ich diesen glänzenden Einfall gehabt hatte, er schien mir aus meinem Innersten gekommen zu sein, ich konnte mir gar nicht vorstellen, daß die Sache anders hätte ausfallen sollen und dürfen. — Jetzt aber fühle ich ganz genau eben diese scheinbare Selbstverständlichkeit und Insichgeschlossenheit, diese handgreifliche Sicherheit der Dinge ist die ärgste Gefahr, die ärgste Versuchung für die Sterblichen. Es kann gar nicht anders sein, denkt man, oder denkt gar nichts, beruhigt sich einfach dabei, daß es so ist, daß es Elend und Heuchelei und Massenmord und Verkümmern gibt. Es ist nichts zu ändern und zu bessern, denkt man, und vergißt ganz, daß man bei sich selbst den Anfang machen könnte . . .“

Der Baron unterbrach ihn, zähneklappernd, mit dem Ausbruch seiner höchsten Angst: „Aber bedenken Sie, Liebster, wie wird es erst mir ergehen, wenn Sie schon wegen einer einmaligen geringfügigen Verfehlung oder vielmehr nur Verschrötigkeit so viel auszustehen haben? In Etikette und Distanzfragen zwar werde ich mich auskennen. Aber in den vielen anderen und, wie es scheint, wichtigeren Dingen, die ich alle nur als Gewohnheiten gelten ließ, und die sich infolgedessen alle gegen mich empören werden? Sogar an den Tod, pflegte ich zu sagen, haben wir uns gewöhnt. Also wird es mir in der verdrehten Welt... im Jenseits wollte ich sagen, ganz überraschend neu und unerklärlich erscheinen, nicht wahr?“

„Ja, jetzt ergreift es mich“, rief das Gespenst in diesem Augenblick frohlockend aus, ohne sich um den von Entsetzen geschüttelten Staatsmann zu kümmern, „jetzt, jetzt weicht das Verhängnis von mir. Jetzt fühle ich, daß mir verziehen wird. Eine unvergleichliche Harmonie ergreift mich, erfüllt meine Glieder...“ Freudetänen glänzten in den Augen des Greises, der verstummt war und mit einem sanften Lächeln auf seinen Zügen langsam zum Fußboden niederschwebte. Er hatte jetzt auch schon nicht mehr als die Größe und Gestalt eines normalen Menschen, das spitzige Nadelglitzern rings um seinen Körper war verschwunden. Nun hatte er das Parkett berührt. Sofort lösten sich seine Füße aus der unnatürlichen Gebundenheit und frei schritt er jetzt auf den Baron zu, den er auch schon richtig von seiner Umgebung zu unterscheiden schien. Er bemerkte jetzt, daß dieser auf der Erde kniete. „Stehn Sie auf“, sagte er freundlich und half ihm nach, indem er den Ächzenden emporhob, „niemand ist unrettbar verloren... Mich aber reißt es jetzt mit Macht anderswohin. Welche andere Prüfungen sind mir noch beschieden? Oder stehe ich schon am Ende und bin für die höchste Ebene geläutert? Ich weiß es nicht. Ich fühle nur, daß meine Zeit in dieser terrestrischen Welt um ist, daß ich wieder in eine neue Sphäre auftauche, vielleicht — oh, die Ahnung schon beseligt — in eine reinere, als diese hier und als die meine es waren. Leben Sie wohl!“



„Nein, bleiben Sie“, rief der Baron verzweifelt, „bleiben Sie bei mir. Sprechen Sie noch. Sie tun mir so wohl. Und damit will ich nicht sagen, daß ich mich nur an Sie gewöhnt habe. Nein, es ist etwas Wesenhaftes, Wirkliches, wenn Sie bleiben.“

Die Erscheinung schüttelte ernst den Kopf: „Ich darf es nicht.“

„Und wenn ich kniefällig bitte. Wenn ich Ihnen sage, daß Ihre Worte von unendlicher, ausschlaggebender Bedeutung für mein Seelenheil sein können, daß meine unsterbliche Erlösung in Ihrer Hand liegt.“

„Ein höheres Gesetz zwingt mich, zu gehen.“

In einer Demut, die er nie vorher gekannt hatte, neigte der Minister das Haupt. Die Erscheinung reichte ihm sanft die Hand.

„Dann sagen Sie mir wenigstens noch das eine: Welche erschütternden Erfahrungen, hohen Studien, welche Gelehrsamkeit und großartige Unterweisung haben Sie in Ihrer Sylphenwelt durchgemacht, um sich zu einer so hohen Erkenntnisstufe emporzuringen, daß Ihnen nach dem Tode wenig mehr als eine kleine Peinlichkeit beschieden war? Gewiß waren Sie Philosophenschüler und selbst Philosoph, waren ein großer verkannter Künstler, oder gar ein Apostel, ein Prophet, ein Religionsstifter?“

„Nein“, erwiderte die Erscheinung mit eigentümlich verhaltenem Lächeln. „Ich habe gelebt wie jeder andere. Ein Unrecht habe ich niemals geduldet, das ist wahr, aber zum Studieren hatte ich nur wenig Zeit. Mein Beruf freilich war ein philosophischer. Oft mußte ich nämlich allein sein, in einer ganz engen, finstern Kammer, fern von allen Menschen und nur auf mich angewiesen. So etwas läßt zum Nachdenken ein. Ich war Schornsteinfeger.“

Der Minister zuckte zusammen. „Schornsteinfeger — Schornsteinfeger“ — wiederholte er lallend.

Als er aufsah, war die Erscheinung spurlos verschwunden. Plötzlich schrie er auf und stürzte ans Telephon: „Hallo — Irrenanstalt, Irrenanstalt.“

Der Nachtinspektor meldete sich.

„Ist Arthur Bruchfeß dort? Der Schornsteinfeger, der heute das Attentat auf mich verübt hat? Ist er nicht gerade vor einer halben Stunde gestorben?“ Der Minister glaubte nichts anderes, als daß er die eben beendete Unterredung mit dem Spirit dieses Mannes gehabt hatte.

„Ich werde sofort selbst nachsehen, Exzellenz.“

Nach einer Weile, deren Spannung sich ins Unerträgliche ausdehnte: „Nein, Inhaftat Bruchfeß lebt, ist sogar auffallend ruhig und heiter. Er hat sich nicht zur Ruhe gelegt, sondern geht, ein Liedchen trällernd, in seiner Zelle auf und ab. Die Ärzte haben nicht die geringste Spur von geistiger Umnachtung an ihm feststellen können, nicht einmal eine besondere Erregung des Nervensystems.“

„Lassen Sie den Mann laufen, sofort“, keuchte der Minister, „die ganze Affäre wird niedergeschlagen. Man muß das alles anders machen, die ganze Justiz, die ganze Welt. Haben Sie verstanden? Sofort in Freiheit setzen.“

„Zu Befehl, Eure Exzellenz.“

Schwer atmend fiel der Minister in seinen Sessel nieder, ununterbrochen versetzte er seinem Kopf leichte Schläge, wie um sich aufzurütteln und das Unsagbare zu fassen.

Da raschelte es in der Türe.

Die schöne Gabriele war eingetreten. Das laute Gespräch vorhin hatte sie nicht geweckt, wohl aber jetzt das Klingeln des Telephons. „Wann kommst du endlich?“ rief sie und spitzte schmollend ihre Lippen. So blieb sie, leicht erschauernd, stehn, denn sie trug nichts als ihr dünnes halbdurchsichtiges Nachthemdchen, das nur zwei hellblaue Seidenbändchen über den Schultern festhielten. Man sah ihr einfaches junges Gesicht, die zarten runden Arme und jene leichte apfelglatte Wölbung des kleinen Busens, die mehr als alles in der Welt selbstverständlich ist und zu vertraulich-heimischem Vergessen, zur süßen Gewohnheit eines bewußtlosen Ausruhens verleitet. Auch ein Stärkerer als der Baron hätte diesem mit sanfter Gewalt berausenden Anblick nicht widerstanden. Im nächsten



Augenblick war er bei ihr. „Wie lange soll ich noch allein warten?“ hauchte sie zärtlich, während er sie schon umfassen hielt und sich, mit stürmischer Freude, aus tiefer Brust aufatmend, der süßen mütterlichen Schlaflauheit, die von ihrem Körper ausging, und dem sachten Schlag überließ, mit dem ihn eine ihrer losgelösten Haarsträhnen wie eine unendlich feine, melodisch aufklingende Zaubergerte an der Wange berührte.

## KLEINE ANTHOLOGIE.

*Hans Gathmann:*

## R U F

Wir, aus- und eingebuchtet von den Auf- und Niedergängen  
der Tage und der Menschen, die uns überqueren,  
Wir Eingespannte Leids und Glückes straffen Strängen,  
Schlachten ersinnend, dass wir uns verheeren,

uns blüht kein Garten mehr! Die Rosen leuchten  
nur über Totenschädeln, die verscharrt die Würmer nagen!  
Es brachen Stürme los, die Geist und Herz verscheuchten!  
Europa! Sammle dich zu Friedensarbeitstagen!

Du stirbst! Der Söhne ruchlos ausgeschüttet Blut wird dich  
ertränken!  
Hört Brüderruf! Und zu den Sternen aufgetürmtes Schreien!  
Lass sich der Brüder ungehemmten Lauf zu Brüdern lenken!  
Giess Sonne brüderlich! Und Kräfte, uns dem neuen Stern zu  
weihen!

Verscheuch Vertieren! Fleischbefühlen und das Aas-Betasten  
der Toten, die dem Wahn zum Opfer fielen  
Und furchtbar mit den starren Augen glasten!  
Verscheuch Vertieren! Und so nach dem grössten Gelde schielen!



*Willy Küsters:*

## GEBET UM TOD

Nun hat man wieder mich ins Totenkleid gesteckt.  
Dumpf pocht der Wille an die dunklen Wände.  
Ich stehe starr und stumm, die kahlen Hände  
In namenlosem Grauen in die fahle Luft gereckt.

Schlagt mich ans Kreuz! Zerbrecht mir die Gebeine!  
Nur laßt das Leben noch in meinen Armen!  
Ich will in weltbeglückendem Erbarmen  
Der Brüder Schwerter in die Arme fassen,  
Mein Herz durchstoßen und entfließen lassen.  
Um dieses, Erde, fleh ich dich, um dieses Eine:  
Schaff aus dem Blutstrom, meines Leibs verwestem Paradiese,  
Des neuen Menschen Tempel, Stern und Festtagswiese.

*Alfred Wolfenstein:*

## BEWEGUNG

PRESTO.

O schweige nicht, das Weltall schweigt in leerem Chor —  
— Es schäumen meine Arme aus der Brust hervor.  
Wo weilen deine?  
Sie werfen aus Verstecken Steine.

Es stürzt mein Blut vom Herzen, den verzweigten Lauf  
Fängt Wald und Äther ozeanisch schlürfend auf,  
Und doch nur Tropfen,  
Das ungetüme Rund zu stopfen!

Und meiner Blicke übergroßes Strahlen mischt  
Nur einen Streifen in die Luft hell, der verzischt,  
Die Lippen stufen  
Den Wind mit rasch verwischten Rufen.

Das ist die weite Welt! wer rührt sie menschlich an?  
Unförmlich liegt sie, breit erwartend jedermann.  
O blindlings Schweigen,  
Wo Lerchen sich verlierend steigen.

Doch du bist hier! Gesang, Gerank für uns und dich!  
Den Horizont, der in die dünnste Ferne schlich,  
Drückst du zusammen  
In deines Haupts gedrängte Flammen.



In deiner Haut bewohnten Mauern glänzt die Glut,  
Die statt der Sonn' und Mondes glüht als Schlecht und Gut.  
Nur dich berühren  
Gestalten Andrer! löschen, schüren.

Du Mensch und meine einzige Möglichkeit! du Freund —  
— Und du, die Burg der Seele, — allzuhart umzäunt,  
Stößt meine Liebe  
In haltlos tiefe Weltgetriebe!

### ANDANTE.

Fasst eure Finger: spüret euch denken,  
Tupfend wie Geigen, nervige Singer,  
Aber vom Herzen aufpulsen Pauken,  
Dumpfere Ringer, um euer Glück.

Wünscht nicht, zu stehen, hörend zu schmelzen!  
Formet mit Füßen bergiges Gehen,  
Kämpfend entgegen atmet die Erde!  
Wild bleibt ihr Wehen in euch zurück.

Sterniges Kühlen — Glühen der Seele,  
Einsamkeit, Liebe, o beides fühlen!  
Gehende Stimme geht auf zu Stimmen,  
Freunde umwühlen Wüste in Glück!

### SCHERZO.

Die Tapeten hängen bleich vom Gas der Straße  
— Schwarze Finger schlägt des Baumes Laub ins Licht,  
— Bis sein Schatten plötzlich blind allein durchbricht  
Neben dem verlöschten Pfahle,  
Und mein Zimmer zackig schwankt und rauscht.

— Bis das Knacken eines Knopfes  
Leicht sein Dunkel überfliegt  
Und es fest und glühend voller Früchte liegt,  
Blitze dringen auf den Schreibtisch ein,  
In die tote Straße läuft ein Schein.

### ALLEGRO.

Die Menge überfüllt die Straßen, auf die Dächer  
Schlagen die Kronen der Getöse. Hohler und frecher  
An des Abends Mündung.

Ein Mädchen kommt, die weißen Kleider bunt von Blicken,  
Bedeckt mit Küssen des Getümmels, bohrend nicken  
Die blutroten Fenster.

Die Pferde schütteln sich, die Knochenköpfe schwanken,  
Von Scharen Peitschen rasch gestreift in weichen Flanken.  
Noch fern die einsamen Ställe. —

Die dichten Lampen mischen ihre dunstigen Zungen.  
Am Boden Bettler quer mit Stöcken eingedrungen  
Versinken in Füßen. —

Und dann Gestirne, eng aus Freundschaft, — doch geschieden  
Durch unberührte Klüfte Finsternis und Frieden,  
Die zarteste Menge!



*Eduard Bernstein:*  
VÖLKER ZU HAUSE  
ERINNERUNGEN.

VI.\*

GEHEIME KONGRESSE UND DIE AUSWEISUNG  
AUS DER SCHWEIZ.

**I**N die Zeit meines Aufenthalts in Zürich fallen die drei Kongresse, welche die unter das Ausnahmegesetz gestellte deutsche Sozialdemokratie im Auslande abhielt. Ihnen und meiner auf dem letzten dieser Kongresse erfolgten Ausweisung aus der Schweiz glaube ich einen Abschnitt dieser Erinnerungen widmen zu sollen. Zuvor aber einige Bemerkungen über die Persönlichkeit des bedeutenden Mannes, dessen Kollege ich durch Übernahme der Redaktion des „Sozialdemokrat“ geworden war, und dessen Name in diesen Tagen durch seinen Sohn dem großen Publikum ins Gedächtnis zurückgerufen worden ist. Ich meine den Vater meines Reichstagskollegen und Gesinnungsgenossen Karl Liebknecht, den um die Begründung und Ausbildung der deutschen Sozialdemokratie hochverdienten Wilhelm Liebknecht.

Liebknecht war, wie früher erzählt wurde, deutscher Redakteur am „Sozialdemokrat“. Als ich die Züricher Redaktion übernahm, saß er grade eine vielmonatige Gefängnisstrafe ab. Bald nach seiner Freilassung kam er jedoch auf vier bis fünf Wochen nach Zürich, um sich mit mir über die Redaktion zu besprechen und zugleich sich von seiner Haft zu erholen. Dies

\* Siehe das Dezemberheft der Weißen Blätter, 2. Jahrgang, und die Februar-, März-, Mai- und Julihefte, 3. Jahrgang.

ist vielleicht nicht das richtige Wort. Denn von körperlicher Geschwächtheit war an diesem kerngesunden Mann nichts zu merken. Aber er wollte eine Zeitlang freie Luft atmen und hatte die Ferien, die er zu diesem Zweck nahm, gewiß redlich verdient.

In diesen vier Wochen nun und bei den weiteren Besuchen, die Liebknecht uns in der Folge abstattete, sowie durch unsern Briefwechsel habe ich reichlich Gelegenheit gehabt, ihn genauer kennen zu lernen. Vor allem lernte ich seine Arbeitskraft bewundern. Der Mann war von einer erstaunlichen Elastizität des Geistes. Ich glaube nicht, daß er sonderlich viel und intensiv gelesen hat, und theoretisch war er schon damals nicht mehr mein Lehrer, da ich mich in den Marxismus vertiefte, zu dessen Exponenten er nicht gerechnet werden konnte. Nach seiner Geistesrichtung gehörte Liebknecht vielmehr eher zu den Sozialisten der französischen Schule, und an die Franzosen erinnerte auch sein glänzender, an kurzen, schlagenden Sätzen und zugespitzten Gegenüberstellungen reicher Stil. Er beherrschte die Form in ungleich höherem Grade als sein Mitkämpfer August Bebel, dessen Stärke dagegen die Substanz war, und ganz besonders zu Hause war er in der Geschichte der Revolutionskämpfe Frankreichs, in bezug auf ihre Behandlung u. a. von Jules Michelet beeinflußt. Bei Gelegenheit jenes Besuches fragte ich ihn einmal, ob er mir nicht zur Wiederkehr des 10. August einen Artikel über den Sturm auf die Tuilerien (1792) schreiben könne. „Gewiß“, sagte er, „den sollst du haben.“ Sprach's, ging in sein Zimmer und brachte mir, ohne zu Büchern gegriffen zu haben, nach einer Stunde einen mit packender Kraft geschriebenen Artikel, der die ganze erste Seite des „Sozialdemokrat“ vom 11. August 1881 füllte. Er konnte unter den schwierigsten Verhältnissen Artikel oder polemische Notizen schreiben, im Eisenbahnabteil, in einem mit laut schwatzenden Menschen gefüllten Zimmer — ja, einmal habe ich ihn beobachtet, wie er als Leiter einer durchaus nicht ruhig sich verhaltenden Versammlung vor sich hin an einem Artikel arbeitete. Ebenso war er als Redner durchaus nicht auf Vorbereitung angewiesen. Die beste Rede, die ich von ihm gehört habe, war ganz und gar improvisiert.



Diese Leichtigkeit der geistigen Orientierung nun hat Wilhelm Liebknecht auf seinen Sohn vererbt. Und nicht nur sie. In seinem ganzen politischen Verhalten ist Karl Liebknecht durchaus der Sohn seines Vaters. Das zeigt sich mit verblüffender Deutlichkeit, wenn man ihn nicht mit dem unter festgelegten Parteiverhältnissen arbeitenden Parteiveteranen, sondern mit dem im gleichen Alter wie er stehenden und unter ähnlichen Verhältnissen wirkenden Wilhelm Liebknecht vergleicht. Karl Marx spricht einmal in einem Brief an Friedrich Engels von dem „grenzenlosen Optimismus unseres Liebknecht“. Das Wort war berechtigt, aber es deckt die Geistesart nicht völlig, um die es sich da handelt. Mit dem Optimismus in innigster Verbindung stand zugleich, vielleicht als Uranlage, eine seltene Unbesorgtheit um alles, was die eigene Person betraf, und Gleichgültigkeit gegen formale Regeln. Auch Wilhelm Liebknecht folgte als Politiker nicht selten ohne langes Überlegen spontanen Eingebungen, auch er rief zu seiner Zeit durch rücksichtsloses Aussprechen dessen, was ihm Wahrheit war, Stürme im Parlament hervor, auch er brachte sich nicht selten durch eigenmächtiges Handeln mit seinen politischen Freunden in Konflikte. Dieser Hang zur Eigenmächtigkeit war nicht auf berechnete Effekthascherei zurückzuführen, er war die Komplementäreigenschaft des Mutes, der Wilhelm Liebknecht befähigte, in Situationen, wo alles um ihn herum dem Taumel des Erfolgs huldigte oder vor ihm die Segel strich, den Berauschten als Anwalt der Menschlichkeit und Gerechtigkeit entgegenzutreten. Will man Karl Liebknecht gerecht beurteilen, so muß man Wesen und Verhalten seines Vaters studieren.

Als Privatmann war Wilhelm Liebknecht durchaus bedächtig, ohne darum Asket zu sein. Er konnte beim Trinken viel vertragen, aber war für gewöhnlich ein durchaus mäßiger Trinker. Er war beim Gastmahl ein guter Esser, aber ebenso leicht mit sehr bescheidener Kost zufrieden. So beschrieb er mir damals, wo er gerade das Gefängnis verlassen hatte, seine Gefängniskost als ihm äußerst zuträglich, und wiederholt kam es vor, daß er uns beim Glase Bier ein nichts weniger als ausgezeichnetes Gebräu

als „pompös“ pries. Eine seiner Leidenschaften war Wandern in der freien Natur, und da er damit bei mir auf einen verwandten Hang stieß, haben wir viele Spaziergänge auf den Zürichberg und andere Anhöhen um Zürich miteinander gemacht. Meinerseits habe ich ihn in jenen Tagen veranlaßt, die edle Kunst des Schwimmens wieder aufzunehmen, die er, wie er mir erklärte, wohl gut zwei Jahrzehnte nicht mehr geübt hatte. Kräftig, wie er war, tummelte er sich sofort wieder im See, wie ein Fisch im Wasser, und eines Tages haben dann er, Freund Julius Metteler und ein klein wenig auch der Schreiber dieses einen im Ertrinken Begriffenen, der schon das Bewußtsein verloren hatte, mit vereinten Anstrengungen wieder ans Ufer gebracht.

Soviel vom Soldaten der Revolution, wie Wilhelm Liebknecht sich 1872 als Angeklagter im Leipziger Hochverratsprozeß selbst bezeichnet hat, und wonach er — ich glaube zuerst von mir — den Beinamen „der Soldat“ erhielt. Und nun zu den Kongressen.

Mehr noch als für jede andere politische Partei sind für eine demokratische Partei Delegiertentage oder Kongresse eine Lebensnotwendigkeit, da nur auf solchen oder durch solche die Fragen des inneren Lebens der Partei, ihrer Führung und ihrer Politik in befriedigender Weise zum Austrag gebracht werden können. Da nun das Ausnahmegesetz es der deutschen Sozialdemokratie zur Unmöglichkeit machte, im Reichsgebiet solche Kongresse abzuhalten, war sie genötigt, solange dieses Gesetz bestand, sie ins Ausland zu verlegen. Und selbst das mußte unter Beobachtung von Vorsichtsmaßregeln aller Art geschehen. Die Besucher der Kongresse mußten vor politischer Verfolgung und die Kongresse selbst vor unerwünschten Teilnehmern geschützt werden. Während die Anforderungen einer demokratischen Vertretung der Mitgliedschaften es nötig machten, die Tatsache, daß ein Kongreß bevorstehe, weithin bekannt zu geben, mußte zugleich über den Ort, das genaue Datum des Zusammentritts des Kongresses sowie über allerhand sonstige Einzelheiten strenges Stillschweigen beobachtet werden. Bei der starken Aufmerksamkeit, welche die Polizei allen Vorgängen in der Sozialdemokratie widmete, war es keine leichte Aufgabe, beiden An-



forderungen gerecht zu werden. Aber sie ist jedesmal insoweit gelöst worden, daß trotz ihres ausgebreiteten Überwachungsdienstes die Polizei stets erst nach Zusammentritt der Kongresse von ihnen erfuhr.

Die vielleicht größte Überraschung dieser Art bereitete der Polizei, und nicht nur ihr, gerade der erste dieser geheimen Kongresse. Er ward in den Tagen vom 20. bis 23. August 1880 auf Schweizer Gebiet abgehalten, und alles war dazu angetan, ihm ein romantisches Gepräge zu verleihen. Da die allgemein bekannten Führer der Partei auf ihm zu erscheinen hatten, war davon Abstand genommen worden, ihn in einer der größeren Städte der Schweiz zusammentreten zu lassen. Das gleichzeitige Erscheinen der Bebel, Liebknecht, Hasenklever, Auer, Grillenberger, Fritzsche, Vahlteich u. a. hätte den dort herumlungern den Spitzeln die Auskundschaftung des Kongresses gar zu leicht gemacht. Ein abseits der großen internationalen Verkehrsstraßen, unweit des Fleckens Ossingen im Kanton Zürich gelegener, halb verfallener und zum Verkauf stehender Herrensitz — Schloß Wyden — wurde für geeignet erachtet, die Vertreter der geächteten Partei einige Tage zu beherbergen, und zu diesem Zweck vom Inhaber mit der Angabe auf eine Woche gemietet, es wolle die Kranken- und Sterbekasse der deutschen Arbeitervereine in der Schweiz dort ihre Generalversammlung abhalten, woran der gute Mann nichts Verdächtiges fand. Man richtete den geräumigen Festsaal des „Schlosses“ — einst der Rittersaal genannt — zum Versammlungssaal her, stattete die Küche genügend aus, um der Frau eines St. Galler Parteigenossen nebst einer von ihr eingestellten Köchin die Speisung der Delegierten zu ermöglichen, und da kein anderes Zimmer im Schloß benutzbar war, ward eines der kleinen Nebengebäude, das sonst als Stallung oder Scheune dienen mochte, durch Aufschütten von Stroh in den Stand gesetzt, den Kongressteilnehmern als nächtliche Lagerstätte zu dienen. Denn weder bot der Ort Ossingen genügend Gastzimmer, um die Delegierten aufzunehmen, noch ward es für ratsam erachtet, daß überhaupt Delegierte in nennenswerter Zahl dort Wohnung nähmen, da dies den Bauern leicht Veran-

lassung hätte geben können, sich etwas genauer um die Vorgänge im Schloß zu kümmern. Diese sollten sowenig als möglich von dem Kongreß merken. Die in Zürich oder bei den Parteileitern in Deutschland angemeldeten Delegierten aber wurden nicht direkt nach Ossingen entboten, sondern erhielten nur Weisung, sich am festgesetzten Tage in Winterthur in einer bestimmten, nahe beim Bahnhof gelegenen Wirtschaft einzufinden. Dort wurden ihre Mandate einer ersten Prüfung unterzogen und ihnen dann erst gesagt, wohin die Reise wirklich ging. So kam man am Nachmittag des 20. August 1880 unbeachtet im Schloß Wyden zusammen und konnte auch zwei Tage Beratung pflegen, ohne daß irgend ein Unbeteiligter sich einmischte. Zuverlässige Genossen sorgten als „Wachtposten“ dafür, daß dem Kongreß jede Überraschung erspart blieb. Erst am vorletzten Sitzungstage meldete sich der Statthalter des Bezirks Andelfingen, zu dem Ossingen gehört, und ersuchte um Aufklärung, was man im Schloß triebe. Da der Zweck des Kongresses schon im wesentlichen erfüllt war, ward dem Mann, der der demokratischen Partei Zürichs angehörte, klarer Wein eingeschenkt und ihm freigestellt, der Sitzung beizuwohnen, was er jedoch ablehnte. Die Bauern von Ossingen aber wollten, als der Kongreß zu Ende ging und sich nur eine größere Zahl Delegierter in den Wirtschaften Ossingens einfanden, nur darüber Auskunft haben, „ob die Herre auch einen Umzug machen wölle“. Ein Kongreß ohne Umzug war ihnen offenbar eine Exekution ohne Delinquenten.

Die größere Öffentlichkeit ward über die Tagung des Kongresses erst durch eine Zeitungsnotiz unterrichtet, die von Vertretern der Partei selbst in die Presse lanciert wurde und entsprechend ausgeschmückt war. Indes war die Wirklichkeit viel eindrucksvoller gewesen, als es die Pikanterien der Notiz zu erkennen gaben. Gewiß waren die Veranstaltungen, unter denen der Kongreß tagte, noch immer romantisch genug, auch wenn es z. B. übertrieben war, was die Zeitungsnotiz dem Philister erzählte:

„Man bekam keinen der geheimnisvollen Schloßbewohner ausser der Tore zu sehen mit Ausnahme der Wachen, welche



die Wege zum Schlosse absperreten und, von einem Posten auf dem Turm benachrichtigt, niemand nahe kommen ließen.“

Der Turmwächter war natürlich ein Geschöpf der Phantasie, die Wachtposten konnten niemand den Weg verwehren, und die Kongreßbesucher ließen es sich nicht nehmen, in den Pausen das Gebäude zu verlassen und sich an den nahen Anhängen zu lagern, von denen aus man eine reizvolle Aussicht auf das umliegende Gelände hatte, oder sich in Spaziergängen durch die Felder und Wiesen zu ergehen. Was den Teilnehmern den Kongreß erst unvergeßlich machte, war der seine Verhandlungen und das ganze Zusammensein beseelende Geist.

Es war die erste größere Zusammenkunft der Partei seit fast drei Jahren. Die Schreckensmonate des Attentatsommers 1878 mit ihren schweren Strafverfügungen, die Verhängung des Ausnahmegesetzes über die Sozialdemokratie, Auflösung ihrer Organisationen, die Unterdrückung ihrer Organe hatten die Kraft der Partei nach außen hin zeitweilig geschwächt und mancherlei Wirrnis in ihren Reihen hervorgerufen. Aber nun zeigte sich deutlich, daß sie den Kern der Partei unberührt gelassen und unter den Festgebliebenen das Gefühl der Zusammengehörigkeit nur gestärkt hatten. Nur drei von den 56 Teilnehmern am Wydener Kongreß zeigten eine gewisse Hineigung zu den beiden bisherigen Parteiführern Most und Hasselmann, die vom Ausland her als Sozialrevolutionäre der Partei Fehde angesagt hatten, aber auch sie mochten nicht soweit gehen, den Bruch mit der Partei gutzuheißen. Es wurde auf Wyden lebhaft debattiert und an verschiedenen Maßnahmen der Parteivertreter scharfe Kritik geübt. Der Grundton jedoch, in dem die Verhandlungen geführt wurden, war von jeder Gehässigkeit oder auch nur Gereiztheit frei. Es überwog die immer wieder von neuem zum Ausdruck gelangende Freude darüber, daß man trotz der Zeitläufe in so großer Zahl versammelt war und in vollem gegenseitigem Vertrauen sich über alles aussprechen konnte, was die Seelen bedrückt hatte. Die Verfolgungen hatten die Verfolgten zusammengeschweißt,

und die Gewißheit, daß man den Kampf mit ungebrochener Entschlossenheit fortführen werde, ließ auch den Humor zu seinem vollen Recht kommen. Mit guter Laune wurde allen Unbequemlichkeiten, die man sich hatte auferlegen müssen, die scherzhafte Seite abgewonnen, und wer in seinen Reden sich gar zu kühne Bilder leistete oder sich in falsche Konstruktionen verwickelte, konnte sicher sein, seine Leistung in improvisierten Beiträgen für eine satirische „Kongreßzeitung“ verewigt zu sehen, die nicht fehlen durfte, und um deren Illustrierung sich namentlich Karl Kautsky und der leider verstorbene Karl Grillenberger verdient machten. Die maßlosen Angriffe, mit denen Johann Most in der Londoner „Freiheit“ seine bisherigen Kampfgenossen zu überschütten liebte, fanden hier in Wort und Bild ihre ironisierende Gegenkritik. Ob es unbedingt nötig war, Most und Hasselmann noch durch Kongreßbeschuß als außerhalb der Partei stehend zu erklären, nachdem sie sich schon durch die Tat von ihr getrennt hatten, mag bestritten werden können; solche Beschlüsse haben, wo es sich um politische Differenzen handelt, stets einen unangenehmen Beigeschmack. Aber wohlverdient waren die Spottverse, mit denen die Kongreßzeitung Johann Most bedachte, der von London aus einen Revolutionarismus predigte, von dem er wissen mußte, daß er im damaligen Deutschland unanwendbar war. Den Geist, der auf dem Kongreß herrschte, kennzeichnet die einmütige Annahme des Antrags, aus dem Satz im damaligen Programm der Partei — des sogenannten Gothaer Programms — wo es hieß, daß die Partei für ihre Forderungen und Ziele „mit allen gesetzlichen Mitteln“ eintrete, das Wort „gesetzlichen“ zu *streichen*. Selbstverständlich konnte die Partei, nachdem sie außerhalb des Gesetzes gestellt war, sich für ihre propagandistische Betätigung und politische Aktion nicht auf gesetzliche Mittel beschränken. Aber die Streichung des Wortes gesetzlich veränderte den Satz in: „mit allen Mitteln“, und das ließ eine viel weitergehende Auslegung zu. Daß sie nicht gescheut wurde, war die trotzigte Antwort auf die Gewaltpolitik, der die Partei unterworfen worden war. Und so wird man die



Genugtuung über folgendes der besagten Kongreßzeitung einverleibte Poem zu würdigen wissen:

### MIT ALLEN MITTELN.

Es steht ein Schloß im Schweizerland,  
Da wird an den Staaten gerüttelt,  
Da wird der Umsturz zu Recht erkannt,  
Da wird nicht „gesetzlich gemittelt“.

Der helle Kommunismus blüht,  
Man ißt und trinkt gemeinsam,  
Des Nachts das Volk zum Schlafhaus zieht,  
Um nicht zu ruhen einsam.

Der tolle Hans, der Fehde blies,  
Hier wird er abgeschlachtet,  
Und in der Verachtung Burgverlies,  
Da wird er eingeschachtet.

Die rote Republik, sie wacht  
An unsres Schlosses Pforte.  
Wer hätt' in London das gedacht  
Von der Bedientenhorde!

Von den festgehaltenen Redeblüten aber hat sich mir eine ganz besonders eingeprägt und mag auch hier eine Stätte finden. Sie entstammte dem Munde eines jugendlich feurigen Delegierten aus dem Schwabenländle und lautete: „Genossen, wir dürfen uns nicht von der Geduld hinreißen lassen.“

Auf verschiedenen Wegen kehrten die aus Deutschland gekommenen Delegierten nach beendetem Kongreß in das Reich zurück, nicht einer von ihnen wurde an der Grenze abgefaßt, verschiedene aber brachten verbotene Druckware ins Vaterland, die ihnen der in diesen Dingen sehr geschickte Metteler panzerartig um den Leib gebunden hatte.

Weniger glatt lief der zweite geheime Kongreß der Partei ab. Er fand im März 1883 zu Kopenhagen statt. Allerdings ward auch er von der deutschen Polizei selbst nicht ausgefunden, so sehr

diese inzwischen ihren gegen unsere Partei gerichteten Spionendienst erweitert hatte. Wir waren schon mehrere Tage im schönen Versammlungssaal des Vereinshauses der dänischen Sozialdemokratie beim Kongreßwerk, als die Agenten der politischen Polizei des Herrn von Puttkammer, der der Spezialminister für das Ausnahmegesetz geworden war, noch an der Grenze und in Ortschaften der Schweiz den Versammlungsort des durch Bekanntmachung im „Sozialdemokrat“ einberufenen Kongresses aufzuspüren suchten. Aber die Verhandlungen dauerten diesmal fast eine Woche, und so lange ließ sich in Dänemarks Hauptstadt die Tagung, an der so bekannte Persönlichkeiten teilnahmen, nicht geheimhalten. Am Morgen nach dem vierten Kongreßtage erhielten die meisten von uns in unseren Quartieren den Besuch der dänischen Polizei, die von dem Kongreß Wind erhalten hatte.

Dabei ward mir eine sehr unverdiente Ehrung zuteil, durch deren Mitteilung an dieser Stelle ich nunmehr mein schlechtes Gewissen erleichtern möchte.

Ich hatte, um ohne allzugroßen Umweg von Zürich nach Kopenhagen zu gelangen, Deutschland von Süden nach Norden durchqueren müssen. Da ich mittlerweile Redakteur des „Sozialdemokrat“ geworden war, konnte meine Verhaftung auf deutschem Boden nicht bloß mir selbst, sondern auch der Partei arge Unannehmlichkeiten bereiten, und so hatte ich neben andern Vorsichtsmaßregeln auch die getroffen, mich mit einem falschen Paß zu versehen. In Kopenhagen nun wohnte ich mit Auer, Grillenberger und noch vier andern Genossen in einem bescheidenen Gasthaus in der Vesterbro Gade, dessen Wirt der Sozialdemokratie angehörte. Wir schliefen unserer sieben in zwei ineinandergehenden Zimmern, vier in dem ersten und drei, darunter ich, im zweiten Zimmer. Am Morgen des verhängnisvollen Tages nun ward ich durch Pochen an der Haupttür aus dem Schlaf geweckt und war bald darauf Ohrenzeuge folgenden Gesprächs:

Polizeikommissar (am ersten Bett): „Wie heiße Sie?“

Auer: „Ignaz Auer“. Polizeikommissar: „Habe Sie sich



in diese Liste eingeszriebe“? Auer: „Ja“. Polizeikommissar: „Aber hier steht kein Auer. Welchen Name habe Sie geszriebe“? Auer: „Johannes Sörensen“. Polizeikommissar: „Warum habe Sie eine falsche Name geszriebe“? Auer: „Weil nicht jeder wissen soll, daß ich hier bin“. Polizeikommissar: „Sie habe hier eine Kongress“? Auer: „Ich bin mit Freunden hier“. Polizeikommissar: „Ja, Sie halten aber eine Kongreß ab“. Auer: „Nennen Sie es, wie Sie wollen“. — (Der Polizeikommissar schrieb verschiedenes in sein Buch ein, trat dann an das zweite Bett heran, in dem Karl Grillenberger lag, und stellte die gleichen Fragen.)

Polizeikommissar (am zweiten Bett): „Wie heiße Sie?“ Grillenberger: „Karl Grillenberger“. Polizeikommissar: „Mit welche Name stehen Sie in diese Liste“? Grillenberger: „Olaf Petersen“.

Und so ging es weiter. Alle von uns, die aus Deutschland gekommen waren, hatten sich mit dänischen Namen in die Liste des Gasthauses eingetragen. Und so gab es an sechs unsrer Betten jedesmal die gleiche Unterhaltung. Zuletzt trat der Kommissar an mein Bett, und da erfuhr er ein anderes.

„Wie heiße Sie“? Ich: „Conrad Konzett“. Kommissar: „Mit welche Name stehen Sie hier eingeszriebe“? Ich: „Mit meinem Namen“. Kommissar (überrascht): „Mit Ihre Name?“ Ich (sehr würdig): „Jawohl, mit meinem Namen“. Kommissar (sieht nach der Liste und findet den Namen. Immer noch mißtrauisch): „Habe Sie Papier szur Legitimation“? Ich (noch würdiger): „O ja. Bitte, hier“. Der Kommissar besichtigte den auf den Namen meines schweizerischen Parteigenossen Konzett lautenden Paß, verglich das Signalement, fand, daß es stimmte und auf wen stimmen Paßangaben nicht? und entfernte sich dann mit einer tiefen Verbeugung. Er schien zu denken: „Wenigstens ein ordentlicher Mensch unter der Gesellschaft“. Und dabei hatte gerade ich ihn hinters Licht geführt.

Zum Glück habe ich in bezug auf Paßschwindel illustre Vorgänger. Als in den Reaktionsjahren nach 1848/49 Preußens Minister Manteuffel eines Tages von Hamburg nach London fuhr, stieß er beim Promenieren an Deck des Schiffes auf den

als Steuerverweigerer damals im Exil lebenden Lothar Bucher. Es war unmöglich, eine kurze Unterhaltung zu umgehen. „Wie kommen Sie denn hierher?“ fragte der Allmächtige Preußens den landesflüchtigen Staatsverbrecher. „Ich war auf etliche Tage zum Besuch in der Heimat“, erhielt er zur Antwort. „Was? in Preußen?“ „Gewiß, in Preußen“, gab Bucher zurück. „Wie sind Sie denn da hineingekommen, wo Sie doch keinen Paß haben?“ Denn in Preußen galt damals noch die Paßpflicht. „Ich keinen Paß? Selbstverständlich hatte ich einen Paß. Sie haben ja selbst dafür gesorgt, daß ich einen Paß bekam.“ „Wieso?“ „Das will ich Ihnen sagen. Dank Ihren weisen Paßvorschriften kann ich in London für eine englische Krone (5 Schillinge) jeden preußischen Paß kaufen, wie ich ihn brauche.“ In der Tat ward damals, wo jeder aus dem Lande oder ins Land hinein Reisende einen Paß haben mußte, in London ein schwunghafter Handel mit deutschen Pässen betrieben. Die Vorschrift war eine Belästigung für das harmlose Publikum, hat aber schwerlich auch nur einen einzigen politischen oder gemeinen Verbrecher verhindert, die Landesgrenzen zu überschreiten. Das Geheimnis, Signalemente so auszustellen, daß sie nur auf eine bestimmte Person paßten, hat noch kein Mensch ausgefunden. Conrad Konzett war größer und breiter als ich und hatte auch ganz andere Gesichtszüge, und doch schien dem dänischen Polizeikommissar seine Personalbeschreibung auf mich zu passen.

Die dänische Polizeibehörde benahm sich im übrigen unserem Kongreß gegenüber leidlich anständig. Sie erbat sich nur die Zusicherung, daß wir von jeder Agitation in Dänemark Abstand nehmen würden, und ließ uns sonst unbehelligt bis zu Endetagen. Indes drang nun die Kunde vom Kongreß in Kopenhagen doch nach Berlin, und der dortige Polizeirat Krüger, in dessen Händen die Fäden der Spitzelei ganz Deutschlands zusammenliefen, reiste jetzt spornstreichs selbst nach Kopenhagen, jedoch vergeblich. Als er kam, war das Nest schon leer. Erreicht wurde nur, daß sechs der heimreisenden Kongreßteilnehmer, darunter die Reichstagsabgeordneten Georg von Vollmar, Karl Ulrich



und Karl Frohme in Kiel, und tags darauf noch Ignaz Auer, August Bebel und Heinrich Dietz in Neumünster angehalten und polizeilich verhört wurden, um dann später, als sich nach langem Suchen endlich eine hierzu bereite Strafkammer fand, unter der Anklage des Geheimbunds prozessiert zu werden, was sechs von ihnen auf 9 und drei auf 6 Monate ins Gefängnis brachte.

Mir ging es besser. Mit Auer, Bebel, Dietz und Richard Fischer war ich zwei Tage nach Kongreßschluß nach Korsör an der Westküste der Insel Seeland gefahren, wo wir dem Kongreßprotokoll die für die Veröffentlichung geeignete Form geben wollten. Wir waren in einem passablen Hotel abgestiegen und hatten eben an einem größeren Tisch Platz genommen, als ein Kellner mit einem Telegramm in der Hand an uns herantrat und uns fragte, ob es an einen von uns gerichtet sei. Es war nämlich sehr lakonisch adressiert: „Eduard Bernstein, Korsör.“ Ich hatte mich in die Hotelliste als Conzett eingeschrieben, aber ohne mich zu besinnen, erklärte ich, das Telegramm sei für mich bestimmt, griff zu und eröffnete es. Es war auch in die richtigen Hände geraten. Kiel war sein Aufgabeort, und im übrigen enthielt es nur die drei Worte, die vielsagend genug waren: „Vorsicht, nichts mitnehmen.“ Natürlich wußten wir sofort Bescheid. In Kiel war irgend etwas passiert, was erkennen ließ, daß die Grenze nicht sauber war. Es durfte somit auf keinen Fall das Protokoll und sonstiges Schriftliche vom Kongreß in der Tasche jemandes von uns mit über die Grenze genommen werden. Weiter aber erklärte Bebel, und wir andern stimmten ohne Einwand zu, daß ich nun unter keinen Umständen über Deutschland reisen dürfe, sondern auf dem Umwege über England und Frankreich in die Schweiz zurückkehren müsse. Es war mir das nicht gerade unangenehm, da der Umweg über London mir ermöglicht hätte, dort Friedrich Engels aufzusuchen, der damals eine ziemlich lebhafte Korrespondenz mit mir unterhielt. Indes sollte es anders kommen.

Noch am gleichen Abend fuhr ich wieder nach Kopenhagen zurück und fand dort in einer Abendzeitung die Meldung, daß die Reichstagsabgeordneten Vollmar und Frohme mit einigen

andern Sozialdemokraten auf der Heimreise von einem sozialistischen Kongreß in Kiel verhaftet worden seien. So suchte ich denn am nächsten Morgen sofort meine dänischen Parteigenossen auf, befragte sie über den schnellsten Weg nach England und fuhr auf den Rat eines von ihnen am übernächsten Tag quer durch ganz Dänemark an die Westküste-Jütlands, um von dem neugebildeten Hafenort Esbjerg aus nach Harwich zu gelangen. Mein Ratgeber hatte sich aber in der Liste versehen. Ich fand in Esbjerg kein Schiff vor, das Passagiere für England nahm und hätte fünf Tage warten müssen, um auf dem angegebenen Weg reisen zu können. Dazu konnte ich mich jedoch um so weniger entschließen, als in dem Gasthaus, wo ich abgestiegen war, kein Mensch eine der mir geläufigen Sprachen sprach. So durchquerte ich tags darauf Jütland noch einmal, hielt mich in Friedericia am kleinen Belt zwölf Stunden auf und bin dann doch über Deutschland heimgekehrt, da, wie ich im letzten Augenblick richtig kalkulierte, inzwischen die Grenze für mich wieder passierbar geworden war. Kein Polizist, wohl aber Freund August Bebel hat mich auf dieser Rückfahrt „überrascht“. Er klopfte mir, als ich in Hamburg auf den Zug wartete, der mich nach dem Süden bringen sollte, mit den Worten auf die Schulter: „Im Namen des Gesetzes“.

In bezug auf „Völker zu Hause“ war meine Reise ziemlich unfruchtbar geblieben. Immerhin hatte ich Gelegenheit gehabt, Dänemarks schöne Hauptstadt einigermaßen kennen zu lernen, und habe, wie bemerkt, einen halben Tag in der befestigten Kleinstadt Friedericia zugebracht. Kopenhagen gefiel mir recht gut, doch fehlte mir die seelische Ruhe, seinen schönen Gebäuden und Museen völlig gerecht zu werden. Mein ganzes Sinnen und Trachten ging damals in der politischen Bewegung auf, und es lag mir daran, mit den verschiedenen Gesinnungsgenossen aus Deutschland, die ich sonst nicht zu sehen bekam, in Gesprächen über die heimischen Verhältnisse mich zu ergehen, als mich in das Studium von Werken der bildenden Künste zu vertiefen, die Kopenhagen in so großer Zahl aufweist. Am Tage nach Schluß



des Kongresses führten uns dänische Freunde im Schloß Rosenberg herum, seine Säle und Kostbarkeiten machten aber auf mich mehr den Eindruck von Kuriositäten, als daß sie mich hätten für einen geplanten Besuch des Thorwaldsen-Museums entschädigen können, zu dem ich nun nicht mehr die Zeit fand. Ebenso lernte ich die Bewohner Kopenhagens zu oberflächlich kennen, um über sie mehr als allgemein Bekanntes sagen zu können. An einem der Tage war ich bei dem Mann zu Gast, den meine dänischen Gesinnungsgenossen damals als ihren ersten Führer betrachteten und mir als „unsern Bebel“ bezeichneten. Es war dies der sozialistische Schneidermeister P. Holm, ein freundlicher Mann mit intelligentem Gesichtsausdruck, der aber in der Unterhaltung wenig von der Schärfe Bebels merken ließ, mehr klug als überragend begabt zu sein schien. Kaum mittelgroß und von etwas rundlicher Statur hatte er wenig vom Skandinavier an sich. Indes fehlte es unter den dänischen Sozialisten, mit denen wir in Beziehung traten, auch nicht an echten Nordlandsgestalten.

\*

Der Prozeß gegen die neun abgefaßten deutschen Teilnehmer am Kopenhagener Kongreß fand am 4. August 1886 vor dem Landgericht Freiburg mit der Verurteilung der Angeklagten zu den schon erwähnten Strafen seinen Abschluß. Nur mit Mühe und unter Mitwirkung des Reichsgerichts war es gelungen, Rechtserklärungen zu konstruieren, auf die sich eine Verurteilung begründen ließ. Daß eine Zusammenkunft im Ausland allein noch nicht das Delikt des strafbaren Geheimbunds bilde, hatte auch das Reichsgericht anerkennen müssen. Es könnten aber, hatte es ausgeführt, konkludente Handlungen, die nicht in der bloßen Zusammenkunft lägen, die Strafbarkeit begründen, und eine konkludente Handlung solcher Art ward darin gefunden, daß ein Vertreter des in Deutschland verbotenen „Sozialdemokrat“ über dessen Verbreitung und Finanzen dem Kongreß Bericht erstattet hatte. War aber auf diese Weise eine Verurteilung zustande gebracht worden, so hatte man mit ihrer Be-

gründung zugleich, ohne es zu wissen, der Sozialdemokratie eine Anweisung gegeben, wie sie es in Zukunft anzustellen habe, um einen Kongreß im Auslande abzuhalten, ohne sich damit Strafverfolgungen auszusetzen. Als das verurteilende Erkenntnis rechtskräftig geworden war, wurde zunächst die offizielle Verbindung der Partei mit dem Zürcher „Sozialdemokrat“ gelöst, und nachdem die verurteilten Parteiführer ihre Gefängnisstrafe abgebußt hatten, ward im August 1887 in *deutschen* Blättern ein von der Reichstagsfraktion der Partei unterzeichneter Aufruf veröffentlicht, der ohne Umschweife die Parteigenossen im Lande zur Beschickung eines Kongresses einlud, über dessen genauen Zeitpunkt und Versammlungsort bis zu einem bestimmten Tage — den 15. September — den angemeldeten Delegierten rechtzeitig Mitteilung zugehen werde.

Dieser Kongreß, von dem sogar die Tagesordnung und die Namen der Referenten im Einladungsaufruf bekannt gegeben wurden, fand wiederum in der Schweiz statt. Er trat am 3. Oktober 1887 im Saal der Brauerei Schönenwegen bei St. Gallen zusammen. Obwohl er erheblich stärker beschickt war als die vorhergegangenen zwei Kongresse, erfuhr auch diesmal die deutsche Polizei den Ort des Zusammentritts erst, nachdem der Kongreß schon seine Tagung begonnen hatte. Und auch das zuerst durch die sozialdemokratische Berichterstattung selbst. Denn nun wurden von Kongreß wegen der Presse laufende Berichte über den Gang der Verhandlungen übermittelt. Ferner wohnten Mitglieder der schweizerischen Sozialdemokratie, die angesehene Stellen bekleideten, den Verhandlungen bei, so daß sich eine Anklage, er habe als Geheimbund getagt, nicht hätte begründen lassen. Vom Züricher „Sozialdemokrat“ ward auf ihm kein Wort gesprochen. Er beschäftigte sich nur mit allgemeinen Fragen der Politik und Sozialpolitik, dies allerdings unter erneuter Betonung der scharfen, unbeugsamen Kampfstellung gegen Regierung und herrschende Klassen. Insbesondere kündigte eine von Ignaz Auer begründete Resolution der Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck mit ihrer Pflege der indirekten Steuern, sowie aller zu finanziellen Zwecken betrie-



benen Monopolisierung wichtiger Verbrauchsartikel der großen Masse unerbittliche Gegnerschaft an.

Der wohlgelungene Verlauf des Kongresses machte in der Öffentlichkeit großes Aufsehen. Er war ein Schlag ins Gesicht des Polizeisystems Bismarck-Puttkammer; nicht nur in der Arbeiterschaft, auch bei der Jugend der Intellektuellen gewann die Sozialdemokratie zusehends an moralischem Gewicht. Um den Schlag zu erwidern, ließ Bismarck dem Reichstag die Vorlage eines neuen Strafgesetzes zugehen, die alle bisherigen Ausnahmegesetze an Verfolgungswut noch übertraf. Nach ihr sollte die Teilnahme an Kongressen im Auslande, die sozialdemokratischen Bestrebungen dienten, die Teilnahme an geheimen Verbindungen und die „geschäftsmäßige“ Verbreitung verbotener Schriften außer mit Gefängnis auch noch mit der mittelalterlichen Maßregel der *Landesächtung* — der Expatriierung — bestraft werden.

Und diese ungeheuerliche Vorlage, deren Begründung und Strafbestimmungen allen modernen Rechtsbegriffen zuwiderliefen, hatte anscheinend gute Aussicht, Gesetz zu werden. Im Februar 1887 hatten, nachdem der Reichstag wegen der Frage eines neuen Militärseptennats aufgelöst worden war, Neuwahlen stattgefunden, bei denen die angeblich drohende Franzosengefahr mit Aufgebot einer Flut von beispiellos auftragenden Flugblättern ausgespielt worden war. Ein Kartell von Konservativen, Reichsparteilern und Nationalliberalen hatte die Mehrheit erhalten, und diese Kartellparteien standen Bismarck in den meisten Fällen auch für seine politische Gesetzgebung willig zur Verfügung. Es sah einen Augenblick so aus, als sollte sich wirklich für die Expatriierungs-Vorlage eine Mehrheit finden.

Da half der Sozialdemokratie ein Glücksfall einen Gegenschlag führen, der sie vor diesem Ächtungsgesetz bewahrte. Jemand, der Gelegenheit hatte, in die Akten der Berliner Geheimpolizei hineinzublicken, spielte dem Abgeordneten Singer eine Liste von politischen Agenten in die Hand. Die Liste wanderte nach Zürich, sie wurde zur Überraschung einiger der auf ihr bezeichneten Personen benutzt, die Betreffenden bekannten in der Verblüffung mehr, als sie sonst wohl gestanden

hätten, und Paul Singer konnte bei der ersten Lesung der Vorlage dem Reichstag ein Aktenstück überreichen, welches einwandfrei Beweise dafür erbrachte, daß Agenten der Berliner Polizei in Zürich und Genf, von ihren Auftraggebern förmlich dazu gedrängt, das unsaubere Geschäft der Lockspitzelei betrieben hatten. Das heißt, sie hatten selbst zu Gewalttätigkeiten aufgehetzt und Attentate planenden Gewalt-Anarchisten bei ihren Unternehmungen Vorschub geleistet. Bei einem dieser im Solde der Berliner Polizei stehenden Agenten, namens Schröder, hatte die Haussuchung haltende Züricher Polizei eine Kiste Dynamit gefunden, und es war festgestellt worden, daß Schröder einer Konferenz von Anarchisten präsiert hatte, auf der Attentate beraten worden waren, die tatsächlich zur Ausführung gelangten. Der Eindruck dieser Enthüllungen war so niederschmetternd, sie machten im Publikum so großes Aufsehen, daß der Reichstag sich begnügte, das zu neuer Beratung stehende Sozialistengesetz einfach zu verlängern, indes die Expatriierungsparagraphen gegen eine verschwindende Minderheit abgelehnt wurden. Das geschah im Februar 1888. Der Minister des Ausnahmegesetzes, Puttkammer, der jene Vorlage befürwortet hatte, erlitt also eine böse Niederlage. Aber, wie bei einer früheren Gelegenheit, verschaffte er sich und seinen bloßgestellten Polizeiagenten, um mich des von ihm gebrauchten Ausdrucks zu bedienen, eine „eklatante Genugtuung“. Damals war Paul Singer, nachdem er einen in Berlin wirkenden Lockspitzel entlarvt hatte, aus Berlin ausgewiesen und dadurch genötigt worden, aus seiner von ihm begründeten Firma auszutreten. Jetzt verfügte, zwei Monate später, im April 1888 der Bundesrat der Eidgenossenschaft die Ausweisung des Redakteurs (meiner Wenigkeit), des Geschäftsführers und Expendienten (Julius Metteler), des Verlagsleiters (Hermann Schlüter) und des Druckereileiters (Leonhard Tauscher) des Züricher „Sozialdemokrat“ aus der Schweiz. Gegenüber der sofort von Schweizer Bürgern erhobenen Beschuldigung, er habe einem von Berlin ausgeübten Druck nachgegeben, legte der Bundesrat feierliche Verwahrung ein und erklärte, nur seiner eigenen,



wohlüberlegten Eingebung gefolgt zu sein, und soweit das offizielle Verfahren in Betracht kommt, wird das wohl stimmen. Es gibt viele Wege, eine gewünschte Handlung zu suggerieren. Der „Sozialdemokrat“, der nun wöchentlich in einer Auflage von nahezu 12,000 Exemplaren ins Reich wanderte, hatte sich dem System Bismarck-Puttkammer sehr unbequem gemacht und indirekt wohl auch dem Bundesrat der Schweiz manche Unannehmlichkeit bereitet. Da war es für Mittelspersonen nicht allzuschwer, durch Andeutungen hinsichtlich des Mißvergnügens darüber, daß die Schweiz sich zum „Brutnest reichsfeindlicher Umtriebe“ hergebe, in Bundesratskreisen jene Stimmung zu erzeugen, in der es keiner bestimmten Drohung bedurfte, um jene Maßregel herbeizuführen. So plump, wie Bismarck es einige Jahre früher Belgien gegenüber gemacht hatte, als er dieses zur Einführung eines neuen Strafgesetzbuches — des sogenannten Kesselflickergesetzes — veranlaßte, war man diesmal jedenfalls nicht vorgegangen. Und so mag es dahingestellt bleiben, welche Erwägungen den damaligen Schweizer Bundesrat leiteten, als er den besten Überlieferungen der Schweiz entgegen uns den Laufpaß erteilte. Verschiedentlich ward davon gesprochen, daß Befürchtungen hinsichtlich etwaiger Schwierigkeiten beim Verhandeln über einen nötig gewordenen neuen deutsch-schweizerischen Handelsvertrag nicht ohne Einfluß auf den Entschluß des Bundesrats gewesen seien.

Wie dem aber auch sei, bemerkenswert ist, daß gerade dasjenige Mitglied des Bundesrates, dem das Dezernat über die eidgenössische Polizei unterstand, der gut demokratische Waadtländer Louis Ruchonnet, aus Anlaß des Ausweisungsbeschlusses ziemlich demonstrativ dies Dezernat abgab. Ebenso legte das Mitglied des Züricher Regierungsrats, das das Dezernat der Polizei des Kantons Zürich innehatte, der feingebildete, als Sozialpolitiker der Schule Friedrich Albert Langes zugehörnde Regierungsrat Stöbel unmittelbar nach unserer Ausweisung dies Dezernat nieder, und ließ sich dafür das Erziehungswesen überweisen. Und schließlich hatte auch der Chef der Polizei der Stadt Zürich, der Polizeihauptmann Fischer, uns unzweideutige

Beweise geliefert, daß er nicht dem deutschen Spitzelwesen, wohl aber unserm Kampf dagegen seine volle Sympathie schenkte. Wir waren also in der gewiß eigentümlichen Lage, gegen den bestimmten Willen der Polizeihäupter von Bund, Kanton und Stadt aus der Schweiz ausgewiesen zu sein.

Überhaupt empörte sich das demokratische Empfinden des Schweizervolkes stark gegen unsere Ausweisung. Im Nationalrat griff unter anderen Theodor Curti sie in einer trefflichen politischen Rede an, die viel Eindruck machte und dann als Flugschrift veröffentlicht wurde. In einer in Zürich veranstalteten großen Protestversammlung zog neben bekannten Wortführern der schweizerischen Sozialdemokratie der Professor der Naturgeschichte Arnold Dodel-Port in leidenschaftlicher Erregung gegen den Bundesrat zu Felde. Auch an Bezeugungen persönlicher Sympathie fehlte es uns nicht. Selbst der Bundesrat tat das Seinige, uns die Maßregel möglichst erträglich zu machen. Er bewilligte uns aus freien Stücken eine Frist von vier Wochen zur Regelung unserer geschäftlichen Angelegenheiten und ließ durch Zwischenpersonen bei uns anfragen, ob wir für unsere Übersiedelung finanzielle Hilfe brauchten, was wir selbstverständlich dankend ablehnten. Wir veröffentlichten im „Sozialdemokrat“ einen längeren Aufruf, worin wir uns dagegen verwahrten, der Schweiz wissentliche Schwierigkeiten bereitet zu haben, und ausführten, daß wir die wahren Urheber unserer Ausweisung nicht in Bern, sondern in Berlin suchten und von der Schweiz, in der wir solange ein Asyl gefunden, ohne Bitterkeit Abschied nähmen.

Gewiß hatten wir uns, von der Herausgabe und Hinüberschmuggelung des „Sozialdemokrat“ abgesehen, die ja in das Gebiet der Ausübung freier Presse entfallen, keine Handlung zu schulden kommen lassen, die man als irgendwie kompromittierend hätte bezeichnen können. Die Sprache des „Sozialdemokrat“ war allerdings zuweilen sehr frei gewesen, aber sie ging nicht über das hinaus, was sich die bürgerliche Demokratie seinerzeit im Exil geleistet hatte. Ich wies das, als Vorboten der drohenden Ausweisung an mich gelangt waren, mit mög-



lichst unverfänglicher Einleitung im Feuilleton des „Sozialdemokrat“ an der Hand von Auszügen aus der Vor- und Nachachtundvierziger Literatur des bürgerlichen Radikalismus nach, die aber, scheint es, in Bern als Verhöhnung aufgefaßt wurden. Was jedoch ganz besonders gegen uns verschnupft hatte, war ein Kampfblatt, das wir zur Zeit der Wahlen von 1887 als Gegenwaffe gegen die mit dem Franzosenschrecken arbeitende Literatur des Bismarck-Kartells unter dem Titel „Der rote Teufel“ herausgaben. Auf tief rotem Papier gedruckt, ließ dieses Blatt, dessen Titel der seinerzeit von den Gegnern des zweiten Kaiserreichs in Frankreich, Edouard Lockroy und Genossen, herausgegebene „Diable à Quatre“ angeregt hatte, und zu dem uns dichterisch begabte Genossen im Reim pointierte Beiträge in poetischer Form geliefert hatten, es an bissigen Ausfällen auf die Spitzen der Reichsregierung nicht fehlen, und daß einige davon des Guten — oder Bösen — darin etwas zu viel taten, soll nicht bestritten werden. Nur darf man nicht vergessen, daß der „Sozialdemokrat“ und fast alles, was der Verlag sonst noch herausgab, notgedrungen in konzentrierter Form Ausdruck der Entrüstung war, die sich der Anhänger einer unter Ausnahmebestimmungen gehaltenen Partei immer wieder von neuem bemächtigte.

Die Ausweisung stellte uns vor die Frage, ob der „Sozialdemokrat“ unter Leitung von Schweizer Bürgern in Zürich weitererscheinen oder mit uns Ausgewiesenen nach London übersiedeln solle, wohin wir uns zunächst wenden wollten. Nach eingehender Beratung ward das letzte beschlossen.

So nahte der Tag der Abreise, der 12. Mai 1888 heran. Die Züricher Arbeiterschaft ließ es sich nicht nehmen, den Ausgewiesenen zum Schluß noch demonstrativ ihre Sympathie zu bekunden. Der weite Bahnhofplatz war zur angegebenen Stunde mit Menschen übersät, ebenso waren die Wege entlang der Bahn und die Übergänge über den Bahnkörper dicht mit Menschen besetzt. Den Ausgewiesenen wurden große Kränze mit roten Schleifen und sinngemäßen Inschriften, sowie geschmackvolle Blumensträuße überreicht, und wo sie erschienen, wurden ihnen

laute Hochs und immer von neuem „Auf Wiedersehen!“ zugerufen. War dies schon geeignet, uns hartgesottene Sünder wehmütig zu stimmen, so tat auch der Himmel das seinige, uns den Abschied von Zürich schwer zu machen. Es war ein wundervoller Maimontag, in herrlichster Beleuchtung erglänzte der mir so vertraut gewordene Zürichsee, die Berge der Umgebung lagen klar mit ihrem vielfach abgetönten Grün und ihren abwechslungsreichen Umrissen vor uns, hinten leuchteten die schneebedeckten Spitzen der Alpen der inneren Schweiz, die üppigen Wiesen prangten in frischen Farben — alles, Menschen wie Natur, zeigte sich uns von der freundlichsten Seite. Und das sollten wir nun — wer wußte, auf wie lange? — verlassen. Mir hat die Natur die Gabe des Weinenkönnens versagt, aber als der Zug aus dem Bahnhof Zürich herausfuhr, standen mir doch Tränen in den Augen. Zürich war mir eine zweite Heimat geworden, meine Vizeheimat, wie ich gern sagte. Alles, was es darbot, seine geistigen Anregungen, sein interessantes, von alten und neuen Zeiten erzählendes Straßenbild, seine vielen Naturreize, die Nähe der Alpen und die Genüsse des Sees hatte ich — ich darf es sagen — immer wieder mit dem Gefühl großer Erkenntlichkeit genossen, ich hatte viel liebe Freunde dort gewonnen und die Eigenart seiner Bevölkerung verstehen und schätzen gelernt. Man schilt die Schweizer als erwerbsüchtig und dem Kultus des Geldes ergeben. Ich habe sie in dieser Hinsicht von nicht wesentlich anderer Gesinnungsart gefunden, als die Menschen in allen Ländern kapitalistischer Entwicklung, sie geben sich nur manchmal darin etwas urwüchsiger oder, wenn man will, ungeschickter. In Karl Marxs „Herr Vogt“ wird irgendwo von einem Schweizer Bauern erzählt, daß er bei der Kunde von dem unglücklichen Ausgang der badisch-pfälzischen Erhebung in die Worte ausgebrochen sei: „Da wollt' ich doch lieber, daß unserm Hergott sein bestes paar Kühe verreckte“, und der Erzähler bemerkt dazu wohlwollend, die eigenen Kühe mochte der gute Landmann nicht gerne opfern, aber es sei doch recht hübsch von ihm gewesen, wenigstens des Hergotts Kühe für die Revolution preiszugeben. Ganz im Geiste dieser Erzählung wollte mein Zürcher Haus-



wirt, ein ehrsamer Handwerkermeister, als ich durch „höhere Gewalt“ verhindert wurde, meinen mit ihm abgeschlossenen Mietsvertrag zu Ende abzuwohnen, von der noch nicht abgelaufenen Miete nichts ablassen. Als ich aber dann am Tage der Abreise sein Haus verließ, da schüttelte auch er in der Haustür mir gerührt die Hand und brach in Schluchzen aus. Honni soit qui mal y pense. Man muß nicht viel von den Menschen verlangen, wenn man sie lieben will, sagt Diderot, und ich habe es in diesem Punkt mein Lebenlang mit dem Verfasser von „Rameaus Neffe“ gehalten.

Auf der Station Baden im Aargau nahm der Polizeihauptmann Fischer von Zürich in unserm Wagenabteil Platz. Er hatte vom Bundesrat die Weisung erhalten, uns bis an die Schweizer Grenze zu geleiten, und es für taktvoll gehalten, nicht gleich in Zürich, wo ein jeder ihn kannte, sich zu uns zu gesellen. Auch war er in Zivil. Wir erkannten diese Rücksichtnahme gebührend an und gingen mit ihm eine zwangslose Unterhaltung ein. Unsere Fahrt führte, da wir deutsches Gebiet meiden mussten, über Olten, Delémont, Delle nach Frankreich „hinein“. Zwei bis drei Tage gedachten wir in Paris zuzubringen, wo wir politische Freunde aufsuchen wollten, und dann sollte es heißen: Auf nach der Themsestadt! Sie war mir nicht völlig unbekannt, aber sie hatte mir bei den drei kurzen Besuchen, die ich ihr 1880, 1884 und 1887 abgestattet hatte, wenig Anheimelndes offenbart, dagegen hatte ich allenthalben Ungünstiges über Land und Leute vernommen. So überschlich mich denn jedesmal ein leises Grauen, wenn ich an den bevorstehenden Wechsel vom traulich heiteren Zürich in das unheimlich große, düstere London dachte. Undenkbar vor allem war mir, daß ich mich noch einmal an einem Ort würde wohlfühlen können, der dem Bewohner kein fließendes Wasser bot, sich auf und in ihm zu tummeln. Und trotzdem ist es so gekommen.

Lu Märten:

## GEBURT DER MÜTTER

**D**IE erste wird geschehen um die Zeit der Wandlung aller Dinge.

Es ist die Zeit . . .

Es ist die Zeit, in der die alten Kulturen sonderbar requisite Formeln auf Zweck und Wichtigkeit untersuchen.

Und die besten der Geister nicht tatenlos nur denken — wo über allem Krimskrams der Werkstätten sich sieghaft und erschütternd das Al-fresco-Symbol derer sich hebt, die den sonderbarsten Zukunftstraum ungrüblerisch auf ihren Schultern tragen — den Frauen, den Künstler gestaltet. Jubel und Sein, das noch nicht lebt.

Der neue Glaube der Massen, der im Gehirn des einzelnen zum Universum einer Gesellschaft wurde — war es ungewiß, wohin er führte, so war es gewiß, *daß* er führte.

Und die Welt steht im Zeichen.

Nicht nur die Kunst, die Sprache, der Verkehr bedient sich ihrer, auch die Glauben und Zweifel stehen im Zeichen weniger Siegel — die auf fernen Traditionen ruhend, nun jedem geläufig werden. Signale des Erlebens — hie Freund — dort Feind — und jeder Freie ein Verräter des Leidens.

Noch zu wenig sind aufgerüttelt, zu wenig sind begehrend — noch ist zuviel Sehnsucht, und die Hochzeit der Dinge scheint zeitlos fern — aber Männer und Frauen sind erregt vom Nahen und Blühen einer Zeit, *die mit Fluch kommt, um die Not und Opfer ihrer Geburt.*

Es ist die Zeit des Schaffens, es ist die Zeit der Mütter.  
Frauen!



Auferstanden zu erlesenen herrlichen Geistern. Still und stark geworden unterm Haß und Zauber der Jahrhunderte — den sie erregt, gefordert und gelitten.

Große Scharen blicken zur Grenze, wo ihr gefallen — dahin, wo man gemeine Geschicklichkeit noch mit Ehren empfängt und wo man euch verschwieg und liegen ließ — weil ihr Frauen.

Dieser jämmerliche und grausame Instinkt der jahrtausendalten Herrschaft forderte die Feurigsten und Fröhlichsten.

Die Zagen erschrecken vor solchem Weg und bleiben unterm Zeichen des Geschlechts, mit dem sie die alte Welt beherrscht. Zauberei und Spiel.

Die Starken sehen die Opfer und kehren nicht um. Verächtlich gegen ihre zeitlichen Vorteile bleiben sie die eigentlichen Empörer. Ausharrend über die Zeit, über die Mauern des Jahrhunderts. — Ungewiß der nahen Zukunft — gewiß nur der, die sie in sich fühlen.

Mütter.

Wird einst die Geschichte dieser erzählt, so liegt darin das Schicksal derer, die noch kommen werden.

Sünden ruhen darin, begangen wie an Kindern, begangen wie am Frühen, am Unschuldigen, was die Zärtlichkeit des Lebens, der Sinn der Geister erbringen konnte.

Menschen, die wie Extrakte sind der Sozialität alles Geschehens. — Geniale Eruptionen. Eigentliche Führer. Wer redet in solchen Zeiten nicht von der Frau. Wer wagt es nicht, das Muttertum, das Schaffende — vor die Fronten der Dinge zu stellen, der Dinge, die euch bisher wichtig waren.

Ich sage davon. Nicht um Einzelwerte zu betonen, sondern um den Menschen gesunder sozialer Kraft zu verraten. Menschen der Kraftfreude, wie sie die erste Frau am ersten Manne haben mußte. Menschen von schneidender leuchtender Geistigkeit — wie sie der letzte Mensch an der letzten Kultur haben mußte.

Daß diese Frauen heißen werden, haben euch die Albernern und Weisen vorausgesagt, als sie sprachen: Das Weib sei eine Mitte zwischen Kind und Mann.

~~~~~

Denn der ferne freie ungrüblerische Mensch muß also sein! — Soll er nicht verzweifeln am Tier in sich — soll er nicht verdorren am Intellekt — muß er den Tanz wissen der Lachenden und Schaffenden. Das sind die Mütter.

Die Frauen erlöst von der Karikatur ihrer Bänder und Schnüre. Die Frauen, erlöst vom Gitter und von der Gosse.

So sprach der soziale Einzelmensch:

Ich will nicht mehr gehen und Klage dichten und Fluch der Einsamen — ich werde ihren Weg, ihr Sein erweisen — ich werde so unzerbrechlich sein, wie Frauen es jemals waren — wie Stahl, und in einem neuen Leben lebendig — einem Leben, dem ich das Siegel aufdrücke.

Ich werde die verwirrten Geistlein berichtigen, die da meinen, ein Weib opfert den Geist um der Freundschaft willen. — Es wird mir gefallen, meine Freundschaft zu verspielen — sie wegzuworfen, wenn es mir notwendig erscheint. Von neuem, aber um *meinetwillen* und als Opfer *meines* Geistes, denn der Geist ist Mutterschaft.

Mutterschaft! nicht sinnlos Gebären, sondern das, danach ihr seht und trachtet in jedem Atem — Daseinsbewußtsein, durch das wir nicht untergingen, durch das wir gehemmt wurden — durch das wir Ewigkeit und Befreiung noch einmal glauben.

Alles war und wird wieder sein — aber es gilt, das versteckte Wesen der Dinge lebendig machen. Neue Körper dem Atem des Lebens.

Noch einmal mögen Frauen geraubt werden, wo es an Frauen fehlt — doch alle Waffen der Zeiten, alles, was der Mann als seine Kultur rühmt und zeigt, alle Kraft des einstigen Raubtiers — alle Gewandtheit, Kühnheit und Ehrfurcht dieser Götterdämmerung wird er aufbieten müssen.

*

Ich rede zu den Frauen, die bescheiden sind in der Größe ihres Tuns und die Taten tun wie unsere Mütter. Unsere Mütter haben den Boden in uns bereitet — wir wuchsen unter ihrem

Schutz am neuen Sein. Ihre Zartheit hat uns lichtempfindlich gemacht — vergessen wir das nicht. Die Zeit hat sie gering gelassen von Ansehen — wir aber wollen ihre Arbeit adeln und treu und herrlich nennen, wo sie Wachstum gab; denn wir sind so stolz geworden aus ihrem Schoß und ihrer Würde.

Ich rede zu den Frauen, die früh auf eine Merkwürdigkeit gestimmt sind und die die Meinung der andern in einen feindlichen Alltag zwingen will.

Laßt euch der Natur, beßer: dem Geschwätz davon nicht als Opfer überantwortet werden. Entscheidet den Willen zum Geschlecht nach eurer Kraft und eurer Einsicht. Es ist nicht wahr, daß *ihr der blöden Ordnung des Vergänglichen* untertan sein müßt.

Als Grandseigneurs gegen Vorteil und Freundlichkeit des Lebens — ließen einige ihr Leben berauben und verwüsten — um des Schaffens willen, um des einen sichren, ihnen bestimmten Schaffens willen. Welch eine Klage und Reue müßte ihr Leben sein, wenn es nicht *Sinn* wäre für euch! Einen Spott ohne Gnaden müßten sie erfinden, es zu spiegeln, wenn es nicht Pracht und Macht wäre — für euch — die ihr ihnen die Zeit von den Schultern nehmen sollt.

Frauen, die ihr nach ihnen kommt, ihr werdet fröhlicher sein. Sie mußten ihr Frauentum noch einmal für alle erproben, bezweifeln und mißhandeln lassen und in einem Glanz von neuen Zufriedenheiten wiederfinden. Sie waren die Sehnsucht, die bis an die Schwelle eurer Zeit führte — da das Schaffende sich in euch besann.

Dies Namenlose, was zu euch ruft — es war die Feuersbrunst an alten Dingen. Darum sind wir allem Neuen Neues schuldig. — „Große Aschen brennen auch auf unsern Herzen.“ — Daraus muß nicht ein Buch werden, nicht ein Bild . . . Daraus wurde der *Sinn* einer neuen *sozialen Art*, die nicht Menschen erzeugt, sondern Welten gestaltet, Wesen wie sie selbst, und nicht nur dichtend.

Schaut auf die frühen Geschwister im Geist — sie waren mehr Programme einer Zeit, denn zuerst Dichter oder Maler einer Kunst

Erstickt die Eitelkeit des Menschen und Weibchens in euch. Im Zorn des Intellekts. Er will euch reiner und überlegener denn irgendeiner — denn ihr sollt alle Sünden *erproben*, um derwillen Menschen soviel weinten und lärmten.

Unser Leben währet viele dunkle Nächte und einige junge Jahre. Und wenn es köstlich gewesen, so ist aller Irrtum stark und heiß gewesen.

Denkt daran, wenn eure Kinder das Leben vor euch wiederholen und wie einsam jeder wird, der das Leben von sich aus anredet.

Was könntet ihr als Mütter mehr tun, als an manchem Wegende auf das Kind warten und ihm seinen Irrtum aus den Händen nehmen. Andere Erlösungen gibt es nicht und andre wird keine Religion erfinden.

Gründet jegliche neue Heiligkeit auf den wissenden Muttergeist:

„Reif sein, ist alles.“

Wo die „Macht“ der Frau beginnt, da lächeln die Männer. Wo sie endet, weinen die Kinder.

Eine Macht ist erprobt — es gilt eine andre: denn begreift doch endlich, daß ihr die Zukunft in euch tragt, die euch die Gedankenlosigkeit so vergilt wie die Kraft.

Einen Rausch von Kraft, von Mütter- und Wurzel-Dasein laßt euch vergelten.

Sehtet, träumtet ihr nie von Macht?!

Macht.

Der Herzschlag von Engeln und Teufeln surrt in dem Klang. Dein Name ein Schild. Dein Wort ein Weg. Überlegenheit und heftig drängendes Sein umsetzen in Tat.

Das Laster der gemeinen Geschicklichkeit bekriegen. Aus der Ruhlosigkeit des Denkens Antwort auf Fragen des Tages machen.

Macht!

Keinen Tyrannen — und wär er der adligste, will deine Zeit — so bleibt dir dein eigener innerer Weg der Macht. Und stille Gassen hat deine Zeit, darin so Mächtige wohnen können.

Es sind so viele neue Fragen über euch geworfen — und es ist so wenig eigentlich, was das Neue will.

Das Dasein des einzelnen vernünftig berechnen und statt dem einzigen ein Denkmal planen, den letzten Schwachen wohlhabend machen.

Duldet kein verschimmelndes Getreide mehr und keine einsam thronenden Götter werden mehr sein.

Danach und zwischen allem — ein wenig rücksichtsloses Gericht — eine sonderliche Klugheit über euch selbst.

Das erste ist *aller* Zeitwerk. Das andre des einzelnen Stundenwerk.

Mit starker Feinheit auf sich achten, das Leben tropfen hören. Das wägt die Kräfte ab, die wir haben, und lehrt den Überfluß vergeben.

Denn nun ist jeder reich und eure Geselligkeit kann Entzücken sein.

Bis an die Zähne bewaffnet mit Güte — aber nicht die, die nicht hart aussehen könnte — den Hochmut reinsten Geistes, den keiner noch richten durfte, sollen wir haben.

Seid brutal ehrlich. Erbt nicht Eitelkeiten, die scheinen wollen, sie sind die Feinde aller tiefen Klugheit. Seid brutal ehrlich.

Es ist die Zeit, daß die *namenlose Genialität* des Daseins verraten werde, denn die neue Zeit braucht sie.

Ich rede zu den Schaffenden, den Müttern — denn nicht die Redenden tragen die Welt, sondern die Schaffenden — daß die Kinder starker Herzen die Klugheit gebären. — Bis dahin nützt es nichts, von leichthin sein und seliger Freiheit zu singen. Die alte Welt liegt in Trümmern — doch wir sind obdachlos und haben zu bauen.

Wir gehen dahin, wo die Frühlinge und Winter gehen — in eine neue unfäßbare Reife, die niemand aussprechen kann und niemand gewollt hat, die gekommen ist, weil wir wandern und wachsen.

Wir wandern und wachsen furchtlos.

Hans Reimann:

SCHERZE

HATTE die Schale durchgepickt, alte, große, dicke Schale, und sich dem Ei entrunken. Ah. Stand da mit bleischwerem Kopfe und schöpfte vor allen Dingen erst einmal tief Atem. Donnerwetter. — Was nun? . . Ah, die Klucke. Feucht, klebrig, benommen torkelt das Küken unter die brutwarmen Fittiche der Alten und dröselt augenblicklich ein. Einszweidrei ist es wieder im Himmel, ist es wieder selig. Küken schläft. Schläft tief und hingebungsvoll. Schläft sich heiß.

Da kommt — oh, gucke — da kommt eine alte, große, dicke Hand, umfaßt das Küken von oben her und verschleppt es. Schleppt es weit weg. Dem Küken ist wie Kindern im Fahrstuhl zumute: Der kleine Magen hebt sich aus und fängt einen Fahrstuhl für sich an. Das winzig-winzige Küken-Herzchen bubbert.

Auf einmal ist es wieder himmlisch, warm und wohlig. Die dunklen, ganz runden, kullerigen Küken-Äuglein schauen weltbegierig und staunend in *lauter* Dunkles. Die große Hand hat nämlich das Küken in einen Topf mit mollig-weichen Tüchern versenkt und das Tierchen bis zur Nasenspitze hineingemummelt. Der Topf steht in der leicht geöffneten, vom Kochen warmen Ofenröhre. Der Topf, das ist die Welt. Das Küken hatte sich die Welt anders vorgestellt. Lichter, heller, freier. Es erfährt seine erste bittere Enttäuschung.

In der Ofenröhre bleibt das Küken, bis es hübsch trocken ist. Das dauert geraume Zeit. Das Körperchen erwärmt sich, und je wärmer es wird, umsomehr schwindet des Kükens Interesse für die Welt. Ob es dunkel ist oder nicht . . . *warm* ist es. *Was*

das Dunkel ist — — belanglos! Hauptsache *warm* ist es. Himm-
lisch warm ist es! Sänftiglich dusselt Küken hinüber. Im Dunklen
schläft sich's herrlich. Die Welt ist zappenduster. Und der unter
der Klucke angesponnene, fühlbar stärkende Schlummer wird
gehörig fortgesetzt. Küken schlummert. Schlummert aus Leibes-
kräften, schlummert, was das Zeug hält.

Was ewig ist, weiß Küken nicht. Aber es empfindet unter-
bewußt, daß es eine Ewigkeit entlang geschlummert hat. Es ist
plötzlich hell und fröhlich und lichterloh um das Küken. Ach,
und Küken kann nicht kucken. Es ist gar so hell und fröhlich
ringsum. Eben erst war die Welt noch pechfinster, und jetzt ist
sie plötzlich licht und heiter. Wie geht das zu? Küken wundert
sich. Nein, so was! Ja, die Welt!

Die große Hand hat nämlich den Topf mit dem Küken auf
den Küchentisch gestellt und nimmt das kleine Dingchen
heraus.

Auf dem Tisch, das ist nun erst die eigentliche, die richtige
Welt: groß, lang, glatt und gelb. Und da liegen Kullern und
etwas Weißes. Das Weiße ist naß. Das weiße Nasse soll Küken
trinken. Küken weiß noch nicht, was Trinken ist. Küken kennt
nur Schlafen. Es tappelt auf das weiße Nasse los. Milch. Und
die Kullern, das sind Hirsekörnchen und Senfkörnchen. Die
Senfkörnchen sollen den Appetit und insonderheit das Trink-
bedürfnis des kleinen Dingchens wecken. Vorderhand genießt
Küken nichts. Es bildet sich ein, der Schnabel ist zum Kucken
da. Es kann ja noch nicht einmal stehen. Und stehen, das ist
wichtiger fürs Leben als Trinken und Essen. Denkt Küken.
Küken hat den Kopf voll. Das Stehen ist eine verflixte Sache.
Stehen will gelernt sein. Stehen, das ist: Nicht-Umfallen.
Man muß die Beine breit machen und blatschig — und muß
rechtschaffen balancieren. Balancieren ist furchtbar schwierig.
Das kann der Zehnte nicht. Küken steht da und balanciert.

Ein Finger der großen Hand schnippst dem Küken ein paar
Körnchen zu. Küken denkt, die reißen aus, und will hinterher.
Aber Hinterherwollen und Hinterherkönnen ist zweierlei.
Wieder reißen ein paar Körnchen aus. Küken bleibt vorsichtig

balancierend stehen und überlegt grimmig. Die Körnchen muß es haben. Koste es, was es wolle. „Welt, was machst du mit mir?“ denkt es. Und wieder kullern einige Körnchen davon. Küken will sich bücken. Es hebt das eine Bein hoch — und pardauz liegt der ganze Kerl auf dem Bauche — den Kopf weit nach den entkullerten Körnchen gestreckt. Küken hatte sich das Bücken einfacher vorgestellt. Es weiß nicht, daß sein Kopf so schwer ist. Küken liegt da in tausend Ängsten und strampelt. Denkt, es muß liegen bleiben in alle Ewigkeit.

Da kommt die große Hand und hilft dem Küken auf die Beinchen und pflanzt es mitten unter die Körner. Küken weiß nun, daß Bücken eine Kunst ist. Es achtet auf seinen Kopf und macht sich schwer in den Beinen. Mühselig und zaghaft pickt es einige Körnchen auf. Es geht. Es geht immer besser mit dem Picken. Sieh mal einer an, das ist ja gar nicht so unerlernbar! Und aberwitzig unternimmt Küken zwei, drei Schritte nach den nächsten Körnern hin. Es stößt — tappig — die Körner mit seinem Beinchen fort, und die Körner kullern in das weiße Nasse hinein. Ach herrjeh. Küken tappelt den Körnern hinterdrein. Stellt sich unschlüssig vor der Michpfütze auf. Denkt, es ist werweißwie tief.

Da kommt die große Hand und stippt das Küken erbarungslos in das weiße Nasse. Küken denkt, nun muß es sterben. Küken glaubt, es geht auf Leben und Tod, und strampelt und patscht und wedelt mit den Flügelstumpen. In den Nasenlöchern hat es Milch, im Schnabel hat es Milch. Küken schüttelt sich und prustet. Ach, Welt, wie bist du schwer. Aus Verzweiflung und in großer Not schluckt Küken hinunter, was es im Schnabel hat. Ah, das schmeckt aber gut. Hätte Küken nicht vermutet. Sieh einer an. Welt, aus dir wird man nicht klug. Küken steht mitten in dem weißen Nassen. Ganz, ganz vorsichtig bückt es sich und titscht den Schnabel in die Milch. Dann hebt es — ohne daß die Hand es gezeigt hat! — das Köpfchen hintenüber und habbelt. Ui, das schmeckt.

Aber die Anstrengung war zu groß. Küken ist erschöpft, halbtot. Im Stehen fallen ihm die Äuglein zu, und von Balan-

zieren ist keine Rede mehr. Der dicke Kopf baumelt trübselig hin und her. Die große Hand greift Küken und steckt es zurück in den warmen Topf. Schwer schläft es und gewichtig. Im Schläfe träumts. Es träumt von vielen, vielen Körnchen und lauter weißem Nassen und von der großen Hand und von der Welt, die so zappenduster und so lichterloh sein kann.

Im Schläfe fühlt Küken etwas Feuchtes. Es knöpft die Augen auf und . . oh . . sieht sich selbst neben sich selbst hocken. Es reißt die Augen ganz weit auf und befühlt sich. Es ist aber gar nicht es selbst, sondern es ist ein zweites Küken, das unterweilen ausgeschlüpft ist. Das Erstausgekrochene piepst leise. Es begrüßt das neue. Das neue kann noch nicht piepsen, hat auch kein Interesse an dem ersten; es will weiter nichts, als in Ruhe gelassen werden, damit es schlafen kann. Das erste läßt das zweite nicht in Ruhe, es ist übervoll von seinen Erlebnissen und muß erzählen. Es erzählt von der Welt und von dem weißen Nassen und von den Körnchen, die ausreißen. Darüber wird es müde und schläft gleichzeitig mit dem Neuling ein. Die beiden schubbern sich dicht aneinander und schlafen gewaltig. Sie schlafen, bis sie fressen müssen. Da rühren sie sich. Die Hand kommt und setzt sie in die glatte, große, weite Welt. Das ältere macht vor, wie man frißt. Es hat gedacht, es kanns, aber es kann es noch nicht und purzelt hin. Das zweite denkt, so wirds gemacht, und purzelt seinerseits eifrig hin. Die Hand schreitet hilfreich ein. Beide stehen wieder aufrecht und blatschig. Das erste — es fühlt sich blamiert und will die Scharte auswetzen — macht es noch einmal vor. Aber es torkelt und glitscht — hoppla — an das zweite dran. Und wiederum purzeln beide Küken hin. Oje, oje, oje! Die Hand läßt auf sich warten. Hinpurzeln, das ist leicht getan — aber in die Höhe kommen! Die beiden Küken kucken sich hilflos an; eines wills dem andern absehen, und keins kann es. Endlich naht die Hand und stellt die beiden Kerlchen an die weiße Pfütze. Das ältere zeigt — sehr behutsam — wie man trinken muß. Das neue versucht. Es geht. Nun tummeln sich die beiden auf der Welt und trinken und fressen.

Da kommt die große Hand und steckt die Küken in den Topf. Das erste piept und zwitschert. Das neue bemüht sich, mitzuzwitschern. Die Töne bleiben tief unten in der Kehle stecken. Schließlich glückts. Vom Piepsen müde, schlafen beide ein.

Während sie schlafen, steckt die Hand noch zwei und später drei frisch Ausgeschlüpfte in den Topf. Alle sieben huscheln sich innig aneinander und wärmen sich und druseln vor sich hin. So vergeht eine Stunde. Dann rumort es in dem Topfe, und die beiden Ältsten lehren den Neuankömmlingen das Piepen. Alle sieben vollführen einen Heidenlärm.

Es ist eine fröhliche, muntere Gesellschaft.

Aber es dauert nicht lange, da kommen sie alle sieben unter die Klucke, und da fängt der Ernst des Lebens an: die Erziehung.

*

Auf der Wiese steht ein Greis und will eine Kneipp-Kur machen.

Er ist barfuß und barhaupt.

Über ihm hängt ein wunderschöner, blauer, wolkenloser Himmel.

Der Greis hält Ausschau nach einer Kuh, die fern am Waldrande Bedürfnis über Bedürfnis verrichtet.

Da tropft dem Greis etwas aufs Haupt.

Ein dicker Tropfen.

Der Greis greift mit der Hand auf seinen Schädel und wischt den Tropfen ab.

Dann lugt er auf zum Himmel.

Der Himmel glänzt in seidiger Bläue.

„Wie?“ denkt der Greis, „ein Tropfen aus heiterm Himmel?“

Und er begibt sich von dem Flecke, auf dem er gestanden, weg und pflanzt sich anderswo auf.

Daselbst hält er wiederum Ausschau nach jener bedürfnisstrotzenden Kuh.

Er steht nicht lange — der Greis —, so kleckt ihm ein zweiter Tropfen aufs Haupt.

Aufschauend zum Himmel, wundert er sich ins Fäustchen und wischt sodann den nassen Tropfen sich vom Schädel.

Der Himmel lacht. Mit Recht.

„Wenn das so weiter geht“, denkt unser Greis bei sich, „das kann ja gut werden!“

Und er bleibt stehen, wo er steht.

Er will herauskriegen, wo die Tropfen herkommen; auch will er wissen, ob ihrer noch mehr herunterklecken.

Abermals wendet er sein Augenmerk nach jener fladenden Kuh und vergißt über sie das Tropfen.

Es währt nur kurze Zeit, so tropft dem Greis ein dritter Tropfen auf den Kopf.

Der Greis runzelt die Stirn und betrachtet den Himmel. Der thront unschuldig und engelisch-rein über der Szenerie.

Der Greis legt sich ins grüne Gras und läßt den Himmel nicht aus dem Auge.

Es kleckt kein Tropfen mehr vom Himmel.

„Aha“, denkt sich der Greis, dies geschieht, weil ich Obacht gebe.“

Und er paßt auf. Er wendet keinen Blick vom Himmel. — —

Auf der Wiese liegt ein Greis. Er hat eine Kneippkur machen wollen, aber er muß aufpassen, ob es tropft. Er ist überzeugt, daß in *dem* Augenblicke, wo er den Himmel außer acht läßt, ein Tropfen ihm aufs Haupt kleckt.

Der Greis schläft darüber ein.

Er träumt, daß ihm ein Tropfen auf den Kopf kleckt. Er stellt sich anderswohin, und ein zweiter Tropfen kleckt. Er bleibt stehen, und ein dritter Tropfen kleckt. Da legt er sich ins grüne Gras und spannt auf den Himmel. Dies träumt der Greis.

Die Kuh möhkt plötzlich dicht bei ihm.

Davon erwacht der Greis, erhebt sich ächzend und begibt sich an die Kneippkur.

Ihm ist, als seien drei Tropfen auf seinen Kopf gekleckt.

Dies ist jedoch völlig unmöglich. Denn der Himmel ist blau, heiter und wolkenlos.

Hat der Greis geträumt?

GLOSSEN

Über eine unveröffentlichte Schrift.

Ernst Markus hat in einem konzentrierten Werke über die optischen Taten des Geistes berichtet und mit einer zwingenden Vorstellungskraft dargetan, daß unser eigentliches Sehvermögen eine Eigenschaft des Organes sei, das als Sitz des Geistes sich auch sinnlich orientiert. Ich messe dieser Schrift einen Wert bei, der die noch immer schwankende Einstellung unseres Sinnen-Apparates auf die Dispositionen einer von ihm unabhängigen Geisteskraft endgültig festlegt. Die Durchdringung einer von Kant entdeckten Gesamtwahrheit, immer in nächster Fühlung mit ihrem unausgesetzten Ringkampf in mitten niederprasselnder, blinder und unsichtbarer Kräfte, wird zu einem grandiosen, dramatischen Erleben.

Wie sehr diese Schrift Klarheit bringen würde in unsere Deutung der Natur, die ja nur *für* das Geschaute und *durch* das Geschaute Natur ist, möchte wohl jedem offenbar werden, der das Manuskript gelesen hat. Doch wie ungern bin ich mir bewußt, hier einen persönlichen Vorzug zu genießen, fühle ich doch in dieser seit vielen Jahren im Pulte verwahrten Handschrift den Beruf höchster Belehrung. Gerade jenen,

von ganz anderer Richtung Kommenden, die sich schon als heilsame Zerrümmerer vieler Pappbäume und -wäldungen gezeigt haben, wird durch Markus bewiesen, wie recht sie hatten.

Es sind Gebilde und Vorstellungen, zu denen Euch Ernst Markus führt, die werden können, so groß Ihr wollt; denn er erschließt nicht nur ein Geheimnis, er tut viel mehr: er löst eine Kraft. Stellen wir uns vor, daß alles Lichte, Dunkle, die gradweisen Vermengungen beider, alles Farbige und Geformterlebte uns schön erscheint als Zeichen unserer eigenen inneren Schönheit, die den Vorzug hat vor der ethischen Schönheit durch ihre ungeteilte Richtung, durch ihre Unfähigkeit, böse zu sein, da ihr spezifisches Wesen Schönheit ist, Schönheit als lichtvolles Tun: dann verstehen wir Markus' Schrift als eine Tugendlehre und haben etwas von einer ungeheuren Belastung verloren bei dem Innehaben dieser Machtgewähr weltbildenden Sehens.

Man muß annehmen, daß die schöpferischen Handlungen unseres Lichtdenkens abgeschlossen sind, abgeschlossen wie das Erleben des Naturfaktums, also scheint es eine sachliche Grenze für die geistige Erzeugung unserer Anschauung zu geben. Aber die gesamte Anschauung ist geistig: Wir stehen vor *gewohnten* Grenzen! Und

wenn wir sagen das Helle, das Dunkle, die Farben und die Formen, die wir sehend handeln, gleichen einem Ursein unseres Geistes, das schon ist, was es erschaut, dann sollten wir uns fragen: Ist denn schon alles getan, ist unsere Anschauungskraft nicht künstlich abgegrenzt und sie der Sklave eigener Gebilde geworden? Die Antwort war mir schon lange für die Befreiung der Kunst gegeben, aber Markus gibt sie als kosmisches Phänomen, und er macht dadurch den Menschen selbst zum kosmisch wirkenden Phänomen. Also *annähernd* beherrschen wir das Unendliche in räumlicher und zeitlicher Differenzierung. Diese ungeheure *Annäherung* aber macht noch gerade das Leben möglich, gibt ihm aber schwindelerregende Horizonte. Und die allgekannnte Natur: ist ein Rettungsversuch, eine hemmende Distanzierung von weiteren und immer weiteren Möglichkeiten, ist eine Festlegung nach Übereinkunft solcher, die ein Interesse daran hatten, sich selbst in ihren Grenzen zu *sehen*, die unmerklich seit langem und von Jugend an den Geist zwangen, *ihre* Grenzen als die *absoluten* Grenzen anzuerkennen, die den Umfang dessen, was gesehen werden *solste*, als Dogma festlegten und dieses Dogma als Tradition weitergaben: es ist jetzt das Merkmal der Menschheit geworden, wonach jeder sich unter Natur dasselbe *vorstellt*.

Aber die optische Wahrheit lautet: Der Ort, den du erblickst, an dem *bist* du auch. Exzentrische Empfindungen! Bin ich nicht bei der Blume, die ich pflücke? Ist die Entfernung nicht überbrückt, wenn ich etwas mit Händen fasse! Wie hoch gedacht wird wieder

der menschliche Körper sein, wenn er uns für das *genaue* Abbild unserer eingeborenen Geistigkeit gilt; wenn wir von Armen und Fingern wissen: unser *Geist* ist armhaft und fingerhaft, darum sind *sie*; von Beinen und Füßen: unser *Geist* ist schreitend von sich aus, darum sind *sie*; von den Augen und Ohren: unser *Geist* ist schauend und vernehmend seiner unkörperlichen Natur nach: darum sind *sie*. Alles aber ist er außerdem zugleich: Sein Schauen ist ein Ausstrecken von Armen und Greifen von Fingern, ein Hinwandern auf Füßen in weiteste Fernen, ein Vernehmen mit Ohren aus entlegensten Gebieten. Was kommt denn zu uns, wenn wir doch überall hingehen müssen? Was ist denn außer uns, da wir doch alles zuerst *in* uns sein müssen? Was sind denn Sonne, Mond und Sterne und die gesamte farbige geformte Außenwelt — doch davon spricht Markus: eine Phantasmagorie innigsten Gestaltens, lauter Tun des Geistes. Was ich sehe, ist bei mir, und ich bin bei ihm. Es ist, als wenn der Unterschied zwischen Leben und Tod wegfiere, der Unterschied zwischen Himmel und Erde, als wenn das Ich und das Du sich erweiterten zum weltumspannenden Gleichheitsbewußtsein. Wirklich, die Grenzwerte sind andere geworden: heute sind *wir* verantwortlich für die Enge des Außenlebens, denn wir wissen, daß es von *uns* abhängt. Aber Taten der Erweiterung können nicht von beschaulichen Menschen geleistet werden, von wachen, tätigen, von keinen ehrfurchtslosen, aber von solchen, die geistige *Meister* sind und als solche Rechte haben, die Dilettanten niemals haben können.

Meister sein heißt aber göttlich sein über seiner Materie: und wie deren Formen auch waren, die Wahrheit ist nicht grausam, aber sie kennt kein Privatleben.

Es ist ein physiologischer Bindungsweg über die Grenzen des Körpers hinaus vorhanden zu ihm, das also ohne diese Physis Ding an sich wäre. Oder wird von dem Augenblick an, wo die Körpermaterie versagt, wo die meilenweitreichenden Organe lichthafter Gestaltung sich über die fleischliche Peripherie hinausstrecken, wird von diesem Augenblick an das Physische zum Geistigen? Wohnt also dem Geistigen eine transfigurierte Physis inne, ist also was wir schauen unsere erweiterte Leiblichkeit, tragen wir in fast unendlicher Sphäre unsere Erlösung mit uns, die mit uns wandelt, an uns haftet und darauf wartet, daß wir uns zu ihr bekennen? Markus' Schrift lesen und sie verstanden haben, heißt dies bejahen. So ist die Optik unser höchstes Organ, unser kosmisches Organ, durch das wir am Kosmos mitwirken können. Aber wie Erdenmensch sein bedeutet: Feind sein der geistigen Wirksamkeit, so scheint diese Verschwörung schon in unkontrollierbar früher Zeit unseren eminentesten geistigen Sinn getroffen zu haben, die Schaukraft; ihr vor allen anderen Fähigkeiten geistiger Expansion: denn groß sehen heißt groß sein. Die Menschheit hat den Widerstand der Erde gegen ihre zentrifugalen Erinnerungen geerbt, aber wer das Maß hat, braucht keine Ausdehnung zu fürchten. In diesem winzigen Punkte kann die Haltekraft für das Entfernteste liegen, und tatsächlich balancieren wir die gesamte Welt der Anschauung. Vor allem fragen wir nicht was wird, fürch-

tend, Abschied nehmen zu müssen von dem was ist; sondern seien wir das Gegenwärtigste auf der *ganzen* Basis unseres Selbst; diese aber ist *sehr* groß — kennten und wollten wir nur ihre Größe.

Es ist mir bei dem einmaligen, wenn auch intensiven Lesen der Markusschen Schrift die Erklärung zweier Probleme nur noch in ihrer Konzeption vorstellbar; ihre Originalität und folgenreichere Bewertung ragt besonders hervor und muß den in der Anschauung Schaffend-denkenden leidenschaftlich ergreifen: Was ist der Spiegel — was die Perspektive! Der Anschauliches zeugende Geist ist Vater zweier Naturen, der im Spiegel und außer dem Spiegel geschauten. Und beide Naturen sind qualitativ dieselben, qualitativ gleichwertig vor unserer die Anschauung bildenden Geistigkeit. Aus der Starrheit des Spiegels springt plötzlich ein vitales, geistiges Urbilde, ist ihm vorgelagert und haftet nur lose an ihm, und nimmt dem Toten, Glatten, Spröden sogar die Macht der Reproduktion! Welche eminente Sensibilität wohnt uns inne, daß wir auf jede Krümmung, auf jede glatte oder rauhe Fläche uns anders handelnd verhalten und unsere Weltanschauung variieren. Die zeugende Tat, die Objektvorstellungen schafft, vermag das Gesetz, unter welchem Angeschautes möglich ist, mit einer chemisch präzisen Gewalt zu organisieren und tut dies nach dem Ethos dieses Gesetzes? Es sind Dinge, die uns von dem ungeheuren dramatischen Anteil unseres Geistigen an dem Entstehen des Weltgebildes, so wie wir es sehen, ein helles Bewußtsein geben.

Es ist erstaunlich, in welche physisch-aktive Nähe Markus diese geistigen Probleme zu rücken vermag, wie ihm dadurch das Allerschwerste gelingt, das ist, ein ethisch Erlebtes ästhetisch zu steigern und so mächtig zu machen, daß der Sieg über den eingefleischten Anschauungs-Schematismus mit Gewißheit vorauszusagen ist. Er bringt Kant, der wie ein ferner stiller Merker am Anfang dieses Weges steht, zu einer gegenwärtigen und modernen Teilnehmerschaft; eine große, gewaltige Welle hebt sich heute; zwischen ihr und dem Gipfel einer früheren, die die kantische Windsbraut erzeugte, liegt ein tiefes Tal: aber sie allein hat die Kraft, ein neues Land, einen neuen Strand zu erreichen.

Wie frisch geboren, welchen Alters wir auch sind, werden wir dereinst vor der Natur stehen: das ist Fleisch von unserem Fleisch, Bein von unserm Bein, blutsbrüderlich ist es uns zugesellt. Aber wir werden andere geworden sein müssen, ehe wir so großer Verwandtschaft teilhaftig werden dürfen. Uns selbst reicher und immer reicher zu entziffern, ist die Voraussetzung des großen Könnens, und dann werden wir nicht mehr Papageien unserer selbst sein. — Man verkennt die Künstler unserer Tage völlig, wenn man ihnen ihre Befreiungsversuche von einem Kopistendasein zum Vorwurf macht: — sei es von der erstarrten Naturvorstellung oder den nicht minder erstarrten geistigen Direktiven — einen sehr *späten* ästhetischen Befreiungsversuch, der als Initiative unbedingt auf die Befreiungstatsache Kants von der Empirie zurückzuleiten ist.

Diesen Künstlern ist nur dann ein

Vorwurf zu machen, wenn sie *sich* nicht auf die ganze breite Basis des Möglichen stellen und sich nicht bewußt sind, einer *Naturtotalität* eine zulängliche *Geistestotalität* gegenüberstellen zu müssen. Um dies zu erreichen, haben sie als Feldherrn zu handeln, ihren gewaltigen Gegner nicht zu unterschätzen, aber doch im Vollbewußtsein zu Werke zu gehen, daß ihre Mittel überlegene, aber nur mit vollendeter Organisation erfolgreich zu verwendende seien. Darum dürfen und *müssen* sie sogar *alles* attackieren, und wo sie noch nicht attackieren können, müssen sie wissen, daß dies eines Tages zu geschehen hat, und sich vorbereiten. Hierzu bedarf es einer reifen Kultur, die im Besitze differenzierter Gesetze ist und diese mit wissenschaftlicher Präzision anwendet. Die Kunst also, meine Herren, bedarf ein paar Augen, die quasi chemisch-aktiv sind. Denn dieser Stoff da draußen erfreut sich schon zu lange einer lethargischen Ruhe: diese aber ist die Ursache alles Übels. In der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten hat Kant der Menschheit alle Mittel in die Hand gegeben, den Weltzustand nach höchster Norm zu regeln; warum geschieht dies nicht? Ja, da draußen wird alles gewußt, gebucht, gezählt. Es ist erstaunlich, was man seit hundert Jahren alles weiß; aber irgendwo steht ein Satz, der heißt etwa: „Die Entmannung des optischen Sinns, seine Einengung auf rezeptive, physiologische Tätigkeit, seine grobe Vermaterialisierung.“ Und als *pars pro toto* gilt er für das gesamte geistige Weltverhältnis des Menschen.

Otto Freundlich.

Notizen.

In Berlin erscheint eine Zeitschrift *Wieland*, die neben harmlosen Novellen und Gedichten blutrünstige Zeichnungen und gehässige Glossen veröffentlicht, genau wie alle ähnlichen Zeitschriften in den kriegführenden Ländern. So enthält die Augustnummer eine ganzseitige Zeichnung von Schilling (der für dieses Geschäft nicht gerade prädestiniert schien): August 1916. Über der Erdkugel, in den Himmel ragend, hoch bis zu blutigen Schäferwölkchen, ragt ein blutrotes Skelett, der Schnitter Tod. Von der blutigen Sense fallen große Blutstropfen auf eine Gruppe zitternder Soldaten: einen Franzosen und einen Italiener, die sich beide die Ohren zuhalten — womit vermutlich an den Kanonendonner vor Verdun und hinter Görz erinnert werden soll — einen in Gottergebenheit glotzenden Russen und einen Engländer, der sich ganz schmal macht vor Angst. Von Mitleidens wegen dürfte auf dem Bild der Deutsche nicht fehlen. Denn die Zeitschrift ist „herausgegeben im Einverständnis mit dem Zentralkomitee der deutschen Vereine vom Roten Kreuz“. Sie enthält eine Rubrik: „Mitteilungen des Zentralkomitees der deutschen Vereine vom Roten Kreuz“. Die Vignette hierzu zeigt einen Amor, der nur mit einer Soldatenmütze bekleidet ist und ein schwarzes Kreuz hält. Man bemerkt mit Staunen, daß die „Mitteilungen des Zentralkomitees der deutschen Vereine vom Roten Kreuz“ einzig und allein aus Inseraten bestehen. Das erste, das der Amor mit

der Soldatenmütze und dem schwarzen Kreuz überflügelt, lautet:

„Eine illustrierte Geschichte des Hauses Hohenzollern.

Zugunsten des Roten Kreuzes ist unter dem Titel ‚500 Jahre Hohenzollern‘ ein Prachtwerk erschienen, das sich in der Reihe ähnlicher Veröffentlichungen in doppelter Hinsicht auszeichnet. Der Text stammt aus der sachkundigen Feder des *Geh. Archivrates Dr. Georg Schuster* vom Königlichen Hausarchiv, der unter Berücksichtigung der neuesten Forschungsergebnisse eine recht lebendige Geschichte der Hohenzollern abgefaßt hat; außerdem enthält das Werk *zahlreiche Abbildungen*, die weiteren Kreisen bisher unbekannt waren.

Das Buch hat es sich zur besonderen Aufgabe gemacht, die besten und geschichtlich beglaubigten *Bilder aller Hohenzollernfürsten und ihrer Gemahlinnen* zu veröffentlichen und überhaupt möglichst zahlreiche Abbildungen zu bringen, durch die das Leben und die Taten der Hohenzollern veranschaulicht werden. So finden wir ihre Wappen, Siegel, Schwerter, Krönungsinsignien, ihre täglichen Gebrauchsgegenstände ebenso abgebildet wie ihre Schlösser und die Darstellung ihrer Taten von Künstlerhand.“

*

Über den schrecklichsten Krieg, den die Weltgeschichte kennt, denkt der russische General A. P. Skugorewsky sehr skeptisch. „Ich erinnere mich an Sebastopol“, schreibt er in *Rußkoje Novo*, „Das war ein Krieg, wie es noch keinen gegeben hatte. Er währte

fast vier Jahre. Die Kugeln fielen wie Hagel aus einer Entfernung von . . . tausend Metern. Früher hatten die Kugeln nur dreihundert Meter weit getragen, und da war noch ein großes Spotten gewesen über die Anmaßung, auf diese Entfernung ein dreistöckiges Haus treffen zu wollen. Im Jahre 1866, als der Krieg zwischen Preußen und Österreich tobte, war ich Offizier. Man sprach schon von der fabelhaften Wirkung der Feuerwaffen, die bestimmt seien, in der Schlacht das entscheidende Wort zu sprechen, und Suwarows Lieblingswort: „Die Kugel ist eine Törin, das Bajonett ist ein ganzer Kerl“ schien plötzlich eine Ketzerei. In diesem Krieg gaben die Preußen täglich 2 Millionen Taler aus. „Jeden Tag 2 Millionen!“ sagte man. „Ein unerhörter Krieg!“ Der Krieg 1870/71 war ebenfalls „unglaublich“. Die Deutschen hatten fast eine Million Soldaten nach Frankreich gebracht. Dieser Krieg hatte eine solche Anspannung aller kriegerischen Kräfte bewirkt, daß es unmöglich schien, darin noch weiter zu gehen. Doch war der Krieg kaum beendet, da machten sich alle Völker, Deutschland an der Spitze, daran, von Jahr zu Jahr ihre Rüstungen zu steigern. Das Heer wurde zum Volk in Waffen, und man begann, vom nächsten Krieg zu sprechen, der ebenfalls alle Voraussicht übertreffen sollte.“

Jetzt aber, meint General Skugorewsky, jetzt endlich wüßten die Völker, was es heiße, den nächsten Krieg vorbereiten. Jetzt ließen sie sich nicht mehr überraschen. Und er rechnet aus, daß in zehn Jahren die Bevölkerungszahl Rußlands 200 Millionen überschreiten und die Deutschlands etwa

100 Millionen erreicht haben werde. Also würde im Kriegsfall Rußland mehr als 40 Millionen Männer, Deutschland deren an die 20 Millionen unter die Fahne rufen. Darauf erörtert der russische General eingehend die militärische Organisation von 40 Millionen Kriegern. Eine Armee von 40 Millionen Männern braucht mindestens 300,000 Offiziere. Man wird also die Dienstpflicht für Offiziere einführen: alle jungen Leute, die eine, wenn auch unvollständige Mittelschulbildung erhalten haben, werden als Offiziere dienen müssen. Dazu kommt, in sämtlichen Schulen des Reichs, die militärische Vorbereitung, die natürlich obligatorisch sein wird. Für die Etappen und die weiteren rückwärtigen Verbindungen bedarf es eines ungeheuren Personals. Es wird an Männern fehlen. Die Frauen müssen einspringen überall, wo eine Frau in der Not einen Mann ersetzen kann. Also Einführung der Dienstpflicht für die Frauen. Ein 40 Millionenheer braucht mindestens 100,000 Kanonen, eine Million Maschinengewehre, Hunderttausende von Automobilen; bei Kriegsausbruch müßten mindestens 50 Millionen Granaten und 5 Milliarden Patronen bereit liegen. Diesem Aufgebot müßte die Zahl der vorhandenen Luftschiffe (in jeder Art) entsprechen. Was die Artillerie anbelangt, so dürfte man bald Kanonen gebaut haben, die von Calais nach Dover schießen. In der Friedenszeit wird man die Pläne für Befestigungen entwerfen, die sich über Hunderte von Kilometern hinziehen, und alles Material, alle erforderlichen Maschinen bereitstellen. Wenige Tage nach dem Mobilmachungsbefehl wer-

den die Befestigungen gebaut sein. Der militärischen Vorbereitung muß die politische entsprechen. Die Anspannung der wirtschaftlichen und finanziellen Kräfte wird derart sein, daß sie die Leistungsfähigkeit eines einzigen Ministeriums bei weitem übersteigen: man wird ein selbständiges Ministerium der Kriegsvorbereitung bilden. Vermutlich wird man bei der Kriegserklärung sofort alle Erfindungen, die Fabriken, Industrien und selbst die Heimarbeiter mobilisieren; auch der Plan dieser Mobilmachung muß im Frieden bis ins einzelne ausgearbeitet werden. Das innere Land wird überzogen sein von ungeheuren Getreidelagern, Schuppen, Viehplätzen, über die ein Heer von Agenten, Inspektoren und Kontrolleuren wachen. „Jedoch“, schließt der General (der vom nächsten Krieg weniger weit entfernt scheint, als es Jules Verne von uns ist), „dies alles sind Einzelheiten; über jeden Zweifel steht, daß der nächste Krieg unvergleichlich schrecklicher sein wird als alle vorangegangenen Kriege. Deren Zerstörungsmaschinen werden wie Kinderspielzeug erscheinen neben den neuen. Es wird Millionen Tote, Zehntausende Millionen Verwundete geben, und wenn der nächste Krieg länger als ein Jahr dauerte, dann gäbe es kein Mittel, die kriegführenden Länder vor der Entvölkerung und dem Ruin zu bewahren.“ —

*

Der Leipziger Inselverlag veröffentlicht in seiner kleinen Bücherei das gewaltige Kapitel „Der Großinquisitor“ aus Dostojewskys „Brüdern Karamasow“. Man sollte es, in Ermang-

lung des zweibändigen dicken Romans, lesen, verbreiten, ins Feld schicken. Der lange Monolog des spanischen Kardinals ist die erschütterndste Anklage gegen jeden Imperialismus, weil er die klügste Verteidigung eines jeden Imperialismus ist. Mehr: hier erscheinen Politik und einfache Liebe, Staat und Mensch geschieden wie Feuer und Wasser. Nie hob Wahrheit sich heller von Lüge ab, wie in dieser wahrhaften Rechtfertigung der Lüge. Dostojewsky fällt kein Urteil über das seltsame Gespräch der beiden, die einander im Gefängnis von Sevilla gegenüberstehen, und wo nur der eine spricht, der Kardinal, vor den stillen Augen des andern, des leibhaftigen Jesus, der wiedergekommen ist, und den die Häscher der Inquisition in den Kerker geworfen haben. Der Kardinal spricht das große Plaidoyer der *Macht*, Weltgedanken, wie sie nur aus einem großen Herzen kommen, und die nur ein starker Geist in so endgültigen Worten auszuprägen vermag.

„Da der Inquisitor seine Rede beendet hat, wartet er, daß der Gefangene ihm antworte, denn daß dieser schweigt, bedrückt ihn. Er sieht, wie der Gefangene ihm die ganze Zeit über aufmerksam zuhört und ihm dabei gerade ins Auge sieht, ohne daß er auch nur im geringsten den Wunsch verriete, ihm zu erwidern. Der Greis möchte, daß er ihm ein Wort nur sagte, ein stolzes meinetwegen, ein furchtbares. Doch er steht plötzlich auf, tritt an den Greis heran und küßt ihn sanft auf dessen blutlose Lippen. Das war seine Antwort. Der Greis erbebt. Seine Mundwinkel bewegen sich. Er geht zur Tür, öffnet sie und spricht zu ihm:

Gehe hinaus und kehre nicht wieder — kehre nie wieder — nie, nie! Er läßt ihn hinaus auf die ‚dunklen schweigenden Plätze‘ der Stadt. Der Gefangene geht hinaus.“

Hier schließt das Büchlein des Inselverlags, so wie Rudolf Kaßner das Kapitel in gekürzter Form übersetzt hat. Im Roman heißt es aber weiter:

„Und der Alte?“

„Der Kuß brennt in seinem Herzen, doch er bleibt bei seiner Auffassung.“

Wie ist das möglich?

Es wird kurz vorher gesagt:

„Dein Inquisitor glaubt nicht an Gott, sieh, das ist sein ganzes Geheimnis.“

DIE WEISSEN BLÄTTER

EINE MONATSSCHRIFT

DRITTER JAHRGANG 1916
QUARTAL OKTOBER-DEZEMBER

VERLAG RASCHER & C^{IE}, ZÜRICH UND LEIPZIG

INHALTSVERZEICHNIS

I.

AUFSÄTZE

	HEFT	SEITE
Theodor Däubler, Georg Groß	XI	167
Fr. W. Foerster, Der Weg	X	1
Alfred H. Fried, Die Cholera	X	55
Fritz Hoerber, Das Erlebnis der Zeit und die Willensfreiheit	XII	185
René Schickele, Die Pflicht zur Demokratie . . .	XI	89
André Suarès, Über Charles Péguy	X	49

II.

GEDICHTE

Kleine Anthologie: Gedichte von Ludwig Bäumer, Ottokar Brezina, Rudolf Fuchs, Max Herrmann, Gerhart Husserl	XII	212
Johannes R. Becher, Bruchstücke aus dem Gedicht „Der Sozialist“	XII	251
Albert Ehrenstein, Dialog	X	34
Willy Küsters, Melancholie des Soldaten	X	65
René Schickele, Gebete	X	42
S. D. Steinberg, Gesicht	X	66

III.

DRAMATISCHES

Franz Blei, Der Geizige. Komödie in 4 Akten nach Molière	XI	96
Bernhard Guttman, Huber und Cox. Ein zeit- genössisches Gespräch	XII	220

IV.

EPISCHES

	HEFT	SEITE
Gottfried Benn, Die Insel	XII	241
Leonhard Frank, Der Kellner	XI	149
Hans Gathmann, Die Niederlage	X	35
Hermann Hesse, Eine Traumfolge	XII	199

V.

GLOSSEN

Civis diplomaticus, Ein Reichstagsausschuß für auswärtige Angelegenheiten	X	67
Civis diplomaticus, Kontrolle der auswärtigen Politik im Auslande	XI	171
Civis diplomaticus, Diplomatie und Volksideale .	XII	255
Kasimir Edschmid, Die Nacht des Angeschossenen	XII	277
S. Friedländer, Vom Schaltwerk der Gedanken .	XI	178
Max Herrmann-Neiße, Nimm dein Kreuz	X	72
Lu Märten, Der Knabe Herbst	XII	276
Walter L. Müller-Wulkow, Vom Zukünftigen . .	XI	176
H. R., Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst	XII	267
Ludwig Rubiner, Aktualismus	X	70
R. S., Notizen	X	79
R. S., Notizen	XI	182
R. S., Notizen	XII	278
Fráňa Šrámek, Soldat im Feld (Deutsch von Otto Pick)	X	78
Robert Walser, Poetenleben	X	73
Morgenröte?	XII	259
„Noch ist Polen . . .“	XII	261
Intellektuelle Apologeten	XII	270

VI.

ZEICHNUNGEN

Georg Grosz, Sieben Zeichnungen	XI	160
---	----	-----

Fr. W. Foerster:

DER WEG

Die Julinummer der Weißen Blätter brachte die Zuschrift des Dr. Fr. W. Foerster, Professors an der Universität München, an das Berliner Tageblatt als „eines der erhebendsten Zeitdokumente“. In dieser Zuschrift gab Professor Foerster eine Darstellung seines Konflikts mit der philosophischen Fakultät der Universität München. Hier folgt, unter Weglassung der genannten Zuschrift, eine ausführliche und weit über den persönlichen Zwischenfall hinausreichende Begründung einer Kulturpolitik, die den doppelten Vorzug hat, nicht erst von heute oder gestern zu sein — hat doch Professor Foerster diesen Weg von den ersten Anfängen seiner wissenschaftlichen Tätigkeit an beschritten — und die schwankenden materiellen Grundlagen aller „Realpolitik“ durch geistige Werte zu ersetzen, die ein christlicher Europäer sehr wohl als eine konstante Größe in die Rechnung politischer Zukunftsgestaltung einsetzen kann. Das Material zum „Fall Foerster“, der für einen Teil des deutschen Volkes, sumal der deutschen Jugend, zum Ausgangspunkt einer programmatischen Auseinandersetzung von größter Tragweite geworden ist, findet sich, noch umfangreicher, von noch mehr Gesichtspunkten aus beleuchtet, in Foersterns neuem Buch „Die deutsche Jugend und der Weltkrieg“, das soeben im Leipziger Verlag „Naturwissenschaften“ erschienen ist.

Im März 1913 hielt ich in der Aula der Universität Wien eine Abschiedsrede an die Wiener Studentenschaft, worin ich der deutschen Jugend in Österreich empfahl, in all ihren politischen Gedanken und politischen Sitten treu und konsequent zu Österreich zu halten und die große Kulturaufgabe der österreichischen Deutschen, nämlich die germanisch-slawische Verständigung, fest ins Auge zu fassen. Dabei gab ich auch folgenden Rat:

„Ich möchte hier ein offenes Wort sagen, auf die Gefahr hin, Ihre Sympathie gründlich zu verlieren. Ich sage es als deutscher Mann zur deutschen Jugend: Ich hoffe, daß die Zeit kommen werde, wo Sie trotz tiefster Treue

gegenüber Ihrem deutschen Stammesgefühl doch hier in Österreich aufhören, die Wacht am Rhein zu singen, ein Lied aus einer ganz anderen historischen und kulturellen Konstellation, das Ihre Loyalität gegenüber der schwarzgelben Kulturgemeinschaft und Kulturmission nicht klar zum Ausdruck bringt. Wählen Sie ein anderes Lied, meinetwegen „Brüder, reicht die Hand zum Bunde“ — jedenfalls ein Lied, das die Bruderhand ausstreckt zu den Rassen, die Ihnen durch die Vorsehung zur Verwirklichung höherer kultureller Gemeinschaftsformen gegeben sind!“

Die hier ausgesprochene Anregung habe ich dann gegenüber vielfacher Kritik in meiner Schrift „Das Österreichische Problem“ (Wien, H. Hellers Verlag) in folgender Weise verteidigt:

„Man hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß die „Wacht am Rhein“ in Österreich als ein deutsches Nationalsymbol gemeint sei, losgetrennt von dem besonderen Sinne, den es für die Reichsdeutschen habe. Pardon, meine Herren, es kommt aber hier doch gar nicht *darauf* an, wie es *gemeint* ist, sondern wie es auf die anderen *wirkt*, mit denen man in staatlicher Gemeinschaft zusammenleben soll. Nehmen wir einmal an, Österreich bestehe zu einem Drittel aus Russen, und diese sängen mit Vorliebe die russische Nationalhymne — was würden die Deutschen dazu sagen? Wenn schon die Deutschen in Österreich sich als Erzieher und Führer der kulturell jüngeren Rassen betrachten, dann müssen sie doch auch „pädagogisch“ auftreten — und pädagogisch kann die an der Donau gesungene „Wacht am Rhein“ nun doch wahrlich auf die anderen Rassen Österreichs nicht wirken. Vielmehr nimmt sie den Deutschen die Autorität einer österreichischen Staatsrasse, läßt sie wie Ausländer erscheinen, die durch ein leidiges Geschick zwischen die schwarzgelben Grenzpfähle eingeklemmt sind, macht sie verdächtig, sich mit dem Herzen mehr zu Deutschland als zu Österreich gehörig zu fühlen — und das schadet ihrer ganzen politischen Stellung in der Donaumonarchie weit mehr, als die Sänger ahnen. Man muß auch den bösen Schein meiden — das ist doch wohl ein erstes Gebot politischer Weisheit.

Wenn die großen gemeinsamen Erregungen des Krieges vorüber sein werden, so werden zweifellos auch die alten nationalen Gegensätze wieder erwachen, und gerade dann wird alles darauf ankommen, daß die alte führende Nationalität der österreichischen Monarchie, die deutsche, durch ihr eigenes Beispiel verhütet, daß diese Gegensätze wieder in der alten Weise, ohne jedes Gedenken an das gemeinsame österreichische Vaterland, aufeinanderplatzen. Dazu gehört, daß man auch bei allen erhebenden Gelegenheiten (öffentlichen Feiern usw.), soweit sie nicht speziell nationale Tagungen oder Gedenkfeste sind, der österreichischen Hymne den Vorzug gibt. Daß die ewige „Wacht am Rhein“ für die übrigen Völker Österreichs eine unnötige Irritation, ein schlechtes Beispiel und für die Deutschen eine politische Unklugheit ersten Ranges war, wegen des bösen irredentistischen Scheines, der dadurch (in Ver-

bindung mit den an Hochverrat grenzenden Extravaganzen der Schönerianer) auf die Deutschen Österreichs fiel — *das kann doch nur jemand leugnen, der im Rausch des eigenen Empfindens sich um fremde Mißgefühle und um fatale Rückwirkungen seines Tuns überhaupt nicht kümmern will.* Darin weiß ich zahlreiche gute Deutsche Österreichs, besonders der jungen Generation, von Grund aus auf meiner Seite. Was wohl die Alldeutschen gesagt hätten, wenn die Serbokroaten immer die serbische Nationalhymne gesungen hätten? In einer hochkomplizierten politischen Situation, wie es die österreichische ist, wo alles davon abhängt, daß man über den Völkerzwistigkeiten an ein gemeinsames Staats- und Vaterlandsgefühl appellieren kann, da muß auch der politische Gesang (und besonders bei denen, die sich als führende Nation fühlen und als Hauptträger des Staatswesens gelten wollen!) in den Dienst des politischen Taktes und der staatsbildenden Weisheit treten, statt ein Ärgernis und ein Mißton für jeden zu sein, dem am Wachstum des österreichischen Staatsgedankens gelegen ist.“

Das, was ich hier der österreichischen Jugend gesagt habe, das ist genau der gleiche Rat, den Bismarck zu wiederholten Malen warnend den Deutsch-Österreichern ausgesprochen hat. Aber jene meine Ansprache in der Universität Wien und noch mehr der Umstand, daß mein Appell von der versammelten Jugend mit einmütiger Zustimmung aufgenommen wurde, hat die österreichischen Alldeutschen in eine so außerordentliche Erbitterung gegen mich gebracht, daß sie mir seit jener Rede unablässig auf den Fersen sind; einer ihrer Parlamentarier hat sogar in einer bei Diederichs (Jena) erschienenen Broschüre „Österreich nach dem Kriege“ die Unterstellung ausgesprochen (natürlich anonym!), ich sei wohl von oben „bestochen“ worden. Diese Kreise haben denn auch meinen Artikel „Bismarcks Werk im Lichte der großdeutschen Kritik“ im Januarheft (1916) der Friedenswarte zuerst aufgegriffen und angegriffen, und zwar in der Form eines „Offenen Briefes“ in der Wiener Deutschen Hochschulzeitung (Heft 9/10 1916), worin einzelne Sätze meines Artikels nicht nur aus dem Zusammenhang gerissen, sondern durch geschickte Zusammenfügung einzelner Wendungen ihres wirklichen Sinnes in höchst illoyaler Weise beraubt worden sind. Von hier aus ging der Text in ein Flugblatt des mit den alldeutschen Wodansanbetern in Österreich durch die Los-von-Rom-Bewegung eng alliierten Evangelischen Bundes über; es wurden

in dieser „Deutsch-Evangelischen Correspondenz“ (Nr. 19) einige weitere Hetzereien sowie der Wunsch hinzugefügt, ich möge von „anderer Stelle“ aus an der Fortsetzung meines schädlichen Wirkens gehindert werden. Dieses Flugblatt wurde von Berlin aus an alle Mitglieder der Universität sowie an sämtliche protestantische Geistliche versandt . . .

Für die Preßmoral dieser alldeutschen Korrespondenzen und der von ihnen gespeisten Tageszeitungen ist die mit hohem Geschick arbeitende Zitierungsmethode charakteristisch. Im folgenden will ich diejenigen Hauptabsätze des angegriffenen Artikels zusammenstellen, aus denen dann die in jenen Hetz-Korrespondenzen zitierten oder willkürlich neu kombinierten Sätze herausgerissen worden sind. Auch die folgenden Absätze erhalten natürlich erst im Zusammenhang des Ganzen ihren vollen Sinn, doch genügt schon ihr Abdruck, um zu zeigen, wieviel unnötige Erregung und Erbitterung durch das Herausreißen einzelner Wendungen entstehen mußte:

„. . . . Die rein individualistische Großmachtstheorie ist nur eine kurze Phase, eine Verirrung, sie konnte nur in jenem Interregnum aufkommen, in dem die mittelalterliche Vorstellung der „civitas humana“ zerfallen war, ohne daß neue große weltorganisatorische Ideen an ihre Stelle getreten wären. Diesem Interregnum des bloßen National- und Territorial - Egoismus entsprach ein wahrhaft armseliger Zustand der politischen Wissenschaft. Man kannte nur noch den einzelnen Staat; das zwischenstaatliche Leben mit seinen Realitäten, Bedürfnissen und Bedingungen wurde völlig übersehen. Statt daß die Staatswissenschaft den allgemeinen Völkerverkehr als eine zu dem inneren Leben der Staaten selbst gehörige Angelegenheit ansah und behandelte, wurde ein gänzlich überspannter Begriff von einzelstaatlicher Souveränität, Selbstbehauptung und Selbstgenügsamkeit ausgebildet, der mit dem Wachstum internationaler Abhängigkeiten und Aufgaben absolut nicht mehr zusammenstimmte.*)

*) v. Mohl sagt: „. . . So wie schon das Völkerrecht das Recht des Krieges und des blutigen Zwanges unendlich vollständiger ausgebildet hat als das Recht

Die neuere deutsche Geschichtschreibung, vor allem in Ranke und Sybel, hat sich leider ganz in den Dienst der Verherrlichung des nationalen Prinzips gestellt. Der edle und feinsinnige, aber merkwürdig kindliche Ranke war tief im Machtkultus befangen, er lebte ganz in den Ideen des europäischen Großmachtsystems, er registrierte die bloßen öden Kraftverschiebungen innerhalb dieses Systems mit höchstem Interesse; daß an Stelle der französischen Präponderanz die deutsch-preußische trat, war für ihn von unermesslicher Wichtigkeit; was die Welt dabei gewonnen und ob Deutschland in diesem Wettstreit und in dieser Nachahmung der ausländischen Entwicklungen seine allerwichtigste Präponderanz aufs Spiel gesetzt habe, danach fragt er nirgends, es kommt ihm überhaupt nicht in den Sinn, daß die wahre Politik künftig wohl andere und höhere Aufgaben in Angriff nehmen müsse, als um „Präponderanz“ zu streiten. Es gehört zu dieser Art von Geschichtschreibung, daß sie die große über-nationale Mission des alten deutschen Kaisertums völlig über-geht. Dem Leser wird der Eindruck beigebracht, als sei jenes alte Kaisertum auch nur deutsche Großmachtpolitik gewesen, die nun nach langer Stagnation wieder aufgenommen worden sei. Der gewaltige Unterschied des alten universalistischen, übernationalen und darum weltführenden deutschen Reiches von dem neuen preußisch verengten Nationalstaat wird dabei ganz und gar verwischt. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation entsprang nicht nur aus der Nachwirkung des römischen Imperiums, sondern auch unmittelbar aus dem sozialorganisa-torischen Geiste des Christentums; der Föderalismus war sozu-sagen die der Welt zugewandte Seite der christlichen Entwick-lung, er vereinigte Freiheit und Einheit, er war Gemeinschaft ohne Unterdrückung, er verkörperte die Wahrheit und Not-wendigkeit übernationaler Menschheitsinteressen, — das neue Reich hingegen ist ganz dem heidnischen Geiste entsprungen,

des friedlichen Verkehrs, so hat sich auch die wissenschaftliche Politik nur der gewalttätigen und listigen Seite des Staatenverkehrs zugewendet. Hier hat unleugbar die Wissenschaft noch eine schwere Schuld zu bezahlen.“ *Encyclopäd. d. Staatsw.* 859.

nämlich dem rein *national-egoistischen Individualismus*, der seit der Renaissance von dem *politischen Denken der Menschheit* Besitz ergriffen hat, der in Bismarck seinen genialen und konsequentesten Praktiker gefunden hat, und der unaufhaltsam zu einer Katastrophe treiben mußte, — wie alles in der Welt, was gegen den Geist der christlichen Wahrheit zu wirken und zu organisieren sucht.

Daß gerade Deutschland jahrhundertlang der Träger föderalistischer Organisation war, hing aufs engste mit dem deutschen Wesen zusammen, in dem ein leidenschaftlicher Unabhängigkeitssinn mit einem ebenso starken Drange nach freier Assoziation zusammen besteht. Nur auf Grund dieser beiden Grundkräfte vermochte das alte Deutschtum die eigenartige Lebensform hervorzubringen, die ihm die politische Symbiose mit ganz andern nationalen Gruppen möglich und seine Verfassung überhaupt zu einem Symbol kommender Kulturgemeinschaft der Völker machte. Im Auslande hat man diese universalistische Bedeutung Deutschlands früher erkannt, als in Deutschland selbst. Schon der Franzose *St. Pierre* berief sich in seinem „Projet pour rendre la paix perpétuelle en Europe“ auf das Vorbild des Deutschen Reiches, in dem so viele Staaten zu einem Ganzen verbunden seien. Überhaupt mußten von jeher alle Schriftsteller, die ernstlich über die Bedingungen eines Friedenssystems nachdachten, unausweichlich auf die Idee einer großen Föderation kommen. Denn der bloße Friedensschluß ist ja keine Garantie für den Frieden. Die Unzulänglichkeit des Haager Tribunals liegt ja auch darin, daß der föderative Unterbau und damit die eigentlichen völkerrechtlichen Grundlagen fehlen: Eine *soziale* Institution ist auf ein Ganzes von lauter durchaus individualistisch gerichteten Einheiten aufgepfropft. Schon Kant behauptete in seinem „Traktat zum ewigen Frieden“: „Die Zusammenstimmung der Politik mit der Moral ist nur in einem föderativen Verein möglich.“ Und er war überzeugt, daß das Völkerrecht auf einen „Föderalismus freier Staaten“ begründet sein müsse. Und hängt es nicht auch mit dem föderativen Charakter des alten Deutschlands zusammen,

daß die moderne Völkerrechtswissenschaft von Deutschland ausging?

Die Theorien und praktischen Vorschläge von Frantz sind gewiß nicht alle annehmbar. Manche seiner Auffassungen über konfessionelle Fragen werden berechtigtem Widerspruch begegnen, auch wenn man seiner Ansicht beipflichtet, daß Deutschland für das friedliche Nebeneinander der Konfessionen die gleiche Vorarbeit und Weltarbeit zu leisten habe, die ihm auf völkerpolitischem Gebiete durch seine besonderen Gaben und durch den Geist seiner Geschichte auferlegt sind. Von hoher Bedeutung für die politische Bildung des neuen Deutschlands ist es jedenfalls, daß man gründlich von Frantz' deutscher Geschichtsphilosophie und von seinen Gedanken über Nationalstaat, Zentralismus und Föderalismus lernt. Was er als die Grundfehler der Jahre 1866 und 1871 bezeichnet, das kann allerdings heute nicht mehr in dem Sinne rückgängig gemacht werden, wie er es vor dreißig Jahren noch für möglich hielt. Wohl aber werden die schwierigen Aufgaben unserer neuen Weltstellung uns ganz von selbst in die Richtung treiben, von der wir durch die starke nationale Konzentration abgedrängt worden sind. Die Welt verlangt heute ebenso leidenschaftlich nach Differenzierung und Freiheit, wie nach Einordnung und Organisation. Man ist reifer geworden für Einheit und Disziplin, aber explosiver als je gegen alles reglementierende Machtwesen. Ein Staatswesen, das damit nicht rechnen wollte, wäre dem Untergang geweiht . . . — Auf den weltorganisatorischen, wahrhaft sozialen Geist kommt es an, von dem wir abgefallen sind und den wir wiedergewinnen müssen. Ähnlich wie die Kunst der Glasmalerei verloren ging und hinterher erst wieder entdeckt werden mußte, so muß die deutsche Wissenschaft sich erst wieder zur wahren Reichsidee erheben und mit ihr das allgemeine Bewußtsein durchdringen. Es muß klargemacht werden, daß der neuere Nationalkrampf, von dem wir seit den großen Erfolgen besessen sind, eine französische Infektion ist, die uns gar nicht ansteht, ja die infolge unserer Schwere und Gründlichkeit noch häßlicher wirkt als drüben; wir sind dadurch gerade

in dem gelähmt worden, was unsere Nationalisten so leidenschaftlich erstreben, nämlich in der Expansion deutschen Einflusses über unsere Stammesgenossen hinaus; die einseitig nationale Konzentration und Zentralisation hat in unserem Volksleben und in unseren Beziehungen nach außen eben jenes föderative Prinzip verdrängt, das dem Prinzip der Zentralisation in allen komplizierteren Aufgaben so unendlich überlegen ist, — weil es eine Synthese zwischen zwei gleich starken Lebensmächten, zwischen Organisation und Selbständigkeit ist.

Von all diesen Gesichtspunkten und Perspektiven aus erkennt man auch deutlich den Kern von Recht und zugleich den phantastischen Nonsens in der alldeutschen Propaganda. Hinter den besten Vertretern dieser Sache steckte die richtige Ahnung, daß Deutschland weit über seine jetzigen Grenzen hinaus weltorganisatorisch wirken müsse. In dieser Beziehung standen sie dem alten germanischen Geiste näher, als die bloß national-gesinnten Kleindeutschen. Sie entfernten sich aber wiederum weit von diesem Geiste und gerieten in völlig lebensfremde Utopien dadurch, daß sie diese Weltaufgabe durch nationale Expansion und Aufsaugung angrenzender Kulturen und Nationalitäten erfüllen zu können glaubten. Sie sahen nicht, daß auch hier nur derjenige wahrhaft herrscht, der zu dienen entschlossen ist. Sie verkannten, daß in einer Zeit, in welcher der Respekt vor der Individualität so sehr im Mittelpunkt der ganzen Kultur steht und so sehr alle Lebensordnungen durchdringt, wie es in der Gegenwart der Fall ist, die Völker sich nicht mehr durch bloße Unterwerfung organisieren lassen. Eine dauerhafte Weltwirksamkeit kann heute nicht mehr durch Imperium, sondern nur durch weltorganisatorische Zusammenfassung autonomer Völkerindividualitäten begründet werden. So gilt auch für das Völkerleben in geheimnisvollem Sinne das Wort Christi: „Wer von euch den anderen dient, der wird der Größte unter euch sein!“

Wird die deutsche Nation einmal in diesem Sinne wieder die eigentliche Trägerin internationaler Kultur, die Basis für die Entwicklung des Völkerrechtes, so wird das auch für alle ihre inneren Lebensordnungen von unberechenbarem Segen werden.

Es gibt gar keine fruchtbarere Expansion, als die Expansion des Rechtsgedankens über die nationalen Schranken hinaus. Das Völkerrecht erst ist die wahre Sanktion und Befestigung der Rechtsidee überhaupt, so wie anderseits die Anarchie in den internationalen Beziehungen auch die Kraft und Sicherheit des innerstaatlichen Rechtslebens unablässig lähmt und in Frage stellt. Frantz nennt in diesem Sinne das Völkerrecht „die Krone alles Rechtes, woraus alles andere Recht erst sein volles Licht erhält“. Und er will nur diejenige Politik als wahrhaft groß gelten lassen, die solche übernationalen Horizonte im Auge hat. „Das macht eine Nation noch nicht groß, daß sie eine große Armee schafft und ihre Nachbarn niederschlägt, sondern wahrhaft groß macht sie erst, daß sie sich hohe Ziele setzt, und nur was aus dem Streben danach entspringt, das sind die wahrhaft großen Taten.“

Von diesen Gesichtspunkten aus ist es wahrhaft erstaunlich, wie das deutsche Volk, das auf so großen Traditionen der Weltarbeit steht, es vier Jahrzehnte hat ertragen können, in bezug auf die Größe seiner Gesamtziele derartig auf Hungerration gesetzt zu sein. Viel deutsche Unruhe und Mißstimmung mag ihre eigentliche Ursache in dieser Erbärmlichkeit der nationalen Horizonte gehabt haben, viel alldeutsches Sehnen ist sicherlich aus dieser deutschen Entbehrung entsprungen, und viele Deutsche haben den Krieg zweifellos auch als endliche Befreiung aus dieser Enge begrüßt, haben darauf gehofft — so paradox es scheint —, daß gerade auf den Schlachtfeldern ein größeres Programm internationaler Völkercultur beschlossen werden würde. Die gähnende Langeweile der bloßen Nationalinteressen und ewigen gegenseitigen Bedrohung dieser beschränkten Interessen war jedenfalls nicht mehr zu ertragen . . .

Es ist unglaublich, was man in dieser Beziehung der deutschen Schuljugend an manchen Zentren des Nationalismus zugemutet hat. Als ob das unablässige lärmende Karussellfahren um die Würde und Herrlichkeit der eigenen Nation irgendeinen bildenden Wert habe und nicht vielmehr die Seele veröden müsse, trotz aller Romantik, mit der man die Kahlheit dieses nationalen Ich-

kultus verhüllt hat. Wer die deutsche Jugend der jüngsten Generation beobachtet hat, der weiß, wie sehr sie innerlich diesen Dingen fremd geworden war und wie sehr sie nach größeren Horizonten für ihren Enthusiasmus dürstete. Man kann sagen: diese Jugend war aus innerster Revolte gegen das Nationaltreiben wieder mehr wahrhaft deutsch geworden und weniger patriotisch-national. Für große Opfer und wahres Heldentum im Leben ist das die allein gesunde Basis. So, wie „Persönlichkeit“ nicht durch ewiges Reden vom Ich und Sichbesinnen auf das Ich, sondern durch das Gegenteil davon erzeugt wird, so kann auch wahre Volksliebe nicht durch unablässige nationale Selbstbewunderung gesichert werden, vielmehr lernt man sein Deutschland lieben dadurch, daß man ganz schlicht angeleitet wird, im ältesten, besten Sinne deutsch zu sein, — dazu gehört eben vor allem eine Einführung in den tiefgegründeten internationalen Beruf des deutschen Volkes, der doch das unzweideutige Vermächtnis seiner ganzen Kulturgeschichte ist. Für die höhere staatsbürgerliche Erziehung der reiferen Jugend, für die Erweckung jener völkerverbindenden Tradition wäre kein Autor so geeignet, wie gerade Frantz. Bei ihm könnte unsere Jugend lernen, in politischen Dingen wahrhaft deutsch zu denken. Wie wenig hingegen kann sie dies aus der abstrakten Staatsphilosophie Fichtes und Hegels lernen. Da ist überall nur vom isolierten Staat und nirgends von Weltkultur und Völkergemeinschaft die Rede. Wir, das Volk der Denker, leiden geradezu schweren Mangel an hohen und zugleich konkreten Gedanken über den nationalen Beruf des deutschen Volkes in der Weltpolitik. Da werden unsern jungen Leuten immer wieder Fichtes Reden an die deutsche Nation empfohlen. Und jeder redet sich aufs neue ein — nicht selten, ohne diese Reden wirklich durchgelesen zu haben —, daß sie wirklich herrlich und begeisternd seien. Hat denn aber niemand den Mut, einmal offen zu sagen, daß die Größe Fichtes als Denker und Persönlichkeit gänzlich außerhalb dieser Reden liegt, und daß sie ein ganz erstaunlich leeres, breites und phrasenhaftes Gerede sind, ohne alle klaren und leuchtenden Direktiven für den persönlichen und nationalen Willen?

Die Vertiefung in die internationale Weltaufgabe Deutschlands, in ihre geschichtlichen Wurzeln und Voraussetzungen, in ihre geistigen und sittlichen Erfordernisse wird die ganze politische und soziale Bildung unserer Jugend auf eine höhere Stufe heben und alle dem Ideal zugewandten jungen Seelen mächtig ergreifen. Und nur ein durch diese Gedanken geläutertes und erzogenes Deutschland wird wirksam an der Läuterung der Welt arbeiten können. In den Kriegsmonaten hat man bis zum Überdruß lesen und hören können, daß „am deutschen Wesen“ noch einmal „die Welt genesen“ solle. Wie gar wenige von denen, die ihre Reden und Aufsätze mit dieser Verheißung geschlossen haben, können von sich sagen, daß sie wirklich in der alten deutschen Tonart geredet haben, auf die sich jenes Dichterwort allein bezieht und durch die es allein Sinn erhält, wie viele haben vielmehr gerade die Tonart gewählt, an der die Welt krank geworden ist, die Tonart der herrischen Selbstsicherheit, der nationalen Einbildung, des einseitigen Glaubens an Blut und Eisen! Möge die neue Jugend hier gründlich Wandel schaffen!“

Man vergleiche nun mit den hier zitierten Absätzen (ein deutscher Hauptmann schreibt in der Allg. Rundschau Nr. 27, der ganze Artikel sei aus „einwandfreier deutscher Gesinnung“ hervorgegangen) die herausgerissenen Sätze und Worte der im Mai d. J. durch die nationalistische Presse verbreiteten Hetzartikel.

Am meisten ist die Publikation meines Aufsatzes in der in der Schweiz erscheinenden Friedenswarte beanstandet worden — auch von guten Freunden. Ich glaube sagen zu dürfen, daß hier nur der Schein gegen mich spricht. Die Friedenswarte erscheint zwar in Zürich, hat aber die weitaus größte Zahl ihrer Abonnenten in Deutschland und Österreich, wurde auch in besonders großem Maßstabe an die deutschen Universitäten verschickt. Hätte ich meinen Artikel in einer größeren reichsdeutschen Zeitschrift veröffentlicht, so wäre er im Ausland weit mehr beachtet worden als in der Friedenswarte. Man kann geradezu sagen: Wer seinen Landsleuten etwas sagen will, das vom Ausland möglichst wenig bemerkt werden soll, der tut am besten, in die

Friedenswarte zu schreiben. Da mir daran lag, die pazifistische Bewegung durch Hinweis auf Konstantin Frantz vertiefen zu helfen, so war es natürlich schon darum angebracht, in das Hauptorgan dieser Bewegung zu schreiben. Daß mein Artikel, der sich ja nicht im geringsten mit Kriegszielen, Friedenspropaganda und militärischen Angelegenheiten befaßt, nicht gegen die Zensurbestimmungen verstößt, ist ja durch den Abdruck in einer norddeutschen Tageszeitung klargestellt.

Zur Rechtfertigung gegen die übrigen Bedenken betreffend die Zeit der Publikation stelle ich im folgenden die Hauptabsätze meiner darauf bezüglichen öffentlichen Erklärungen zusammen, aus denen ich alle diejenigen Sätze fortgelassen habe, die sich auf die Aktion der Fakultät gegen mich beziehen:

AUS EINER ERKLÄRUNG
IN DER VOSSISCHEN ZEITUNG Nr. 300

Ich soll „die deutschen Stämme gegeneinander aufgehetzt haben“. Meine ganze Lehrtätigkeit und meine schriftstellerische Tätigkeit ist stets auf das Gegenteil gerichtet gewesen. In meinen Vorlesungen über politische Pädagogik habe ich nachdrücklich gerade vor einem süddeutschen Publikum die großen Seiten der preußischen Staatspädagogik hervorgehoben — das betreffende Kapitel meiner „staatsbürgerlichen Erziehung“ wurde seinerzeit von der freikonservativen „Post“ als Leitartikel abgedruckt, dürfte also nicht preußenfeindlich gewesen sein. Wir stehen aber jetzt vor der dringenden Aufgabe, die uns durch die kommenden weltorganisatorischen Probleme nahegebracht wird, die großen Einseitigkeiten des großen preußischen Geistes durch Vertiefung in alte ethische und weltorganisatorische Vermächtnisse der deutschen Tradition zu ergänzen. Nur in diesem universelleren Rahmen sind die preußischen Gaben der ungeheuren Kompliziertheit der kommenden Völkerfragen gewachsen und können sich segensreich entfalten.

Der klassische Mahner und Philosoph für diese Aufgabe ist aber Konstantin Frantz, den Richard Wagner als wahrhaft deut-

.....

schen politischen Denker gefeiert hat, und dessen Hauptwerk die „Deutsche Weltpolitik“ und die „Grenzen der preußischen Intelligenz“ sind, in denen er die großen föderativen Traditionen des alten Deutschtums als regulatives Prinzip deutscher Weltpolitik nach innen und außen wieder zu beleben sucht, ohne Vergangenes einfach wiederherstellen zu wollen. Ich bin selber Preuße und stolz auf die große männliche Seite des Preußentums, die große Motorkraft des geordneten Willens, die durch das preußische Wesen in die Kulturarbeit eingesetzt wird. Aber nur der vermag seine ganze Stärke zu fühlen und weise zu benutzen, der auch seine Schwäche von Grund aus erkennt und sich gegen deren Gefahren sichert. Durch Selbsterkenntnis allein schützt man die eigene Stärke vor zerstörenden Gegenwirkungen. Wir Preußen sollten den männlichen Mut haben, uns zu sagen, daß ein Grund für die explosive Abneigung der übrigen Kulturwelt gegen uns wohl auch in gewissen abstoßenden Härten unseres Auftretens und in mangelnder Kunst der Menschenbehandlung liegt . . . Man erkannte nicht, daß der Mensch sich viel Imperium gefallen läßt, wenn man ihn nicht im kleinen schikaniert. Die Mahnung, daß wir hier von Grund aus umlernen müssen (gerade auch unsere jungen Beamten), darf nicht erst nach dem Kriege ausgesprochen werden, nein, gerade jetzt muß sie laut erhoben werden, denn eben jetzt müssen wir uns in die ganz neuen mitteleuropäischen Aufgaben hinein-denken. Darauf zielte mein so stark angegriffener Artikel in der Friedenswarte (deren weitaus meisten Abonnenten in Deutschland leben), worin ich eben ein Referat und einen Kommentar zu Frantz' Hinweisen auf die ethischen Vermächtnisse des alten deutschen politischen Geistes gegeben habe. Man mag meine dort ausgesprochenen Ansichten stark bekämpfen. Ich lasse mir aber das patriotische Recht zu solchen Mahnungen nicht ab-sprechen; es ist wahrlich die Stunde gekommen für jedes der kriegführenden Völker, nicht immer bloß nach außen hin zu schelten, sondern die Ursachen für die furchtbare Not der Gegenwart auch einmal bei sich selbst zu suchen.

ANSPRACHE AN DIE UNIVERSITÄTSHÖRER

„Meine Damen und Herren! Sie werden mir gewiß glauben, daß es nicht gerade ein Vergnügen ist, in großen Krisen des nationalen Schicksals ganz isoliert dazustehen, auch von vielen hochgeachteten Kollegen scharf getrennt zu sein. Es ist zweifellos, daß unter den Bismarck-Gläubigen viele der Allerbesten unseres Volkes sind, und es ist mir ein aufrichtiger Schmerz, daß ich diese Volksgenossen in dem, was ihnen heilig ist, durch meine Kritik schwer verletzen muß. Das ist aber nun einmal ein geistiges Schicksal, dem ich nicht entinnen kann, denn seit Beginn meiner Universitätslaufbahn habe ich mich mit keinem Problem intensiver beschäftigt, als mit dem Problem: Politik und Moral; dabei bin ich eben durch Studium und Weltbeobachtung im Ausland und Inland zum radikalen Gegner der Tradition Bismarck-Treitschke geworden, bei aller Würdigung der persönlichen Größe und Tragik in dieser Tradition. Ich glaube fest, daß wir unseren kommenden mitteleuropäischen Aufgaben und unseren Weltaufgaben nur in dem Maße gewachsen sein werden, als wir weit über diese Tradition hinausschreiten, genau so, wie auch die anderen Völker sich von ihren machtpolitischen Traditionen lösen müssen, wenn Europa nicht in Wut und Blut untergehen soll. Daß nun andere durch solche Absichten verletzt werden, das darf wohl an einer Stätte, die der Wahrheitserkenntnis gewidmet sein soll, kein Grund des Schweigens sein. Auch im Kriege, denn wir müssen durchaus heute schon mit der Vorbereitung auf das Kommende beginnen, mit dem Durchdenken all der neuen politischen Probleme, die uns dann gestellt werden; genau so, wie ja auch die Diskussion über Mitteleuropa schon jetzt entbrennen mußte; wir können das alles nicht bis nach dem Kriege vertagen. Aus dieser Erwägung heraus stammen meine gewiß sehr radikalen Beiträge zur Frage unserer politischen Neuorientierung, zur Revision gewisser Dogmen unseres politischen Credo. Gerade in dieser unserer Zeit scheint es mir dringend, daß ein Element in der deutschen Seele, das in den Jahrzehnten des großen äußeren Erfolges in den Hintergrund gedrängt ist,

jetzt wieder in die Oberwelt der Seelen emporsteigt; nur an diesem Element kann die Welt genesen. Wenn Sie den betreffenden Artikel in der Friedenswarte lesen, so mag er noch so sehr den Vorstellungen widersprechen, in denen Sie aufgewachsen sind, Sie werden doch fühlen, daß er aus deutscher Seele stammt, aus Liebe zum deutschen Wesen und seiner Weltmission; und niemand hat das Recht, mir Mangel an Vaterlandsliebe vorzuwerfen, weil ich eine andere Ansicht vom Heil des Vaterlandes habe, als er. Man redet von der Liebe, die den Tod überwindet, größer noch ist wohl die Liebe, die es auf sich nimmt, von dem, den sie liebt, als Feind betrachtet zu werden, weil sie ihm schwere Schmerzen und harten Widerspruch zufügen muß. So gibt es auch eine Vaterlandsliebe, bei der man es ruhig auf sich nimmt, als vaterlandslos zu erscheinen, weil man der Tagesstimmung schmerzlich und unbegreiflich widersprechen muß, da man zu einer anderen Ansicht gekommen ist von dem, was dem eigenen Volke not tut. Wenn es heute scheinen mag, als wollten die Universitäten aufhören, ein Asyl auch für solche Art von kritischem Denken zu sein, so mag an die Zeit erinnert werden, wo das schwarz-rot-goldene Denken dem Partikularismus als Landesverrat erschien. Genau so erscheint es heute dem nationalen Denken der alten Schule als unpatriotisch, wenn man laut darauf hinweist, daß doch der ganze Weltkrieg es dröhnend der Kulturwelt verkündigt, daß wir alle aus dem bloßen Nationalegoismus heraus müssen, daß die nationale Gemeinschaft, bei all ihrer unersetzlichen sittlichen und sozialpädagogischen Bedeutung, doch auch nur ein Partikulares ist gegenüber der kommenden europäischen Kulturordnung, an deren Herausgestaltung wir jetzt mit jedem Gedanken und jedem Worte arbeiten müssen. Und diejenigen, die jetzt mit überlegenen Mienen und mit Denunziationen diesem neuen deutschen Streben entgentreten, das zugleich das älteste und beste deutsche Streben ist, das allerdeutsche Streben, sie werden von den künftigen Geschlechtern genau so beurteilt werden wie diejenigen, die damals die neuen schwarz-rot-goldenen Horizonte verspottet und ihre Verkündiger verfolgt haben.

Den traurigsten Eindruck in dieser Angelegenheit hat mir die Technik der Entstellung und Verfälschung gemacht, die man in einem großen Teil der nationalistischen Presse für erlaubt hält. Wenn z. B. von München aus ein Drahtbericht an die ganze deutsche Presse ging, ich hätte ein Flugblatt zur „Verhetzung der deutschen Stämme“ verfaßt und in der Universität verbreitet, so ist man solchem Großbetrieb an Verleumdung gegenüber einfach wehrlos. Ich erwähne dieses nur, weil es für die publizistische Moral gewisser national krankhaft erhitzter Kreise charakteristisch ist. Im übrigen ist es für jeden in der Öffentlichkeit wirkenden Menschen, der nach außen hin doch immer besser erscheint als er wirklich ist, zweifellos nur höchst wohl-tätig, ab und zu einmal gründlich mit Mißachtung und Beschimpfung übergossen zu werden.

Psychologisch interessant ist es wohl, daß die allerlebhaftesten Zustimmungen gerade in Feldpostbriefen kommen. Heute schreibt mir ein deutscher Offizier: „Ja, überall sollen sich Männer erheben, die es in die Welt hinausrufen, daß Europa aus diesem verrannten Wahnsinn sich nicht herausfindet, wenn es nicht lernt, ganz neu zu denken, wenn es sich nicht aufrafft zu der nüchternen Kritik: Was ist falsch gemacht worden im Leben Europas, daß dieser ungeheure Schaden für die Menschheit entstehen konnte?“ Und ein Oberlehrer, der als Offizier seit Beginn des Krieges im Felde steht, schreibt mir: „Ich habe in Flandern das Eiserne Kreuz I. Klasse erhalten, das freut mich ganz besonders deshalb, weil ich nun, ohne daß mich jemand des mangelnden Patriotismus zeihen kann, meinem Willen zur Erneuerung der internationalen Kulturideale nach dem Kriege Ausdruck geben kann.“ Daß solche Kundgebungen gerade von der Front kommen, das ist ja nur zu begreiflich, denn welchen vernünftigen Sinn hätte all dies Grauen und Leiden, wenn man sich nicht sagen und geloben dürfte, daß daraus eine geläuterte Welt, ein neues Europa hervorgehen soll, in dem die Wiederkehr solcher Dinge von Grund aus ausgeschlossen ist. Diese Neuordnung der Dinge aber fällt uns nicht vom Himmel, wir müssen ihre Atmosphäre durch eigene innere Reinigung und Erhebung

schon heute vorbereiten. Es müssen großmütige und aufbauende Worte allmählich wie Tauben mit dem Ölblatt von einem Lande zum anderen fliegen. Diese Veredelung der Tonart, diese Bereitschaft zur Selbstkritik, statt der bloßen leidenschaftlichen Anklage nach außen — das ist noch weit wichtiger als alle Friedensvorschläge. Für diese fehlt zurzeit noch die moralische Atmosphäre. Alle diejenigen, die zwar den Frieden herbeiwünschen, aber keinen Anfang mit einer Änderung der internationalen Tonart machen wollen, sie scheinen wirklich anzunehmen, der Krieg dauere bis 7 Uhr 10, und der Frieden fange 7 Uhr 11 an; man sagt sich bis 7 Uhr 10 alle denkbaren Beschimpfungen und Mißachtung ins Gesicht; 7 Uhr 11 ist dann plötzlich Friede. Diese Wundergläubigen vergessen, das der Friede verdient werden muß, nicht nur durch Waffentaten, sondern auch durch jene stillen Taten der Selbstüberwindung, in denen ein Volk sich auf seine eigenen Sünden, Fehler, Irrungen besinnt und dadurch eine Atmosphäre schafft, in der die starre Selbstbehauptung sich lösen und die Idee eines neuen Europas praktische Kraft in den Seelen gewinnen kann. Kein einziger großer Streit auf Erden kann beigelegt werden, ohne daß jeder der streitenden Teile sich fragt: Inwiefern bist auch du mitschuldig geworden und hast dich gegen Grundgesetze menschlicher Lebensgemeinschaft versündigt? Erst in solcher Selbstprüfung erhebt man sich über den Streit, über den Starrkrampf der Rechthaberei, löst auch im anderen die gleichen Empfindungen aus und befreit sich vom Fluch der eigenen Vergangenheit . . .“

*

In den „Münchener Neuesten Nachrichten“ (Nr. 330) hat Prof. Dr. E. Marcks unter der Überschrift: „Deutsche Geschichte und deutsche Zukunft“ einen längeren Artikel erscheinen lassen, der sich mit meinem Aufsätze über „Bismarcks Werk im Lichte der großdeutschen Kritik“ auseinandersetzt. Eine eingehende Beantwortung der Marcksschen Argumentation muß auf die Zeit nach Aufhebung der Zensur verschoben werden: Die entschei-

denden Gründe gegen die Haltbarkeit jener ganzen Betrachtungsweise können zurzeit nicht dargelegt werden. Im übrigen: Was auch die gründlichsten Beweisführungen nicht vermögen, das wird inzwischen der Weltkrieg selber besorgen — er wird auch den hartnäckigsten Anhängern des machtpolitischen Nationalismus in allen Nationen von Grund aus die Augen darüber öffnen, daß die Fundamente dieser gefeierten politischen Anschauungsweise längst nicht mehr den Tatsachen und Bedürfnissen des modernen Völkerlebens entsprechen und daß sie alles andere eher verdienen als den Namen „Realpolitik . . .“

Ich glaube nicht, daß diejenigen, denen mein Aufsatz zu Gesicht gekommen ist, durch die Argumente befriedigt sein werden, mit denen Herr Professor Marcks mich zu widerlegen sucht. Der Hinweis auf das Elend des Deutschen Bundes kann die Tendenz meiner Darlegungen nicht treffen, denn auch mir kommt es nicht auf eine einfache Wiederbelebung der Vergangenheit an; ich entnehme der alten föderativen und übernationalen Vergangenheit Deutschlands nur gleichsam ein „regulatives Prinzip“ für das Kommende, ich glaube keineswegs, daß wir im alten deutschen Bundeselend hätten steckenbleiben sollen, wohl aber, daß es besser gewesen wäre für uns und für Europa, daß jene deutsche Vergangenheit nicht so jäh abgebrochen, sondern organisch weiterentwickelt worden wäre; das wäre gewiß schwieriger gewesen, als die einfachen, blutigen Lösungen der Bismarckschen Ära — aber wir hätten dann die ethische Führung Europas behalten, wir wären das Zentrum europäischer Organisation geworden, so wie wir es einst waren und wie wir es als Zentralland sein müssen. Das hätte uns auch eine gesichertere Stellung gegeben, als es alle äußere Macht der Welt vermag. Vergangenes läßt sich nicht rückgängig machen, wohl aber kann und soll man aus den Irrtümern der Vergangenheit lernen, der einzelne soll es und die Nation soll es; jetzt ist die Stunde für dieses Umlernen gekommen, für uns und für die anderen Völker; wehe dem, der die Stunde verpaßt! Ich weiß bestimmt, daß Tausende in Deutschland ähnlich denken und daß die kommenden Dinge uns recht geben werden.

Herr Professor Marcks hat den schweren Vorwurf gegen mich erhoben, daß ich unseren Kämpfern in den Rücken falle. Nun — ich weiß aus zahlreichen Briefen von der Front, daß gerade unsere Besten dort durchaus für ein ganz neues Deutschland und für ein ganz neues Europa kämpfen und nicht für ein Weiterbestehen des alten europäischen Elends, und daß sie darum durchaus auch eine ernste nationale Selbstkritik zu würdigen wissen. Ich kann auf jenen Vorwurf am besten antworten, indem ich aus den Feldpostbriefen, die mir anläßlich der ganzen Angelegenheit zugegangen sind, folgende charakteristische Stellen wiedergebe*):

*

Vor Verdun.

„... Ihre Erklärung im Berliner Tageblatt hat auf mich wie eine Erlösung gewirkt, daß endlich einmal ausgesprochen ist, wodurch allein ein dauernder, keine der kriegführenden Mächte verletzender Friede geschlossen werden kann. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß Ihre Worte in allen Ländern Europas Widerhall finden mögen und die Parole „Umlernen“ alle wahren Patrioten sich zu Herzen nehmen, bis die Atmosphäre geschaffen ist, in der allein ein versöhnender dauernder Friede gedeihen kann. Das ist ein Ziel, für das mir die vielen, vielen Kameraden nicht umsonst gestorben zu sein scheinen und für das wir gerne weiterkämpfen und, wenn es nötig ist, auch freudig den Tod erleiden wollen.

(gez.) H., Leutnant.

Vogesen.

... Ich glaube nun aus den Zeitungsnotizen so viel entnehmen zu können, daß ich Ihnen geeigneterweise die Gedanken anvertrauen kann, die wir (es denkt mancher Kamerad wie ich) uns hier im Feld zusammengedacht haben. Mehr intuitiv, als rechtlich erkannt. Nicht gemacht, um aktive Politik zu treiben, wohl aber vielleicht wert, einem führenden Manne anvertraut zu werden. Daß sie nur aus vaterländischer Gesinnung erwachsen sind, brauchen wir unter Gleichgesinnten ja nicht zu sagen.

Ich denke nicht von Grund auf gegen den Krieg, gegen jeden Krieg. Ich denke nicht gegen die Gewalt, gegen die militärische Gewalt. Sie wird wohl noch auf lange Zeit die „ultima ratio“ der Völker sein. Ich denke so: Neben der militärischen Gewalt muß sich eine geistige Kraft formen aus dem Inner-

*) Die Originale stehen zur Verfügung, natürlich nur mit Unkenntlichmachung der Unterschriften.

sten des Volkes heraus; eine hohe, sittliche Kraft, mit weitem, freiem Blick. Baut die erste Gewalt auf auf der brutalen Überlegenheit, so müßte die zweite fundamentierte sein auf dem geistlich-sittlichen Boden, der das Heil unseres Volkes und aller Völker in Frieden und Gesittung erstrebt. Der die Liebe predigt für den Haß, der die Vorzüge zeigt, statt die Fehler zu vergrößern. Und diese Kraft muß sich fest formen nach außen hin im gemeinsamen Wirken unserer besten Männer, sie muß sich durchsetzen in der Öffentlichkeit und aktiv an den Staatsgeschäften teilnehmen, zum mindesten gleichberechtigt neben der bisher alleinberechtigten militärischen Macht. Und das nicht nur bei uns, vielmehr gerade so oder noch mehr bei unsern Gegnern von heute. Was diese geistige Kraft äußerlich binden soll, ein hohes ethisches Prinzip oder ein Kultur-Ideal, das weiß ich nicht. Jedenfalls etwas Tiefergehendes als internationale oder pazifistische Föderationen, die zur Kriegsstunde wie Schaum zerstoßen. Das sind die unmaßgeblichen Gedanken eines nicht-politischen Soldaten; nur so bitte ich sie aufzunehmen.

Wir hier glauben nun, daß solche oder grundähnliche Gedanken auch in einem großen Teil unseres Volkes daheim leben (wir wissen es ja nicht, weil wir nichts davon hören). Ja wir glauben, daß auch bei unsern Gegnern eine solche Kraft lebendig ist. Daß sie aber niedergehalten und niedergeknüpelt wird, weil die herrschenden Klassen ihre Macht nicht aus der Hand geben, ihren falschen Gedankengang nicht einsehen, ihr Unrecht nicht zugeben wollen. Aber wir müssen umlernen, wir müssen über diese „Gewaltigen“ hinauswachsen. Und wir müssen da anfangen, heute noch. Und daß Sie, verehrter Herr Professor, als erster so zu sprechen wagten, dafür nehmen Sie den Dank einiger Soldaten. Sie sind die erste sichtbare Form der neuen Kraft, und so müssen Sie nun ertragen, daß viele zu Ihnen kommen. Weil sie einen Weg suchen, aber noch keinen anderen Richtpunkt sehen. Wir wollen heraußen treulich und einfach unsere Soldatenpflicht weiter tun. Wir haben sie immer getan für unsere deutsche Sache, weil wir immer den heiligen Glauben hatten, daß an ihr einmal die Welt genesen solle. Und nun soll sie erst recht stark, innerlich stark werden neben der äußern Kraft. Und wir bitten Sie nun, verehrter Herr Professor, und alle die daheim sind, in dem Sinne weiterzuarbeiten im Geiste des Friedens, eines höheren Friedens, wurzelnd in einer neuen Kraft . . .

(gez.) F. J. E., Vizewachtmeister.

Argonnen.

. . . Begeistert von den Gedanken, die Sie kürzlich ausgesprochen haben, und entrüstet über die Beschimpfungen, die Ihnen zuteil geworden, freue ich mich als Deutscher, daß gerade ein Deutscher der Welt den Weg gewiesen hat, auf dem sie allein vorwärts kommen kann . . .

(gez.) Ltn. H., Feldflieger.

Vor Verdun.

... So viel darf ich von mir und meinen Leuten bekennen: Wenn wir nicht den unerschütterlichen Glauben hätten, daß es einstens möglich sein wird, daß die Menschheit sich ohne diese kulturwidrigen Greuel weiter entwickelt, so hätten wir kaum die Kraft, all das Schwere, das uns und die Unsern schon betroffen hat oder das uns noch bevorsteht, in Ruhe und mit Gleichmut auszuhalten ... Wer vom sichern Schreibstuhl aus, fern von den Greueln des Krieges, Loblieder auf den Krieg als etwas für immer Unentbehrliches singt, dem wünsche ich nur eine der Nächte, die wir hier durchleben.

(gez.) H., Amtsrichter und Lt. d. L.

Im Westen.

... Ich habe oft mit Dr. G. über die Affäre F. gesprochen und wir sind da ganz gleicher Ansicht: nämlich, daß wir jede seiner Äußerungen ohne Bedenken unterschreiben würden. Oft haben wir ähnliche Gedanken schon entwickelt ... Eine große Befriedigung war es uns daher, längst gehegte und empfundene Gedanken aus dem Munde eines F. in konkreter Form zu hören. Das Umlernen in der Politik ist das wichtigste. Alles vom Standpunkt des 20. Jhd. aus betrachten, sich bewußt sein der uralten Kultur und offen die vielen Fehler anerkennen, die in der Vergangenheit gemacht wurden, und diese durch Werke des Friedens gutzumachen, das wäre Aufgabe jedes einzelnen Staates. Wenn das jeder Staat befolgen würde, dann wäre „der ewige Friede“ im Zeichen unseres Jahrhunderts noch möglich, was für Kant vom Standpunkt seiner Zeit und seiner Menschen eine Utopie war ...

... Möchte nur das Umlernen und das langsame Hineindenken in das neue zukünftige Europa recht rasch erfolgen, das wäre hier draußen unser allersehnlichster Wunsch, besonders gerade jetzt, wo wir das ununterbrochene Trommelfeuer von der Front her hören, da passen diese Betrachtungen am besten.

Im Feld, Anfang Juli 16.

(gez.) Dr. H.

Osten.

... Aufrichtig danke ich Ihnen für Ihr Eintreten dafür, daß auch im öffentlichen und politischen Leben Recht und Moral als oberste Richtschnur und Grundlage angesehen werden müssen. Wenn diese Anschauung Gemeingut unseres lieben deutschen Volkes würde, so wäre dies der schönste Erfolg dieses blutigen Völkerringens. Dazu beizutragen, ist besonders Aufgabe der Daheimgebliebenen ...

(gez.) F. D.

Feuerstellung, Batterie im Westen.

... Es ist mir eine Freude und größte Genugtuung, Ihnen die Zustimmung weiter Kreise auch bei uns aussprechen zu können. Es ist ja wohl kaum nötig, daß ich meine Bitte ausspreche, auf dem von Ihnen eingeschlagenen Wege unentwegt weiterzugehen. Gerade wir hier draußen, die mit offenen Augen zu sehen gezwungen sind, wissen es zu schätzen, daß daheim G. s. D. doch noch Männer sind, die sich einen klaren Blick bewahrten und die über die Engherzigkeit der Stunde erhaben sind. Darum gerade hierin durchhalten gegen alle Anfechtungen, woher sie auch kommen mögen.

Das Interesse für Ihre Ausführungen ist hier nicht nur bei Gebildeten, sondern auch in gleichem Maße — noch mehr beim einfachen Mann sehr groß. Der einfache Soldat, der frei ist von den anerzogenen und angelehrten und gelehrten Vorurteilen unsrer bisherigen Geschichtsauffassung und Politik, weiß den Wert Ihrer Gedankengänge besser zu würdigen, als man anzunehmen versucht ist.

Wenn man, wie ich, beinahe 19 Monate die Wut und Wucht des Krieges aus der Nähe kennen gelernt hat, freut man sich, wenn man sieht, daß man daheim doch noch nicht vergessen hat, daß es auch noch bessere Siege zu erkämpfen gibt, als die mit Blut und Eisen errungenen.

Seien Sie unserer regen Anteilnahme und unserer, leider vorläufig ja nur mehr passiven Unterstützung Ihrer Pläne und Ideen versichert.

Lassen Sie nicht nach! Die Leute, die Ihnen entgegenarbeiten, haben ja auch nicht die geringste Ahnung, wie man hier draußen allgemein denkt. Woher auch? Der Offizier und Reserveoffizier kann ja schon aus dem Grunde sich kein richtiges Urteil bilden, weil ihm der einzelne Mann als Untergebener ja nie oder höchst selten Einblick in sein Denken ermöglicht.

Ich habe als Kriegsfreiwilliger jetzt nahezu zwei Jahre, davon 18 Monate im Felde, als Kamerad mit Leuten aus allen Volksschichten zusammengelebt und glaube darum, mir wohl ein Urteil erlauben zu dürfen.

Darum bitte ich Sie, sehr geehrter Herr Prof., lassen Sie sich durch nichts irre machen in der Vertretung Ihrer in der letzten Zeit bekannt gewordenen Anschauungen; *rari nantes in gurgite vasto*, dazu gehören Sie einstweilen noch, aber Ihren Ideen gehört die Zukunft.

(gez.)

Vor Verdun.

... Wenn die Menschheit weiter organisiert werden soll, so müssen die Nationalindividuen auch opfern können, um eine höhere Lebensform zu bilden, wie es stets Gesetz gewesen ist in der Geschichte der organischen Natur, daß die Individuen einen Teil ihres Selbst opferten (nicht ihre ganze Existenz), um ein höheres Leben zu gewinnen. Da erscheinen uns in ihrer ganzen Kraft und Wahrheit die Worte Christi: „Ich bin der Weg, die Wahr-

heit und das Leben“ und „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele?“

Wer sich nicht einfügt in den Bau um den Eckstein Christi, wird keinen Teil haben am höheren Leben und zugrunde gehen.

Es ist ganz falsch, Ihre Stellungnahme zum Krieg und zur europäischen Politik als antinational zu bezeichnen; diejenigen, die das tun, lassen nur erkennen, daß ihnen Ihre Anschauungen gänzlich unbekannt sind. Einem jeden Menschen dräng' sich jetzt wohl angesichts der Greuel der Gedanke auf: In welcher Beziehung steht das alles zum Christentum? Und da ist es wahrlich kein Verbrechen, wenn einmal dieser Gedanke von berufener Stelle in seine Konsequenzen verfolgt wird. Wenn ich mit jemand Streit habe, so muß ich um zum Frieden zu kommen, mit der Kritik bei mir selbst beginnen (wobei der andere sehr wohl in viel größerem Unrecht stecken kann als ich). Aber beide können sich aus der Befangenheit in ihrem Ich nur erlösen um eines gemeinsamen Höheren willen. Es ist so kein Verrat an mir selbst und meiner Sache, wenn ich zunächst sorgfältig mein Gewissen erforsche. Und daß sich in unserem Vaterland dieses Gewissen zuerst meldet, wie es jetzt durch Sie geschieht, trotz so großer Schwierigkeiten, das rechnen wir uns zur nationalen Ehre an.

Mit vorzüglicher Hochachtung

(gez. Dr. S., Stabsarzt.

Westen.

... Ihre Auffassung von Deutschlands Mission, von Bismarckscher Politik, das ist ja so meine seit Jahrzehnten selbst geschöpfte Überzeugung, daß ich nur Gott bitte, er wolle mich den Krieg überleben lassen, damit ich einmal das Glück habe, mit Ihnen über diese Punkte zu sprechen ...

...Oberst und Regimentskommandeur.



Das ganz Eigenartige und Ergreifende in all diesen Briefen liegt zweifellos darin, daß aus ihnen keinerlei persönliche Kriegsmüdigkeit und Schwäche spricht, im Gegenteil, die Verfasser gehören mit ganzer Seele der Pflicht an, die ihnen innerhalb dieser Welttragödie auferlegt ist, sie sprechen auch keineswegs die Sprache des sogenannten „Pazifismus“; die Kriegseindrücke haben wohl allzu bittere Zweifel an der Menschennatur in ihrer Seele erregt — jedenfalls kommen ihre Worte aus einer ganz anderen Welt, als es diejenige hinter der Front ist: Es ist, als wenn sie uns sagten: „Wir stehen jetzt im Dienste der militäri-


~~~~~

schen Kraft und Ehre Deutschlands und werden unerschütterlich ausharren — in Euch aber muß nun eine ganz neue Art von Kraft entstehen, ein Aufschwung über die Tierheit des Völkeregoismus, ein Hinauswachsen des Opfergedankens über den bloßen Nationalhorizont. Denn weder mit der Macht der Waffen noch mit der Technik des Verhandelns allein sind die ungeheuren Probleme des Tages wirklich zu lösen; bringt Ihr jene neue Kraft nicht auf, nun, so zerbricht eben unsere „christliche“ Kultur an ihrer innersten Unchristlichkeit in tausend Stücke und wird ein Steinhäufen werden wie Babel und Ninive!“ Wer einen solchen beschwörenden Appell an unsere Aufgabe nicht aus jenen Briefen heraushört, wer ihn nicht überhaupt aus der immer ratloseren Völkernot heraushört, für den gelten wahrlich die Worte im Faust: „Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot!“

Leider gibt es zurzeit noch weite Kreise unseres Volkes, die sich mit beängstigender Verstocktheit gegen alle solche Erwägungen zur Wehr setzen. Das sind eben die alldutschen und nationalistischen Kreise im weitesten Sinne, die durch ihre Machtromantik völlig unfähig geworden zu sein scheinen, die allein realpolitischen Schlußfolgerungen aus dem schon seit Monaten zum Stehen gekommenen Völkerschlachten zu ziehen, das seinem Wesen nach, nämlich wegen der Ebenbürtigkeit der streitenden Kräfte, zum Stehen kommen mußte und — wenn keine neue sittliche Kraft in den Völkern durchbricht — auch weiter stehenbleiben wird, bis alle Beteiligten Bankrott gemacht haben werden und als Sieger dann der gelten kann, der vier Wochen später Bankrott macht, als die anderen . . .

Jene nationalistischen Kreise sind auch völlig außerstande, zu begreifen, daß die ingrimmige, jeden Frieden ablehnende Entschlossenheit gerade unserer westlichen Gegner zu einem sehr großen Teil eben aus der Befürchtung entspringt, daß jene nationalistischen Elemente den einflußreichsten Teil Deutschlands repräsentieren, daß der Kanzler ihnen nur mühsam standhält und nur mit großen Zugeständnissen an ihre Ansprüche den Frieden abschließen und die künftige deutsche Weltpolitik werde durchführen können. Da aber nach Meinung jener unserer west-

lichen Gegner ein auf solchem Boden mit Deutschland etwa geschlossener Friede nur ein Waffenstillstand sein werde, innerhalb dessen das unerträgliche, alle Kulturarbeit lähmende Wett-rüsten in verstärktem Maße weitergehen werde, so ist dort die unausrottbare Meinung: Jene nationalistisch-alldeutsche Sippe müsse erst durch die radikale Niederzwingung oder Mattsetzung Deutschlands endgültig auch in den Augen des deutschen Volkes diskreditiert und als weltpolitischer Faktor ausgeschaltet werden. An dieser Entschlossenheit nehmen heute auch alle diejenigen Kreise des englischen Volkes teil, die sonst für einen vernünftigen, wahrhaft europäischen Frieden durchaus zu haben waren und auch jetzt noch zu haben sind. Nun kommen natürlich unsere nationalistischen Blätter und weisen auf jene starre Entschlossenheit unseres englischen Gegners hin, die wir doch zweifellos mit noch unversöhnlicherer und schonungsloserer Entschlossenheit beantworten müßten — sie wollen nicht sehen, daß es eben ihre eigene national-individualistische Verstocktheit ist, ihr trotziges Bekenntnis zur Weiterführung des alten europäischen Elends, zur bloß machtpolitischen Behandlung der Menschheitsprobleme, was drüben die gleichen Elemente am Ruder hält und auch die vernünftiger denkenden Kreise zu absoluter Solidarität mit dem „Zerstörertyp“ treibt. Das beste Zeugnis dafür, daß diese meine Deutung der völkerpsychologischen Wechselwirkung der Tatsachen entspricht, ist wohl in folgenden Sätzen zu finden, mit denen der „Temps“ in einem Leitartikel die neuesten machtpolitischen Bekenntnisse des ebenso wohlmeinenden wie kurzsichtigen Staatsmannes Bülow bespricht, dessen schwere Mißgriffe und Unterlassungen soviel zu der gegenwärtigen Weltnot beigetragen haben. Es heißt dort:

„Nach 24 Monaten ohnmächtiger Bemühungen gesteht Deutschland ein, was es nehmen will. Wie viel wäre das wohl erst gewesen, wenn Deutschland, nach seinem Plan, binnen sechs Wochen gesiegt hätte? . . . Nichts konnte uns gelegener kommen, als dieses politische Geständnis eben in der Stunde, in der unsere Verbündeten und wir unsere wirtschaftlichen und militärischen Anstrengungen verdoppeln müssen, um Deutschland mit denselben Waffen zu schlagen, mit denen es uns zu schlagen hofft.“



Ahnte überhaupt das friedliebende deutsche Volk, was seit vielen Jahren alle die alldeutschen und nationalistischen Artikel und Reden unserem Volke im Ausland geschadet, wie sie die anderen Nationen gegen uns mobil gemacht, die Neutralen mit Mißtrauen und Ärger erfüllt haben und wie sie auch gegenwärtig wieder die Möglichkeit des Friedens immer weiter in die Ferne rücken — es würde ein wahrer Sturm gegen diese Art von „Weltpolitikern“ durchs Land gehen. Mit diesen alldeutschen Herren wird es nach dem Kriege eine gründliche Abrechnung geben, da wird man mit unwiderleglichen und frappierenden Beweisen an den Tag bringen, wieviel schwere Mitschuld und Blutschuld an diesem Weltkriege jener ganzen alldeutsch-nationalistischen Schriftstellerei und Rederei zugeschrieben werden muß. \*) Es war gewiß sehr zu begrüßen, daß die „Alldeutschen Blätter“ selber (20. Mai 1916) auf einen Artikel der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 1. Mai d. J. aufmerksam gemacht haben, in dem wir folgende Charakterisierung jener alldeutschen Schuld finden:

Während in England doch immerhin eine ganze Reihe von Publikationen erschienen ist, in denen die Mitschuld Englands sehr freimütig zugegeben wurde (vgl. u. a. Carpenters Buch „The healing of nations“), hat man sich in Deutschland leider in eine schier undurchdringliche nationale Selbstgerechtigkeit hineingeredet, als könne von keiner, wenn auch noch so geringer Mitschuld Deutschlands am Weltkriege irgendeine Rede sein. Gegenüber dieser falschen Selbstbeurteilung des deutschen Volkes, die es den leitenden Männern in Deutschland schwer genug machen wird, ein vernünftiges Friedensangebot durchzusetzen, muß denn doch festgestellt werden, daß in Deutschland während der letzten drei Jahrzehnte so viel laute Weltmachtspropaganda getrieben worden ist, daß das Vertrauen des Auslandes auf die friedlichen Absichten des deutschen Volkes dadurch schwer erschüttert werden mußte.

Hierher gehört vor allem das unverantwortliche Machtgerede der Alldeutschen, deren unerträgliche Tonart dem deutschen Volke, gerade auch im neutralen Ausland, eine Unsumme von Haß und Abneigung zugezogen hat und die man als die eigentlichen Träger der deutschen Mitschuld am Welt-

\*) Die Alldeutschen rühmen sich gern, daß sie diesen Krieg stets vorausgesagt hätten. Ja, sie konnten das, denn sie und ihresgleichen in den andern Ländern haben ihn auch herbeigezogen, ja herbeigesehnt, wie das so schön ausgesprochen war in der ersten Kriegsnummer der Alldeutschen Blätter. „Die Stunde haben wir ersehnt . . . nun ist sie da. Die heilige Stunde . . .“

krieg bezeichnen kann. Im April 1913 hielt der Admiral von Breusing einen Vortrag in Basel, in dem er bemerkte: „Wir sind noch nicht so weit, um englische Kolonien nehmen zu können.“ Und General v. Bernhardi gab in seinem Buche „Deutschland und der nächste Krieg“ seinem Volke den Rat, auf kolonialen Gebiete irgendeinen Streit mit England oder Frankreich von Zaune zu brechen, um dadurch den unvermeidlichen Krieg in Gang zu bringen. Ein Rezensent der englischen „Fortnightly-Review“, der selber Mitglied der deutsch-englischen Verständigungsgesellschaft war, suchte Bernhardis Ansicht von der Unvermeidlichkeit eines Krieges zwischen den beiden Ländern zu widerlegen, bemerkte aber, daß man doch nicht außer acht lassen dürfe, daß in jenem Buche „ein Mann, dessen Meinung von Gewicht ist, uns offen erzählt, daß Deutschland uns in dem Augenblick angreifen wird, in dem sich eine günstige Gelegenheit dafür bietet. Wir wären „mad“, wenn wir uns diese Warnung nicht zu Herzen nähmen.“

Die „Kreuzzeitung“, der diese Rezension zu Gesicht kam, bekam damals eine Ahnung davon, was im Ausland durch solche Schreibereien angerichtet werde; sie bemerkte: „Jener Autor, der über ein Nachbarvolk schreibt, sollte sich bewußt sein, daß er für beide Völker schreibt und daß er zu prüfen hat, ob der Nutzen seines Werkes dem Schaden, den er auf der andern Seite seinem Volke zufügt, entspricht.“ Hier ist der Kernpunkt getroffen. Die Kriegshetzer in allen Ländern haben sich nie darum gekümmert, wie ihre Kundgebungen im Auslande wirken mußten. Kam dann aber das feindliche Echo, so hieß es: „Man sieht, die dort drüben wollen den Krieg, lasset uns ihnen zuvorkommen!“ Drüben aber berief man sich wieder auf die Hetzereien der Gegenseite und sagte: „Ein Präventivkrieg ist die einzige Defensive, die uns rechtzeitig retten kann!“

Was hier gesagt wird, das ist die einstimmige Ansicht des neutralen Auslandes über die alldeutsche Propaganda.\*) Diese Missionare des ödesten und kulturlosesten Machttreibens, in

\*) Die obige Zusammenstellung der N. Z. Z. kann ich durch folgende Exzerpte aus einer eigenen Sammlung ergänzen:

Grenzboten Nr. 48, 1895: „Wir lehren, daß das deutsche Volk lediglich für sich zu sorgen habe, ohne Rücksicht auf das Wohl anderer Völker, wir lehren, daß wenn das Wohl unseres Volkes einen Eroberungskrieg, die Unterjochung, Verdrängung, Vertilgung anderer Völker fordern sollte, wir uns davon durch christliche und Humanitätsbedenken nicht dürften zurückschrecken lassen — wir haben daher auch gegen die äußerste Anspannung der Wehrkraft unseres Volkes nichts einzuwenden, vorausgesetzt, daß sie in absehbarer Zeit einmal zu dem Zwecke verwendet wird, für den sie da ist.“

Preuß. Jahrbücher 1896: „Mehr Lohn und mehr Geschütze“ (Verfasser R. Martin, aus dem Naumannschen Kreise). „Die Gesamtheit aller Verhält-



deren Seele die besten und ruhmreichsten Traditionen des deutschen Geistes überhaupt keine Wurzel gefaßt haben, sie schalten auch jetzt wieder in ihren utopischen Annexionsforderungen mit dem teuren Blute des deutschen Volkes, als ob es Kanalwasser wäre — wahrlich, es wird dringend Zeit, daß sich bei uns eine öffentliche Meinung organisiert, die das andersdenkende Deutschland wuchtig zu Worte bringt und dadurch nicht nur unserem Reichskanzler, dem echt deutschen Manne, eine größere Stütze gegenüber jenem ganzen Treiben gewährt, sondern auch den vernünftigen Elementen im Ausland das Vertrauen auf ein neues „europäisch“ denkendes Deutschland gibt.

In ihrer Juli-Nummer schreiben die „Süddeutschen Monatshefte“: „Es ist ein Gebot der Ehrlichkeit, daß wir einmal mit aller Deutlichkeit erklären: Wir sind für Tirpitz und gegen Kulturpolitik.“ Und der neue Rektor der Technischen Hochschule zu Berlin hält eine feierliche Rede, worin er erklärt, die Frage unseres Verhältnisses zu England sei „eine reine Machtfrage“, alle politischen Beziehungen zwischen den Völkern kämen letzten Endes auf „Machtfragen“ hinaus. Zum Schluß wird die nationale Bedeutung des Aldeutschen Verbandes gefeiert. Was verlangt man eigentlich vom Auslande, wenn es immer wieder solche Stimmen und leider so gut wie gar keine autoritativen Gegenstimmen hört? Was nützen alle feierlichen Proteste gegen den Vorwurf, die deutsche Kultur sei dem Militarismus verknechtet, wenn repräsentative Zeitschriften und Akademiker derartige Bekenntnisse zum nackten Machtprinzip in die Welt schleudern? Kann man sich noch wundern, wenn

nisse weist das deutsche Volk auf den Krieg, den großen Vater alles Guten . . . Den höchsten Gewinn der Eroberung von Elsaß-Lothringen erblicke ich darin, daß Frankreich sich mit dieser Abtretung nie aussöhnen kann, Deutschland also noch in Jahrhunderten auf das äußerste gewappnet sein muß. Und ein kriegerisches Volk verfällt nicht . . . In die Verwirrung auf dieser Kugel kann nur durch mehr Geschütze die wünschenswerte Klarheit gebracht werden.“

Diese Programme haben im Ausland die weiteste Beachtung gefunden. Man hat auch die durchaus begreiflichen Konsequenzen daraus gezogen. Über diese Dinge soll das deutsche Volk nach Friedensschluß gründlich aufgeklärt werden.

durch solches Gerede von unserer Seite nun auch drüben der Partei der Vernünftigen jeder Kredit genommen und den Vernichtungspolitikern das beste Argument geliefert wird? Und endlich: Wie denken sich denn nur jene reinen Machtpolitiker den Ausgang in ihrem Sinne? Meinen alle jene Professoren und Journalisten, die niemals einen konkreten Eindruck von den Mitteln des englischen Weltreiches und von der Bedeutung dieses Weltreiches für unsere eigene industrielle Entwicklung bekommen haben, meinen sie wirklich, England könne so einfach „niedergerungen“ werden? England kann in Wirklichkeit so wenig niedergerungen werden, wie Deutschland, das weiß jeder, der über diese Dinge nicht vom Schreibtische aus urteilt — ein wirklich konsequenter Machtkampf müßte viele Jahre dauern und könnte dann nur mit beiderseitigem Zusammenbruch endigen. Es gehört ein geradezu gemeingefährlicher Mangel an wirklicher weltwirtschaftlicher und realpolitischer Sachkenntnis dazu, um das nicht zu sehen . . .

Wer, wie der Verfasser dieser Darlegungen, Gelegenheit hatte, im neutralen Ausland die neuere englische periodische Literatur in bezug auf die Frage eines künftigen Handelskrieges zu verfolgen, der weiß, daß eine sehr große Anzahl von einflußreichen Soziologen und Politikern in England durchaus gegen einen weiteren Wirtschaftskrieg nach dem Frieden arbeitet — wie sich nun die englische öffentliche Meinung entscheiden wird, das wird in hohem Grade davon abhängen, ob in diesen Fragen bei uns ein wahrhaft weltpolitisches Denken oder nur der kurz-sichtigste mitteleuropäische Defensivkrampf zum Ausdruck gelangen wird. Die Entwicklung unserer öffentlichen Meinung innerhalb der nächsten Wochen wird da den Ausschlag geben. In einem Brief, den der Abgeordnete für Carlysle, der Hon. R. D. Denman, im Mai von der Front in Flandern, wo er heute als Hauptmann der Artillerie dient, an seine Wähler richtete, heißt es:

„Soll der Krieg zu einer militärischen Entscheidung gebracht werden, dann müssen wir auf weitere 18 Monate Krieg und vielleicht noch mehr gefaßt sein. Ein Versuch, das Tempo zu forcieren, könnte für uns leicht eine Kata-



strophe bedeuten. Persönlich hoffe ich, daß Europa vorher zur Vernunft kommen und durch weise Staatsmannskunst einen dauernderen Frieden erringen möge, als ihn irgendein militärischer Erfolg je bringen könnte . . .“

Wer nicht durch den Machtrausch um jede Fähigkeit zu objektiver Würdigung der Sachlage gebracht ist, der muß sich doch sagen, daß dieser Krieg überhaupt gar nicht durch militärische Machtmittel wirklich entschieden werden kann — es sei denn durch Verbluten auf allen Seiten. Das Selbstgefühl aller an dieser Schlächtereie Beteiligten ist so leidenschaftlich erregt, daß jeder Teil buchstäblich „bis zum letzten Hauche“ kämpfen wird, ehe er sich als „besiegt“ erklären und sich die Friedensbedingungen „diktieren“ lassen wird. Aber auch rein diplomatisch ist dieser Streit nicht zu lösen, solange die Kämpfenden im Ernst bei dem Vorsatz bleiben, sich durch Beraubung oder Demütigung des Gegners reale „Garantien“ zu sichern, statt diese „Garantien“ in ganz neuen europäischen Abmachungen und Ausgleichen zu suchen, die durch das Grauen vor einer Wiederholung solcher Dinge und durch jenen ganz neuen Geist des gegenseitigen Entgegenkommens geweiht sind, der allein den Realitäten der Weltwirtschaft und den Kulturtraditionen Europas entspricht. Unsere Regierung würde gegenüber den nationalistischen Treibereien erst dann wirklich stark werden, wenn sie den von dorthier kommenden utopischen Forderungen nicht bloß mit ruhiger Abweisung, sondern mit festem Bekenntnis zu einem konstruktiven europäischen Programm entgegenzutreten würde. In einem solchen Programm müßte ganz offen die Überzeugung vertreten werden, daß der ungeheure europäische Schaden mit all seinen wirtschaftlichen, sozialen und moralischen Folgen nur einigermaßen geheilt werden könne, wenn nicht jeder nur für sich selbst „Garantien“ und Entschädigungen fordere, sondern den guten Willen kundgebe, auch den anderen in diese gemeinsame Schuld und Not Verwickelten nach besten Kräften die Wiederaufrichtung möglich zu machen. Da heute jedes Volk zugleich Lieferant und Kunde des anderen ist, so wäre eine solche Stellungnahme auch das allein Realpolitische. Ein solcher Vorschlag zu solidarischer Reparation alles angerichteten

Schadens (statt eines endlosen Streites um die Entschädigungen, die jeder dem andern auferlegen möchte) scheint etwas Utopisches zu sein und würde doch allein imstande sein, den gegenseitigen guten Willen, ja überhaupt die europäische Gesinnung zu erzeugen, ohne die eine dauerhafte Beendigung dieser furchtbaren Entzweiung ganz aussichtslos ist.

In der „Neuen Zürcher Zeitung“ haben neben dem schon zitierten Aufsatz in den letzten Wochen eine ganze Reihe von Autoren übereinstimmend die Überzeugung ausgesprochen, daß man bei der Debatte über die Technik des Friedensschlusses die psychologischen und moralischen Vorbedingungen viel zu sehr außer acht lasse. So sagt ein ehemaliger Diplomat dort (8. Mai 1916):

„... Wer heute ernstlich den Frieden wünscht, der muß sich daher unbedingt dem Rufe anschließen, daß zunächst einmal der moralische Kampf zwischen den Regierungen und den Völkern eingestellt werde. Erst wenn dieser Kampf aufgehört hat, wird allmählich dasjenige Mindestmaß von Vertrauen wiederkehren können, das die wahre „psychologische Vorbedingung des Weltfriedens“ bildet. Denn man darf sich keinerlei Illusionen hingeben: So wie der Krieg seine Entstehung dem gegenseitigen Mißtrauen verdankt, so kann der wahre Friede nur auf gegenseitigem Vertrauen beruhen. Solange man also das Mißtrauen stets wieder von neuem schürt, ist auch kein Friede möglich. Man muß Achtung auch vor dem Gegner und seinen Beweggründen bekunden, wenn man wieder mit ihm in Verkehr treten soll. Dieses Vertrauen, diese Achtung aber wird man niemals gewinnen, wenn man den eigenen Anteil an der Weltschuld immer wieder zu vertuschen und den Gegner immer wieder schlecht zu machen sucht. Vertrauen erwirbt sich auf der Welt nur der, der auch bereit ist, Selbsterkenntnis zu üben und der diese moralische Bereitschaft auch praktisch betätigt.“

Auf die Herstellung einer solchen moralischen Atmosphäre, ohne die es bei einer derartigen Verwicklung der Ansprüche und Interessen überhaupt keinen Frieden geben kann, sind alle meine in diesem Kapitel zitierten oder abgedruckten Äußerungen gerichtet gewesen — vor allem auch die Anregung, die Ursachen der Völkerkatastrophe nicht immer nur bei den andern, sondern auch einmal in der eigenen Vergangenheit und im eigenen Wesen und Auftreten zu suchen. Das unerwartete Echo, das jene Betrachtungen gefunden haben, läßt mich hoffen, daß ich nicht



allein stehe, sondern einer bereits weit im deutschen Volke verbreiteten Auffassung Ausdruck verliehen habe. Es wird aber Zeit, daß es nicht bei brieflichen Zustimmungen bleibt, wir brauchen dringend offene Bekenntnisse! Vor einigen Monaten ist unter dem Titel „Deutsche Kultur“ von acht Edinburger Professoren ein Sammelband herausgegeben worden, worin zur Bekämpfung tendenziöser Verunglimpfungen die große Kulturleistung Deutschlands (und gerade auch des modernsten Deutschlands!) ans Licht gerückt wird. Leider hat man nichts von einer deutschen Gegengabe gehört. Sollte es wirklich immer noch nicht Zeit sein, daß die Träger der geistigen und religiösen Kultur in allen kriegführenden Ländern endlich mit einer ruhigeren und nobleren Schätzung des Gegners und mit ernster nationaler Selbstkritik öffentlich und nachdrücklich den Anfang machen? Das würde auch für die Bewahrung und Vertiefung der moralischen Kultur innerhalb des eigenen Volkes von segensreichster Bedeutung werden. Dasjenige Volk, das in diesem Riesenkampf bis zuletzt verblendet an der Machtidee festhalten und nur von ihr erfüllt bleiben wird, das wird damit auch in alle seine inneren Interessenkämpfe die groben und kurzsichtigen Instinkte eines gewalttätigen und unverträglichen Egoismus hineintragen und daran schließlich zugrunde gehen. Dasjenige Volk aber, das durch die erschütternden Erfahrungen des Krieges dazu geführt werden wird, in der Idee des Rechtes, des Verständigungswillens, die einzig gesunde Weltpolitik zu erkennen — dieses Volk wird aus solcher sittlichen Erhebung auch die segensreichsten Folgen für alle seine sozialen und wirtschaftlichen Konflikte und Probleme gewinnen und dadurch die Wunden des Krieges tausendfach an sich selbst und an den anderen wieder gutmachen.

Zweifellos wird durch das Weltgericht dieses Krieges der bloße Egoismus als „Staatsraison“ gerade dort am furchtbarsten ad absurdum geführt, wo man sein Recht bisher am zaghaftesten bestritten hat — nämlich in den Beziehungen der Völker. Und diesem Bankerott gegenüber bedeutet die Botschaft des „föderativen Prinzips“ im tiefsten Sinne: daß jede einzelne Nation sich

nicht bloß von ihren eigenen Interessen und Rechten erfüllen läßt — das ist Anarchie mit unberechenbarem Ausgang —, sondern vor allem von dem Streben nach sittlicher und vernünftiger Zusammenordnung der streitenden Ansprüche, nach dem Imperium der Rechtsidee: Weil jeder dieser gewaltigen und voneinander so vielfältig abhängigen Interessenskreise nur noch im Reiche der justitia und der aequitas zu seiner gesicherten Entfaltung kommen kann. Wie dies praktisch ins Leben treten soll, das erfährt man nicht bei den Juristen, sondern in der Heiligen Schrift. Abrahams Worte zu Lot: „Gehst du zur Rechten, so will ich zur Linken gehen“, sind die erhabene Ouvertüre aller Kultur und aller „menschlichen“ Weltpolitik. Heute heißt es: Gehst du zur Linken, so gehe auch ich zur Linken, und dann schlagen wir so lange aufeinander los, bis zum Schlusse nur noch zwei große Blutlachen da sind! Dies ist die Quintessenz der politischen Weisheit des Alldeutschen Verbandes — und das Gegenteil von allen deutschen Gaben und Traditionen. Die neue deutsche Jugend wird nicht zweifeln, welchen Weg sie nach diesem Kriege zu wählen hat!



*Albert Ehrenstein:*

D I A L O G

D I C H T E R

Mein Herz, du bist zu weltenwarm,  
zu zitternd jedem Wind,  
der irgend einem armen Menschenarm  
Erstarren, Lähmung sinnt.  
Ich bin nicht Gott, ein Dichter,  
und schüttele mein Haupt.  
Alt bist du, o Königin.  
So hat Schönheit keinen Sinn?

K Ö N I G I N

Wohl, ich war das Weib: der Zukunft Gasse.  
Körper dorren, Verse sterben,  
schwinden hin zu neuen Erben.  
Was ist Form und was ist Masse?

B E I D E

Blutsäulen, Heersäulen unverdrossen vorwärtseilen,  
rasch zu verrinnen unterm Gewölbe der Nacht.  
Blutumflossen geboren,  
als Leichen in Sümpfe gefroren,  
mit erhobenen Händen im Winde schwankend wie Schilf,  
wo kein „Hilf!“ hilft,  
schallt keiner Frage Antwort.  
Sinnlos Erstandene, sinnloser Zerriebene!  
O Blut auf dem Kreuzholz der Wiege und Bahre,  
wem gehört die vorbeigetriebene,  
wozu die geschlachtete Herde der Jahre?

*Hans Gathmann:*

## DIE NIEDERLAGE

EINE ERZÄHLUNG

ES war die Zeit, wo die Gasflammen in den Restaurants aufstrahlen und Licht aus Spiegeln und Kristall bricht. Wo der Schritt der heimkehrenden Mütter eiliger wird. Wo das junge verlangende Leben kühner ausschreitet und der Himmel dunkel über aufzuckende Bogenlampen und breite Häuser stürzt. Wo die Augen der Hunde anfangen zu funkeln, und Elend im Glanz der Strassen ertrinkt.

Da ging ein zwanzigjähriger Junge gedrückt und scheu an den Mauern der strahlenden Häuser entlang. Sein Herz suchte nach den kleinen Freuden der Vergangenheit, und die Heimat strich mit Aehrenfeldern und ragenden Wäldern wie ein Violinenlied, von seiner zarten Schwester gespielt, durch seinen Sinn.

Doch lärmend, gewalttätig, ungeheuer brach die Gegenwart über seine Sanftmut. Vorgesetzte schrien ihm täglich die Lüge ihres Wesens ins Gesicht. Kameraden überwältigten ihn mit ihrer zudringlichen Gemeinheit. Die Musik, die schmetternd vor ihnen herzog und über so viel Herzensnöte den Himmel ihrer frohen Klänge hängte, zermürbte ihn. Und immer, immer wieder krampfte sich sein Herz: Was ist das Ziel? Was ist das Ende—? Und reckte er sich auf, durchglüht von inniger Liebe, und frohlockte es in ihm: Das Ziel ist Sieg! ist Sieg! — er wusste schmerzlich, im nächsten Augenblick würde ihn ein Wort, ein Wort, das eine Schlechtigkeit wäre, wie ein Keulenschlag niederstrecken, daß er sich hätte hinwerfen mögen, das Gesicht auf die Erde, nichts mehr sehen, nichts mehr hören und tun, nur sich verzweifeln lassen. War so sein Versuch, Fuss zu fassen in der harten Ge-



genwart, gescheitert, so begann in ihm, ohne seinen Willen, lockend und süß, schwellend und überwältigend, die Musik der Vergangenheit und hieß ihn, weiter das Leben zu tragen. Zwischen schönem Vergangenen und der Pflicht des Tages lebend, die ihn unerbittlich zum Dienst, zum Gehorsam, zur Kameradschaftlichkeit zwang, fühlte er immer deutlicher, wie er sich verlor.

Es war nichts Wirkliches mehr in ihm. Alles schien ihm Traum. Sein Willen war gebeugt, seine Liebe, die er in allen lebendig glaubte und gleich groß und heilig, ward beschmutzt. Sein Wesen, das fühlte er, sollte ausgelöscht, sollte in eine Form gepreßt werden, er sollte zu einer Lüge gemacht werden, die vor anderen Menschen prächtig glänzte.

„Ich liebe mein Vaterland“ sagte er zu sich, „ich bin bereit, für mein Vaterland zu sterben. So muß ich das alles wohl ertragen“. Aber es ließ und litt ihn nicht in dieser stillen Ergebung. „Dieses Leben“, grübelte er, „ist darauf berechnet, uns selbst aus dem Bewußtsein zu bringen. Und ich will mit Bewußtsein lieben, mit Bewußtsein sterben, im Bewußtsein alles dessen, was in der Vergangenheit schön war, und weshalb ich das Leben liebte. Und ich will mich rein halten, rein wie ich war, und will wissen von meiner Schuld, wissend unter ihr leiden, aber stark sie tragen und . . . sühnen.“ Wille brach in ihm auf, wahrhaft zu sein, fern allem Taumel, aller Massenbegeisterung.

„Die Pflicht drückt mir einen Säbel in die Hand. Gut. Ich schwinge ihn. Aber . . . ich liebe . . . Feuerschlünde schleudern Eisenhagel auf Menschenbrüder . . . Mein Finger wird den Hahn eines Gewehres lösen, und ein pochendes Menschenherz wird stocken und stille werden . . . aber ich liebe . . . Ich töte Leben . . . ich töte meinen Bruder . . . aber ich liebe? . . . Ja! Und ich weiß, daß diese Liebe nicht sterben darf, daß ich mir, daß du dir, Kamerad, *diese Liebe bewahren* mußt, daß du weinen mußt mit mir über den gewollten Tod des feindlichen Bruders, wenn die Zukunft milder werden soll für die Menschen und Völker, und sich der Dom der Liebe mit der himmlischen Kuppel des Brudertums herrlich über die zerrissenen Lande wölben soll . . . Ich liebe.

Ich bin ein Kind der Zeit. . ich liebe die Vergangenheit. . baue ich an der Zukunft, indem ich töte, vernichte, was ich liebe. . ? Ich weine über den getroffenen Bruder und über mich, daß ich ihn treffen mußte. . Und, aus diesen Tränen, Kamerad, begreifst du es nicht, aus diesen Tränen bricht die Saat der Zukunft: ich liebe. . und ich töte nicht mehr. . Ihr entweiht meine Liebe durch die Blutgier eurer entfesselten Herzen! Die knallende Musik, zu der eure Tritte wuchten, macht euch erstarken. .

Aber ich höre das Lied meiner Schwester durch den Abend gehen und sehe die Mütter alle, die vor den Kreuzen knien und sanft überschwemmt sind von Glaube und Hoffnung. .

Ihr Schwerter der Gegenwart. . schafftet die Zukunft milde!

Die Zerrissenheit seiner Seele trübte das Schauen seiner Augen. Er ging versunken, bis in den Kreis seines Blickes etwas trat, was ihn den kämpfenden Gedanken entriß.

Hart blieb er vor einem Laden stehen, in dem, lichtüberstrahlt, weißes, appetitliches Backwerk lag. Er trat über die Schwelle, er wußte selbst nicht warum, und kaufte sich — die junge Verkäuferin lächelte in seine Schwermut — zwei Lebkuchenmänner, von denen jeder ein großes, papiernes Herz auf seinem braunen Leibe trug. Während das blonde Fräulein das Geld wechselte, fiel ihm ein, warum er überhaupt hier eingetreten war.

Daheim war Kirchmeß. Auf einem freien Platze drehte sich hurtig ein Karussell, Kinder schwirrten bunt durcheinander, Buden zum Würfeln, Schießen, Buden mit Eßbarem und Leckereien waren aufgestellt. Und in diesen gab es genau solche Lebkuchenmänner mit bunten Papierherzen. Er erinnerte sich der alten Frau, die sie feil hielt und mit zitternden Händen den Kindern reichte. Wie oft waren seine begehrliehen Blicke über ihren beladenen Tisch gestrichen!

Und er sah auch wieder den alten Schimmel, der den ganzen langen Tag im Kreise ging und das Karussell drehte und mit den grossen guten Augen blinzelte. Die Freudigkeit lauter Kinder fuhr neben ihm auf hölzernen Pferdchen, in weichen Schlitten. . glitzernde Ketten, Flitterglanz und Lampions schwebten heiter über der Freude. Oft griff eine Mädchenhand zage nach des



Schimmels Kopf, oder ein blonder Junge streichelte ihn während des Fahrens.

Er wußte wieder: wie abends die Lampions, die bunten lieblichen Wunder für die Kinder, rot und grün aufglühten, der Flitter glimmerte und gleißte, und die Orgel mutiger brauste. Mütter standen und sahen zu. Väter drohten Übermütigen. Der weiße Schimmel ging im Kreise, und sein Fell war wie Seide unter dem Glanz. Der Schimmel wurde nicht müde, die Freude wurde nicht müde, die Freude flammte auf wie die Lampions und strahlte rot und grün. — Und dann das Feuerwerk: Raketen stiegen, Leuchtkugeln schwirrten in den sternblauen Himmel.

Doch wie er sich den Platz vorstellte, im Hintergrunde den dunklen Wald, der oft unter den fallenden Kugeln in weiße Helle getaucht war, sah er — wieder stieg eine Leuchtkugel und blendete fallend —: den Feind.. Dichte Kolonnen.. Offiziere sprangen von erschöpften Pferden.. Gewehrfeuer durchschlug die Stille.. Wieder wuchtete Dunkel weit und angstvoll.. Wieder ein greller Flammenblitz.. Fern grollten Kanonen.. Fern liefen Bataillone Sturm.. Fern war Bajonettangriff und Nahmord.. maß sich Manneskraft mit Manneskraft.. umschlangen sich Leiber, ringend, und fielen.. Wieder stiegen Leuchtkugeln.. Näher kam die Wut der Geschütze..

Da schreckte ihn die Stimme des Fräuleins auf. „Stimmt's?“ fragte sie leise, auf das schon längst abgezählte Geld deutend. Er zwang seine abwesenden Blicke, zurückzukehren und auf dem blanken, flachen Teller vor ihm zu ruhen.

Dann ging er, die beiden sorgsam eingepackten Lebkuchenhändler in der Hand, auf die tosende Strasse zurück.

Die Menschen schwammen vor seinem Blick wie in einem Nebel. Signale der Fahrzeuge trafen ihn hart. Er riß sich plötzlich zusammen. Schleuderte seine Hand an die Mütze. Ein Offizier. Sein Körper zuckte in einem Ruck aus seiner schlaffen Haltung straff auf.. und trieb weiter in dem Strom der Passanten.

Mechanisch zog er die Uhr. Wahrscheinlich kam jetzt da-

heim der Vater aus dem Geschäft. Die Schwester fiel ihm um den Hals und er brummte etwas Zärtliches. Dann saßen sie am Tisch. Er spürte, wie sie am Essen würgten. Dann spielte die Schwester.

Sie spielte, daß alle engen Räume versanken und in schimmernden Weiten sich die beglückte Seele erging.. daß Feiertag wurde.. daß alles Trübe tief versank.. Wiesen, von bunten Schmetterlingen suchend überflattert, dehnten sich an den ruhigen Weiden eines Flußes. In den Büschen lag Sonnen- gold. Friedliche Ruhe stieg aus den kleinen Hütten. Kinder spielten im Sand und Kühe trabten gemächlich zur saftigen Weide.

Wie konnte sie jubeln! Freudig sprangen blaue Hügel aus fallendem Nebel. Das Leben sanfter Dörfer an stillen Hängen ward wach. Ein Säer schritt hinter rastlosen Stieren. Eine Lerche, eine Lerche flog jauchzende Bahnen und ein Kinder- herz träumte ihr wunderbar nach.. Knospen brachen auf an stämmigen Rosenstöcken, Fenster öffneten sich und helle Ge- sichter tauchten sich in die Wonne des Tages..

Ja, die Schwester! Wie er sie liebte. Oft trieb es ihn, wenn sie spielte, aufzustehen und sanft über ihre weichen Haare zu streichen. Innig, dankbar.. Und sie jubelte ihre tiefste Freude aus, daß alle mit tieferem Glanz in den Augen sich ansahen und ein unerklärliches Wohlgefühl, das bereit ist zu weinen, bereit ist zu frohlocken und nicht weiß warum, ihre Herzen umschlang.. Die Schwester..

Plötzlich stieg ein feiner Geruch in seine Nase, deren Flügel sich dehnten. Behende trat vor sein Auge das Bild wirren, lieblichen Kraushaares über einer zarten Mädchenstirn.

„Nahe an mir sind weiche Mädchenhaare vorbeigestrichen“, dachte er und kehrte um, um unter den eilenden Menschen das Geschöpf zu finden, dessen Haargeruch ihn beunruhigte. Während er spähte und schneller schritt, jagten sich Vorstel- lungen in seinem Hirn und, umschwebt noch von dem lieblichen Geruch der Haare, presste er seine Gedanken in halb- laute Worte und murmelte:



„Wie plötzlich wacht längst Vergessenes auf, Kindheitstage sind wieder da. Das Spiel in einem Garten. Die Jagd hinter der gelenkigen Katze.

Sonne bricht durch bunte Flurfenster und tanzt auf gescheuerten Fliesen mit den gepeitschten Kreisel. Und tanzte auf deinem Haar, Schwester, in dem ich oft mein Gesicht vergrub.. dessen feinen Duft ich jetzt wieder roch..“

Da erspähte er sie.

In schwebender Anmut schritt sie vor ihm durch die Flut des Lichtes. Sie musste es sein. Zart floß Seide um ihre zarten Schultern. Der Gang ihrer Füße wurde zum Tanz vor seinen brennenden Augen. Mit einem Schritt war er ihr nahe.

„Müde vom Spiel, ach wie oft faßten wir uns an den Händen. Setzten uns auf die Treppe nahe den unersteiglichen Fenstern, die auf die Geheimnisse dunkler Höfe niederblickten. Du konntest Märchen erzählen, Schwester, Märchen, so bunt wie dein Herz.“

Er roch ihre Haare, so nahe war er ihr. Ihr Gesicht, das sie einmal kurz umwandte, erweckte in ihm jenen süßen, bänglichen Schauer, wie er ihn als Kind beim Eintritt in hohe Kirchen gespürt. Seine Brust wogte, in seinen Ohren brauste ungestüm das Meer seines Blutes. Er bückte sich einmal im Gedränge, sein Gesicht rührte schauernd die kühle Seide, die eng die Zartheit ihrer Hüften umspannte. Dann schritt er unentwegt neben ihr, seltsam beglückt.

„Nun habe ich dich wieder“, dachte er, „Sinn meines Wesens, du tiefe, tiefe Friedlichkeit, nun bist du wieder da. Wie ruhig bin ich geworden im Gleichmaß deiner Schritte, Mädchen, wie ruhig schreite ich neben der geruhigen Gesamtheit deines sicheren Wesens. Wie fern ist mir die Angst des weiten Kasernenhofes. Was ich entbehrte, köstlich besitzt es dein träumendes Dasein. Du blickst nicht rechts, nicht links. Du gehst.. und groß ist dein Ziel vor meinen Augen. Wie schreite ich neben dir, von dir getragen fast, wie wachse ich in dir.. und welche Gemeinschaft birgt der Schlag unserer gleichen Herzen..“

Hitze überflog seinen Körper. Er fühlte sich müde, da er einen Ruheplatz auf seiner Flucht gefunden. Der Atem der Heimatstube umschwebte ihn. Und, ihr ganz nahe, legte er während des Schreitens seinen Arm leise um ihre Schulter. Flüsterte, oder wollte flüstern — aber es erstarb auf seinen trockenen Lippen —: Schwester..

Ein Augenblick währte die Seligkeit. — Der nächste tat ihm weh.

Fremde wurden aufmerksam. Das Mädchen riß sich in der Sekunde, in der es berührt wurde, mit einem leisen Aufschrei von ihm los. Ihre Augen redeten Verachtung, ihr glattes Gesicht zog sich in weinerliche Falten. Über den jungen Soldaten kam plötzlich das Gefühl einer bitteren Ausgestoßenheit und Fremdheit. Er hörte Worte.. wie von fern.. aufgeregte Worte über sich.. über sein Tun.. das niemand verstand..

Ein Schutzmann faßte derb seinen Arm, als es aussah, als wollte er nochmals auf das Mädchen eindringen. Er ließ sich führen, die Augen seines rückwärts gewandten Gesichts hingen hell über dem Mädchen.

Fortgerissen sah er plötzlich gestaute Menschen sich mählich verlaufen; nur ein dicker Herr redete merkwürdig eifrig auf das betroffene Mädchen ein.

Hart wandte er sich ab. Schloß die Augen. Dann, wie erwacht, unbefangen um sich blickend, ging er aufrecht durch den lauten Abend, ein ungewöhnliches, tiefes Lächeln um seinen Mund.



*René Schickele:*

## GEBETE

*In den Jahrtausenden haben  
die Menschen gebetet: sei still, Gewalt,  
all die Herzen und die Hände, die sich gaben,  
sie begruben die Gewalt.*

*Ist der Kampf um Güte zwischen  
dir und mir  
vor den Betten, vor den Tischen,  
Menschentier,  
nicht urschwer und voller Grauen  
und der Zorn des Stolzen vor dem Lauen  
und die Schmach des Schwachen und die Not  
armer Armen, Tod im Feuchten,  
Tod im Heißen, und das Weiß und Rot  
einer Liebe noch im Kronenleuchten  
spiegelnder Salone, ist nicht jeder Schlag  
unsrer Herzen aller: Kämpfe, Siege,  
Märsche, Wunden, Auf- und Niederstiege,  
Qualen, Fieber, Jubel, hell und dunkler Tag?*

*Heilige Tiere, wie erscheint ihr groß und gut  
traumhaft wandelnd durch den Nebel Menschenblut!*

HYMNE AN MITRA UND VARONNA, BESCHÜTZER  
DER HEILIGEN DICHTER  
(NACH DER ATHARVA-VEDA)

Lächelnde Meister der heiligen Regeln,  
Alle meine Sinne  
Beten euch an.  
Kluge Götter,  
Die ihr die Ungeweihten  
Weit von euch entfernt,  
Ihr, die ihr Satyavan beschütztet  
In den Schlachten.  
Erlöset uns von allem Übel.

Kluge Götter,  
Die ihr die Ungeweihten  
Weit von euch entfernt  
Und Satyavan beschütztet  
In den Schlachten,  
Die ihr die Menschen anführt  
So wie Indra seine Rosse  
Zu dem Flammenopfer,  
Das er selber sich bereitet,  
Erlöset uns von allem Übel.

Götter, deren Wagen  
Über die sichere Straße fliegt  
Und mit immer straffen Zügeln,  
Die ihr die traurigen Kämpfer  
Doch zum letzten Ziel entführt,  
Hört, euch ruf ich,  
Mitra und Varonna,  
Euch werf ich mich zu Füßen:  
Erlöset uns von allem Übel!



## DER UNBEFLECKTE

(EURIPIDES, HIPPOLYTOS)

Schönste unter allen Jungfrauen,  
die den Olymp bewohnen,  
Geliebte, Artemis!  
hier diesen Kranz  
hab ich gepflückt  
auf einer unberührten Wiese,  
kein Huf hat sie gestreift,  
es wagte nie ein Hirt,  
die Herde herzutreiben,  
allein die Frühlingsbiene  
kommt hierher,  
und die Scham befruchtet sie  
mit ihrem Tau.  
Der allein,  
der von der Natur  
alle Dinge gleicherweise lernte,  
darf diese Blumen pflücken,  
den Schlechten ist es nicht erlaubt.  
Süße Geliebte,  
empfang von meiner frommen Hand  
die Krone auf dein goldnes Haar!  
Ich, ja ich  
darf sie dir reichen:  
ich begleite dich, ich spreche mit dir,  
ich höre deine Stimme,  
obwohl ich deine Züge nicht erkenne,  
und ich werde mein Leben beenden,  
so einfach, wie ich es begann.

## GELOBT !

(HEIL. AUGUSTIN)

Gelobt sei Gott, unser Herr  
mit aller Kreatur,  
vor allem mit unserm Bruder Sonne:  
schön ist er und überfließt von Glanz,  
er ist dein Zeichen, Herr.

Gelobt sei der Herr  
für unsere Schwester Mond und die Sterne.  
Du hast sie hell und schön gemacht.

Gelobt sei der Herr  
für unsern Bruder Wind,  
für die Luft voll Wolken und Licht  
und alle Jahreszeiten,  
in denen die Kreatur gedeiht.

Gelobt sei der Herr  
für unsre Schwester Wasser:  
nützlich ist sie und bescheiden,  
kostbar und rein.

Gelobt sei der Herr  
für unsern Bruder Feuer.  
Er ist schön und angenehm, voll Kraft,  
rasch, und er leuchtet in den Finsternissen.

Gelobt sei der Herr  
für unsre Mutter Erde,  
die uns nährt und trägt.  
Sie schenkt uns die Früchte, die Gräser  
und die farbigen Blumen.

Gelobt sei der Herr  
für unsere Schwester Tod,  
in deren Umarmung  
der irdische Leib vergeht.  
Ihre Augen führen in den Himmel.



## GLORIOSA

(XIII. Jahrh.)

Gegrüßt, ruhmvolle Jungfrau,  
du himmlischer Stern  
und Tau der Erde,  
gegrüßt deine perlenreine,  
sonnenüberstrahlende  
fröhliche Jungfrauschaft!  
O ewiger Frieden.

O Hoffnung aller Schuldigen,  
O Ruhm der Erlösten,  
O Ende des Todes und Lebensweg,  
das dreifach getürmte  
Königreich der Engel  
endet nie das Lied von deinem Lob.

O Zweig voll Blüten,  
Gottes Hand entsprossen,  
O Strahl vom wirklichen Licht,  
O Lebensbaum voll Früchte  
an der schimmernden Küste,  
wegweisender Blick  
im abendlichen Wald.

O Blumengarten, dessen Duft  
so süß zu atmen allen Kranken,  
O Brunnen der Reinheit,  
aus dem Magdalena

---

mädchenhafte Glieder streckt,  
Du bist der wilde Rosenbusch,  
den Mose in den Flammen grünen sah,  
das wollene Fließ,  
das der Tau nicht trocknen ließ,  
und das in Gideon gedieh.

O kluge Jungfrau,  
die der König des Ruhms  
mit den schönsten Dingen  
des Himmels behing,  
süße Mädchenmutter, Heil der Welt,  
Geliebte und Herrin aller Engel,  
schenk uns den ewigen Frieden  
der heimgekehrten Liebe!



*Warum schwebt der Papst nicht auf  
groß auf Felsensehn,  
ruft und fleht:*

*„Man sah den Pelikan  
in seinem Blute untergehn.  
Man sah den Schwan  
ein trübes Licht im Sturm verwehn.  
Man sah das Lamm sich ganz verlieren.  
Man sah die Märtyrer vor wilden Tieren.  
Doch der Pelikan ist auferstanden,  
man sah den Schwan im Blauen landen,  
es fand das Lamm zu Gottes Füßen hin,  
die Märtyrer, sie jubilieren!*

*Ich, der ich alles kann  
in unsers Herren Christi Sinn  
und das Schwert des Himmels hüte:  
Seht, Geknechtete! ich werf es in der Zeiten  
Riesenschalen, seht! Seht! meine Arme breiten  
Armeen von Engeln über euch,  
die sollen euern Herrn und ihren Hunden wehren,  
O Liebe, Liebe: wüte!  
Der Papst stand auf, und so ist Gott mit euch.  
Sein Wort ist mehr als hunderttausend Reiter Flieb,  
Er, der das tolle Pack der Wechsler aus dem Tempel trieb,  
Er litt an euerm Haß, Er muß euch siegen lehren.“*

*Der Papst bleibt stumm. — Und Gott?  
Vor dem hohen Kreuz versucht  
Satan ihn umsonst mit einem Wunder.*

André Suarès:  
ÜBER CHARLES PÉGUY

*André Suarès hat eine Reihe von Pamphleten gegen Deutschland geschrieben; wozu ich bemerken möchte: Ein Pamphlet ist eine literarische Gattung wie das Idyll, der Roman, die Lyrik. Eine literarische Gattung, nicht ein kritischer Begriff. Suarès war von je ein gläubiger Romane. Es ließ sich erwarten, daß er die Gelegenheit nicht versäumen werde, das Romanentum zur wichtigsten Angelegenheit der Menschheit zu machen; seine Argumente überraschen ebenso wenig wie seine Lyrismen. Er verteidigt ein System, das er mit großem Talent in zwei Jahrzehnten aufgebaut hat. Dabei geschieht es, daß er auch Renan verteidigt, und nicht nur, weil Renan ein Dichter war, und weil er ihn nicht ganz an die Deutschen ausliefern will. Er verteidigt den späten Wagner, den Wagner des „Cristan“ und des „Parsival“, die er für das Romanentum in Anspruch nimmt. Systeme zwingen zu solchen Vergewaltigungen. Daneben läßt er es sich nicht nehmen, Menschen zu schildern. In der Reihe seiner Streitschriften ist ein Buch über Charles Péguy erschienen, worin er den Toten leben läßt, wie er war. Hugo Ball hat Stellen daraus ins Deutsche übertragen. Da Péguy eine ganze Generation geformt hat, ist es nicht unwichtig zu wissen, was er war. Hier die — nicht tendenziösen, sondern wesentlichen Ausszüge, die Hugo Ball aus dem Buch gemacht hat.*

I.

Er hatte Bauernblut in den Adern. Seine Väter waren Winzer in der Beauce: er selbst konnte recht artig reden vom Wein; aber er konnte keinen trinken. Seine Mutter kam vom Bourbonnais; durch sie war er der letzte einer ganzen Generation von Holzfällern. Er hat viel zugehauen und viel Breschen geschlagen, aber nicht mit der Axt, und er hat mehr Lügen zersplittert, als Gehölz.

II.

Er war immer im Kriege. Er war ein Soldat. Krieg machte er der Sorbonne, die ihm als erstem faul erschien. Krieg machte



er den Politikern jeder Ordnung. Krieg den Teutonikern der verschiedensten Schulen und Parteien; einer falschen Justiz und einer verkehrten Gleichheit; Krieg gleicherweise einer üblen Finanz und einem üblen Proletariat; einer tödlichen Geldwirtschaft und einer bekenntnislosen Arbeit; Krieg den Übergriffen eines Materialismus, der sich rühmte, das Glück der Armen im Geiste zu sein und die Sanktionierung eines Lebens ohne Herz und Opfersinn. Er war der geborene Feldprediger der Republik, sozusagen ihr stetes Gewissen.

Menschen seines Schlages: immer tippelnd und in Eile, unterwegs von früh bis spät, finden keine Zeit, mit selbstgefälliger Miene, aber desto geheimnisvoller ihren Schnurrbart zu zwirbeln. Sie sind die unentwegbaren Soldaten der Tat. Man trübe uns das Bild Péguy's nicht! Man lasse die überschwenglichen Hymnen und den berühmten Weihrauch, der weder aufrichtige Trauer über den Verlust, noch Blütenwedel aus Smyrna ist. Péguy war nicht der erste Schriftsteller der Nation, er war nicht der beste Poet seiner Zeit. Aber er war Péguy, groß durch seine Nachdrücklichkeit, groß durch sein Gewissen und groß durch seinen Charakter. Er war der erste unter den Soldaten, die schreiben, und unter den Handwerkern, die denken. Es gibt nicht viele Menschen, die mehr Konsequenz zogen aus ihrer Zeit, als er. Er hatte Schüler und Anhänger. Sie standen zu ihm wie Pfarrkinder zu ihrem Geistlichen. Er legte ihnen den Text der Ereignisse aus und zeigte ihnen, wohin die Dinge trieben. Er war Führer, Haupt einer Schule und sein eigener Kanzlist. Nicht zuletzt: Er hat Genie bewiesen, und zwar mehr als einmal.

### III.

Péguy war Zeit seines Lebens religiös. Glaubte er? Oder wie hat er geglaubt? Und an was? Ungläubigkeit war ihm unerträglich. Zum Leben brauchte er einen Glauben. In seinen Augen war der Glaube das Fundament der Gerechtigkeit. Sein Begriff von Religion und Kirche hatte nichts mit schmarotzenden und noch weniger mit eingefleischten Priestern zu tun. Er stand sich in Glaubensdingen besser mit Analphabeten als mit

Pharisäern und Duckmäusern. Der größte und geistigste Katholik, den ich unter den heutigen kenne, sagte mir eines Tags: „Was ist das also mit Péguy? Was will er? Seine Kinder sind nicht einmal getauft, und er empfiehlt sie dem Schutze der heiligen Jungfrau. Das ist mir unverständlich.“ Péguy war nicht so sehr aus Rom, als aus Orléans und aus Paris. Er hatte etwas von jenen alten Franzosen, die sich, vor der Reformation und dem tridentinischen Konzil, den direkten Kontakt mit Gott und Jesus Christus wahrten. Nirgends zeigt sich dieses Wesen deutlicher als im Fall der Jeanne d'Arc. Sie verweigert den Gehorsam. Hätte sie gehorcht, so hätte sie nichts vollbracht. Den einzigen Tag, wo sie ihren Gehorsam beweisen sollte, verweigerte sie ihn. Und sie starb den Feuertod, indem sie sich selbst die Strafe ihrer Ketzerei erteilte, dieses sehr sublime junge Mädchen.

Man bilde sich nicht ein, Jeanne d'Arc sei für Péguy ein literarisches Sujet. Jeanne d'Arc ist sein Lebenswerk, seine Aufgabe, seine Mission. Er betrachtete sich gesandt und geboren für Jeanne d'Arc, wie Joinville für den heiligen Ludwig. Sein erstes Buch, mit 25 Jahren, ist eine Jeanne d'Arc. Er gestand mir, daß er sein ganzes Leben über Jeanne d'Arc zu schreiben gedenke, sollte er hundert Jahre alt werden. Zwanzig und selbst dreißig andere Bände schreckten ihn nicht. Er widmete alles insgeheim Jeanne d'Arc. Er übersetzte alles in Jeanne d'Arc, steigerte es in eine höhere Realität. Jeanne d'Arc war für Péguy zuletzt das passionierte Frankreich in seiner höchsten Gegenwart. Der wahre Christ lebt unaufhörlich in der Passion Jesu-Christi. Péguy ward nicht müde zu leben in der Passion unserer lieben streitbaren Frau von Orléans.

All seine anderen Werke, seine Pamphlete, Abhandlungen, seine Reden an sich selbst und über sich selbst, sind nur die Kämpfe und Scharmützel der heiligen Jeanne im 20. Jahrhundert.

Tief religiös, war er der geborene Häretiker. Die Häresie ist das Leben der Religion. Der Glaube ist es, der die Ketzer macht. In einer toten Religion gibt es keine Häretiker mehr. In Wahrheit, Péguy war der Ketzer aller seiner Religionen, nur einer nicht: Ketzer der sozialistischen Doktrin; Ketzer der Sorbonne; Ketzer



der Bücherdruckerei, wo ihm soviel Liebe für schöne Bücher und Lettern in zwei, drei Fällen durch sorglose Parteinahme beschmutzt worden war; sogar Ketzer der Kirche, da er schließlich ja nach eigener Façon Christ sein konnte, und man streitet sich noch, ob dieser große Katholik wirklich Katholik war oder nicht.

Er ist Freund und Patron tüchtiger Arbeit.

Geboren unter Leuten des Handwerks, bei denen er viel Zeit verbracht hat, kennt und liebt er über alles den guten Handwerker. Verachtet er den schlechten, der Material und Werk verdirbt. Wer ohne Überzeugung ist, ist für ihn der schlechte Arbeiter.

Péguy gebrauchte gerne das Wort: „Wer kein Gewissen hat bei seinem Handwerk, ist nur ein Bürger. Während der Bürger, der gut macht, was er anfängt, und der es immer besser machen will, gelten mag als tüchtiger Mann.“ Da hat man den Inbegriff der Moral Frankreichs und des französischen Ideals der Égalité: sie besteht im Gewissen und im Talent: vollendete Handwerker oder große Künstler, vollendete Soldaten oder große Feldherrn: hier sind alle sich gleich in der Noblesse, mit der sie leben und mit der sie sterben: sie wissen, was sie tun, und sie wollen gerade das tun: sie verstehen einander, beurteilen einander und nehmen Urteil an, in vollkommener Freiheit, vollkommener Geltung, alle gleich vor dem Gebäude, das sie bauen, sei es eine Kathedrale, die Prosa oder das Vaterland. Anders gibt es keine Republik.

#### IV.

Er hatte die Idee, daß seine Prosa, so gut sie auch sei, seine Verse nicht erreiche. Er wagte nicht den alten Glauben an die Gattungen und an eine Hierarchie innerhalb der Werke aufzugeben. Ein Roman konnte sich seiner Auffassung nach nicht messen mit einer Epopöe, die Komödie nicht mit den tragischen Meisterwerken. Daß ein Prosabuch das gelungenste Drama sein könnte, hätte er niemals zugestanden. Es ist wohl wahr, daß mancher gelungene Vers bei ihm besser ist, als seine Prosa: aber er hat sehr viel gute Prosa und wenig gute Verse.

Um auf den Grund zu gehen, möchte ich von Péguy wie von uns heutigen allen sagen, seine Leistung liege in der Form, die

die Form unserer Zeit ist und unsere eigenste Schöpfung: nämlich weder Prosa noch Vers, sondern beides zugleich.

Diese neue Form, die sich mit jedem neuen Poeten verändert und die sich deshalb so glühend dem Genius anvermählt, ist die stärkste Schöpfung der französischen Kunst seit der Prosa des siebzehnten Jahrhunderts. In Rousseau und Chateaubriand wird sie geboren. Mit Baudelaire wird sie sich bewußt. In Flaubert ist sie schon ein wundersames Ausdrucksmittel. Rimbaud hat aus ihr das bisher unerhörte Instrument gebaut, jene große klingende Bratsche, auf der er jene Fragmente spielte: heiliger Fieberwahn, tappend und blind das Genie erstickend.

Péguy ist der Soldat im Kriege, und jedes seiner Bücher ist seine Schlacht. Seinem Genie in der Aufdröselung und im Selbstgespräch, seiner moralischen Zähigkeit und der Glut seines Gewissens bot sich als freier Tummelplatz das Pamphlet. Hier ist er sehr am Platze: seine Bonhomie, seine altmeisterliche Art zu denken, sein priesterlicher Schwung, selbst in der ausfälligsten Invektive, geben seinen Satiren einen seltenen Geschmack. Auch kennzeichnet ihn, daß er Menschen nicht von Ideen trennt. In der Politik sind ohne weiteres Ideen ohne Vertreter nicht denkbar. Viele Lügen verschwinden, wenn man deren Urheber mit diesem Prinzip einschweifelt. Péguy kann sehr hart sein, wenn er anklagt und sich empört. Er hat den großen Zug. Er führt starke Beweggründe und mächtige Ideen ins Feld gegen kleine Leute. Er scheint in keinem Verhältnis zu stehen zu seinen mittelmäßigen Gegnern. Es ist ein Zug von Größe, der den Sinn und das Merkmal hat, daß hier jemand den Knirpsen große Maße anlegt. — Man ist nicht Franzose, wenn man keinen Geist hat. Das mächtigste Genie, wenn es nicht spirituell ist, ist weniger französisch als irgendwer. Dies Geschenk kommt von Athen und Paris. Shakespeare, wenn er soviel Witz hat, hat ihn nur, weil er ganz lebhaft Kelte ist. Eine Seite Montaigne oder Pascal enthält mehr Geist, als alle deutschen Bücher zusammen genommen. Conti hat so viel Geist, daß man gar nicht mehr auf sein Genie achtet. Péguy hatte Geist: er war voll einer dörflichen Malice.



Für Leute, die Überzeugungen haben, ist zuviel Geist eine Gefahr. Sehr viel Geist haben, heißt über den Ideen stehen, und auch mit ihnen nur spielen. Schließlich spielt man auch mit sich selbst nur. Solcher Art heißt Geist haben: in souveräner Weise frei sein. Wer Souverän ist, hat immer Verdacht um sich. Bis dahin konnte Péguy nicht gehen: er hatte einen Plan, innerhalb des Geistes sogar.

## V.

Péguy hat gelebt: tapfer und frei. Er ist nie ausgewichen vor den Parteien, nicht einmal vor seiner eigenen. Er hat sich nie verpflichtet gefühlt, auch seinen Anhängern nicht. Die „Cahiers“ hatten immer Hunger, und er suchte allseits ein Linsengericht für sie: aber er ist nie, auch nur einen Finger breit, vom Recht der Erstgeburt abgewichen, vom Rechte, frei zu sein. Je mehr man Franzose ist, desto weniger gehört man zu einer Partei. Je freier man wird, desto weniger kann man Theologe bleiben. Und in dem Maße, wie man französischer wird, wird man menschlicher. Man gilt dann für undankbar.

Indem Péguy sich von der Partei befreite, hat er sich wohl auch von der Moral befreit, die ebenfalls eine Partei ist. Man hat keine Moral nötig, wenn man ganz Gewissen ist. Man hat damit Fesseln genug.

Die Moral ist ein Aberglaube wie irgend ein anderer. Die Deutschen rühmen sich, die moralischsten Leute zu sein. Aber nichts ist wichtig, als die Freiheit. Nichts ist rein, als die innere Freiheit. Nichts ist fruchtbar, wie das Wagnis, zu dem die Freiheit führt. Sich frei machen ist die einzige Moral. Frei sein auf eigene Rechnung und Gefahr, voilà un homme. Man ist nicht frei, wenn man es nur auf Schaden und Kosten eines andern ist. Weil man nämlich ein Gewissen hat. Die Deutschen, die moralisch sind und kein Gewissen haben, können die wahre Freiheit nicht einmal verstehen. Die höchste Freiheit besteht darin, daß man sich opfert, und zwar einer wahrhaft großen Sache, die man jedem Interesse vorzieht. Es gibt keine Freiheit, die höher steht, als die Freiheit der Heroen und der Heiligen, es sei denn die Freiheit des Künstlers.

*Alfred H. Fried:*

## DIE CHOLERA

*Der folgende imaginäre Vortrag ist der im Glossenteil angezeigten Broschüre Alfred H. Fried's entnommen: „Vom Weltkrieg zum Weltfrieden“. Er mag als Epilog zu einer gewissen Kriegsliteratur gelten, die zum Glück fast schon der Vergangenheit angehört.*

Die Volksseuchen, die die Menschen von Zeit zu Zeit heimsuchen und sie in großen Massen hinraffen, werden noch immer kurzsichtig als ein Übel beklagt. Von einem höheren Gesichtspunkte aus wird man jedoch leicht erkennen, daß dieses Übel auch seine Vorteile hat, ja, daß die Vorteile dabei überwiegen. Wer nicht nur das Schicksal des einzelnen, sondern auch das der Gesamtheit im Auge behält, wird nicht im Zweifel darüber sein, daß sich auch dieses scheinbare Übel, so wie manches andere dafür gehaltene, in das Ganze der Weltordnung einfügt, in ihr regelnd und förderlich wirkt.

Die Menschheit, die die Neigung zur Entartung besitzt, bedarf der Zuchtruten, die die Ausschreitungen des ichsüchtigen Einzelwesens zum Vorteile der Gesamtheit wieder ausgleichen. Die wirksamsten jener Zuchtruten und Regelmittel sind gerade die großen Volksseuchen, weil sie mehr als jedes andere Mittel dieser Art die große Masse der Menschen erfassen und daher am umfassendsten ihre regelnde und erneuernde Wirkung ausüben können.

Unter diesen Volksseuchen nimmt die Cholera deshalb eine ganz besondere Stellung ein, weil sie so ziemlich die einzige Volksseuche ist, deren wir uns in dem verderbten alten Europa noch erfreuen dürfen. Pest und Aussatz, die im Mittelalter und bis in die Neuzeit hinein bei uns eine so hervorragende Rolle



spielten und so befruchtend auf die Kultur jener Tage eingewirkt haben, kommen als Massenseuchen nicht mehr in Betracht. Ebenso wenig wie das gelbe Fieber, das unseren Breiten überhaupt vorenthalten blieb. Aus diesem Grunde will ich mich hier besonders mit der Cholera befassen.

Gewiß, die Cholera ist, an sich betrachtet, ein Übel, eine Himmelsplage. Aber schon unser großer Dichter bezeichnet die Wirkung dieser Himmelsplagen als „furchtbar“, aber „gut“. Und es gehört in der Tat ein hoher Grad von Kurzsichtigkeit dazu, bei einem Übel nur immer die eine Seite zu betrachten und nicht auch die andere, immer nur das Mittel in seiner Schreckhaftigkeit ins Auge zu fassen und nicht auch dessen heilsame Wirkung. Von jenem falschen Gesichtspunkt gehen die Bestrebungen von Leuten aus, die in der Cholera nur das Schreckliche, das Grauenhafte sehen, den großen Endzweck aber nicht zu erkennen vermögen und deshalb in unsinniger Weise diese letzte Zuchtrute, die uns noch geblieben, ganz auszurotten versuchen wollen. Dieses Treiben ist äußerst gefährlich. Denn würde ihnen ihre Vornahme gelingen, dann würden wir den letzten Regeler verlieren, der unsere Volkskraft erhält, und das große Kulturleben Europas wäre bald für immer erloschen unter den ungezähmten Trieben einer genußsüchtigen und eitlen Gesellschaft. Glücklicherweise setzen sich jene Personen mit der Vernunft des Weltgeschehens in Widerspruch, und ihre Bemühungen werden daher Utopie bleiben. Es sind Ideologen, die sich von dem Boden der Tatsachen entfernen, wenn sie meinen, daß sie den Menschen „ewiges Leben“ bereiten könnten, sobald sie sie von der Cholera befreit haben. In dieser Welt, wo alles sterben muß, gibt es kein ewiges Leben. Der Kampf gegen die Cholera ist daher ein Traum, und nicht einmal ein schöner. Wir danken jedenfalls für eine Welt, wo die Triebe zum Wohlleben uneingeschränkt herrschen, und die Menschheit notwendigerweise zur Tierheit herabsinken müßte. „Etwas hoffen, fürchten und sorgen muß der Mensch stets für den kommenden Morgen“, können wir auch hier mit dem Dichter sagen. Er wollte damit andeuten, daß eine Menschheit, der die Cholera, die letzte

Kulturseuche, noch genommen werden würde, die also ohne Hoffnungen, Furcht und Sorgen von einem Tage zum andern hindämmern sollte, keine Menschheit mehr wäre.

Stellen Sie sich eine solche Welt nur einmal vor, meine Damen und Herren. Würde die Furchtlosigkeit nicht alle Triebe ausschalten, die das Werk unseres Kulturlebens geschaffen haben? Würde sie nicht alle Bande der Ordnung lösen und alles zerstören, was uns heute wert und teuer ist? In einer Welt, wo die Menschen für den kommenden Morgen nichts zu fürchten hätten, würde die Familie nicht mehr bestehen können, denn sie beruht auf dem Wunsche der Eltern, den Kindern die Furcht und Sorge der Zukunft zu ersparen. Mit der Lockerung oder gar dem völligen Versagen der Familienbande würde aber der Staat zerfallen, dessen feste Grundlage die Familie bildet. Und mit dem Staate würde die Menschheit von hinnen gehen. Sie erkennen schon hieraus, daß die Cholera den Grundstein der sozialen Ordnung bildet, und daß jene, die die Cholera überwinden wollen, in frevelhafter Weise an dieser Ordnung rütteln, daher im höchsten Grade gefährlich wirken. Sie wollen das Familienleben untergraben, die Stütze des Staates erschüttern und damit jene grauenhaften Zustände des Urmenschentums zurückrufen, die keine Kultur kannten. Sie werden zugeben, daß es etwas Gemeingefährlicheres als jene Bestrebungen gar nicht geben kann. Nein, rufen wir, die wir es mit der Menschheit gut meinen, die Cholera muß dem Volke erhalten bleiben, und wenn wir sie nicht schon hätten, müßte sie erfunden werden!

Gewiß mag es schrecklich sein, seine Liebsten unter den qualvollen Erscheinungen dieser Krankheit hinsinken zu sehen, mit einer Plötzlichkeit, die das Schreckhafte noch vermehrt, die Kinder der Eltern, die Frau des Gatten, die Eltern der Kinder beraubt zu sehen, dabei zu wissen, daß die noch Lebenden jede Minute dasselbe Schicksal treffen könne. Es wird niemandem einfallen, die Entsetzen einer solchen Seuche schön zu finden. Aber hier ist auch der menschlichen Betätigung ein wichtiges Feld eingeräumt. Der Mensch kann den Tod nicht aus der Welt schaffen; doch kann er ihn mildern. Er kann dem unter quälen-



den Schrecken Sterbenden das Leid abkürzen, es ihm durch Betäubungsmittel erträglich machen. Hier kann der Mensch seine Menschlichkeit zeigen, sein edles Herz bekunden, das ihn von der Tierwelt unterscheidet. Vermenschlichen wir die Cholera, und wir werden ein großes, unserer Zeit würdiges Kulturwerk vollbringen. Aber seien wir stets eingedenk, daß der Mensch doch nicht nur zum Vergnügen auf der Welt ist. Eine gütige Natur hat ihm Schmerz und Qual mit auf den Lebensweg gegeben, damit er aus dem Widerpart der Empfindungen erst recht die Wonnen des Lebens genieße. Er wird das gütige Walten der Natur auch daran erkennen, daß der Choleratod ein rascher ist. Nur Unverstand vermochte die Natur als grausam hinzustellen. Sie übt in Wirklichkeit Barmherzigkeit. Ewig kann der Mensch nicht leben, in der Regel ist ihm langes Siechtum beschieden. Nun kommt die Cholera, die ihm den Tod, dem er ohnehin nicht entgangen wäre, in abgekürzter Form bringt. Es ist doch Unsinn, immer nur das Leid und die Qual sehen zu wollen und nicht zu erkennen, welcher Gewinn dabei trotz alledem auch für das Einzelwesen herauskommt, ganz abgesehen von den Vorteilen, die der Gesamtheit zuteil werden. Erkennt man aber diesen Gewinn, so wird man zugeben müssen, daß es keinen schöneren Tod geben kann, als den Choleratod während einer das Volk erneuernden Seuche. Es ist ein Tod für die Gesamtheit, die opfervolle Hingabe des einzelnen für die Menschheit, wie die Dichter aller Zeiten und Länder ihn preisen. „Das Leben ist der Güter höchstes nicht!“

Bei allen Vorteilen, die uns die Cholera bietet und bei aller Einsicht ihrer Wichtigkeit für die Entwicklung der Menschheit können wir natürlich nicht wünschen, daß die Seuchen ununterbrochen andauern. Wir brauchen Zwischenzeiten, während welchen wir uns all der durch die Seuchen errungenen Vorteile erfreuen können. Wir erstreben ja die Cholera nicht um ihrer Schrecken willen, sondern um der heilsamen Folgen, die diese Schrecken mit sich bringen. So ist uns auch die Seuche nur ein Übergang zur seuchenfreien Zeit. Wir sehnen die Seuche herbei, um sie los zu werden. In diesem ewigen Wechsel liegt ihre Be-

deutung. Auch in der Zwischenzeit wird die Cholera befreiend und erneuernd wirken, denn die drohende Gefahr ihrer Wiederkehr wird die Menschen aufrütteln. Deshalb geht es nicht an, die ewige Seuchenfreiheit herbeizusehnen. Indem wir der Gefahr der Seuche bewußt sind und uns auf sie vorbereiten, zügeln wir die Wucherungen des Lasters, hemmen wir die Entwicklung des Materialismus, genießen wir schon die wohltuende Macht der Zuchtrute, ohne die Zuchtrute selbst zu fühlen.

In dieser Zeit der Erwartung genießen wir schon die Vorteile der Einrichtung. Die Erwartung ist es, die die Furcht wachhält und den Kampf gegen die Cholera ermutigt. Das heißt, nicht den Kampf zu ihrer Ausrottung, sondern den zur möglichst langen Erstreckung der Zwischenräume. Dieser Kampf befruchtet das geistige Leben, regt die Ideen an und setzt die Hände in Bewegung zur Erzeugung all der vorbeugenden und lindernden Mittel. Tausende finden Arbeit durch diesen Kampf gegen die drohende Seuche. Es kommt daher Geld in ungeheuren Massen unter die Leute, Millionen und aber Millionen werden ausgegeben, die die Volkswirtschaft befruchten, da sie im Lande bleiben. Wir bauen Spitäler, errichten Baracken, führen Wasserleitungen aus entfernten Gebirgen bis in unsere Städte, errichten wohlausgeklügelte umfangreiche Kanalisationsnetze, stellen teure Filteranlagen her, erzeugen in großen Mengen die bewährten Entkeimungsmittel; wir errichten Lehrstühle für Bakteriologie und Gesundheitslehre an unseren Universitäten, bilden Ärzte, Krankenpfleger und Entkeimungstechniker aus, kurz, es kommt ein Streben und Ringen zum Durchbruch, das die Gesamtheit erhält, und angesichts der Drohungen des Todes schaffen, stärken und erhöhen wir das Leben. Immer eindringlicher und verständlicher wird die Lehre: „Wenn du das Leben willst, bereite den Tod vor“.

Betrachten wir nun die heilsamen Einflüsse der Cholera auf das Leben der Gesellschaft. Da ist vor allen Dingen das große und wichtige Gebiet der öffentlichen Gesundheitspflege. Wir wissen heute, welche Rolle die Reinlichkeit im Leben des Menschen spielt und berechnen den Kulturgrad eines Volkes nach



dessen Verbrauch an Seife. Gewiß freuen wir uns, wenn wir uns dabei sagen können, daß gerade unser Volk in diesem Konsum an der Spitze steht. Aber da müssen wir uns auch befriedigend sagen, daß die volkstümliche Körperpflege, das öffentliche Badewesen noch sehr im Argen liegen würde, daß nur wenige sich waschen würden, das Reinlichkeitsbedürfnis in keinem Falle so ausgebildet wäre, wenn nicht die dauernde Gefahr der großen Seuche drohend über unseren Häuptionern schwebte.

Bekannt ist ferner, daß diejenigen am leichtesten das Opfer der Seuche werden, die nicht die geeignete körperliche Widerstandskraft besitzen. Diejenigen, die unterernährt sind, deren Körperhaushalt durch Mangel oder Ausschweifungen in Unordnung geraten ist, sind die vorherbestimmten Opfer. Was ist die Folge davon? Die stets drohende Gefahr der Cholera treibt die Menschen an, ihren Körper widerstandsfähig zu machen, ihm die richtige Ernährung zuzuführen. Um dies durchführen zu können, müssen sie Fleiß und Tatkraft an den Tag legen, um im Kampfe ums Dasein sich die Möglichkeit einer ausgiebigen Ernährung und durch sie die nötige Widerstandskraft zu erringen. So sehen wir hier die Seuche nicht nur als einen wirtschaftlichen Beweggrund höchster Bedeutung, denn der Fleiß des einzelnen Menschen hebt die gesamte Wirtschaft, sondern auch als einen unentbehrlichen Hauptpunkt der Gesundheit. Die Cholera ist es gerade, der wir unseren erhöhten Gesundheitszustand verdanken. Diejenigen Völker, die häufiger an der Cholera zu leiden haben, sind nicht nur die gesündesten, sie sind es auch, die wirtschaftlich und kulturell am höchsten stehen; während jene, die sie sich vom Leibe zu halten suchen, sich im Verfall befinden und zum Untergang bestimmt sind.

Und nun die sittlichen Werte, wie werden diese durch die Cholera gesteigert? Sehen wir doch hin, wie in Zeiten der Seuche alle Eitelkeiten und Kleinlichkeiten verschwinden, wie alle Unterschiede des Glaubens, des Volkstums, der Geburt, des Ranges, des Besitzes, des Geschlechtes und des Alters aufhören, und jeder, nur als Mensch unter Menschen sich fühlend, lediglich darauf bedacht ist, an den Werken zur Bekämpfung der

Seuche und zu ihrer Linderung mitzuwirken. Nur in solcher Zeit sieht man den Sinn für Gemeinsamkeit, die Opferfreudigkeit, die Hingebungsfähigkeit, die wahre Religiosität der Menschen sich entfalten und reiche Blüten tragen. Man hat diese Eigenschaften auch dem Kriege zugeschrieben. Diejenigen, die das tun, haben nur zum Teil recht. Der Krieg ist nicht mehr imstande, im gleichen Maße wohltuend zu wirken wie die Cholera. Schon weil er viel zu selten geworden ist. Dann aber, weil er einen großen Teil der Menschheit von den Wohltaten, die er erzeugt, von vornherein ausschließt. So kommen für die Auslese und Förderung im Kriege nur die Männer in Betracht, und auch da nur die im wehrfähigen Alter stehenden. Die Cholera geht auf die Gesamtheit der Menschen, sie macht keinen Unterschied zwischen Mann und Frau, zwischen Säugling, Jüngling und Greis, zwischen Hochgestellten und Niedrigen. Sie erfaßt sie alle. Sie ist das Allheilmittel der Menschheit. Und während es im Kriege auch bei den Teilnehmern noch immer einen großen Bruchteil gibt, der nicht unmittelbar an den Kämpfen beteiligt ist, sondern hinter der Front wirkt, gibt es bei der Cholera diese Unterschiede nicht. Da stehen alle an der Front. Beim Kriege kommen die durch ihn gezeitigten Vorteile auch noch dem gegen uns kämpfenden Feinde zugute. Diese Unzuträglichkeit fällt bei der Cholera weg. Es ist möglich, sie allein im eigenen Lande wüten zu lassen und so den Nachbar ihrer Vorteile zu berauben. Sie ist daher nicht nur das größte, allgemeinste, sondern auch das nationalste Zuchtmittel der Menschheit.

Aber trotzdem wirkt sie auch, innerhalb vernünftiger Grenzen, völkerverbindend, fördert sie — weit entfernt, zu Träumereien Anlaß zu geben — auch die Verständigung von Volk zu Volk, von Staat zu Staat. Wir wissen nämlich, daß sich die Seuche allmählich von Land zu Land fortzupflanzen pflegt. So ist man auf den Gedanken gekommen, die Beobachtung ihrer Entwicklung, die Vorbereitungen zu ihrer Bekämpfung durch zwischenstaatliche Einrichtungen und Maßnahmen zu erleichtern. Wir wissen, daß der Beste nicht seuchenfrei leben kann, wenn es dem bösen



Nachbar nicht gefällt. Das hat uns aber gelehrt, den bösen Nachbar zu überwinden und aus ihm einen guten zu machen. So führt die Cholera die Menschen auf einen Weg der brüderlichen Zusammenarbeit.

Wir haben schon angedeutet, welche Förderung die Cholera der Wissenschaft zuteil werden läßt, als wir von der Entwicklung der Gesundheitslehre sprachen. Es soll aber nicht unerwähnt bleiben, daß sie es ist, der wir den großen Aufschwung der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert verdanken. Auf der Suche nach ihren Ursachen sind unsere Gelehrten immer tiefer in die Geheimnisse des Alls eingedrungen. Die Drohungen und Nöte der Seuche waren es, die zu einem immer vollkommeneren Ausbau der Mikroskopie geführt und uns so die jahrtausendlang verborgene Welt des unendlich Kleinen erschlossen haben. Die Cholera führte so die Wissenschaft zur Entdeckung zahlreicher anderer Krankheitserreger und damit die Heilkunde zu einer früher ungeahnten Blüte, die Biologie zur Lüftung der geheimsten Vorgänge des Lebens.

Aber nicht nur die Naturwissenschaften und die Heilkunde hat die Cholera belebt und gefördert. In der steten Sorge um die uns durch sie bedrängende Gefahr verfolgen wir die Spuren der Seuche durch die ganze Welt. Der einfachste Mann, dessen Kenntnis von der Welt sonst über die engen Grenzen seiner Heimat nicht hinausreichen würde, lernt auf diese Weise, sich auf dem Erdball auskennen. So fördert die Cholera auch unser Wissen von der Erde, die Wissenschaft der Geographie. Und „wenn Wissen Macht ist, so ist das Wissen von der Welt Weltmacht“, wie ein Verleger von Atlanten und Landkarten weise behauptet.\*)

Ich sehe eine Frage auf den Lippen meiner verehrten Hörer und Hörerinnen. Wie steht es mit dem Einfluß der Cholera auf die Kunst? Hier können wir allerdings nicht so befriedigend die Antwort geben. Doch läßt uns die Allbewegerin auch hier nicht

\*) Daß auch der Krieg das geographische Wissen fördert, hat Ludwig Bauer (Wien) in der „Frankfurter Zeitung“ (15. Dez. 1914) überzeugend dargelegt. Dies sei neidlos zugegeben. Der Verf.

ganz im Stich. Gewiß, so befruchtend wie die großen Seuchen des Mittelalters auf die Kunst gewirkt haben, wirkt die Cholera nicht. Zu den Zeiten, als die Pest noch unsere Länder heimsuchte, blühte das Zeitalter der Wiedergeburt, schufen die großen Meister des Quattrocento und des Cinquecento. Wer steht nicht bewundernd vor den Pestgemälden eines Rubens und anderer, vor den herrlichen Pestsäulen in unseren Städten, die aus Dankbarkeit für das Verschwinden der Seuche von frommen Künstlern errichtet wurden? Während einer Pestzeit in Neapel hat das Meisterwerk der Weltliteratur, Boccaccios Dekameron, seinen Ausgang genommen. Die Cholera kann nicht mehr in solchem Umfange auf die Kunst belebend einwirken, in einer Zeit, die mehr der Entwicklung der Wissenschaft und Technik zustrebt als der künstlerischen Entfaltung. Aber der in der jüngsten Gegenwart sich so sehr entwickelnde Zweig der Gräberkunst findet in der Cholera, indem sie die Todesfälle mehrt, einen Ansporn. Auch die Baukunst findet in ihr eine Förderin, wenn das Beispiel der Dankkapellen für erloschene Epidemien, wie wir ein solches in der Cholerakapelle bei Baden nächst Wien besitzen, Nachahmung fände. In Bertha von Suttners Weltroman „Die Waffen nieder!“ finden wir in dem Kapitel „Die Cholerawoche von Grumitz“ in ergreifender Weise das Wüten der Seuche geschildert. Im allgemeinen hat sich die heutige Literatur noch wenig dieses dankbaren Themas angenommen. Es ist jedoch zu hoffen, daß nach dem Ende des Weltkrieges namentlich unsere Lyriker in ihr einen dankbaren Stoff finden werden. Das längst erwartete „Lied von der Cholera“ wird auch noch seinen Sänger finden.

So sehen wir denn, meine verehrten Hörer und Hörerinnen, dieses sogenannte Übel auf allen Gebieten menschlicher Betätigung befruchtend und befreiend wirken, sehen wir, wie die Kultur durch sie Anregung empfängt, die Wirtschaft und der gesellschaftliche Fortschritt Förderung finden und wie, nicht zuletzt, die sittlichen Triebe der Menschheit durch sie zur Entfaltung gebracht werden. Technik, Wissenschaft, Kunst, Handel, Gewerbe, Gesundheit, das innere Ich des Menschen, alles dies wird



~~~~~  
höher entwickelt durch ihren segensreichen Einfluß! Wie schal wäre das Leben ohne Cholera! Wie wenig lebenswert wäre es, wenn jene Erfolg hätten, die sich unterfangen, der gütigen Natur in ihr Walten zu pfuschen, und uns gänzlich von dieser Seuche befreien wollen.

Ohne Cholera würde die Menschheit in Marasmus verfallen. Hätten wir die Cholera nicht, die Menschheit befände sich noch auf der Tierstufe; sie würde mit ihrem Erlöschen wieder zur Tierheit herabsinken. Nein, in einer solchen Welt möchte man nicht leben. Der Cholera verdanken wir unseren Aufstieg, ihr werden wir unsere weiteren Fortschritte verdanken. Sie ist das große Schicksal, von dem der Dichter sagt, daß es den Menschen erhebt, indem es den Menschen zermalmt.

Willy Küsters:

MELANCHOLIE DES SOLDATEN

Verblichner Abend Schwermut schlingt sich grau
Um meine frühgefurchten Schläfenflächen;
Erbebend seh ich meine Hände feucht vom Tau
Der Seelennöte aus des Fleisches Schwächen.

Mein weher Kopf! Das Denken ist zerbrochen.
Es weitet wilde Ebene trostlos sich und leer.
Ein grauer Vogel zieht die Seele übers Meer
Zu Schädelstätten und gebleichten Knochen.

O daß kein Trost in dieser Wirrnis blieb!
Mit bösem Wahn, getrieben, ohne Trieb
Bin ich verdammt, der Jugend Lust zu tauschen.
Will denn der Quell der Not sich nie erschöpfen?
Ich hör des Todesengels schwarze Schwingen rauschen.
Er spiegelt sich in meinen blankgeputzten Knöpfen.

S. D. Steinberg:

GESICHT

In einer Wiese stehst du, ganz im Schmerz ertrunken.
Die Sonnenkugel liegt gesunken
Am Rand der Welt.
Du stehst hineingestellt
In ihre rote Scheibe;
Auf deinem demutsvollen Leibe,
Auf deine Hände, über dein Gesicht
Rinnt wie erglühter Fluß ihr blutig Licht.

Mir ist, als ständest du entkleidet in dieser Glut;
Und durch dein Fleisch hindurch seh ich dein Blut
Als wie in unsichtbaren Röhren — steigen — sinken.
Dein unruhvolles Herz wächst auf im Trinken,
Erfüllt den Körper, wächst aus ihm heraus
Und schwillt und rundet sich und dehnt sich aus.

Verdrängt die Sonne, lodert rot in Flammen,
Verzuckt, erlischt — und fällt in Nichts zusammen.
Und auch die Sonne steht nicht mehr am Grat.
— Tut es so weh, was ich dir tat?
Hab ich dein Tiefstes aufgerührt?
Schwer ist der Weg, der Mensch zum Menschen führt.

GLOSSEN

Ein Reichstagsausschuß für auswärtige Angelegenheiten.

Stürmisch pocht das deutsche Volk an die heilige Pforte des Tempels, worin die Diplomaten die Geschicke der Nation weben. Es begehrt nicht nur Einlaß zum Schauen, sondern auch tätige Mitarbeit am diplomatischen Werk, Mitarbeit und Aufsicht. Eine Instanz soll geschaffen werden, welche diese Betätigung des Volkes an den auswärtigen Angelegenheiten übernehmen kann. Man spricht von einem ständigen parlamentarischen Ausschuß.

Nun, dieser Ausschuß müßte jedenfalls etwas anderes sein, als der heute bereits bestehende Bundesratsausschuß für auswärtige Angelegenheiten, wo Bayern zwar den Vorsitz führt, der aber nur da zu sein scheint, um der Reichsregierung bei den seltenen Gelegenheiten, wo er zusammentritt, eine gute Zensur zu erteilen.

Versuchen wir, uns ein praktisches Bild von einem solchen parlamentarischen Ausschuß zu machen. Bisher wurden bekanntlich im Reichstage die auswärtigen Angelegenheiten, schon mit Rücksicht auf das Ausland, meist sehr oberflächlich behandelt. Die eigentliche Stelle dafür ist heute die große, aus 28 Mitgliedern bestehende Budgetkommission. Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes und sein

Stab geben hier gewünschte und nichtgewünschte, meist vertrauliche Aufklärungen bei der Beratung über den Etat des auswärtigen Amtes. Auch werden manchmal den beglückten Abgeordneten einzelne Berichte oder vielmehr Teile aus den Berichten unserer auswärtigen Vertreter zur Kenntnis gebracht. Ein Recht der Kommission auf Vorlage von Akten und Zeugnissen, auf Anstellung einer Enquête oder ähnliches gibt es nicht. Wohl entspinnen sich ab und zu eingehendere Diskussionen zwischen den Vertretern des Amtes und des Volkes. Zu praktischen Ergebnissen führen sie selten. Irgend-einen Einfluß auf die Führung der grossen auswärtigen Politik haben diese Erörterungen aber auf keinen Fall. Sie können dies schon deswegen nicht, weil sie stets *post festum* kommen und gewöhnlich nur einmal im Jahre stattfinden. Auch fehlt den Abgeordneten jedes Material, um die auswärtigen Vorgänge ernsthaft beurteilen zu können. Denn das, was sie aus der Presse erfahren, entspricht auch nur selten der Wirklichkeit oder ist von amtlicher Stelle in dem Sinne beeinflußt, wie es dem Leiter der auswärtigen Politik im Augenblick gerade passend erscheint.

Hier muß zuerst der Hebel angesetzt werden. Um Mitglieder eines auswärtigen Ausschusses eingehend auf dem Laufenden zu erhalten, muß diese

*dguern*d tagen. Dabei ist es nicht ausgeschlossen, daß er durch seinen Vorstand die tägliche Berührung mit dem Auswärtigen Amte aufrecht erhält. Er selbst sollte aber mindestens einmal im Monat in Berlin zusammenkommen.

Zu Mitgliedern dieses Ausschusses müßten die einzelnen Parteien des Reichstages besonders solche Abgeordnete wählen, welche infolge ihres Aufenthaltes, ihrer Studien oder Beziehungen Auslandserfahrungen gesammelt und daher in der Lage sind, die politische und soziale Struktur, Geschichte, Denkweise und Stimmung fremder Völker richtig zu würdigen. Solchen Abgeordneten wird es viel leichter fallen, das vom Auswärtigen Amte dargebotene Material kritisch zu beurteilen und unseren oft in Kastengeist und Standesdünkel befangenen Diplomaten die Augen zu öffnen. Falls der heutige Reichstag derartig qualifizierte Persönlichkeiten in genügender Anzahl noch nicht besitzen sollte, so wird gerade die Mitarbeit im Ausschuß und die dabei erworbenen Kenntnisse diesem Mangel schnell abhelfen. Nachdem das Volk die Wichtigkeit der auswärtigen Politik für das ganze Staatsleben durch diesen Krieg erkannt hat, wird es hoffentlich bei der Wahl seiner Vertreter in Zukunft mehr darauf achten, solche Männer in den Reichstag zu senden, welche zur Lösung ausländischer Probleme besonders geeignet sind.

Die Zahl der Mitglieder sollte weder zu groß, noch zu klein sein, damit einerseits ernsthaft gearbeitet werden kann, andererseits genügend Kräfte zur Bildung von Unterkommissionen zur Verfügung stehen. 20 Mitglieder sollten genügen.

Um einen nützlichen Einfluß auf die Führung der auswärtigen Politik auszuüben, darf der Ausschuß keinen nur informatorischen Charakter tragen, wenn er auch umgekehrt nicht die Befugnis haben soll, Anordnungen oder Befehle zu erteilen. Die Art seiner Tätigkeit ist am besten als eine berat-schlagende zu bezeichnen, indem der auswärtige Staatssekretär und der Ausschuß in voller Kenntnis der Sachlage wichtigen ausländischen Fragen gegenüber gemeinsam Stellung zu nehmen versuchen. Die letzte Entscheidung und Verantwortlichkeit muß auf jeden Fall der Minister tragen.

Allerdings darf man sich dabei nicht verhehlen, daß bei unseren heutigen politischen Verhältnissen diese Verantwortlichkeit rein auf dem Papiere steht und ein leeres Wort bedeutet. Um dies zu ändern, müßten wir im Reich den Boden des Scheinkonstitutionalismus verlassen und in demokratischere Bahnen einlenken mit verantwortlichen Reichsministern.

Bei den Beratschlagungen kann es sich natürlich nicht darum handeln, daß die Volksvertreter sich in den Gang jeder einzelnen diplomatischen Verhandlung oder Besprechung einmischen. Was aber verlangt werden muß, ist, daß der auswärtige Lenker vor Eintritt in Verhandlungen mit fremden Regierungen dem Ausschuß die Richtlinien genau darlegt, denen er zu folgen gedenkt, damit dieser Stellung dazu nehmen kann. Auch wäre dem Ausschuß von jeder Veränderung in den Beziehungen zu fremden Staaten Kenntnis zu geben, schon damit er in der Lage ist, festzustellen, ob dieser Umschwung der eigenen oder der

fremden Regierung zur Last zu legen ist.

Über vertrauliche Mitteilungen hätten die Mitglieder des Ausschusses selbstverständlich Stillschweigen zu beobachten. In dieser Beziehung kennt die Regierung z. B. von den militärischen Kommissionsverhandlungen her die Verschwiegenheit unserer Volksvertreter. Es wird aber darauf zu achten sein, daß nicht etwa nach heutiger Diplomatensitte jedes eingegangene chiffrierte Telegramm als großes Staatsgeheimnis behandelt werde. Wirkliche Geheimnisse gibt es in der heutigen Zeit nur noch recht wenige. Die Diplomatengeheimnisse sind meistens „secrets de Polichinelle“.

Ein Hauptpostulat wäre ferner, daß der Ausschuß das Recht bekommt, nicht nur die Vorlage von Akten und anderen Zeugnissen zu verlangen, sondern daß er auch befugt ist, von unsern auswärtigen Vertretern Berichte über besondere Fragen einzuholen. Er müßte auch das Recht haben, unsere Auslandsvertreter in seine Mitte zu rufen und anzuhören. Dies wäre auch aus einem andern Grunde sehr nutzbringend. Die Volksvertreter hätten dadurch Gelegenheit, in persönliche Beziehungen mit unsern Auslandsbeamten zu kommen und sich ein eigenes Urteil über deren Fähigkeiten zu bilden. Sie könnten auf Grund dieser Personalkenntnisse ihren Einfluß bei Besetzung der Auslandsposten zum Ausdruck bringen. Heute erfolgen diese Ernennungen oft weniger nach rein sachlichen Gesichtspunkten, als vielmehr nach Familien-, Korps- und Regimentsbeziehungen. Im Interesse der Allgemeinheit ist es daher

dringend erforderlich, daß der Ausschuß gerade bei der Wahl unserer auswärtigen Vertreter ein Wort mitzureden hat. Schon heute bekanntlich wird jede Ernennung eines Konsuls vor den Bundesratsausschuß für auswärtige Angelegenheiten gebracht. Warum soll nicht auch die Volksvertretung ein ähnliches Recht erhalten, von dem sie aber hoffentlich bessern Gebrauch zu machen verstehen wird als heute der Bundesrat? Gerade davon, daß im Ausschuß der richtige Mann auf dem richtigen Posten steht, hängt, wie wir alle heute wissen, das Wohl und Wehe Tausender ab.

Wenn man dagegen einwenden wollte, daß dies eine Einmischung in die Rechte der Exekutive sei, so ist darauf zu erwidern, daß es sich nur um eine Abwehr der Legislative handeln würde gegen unberechtigte Einmischung unverantwortlicher Faktoren in die Geschäfte eben dieser Exekutive. Im Grunde wird es sicher der Regierung nur angenehm sein können, wenn ihr hierdurch ein Teil ihrer Verantwortlichkeit dem Lande gegenüber abgenommen wird.

Die Kenntnisse, welche unsere Volksvertreter sich über die tatsächliche diplomatische Lage und über die im auswärtigen Dienste wirkenden Persönlichkeiten erwerben, werden dem Reichstagsausschuß erst die Möglichkeit geben, mit Autorität der Regierung und dem Lande gegenüber seine Stimme geltend zu machen. Denn Kenntnisse sind Macht, ohne Kenntnisse sänke der Ausschuß zu einem bloßen Schatten herab, wie die heutige Budgetkommission in auswärtigen Fragen.

Auch der Geist der diplomatischen Berichterstattung würde sich von Grund auf ändern, wenn unsere Auslandsvertreter wüßten, daß ihre Berichte vor die Kontrolle kenntnisreicher Volksvertreter kommen. Heute wird diese Berichterstattung häufig stark beeinflußt durch persönliche Motive. Man kennt die Ansichten der Zentrale und höherer Stellen. Man will vorwärts kommen. Da heißt es oft vorsichtig sein, um nach oben nicht anzustoßen. Kommt es doch leider sogar vor, daß der Beamte im Auslande von der Berliner Zentrale einen Wink bekommt, lieber in dieser oder jener Richtung zu berichten. So werden vielfach mehr bureaukratische oder dynastische Interessen gefördert; das Volkswohl tritt zurück.

Über die auswärtige Politik des Reiches hätte der Ausschuß in bestimmten Zeiträumen, mindestens jedoch zweimal im Jahre, dem Reichstag einen ausführlichen Bericht vorzulegen. Die Kenntnisse der Volksvertreter in auswärtigen Fragen würden dadurch erheblich erweitert. Auch dies könnte der Regierung nur angenehm sein, da ein unterrichteter Reichstag ihr weniger fruchtlose Kritik entgegenzusetzen wird. Und schließlich könnte auch die Presse aus diesen Berichten wertvolle Informationen schöpfen und mit mehr Sachkunde als bisher die öffentliche Meinung unterrichten, was zur Zerstreuung von Mißtrauen und zur Aufklärung von Mißverständnissen im In- und Auslande viel beitragen würde.

Civis diplomaticus.

Aktualismus

Alle künftige Rede, Aussprache, Literatur, Mitteilung fürs Leben wird nicht mehr psychologisch sein, sie wird metaphysisch sein. Übersetzt ins Vokabular unserer Realität, der Realität von Wesen der großen Menschengemeinschaft, heißt das: sie wird ethisch sein. Unsere Ohren, die trotz der Mordjahre in eine neue Zeit hinein horchen, werden anderes nicht mehr zulassen.

Der Weg, den wir in die Ewigkeit nehmen, muß durch die Jetzigkeit gehen. Der Leib des Menschen ist nur einmalig, aber diese Einmaligkeit ist sein höchster Wert. Je tiefer und vollkommener wir einmalig sind, um so gemeinsamer sind wir allen. Je eindeutiger wir uns entscheiden, um

so unendlicher ist unser Handlungsbereich. Nur wenn wir unser Leben, das eines menschlichen Wesens, ganz auf der Erde durchsetzen, werden wir auch geistiges Wesen sein. Der Eremit und der (sogenannte) Asket sind Spezialitäten. Sie betrachten das Geistige als Sonderexistenz, wie Kinder das Licht durch ein Kaleidoskop anschauen; sie sind Verwirrer, denn sie lenken das menschliche Denken vom Geist ab, und der Betrachtung eines Betrachters zu; zuletzt, sie verwirklichen nicht, sondern träumen nur die Verwirklichung. Jede Lehre, die allein auf die bloße „Vermeidung des Sündhaften“ ausgeht — kann sehr groß sein, sie ist aber nur eine Lehre der schönen Haltung, des Symbolischen und des Niveaus. Nichts ist ruchloser

als Exklusivität, und nichts grausamer als Isolation. Nur *die* Lehre, und einzig sie, hat Sinn für den Menschen, deren Wort uns ein Zeichen auf den Weg setzt gegen unsere Frage: Was sollen wir tun?

Was wir nicht tun sollen, wissen wir heute mehr als je.

Aber nie kann eine Antwort auf diese Frage heißen: Abwarten! — Sie muß, im Gegenteil, auf bestimmteste Einzelheit gebracht, heißen: Handeln! Und: Selbst handeln! Und: Gemeinsam handeln! Zu fordern ist noch mehr; die Bestimmung: Wann handeln, wie handeln, wohin handeln.

Wenn wir handeln, begehen wir oft Unrecht. Es ist falsch, darum vom Handeln abzulassen. Unsere Vereinzelung, die des Nichthandelnden, begeht viel größeres Unrecht. Jeder weiß das aus seinem praktischen Leben. Nur das Schlimmste sei erwähnt: der Vereinzelte will nicht „gestört“ werden. Es ist uns aber gegeben, oft Unrecht zu begehen, wenn es aus Güte geschieht und für die Gerechtigkeit. Ohne Güte und ohne das Ziel der Gerechtigkeit gibt es kein Handeln; was man, fälschlich, so nennt, ist nur die automatische, wieder in sich zurückschnappende Bewegung eines angestoßenen Uhrwerkes. Wirkliches Handeln ist aber stets: Handeln für den Geist. Und was ist „Vermeiden des Sündhaften“ anderes als Schmuck; Dekoration des Ethischen; Kunstgewerblichkeit des Gemeinschaftslebens! Es ist weder seelische noch geistige Gesinnung, das Böse aus dem Leben (— um einen für die Besitzidee bezeichnenden Maler- ausdruck zu gebrauchen —) „auszu-

sparen“. Es ist nur bequem. Es ist — erbärmlich schauerlichster aller Zustände — zufriedenstellend! Kennen wir nicht jene hohen, hellen und jammerhaft öden Laboratorien, Bierhäuser, Kaufpaläste, in denen das Störende, Unangenehme und sogenannte Unkünstlerische ausgespart und vermieden wurde? Sie sind die Kronzeugen der Monumentalität aus Menschenangst. So führt auch die Vermeidung des Sündhaften zu einer leerhallenden Architektonik des Lebens. Und es bleibt im erhabensten Falle, daß der Betrachter, welcher menschenflüchtend im chaotisch echo- werfenden Mittelsaal seines sünd- losen Monumentalhauses sitzt, sich von Sünde frei glaubt. Während draußen rings um die Unschuldsburg das Böse an die Mauern schäumt.

Nicht Vermeidung des Bösen gilt es, sondern Widerstand gegen das Böse.

Aber der Widerstand gegen das Böse ist nur ein geringer Kreisausschnitt des Lebens, und schon längst einbegriffen im großen Umkreis des Handelns. Wer handelt, für den Geist handelt, der lebt auch zugleich stets im Widerstand gegen das Böse.

Entrückte und Ekstatiker preisen die Zeitlosigkeit. Mißtraut ihnen! Denn der Zeitlose weiß nur vom Ich, nicht mehr vom Anderen. Er weiß nicht von Gut und Böse, nicht von Recht und Unrecht. Er weiß nicht von Werten. Aber die Werte sind göttliche Stundenzeiger für den Menschen. Der Zeitlose will uns glauben machen, er sei in Gott eingegangen. Aber das kann man nicht. Und er belügt sich und uns um einer Aus-

flucht willen. Man kann nur, in der größten Stunde des Lebens, zum eigenen Bewußtsein von der Existenz Gottes kommen. Aber diese Stunde gibt unverlierbar die göttlichen Wegweiser, die Werte, in die Hand des Menschen. Dagegen die Zeitlosigkeit der Mystiker ist nur eine Entschuldigung für die Beschäftigung mit der rein psychologischen Verfassung des Menschen, seiner elementenmäßigen. Die eitle, unausgefüllte, alles gleichsetzende — entwertende — Widerstandslosigkeit des Psychologischen gegenüber der metaphysischen Existenz des Menschen wird immer in Zeiten der Krise sichtbar. Vielmehr diese Sichtbarkeit *ist* die Krise.

Heilig sei uns die Zeit. Die erhabenste Forderung vor uns selbst heißt: Jetzt! Entzeitlichung heißt Aufschub. Aller Aufschub entmenscht uns. Nicht Vertröstung tut heute

Not, sondern Tröstung. Nur wenn wir geben, aktiv lieben aus dem Geiste, wenn wir handeln: können wir trösten. Nichts bleibt uns übrig, als in die Welt einzugreifen.

Der Aufschub, die leeren Versprechungen, brennen der Menschheit die tiefsten Wunden. Nur die ewige und stets von neuem wundertragende Entscheidung des Augenblicks, der Mut zum unbedingten „Gleich Jetzt!“ kann uns heilen. Nicht einmal begreifen werden wir die Ewigkeit, noch weniger in ihr leben, ohne das Gegenmaß des Jetzt. Aber gerade das äußerste, beschränkste, unmittelbarste und glühendste Jetzt ist das Sprungbrett, das uns im Sturmschwung in die Ewigkeit trägt, und selbst, unter dem Anprall unserer Füße, in Trümmer fliegt.

Ludwig Rubiner.

Nimm dein Kreuz.

Ein Mensch, zermartert vom Wüsten der Tage, in Notwehr feindselig gegen alles um sich und gegen das eigene Herz, flüchtete ins Gebirge, flüchtete vor dem Gebirge zurück in vertraute Umklammerung des kleinlich Prompten, erlebte dieses Buch, konnte wieder weinen, schlug an seine Brust und kniete: — „Gott, sei mir Sünder gnädig!“

Franz Jungs Dichtung „Opferung“ (im Verlag der Wochenschrift „*Die Aktion*“, Berlin-Wilmersdorf) hat jenes Leuchten von innen, mit dem sich jede wertvolle Schöpfung beweist, jenes kristallisch eindringliche Leuch-

ten, das die Seelen sich erschüttert auf sich selbst besinnen läßt. Weil sie ein Bekenntnis ist, rein wie der Schild, in dem der Unerbittliche sich spiegelt, noch glühend von der köstlichen Mühlsal ums letzte, eigene Hier-stehe-ich, mit keinem voreiligen Stigma besternt, mündend in den großen goldenen Ozean, wo Menschenwelle zu Menschenwelle in ewiger Umarmung hält. Dabei nicht blind oder hart vor eitel Askese, sondern gleitend in einer fast schon überirdischen Freude, von manchem Außenwege und manchem abseitigen Rasten einen zartbunten Kranz und ein allgütiges Lächeln mit hinübernehmend in den weiten, noch kaum

übersehbaren Plan, in dem das endgültige, entscheidende Werk der Verheißung sich leisten will. Eine vorbildliche Dichtung — vorbildlich nicht für das Was des Lebens: man kann eine ganz entgegengesetzte Skala der Leiden und Glücklichkeiten, der Motivierungen und Endurteile aufbauen, aber im höchsten Grade vorbildlich für das Wie: für das Eine, das not tut, den Grund, ohne den alles Schmutz wird und Lüge und Verlust, vorbildlich für die Frömmigkeit, mit der das Dasein gesichtet werden muß. Das Wort Frömmigkeit bekommt von solcher Dichtung seine schwere Verantwortung und Bedeutsamkeit wieder und eine neue, zum reifsten bereite Jugend. Nimm Dein Kreuz auf Dich und folge mir nach! Aber mit *Deinem* Kreuze — Du Bruder mein! — Ich möchte noch verkünden, daß ich „Opferung“ als das vollkommenste, schlichteste, wahrhaftigste von den Büchern des Franz Jung fühle (die alle schlicht und wahrhaftig sind). Daß eine Musik darin ist, die im Blute bleibt . . . im Blute Blüten aufers'ehen, im Blute Glöckchen schwingen läßt . . .

Als ob der Dichter in einer gläsernen Kugel nächtlich über aller Welt schwebend einmal so nahe seines Herzens unbeirrtesten Ton erhascht hätte, wie man ihn nur in der Stunde hören darf, die man mit dem ganzen Leben zu zahlen entschlossen ist. Nichts wird abgetuscht, nichts nachgestickt — der ganze Passions - und Heils - Weg noch einmal von Anbeginn zu Anbeginn durchschritten, erhobenen . . . fast erhobenen, nicht stolzen, glückselig halb geneigten Hauptes . . . wie lauschend auf eine bestärkende, innere Harmonie . . . mit einem beinahe tänzerischen, priesterlich tänzerischen, sicheren Schritt . . ., der im Allerheiligsten mit den großen Schwingen einer Bachschen Orgel sich gürtend jetzt schon den rechten Fuß auf die Stiege stellt, die eines Mondstrahls äußerster Schnee uns grüßt . . . Eine große Beichte vor Gott.

Eine große Himmelfahrt . . . mit Dir Du Bruder mein — wenn Du *Dein* Kreuz sehen willst und lieben und behalten! . . . Eine Stufe zur Erlösung.

Max Herrmann-Neiße.

Poetenleben.

Auf Grund der Ermittlungen, die wir geglaubt haben veranstalten zu sollen, können wir sagen, daß dieser Poet eine verhältnismäßig mangelhafte, d. h. dürftige Erziehung genoß, und wir glauben uns daher berechtigt, Fragen aufzuwerfen, wie folgende: Woher schöpfte er das unerläßliche bißchen Bildung, welches nach unserem Dafürhalten ein Poet notwendigerweise be-

sitzen muß? Die Antwort lautet: Es gibt ja Lesesäle, voll Lesestoff, in der Welt. Zum Teil liegen diese Lesezimmer ja sogar im Grünen, derart, daß der emsige Leser, wenn er am offenen Fenster sitzt, noch eine Augen- und Ohrenfreude mithat, wofür er Gott dankt. Außerdem haben wir gefälligst Stadtbibliotheken, die jedem jungen und unbescholtenen Menschen zugänglich sind und zum Vorteil gereichen. Der Poet, den wir hier im Auge haben,

scheint früh schon einen gewissen Bildungsdurst heftig bewiesen und freundlich an den Tag gelegt zu haben, was selbstverständlich durchaus anerkennenswert ist. Wir schenken einem Gerücht, das uns zu Ohren gekommen ist und das besagte, daß unser Gegenstand hier eine Zeitlang Straßen gefegt und gereinigt haben soll, deshalb keinerlei Glauben, weil wir wissen, daß da eher Dichtung und Phantasie als Wahrheit und Wirklichkeit mitspielen. Besprochener war vielmehr zu seinem absolut nicht geringen Nutzen zeitweilig in der Abteilung für Inseratenwesen einer bedeutenden Verlagsanstalt tätig, womit wir deutlich dartun, daß es sich in diesem Poetenleben mehr um sorgsame und saubere Schreib- als um Arbeit mit dem Straßenbesen handelte. Die feinsinnige, spitzige, zarte Schreibfeder, welche über das Blatt Papier graziös und behend hinschweift, um allerlei niedliche, zierliche Zahlen und Sätze zu zeichnen, spielte in dem Dasein, das uns interessiert, von jeher eine ausschlaggebende Rolle. Hammerschläge und Axthiebe sind und waren hier so gut wie gänzlich ausgeschlossen. Mit Nägeln hat Reflektant oder Mittelpunkt dieser Zeilen nur immer insoweit irgend etwas zu tun gehabt, als er etwa ein Bild an die Wand seines Zimmers nagelte und heftete, woraus der Schluß gezogen werden darf, daß er weder jemals schlosserte noch jemals schreinerte, was übrigens durchaus weiter nicht übel gewesen wäre. Wir und solche, die ähnlich denken wie wir, stehen auf dem Standpunkt, daß jegliche fleißig begonnene und mit festem Willen weitergetragene Arbeit den adeln, der sie verrichtet. Ob nun eine

Speditionsfirma oder eine Bankanstalt allerersten Ranges oder eine stille, verborgene Rechtsanwaltei (Advokatur) hier in Betracht und ins Gewicht fällt, mehr oder weniger bedeutsam am Dichterleben mitwirkte oder nicht: dieses zu prüfen muß doch wohl zunächst völlig nebensächlich sein, und es können uns diese Dinge vorläufig merklich kühl lassen. Wir haben uns hier mehr um innere als um äußere Beziehungen zu kümmern und mehr mit Merkwürdigkeiten als mit Oberflächlichkeiten zu beschäftigen. Inneres weist zwar unserer Meinung nach immer auch auf Äußeres hin, wie denn z. B. eine Regierung innere so gut wie äußere Angelegenheiten zu behandeln hat und umgekehrt.

Uns genügt einstweilen die Tatsache sehr, daß wir in der angenehmen Lage sind, mit nicht wieder umzustürzender und wegzufegender Bestimmtheit feststellen zu können, daß Gegenstand oder Zielscheibe Handelsbetrügers war und daß er als solcher stets bemüht war, feinste Zeugnisse sowohl wie beste Empfehlungen einzuheimsen. Nebenbei scheint er schon sehr früh anfangen zu haben, auf kleine Streifen Papier Gedichte zu schreiben. Er saß in allerlei geheizten oder ungeheizten Zimmern, Gelassen und Gemächern, bei jederlei Wetter, zu jeder Tages- und Jahreszeit, um sich seinen Phantasien mit mehr oder weniger Genugtuung in der denkbar äußersten Weltentlegenheit, zeitweise wenigstens, zu überlassen. Zu bemerken ist hiebei, daß wir uns jedes Urteiles über den Poeten entschlossen sind zu enthalten. Wir teilen einfach hübsch mit, was uns gelungen ist in Erfahrung zu bringen.

Fest steht immerhin, daß es dem Poeten beliebte, überaus eigensinnig zu verfahren. Warum tat er das? Hm!

Wenn sich bewahrheiten sollte, was einige Leute behauptet haben und noch immer behaupten, nämlich, daß unser Held und jugendlicher Liebhaber zu einer Zeit, wo er als flotter und pflicht-eifriger Hilfsbuchhalter auf einem Transport-Versicherungsinstitut beschäftigt war, auf Fließ- oder Löschpapier, wie man es für dicke Foliantenbücher und Hauptbücher verwendet, die Köpfe seiner Herren Bureaukollegen beziehungsweise Herren Vorgesetzten abzeichnete, gleichsam eine hochinteressante Bildergalerie produzierend, so mag das ja an sich gewiß ganz nett und spaßhaft sein. Für kennzeichnend können wir indessen derartige Übungen kaum halten. Höchstens kann das beweisen, daß der junge Mann hin und wieder nicht besonders stark durch seine Obliegenheiten beansprucht war, was man ja geneigt sein kann zu bedauern. Es wird mitgeteilt, daß einer der Herren, deren Bildnisse der Poet anfertigte, demselben bei Gelegenheit gesagt haben soll: „Ei ei, Sie haben Talent. Gehen Sie doch zwecks weiterer Ausbildung nach München. Hier im Bureau sind derlei Kunstleistungen unpassend. Zeichnerische Begabung muß hier ja verkümmern und die Taten eines zukünftigen Genies sind hier nicht am Platz.“ Auf diese satirische und spöttische Bemerkung soll laut Aussage der hier Beschriebene erwidert haben: „Ich kann unmöglich glauben, daß ich der geborene Maler bin, wie Sie meinen. Es scheint mir eher, daß ich starke Anlagen und eine ganz gehörige Ader zum

Schriftsteller habe. Ich danke Ihnen herzlich für Ihren so aufrichtig und ehrlich empfundenen und gemeinten Wink, nach München zu gehen. Ehe ich jedoch nach München ginge, spazierte und ginge ich weit lieber in den Kaukasus, wo ich Abenteuer anzutreffen hoffen könnte, wie doch wohl sonst nirgends.“

Im Zeugnis, welches ihm anlässlich seines Austrittes aus dem Hilfsbuchhalterposten ausgehändigt, wurde, stehen unseres Wissens die beziehungsreichen und anspielungsgesättigten Worte: „Er hat sich als höchst brauchbar, ehrlich, fleißig, pflichttreu und talentvoll erwiesen, und er begibt sich auf durchaus eigenen Wunsch in angemessene Entfernung. Sein Wirken auf Löschpapier wird uns immer unvergeßlich bleiben. Seine künstlerischen Leistungen haben uns entzückt, und wir bedauern daher seinen schleunigen Austritt. Wir fühlten uns genötigt, ihn flehentlich zu ersuchen, uns zu verlassen, damit er seine feine, zarte Begabung nicht gänzlich ruiniere. Indem wir ihn baten, spazieren zu gehen, wünschten wir ihm auf seine zukünftige beschwerliche Laufbahn alles erdenkliche Glück, und indem er sich entschließt, Abschied von uns zu nehmen, sind wir mit ihm so zufrieden, wie wir es gar nicht sagen können. Die Buchhaltung hat er jederzeit so geführt, wie wir vermuten mußten, daß er sie führen werde. Sein Betragen gab im allgemeinen zu weiter keinen als nur zu einigen winzig kleinen Bedenken Anlaß.“

Uns scheint, daß in diesem Poetenleben ein ungewöhnlich häufiger Stellen- sowohl wie Ortswechsel stattge-

funden hat, und wir wollen gerne bekennen, daß wir das einigermaßen begreifen, weil wir notwendigerweise einsehen und zugeben müssen, daß eine junge Seele, welche sich berufen fühlt, zu dichten, der Freiheit und der Beweglichkeit bedarf. Es erscheint uns ganz klar, daß sich ein Poet unter allen Umständen zu befreien, zu entfalten suchen muß; denn ohne Freiheit gibt es sicherlich auch keine Entfaltung; und eine menschliche Entwicklung läuft nicht ohne Situationen ab, die den Bildner derselben mitunter in ein schlechtes Licht stellen. Wir behaupten, daß wir dies ohne weitere Umschweife anerkennen, wiewohl uns manches eigentlich noch unklar sein muß.

Auf dem Zentralstellenvermittlungsbureau war Traktant, wie wir zu wissen glauben dürfen, eine nachgerade sattem bekannte Bewerberfigur. Seine Erscheinung und seine Persönlichkeit lockten daselbst regelmäßig eine Art ironisches Lächeln hervor.

„Ist es wahr, daß Sie Gedichte schreiben?“ fragte man ihn.

„Ja, ich glaube es fast,“ gab er sanft und gutmütig und demutvoll zur Antwort. Es ist klar, daß eine solche zarte Antwort allgemein belächelt werden mußte, was denn auch tatsächlich stattfand. Der Poet scheint da und dort auch als Vorleser bei hohen Damen stark in Betracht gefallen und beliebt gewesen zu sein. Er las Selbstgedichtes so gut wie anderes mit einem Anstand und mit einer Zungenfertigkeit vor, die, wenn nicht Staunen und Bewunderung, so doch wenigstens Zufriedenheit und Vergnügen erregten. Das Essen, das er aß, war dagegen

mehr schmal und dünn als üppig und reichlich, und eher ungenügend als befriedigend. Auf diese Tatsache ist jedoch unseres Ermessens nach kein allzu hohes Gewicht zu legen. Es ist ziemlich gleichgültig, ob ein Poet nur eine Suppe mit Wurst oder ob er ganze Speisekarten voll wegißt; Hauptsache ist, wenn ihm gute Gedichte entstehen, und die entstehen und entschlüpfen ihm bei zarter und magerer Kost besser als bei irgendwelcher andern, davon sind wir fest überzeugt. Einem Poeten steht es wohl an, schlank zu sein, er soll einen durchgeistigten Anblick gewähren; man soll ihm aus beträchtlicher Entfernung schon ansehen können, daß er sich verhältnismäßig mehr mit tagelangem Denken als mit stundenlangem materiellen Schwelgen abgibt. Dickleibige Dichter sind etwas wie ein Ding der Unmöglichkeit. Dichten heißt nicht dick werden, sondern heißt fasten und entbehren. Von dieser Auffassung auch nur einen Schuh oder eine Hand breit abzuweichen, soll für uns ausgeschlossen sein, und es soll niemandem gelingen, uns irgend welche andere Denkart aufzuzwingen oder abzunötigen.

Übrigens dürften den Poeten von Zeit zu Zeit wohlhabende und freigebige Leute zum Essen eingeladen haben, was wir aber allerdings höchstens nur vermuten können. Diesbezügliche Beweise herbeizuschaffen, war uns leider nicht möglich, so sehr wir uns darum Mühe gegeben haben.

Soviel uns gelungen ist auszukundschaften, und soweit wir glücklicherweise haben zu Kenntnis gelangen können, war er äußerst sparsam, haushälterisch, ja in mancher Hinsicht sogar ein

wenig geizig. Auslagen, Kosten und Spesen hatte er erstaunlich wenig. Schneidern und Ärzten gab er jahraus jahrein fast so viel zu verdienen wie nichts. Da er ein ausgesprochener Freund von Wanderungen war, so sah man ihn vielfach mit Schuhmachern verkehren, denen er die Aufgabe übertrug, das zerrissene und zerlöcherte Schuhwerk auszubessern. Was die Kleider betrifft, so trug er meistens geschenkte Anzüge, und zu Medizinern zu springen hatte er keine zwingende Ursache, weil es ihm an Gesundheit nicht fehlte und er nicht das geringste Übelbefinden aufzuweisen hatte, was für ihn natürlich von großem Vorteil war. Er ersparte damit ebensogut Geld wie Zeit. Der Arzt freilich vermochte ihn nicht zu loben, aber wir erinnern hier an den alten Spruch, welcher lautet: Man kann es mit dem besten Willen nicht jedermann recht machen. Irgendwie und -wo stößt der vorzüglichste Mensch an.

Wie er zur Politik stand, wollen wir ununtersucht lassen; ebenso wenig sollen wir ausmitteln oder nur anfragen wollen, ob er fleißig zur Kirche ging oder nicht. Das Alltägliche, Natürliche, Nützliche, Dienliche und Praktische war es, das ihm nahe lag. Er scheint das von seinem Vater geerbt zu haben. Vom Vater ging jedenfalls unter anderem auch eine Spur und Portion Ironie auf ihn über, die ihm nachlief und ihm treulich anhing wie dem Herrn oder der Herrin das folgsame Hündchen, das nicht aufhört, folgsam und anhänglich zu sein, obschon es vielleicht manchmal Schläge kriegt.

Wenn wir uns nicht irren, so arbeitete er einmal acht Tage lang im Kontor

eines Elektrizitätswerkes. Nach Verlauf dieser kurzen Zeit beschied ihn der Herr Direktor auf das Direktionszimmer und setzte ihm mit kurzen Worten auseinander, daß in hohen und vornehmen Industriebetrieben, welche auf nur allerfeinsten Voraussetzungen beruhen, Menschen unmöglich geduldet werden können, von denen es erstens heißt, daß sie dichten und von denen es zweitens verlautet, daß sie Umgang mit Leuten pflegen, die nicht zur bessern und besten Klasse zählen.

Der Poet hatte nämlich hin und wieder Umgang mit nicht sonderlich sauberen Elementen. Er war in dieser Hinsicht nicht immer sehr klug, aber er war menschlich.

An Etablissements und Handelshäusern, in denen er zu seinem mehr oder weniger starken und großen Nutzen tätig war, sind ferner zu nennen: eine an der schäumenden und blauen Aare gelegene Bierbrauerei, eine Hilfs- oder Spar- und Leihkasse, ebenfalls umgeben von reizender Architektur und Landschaft, eine Nähmaschinenfabrik, wo er sich ganz prächtig bewährte, eine Strumpfbandweberei, wo er den Schatz seiner Kenntnisse nicht ganz unwesentlich vermehrte.

Es handelt sich also demnach in diesem fast kleinlichen und, wie wir sagen möchten, proletarischen Poetenleben hauptsächlich um Arbeit in allerhand Schreibstuben und Bureaus, um mancherlei Stellenwechsel, also um etwas durchaus Alltägliches und Gewöhnliches, sozusagen um Zweierlei: um Bureauarbeit und um Landschaft, um ein Stellenbekleiden und ein Stellenpreisgeben, um ein Herumwandern in der freien Natur und um ein Sitzen,

Schreiben und Festkleben an kaufmännischen Schreibtischen, die man Pulte nennt, um eine Freiheit sowohl wie um eine Gefangenschaft, um eine Ungebundenheit sowohl wie um eine Fessel, um Not, Bedürfnis, Sparsamkeit sowohl wie um üppiges Verschwenden und köstliche Genüsse, um Arbeit sowohl wie um Vergnügen, um saure Pflichterfüllung sowohl wie um vergnügliches Schlendern, Vagabundieren und Spazieren. Aus diesen und ähnlichen Dingen empfing der Poet seinen poetischen Grund und Boden. Die Jahreszeiten, die Liebe, die Musik, die Phantasie, Stadt und Land und die

Malerei, die Gefühle, die Gedanken, das Leben und die wachsende Bildung gaben seiner Poesie die Nahrung, deren sie zu ihrem Gedeihen bedurfte. So lebte er hin. Was aus ihm wurde, wie es ihm später erging, entzieht sich unserer Kenntnis. Weitere Spuren vermochten wir einstweilen nicht zu entdecken. Vielleicht gelingt uns das ein anderes Mal. Wir wollen sehen, und sobald wir irgend etwas Neues auffindig gemacht haben, soll es mit Vergnügen mitgeteilt sein. Natürlich müssen wir dabei in erster Linie ein Interesse voraussetzen dürfen.

Robert Walser.

Soldat im Feld.

So ich einst nach Haus komm — gehe
ich durch unsre Gasse,
geh durch unsre Gasse hin, langsam
und stille,
werde wiedersehn den Gehsteig, alle
Fenster, alle,
wird jemand reden, bleibe ich stumm.

Dann aber erblick ich, dann aber
erblick ich
ein seltsam Ding. Trockne vor Sehnsucht ein,
bis ich sie wiederseh, bis ich sie wiederseh,
und zu ihr sage: Häuschen mein, Herd
mein, Nestchen . . . !

Auf jedem Stüfchen, ach wie ich
schrumpfe,
das wird eine Schlacht! Und wacker
entgegen!

Kommt mir die herrliche Fraue entgegen,
stürz ich dahin ins Gras, ins tiefe
Gras hin.

Dahin ins tiefe Gras — wenn ich nach
Haus komm,
setz ich mich zur Frau, laß von ihr
den Blick nicht durch drei Tage.
Nachts werd ich still bei ihr schlafen.
Morgens
herrlich, ach, herrlich werden ihre
Hände auf der Decke sein.

Sag ihnen alles. Und werde rein sein.
Steh auf dann,
begieße die Fensterblumen. Finde
unter ihren Blättchen
grünes, gesegnetes Leben. Werde sein
wie ein Bauer und Hirte.

Fráňa Šrámek

(Deutsch von *Otto Pick*).

Notizen.

Jakob Hegner in Hellerau verschickt wieder ein Buch von *Theodor Däubler*: „Der neue Standpunkt“. Elf Essais über junge Kunst, überschrieben: Simultanität, Unser Erbteil, Munch, Barlach, Matisse, Henri Rousseau, Chagall, Marc, Picasso, Futuristen, Expressionismus. Einige davon haben in den „Weissen Blättern“ gestanden.

Däublers Art, Kunst zu schauen: die immer gleiche Landschaft im wechselnden Licht, darin Künstler wie eine grosse farbige Blume, die wandert, oder breit ausladend, in dichter Fülle verzweigt, fest und rund, wie ein Baum. Nie hat es — auch nicht in den „Salons“ der Dichter wie Gautier und Baudelaire — eine weniger „kritische“ Betrachtung von Kunst und Künstlern gegeben. Manchmal, wenn er etwa von Rousseau spricht oder von Chagall, erzählt er die schönsten Märchen. Jedoch ganz und gar nicht nur „bei Gelegenheit von Rousseau, von Chagall“, so wie André Gide früher „bei Gelegenheit“ dieses oder jenes Buches Visionen skizzierte, denen er die Bezeichnung „Vorwände“ gab. Rousseau und Chagall sind für Däubler nicht Vorwand, sie sind eine Ecke seiner eigenen verschleiert üppigen Natur, die sie, Rousseau und Chagall, ihm enthüllen. Da geschieht die schöne Verwandlung des Ich und Du in die höhere Einheit Bild, das nun von dieses Betrachters Gnaden, doch ganz in der eigenen ungeteilten Pracht besteht. Die Romantiker haben ähnliches versucht. Aber ihnen fehlten fast alle Voraussetzungen zum Gelingen solcher

Kommunion: die Vertrautheit mit dem Handwerk, das brüderliche Zusammen- und Mitleben in langen Jahren, Wachen und Schlafen in Ateliers, gemeinsame Fahrten, Arbeiten zu zweit im selbem Geist, und vielleicht, vielleicht auch die adäquate Kunst. Sie waren um vieles älter oder jünger, als die bildende Kunst, die sie vorfanden. Sie logen, wo sie ein Bildwerk mit Worten entzaubern wollten, sie mußten vergewaltigen, um zu lieben.

In Däubler,
einem Balzac des Verses,
voll überströmenden Reichtums, unbändigen Fleisses,
ungleich,
vulkanisch und mondsüchtig, weit-schweifig und präzise, rund und eckig, zart und hart,
Seite auf Seite häufend, Buch auf Buch,
wie die Tage kommen,
lebt, fern und nah, unsere ganze Zeit.

*

Alfred H. Fried hat in einer Broschüre, die bei Orell Füssli (Zürich) erschienen ist und 2 Franken kostet, zwanzig Kriegsaufsätze zusammengestellt: „Vom Weltkrieg zum Weltfrieden“. Hier eine Reihe von Zitaten aus den verschiedenen Aufsätzen.

Aus dem ersten: „Operieren oder behandeln?“, der zwei Monate vor Kriegsausbruch erschien:

„Es ist vielleicht einer der gefährlichsten Augenblicke in der geschichtlichen Entwicklung unseres Erdteils, den wir durchleben. Gefährlich, weil die Verzweiflung die Entscheidung bringen kann, und die Stimme der Vernunft in solchen Augenblicken an

Macht verliert. Das durch einen Krieg aus seiner unhaltbaren Lage befreite Europa könnte den Gewaltwahnsinn überwunden, aber selbst aufgehört haben zu bestehen und das wohl-vorbereitete Opfer werden der vom Osten anrückenden jungen Kulturen und der Vasall der verjüngten alten Kultur des jenseitsseeischen Westens. Wir wollen aber Europa so retten, daß es erhalten bleibt, und deshalb müssen wir in dieser gefährlichen Stunde unsere Kräfte einsetzen, um die Verzweifelnden vor Verzweiflungsschritten zurückzuhalten. Nicht operieren, behandeln müssen wir das Übel. Wo früher der einzelne Staat mit seinem Gegner einen Streit auskämpfen konnte, sieht er sich jetzt der Verantwortung gegenüber, einen Weltbrand zu entzünden. Die schönen Zeiten sind für immer vorbei, wo man seine eigenen Kriege geführt hat. Ein jeder, der heute das Machtwort ausspricht, das die Gewaltmittel in Bewegung setzt, verpflichtet die gesamte Staatenfamilie zu diesem Kampf.“

Der zweite Aufsatz ist der erste nach Kriegsausbruch veröffentlichte. Er heißt: „Der Krieg“ und beginnt tapfer mit den Worten: „Die Friedensarbeit wird fortgesetzt!“ Dann heißt es weiter: „Auch dieser Krieg wird zum Frieden führen. Aber daß es kein Friede der alten Art werde, mit Länderverteilung bloß und Kriegsentschädigung, sondern ein wirklicher Friede, der das Verhältnis der Staaten zueinander auf eine neue, gesicherte Grundlage stellt, dafür müssen wir uns rechtzeitig einsetzen. Es wäre Wahnsinn, wenn all dieses Blut vergossen werden würde, um einen Zustand neu zu besiegeln,

der in erneutem Wettrüsten, in erneuter Mißgunst und Anarchie der Weisheit letzten Schluß sähe wie bisher. Nein! Eine neue Welt muß erstehen aus diesem Kriege, die mit der alten nichts mehr gemein hat. Dieser erste Weltkrieg muß zu dem notwendigen Weltfrieden führen.

Eine Probe auf die Richtigkeit unserer Lehre bildet dieser Krieg heute schon. Er weist die Formen und Zeichen auf, die wir vorher verkündet haben. Er beweist in seiner Art die engen Zusammenhänge der Menschheit, auf denen wir unsere Lehre aufbauten. Dieser Weltkrieg ist an sich der Beweis eines vorhandenen, aber noch nicht erkannten Weltzusammenhanges. Es ist eine eigentümlich anmutende Erscheinung zu sehen, daß alle die Völker, die sich heute blutig zerfleischen, dies um des gleichen Zieles wegen tun. Es ist die Einigkeit mitten in der Zwietracht. Alle führen den Krieg um ihre Sicherheit. Da die fortwährenden gegenseitigen Bedrohungen, die bisher herrschende Unsicherheit, das Ergebnis der zwischenstaatlichen Anarchie waren, unter der Europa litt, da die Sicherheit nur das Ergebnis einer zwischenstaatlichen Ordnung sein kann, so tobt dieser Weltkrieg um kein anderes Ziel als jenes, das die Grundlage der pazifistischen Bewegung bildet.“

Nach einem halben Jahr Krieg richtet Fried einen *Aufruf an die geistigen Führer aller Nationen*, der im Satze gipfelt: „Seid die Brückenköpfe, die intakt erhalten bleiben müssen, damit die Brücken, die heute allerorten gesprengt wurden, wieder hergestellt werden können.“

Am ersten Jahrestag des Krieges wird an einige Vorgänge erinnert, die sich in dem Vierteljahr vor den verhängnisvollen Julitagen von 1914 zugetragen haben. Die Leporelloliste von aufrichtigen Taten und Heucheleien enthält unter andern ähnlichen folgende Daten:

22. April. Über 2000 sozialistische Frauen verschiedener Länder veranstalteten eine Massenkundgebung in Berlin für den Weltfrieden.

26. April. Der mexikanisch-amerikanische Konflikt, der zum Krieg auszuarten drohte (Bombardement von Tampico, Einnahme von Veracruz), wird durch Annahme der von den A-B-C-Staaten angebotenen Vermittlung seitens der Union friedlich beigelegt.

26. April. Das Exekutiv-Komitee der Interparlamentarischen Union läßt durch einen Sonderausschuß die Frage behandeln, wie dem Wettrüsten der Großmächte ein Ende bereitet werden soll.

29. April. Im Haushaltsausschuß des deutschen Reichstags erklärt Ministerialdirektor Dr. Kriege, daß Deutschland dem Schiedsgerichtsgedanken durchaus nicht feindlich gegenüberstehe.

7. Mai. Sir Edward Grey entwirft im englischen Unterhause die Bedingungen, unter welchen die britische Regierung bereit sei, Vorschläge bezüglich der Unverletzlichkeit des Privateigentums zur See in Erwägung zu ziehen.

8. Mai. Jahresversammlung der britischen Abteilung des kirchlichen Komitees zur Pflege freundschaftlicher Beziehungen zwischen Großbritannien

und Deutschland in London. Anwesend: Erzbischof von Canterbury, Kardinal Bourne, Fürst Lichnowsky, Bischof von Hereford und andere. Erzbischof von Canterbury: „König Georg und Kaiser Wilhelm haben großes Interesse für die Bewegung“. D. Lahusen freut sich, „daß die Mißverständnisse zwischen England und Deutschland nicht mehr bestehen. Beide Länder verstehen sich jetzt besser als je zuvor“.

15. Mai. Abg. Wendel ruft im deutschen Reichstag am Schluß seiner Rede: „Vive la France!“

16. Mai. Vorlesung des französischen Gelehrten Boutroux an der Berliner Universität.

17. Mai. Englische Kriegsschiffe festlich empfangen in Triest und Fiume.

19. Mai. Gegenbesuch des österreichischen Geschwaders in Malta.

20. Mai. Auf dem Bankett zu Ehren der auswärtigen Presse in London, dem auch die Botschafter von Frankreich, Rußland, Deutschland, Österreich-Ungarn beiwohnen, sagt Sir Edward Grey: „Für den europäischen Frieden wäre es notwendig, daß die Nationen einander Kredit für guten Willen und gute Absichten geben.“

20. Mai. Hundert englische Arbeiter in Berlin. Begrüßungsreden durch Staatssekretär a. D. Dr. Dernburg und Geh. Reg.-Rat Dr. von Böttiger. „... Wir wollen die Wohlfahrt unseres Vaterlandes, und Wohlfahrt kann nur im Frieden gedeihen. Undenkbar erscheint uns der Gedanke an einen Krieg zwischen England und Deutschland...“

24. Mai. Exposé des russischen Ministers des Äußern Sasanow: „Die Tripleentente ... sei immer bereit,

mit dem Dreibund zur Erhaltung des Friedens zusammenzuarbeiten.“ — „ . . . Die unnütze Polemik der deutschen und russischen Blätter möge aufhören. . . “

26. Mai. Ansprache des Papstes in einem geheimen Konsistorium. „ . . . Die Zeit verlange jetzt mehr als je nach Frieden. . . . Es seien ernste, angesehene Männer an der Arbeit, die die Sache der Nationen und der menschlichen Gesellschaft im Auge hätten und die . . . daran arbeiten, die Kriegsgreuel zu vermeiden.“

Ende Mai. Das Endergebnis der unter der Parole der Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit ausgeschriebenen französischen Wahlen ergibt eine überwiegende Mehrheit für die deutsch-französische Verständigung.

30. Mai. Zweite Konferenz deutsch-französischer Parlamentarier in Basel. Annahme eines Beschlusses, in einer deutschen und einer französischen Stadt am gleichen Tage Konferenzen für die franco-deutsche Verständigung zu veranstalten.

1. Juni. In Paris erscheint eine neue Monatsschrift „Amitié franco-étrangère“ mit der Aufgabe, die guten Beziehungen Frankreichs mit dem Auslande, namentlich mit Deutschland, zu fördern. Mitarbeiter u. a. Anatole France, Boutroux, Sembat.

3. Juni. Die Universität Oxford ernannt den deutschen Botschafter Lichnowsky zum Ehrendoktor.

8. Juni. VI. Internationaler Handelskammerkongreß zu Paris.

9. Juni. Der österreichische Völkerrechtsgelehrte Hofrat Prof. Lammasch wird in Oxford zum Ehrendoktor promoviert.

21. Juni. Besuch der englischen Flotte in Kiel.

22. Juni. Der deutsche Verein Berliner Kaufleute und Industrieller Gast der Londoner Handelskammer.

22. Juni. Eröffnung der deutschen Abteilung auf der Lyoner Städte-Ausstellung. Anwesend der Militärgouverneur und der Präfekt von Lyon, mehrere französische Generäle, Vertreter der deutschen und französischen Presse.

30. Juni. Unter dem Vorsitz von Lloyd George findet im Londoner Savoy-Hotel ein Festmahl zu Ehren der Entente cordiale statt. Baron d'Estournelles hält eine Rede über die Aufgaben der Entente. Sie hätte viele als „unvermeidlich“ angesehene Kriege verhindert. Ein beispielloses Erziehungswerk wird sie für die ganze Welt. Die Milliardenlast der Rüstungen vermochte sie noch nicht zu erleichtern. Warum? Weil angeblich noch ein unvermeidbarer Krieg vor uns liegt, der deutsch-französische Krieg oder der englisch-deutsche Krieg oder der russisch-deutsche Krieg oder gar alle drei auf einmal. Wir müssen mit dieser neuesten Gefahr, die sich würdig ihren Vorgängern anschließt, ebenfalls ein Ende machen. Die Entente cordiale war ein Anfang, sie war die Inangriffnahme einer neuen Politik. Nunmehr müssen die wiederversöhnten Staaten Frankreich und England mit Rußland, mit den Vereinigten Staaten, mit der großen Mehrheit der wirklich friedliebenden Staaten der alten und der neuen Welt handeln, Deutschland den Beweis zu erbringen, daß es auch in seinem Interesse liegt, mit dem Märchen vom unvermeidlichen Krieg durch gegen-

seitig zugewährendes Entgegenkommen Schluß zu machen. Die Politik der Entente cordiale wäre uns ein verfehltes Beginnen, eine Enttäuschung, wenn sie nicht zur Politik der ganzen zivilisierten Welt wird.“

Reichhaltig war das Programm der organisierten Friedensarbeit für die nächsten Wochen. Die großen Internationalen hatten Kongresse in Aussicht genommen, um sich gegen den Krieg zu organisieren. In Lüttich sollte der internationale katholische Friedenskongreß, in Wien der internationale Sozialistenkongreß, in Frankfurt der internationale Freimaurer-Friedenskongreß stattfinden. Die evangelischen Kirchen-Pazifisten gaben sich ein Stelldichein in Konstanz. Die XIX. Konferenz der Interparlamentarischen Union sollte in Stockholm, der XXI. Weltfriedenskongreß in Wien stattfinden. Graf Berchtold hatte bereits das Ehrenpräsidium dafür übernommen.

Gleichzeitig mit dieser Sammlung bringt der Verlag Orell Füßli eine Neuauflage von Frieds bekannter Schrift über den „revolutionären Pazifismus“ heraus. Sie trägt den Titel: „Die Grundlagen des ursächlichen Pazifismus“.

•

*Die Einrichtung der internationalen Agentur für die Kriegsgefangenen**) in Genf war im August 1914 bescheiden; zwölf Personen arbeiteten in drei kleinen Räumen. „Jedermann

*) Diese Angaben finden sich in einem Aufsatz von Guillaume Fatio: „Die philanthropischen Werke der Schweiz während des Krieges“, den das Septemberheft der schönen Monatschrift „Schweizerland“ veröffentlicht.

legte selbst Hand an, schrieb einen Brief, schickte ein Telegramm ab oder empfing einen Besucher.

Die ersten Listen trafen am 7. September 1914 aus Deutschland ein. Wenige Tage später kam ein ähnliches Dokument aus einem Spital der Stadt Lyon. Von da ab wurden die Gefangenelisten, diese von den offiziellen Auskunftsstellen hergestellten unentbehrlichen Dokumente, durch die nationalen Gesellschaften des Roten Kreuzes der Gefangenenagentur in Genf regelmäßig zugesandt. Dieser dienen sie als Grundlage für ihre ganze Arbeit.

Am 12. Oktober 1914 installierte sich die «Agence des prisonniers» in dem geräumigen Museum Rath, das ihr von der Stadt Genf zur Verfügung gestellt wurde. Dort verteilte man die Arbeit unter verschiedene Departements.

Während des ersten Kriegswinters waren über tausend Mitarbeiter auf der Agence tätig: Männer, Frauen, junge und alte Leute, Genfer und Schweizer aus andern Kantonen, endlich sogar Fremde — jeder trug durch seine mitunter recht schwierige Arbeit zum Erfolg eines Unternehmens bei, das beträchtliche Dimensionen angenommen hatte. An der Spitze dieser ganzen Organisation steht Herr Gustave Ador, der ein großes administratives Talent an den Tag gelegt hat. Diesem Manne ist es auch gelungen, die delikatesten Unterhandlungen mit zahlreichen Behörden zu einem günstigen Abschluß zu bringen.

Das System des „Zettelkatalogs“ wurde für alle gegebenen oder verlangten Auskünfte von Anfang an an-

gewendet; kein anderes hätte sich für eine derartige Arbeit besser geeignet.

Im Erdgeschoß des Gebäudes befinden sich die Zettel der Alliierten (weisse für die Anfragen, grüne für die Auskünfte), im ersten Stockwerke diejenigen der Zentralmächte (weiß und rosa für die Deutschen, lila für die andern Nationalitäten).

Die nachstehenden Zahlen geben Aufschluß über die Tätigkeit des Bureaus:

Französische, englische, belgische Zettel	2 000 000 Stück
Deutsche Zettel	1 000 000 „
Zettel betreffend Zivilpersonen im besetzten Gebiet	300 000 „
Tägliche Post:	
Einlaufende Briefe und Karten	1500 bis 1800 Stück
Versandte Briefe und Karten	3000 „ 4000 „
Den Gefangenen übermittelte Beträge	Fr. 1 994 000
Pakete in Transit für die Kriegsgefangenen	30 665 331 Stück
Von Genf abgehende Pakete	776 505 „
Bis zum 30. Juni 1916 gebrauchte Drucksachen der Agentur	6 750 000 „
Den Familien erteilte Auskünfte	470 399
Beim Empfangsdienst erhaltene Besuche	78 713

Gegenwärtig wird die Arbeit, die nicht mehr den Umfang der ersten Monate aufweist, von 350 bis 400 Personen besorgt, von denen ungefähr 100 bezahlt sind.

Auf Wunsch des Genfer Komitees hat das dänische Rote Kreuz von An-

fang an eine Filiale der Agentur errichtet für den östlichen Kriegsschauplatz, das ist für Deutschland und Rußland. Das Rote Kreuz von Österreich-Ungarn und das von Serbien und Rußland haben sich direkt verständigt wegen Übermittlung der Auskünfte und Aufstellung der Listen. Das gleiche geschah beim Eintritt Italiens in den Krieg: das Rote Kreuz von Wien und das von Rom korrespondieren direkt miteinander. Die Tätigkeit der Genfer Agentur, die sich anfänglich auf den westlichen Kriegsschauplatz, das heißt Frankreich, Belgien, England und Deutschland beschränkte, erstreckt sich jetzt auch auf die Türkei und Bulgarien, sowie alle andern entfernteren Kriegsschauplätze.

Trotzdem die Agentur keine Taxenfreiheit für Telegramme genoß, hat sie eine sehr große Anzahl von Depeschen abgesandt: an die Lagerkommandanten, Chefärzte der Lazarette, um Nachrichten von Verwundeten oder Gefangenen zu erhalten, um Mannschaften zu befragen, die den gleichen Regimentern angehörten wie die Vermißten, deren Familien ohne Nachrichten waren.

Zu diesen naturgemäß summarischen und unvollständigen Auskünften gesellte sich nach und nach ein ganzes System brieflicher Spezialuntersuchungen.

Das Komitee hat oft protestieren müssen gegen die Nichtbeachtung der Vorschriften der Genfer Konvention in bezug auf das ärztliche und Sanitätspersonal, das ungerechterweise in Konzentrationslagern gefangen gehalten wurde; es hat erreicht, daß einige

tausend Sanitätspersonen wieder in ihre Heimat zurückkehren durften. Wir erwähnen nur nebenbei seine Schritte zugunsten jeweiliger kurzer Waffenstillstände (wenn die Notwendigkeiten des Kampfes dies zulassen), um die Verwundeten aufzuheben und die Toten, nach ihrer Identifizierung, zu beerdigen. Ferner erinnern wir an die Proteste gegen die Behandlung der armenischen Bevölkerung und die Repressalienlager in Deutschland; an die unablässigen Schritte des Komitees, um für die Zivilbevölkerung der Norddepartemente Frankreichs die Möglichkeit der Korrespondenz mit ihren außerhalb jener Gebiete befindlichen Verwandten zu erwirken.

Die Schwerverwundeten.

Nach langen Verhandlungen, die zwischen Frankreich und Deutschland durch Vermittlung des Internationalen Komitees stattfanden, wurde das schweizerische Rote Kreuz beauftragt, den Transport der Schwerverwundeten von einer Grenze zur andern mittels schweizerischer Sanitätszüge zu organisieren.

Am 2. März 1915, um 9 Uhr abends, traf in Genf, von Lyon kommend, der erste Zug deutscher Schwerverwundeter ein, während der erste Zug französischer Schwerverwundeter am folgenden Morgen um 4 Uhr von Konstanz ankam. Auf diese Weise wurden anfangs März 2650 Schwerverwundete heimgeschafft. Vier Monate später wiederholte sich der Austausch; vom 10. bis zum 29. Juli fuhren 18 französische und 11 deutsche Züge durch das schweizerische Gebiet; sie brachten

8906 Schwerverletzte ihrer Heimat wieder.

Internierung von Verwundeten und Kranken in der Schweiz.

Dank der Initiative des Herrn Gustav Ador, dem der Heilige Stuhl seine wertvolle Unterstützung lieh, kam endlich die Internierung der Verwundeten und Kranken in der Schweiz zustande. Trotzdem dieses Projekt vom ersten Tage an die beste Aufnahme beim französischen Kriegsminister gefunden hatte und sogleich von der schweizerischen Regierung angenommen wurde, vergingen zehn Monate, ehe das endgültige Abkommen zum Abschluß kam, auf Grund dessen heute diese Kranken in unserm Lande beherbergt sind.

Die Internierung der kranken Gefangenen, die sich anfänglich auf Franzosen und Deutsche beschränkte, dehnte sich im Lauf der letzten Monate auch auf Engländer und Belgier aus, die in eine große Anzahl von schweizerischen Ortschaften verteilt wurden.

Heimschaffung der Zivilinternierten.

Die Zivilinternierten nehmen unter den Kriegsoptionen eine besondere Stellung ein; es gibt für sie keinerlei internationale Konvention.

„Die Zivilpersonen“, schreibt Dr. Ferrière, „die arme Herde von Frauen, Kindern, Greisen, Unfähigen, Kranken, aus allen Klassen der Gesellschaft hervorgegangen und alle ins gleiche Unglück gebracht, Arbeiter, Kaufleute, Bauern, armselige Gestalten, Leute ohne Ausweis, sowie auch Rentner,

Beamte usw. — alle, wer sie auch seien, jeglicher Verteidigung unfähig gegen das Mißgeschick, das sie ohne Unterschied erreichte, sie werden alle von heute auf morgen dem eindringenden Feinde ausgeliefert, — herrenlose Wesen, oder sie fliehen auf den Landstraßen einer dunklen Zukunft entgegen.“

Einem Genfer, Herrn Edouard Audéoud, gelang es, unter dem Eindruck all dieses Jammers den Bundespräsidenten von der Notwendigkeit zu überzeugen, diesen Unglücklichen Hilfe zu leisten. Die Schweiz bot ihre Dienste Deutschland, Frankreich und Österreich an, um diesen unschuldigen Opfern des Krieges ihre Heimat wiederzugeben. Die Einigung betreffs der Frauen und Kinder kam bald zustande, dagegen bedurfte es langer Unterhandlungen wegen der dienstfähigen Männer. Man gab schließlich zu, daß Männer unter 17 Jahren und solche über 60 Jahren in ihre Heimat zurückkehren dürften. Später ließ man auch einige kampfunfähige Kranke zurückkehren und strebte im allgemeinen darnach, die Internierungsbedingungen der Zivilpersonen zu verbessern.

Mit einem Erlaß vom 22. September 1914 beschloß der Bundesrat die Errichtung eines Bureaus für die Heim-schaffung von Zivilinternierten, unter der Direktion des Herrn Professor Röthlisberger in Bern. Über 100 000 internierte Franzosen, Deutsche und Österreicher wurden dank diesem Bureau durch die Schweiz heimgeschafft. In dieser Zahl waren nicht nur die eigentlichen Internierten inbegriffen, sondern auch die Evakuierten der Departemente Nordfrankreichs, die

aus ihren Wohnorten entfernt worden sind.

Dieser Heimbeförderungsdienst hatte eine außerordentliche Arbeit zu bewältigen: Organisation der Transporte, Aufstellung der Namenlisten, Ernährung und Verpflegung während der Reise, Identifizierung der Nationalität und Herstellung des Kontaktes mit den Familien der Evakuierten.

Es war ein Riesenwerk. Man kann sogar sagen, daß der Durchgang der Internierten eines der bittersten Ereignisse war in dieser Schreckensperiode! Während einigen Monaten kamen 1000 Evakuierte pro Tag nach Genf; während zwei Tagen gab es deren bis zu 1300.

Endlich mußte man auch für Bekleidung sorgen, denn die Evakuierten und Internierten waren oft des Notwendigsten entblößt, und was sie besaßen, taugte nicht viel. Viele Kleidungsstücke wurden durch Privatpersonen beschafft; es liefen ungefähr 125 Pakete täglich ein. Mit diesen Bekleidungsstücken konnte man der schlimmsten Not steuern, den Ärmsten helfen.

Die Ernährung und Bekleidung der Gefangenen.

Schon zu Beginn des Krieges war Herr Max Dollfus, einer der Mitarbeiter an der «Agence des prisonniers», überrascht über die bittere Situation, in der sich, nach den Briefen zu schließen, viele Kriegsgefangene befinden mußten. Er beschloß, eine Hilfsaktion zu organisieren, und schon im November 1914 überließen ihm die schweizerische Postverwaltung und

die Zolldirektion fortan alle unbestellbaren Pakete. Unter diesen sind zu verstehen alle diejenigen Sendungen, die aus irgend einem Grunde (ungenügende Adresse usw.) weder ihre Bestimmung erreichen, noch dem Absender zurückgesandt werden können. Bis dahin wurden solche Pakete verkauft und der Erlös fiel der Zollverwaltung zu. Sie verzichtete nun auf diese Einnahme und wetteiferte so mit der schweizerischen Postverwaltung, ein neues Liebeswerk zu ermöglichen.

Sendungen von 50, 100 oder 150 Paketen treffen nun in der Agence ein; dort wird ihr Inhalt sortiert und in großen Schränken aufgestapelt, Strümpfe, Leibchen, Hemden, Tabak, Schokolade usw. Dann werden Originalpakete hergestellt mit Dingen, die den Kriegsgefangenen am unentbehrlichsten sind. Erfolgt ein Hilferuf, so geht auch schon ein Paket für den Bedrängten ab. 900 Pakete wurden während des ersten Monats abgeliefert.

Herr Dollfus hatte sich anfänglich mit einer Genfer Firma über die Herstellung von Lebensmittelpaketen verständigt. Als er dann im November 1915 vom Hilfsbureau für Kriegsgefangene nach Bern berufen wurde, um dort die Verabreichung des Brotes zu organisieren, hatte er bemerkt, daß Brot von guter Qualität das notwendigste Nahrungsmittel ist, so daß er von da an seine Unterstützung vorzugsweise in Form von Brotabonnements à 2 Kilogramm per Woche absandte.

Auch andere Institutionen beschäftigten sich mit der Ernährung der Gefangenen. Die „Brotversorgung der Kriegsgefangenen der Konferenzen

von Saint-Vincent de Paul“ versendet für Fr. 5.50 per Monat einem Gefangenen 2 Kilogramm doppelt gebackenes Spezialbrot jede Woche. Die Zahl der Abonnenten betrug 85 im ersten Monat, stieg auf 250 im folgenden Monat und auf 400 im dritten; heute übersteigt sie 3800. Gewisse Familien abonnieren sich für doppelte und dreifache Rationen zu Fr. 11 und 16.50 per Monat. Es gibt vermögliche Abonnenten, die ihr Brot unter den weniger begünstigten Kameraden verteilen; für Unbemittelte besteht die unentgeltliche Verteilung.

Frau Julia Medwed gründete schon im Jahre 1914 ein ähnliches Liebeswerk; sie richtete auf Veranlassung eines französischen, in Ingolstadt internierten Arztes einen Aufruf an das Publikum und erhielt Unterstützungen, die es der Unternehmung erlaubten, 20 Kilogramm Brot per Tag zu versenden. Nach und nach stiegen die Sendungen auf 8000 Kilogramm monatlich. Was die Sendungen an die einzelnen Gefangenen anbetrifft, so ist es unmöglich, eine genaue Zählung vorzunehmen, aber man kann sich einen Begriff davon machen, wenn man feststellt, daß bis heute von der Schweiz aus nahezu drei Millionen Pakete durch die Post versandt worden sind, mit ungefähr 5 Millionen Kilogramm Brot, welche für die kriegsgefangenen Franzosen, Engländer und Russen in Deutschland bestimmt waren. Dabei sind die sehr großen Eilfrachtsendungen gar nicht mitgezählt. Es muß beigefügt werden, daß viele Ausländerkolonien in der Schweiz für den Unterhalt ihrer gefangenen Landsleute gesorgt haben.

Die schweizerische Post.

Die Haager Konvention von 1907 und diejenige des Weltpostvereins, welche die Portofreiheit für Kriegsgefangene bestimmten, haben denselben ausdrücklich das Recht zuerkannt, Nachrichten mit ihren Familien kostenlos auszutauschen. Da die direkten Beziehungen zwischen den Kriegführenden aufgehört haben, anerbote sich die Schweiz als Vermittlerin zwischen einigen dieser Staaten. So wurden kurz nach Ausbruch des Krieges Vereinbarungen getroffen mit Deutschland und Frankreich und später mit Österreich-Ungarn, der Türkei und Italien. Gleichzeitig sicherte die holländische Post den Dienst zwischen England und Deutschland, die schwedische Post zwischen Deutschland und Rußland, die rumänische Post zwischen Österreich, Rußland und Serbien. Die Schweiz hat ohne Zweifel die weitaus grösste Arbeit übernommen.

Wir geben einige Daten, die den Umfang dieses Dienstes beweisen. Durch die Schweiz gingen etwa 140 Millionen Briefe und Karten an die Adresse der Gefangenen (60 Millionen an die Gefangenen in Deutschland, 59 Millionen an die Gefangenen in Frankreich und seinen Kolonien). Die schweizerischen Postanstalten erhielten und versandten 8 Millionen kleine, nicht eingeschriebene Pakete von einem Kilogramm Maximalgewicht. Die schweizerische Postverwaltung hat ferner 4,5 Millionen Mandate von zusammen 65 Millionen Franken gewechselt und befördert. Im verflossenen Monat Juli

betrug der Durchschnitt täglich 355 748 Briefe und Karten, 25 439 kleine Pakete, 46 827 größere Kolis, 5639 Mandate im Betrage von 76 419 Franken. Diese Riesenarbeit wurde vom Personal der schweizerischen Post bewältigt, unterstützt durch Freiwillige, die unermüdlich mitwirkten.

Hilfeleistung an die Serben, Belgier, Polen, Armenier usw.

Das Schweizervolk hat die Aufrufe zugunsten der vom Kriege schwer heimgesuchten kleinen Länder, wie Belgien, Polen, Serbien und Armenien, teilnahmsvoll entgegengenommen. Das Mitleid und die Nächstenliebe unseres Volkes, das so sehr an seinem heimatlichen Boden hängt, wandte sich gerade diesen Heimatlosen aufopfernd zu. In allen Kantonen bildeten sich Komitees, die sich bemühen, Getreide, Reis, kondensierte Milch, Konserven und Kleidungsstücke nach Serbien gelangen zu lassen für die zwei oder drei Millionen Einwohner, die noch in jenem Lande geblieben sind.

Das tragische Schicksal Belgiens wurde in der Schweiz tief empfunden. Seit Oktober 1914 hat man in allen Kreisen der Bevölkerung den Wunsch und den Willen geäußert, den Familien, die ihrer Heimat entrissen, oft ganz ohne Existenzmittel waren, tatkräftige Sympathie zu bezeigen. In vielen Kantonen bildeten sich Komitees; Lausanne wurde der Zentralsitz. Über 2000 Belgier sind untergebracht worden, besonders in der sprachverwandten Westschweiz.“

René Schickele:

DIE PFLICHT ZUR DEMOKRATIE

„Menschliche Betrachtungen zur Politik“. Verfasser: Franz Blei. Verleger: Georg Müller in München. 366 Seiten, von denen nicht alles gesagt wäre, wenn man sie gescheit nannte. Mag auch der erste Eindruck der der Gescheitheit sein. Sache des Tempos, des geraden und raschen Wegs vom Einfall zur Formulierung. Aber selbst wenn der Einfall nur gescheit war, die Formulierung ist bereits klug, soll heißen: nachdenklich; nach einem Rundblick für einen bestimmten, nicht willkürlich gewählten Punkt entschlossen, von wo das behandelte Objekt in den Angeln zu bewegen ist. Mich interessiert am meisten das Kapitel über Demokratie.

Blei und ich, wir sind uns einig: „Demokratie ist keine Regierungsform. Weder Partei, noch Politik, noch Staatsverfassung. Sie ist menschliches Verhalten, das sich einmal politisch in drei Worten ausdrückte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.“

Blei schlägt vor, die umgekehrte Reihenfolge anzunehmen. Die Gründe, die er dafür nennt, sind moralischer Art, wie er fast zu gern aus der politischen und historischen Betrachtung in eine moralkasuistische Bewertung umschlägt — welche Eigentümlichkeit ihm mit den gottlosen Enzyklopädisten der vorrevolutionären Zeit gemein ist. Zur Historie übergehend, stellt er am Schluss des Aufsatzes fest:

„Ein ganzes Jahrhundert nach der Revolution glaubte, die Gleichheit und Freiheit zu realisieren, und daß die Brüderlichkeit sich dann als Effekt von selbst einstellen würde. Ein Jahrhundert und mehr schuf bürgerliche Freiheiten und gesetzliche

Gleichheiten, indem es das bürgerlich-politische Vertragsverhältnis der Menschen änderte: freier Arbeitsvertrag, freie Zügigkeit, freier Wettbewerb, freie Forschung, freie Berufswahl, freie Liebe, freie Presse, — daß Freiheiten nicht die Freiheit bedeuten, bewies diese „freie“ Zeit an sich selber, ja sie bewies sogar, daß Freiheiten nicht einmal Freiheiten sind, sondern nur polizierte Interessen. Denn jede dieser Freiheiten braucht den Zwang von ein paar Dutzend Gesetzen und Polizisten, die sie garantieren. Es sind Freiheiten, die gewissermaßen befolgt werden müssen. Aus diesen die Menschen isolierenden Freiheiten ergab sich die Brüderlichkeit nicht nur nicht, sondern sie verkümmerte in den Vereinsbruder, den Kegelbruder, den Parteibruder oder das Genossentum wirtschaftlicher Interessengruppen. Die Brüderlichkeit wurde unmenschlich, indem sie sich partikularisierte in Zirkeln, Verbänden, Parteien, Klassen, denen Interessen, Wünsche und Absichten ein Gemeinsames gaben, in dem sich die Vereinigten als „Brüder“ gegen andere fanden, die ihnen nicht einmal feindliche Brüder waren, sondern Gegner. In den Bruderschaften hat sich jeder Sinn der menschlichen Brüderlichkeit aufgehoben. Es gibt heute Freiheiten, Gleichheiten und Brüderlichkeiten — alles in der Mehrzahl, die aber aufhebt, was nur in der Einzahl existiert oder überhaupt nicht ist. Die Demokratie ist die Brüderlichkeit der nur in Gott gleichen und der Freiheit sich bewußten Menschen.“

Wenn wir, Blei und ich, einig waren, daß die Demokratie beileibe nicht eine Regierungsform sei, so hätte ich, im weiteren Verlauf der Auseinandersetzung mit der Historie — wenn diese schon erhalten muß — daraus eine wenn nicht entgegengesetzte, so doch in einer ganz andern Kurve laufende Gedankenfolge entwickelt, die nicht bei dem politischen Nihilismus angelangt wäre, mit dem Blei sich zufrieden zu geben scheint. Die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, nach Bleis Definierung, besaßen zum Beispiel die russischen Bauern auch schon vor der Aufhebung der Leibeigenschaft im höchsten Maße. Das wäre aber, denke ich, kein Grund gewesen, sie in der Leibeigenschaft zu erhalten. Obwohl es Ideologen gibt, die auch diesen Schluß ge-

zogen haben. Wohingegen der moralisch folgernde Tolstoi ausführte:

„Etwa vor dreißig Jahren hatte Henry George ein nicht nur verständiges, sondern auch durchaus durchführbares Projekt der Aufhebung des Grundeigentums vorgeschlagen . . . Wenn aber in Amerika und in England dieses Projekt nicht angenommen wird, so ist noch viel weniger Hoffnung vorhanden, daß es in monarchischen Staaten wie Deutschland, Österreich und Rußland akzeptiert werden sollte. Bei uns in Rußland befinden sich kolossale Länderstrecken im Besitze von Privatpersonen, als auch des Kaisers und der kaiserlichen Familie, und daher ist keine Hoffnung vorhanden, daß diese Menschen, die sich ohne das Recht am Boden so hilflos fühlen wie junge Vögel außerhalb ihres Nestes, diesem ihrem Recht entsagen oder auch nur daran rütteln ließen; *sie werden für dieses Recht bis zu ihren letzten Kräften kämpfen.*

Und daher wird, *solange sich die Gewalt* auf seiten einer aus Grundbesitzern bestehenden Regierung befindet, eine Aufhebung des Grundeigentums nicht stattfinden können.“

Hier ist bereits vom Grundeigentum die Rede, nicht mehr von Leibeigenschaft. Es wird festgestellt, daß es zur Änderung der Gewalt bedarf, also einer politischen Handlung, die allein die Menschheit von der moralischen Tatsache ihrer Freiheit entbinden kann.

Die Vorschläge Tolstois, so weit zu gelangen, sind bekannt. Er ging bis zum Äußersten. In einer andern Flugschrift — „Patriotismus und Regierung“ — erklärte er:

„Wenn das Fehlen der Regierung nun wirklich der Anarchie im negativen, die Unordnung bedeutenden Sinne des Wortes (welches das übrigens gar nicht bedeutet) gleichkäme, so könnte auch dann keine Ordnungslosigkeit der Anarchie schlimmer als die Lage sein, in welche die Regierungen ihre Völker schon gebracht haben, oder zu welcher sie dieselben führen.“

Schlimmstenfalls, sage ich zu Blei, werden radikale politische Maßnahmen, wie er sie aufzählt, und auf deren Unzulänglichkeit er hinweist, wenn nicht zu einer wahrhaften Neuordnung, will

sagen: zur Ordnung hinführen, dann gewiß zu einer immer größeren Unordnung, aus der die Menschheit sich schließlich nur noch durch einen Gewaltakt retten kann und retten wird, da sie zu allem bereit ist, nur nicht dazu unterzugehen.

Jede große gemeinsame Anstrengung, die, mit oder ohne Wissen derer, die sie tun, durch die politische und wirtschaftliche Befreiung von Volksteilen, durch Entrechtung der Herrschenden das *Problem des Glücks* zuspitzt, nenne ich einen Fortschritt. Denn so gewiß das Glück *nicht* in materiellen Gütern liegt, so gewiß ist die Sklaverei in jeder Form das große Hindernis, womit der Teufel der Masse der Menschen den Weg zum innern Licht, zur wahren Freiheit verrammelt.

Und der Teufel weiß, warum er sich an die Masse hält und die „Auserwählten“ nebenbei laufen läßt, wie er es nicht hindern kann.

Er weiß, daß die Auserwählten, weil sie gute Menschen sind, niemals glücklich sein können, weil sie die Ausnahme bilden, und daß sie sich deshalb lieber kreuzigen lassen, als sich mit dieser unmenschlichen Einsamkeit abzufinden.

„Christus als Politiker“: ein Buch, das zu schreiben wäre. Es hätte mit der Bergpredigt zu beginnen und zu schließen mit der Bergpredigt. Dazwischen wäre aufzuzeigen das Hin und Her der politischen Aktion: von der Disputation mit den Schriftgelehrten bis zur Weigerung, das Wunder zu tun, das ihm am Kreuz von einem aus der Masse zugemutet wurde: „Wenn du Gottes Sohn bist, so steige herab“. Hätte Christus das Wunder getan, wäre er vor seinen Henkern vom Kreuz gestiegen, so hätte er mit dem freien Willen des Menschen den Sinn der Welt vernichtet. Er hätte die ewige Sklaverei über die Menschheit verhängt. Er hätte sich, er hätte Gott vertiert. Was ist das, dieses unheimlich pathetische: „des Menschen Sohn“, der sich doch Gottes Sohn nennt zugleich — was, wenn nicht die Vergöttlichung des Menschen durch die Berührung des sich menschlich zu ihm niederneigenden Erlösers? Die „Auserwählten“ kannten Gott von je. Deshalb nimmt auch das Neue Testament die Gerechten der alten Zeit von

der allgemeinen Verderbnis aus. Der Masse, der Mehrheit ward der Erlöser geboren. Für die Auserwählten konnte er nur die *Bestätigung* sein, die sie, die Starken in der Erkenntnis, entbehren können, wie sie sie Jahrhunderte lang entbehrt haben, ohne darum schwach geworden zu sein.

Es ist eine zweifelhafte Sache um den Einzelnen, Auserwählten. Als ich in Benares an den bekränzten Scheiterhaufen vorbeifuhr, auf denen die festlichen Toten in den unendlich blauen Himmel rauchten, sagte, angesichts der Tempel und Fratzen, der Ruderer: „Die Masse betet zu den Götzen. Aber der Bramahne trägt Gott im Herzen.“ Damit mag der Bramahne sich begnügen, der ein Dämagoge ist, der Christ muß die Masse befreien wollen, denn er glaubt an die Freiheit des Willens im Menschen, in jedem, und das heißt überhaupt *glauben*. Und *glauben* heißt *wollen*. Wollen, daß der Mensch glaube. Die Inquisition *strafte* den Menschen dafür, daß er nicht glaubte. Es ist kein Zufall, daß diese lächerlichen Versuche, durch leibliche Vernichtung zu überzeugen, von Spanien ausgingen, das eine christlich geschminkte Provinz Nordafrikas war.

Wünschen, wollen, daß der Mensch glaube, heißt: wünschen, wollen, daß er glauben könne, selbst, wenn er nicht ein Auserwählter, das heißt ein — sehr selten nur aus eigener Kraft — Emporgehobener ist. Aber die meisten Menschen läßt die leibliche, die geistige Not gar nicht zur Besinnung kommen. Sie fronen. Und vertrauen ihr Seelenheil irgend einer Form der Gebetmühle an. Aus Mangel an Zeit. Aus Ermüdung. Aus Angst und Aberglaube. Aus Not, aus Not.

Der Mensch wird mit der Pflicht zur Demokratie geboren. Er lebt als Verräter an seinen Brüdern oder als Mitkämpfer für das Glück der Menschen. Es gibt keine andere Wahl für ihn. Wir alle erreichen mit Sicherheit nur eins, den Tod — ob Durchgang oder Ende, wer weiß es? Aber wir müssen, wenn unser Glaube nicht stärker ist, so doch an dieser geringsten Vorstellung der Ewigkeit hängen: der Ewigkeit unserer Werke, alles dessen, was im geringsten von uns auf andere gewirkt hat.

Und die Gemeinschaft der Menschen ist so eng, daß jede eines jeden auf alle wirkt.

Wir glauben zuversichtlich an den Sieg der *guten* Werke im langen Kampf, den die Geschlechter leben. Nur der gute Mensch ist glücklich. Die Menschheit aber will das Glück. Sie wird es erkämpfen, koste es, was es wolle, dauere es noch so lang. Daß sie in der Welt glücklich werde, ist der Sinn der Menschheit. Anders wäre sie nicht eine Schöpfung Gottes, sondern des Teufels. Dies aber behaupten in der Christenheit nicht einmal die Asketen.

Der Mensch wird mit der Pflicht zur Demokratie geboren. Sie heißt: Restlose Parteinahme, unablässiger Kampf für die Befreiung von Armen und Köpfen zur glückhaften Anschauung der Welt und zur Betätigung der Güte, gebend und nehmend, in der herrlichen Gemeinschaft der Menschen.

Zwar kann der beste Zweck ein schlechtes Mittel nicht gut machen. Aber es ist nicht gesagt, daß ein schlechtes Mittel dem guten Zweck nicht zugute komme.

In diesem Sinn könnte ein Krieg, diese aufgeblühte Teufelsaat, sich am schrecklichsten Abend mit dem Regenbogen der Botschaft überziehen, die eine neue, bessere Zeit verbürgt, kann die Revolution, dieser böse Ausbruch der gerechten Ungeduld, eines der Tore zerschlagen, hinter denen das Böse mit großer Wissenschaft verwaltet wird.

Nein, Demokratie ist gewiss keine Regierungsform. Aber, frage ich, ist es unsere Aufgabe, den Darius zu belehren, daß sein Volk „in Gott frei“ sein und er trotzdem ein Tyrann bleiben könne? Das versichern die unzähligen Wegelagerer unter den Pädagogen, die alles in ihre Taschen stopfen, was auf dem Weg zwischen ihrer proletarischen Herkunft und dem vergötterten Herrenhaus sie an sich bringen können. Auch der Tyrann wurde mit der Pflicht zur Demokratie geboren. Er ist einzig darnach zu beurteilen und zu behandeln, wie er dieser Pflicht genüge, hinter der unbittlich das Kreuz steht, woran Gottes Sohn in den Nägeln verblutet.

Ich glaube an die Vergeltung aller Leiden, und nenne sie die Rache. Ich glaube an die Kraft, die solches Werk bereitet, das ist der Haß. Ich kenne den Preis dieser Kämpfe: die Liebe. Solche Rache, solchen Haß, solche Liebe teile ich weder mit dem Militär, noch mit dem Kaufmann, noch mit dem „Nichts-als-Klassenkämpfer“. Aber mit Ihnen, Blei. Wir vertreten keine „Interessen“, sondern den freien Menschen, den ewigen Menschen von morgen. Auch Sie, Blei. Trotzdem Sie nach der Tiara mit einem Wohlbehagen schielen, das mir ein wenig zu unverbindlich scheint, während es Unschuldige zu Träumereien und den philosophischen Applikationen verführen könnte, die zu den verstaubten Geduldspielen des dekorativen Symbolismus gehören. Ich will nicht, daß wir eine Bande libertiner Chorknaben und Sakristane bilden und in die Röcke ebenso gearteter, wenn auch noch nicht immer getaufter Damen beichten, die für ihre so begreifliche Unruhe metaphysische Gründe suchen. Ich will nicht, daß wir uns mit der Geste der Bescheidenheit und Mord und Totschlag zum Trotz in ein Flötenkonzert vergraben, worin wir unsre anmutigeren Gefühle zu Schaum schlagen. Ich will aber auch nicht, dass wir uns hysterisch auf das Postament Zwinglis hinauf schwingen, der, die Heilige Schrift auf ein Henkerschwert stützend, gebieterisch den Sonnenquai hinunterblickt. Und ich will auch nicht, daß wir zu einer Heilsarmee von kleinen Rentnern werden. Das alles wollen auch Sie nicht. Deshalb haben Sie Ihre „Menschlichen Betrachtungen zur Politik“ geschrieben. Nur erkenne ich manchmal bei Ihnen die gefährliche Tendenz, aus Ekel an der Unzulänglichkeit des Gestern und Heute in das Vorgestern zu flüchten und aus diesem Hintergrund die „innere“ Civitas Dei zu dekretieren. Ich will sie nicht nur innen, die Civitas Dei, ich will sie auch außen. Ich will sie sichtbar für alle, für alle bewohnbar. Wenn möglich gleich. Und wenn nicht gleich, dann morgen, aber so, als ob wir schon heute, in unserm Heute sie beziehen sollten. Sie stimmen zu, Blei. Dann schreiben Sie schnell ein zweites, noch viel nützlicheres Buch: „Politische Betrachtungen zur Menschlichkeit.“

Franz Blei:

DER GEIZIGE
KOMÖDIE NACH MOLIÈRE IN VIER AKTEN

PERSONEN:

Der Geizige
Joachim, sein Sohn
Luise, seine Tochter
Heinrich, Sekretär beim Geizigen
Marianne, des Joachim Geliebte
Simon, ein Geldverleiher
Die Schuwitsch, eine Gelegenheitsmacherin
Jakob, Diener beim Geizigen
Laurenz, Koch und Gärtner beim Geizigen
Ein Regierungskommissarius
Babette, Amme der Luise

Spielt zu Breslau kurz vor Ausbruch des dritten schlesischen Krieges.
In einem Gartenzimmer im Hause des Geizigen, vom Morgen
bis zum Abend eines Tages.

ERSTER AKT.

ERSTE SZENE.

Luise. Babette.

Babette: Kind, du hast ordentlich frische Backen bekommen
in den vier Wochen zu Potsdam! Halt preußische Luft.

Luise: Ist die gute Muhme auch arm, geht's doch froh zu
in ihrem Haus.

Babette: Bei uns ist's umgekehrt. Gott helf es!

Luise: Wie steht's?

Babette: Und wird schlimmer um jeden Tag.

Luise: Schlimmer? Kann's denn noch?

Babette: Jetzt hat Euer Vater noch einen Helfer, einen Sekretarius wie er sich nennt, — der wahre Teufel, sag ich Euch! Das ist ein Tanz! War, weiß Gott, an dem Alten schon mehr als zuviel.

Luise: Der König soll wieder Krieg bereiten, sagt man, gegen die Kaiserin in Wien.

Babette: Krieg wieder? Noch nicht genug? Die arme Frau.

Luise: Da renvoyiert man was nicht hingehört, schickt alles Fremde, wo es herkam. Wär gern noch blieben bei der Muhme. Und muß' so heim. Ah, was ein Heim.

Babette: Ich hab dir keinen Trost, mein Kind.

Luise: Ich weiß, Amme, du meinst es gut. Und wüßtest du, wie von anderm voll mir das Herz noch ist, du hüldest.

Babette: Das Herz voll, sagst? Dann bist verliebt, Luischen! Nicht?

Luise: Verliebt — gar kein Wort dafür, Amme! Verstorben in Liebe! Ganz.

Babette: Kam auf einmal über dich. Und darf man's wissen, wer meinem Luischen das angetan hat?

Luise: Laß mich allein damit, Babette.

Babette: So schlimm ist's? Mein Luischen! (Ab.)

*

ZWEITE SZENE.

Luise (allein).

Luise (packt aus einer Reiseschachtel eine Haube): Trug ich beim Abschied. Wie lang her, mein Gott! Zwei Wochen und ist mir eine Ewigkeit. Die Zittenadel bog er schief beim letzten Kuß. So blieb es. Kein Zeichen von ihm seither. Nichts. Und wie verschwunden. Sind so die Männer? Ah, Heinrich! Warum kamst in mein Leben und bliebst nicht? Warum gingst?

*

DRITTE SZENE.

Luise. Heinrich.

Luise: Heinrich!

Heinrich: Faßt Euch, Luise, und verratet mich nicht. Ich mußte fort vor zwei Wochen aus Potsdam und hierher zu Eurem Vater. Bin sein Sekretär. Es gab kein ander Mittel, Euch nah zu sein, Luise. Kein anderes, das uns zu unserm Glücke bringt. Seufzer? Bereut Ihr schon, jetzt schon, daß Ihr mir Eure Liebe gestanden habt?

Luise: Heinrich! Wie sollt ich, wozu so süße Macht mich zwingt, bereuen? Lieb ich Euch nicht mehr als ich sollte?

Heinrich: Und Seufzer, Luise?

Luise: Muß ich nicht fürchten? Den Vater, die Leute? Und mehr als alles das, daß Ihr mein allzustarkes Lieben mit weniger Liebe vergeltet?

Heinrich: Nur mit meinem Leben wird sie enden.

Luise: Worte aller Männer, nicht?

Heinrich: Dann wart die Taten, Mädchen!

Luise: Ich glaube deinem Herzen, Geliebter!

Heinrich: Meine Luise.

Luise: Du mußt mich vor mir selber schützen, Heinrich. Gott! Du immer nah und ein Fremder doch — Seligkeit und Qual — es stürzt aus mir, Heinrich — du, schone mich!

Heinrich: Meine Braut. Auf rechtem Weg sollst du mein Weib werden, ich schwör es dir, Luise.

Luise: Und der Vater?

Heinrich: So wie er ist, und dir, dem Bruder und allen das Leben zur Qual macht, zwingt er mich zur Maske, die ich vor ihm trage, und in der ich ihm gleichen muß, soll ich seine Gunst behalten und wissen um seine Pläne. Erschrick darüber nicht, Luise, wie ich mich verstelle, — du weißt, wofür ich es tue. Er ist ein Teufel —

Luise: Heinrich!

Heinrich: Verzeih. Ein Narr, ein böser Narr und ich der Narrheit Sekretär, verstellter Teufel wie er der echte.

Grausen der Menschheit. Doch mir durch wichtigen Dienst verpflichtet.

Luise: Weiß Joachim um dich — um uns?

Heinrich: Mit beiden kann ich's nicht halten. Beider Vertrauen kann ich nicht zugleich haben. Joachim ist ein gutes Kind, der Vater — da kommt der Bruder durch den Garten. Vielleicht sprichst du mit ihm, Luise. (Ab.)

*

VIERTE SZENE.

Luise. Joachim.

Joachim: Daß du nur wieder da bist, Schwester! Ich allein in dieses Hauses Hölle, kaum ertrag ich's, ertrüg ich's, wäre nicht — kannst du ein Geheimnis wahren, Schwester?

Luise: Was ist's denn?

Joachim: Ganz ungeheuer vieles, Luise, eingewickelt in ein einziges Wort: ich liebe.

Luise: Liebst?

Joachim: Du wirst sie Schwester nennen, siehst du sie zum erstenmal. Gottes schönstes Geschöpf. Holdestes! Aber da ist einer, der mich mit dem Namen Sohn, den er mir gibt, zu seinem Sklaven machen will und mich wie einen Sklaven hält. Der Vater — Wort, das, süß sonst, meine Lippen bitter macht als wär's ein Gift! — Bin ich ein Hund, daß er mich an der Kette seines Geizes hält? Ich sag dir alles, Schwester. Marianne ist ein armes Ding, ganz arm, bei ihrer Mutter. Nie wird dazu der Vater sein Ja sagen.

Luise: Das wird er nie.

Joachim: Schwesterchen, du liebst nicht, du kennst diese Gewalt nicht, die Liebe über unsere Herzen ausübt — sprich nicht verständig, Schwester, wenn du mich nicht töten willst!

Luise: Ah, meine Verständigkeit — Sähest du in mein Herz —

Joachim: Gute, hast Mitleid —

Luise: Arm ist sie, sagst du?

Joachim: Schön! Schön! Ein Engel des Himmels, Luise!

Luise: Liebst sie?

Joachim: Ich liebe sie! Und kann ihrer Armut nicht helfen. Weiß, wie kümmerlich zu leben Not sie und die Mutter zwingt — und kann nicht helfen, ich, des Reichsten dieser Stadt Sohn, und des Ärmsten zugleich. Wie leben wir, Schwester! Wie leben wir! Es ist eine Schmach.

Luise: Wär Mutter noch am Leben!

Joachim: Kannst du helfen, Schwester? Mit dem Vater sprechen? Ihn ausholen? Ich seh deinem Gesicht die Antwort an, die du von ihm erwartest. Dann bleibt nichts als — Krieg gibt's wieder, Mädchen, ich geh zu den Soldaten und such den Tod.

(Man hört den Geizigen schelten.)

Luise: Der Vater! Komm, nicht jetzt ihn sehen. (Ab mit Joachim.)

*

FÜNFTE SZENE.

Der Geizige. Jakob.

Geiziger: Aus meinem Haus und auf der Stelle! Halunke! Galgenvogel! Erzspitzbube!

Jakob: Der Leibhaftige, bei der Mutter Gottes!

Geiziger: Was redst du da? Du Hundsfott?

Jakob: Warum jagen mich der Herr weg, frag ich, warum?

Geiziger: Den Stock zur Antwort, Galgenstrick! Zu Schanden schlag ich dich!

Jakob: Was hab' ich denn getan?

Geiziger; Daß du noch da bist, das hast du getan!

Jakob: Hier soll ich warten, ist Befehl Eures Herrn Sohns.

Geiziger: Wart auf der Straße, nicht im Haus! Schildwache, was? Gucken und spitzen und aufpassen, was vorgeht, wo man steht, was man denkt, ha? Ich will keinen Spion um mich haben! Augen, die mir alle Winkel abstöbern, ob's was zu stehlen gibt! Diebsvolk!

Jakob: Euch was stehlen! Das Gott erbarm! Das könnte nicht einmal der Teufel selber! Ihr sperrt ja harte Brotrinde ein!

Geiziger: Ich sperr ein was mir paßt, versteht Er! Alles sperr ich ein! Das bißchen Habe, der bittern Not zu steuern, muß man beisammen halten. Er bringt wohl noch gar unter die Leute, bei mir sei Geld versteckt, was?

Jakob: Geld versteckt?

Geiziger: Nein, Schuft! Ich hab kein Geld und so auch keins zum Verstecken! Ich frag dich nur, ob du's nicht schon herum erzählt hast, ich hätte welches?

Jakob: Und hättet Ihr auch Geld — uns hülfe es doch nichts.

Geiziger: Halt dein Maul! Und fort!

Jakob: Ich geh ja schon!

Geiziger: Nimmst nichts mit? Fort! Zeig deine Hände, beide!

Jakob: Da!

Geiziger: Und in den Taschen? (Durchsucht ihn.) Nur gemacht in solcher Menge, um Gestohlnes drin zu verstecken, Bedientenpack! Spitzbubenpack. (Zieht einen Knochen aus der Tasche Jakobs.) Ha! Sag ich's nicht? Wem stahlst du den Knochen?

Jakob: Wenn Ihr es schon wissen wollt, — vielleicht dem Tyras.

Geiziger: Du schamloser Dieb! Mir den Hund bestehlen!

Jakob: Der Teufel hol ihn!

Geiziger: Meinen Hund?

Jakob: Den Geiz! (Läuft ab.)

Geiziger: Schuft! Schurke! Ich will dir! — Ah, sollst es auf dem Gewissen schwer haben, wenn du mir noch mehr gestohlen hast! — Diebsvolk alle zusammen! Und zwischen ihm, ich, der gute wehrlose Mensch, Herr seiner sauer erworbenen Habe, Herr? Gelächter! Herr! In die Erde muß man sein Gut vergraben, sich drauflegen wie ein heiliger Leichenstein, der es vor Schändung bewahrt, und bewahrt's doch nicht. Stiehlt der anfallende Straßenräuber, der nächtlich einschleichende Dieb nicht, der Diener im Hause nicht, so tut es einer, der sich den Diener des Staates nennt, und nimmt dir weg

was dein ist, und sagt es sei sein Recht! Gestern war es die Kaiserin, heut ist es der König. Das kommt und geht, und weg ist weg. Aber ich, ich bleibe, und will mit dem was mein ist bleiben, verstanden? „Her mit deinem Gold!“ sagt der große Räuber, „ich geb dir Papier dafür.“ Ha! Das Papier! Ich kenn das Papier! Ich hab es selber fabriziert! Weiß was es wert ist. Ich hab damit die Finanzen ihrer apostolischen Majestät in Wien ruiniert und denen meines neuen Herrn in Potsdam geholfen. Und den meinen. — Aber was mein ist, soll es auch bleiben! Lieber ins Stockhaus, wenn ich es behalte, als es hergeben und frei sein! Frei! Arm und frei — Gelächter! — Daß mir Heinrich, bevor es alle wußten, vom kommenden Kriege sagte, das dank ich ihm. Meine achtzehntausend goldenen Dukaten wanderten in die Erde. Das dank ich ihm. Ohne zu danken verpflichtet. Denn er weiß nichts, weiß nichts von den achtzehntausend.

*

SECHSTE SZENE.

Der Geizige. Joachim.

Geiziger (erblickt Joachim, der aus der Türe trat): Was gibt es? Schleichst herum, mich auszuhorchen? Lang schon so?

Joachim: Eben trat ich ein. Such die Schwester. Sie ist zurück aus Potsdam.

Geiziger: Hast gehört?

Joachim: Was, Vater?

Geiziger: Was es Mühe macht, heut Geld aufzutreiben, sprach ich so zu mir selber. Und daß einer gut daran ist, der ein paar tausend Taler im Hause hat. Daß du mich nur nicht mißverstehst und dir gar einbildest, ich hätte sie im Hause. Nichts ist da, nichts!

Joachim: Kümmerte ich mich je um Eure Angelegenheiten, Vater?

Geiziger: Wollte Gott, ich hätte ein paar Taler im Hause!

Joachim: Man weiß doch, Vater, daß Ihr nicht über schlechte Zeiten zu klagen braucht. Man weiß doch, Ihr seid reich.

Geiziger: Reich? Ich reich? Welcher Narr redet so dummes Zeug? Sieh mich an, sieh das Haus an, — ist das eines Reichen Haus? Lumpen und Gauner streuen Gerüchte! Und meine eigenen Kinder verbreiten sie, verbünden sich gegen mich, den Vater!

Joachim: Deshalb schon Euer Feind — ?

Geiziger: Den Hals wird man mir eines Tages durchschneiden, weil man meint, bei mir stecke es voll Geld. Raubgesindel lockt dein einfältiges Gerede von meinem Reichtum mir an den Leib! Ich reich! Man könnt es wohl glauben, wenn man euch sieht, dich und deine Schwester. Das schreit zum Himmel. Ein Vermögen trägst du auf deinem nichtsnutzigen Leibe. Seidene Strümpfe hat der Herr an! Silberschnallen an den Schuhen! Und aus Sammet den Rock. Und Spitzen! Spitzen! Als ob er der Graf Kaunitz wäre! Und ist nichts als dieses armen Vaters leichtsinniger Sohn! Zu Grunde richtest du mich! Plünderst mich aus!

Joachim: Ich Euch?

Geiziger: Woher nimmst du das Geld, so sinnlosen Aufwand zu treiben?

Joachim: Wenn Ihr es wissen wollt: ich spiele. Und spiele mit Glück. Von Euch, Vater, ist an all dem was Ihr Aufwand zu nennen liebt, nicht für einen Groschen, den der Puder im Haar kostet.

Geiziger: Wenn du Glück im Spiel hast, verleihe den Gewinn auf Zinsen, damit du eines Tages was hast. Puder im Haar! Geld für Perücken ausgeben, wenn man selbstgewachsenes Haar hat, das nichts kostet. Mein dünner Scheitel brauchte eher solchen Schutz und ich entbehre ihn, weil ich — nicht mit Glück spiele wie Er, der junge Herr Graf! Ich sage dir, du endest auf dem Galgen! Bleib! Ich hab mit dir zu reden. Setz dich. Nicht hier. Willst du mir meine Börse ziehn, weil du so nah kommst?

Joachim: Ihr wünscht, Vater?

Geiziger: Ich hab mit dir vom Heiraten zu sprechen.

Joachim: Vater!

Geiziger: Macht dir das Wort angst? Sag, kennst du ein Mädchen, das Marianne heißt? Ich meine nur, weil sie mit ihrer Mutter in der Nachbarschaft wohnt, und du von ihr gehört haben könntest.

Joachim: Ich kenne das Mädchen, Vater.

Geiziger: Und wie findest du sie?

Joachim: Bei Gott, ein entzückendes Geschöpf.

Geiziger: Und ihre Sitten? Benehmen?

Joachim: Holde Sanftmut.

Geiziger: Du meinst also, daß ein solches Mädchen es wohl verdiene, daß man es ins Auge faßt?

Joachim: Glückliche der Mann, der Marianne zum Weibe nimmt!

Geiziger: Und daß sie eine gute Hausfrau abgeben wird?

Joachim: Die Sonne im Hause!

Geiziger: Hat nur eine Schwierigkeit. Sie wird, fürcht ich, nicht viel Vermögen haben, wie man es wohl verlangen kann.

Joachim: Was kommt es hier auf Geld an, bei diesem Himmelsgeschöpf!

Geiziger: Redensarten! Auch die Himmelsgeschöpfe stellen irdische Ansprüche von allerlei Art und kosten Geld. Man müsste sehen, das Fehlende auf irgendeine andere Weise hereinzubekommen.

Joachim: Die geringste Sorge wäre mir's.

Geiziger: Dass du so denkst, freut mich. Freut mich durchaus. Denn der Friede im Hause geht mir über alles. Dich gegen diese Heirat zu wissen, hätte mich verdrossen. Und dieses liebliche Geschöpf hat mein Herz gewonnen.

Joachim (freudig): Vater, Ihr wollt —

Geiziger: Ja. Ich will Marianne heiraten.

Joachim: Ihr sagt?

Geiziger: Daß ich Marianne heiraten werde.

Joachim (springt auf, schwankt, lehnt sich an die Wand): O Gott...

Geiziger: Was ist denn?

Joachim: Mir ist nicht wohl.

Geiziger: Trink in der Küche ein Glas frisches Wasser.

Joachim (geht rasch ab).

*

SIEBENTE SZENE.

Der Geizige (allein).

Geiziger: Ja. Das ist das einzige Bedenken. Das Mädchen hat nichts. Und hat nie was gehabt, daß sie hätte halten und haben lernen können. So was lebt leicht in den Tag und hat kein Morgen. Denkt nicht. Sorgt nicht. Hat ein niedliches Lärvchen, Wohl. Wohl. Sind's Narrenpossen, die mich an das Mädchen denken machen? Nicht so. Nicht so. Aber eine im Hause haben, ein Weib im Hause, mein Weib, meines, sich sorgend um Gleiches wie ich, helfend meiner Sorge mit der ihren, teilend, mitteilend — es wäre schön. Eine haben, die mit gleichen Augen wie ich in den Gartenwinkel schaut, wo es liegt . . . wo der Schatz liegt . . . (Ruft in den Garten:) Was machst du dir da zu schaffen, Luise? Hab zu reden mit dir! — Den Buben unter die Soldaten und das Mädchen unter die Haube. Ich allein mit meinem Weibe, so wär es das Rechte, wär Marianne die Rechte. (Luise tritt ein:) Ich hab mit dir zu reden.

*

ACHTE SZENE.

Der Geizige. Luise.

Luise: Ihr wünscht, Vater?

Geiziger: Wo du in Potsdam warst, hab ich es überlegt und beschlossen. Es ist Zeit, dass du heiratest. Kurz und gut, ich habe einen Mann für dich ausgesucht.

Luise: Ihr habt —

Geiziger: Keinen Dank dafür — Braucht es nicht. Ist meine Pflicht als Vater, das Wohl meiner Kinder zu bedenken. Du bekommst einen reifen, klugen und gesetzten Mann. Nicht

älter als fünfzig. Witwer ohne Kinder. Und reich. Du wirst das beste Leben bei ihm haben.

Luise: Ich will mich noch gar nicht verheiraten, Vater, mit Eurer Erlaubnis.

Geiziger: Aber ich will es, mit ohne Ihrer Erlaubnis. Hab nicht Zeit und Lust, ein Mädchen auszuhüten. Und die Männer sind rar geworden, die was sind und taugen. Wir gehen schlimmen Zeiten entgegen. Da werden die wenigen noch rarer werden.

Luise (steht auf): Ich bitte Euch, mich zu entschuldigen, Vater. Ich werde den Herrn nicht heiraten.

Geiziger: Und wirst ihn noch heut abend heiraten, mein Fräulein Zieraffe.

Luise: Nie werdet Ihr mich dazu bringen!

Geiziger: Ist alles bestellt und abgemacht.

Luise: Lieber mich töten als dies.

Geiziger: Hat man je eine Tochter mit ihrem Vater so sprechen hören. Gott wird dich strafen für deine Sünde. Ich suche den allervortrefflichsten Mann, der dich nimmt, ohne Rücksicht darauf, daß ich armer Mann dir nichts mitgeben kann, als eine vortreffliche Erziehung, die mich weiß Gott Geld genug gekostet hat, und sie kommt da und, lieber sterben — Da frag ich die Welt — Da ist Heinrich. Ihn frag ich. Er soll Schiedsrichter in der Sache sein.

Luise: Gut. Er soll Schiedsrichter sein.

Geiziger: Und wirst dich seinem Spruch unterwerfen?

Luise: Tue was er sagt. Völlig.

*

NEUNTE SZENE.

Die Vorigen. Heinrich.

Geiziger: Wer hat recht, Sekretarius, ich oder meine Tochter?

Heinrich: Wer anders sonst als Ihr?

Geiziger: Wißt Ihr, wovon wir sprachen?

Heinrich: Wovon auch immer, Ihr könnt gar nicht unrecht haben, Herr.

Geiziger (zu Luise): Hörst? Es ist das: Ich will ihr heut abend einen ebenso klugen wie reichen Mann, einen alten Geschäftsfreund von mir, zum Gemahl geben. Sagt mir der Fratz ins Gesicht, sie stürbe lieber! Was sagt Ihr dazu?

Heinrich: Ich?

Geiziger: Sagt Ihr dazu!

Heinrich: Daß ich ganz Eurer Meinung bin. Ihr habt recht, nur hat auch Demoiselle Luise —

Geiziger: Mein Freund Simon ist die allerbeste Partie. Aus seiner ersten Ehe ohne Kinder. Keine Verwandte, die sich lästig machen können. Vermögen in sichersten Werten. Könnte sie es besser treffen, spricht?

Heinrich: Ihr habt recht durchaus. Fräulein Luise meint wohl nur, die Sache dränge nicht so, und daß sie wohl auf ihre Neigung mit der Zeit kommen werde —

Geiziger: Die Gelegenheit fahren lassen? Beim Schopf muß man sie greifen! Gibt's solche Männer denn viele? Und er, bedenkt! Er nimmt sie ohne roten Heller Mitgift!

Heinrich: Ohne Mitgift?

Geiziger: Ohne Mitgift!

Heinrich: Da sag ich nichts mehr. Das überzeugt.

Geiziger: Was ich dabei erspare, Mensch!

Heinrich: Da bleibt nichts andres. Man muß sich ergeben. Eure Tochter könnte ja sagen, heiraten sei eine ernste Sache, wobei es sich um ein ganzes Leben handle.

Geiziger: Ohne Mitgift!

Heinrich: Ganz recht. Das entscheidet alles. Natürlich gibt es Leute, die sagen, auf die Neigung der Tochter müsse Rücksicht genommen werden, und Ungleichheit des Alters, Temperamentes und Geschmacks könnte fatale Folgen in der Ehe haben. —

Geiziger: Ohne Mitgift!

Heinrich: Dagegen gibt's kein Argument, ich weiß. Allerdings gibt es seltsame Väter, die auf das Glück ihrer Töchter

höheren Wert legen, als auf das Geld, das sie bezahlen müßten, und die ihr Kind nicht in eigenen Interessen opfern möchten, da das Glück der Ehe ihnen wichtiger —

Geiziger: Ohne Mitgift!

Heinrich: Das schlägt jeden Einwand nieder.

Geiziger: Wer ist da draußen? Was bellt der Hund im Garten? Bin im Augenblick wieder da. (Ab in den Garten.)

*

ZEHNTE SZENE.

Heinrich. Luise.

Luise: Was tun, Heinrich?

Heinrich: Wir müssen eine List finden, Geliebte.

Luise: Bis heut abend?

Heinrich: Du mußt Aufschub verlangen. Dich krank stellen. Oder —

Luise: Oder?

Heinrich: Das Äußerste. Wir fliehen. (Der Geizige kommt zurück.)

*

ELFTE SZENE.

Die Vorigen. Der Geizige.

Geiziger: Soldaten zogen am Gartenzaun vorüber. Bellt das Vieh und schreckt mich auf den Tod.

Heinrich (zu Luise): Eine Tochter muß gehorchen. Hat nicht zu fragen, wie der Bräutigam aussieht, wenn Klugheit der Eltern gewählt hat. Ohne Mitgift — bedenkt!

Geiziger: Ihr seid außer mir der einzige vernünftige Mensch, den ich kenne, Sekretarius.

Heinrich: Ah, verzeiht, daß ich mich hinreißen ließ, so mit Ihrer Tochter, der Demoiselle Luise zu sprechen.

Geiziger: Was denn? Was denn? Sagt ihr es nur ordentlich. Ich geb Euch unbeschränkte Gewalt über sie. Setzt ihr

den Kopf zurecht. Hörst du? Heinrich hat alle Autorität, die der Himmel mir über dich verliehen hat. du gehorchst ihm, als ob er dein Vater wäre.

Heinrich: Hörst Du es, Demoiselle Luise? (Luise ab.)

*

ZWÖLFTE SZENE.

Der Geizige. Heinrich.

Geiziger: Ihr tut mir einen großen Dienst, Heinrich, geht Ihr dem störrigen Ding nach und redet ihm ins Gewissen. Es liegt mir viel daran, mein lieber Sekretarius.

Heinrich: Ich glaube, man wird ihr die Zügel stramm ziehen müssen.

Geiziger: Tut das, tut das. Ihr findet das rechte Wort besser als der Vater, den Liebe zu seinem Kinde noch schwach machen könnte. Und Ihr wisst auch, daß Geschäfte mich drängen. Keine viele Zeit lassen, diesem einen nachzugehen. Ich muß auf die Börse. Der König mag den Krieg gewinnen. Ich muß ihn verdienen. Als Ihr mir vor zweien Wochen die Nachricht brachtet, daß es wieder losginge, war mir die Botschaft so neu nicht, wie ich Euch aus Gründen wichtiger Geschäfte sagte. Wußte es längst. Längst. Mein Weizen war schon lang in Blüten sozusagen. Ich brachte ihn ein. Ich kann meinem König dienen, wie zuvor dem. Ich bin gerüstet. Habt mir auf das Haus acht. Ich schenk Euch viel Vertrauen. Und stramm die Zügel bei der da drinnen. Wie Ihr sagtet. (Ab).

Heinrich (allein): Fürwahr, ein vaterländisch Herz wie ein väterliches trägst du im Busen, böses Tier!

Vorhang.

ZWEITER AKT.

ERSTE SZENE.

Joachim. Jakob.

Joachim (rasch von links): Find dich nirgends. Hier hieß ich dich warten.

Jakob: Und stand auch hier. Und hier hat mich Euer Herr Vater verprügelt und mich dann aus dem Hause hinausgeschmissen

Joachim: Wie steht die Sache? Es drängt mehr als je. Mein Vater — es ist nicht zu sagen vor Scham und Wut — er ist mein Nebenbuhler bei Marianne. Will sie heiraten!

Jakob: Er ist ganz toll geworden?

Joachim: Gottes Strafe für meine Sünden muß es sein, daß er ihm den Gedanken einblies.

Jakob: Und Ihr sagtet ihm nichts von Eurer Liebe, gnädiger Herr?

Joachim: Das noch! Das noch! Er darf keinen Verdacht auf mich haben, sonst geht alles unglücklich. Der eigene Vater — es ist grauenvoll und unerhört! — Was für Antwort?

Jakob: Das voraus, Herr, damit Ihr auf alles gefaßt seid; wer borgen will, Herr, ist übel dran, und doppelt so, wenn er sich Halsabschneiden in die Hände geben muß wie Ihr, Herr.

Joachim: Kein Geld also? Dann ist's aus!

Jakob: Noch nicht, gnädiger Herr. Dem guten Simon hat Euer Gesicht, das ich ihm von weitem zeigte, gefallen. Er sagt, er wolle tun, was er kann.

Joachim: Schafft mir die fünftausend Taler?

Jakob: Mit Bedingungen! Mit Bedingungen!

Joachim: Hat er dich mit seinem Geldgeber reden lassen?

Jakob: So einfach ist das nicht, wie Ihr es denkt. Der Geldgeber gibt sich noch mehr Mühe, im Verborgenen zu blühen als Ihr selber, gnädiger Herr. Seinen Namen will mir der Simon nicht nennen. Aber heute treffe er mit ihm zu-

sammen, sagte Simon, und käm die Auskunft gut aus dem Munde des dunklen Ehrenmannes, dann wär das Geld bereit für Euch.

Joachim: Wär's so!

Jakob: Da sind die Bedingungen, die mir der Herr Simon diktiert hat auf dem Papier. Ich les es Euch: „Vorausgesetzt, daß der Geldgeber genügende Sicherheit findet, der Entnehmer großjährig und aus guter Familie ist, deren Vermögen solide, groß, gesichert, schuldenfrei, wird ein genauer Vertrag —“

Joachim: Selbstverständliches! Formalien! Was weiter!

Jakob: „Der Geldgeber wünscht sein Geld nur mit fünf Prozent zu verzinsen, um sein Gewissen mit keinerlei Vorwurf zu belasten.“

Joachim: Nur fünf Prozent? Was ein weißer Rabe von Simon!

Jakob: Es kommt noch. „Aber da besagter Geldgeber die Summe nicht selber besitzt und da er, um dem Entlehner gefällig zu sein, sie selber von einem Dritten zu fünf und zwanzig Prozent ausleihen muß, so ist es selbstverständlich, daß besagter Entlehner auch diese Zinsen bezahlt, unbeschadet der übrigen fünf.“

Joachim: Was Teufel ein Jude! Ein Armenier! Das macht ja dreißig vom Hundert!

Jakob: 's ist zu überlegen, Herr.

Joachim: Kann Not überlegen? Ich muß das Geld haben. Muß ja zu allem Ja sagen, und schnitte mir der Kerl ein Ohr ab.

Jakob: Das sagte ich auch.

Joachim: Was weiter?

Jakob: Ein kleiner Artikel noch, das Ohr betreffend: „Von den verlangten fünftausend wird der Geldgeber nur dreitausend in barem Gelde zahlen können. Für den Rest gibt er Effekten, die das Doppelte von zweitausend Talern wert sind. Nämlich: einen Posten gesteppter Decken, hundert Stück. Einen Posten Haarwickler, zweitausend Stück in vier Kisten wohlverpackt.“

Joachim: Was Teufel tu ich —

Jakob: „Ein echtes Bologneser Hündchen, als Präsent für eine Dame geeignet. Ein Schachbrett zum Zeitvertreib aus Bein. Ein Krokodil, mit Heu ausgestopft, an die Zimmerdecke zu hängen. Zehn Stück auseinandergenommene Kachelöfen. Tausend Stück Kochtöpfe in allen Größen.“

Joachim: Das er stückweis darin siede!

Jakob: „Vier alte Flinten aus dem letzten Kriege. Ein Betthimmel aus rosafarbenem —

Joachim: Kann der Schurke denn nicht mit den wahnwitzigen Zinsen zufrieden sein? Muß er mir auch noch statt Geld den alten Trödel aufhängen? Keine fünfzig Taler kriegen wir für den ganzen Schwindel.

Jakob: Und müssen ihn für zweitausend nehmen und mit dreißig vom Hundert verzinsen. Ihr kauft teuer ein und verkauft billig. Das ist ein schlechter Handel, den Ihr bei Eurem Vater nicht gelernt habt, gnädiger Herr.

Joachim: Kann ich anders? Ist der Vater nicht schuld? Ich unterschreib. Gib her den Wisch! (Links ab, Jakob ihm nach.)

*

ZWEITE SZENE.

Der Geizige (mit) Simon (aus dem Garten).

Geiziger: Ihr irrt, irrt durchaus, wenn Ihr Reichtum bei mir vermutet, Simon. Mitgift! Mitgift! Mehr als sie wiegen Schönheit, Tugend, Erziehung — alles das hat meine Tochter mehr als eine. Und bedenkt, Ihr seid nicht der Jüngste mehr, lieber Simon, und der Schönste, wie sich ihn ein junges Ding vermeint, wohl auch nicht. So plagt mich nicht mit Mitgift.

Simon: Ihr gabt den Gedanken an diese Ehe mit Eurer Luise mehr als er mir kam. Doch gefiel er mir. Aber ich überleg's noch. Kann warten. Männer werden rar, und gar die ein Mädchen ohne Mitgift nehmen.

Geiziger: Ihr wißt: nach meinem — Ich leb nicht ewig.

Simon: Hundert Jahre. Also habt Ihr noch gut vierzig vor Euch. Das ist mir zu lang zu warten. Wer weiß, erleb ich's. Und Ihr wollt doch nicht, daß ich Euch einen frühen —

Geiziger: Sagt bitte das Wort nicht. Gut. Gut. Überlegt's. Ich dräng nicht. Luise hätte ich gern als eines guten Mannes Weib gesehen, wie sie es verdient. Ihr kommt noch darauf zurück. Sie liebt Euch.

Simon: Sagt Ihr? — Wer liebt uns? Alles flucht uns. Warum? Wir nehmen die Sorgen aller auf uns, und man flucht uns.

Geiziger: Weiß Gott, Ihr sprecht wahr! So ist die Welt!

Simon: Wer von seinen Schulden lebt, lebt glücklich. Und wir? Uns beschimpft man. Das bekommt uns schlecht. Wir armen guten Menschen, die helfen, wir sind in keiner guten Gesundheit.

Geiziger: Kann nicht klagen.

Simon: Wir haben's in der Leber. Im Magen. In der Galle.

Geiziger: Ein Geschäft hättet Ihr mit mir, sagtet Ihr? Und ist?

Simon: Und schlechten Schlaf. So denkt man, es wär gut, ein Weib zu nehmen.

Geiziger: Luise liebt Euch, wie ich schon sagte. Überdenkt's.

Simon: Überdenkt die Mitgift.

Geiziger: Was für ein Geschäft —

Simon: Eine Kleinigkeit. Für Euch eine Bagatelle. Fünftausend Taler. Der Schuldner zahlt Euch, gebt Ihr sie, fünfzehn vom Hundert. Auch zwanzig.

Geiziger: Und Euer Profit?

Simon: Was wird er schon sein? Man sieht, daß man lebt. Zehn.

Geiziger: Und gebt ihm von meinen fünftausend in bar die Hälfte.

Simon: Eine Kleinigkeit in Waren. Soll der Leichtsinn lernen, wie schwer der Handel ist.

Geiziger (ist aufgestanden und in die Gartentür getreten, schaut in den Garten).

*

DRITTE SZENE.

Die Vorigen. Joachim.

Joachim (kommt von links, ohne daß ihn der Geizige sieht, wohl aber erblickt ihn Simon).

Simon: Sieh, sieh! Hat's der junge Herr aber eilig. Und wer hat Euch denn gesagt, daß es hier ist, wo ich das Geld für Euch hole?

Geiziger (tritt zurück, zu Simon): Wie?

Simon: Das ist der Junker, der die bewußten Fünftausend borgen möchte.

Geiziger: Was? Mein Sohn geht zu Wucherern?

Simon: Wucherer? Der Sohn? Ah sooo! (Zum Geizigen.) Ich überlasse Euch das Geschäft. (Ab.)

*

VIERTE SZENE.

Der Geizige. Joachim.

Joachim: Solche Geschäfte macht Ihr, Vater?

Geiziger: Durch solche Anleihen willst du dich also zugrunde richten?

Joachim: Mit solchen Einkünften mehrt Ihr Euren Reichtum, Vater.

Geiziger: Und wagst es, mir nach dem Vorgefallenen noch ins Gesicht zu sehen?

Joachim: Und denke meiner armen Mutter —

Geiziger: Schämst dich gar nicht, zu solchen ehrlosen Mitteln zu greifen, dich in solche wucherische Schulden zu stürzen und das Geld deiner armen Eltern zu vergeuden, das sie im Schweiß ihrer ehrlichen Arbeit sich verdient haben?

Joachim: Ehrliche Arbeit! Taler auf Taler häufen durch Wuchergeschäfte und nennen's ehrliche Arbeit! Schmach und Schande!

Geiziger: Mir aus den Augen! Lump! Mir aus den Augen!

Joachim: Ihr stehlt das Geld, das Ihr nicht gebraucht, schmäht den einen Lump, der es zu leihen nimmt, weil er es nötig hat und weil Ihr ihn in Armut verkommen laßt.

Geiziger: Hat man das erhört! Straft Gott solche Rede nicht mit seinem Blitz? Du sollst Vater und Mutter — Mir aus den Augen!

Joachim: Das Grauen stößt mich weg von Euch, Vater!
(Ab.)

*

FÜNFTE SZENE.

Der Geizige (allein).

Geiziger: Lüderlich, lüderlich. Mein Gott, wofür hab ich das verdient? — Lüderlich. Ich muß ein Auge auf ihn haben. — Es ist schwül hier innen. (Er stößt ein Fenster auf.)

*

SECHSTE SZENE.

Der Geizige. Babette (von links).

Geiziger (fährt herum): Was ist? Was das Geschleiche und Gehorche?

Babette: Die Madame Schuwitsch wäre da und hätte den gnädigen Herrn zu sprechen. Sei herbestellt.

Geiziger: Warum sagst das nicht gleich? Warum stehst erst und horchst? Soll eintreten. Und bring mir ein Glas Wasser.

Babette (ab).

*

SIEBENTE SZENE.

Der Geizige (allein).

Geiziger (schaut in den Garten): Fiele es nicht auf, ließ ich mein Bett in der Hundehütte aufschlagen. Die Nächte sind zu erbärmlich mit ihrer Angst und dem ans Fenster springen. Aber Tyras ist ein guter Wächter. Weniger Fressen, damit er schärfer wird.

*

ACHTE SZENE.

Der Geizige. Madame Schuwitsch (tritt ein).

Geiziger (fährt herum): Steht Ihr schon lange da?

Schuwitsch: Wie? Ihr müßt lauter reden, mein Gehör ist etwas klein. Wie sagtet Ihr?

Geiziger: Gott sei Dank. Alle um einen müßten stocktaub sein. Und blind. Dann hätte man Ruhe.

Schuwitsch: Wie gut Ihr aussieht! Wie die Gesundheit selber.

Geiziger: Kann nicht klagen.

Schuwitsch: Frisch wie ein Jüngling.

Geiziger: Wirklich?

Schuwitsch: In Eurem Leben wart Ihr nicht so jung, Herr Baron, ich kenne Leute von fünfundzwanzig, die älter sind als Ihr.

Geiziger: Meine Sechzig machen mir allerdings nicht das geringste zu schaffen.

Schuwitsch: Was ist auch Sechzig! Das beste Mannesalter beginnt da.

Geiziger: Wahr, wahr. Aber zwanzig weniger wäre mir lieber, glaub ich.

Schuwitsch: Was will das sagen! (Hascht nach seiner Hand.)

Geiziger: Holla! An meine Börse?

Schuwitsch: Eure Lebenslinie. Seht, die Linie da. Gott, Gott, was hat der junge Mann eine Lebenslinie. Man wird Euch totschiagen müssen, sag ich Euch, Ihr werdet noch Kinder und Kindeskinde begraben.

Geiziger: Ausnehmend zu hören.

Babette (von rechts, bringt eine Karaffe mit Wasser, stellt sie vor den Geizigen. Ab).

Geiziger (schenkt sich Wasser ein, holt ein kleines Stück Brot aus der Tasche, taucht es in das Wasser und ißt): Sie gestatten, daß ich mein Vesperbrot zu mir nehme. — Wie steht es mit unserer gewissen Angelegenheit?

Schuwitsch: Welche Frage! Fange ich je was an, das ich nicht zum guten Ende schaffe? Es gibt keine Partie, die ich nicht in kurzer Zeit zustande bringe. Und wenn es sein müßte, den Papst mit dem Großtürken zu verheiraten. Ich hab es also der Mutter Mariannes auseinandergesetzt, welches Glück ihrer Tochter bevorsteht.

Geiziger: Und was hat sie geantwortet?

Schuwitsch: Welche Frage! Mit Freuden war sie einverstanden. Mit Freuden! Heut abend, sagte sie, soll ich die Tochter abholen und zu Euch bringen, damit der Ehevertrag unterzeichnet wird.

Geiziger: Schön. Schön. Habt Ihr auch über die Mitgift mit der Mutter gesprochen? Sie muß, und das habt Ihr der Alten hoffentlich klar gemacht, sie muß sich etwas abzwacken, etwas Übriges tun bei solcher Gelegenheit. Schließlich heiratet man doch kein Mädchen, das nichts mitbringt.

Schuwitsch: Ich versteh immer, daß sie nichts mitbringt. Aber sie bringt doch mit. Achttausend Taler Rente jährlich bringt sie mit!

Geiziger: Was? Achttausend Rente? Zapperlot.

Schuwitsch: Aber freilich. Erstens ist sie in bezug auf das Essen höchst einfach und sparsam erzogen. Das Kind lebt von Milch und Brot, Salat und Obst. Auf einen reichgedeckten Tisch, wie ihn andere Frauen verlangen, wird sie nie Anspruch machen. Das macht im Jahr tausend Taler aus.

Geiziger: Wieso, erlaubt —

Schuwitsch: Ferner hält Marianne nur auf einfache, saubere, bescheidene Kleidung. Nach Putz und großartigen Toiletten, Schmuck und luxuriösen Möbeln steht ihr der Sinn gar nicht. Das macht mindestens 3000 Taler im Jahr.

Geiziger: Dreitausend —

Schuwitsch: Und dann: Sie geht leidenschaftlich gern zu Fuß, nichts da mit Reiten und Fahren. Macht zweitausend im Jahr. Und ferner: Sie haßt das Spiel, ganz im Gegensatz zu allen unsern Damen. Ich kenne manche, die im Trente et Quarante jährlich an die zehntausend Taler verloren hat. Rech-

nen wir davon nur den fünften Teil, so erspart sie Euch damit zweitausend Taler, macht zusammen mit dem in Essen, Kleidern, Zufußgehen, ersparten sechstausend Talern im Jahr sage und schreibe achttausend, die sie Euch als hübsche jährliche Rente mit in die Ehe bringt. Keine Mitgift, ich bitt Euch!

Geiziger: Alles nicht übel. Sehr zufrieden. Aber das ist, erlaubt, doch kein reeller barer Wert, diese achttausend.

Schuwitsch: Nichts Reelles? Kein Wert? Nüchternheit, Bescheidenheit, Haß gegen das Spiel, — nichts Reelles?

Geiziger: Ich gebe keine Quittung über etwas, das ich nicht bar in die Hand bekommen habe. Eure achttausend Taler Mitgift sind ein Scherz, meine liebe Madame Schuwitsch.

Schuwitsch: Ja ja, es gibt ja außer den achttausend wohl sonst noch einiges. Ich habe mir sagen lassen, es sollen da so gewisse Aussichten auf bestimmte Liegenschaften bestehen, welche die Mutter irgendwo hat.

Geiziger: Muß ich erst sehen. Vielleicht sind sie auf dem Mond.

Schuwitsch: Näher, viel näher.

Geiziger: Aber es ist da noch was, was mich beunruhigt. Das Mädchen ist noch jung, und junge Leute lieben nur ihresgleichen. Ich fürchte, ein Mann in meinem Alter ist vielleicht nicht ganz nach ihrem Geschmack, und das könnte in der Ehe so kleine Unannehmlichkeiten hervorrufen, die wieder nicht nach meinem Geschmack sind.

Schuwitsch: Da kennt Ihr Marianne schlecht. Das ist ja geradezu eine Eigenschaft von ihr, — sie kann die jungen Männer nicht ausstehen. Sie mag nur alte Herren.

Geiziger: Die Mutter oder die Tochter?

Schuwitsch: Die Tochter. Ich wollte, Ihr hättet sie über diesen Punkt reden hören! Sie ist entzückt, hingerissen, wenn sie einen schönen Greis sieht. Je älter, um so lieber ist er ihr.

Geiziger: Wirklich?

Schuwitsch: Ich rate, macht Euch um Gotteswillen nicht jünger als Ihr seid. Setzt Eure Brille auf. Ein Sechziger muß es sein, sagte sie, und wie oft! Mindestens ein Sechziger! Was sagt ihr, voriges Jahr brach sie mit einem Bräutigam, weil sich herausstellte, daß er erst sechsundfünfzig Jahre alt war.

Geiziger: Nur deshalb?

Schuwitsch: Sie ist einmal so.

Geiziger: Das freut mich ja außerordentlich. Und ich verstehe diese Neigung vollkommen. Wenn ich eine Frau wäre, würde ich mich auch nur an die älteren Männer halten.

Schuwitsch: Das sag ich ja immer. Die jungen Herren! Das Gott erbarm! Wer soll sich in diese Rotznasen verlieben? Ich verstehe nicht, was manche in denen findet.

Geiziger: Und ist das Frauenzimmer doch oft wie versessen darauf. Ganz rätselhaft.

Schuwitsch: Sind denn das Männer? Neben einem Mann wie Ihr einer seid! Das nenn ich einen Mann! So muß einer gebaut sein, damit man sich in ihn verlieben kann.

Geiziger: Findet Ihr?

Schuwitsch: Zum Malen seid Ihr! Könnt gar nicht schöner aussehen! Ich bitt Euch, geht einmal ein bißchen. — Das nenn ich einen gut gewachsenen, frei und sicher auftretenden Mann! Der verspricht! Jawohl, der verspricht! Da merkt man nichts von Beschwerden oder dergleichen.

Geiziger: Hab auch keine besonderen, Gott sei es gedankt. Nur der Husten plagt mich manchmal.

Schuwitsch: Das macht doch gar nichts. Der Husten steht Euch reizend! Ihr hustet mit Grazie gewissermaßen. Es liegt ein eigener Reiz in Eurem Husten.

Geiziger: Marianne hat mich noch nicht gesehen?

Schuwitsch: Nur so von weitem. Aber wir haben sehr viel von Euch gesprochen. Nächtelang. Ich habe ihr Schilderungen von Euch gegeben, die der Kleinen ganz heiß gemacht haben. Im Vertrauen: Sie konnte nicht einschlafen darüber.

Geiziger: Dafür dank ich Euch auch schön, Madame Schuwitsch.

Schuwitsch: Und da hätt ich bei der Gelegenheit, weil wir so hübsch miteinander plaudern, hätt ich auch ein kleines Anliegen, eine Bitte an den gnädigen Herrn Bräutigam. Ich habe da nämlich einen Prozeß und ich fürchte, ihn zu verlieren, weil ich kein Geld nicht habe. Wenn der gnädige Herr Bräutigam mir da helfen wollten, ihn zu gewinnen. Es geht um keinen Pappenstiel. Nein, wie sich das Mariannerl freuen wird, Euch zu sehen! Ganz verrückt wird sie werden!

Geiziger: Glaubt Ihr? Das freut mich. Freut mich für das Mädchen.

Schuwitsch: Der Prozeß ist für mich von der allergrößten Wichtigkeit. Einfach ruiniert bin ich, verlier ich ihn. Nur eine Kleinigkeit vom Herrn Bräutigam, und die Sache wär in Ordnung. Ich wollte, Ihr hättet die Kleine gesehen, mit welchem Entzücken sie mir zuhörte, wenn ich von Euch sprach. Die Freude glänzte ihr nur so aus den Augen, als ich ihr Eure Eigenschaften aufzählte.

Geiziger: Damit habt Ihr mir einen Gefallen erwiesen, und bin Euch dankbar. In der Tat.

Schuwitsch: Und ich Euch, gnädiger Herr, wenn Ihr mir in der Prozeßsache helft.

Geiziger: Und nun muß ich auf die Börse. Geschäfte von höchster Wichtigkeit. —

Schuwitsch: Ihr würdet mir aus größter Not helfen.

Geiziger: Seht, so geht es immer. Man hat doch nicht ein bißchen Ruhe, sich von angenehmen Dingen zu unterhalten. Ja, das Leben hat eine rauhe Hand.

Schuwitsch: Ich würde Euch gewiß nicht belästigen, wär ich nicht durch die schlimmste Not gezwungen.

Geiziger: Zum Abend also Marianne. Ich bin erwartet. Auf Wiedersehen. (Ab.)

Schuwitsch (allein): Daß dich das kalte Fieber zu allen Teufeln schaffe, verdammter Hund!

*

NEUNTE SZENE.

Schuwitsch. Jakob.

Jakob: Ich seh es Euch an, Schuwitschin, Ihr seid mit dem Herrn Bräutigam nicht auf Eure Rechnung gekommen. Hätt ich Euch gleich sagen können. Hier im Hause ist das Geld verflucht teuer.

Schuwitsch: „Geschäfte“, „Auf die Börse“. „Leben hat eine rauhe Hand“, — so höhnt der alte Affe ein ehrliches Weibsstück, dem es weiß Gott schwer genug wurde, sich um seinen ekligen Brauthandel zu kümmern.

Jakob: Aber an Lob für Euch hat er es doch nicht fehlen lassen? Und an seiner Freundschaft und Dankbarkeit? Nur die Hand macht er nicht auf. Gegen das Wort „geben“ hat der eine solche Abscheu, daß er nie sagt: Ich gebe Euch die Hand, sondern ich leihe Euch die Hand.

Schuwitsch: Ist das noch ein Christenmensch?

Jakob: Man dürfte verrecken, ohne daß er sich rührt. Sein Eingeweide gibt er dir lieber als einen Groschen. Wie wär es, Schuwitschin, Ihr tätet, was ich Euch vorhin schon sagte: Ihr schlagt Euch auf die andere Partei? Ist da schon auch nicht in barem zu holen, so trifft es doch den Alten. Ich hab so meine Plänchen.

Schuwitsch: Weiß Gott, das paßte mir, dem Affen einen Possen zu spielen. Was hast für ein Plänchen? Erzähl.

Jakob: Hier nicht. Ich müßt es in Eure tauben Ohren brüllen, und da könnten es noch andre hören. Ich komm zu Euch.

Schuwitsch: Wird es ihn auch richtig treffen, dein Plänchen?

Jakob: Ich sag Euch, mitten ins Herz. Kommt.

(Ab mit Schuwitsch.)

Vorhang.

DRITTER AKT.

ERSTE SZENE.

Madame Schuwitsch (kommt mit) Marianne.

Marianne: Ich hab so Angst, Schuwitschin.

Schuwitsch: Angst? Wovor denn Angst, mein Täubchen?

Marianne: Ihr fragt noch! Könnt Ihr Euch das Grauen eines Menschen nicht vorstellen, der im nächsten Augenblick vom Leben zum Tod exekutiert werden soll?

Schuwitsch: Ja ja, mein Lämmchen, ich denk mir schon, daß der alte Herr kein Henker ist, von dem du einen angenehmen Tod erwarten könntest, und daß dir ein anderer junger, blonder, von dem du mir erzählt hast, lieber wäre, daß er dir dein Leben nähme.

Marianne: Joachim meint Ihr? — Er kam zu uns oft ins Haus, und ich muß Euch gestehen, mein Herz blieb nicht ungerührt von ihm.

Schuwitsch: Und hast dich gar nicht gekümmert, herauszukriegen, wer und was und wo er ist?

Marianne: Wie sollt ich! Wir arme Leut! Was kümmert's ein armes Ding wie mich? Glückliche, ihn lieben zu können und von ihm sich geliebt wissen, das ist schon mehr als genug. Und nun soll ich — versteht doch, wie furchtbar mir das nun sein muß!

Schuwitsch: Mein Kind, die jungen Blondköpfe wie dein Joachim sind ja sehr scharmant und verstehen es, sich recht angenehm zu machen. Aber meist sind sie arm wie Kirchenmäuse. Drum sag ich dir, nimm den Alten, der dir Geld hinterläßt. Heiratest ihn doch nur auf Abbruch. Und dann — der Blondkopf. Nicht besser so?

Marianne: Geht, den Tod eines Menschen nur darum wünschen, um glücklich zu werden, das ist nicht christlich.

Schuwitsch: Du heiratest den Alten nur unter der Bedingung, daß er dich zur Witwe macht. Das muß in den Kon-

trakt aufgenommen werden. In drei Monaten muß er spätestens tot sein. In der Zeit hat dir dein Herr Gemahl kein Haar gekrümmt, sag ich dir, und dein Joachim bekommt dich.

Marianne: Wie Ihr red't!

Schuwitsch: Da kommt er schon selber. Erschrick nicht zu sehr.

*

ZWEITE SZENE.

Die Vorigen. Der Geizige.

Geiziger: Nehmt mir es nicht übel, schöne Demoiselle, daß ich mit der Brille auf der Nase vor sie trete. Ich weiß wohl, daß Eure Reize auch ohne das deutlich sind und man kein Glas braucht, um sie zu merken. Aber auch die Sterne sieht man durch Gläser an, nicht? Und daß Ihr ein Stern seid, der schönste — Schuwitschin, sie scheint mir nicht erfreut zu sein, mich zu sehen, die Demoiselle.

Schuwitsch: So'n jung Ding! Es schämt sich halt zu zeigen, was es fühlt. Klopft ihr das Herz vor Freude im Hals. Nicht, Mariannel? So plötzlich dem Geliebten gegenüber — Ihr versteht.

Geiziger: Vorbereitungen, nötige, zu treffen, muß ich Euch vorerst lassen, schönste Marianne. Meiner Tochter Luise lassen, die hier kommt. Große Tochter, ja ja, Unkraut wächst rasch. (Ab.)

*

DRITTE SZENE.

Marianne. Schuwitsch. Luise.

Luise: Demoiselle, Ihr habt getan, was eigentlich meine Pflicht gewesen wäre. Ich hätt dem Euren mit meinem Besuch zuvorkommen sollen.

Schuwitsch: Das arme Ding —

Marianne: Aber das ist ja fürchterlich! Das ertrag ich nicht!

Schuwitsch: Was soll ich — Nun spricht das miteinander ab. (Ab.)

Luise: Arme Marianne!

Marianne: Ihr sagt das? Seine Tochter?

Luise: Ich kenne Euren Kummer, Marianne. Und könnt ich ihn aufheben, ich tät's.

Marianne: Ein süßer Trost, die Teilnahme einer Dame wie Euch zu besitzen. Ich bitt Euch, bewahrt sie mir, diese großherzige Freundschaft, die mir mein grausames Geschick erleichtern wird. Ihr denkt nicht schlecht von mir?

Luise: Ihr liebt einen andern — warum dann dies mit dem Vater?

Marianne: Meine Mutter — ich kann ihr den Schmerz nicht antun, daß ich mich über all das hinwegsetze, was einzuhalten mein Geschlecht mich zwingt. Mutter lebt nur für mich, hat immer nur für mich gelebt. Ich kann ihr den Kummer nicht antun. Es würde ihr Tod sein.

Luise: Und der Euch liebt, Marianne, und den Ihr liebt, sprach er nicht mit Eurer Mutter?

Marianne: Sprach's. Ist hoffnungslos. Und arm. So arm wie wir selber. Aber — das kann ich nicht! Kann ich nicht! Verzeiht mir, aber ich kann Euren Vater nicht ehelichen! Lieber soll alles den Tod finden.

Luise (zu sich): Sag ich's ihr? Heinrich verbot es. (Laut:) Kommt zu mir. Hier sind wir nicht mehr allein. Ich hör den Vater. (Ab mit Marianne.)

*

VIERTE SZENE.

Der Geizige. Laurenz. Jakob. Babette (folgen ihm).

Geiziger: Kommt alle her. Nehmt meine Befehle für nachher. Ihr helft mir, Sekretarius, daß mir nichts Wichtiges entfällt. Du, Babette, sorgst dafür, daß alles sauber ist. Gib acht, mir das Möbel nicht zu stark zu reiben und abzunutzen. Und was zerschlagen wird an Geschirr, das zieh ich dir vom

Lohn ab. Du kannst gehn. (Babette ab.) Jakob, Galgenstrick. Du schenkst ein. Aber nur wenn jemand Durst hat und nicht so wie manche Lümmel von Lakaien, die die Leute förmlich mit ihrer Flasche überfallen und zur Trunksucht zwingen. Wartest auch, bis man ein paarmal gebeten hat. Und sorgst dafür, daß immer viel Wasser da ist.

Jakob: Der pure Wein steigt nur zu Kopf. Soll ich die Livree anziehen?

Geiziger: Erst wenn die Gäste da sind. Und mach sie mir nicht schmutzig.

Jakob: Es ist nur, sie hat am Aufschlag einen großen Ölfleck.

Geiziger: Da hältst du beim Servieren den Hut vor.

Jakob: Und hinten hat die Hose ein Loch. Man sieht, mit Respekt zu melden —

Geiziger: Halt's Maul! Diese Seite kehrst du immer geschickt gegen die Wand und präsentierst den Leuten die Vorderseite. Abgetreten! (Jakob ab.) Laurenz.

Laurenz: Was bin ich heut, Koch oder Gärtner, gnädiger Herr?

Geiziger: Du mußt heut ein Souper herrichten, Laurenz.

Laurenz: Ein Souper? Gottes Wunder!

Geiziger: Wirst du was Ordentliches kochen?

Laurenz: Wenn der gnädige Herr mir das Geld zum Einkaufen gibt —

Geiziger: Kocht man mit Geld? Immer Geld! Nichts als Geld!

Heinrich: Unverschämt! Als ob es ein Kunststück wäre, mit Geld was Leckeres herzustellen! Das trifft der Dümme. Mit wenigem, mit Nichts ein gutes Essen machen, das ist die Kunst.

Geiziger: Was ich immer sagte.

Laurenz: Da müssen mir der Herr Sekretarius schon das Geheimnis verraten, oder gleich selber das Amt übernehmen, mit nichts ein Souper herzustellen. Wieviel Gäste sind's denn?

Geiziger: Da ist die Demoiselle Braut Marianne, der Herr Simon, der andere Bräutigam. Der ersten Mutter denk ich, macht drei Gäste. Du kochst für vier. Wo vier satt werden, werden's auch sieben.

Sekretarius: Einfachste Sache.

Laurenz: Nicht für einen Koch! — Da braucht's dazu vier große Schüsseln und fünf Zwischengerichte, Suppe, Vorspeisen —

Geiziger: Damit füttere ich ganz Breslau!

Laurenz: Braten —

Geiziger: Du hast es auf mein Vermögen abgesehen, Schurke!

Laurenz: Geflügel —

Geiziger: Daß dich die Pest! Geflügel!

Heinrich: Will Er die Gäste denn umbringen? Zu Tode füttern? Das ist ja kein Essen mehr, ist eine Mördergrube!

Geiziger: Mir aus der Seele!

Heinrich: Man ißt, um zu leben, lebt nicht, um zu essen.

Geiziger: Wie wahr, wie weise! Man soll leben, um zu essen, — nein, wie war's? Schreibt mir den wundervollen Spruch auf. Ich will ihn in goldenen Lettern, ich will ihn in Lettern über dem Kamin im Speisezimmer anbringen lassen.

Heinrich: Ich werd's besorgen. Und um das Souper — das laßt meine Sorge sein!

Geiziger: Wir geben Gerichte, die nicht viel kosten und rasch satt machen. Fettgekochte Bohnen, Kastanien —

Heinrich: Laßt mich nur machen.

Laurenz: Die Küche tret ich Euch gern ab.

Geiziger: Halt's Maul! Du kochst, was dir der Herr Sekretarius befiehlt, verstanden?

Laurenz: Das wird ein großartiges Souper werden. Mir läuft schon das Wasser im Munde zusammen. All meiner Lebtag werde ich der Hochzeitstafel Eures Herrn Sekretarius gedenken. (Ab.)

*

FÜNFTE SZENE.

Der Geizige. Heinrich. Joachim.

Geiziger: Und du, mein schöner Herr Sohn und Schuldenmacher, dem ich das von vorhin verzeihen will, — daß du dir's nicht einfallen läßt, ein saures Gesicht zu schneiden.

Joachim: Wie sollt ich?

Geiziger: Du lieber Gott! Als ob ich nicht wüßte, wie Kinder denken, deren Vater sich wieder verheiraten will, und was für Augen sie ihrer Stiefmutter machen! Wenn ich deine Streiche vergessen soll und du Wert darauf legst, daß ich sie vergesse, so empfehl ich dir, dieser Dame ein freundlich Gesicht zu zeigen und sie so gut zu empfangen wie irgend möglich.

Joachim: Mich darüber zu freuen, daß sie meine Stiefmutter werden soll, das, Vater, kann ich Euch nicht versprechen. Aber was den guten Empfang und das freundliche Gesicht angeht, so versprech ich Euch unbedingten Gehorsam.

Geiziger: Das ist nicht mehr als vernünftig von dir.

Joachim: Ihr werdet Euch nicht zu beklagen haben, Vater.

Geiziger (zu Heinrich): Holt mir Luise und die Demoiselle. (Heinrich ab.) (Zu Joachim:) Daß Kinder nie begreifen lernen, wie Eltern nur zu ihrem Glück da sind. Da denkst du, Joachim, ich seh dir's an, du hast einen Feind in mir, und bin dein bester Freund, um dich mich sorgend und mühend und — dein Vater mit einem Wort. Geb dir eine Mutter ins Haus! Ist's das nicht, was ich mehr, was sag ich! ausschließlich nur bedenke, wenn ich mich wieder verheirate? Meinst, es sei, daß ich ein Weib habe? Seh ich aus wie ein Freier? Euch wieder eine Mutter zu geben, das ist der einzige Gedanke, der mich leitet.

Babette (kommt und zündet, da es dämmert, Kerzen in einigen Leuchtern an).

Geiziger: Schon dunkel? (Er geht an die Tür in den Garten; zu sich:) Ob man nicht des nachts im Garten Windlichter brennte? Treibt sich allerlei Gesindel in den Gassen. (Kommt wieder vor.) Das ist mein einziger Gedanke, Joachim. Wie ich sagte.

*

SECHSTE SZENE.

Die Vorigen (ohne Babette). Luise. Marianne. Heinrich.

Geiziger (zu Marianne): Und das ist mein Sohn Joachim, der Euch seine Referenz erweisen will.

Marianne (hält sich an Luise): Himmel, Er!

Heinrich (leise zu ihr): Faßt Euch!

Geiziger: Große Kinder, ja ja, wie gesagt, Unkraut wächst schnell. Aber ich werde sie beide in kurzer Zeit los sein.

Joachim (zu Marianne): Ein wenig überrascht, als mir mein Vater vorhin seinen Entschluß mitteilte, — verzeiht, mein Fräulein.

Marianne (verwirrt): Ganz unerwartet, dies Zusammen-
treffen —

Joachim: Mein Vater konnte keine schönere Wahl treffen. Aber den Titel Stiefmutter kann ich Euch nicht wünschen. Es würde mir schwer fallen, ich gesteh es, Euch so anzureden. Das klingt nicht polit. Aber Ihr werdet mich verstehen. Daß ich über diese Heirat nicht entzückt bin, nicht sein kann, wird Euch nicht wundern, Fräulein. Ist sie nicht ganz gegen alle meine Interessen? So muß ich Euch, mit Erlaubnis meines Vaters sagen, daß, käm es auf mich an, diese Heirat nicht stattfinden würde.

Geiziger: So begrüßest du, wen du künftig deine Mutter nennen sollst?

Marianne: Antwort ich nicht dasselbe? Ich Euch Stiefsohn nennen? Wünschte ich das je? Es täte mir sehr leid, Euch Kummer zu bereiten, und wenn ich mich nicht durch eine höhere Gewalt dazu gezwungen sähe, ich würde nie in eine Heirat willigen, die Euch mißfällt, Joachim.

Geiziger: Ganz recht so! Grob wiedergeben, was grob herkam. Ich bitte Euch um Verzeihung, Demoiselle, für die Unverschämtheiten meines Sohnes, der nicht versteht, was er spricht und dessen Herz seinem Vater entfremdet ist. Gott allein weiß, wofür diese Strafe.

Marianne: Er hat mich nicht beleidigt. Ich bin ihm dankbar, daß er mir gleich seine wahren Gefühle zu erkennen gab. Hätte er anders gesprochen, ich würde ihn weniger achten.

Geiziger: Eure Güte entschuldigt seine Fehler. Er wird sich bessern. Die Zeit wird ihn vernünftiger machen.

Joachim: Ich schwöre Euch, Fräulein, hierin werden sich meine Gefühle niemals ändern. Dessen ruf ich Gott zum Zeugen.

Geiziger: Welche Frechheit!

Joachim: Soll ich verleugnen was ich fühle?

Geiziger: Immer noch? Wirst du gleich anders reden!

Joachim: Da Ihr es wünscht, Vater, will ich anders reden. Erlaubt mir, Marianne, daß ich an meines Vaters Statt zu Euch spreche und Euch gestehe, daß ich nie auf der Welt ein Schöneres sah als Euch. Kein größeres Glück kenne, als Euch zu gefallen und Euer Gemahl zu heißen Seligkeit wäre, allem auf Erden vorzuziehen. Das Glück, Euch zu besitzen, wäre das herrlichste Los, das einem Sterblichen zufallen könnte. Kein Hindernis —

Geiziger: Es genügt, genügt, Joachim!

Joachim: Ich spreche ja nur an Eurer Stelle.

Geiziger: Brauche keinen Dolmetscher.

*

SIEBENTE SZENE.

Die Vorigen. Babette.

Babette: Gnädiger Herr, da ist ein Mann, der Euch zu sprechen wünscht.

Geiziger: Bin jetzt nicht zu sprechen.

Babette: Er sagt, er bringe Geld.

Geiziger: Einen Augenblick! (Ab mit Babette.)

*

ACHTE SZENE.

Marianne. Joachim. Heinrich. Luise.

Joachim: Marianne, mein böser Stern hat es so gefügt. Was wollt Ihr tun?

Marianne: Joachim — hilf mir!

Joachim: Nichts als dies? Keine hilfreiche Güte? Keine Liebe, die zum Handeln treibt?

Marianne: Ich füge mich in alles, Joachim, was Ihr beschließt. Wißt Ihr es nicht längst?

Joachim: Ah, was läßt du mir übrig, wenn ich mich auf das beschränken soll, was die strenge Ehre und die Vorurteile der Sitte gestatten!

Marianne: Luise!

Luise: Ich sprech für dich — und mich, Marianne. Ein Versuch, noch ein letzter, daß Ehre und Sitte nicht leiden. Hilft auch der nicht, dann hat nichts davon mehr Gewalt über uns.

Marianne (stürzt ihr an den Hals): Schwester!

Heinrich (zu Joachim): Euer Jakob schwur es mir in die Hand, er brächte den Alten herum bevor es zu spät sei. Er tut es ganz sicher.

Joachim: Hofft Ihr, Heinrich?

Heinrich: Ist's nichts, dann werden die Freunde einander durchhelfen. Nicht so, Joachim? (Streckt ihm die Hand hin.)

Joachim (schlägt in die Hand ein): Komme was immer! Auf Leben und Tod!

Heinrich (lächelnd): Hitzkopf!

Marianne: Mir ist das Herz freier.

Joachim (küßt ihr die Hand): Geliebte!

*

NEUNTE SZENE.

Die Vorigen. Der Geizige.

Geiziger: Was das? Mein Sohn küßt seiner zukünftigen Stiefmutter die Hand? Und sie hat nichts dagegen einzu-

wenden? Sollte da etwas dahinter stecken? (Ruft:) Achim, ich hab mit dir zu sprechen.

Luise: Dann wollen wir inzwischen in den Garten gehen.

Geiziger: Warum in den Garten? Was willst im Garten? Es wird Nacht. Es ist feucht im Garten. Geht auf deine Kammer.

(Luise und Marianne ab.)

Heinrich: Wünscht Ihr mich, gnädiger Herr?

Geiziger: Nicht im Augenblick, Herr Sekretarius. Ihr verspricht, Euch um die Küche zu kümmern.

Heinrich: Das wird besorgt. (Ab.)

*

ZEHNTE SZENE.

Der Geizige. Joachim.

Geiziger: Also von der Stiefmutter abgesehen, wie gefällt dir das Mädchen? (Er lischt während des Folgenden alle Lichter bis auf eines aus.)

Joachim: Gefällt?

Geiziger: Ihr Benehmen, ihre Haltung, ihre Schönheit und so weiter. — So viel Verschwenden!

Joachim: Um die Wahrheit zu sagen, und Ihr es wissen wollt, — ich hab sie nicht so gefunden, wie ich mir dachte. Ihr Benehmen ist kokett, ihre Haltung ungeschickt, ihre Schönheit nicht übermäßig, und was den Geist betrifft, ist, dünkt mich, keine Spur davon. Ich will sie Euch nicht verleiden damit, Vater, denn schließlich ist mir eine Stiefmutter so lieb wie die andere.

Geiziger: Du hast ihr doch vorhin gesagt —

Joachim: Schmeicheleien, in Eurem Namen, nichts weiter. Euch zu Gefallen, Vater.

Geiziger: Marianne gefällt dir also nicht.

Joachim: Ganz und gar nicht. Aber sie soll auch nicht meine, sondern Eure Frau werden, Vater.

Geiziger: Also sie gefällt dir nicht. Schade. Es stört einen Plan, der mir in den Sinn kam. Stört ihn nicht nur, erledigt

ihn. Vorhin, wie ich sie so ansah, da mußte ich doch über mein Alter neben dieser Jugend denken. Man wird lachen über mich, wenn ich ein so junges Mädchen heirate. Meine Geschäftsfreunde werden in mir zweifelhaft werden. Das hat mich fast von meiner Absicht zurückgebracht, sie zu heiraten. Nun hat sie aber mein Wort. Ich hätt es eingelöst, indem ich Marianne dir zur Frau gegeben hätte, wenn sie dir gefallen hätte natürlich. Fern von mir, ein Kind zu zwingen.

Joachim: Mir zur Frau?

Geiziger: Ja, dir!

Joachim: Zur Frau?

Geiziger: Zur Frau, ja doch!

Joachim: Wenn ich Euch damit eine Liebe tun kann, Vater, will ich mich, trotzdem sie nicht mein Geschmack ist, entschließen, sie zu heiraten. Nur weil Ihr es wünscht.

Geiziger: Zwang? Wunsch? Befehl? Nie würde ich dich zwingen, einen so entscheidenden Schritt zu tun, wenn du dagegen bist, mein Sohn. Ich gehöre nicht zu den Vätern, die das Glück ihrer Kinder ihrem eigenen Glücke opfern.

Joachim: Dir zu Liebe bring ich gern das Opfer.

Geiziger: Eine Ehe ohne Liebe — nie kann das glücklich enden.

Joachim: Man sagt, die Liebe kommt oft in der Ehe.

Geiziger: Kann kommen, kann! — Das Risiko ist zu groß. Ich könnt es nicht verantworten, dich unglücklich verheiratet zu sehen. Ja, wenn du eine kleine Neigung gehabt hättest, eine ganz kleine Sympathie, nun gut, schön, da hätte man denken können, sie würde wachsen und stärker werden, und ich hätte dich auf der Stelle heiraten lassen. Aber da das leider nicht der Fall ist, komm ich wieder auf mich zurück und heirate das Mädchen selber.

Joachim: Hört mich an, Vater. Ich muß Euch, da es so ist, die Wahrheit sagen. Die Wahrheit ist, daß ich Marianne liebe, seit ich sie zum erstenmal sah. Und daß ich sie mir von Euch zur Frau erbitten wollte. Nur die Furcht, Euch zu mißfallen, hat mich davon abgehalten.

Geiziger: Kennst du sie lange?

Joachim: Den Monat.

Geiziger: Besuchtest sie?

Joachim: Jeden Tag.

Geiziger: Gut aufgenommen?

Joachim: Herzlich. Doch wußte sie nicht, wer ich bin. Daher vorhin ihre Überraschung, mich als Euren Sohn wiederzusehen.

Geiziger: Sprachst doch wohl auch mit ihr von deinen Heiratsabsichten?

Joachim: Auch mit der Mutter.

Geiziger: Die nahm sie freundlich auf?

Joachim: Sehr freundlich. Ihre eigene Armut und meine waren ihre Bedenken allein.

Geiziger: Und das Demoisellchen Marianne?

Joachim: Trügt Schein nicht, dann liebt sie mich wie ich sie. Ah, nein, nein, kein Schein trügt, Vater, sie liebt mich, liebt mich unaussprechlich!

Geiziger: Dann bitt ich dich, dir Mühe zu geben, diese Liebe zu vergessen. Und alle Absichten auf das Mädchen durchaus aufzugeben. Das ich für mich haben will. Verstanden? Für mich. Und kannst du nicht vergessen, dann steht dir die Welt offen. Der König braucht Soldaten.

Joachim: Ein Spiel? — Da es so weit ist, sag ich Euch: nie werde ich auf Marianne verzichten. Und jedes Mittel werd ich anwenden, sie mir zu gewinnen, sie Euch streitig zu machen. Mag die schwache Mutter Euch nachgeben, — andere werden mir helfen, daß Marianne mein Weib wird. Mein Weib, hört es, den ich jetzt Vater nicht mehr nennen kann.

Geiziger: Ins Gehege will mir der Junge kommen?

Joachim: Ihr kamt in das meine!

Geiziger: Und der Respekt vor dem Vater?

Joachim: Die Liebe kennt keinen Vater.

Geiziger: Du sollst mich kennen lernen. Wo ist ein Stock!

Joachim: Noch mehr kennen lernen?

Geiziger: Ich verstoße dich!

Joachim: Das Vaterherz!

Geiziger: Ich erkenne dich nicht mehr als meinen Sohn an. Ich enterbe dich!

Joachim: Wie Ihr wünscht!

Geiziger: Und gebe dir meinen Fluch mit!

Joachim: Euer erstes Geschenk.

Geiziger (ab in den Garten).

*

ELFTE SZENE.

Joachim. Jakob.

Jakob (eilig, leise): Daß ich Euch finde, junger Herr! Wir haben sie!

Joachim: Was gibt's? Was hast du?

Jakob: Ihr kriegt das Fräulein Marianne und das Fräulein Luise kriegt ihren Sekretarius.

Joachim: Was ist denn?

Jakob: Unter der Hundehütte haben wir sie ausgegraben, ich und die Schuwitschin.

Joachim: Ausgegraben? Wen denn? Ich versteh kein Wort.

Jakob: Die Geldtruhe Eures Herrn Vaters! Voll mit Goldstücken ohne Zweifel. Und er kriegt sie erst wieder, wenn er einwilligt. Und verlaßt Euch darauf, er willigt ein. In alles. Lieber gibt er das Leben als sein Geld.

Joachim: Er wird Euch einsperren lassen.

Jakob: Wird sich hüten. Königliche Verordnung: Wer Gold für sich behält und nicht gegen Schein an die Kriegskasse abgeliefert, dem wird es konfisziert, er selber inkarzeriert im Stockhaus. — Kommt! Hört! Ist er es nicht schon? Wie er schreit! Kommt! (Ab mit Joachim.)

*

ZWÖLFTE SZENE.

Geiziger (noch im Garten): Zu Hilfe! Diebe! Diebe! Mörder! Diebe! Gerechtigkeit! Polizei! (Kommt auf die Bühne.) Mord! Mord! Man schneidet mir den Hals ab! Man hat mir mein Geld geraubt! Haltet den Dieb! Polizei! — Wo steckst du, Mörder? Halt da! (Er packt seinen Arm.) Gib mir mein Geld, Schurke! Ah, ich bin ganz verwirrt. Und wie dunkel es hier ist. (Er ergreift den einen Leuchter und zündet die anderen Kerzen an.) Licht machen! Gott, Gott, Gott, mein Geld, mein armes Geld, mein armes! Diebe! Mein teurer Freund, mein einziger! Man hat dich mir geraubt, meine Stütze, Stab, Trost, im Jammer dieser Welt. Diebe! Zu Hilfe! — Von Kindern verlassen, betrogen, geschmäht. — Du — der einzige Freund..... Diebe! Zu Hilfe! — Jetzt ist alles aus. Ich habe auf der Welt nichts mehr zu suchen. Ohne dich kein Leben mehr. Es ist aus. Aus. Diebe! Die Stimme erstickt mir. Mörder! Keiner kann mich hören! Ich sterbe! Bin schon tot. Begraben. — Mörder! — Ist denn niemand da, der mich wieder aufwecken kann? Mir mein Geld wiedergibt? Sagt, wer es hat? Großer Gott im Himmel, laß diese Prüfung gnädig an mir vorübergehen. Vater unser, der du bist im Himmel und weißt, wer mich bestohlen hat, zeig mir den Dieb, weise mir den Mörder! Was? Was sagt Ihr? Was? Niemand da. Niemand. Gehen wir. Ich muß die Polizei holen. Ich will das ganze Haus foltern lassen, foltern. Knechte, Mägde, Sohn, Tochter, mich selber — foltern. Wer spricht da? Der Mörder? Was ist denn da oben für ein Lärm? Ist mein Dieb da oben? Mein Henker? Alle glotzen mich an. Lachen mich aus. Alle haben dabei geholfen. Alle Räuber, Diebe, Henker..... Kraft! Verlaß mich nicht Stimme, verlaß mich nicht. Diebe! Füße, auf! Diebe! Gendarmen! Polizei! Ich lasse alle aufknüpfen! (Er schwankt schreiend nach links ab, mit einem Armleuchter.) Ich will mein Geld wiedersehen! Ich will leben, leben! Mörder!

(Vorhang, der gleich wieder aufgeht.)

VIERTER AKT.

ERSTE SZENE.

Der Geizige.

Geiziger (kommt wieder, mit dem Leuchter): Meine Füße tragen mich nicht . . . Hier sterb ich. Und mein Mörder inzwischen zum Land hinaus. Auf vier Pferde schlägt er ein. Der Dieb! Mörder! Haltet ihn auf! Keiner im Haus hört mich! Wo sind sie? Alle geflohen? Diebe! Luise! Achim! — Meine Stimme — ich flüstere ja. (Er schlägt ein Fenster ein:) Ich muß Lärm machen. Vielleicht treibt das einen her. (Der Hund bellt im Garten, der ganz dunkel ist:) Ah! Tyras! Verräterisches Hundevieh! Was hast ihn nicht zerrissen, der mir das Herz —! Verhungern laß ich dich! Bestie, an der Kette verhungern! Mörder! (Er nähert sich mit dem Lichte einem Vorhang:) Zünd ich das Haus an? Ein großes Licht machen, daß man kommt? — —

*

ZWEITE SZENE.

Der Geizige. Der Kommissarius.

Kommissarius: Wohnt hier ein Herr Heinrich von Wernitz?

Geiziger (stürzt auf ihn zu): Halt ich dich, Mörder! Hab ich dich, Dieb! Wo? Wo hast du sie versteckt?

Kommissarius: Wer seid Ihr?

Geiziger: Ah! Verzeiht meinem kurzen Gesicht. Nun fühl ich zum Beispiel Degen. Pistolen. Habt Ihr Handschellen auch mitgebracht?

Kommissarius: Ihr seid?

Geiziger: War der Hausherr. Bin niemand mehr. Bin namenlos. Bin bestohlen. Ihr seid vom Amte. Endlich. Gott segne Euren Eintritt. Ich bin um alles bestohlen, Herr! Ich

bin ein ruiniertes, ausgelöschtes Mann! Ihr müßt ein Interesse daran haben, daß es ans Licht kommt. Ihr müßt mir den Dieb finden. Wenn ich nicht meine Habe wieder bekomme, ziehe ich das Gericht vors Gericht! Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!

Kommissarius: Bestohlen? Da muß zuerst ein Protokoll aufgesetzt werden.

Geiziger: Ein Protokoll. Ihr glaubt, wir fangen ihn mit einem Protokoll?

Kommissarius: Wen?

Geiziger: Den Dieb.

Kommissarius: Welchen Dieb?

Geiziger: Der mir alles stahl, was ich hatte.

Kommissarius: Das war?

Geiziger: Eine Kasette.

Kommissarius: Mit Inhalt?

Geiziger: Sucht doch den Dieb, ich bitt Euch!

Kommissarius: Ohne Protokoll? — Habt Ihr einen Verdacht?

Geiziger: Ich habe jeden in Verdacht. Laßt die ganze Stadt verhaften. Zusamt den Vororten. Und alles was sich im Umkreise von zehn Meilen auf den Landstraßen herumtreibt.

Kommissarius: Das hieße den Dieb verscheuchen. Man darf ihn nicht kopfscheu machen. Wir müssen ganz sachte die Beweise zusammenbringen, und dann können wir mit aller gesetzlichen Strenge vorgehen, um das gestohlene Gut wieder zur Stelle zu schaffen. Versteht Er?

Geiziger: Der Dieb — fangt den Dieb!

*

DRITTE SZENE.

Die Vorigen. Laurenz.

Laurenz (ruft nach rückwärts): Komm gleich. Man soll ihm sofort die Gurgel abschneiden, die Füße rösten und das übrige in kochendes Wasser werfen.

Geiziger: Der Dieb? Er hat den Dieb! Mein guter Laurenz, ja, schneid ihm die Füße ab.

Laurenz: Dem Spanferkel, das mir Euer Sekretarius geschickt hat. Ich will es vielfach zubereiten. Viel Kunst.

Geiziger: Was — Spanferkel? Mit dieser Amtsperson wirst du jetzt eine ganz andere Sache auszukochen haben, Schurke!

Kommissarius: Er braucht keine Angst vor mir zu haben, sagt Er nur, was Er weiß. Die Sache wird sich in aller Güte erledigen.

Geiziger: Ist der Herr der achte Gast am Souper?

Kommissarius: Und nichts verheimlichen!

Laurenz: Der gnädige Herr General können jederzeit meine Küche anschauen und sehen was ich koche. Da wird nichts verheimlicht.

Geiziger: Du sollst sagen, wo die Truhe ist, die du mir gestohlen hast, Halunke!

Laurenz: Eine Truhe?

Geiziger: Wozu Euer Degen, Herr Kommissarius? Setzt ihn dem Schurken auf die Brust! Rennt ihm das Schwert durch den Wanst!

Kommissarius: Wir dürfen ihn nicht ängstigen, Es wird uns auch ohne das alles sagen. Ja, lieber Freund, wenn Er gesteht, wird ihm nichts passieren. Sein Herr wird Ihn sogar noch belohnen. Man hat ihm eine Kassette gestohlen, eine Truhe. Wenn Er es nicht war, so hat Er vielleicht einen Verdacht. Er muß doch was wissen von der Sache. Sein Herr belohnt es ihm.

Laurenz: Wart, Herr Sekretarius!

Geiziger: Was?

Kommissarius: Nur ruhig, das Gewissen rührt sich.

Laurenz: Also wenn ich die Wahrheit sagen soll, wie sie ist, so glaub ich immer, das war der Sekretarius, der Euch den Streich gespielt hat, gnädiger Herr.

Geiziger: Heinrich?

Laurenz: Eben der.

Geiziger: Der mir solche Treue heuchelte —

Laurenz: Eben darum.

Kommissarius: Und worauf gründet sich sein Verdacht?

Laurenz: Man hat so seinen Glauben.

Kommissarius: Indizien?

Laurenz: Jawohl. Jawohl. Die hat er. Die hat er sicher. Er sieht ganz so aus.

Geiziger: Hast du ihn nicht um den Platz herumschleichen sehen, wo ich die Kasette vergraben hatte?

Laurenz: Immer schlich er da herum. Natürlich. Wo war sie denn vergraben?

Geiziger: Im Garten unter der Hundehütte.

Laurenz: Ganz richtig. Bei der Hundehütte. Da schlich er herum.

Kommissarius (schreibt auf): ... Schlich er herum.

Geiziger: Und hast die Kasette bei ihm gesehen?

Laurenz: Und oft!

Geiziger: Ha!

Kommissarius: Wie sah denn Eure Kasette aus?

Geiziger: Braun war sie.

Laurenz: Ganz recht. Wie ich sagte. Braun. Und so mittelgroß. Und richtig braun. Ich dachte mir immer: Was für eine schöne braune Kasette.

Geiziger: Schreibt, Herr Kommissarius! Es ist meine Kasette! Wem soll man heute noch trauen! Heinrich, eines Sinnes immer mit mir, ganzes Vertrauen ihm in den Busen schenkend — Man darf auf keinen Menschen bauen, auf keinen. Ich glaube, ich könnte mich selber bestehlen, so schlecht sind die Menschen.

Kommissarius: Und wann hat Er die Kasette bei diesem Heinrich —

Laurenz: Da kommt er selber. Aber sagt ihm nichts, daß ich Euch die Geschichte verraten habe. Er führt eine grobe Hand und ein Dieb ist zu allem fähig. (Ab.)

*

VIERTE SZENE.

Geiziger. Kommissarius. Heinrich.

Geiziger (auf Heinrich zu): Ungeheuer! Gesteh und mach alles gut. Gesteh das Verbrechen, das entsetzlichste, das je verübt wurde.

Heinrich: Was wünscht Ihr, daß ich gestehe?

Geiziger: Schurke! Die Anklage wirft dich nicht zu Boden?

Heinrich: Von welchem Verbrechen spricht Ihr?

Geiziger: Ist Scham noch bei Menschen? Müssen Hyänen von ihnen die Heuchelei lernen? Als wenn du es nicht wüßtest! Leugne nicht mehr! Lohnt die Mühe nicht! Alles ist entdeckt! Ich weiß alles! Elender! Meine Güte hast du teuflisch mißbraucht, machtest dich mir freundlich, um mich zu verraten! Mir dies anzutun!

Heinrich: Da Ihr alles wißt — ich will nichts mehr leugnen.

Geiziger: Schreibt! Schreibt! Er gesteht!

Kommissarius: Herr Heinrich von Wernitz. Ein königlich Reskript Euch zu überreichen, war der Auftrag, der mich herführte. Doch spricht zuvor, was Ihr zu gestehen habt. Ihr habt Euch, wie es scheint, schwer vergangen an diesem Mann.

Heinrich (zum Geizigen): Mit Euch davon zu sprechen, war ich oft schon entschlossen. Mußte nur die Gelegenheit abwarten. Nun die Sache ohne mein Sprechen heraus ist, hört meine Gründe, bevor Ihr mich verurteilt.

Geiziger: Gründe! Gründe! Die wird man dir mit dem glühenden Eisen auf den Nacken brennen. Dieb!

Heinrich: Den Namen hab ich nicht verdient. Wohl hab ich nicht recht gegen Euch gehandelt....

Geiziger: Hört doch: nicht recht! Nicht recht nennt er den Schurkenstreich auf mein Leben!

Heinrich: Aber mein Fehler ist verzeihlich.

Geiziger: Ein Raub, ein Mord verzeihlich! Er ist von Sinnen, Herr Kommissarius, oder er macht sich lustig.

Heinrich: Ein Raub, ein Mord gar — Ihr übertreibt, Herr. Das Unglück ist so groß nicht.

Geiziger: So groß nicht? Mein Herz, mein Blut, mein Alles hast du gestohlen, Ungeheuer!

Heinrich: Es kam nicht in schlechte Hände. Meine Familie ist unter den Besten des Landes. Nichts ist an der Sache, was nicht wieder gut zu machen wäre.

Geiziger: Was kümmert mich deine Familie! Hierher den Raub! Liefere, vor allem anderen Wort, den Raub aus. Dann sprechen wir weiter.

Heinrich: Eurer Ehre soll Genugtuung werden.

Geiziger: Was Ehre! Hier handelt es sich um viel Ernsteres als um Ehre! Sag mir nur, was hat dich denn zu dieser ungeheuren Tat gebracht, und gerade dich!

Heinrich: Das fragt Ihr? Die Macht, die alles entschuldigt, wozu sie uns treibt: die Liebe!

Geiziger: Die Liebe zu meinem Geld!

Heinrich: Nein. Eure Reichtümer haben mich nicht dazu gebracht. Nichts will ich von Euren Schätzen haben, wenn Ihr mir den laßt, den ich schon mein Eigen nenne.

Geiziger: Was sagt Ihr, Herr Kommissarius! Ich finde das Wort nicht. Er will behalten, was er mir — Er will die Diebesbeute behalten!

Heinrich: Diebsbeute?

Geiziger: Man wird sie Ihm abzunehmen wissen!

Heinrich: Ich bitte Euch, aus Erbarmen mir den kostbarsten Schatz zu lassen, den die Welt für mich trägt.

Geiziger: Kostbarsten! Glaub ich dir! Nicht wahr? Weiß Gott, er ist kostbar! Über alles kostbar!

Heinrich: Und haben uns Treue geschworen. Uns gelobt, einander ewig anzugehören.

Geiziger: Was, was, was, hat dir's gelobt?

Heinrich: Nur der Tod kann uns trennen.

Geiziger: Der wird dich früher erreichen als du denkst, Bürschchen! Aufs Rad kommst, schaffst du mir sie nicht sofort zur Stelle. Wo hast du sie hingeschleppt? Kurz und gut, wo hast du sie hingeschleppt?

Heinrich: Aber — sie ist ja hier im Hause!

Geiziger: Im Hause? Herr Gott in deinem Reich, ich danke dir, Herr Gott, danke dir auf den Knien. Und hast du sie nicht angerührt?

Heinrich: Meine Liebe ist rein und voll Ehrfurcht!

Geiziger: Ich verbiete dir, daß du so von ihr sprichst als wär sie dein! Verstehst du? Mein ist diese Liebe! Mein, nur mein!

Heinrich: Lieber wäre ich gestorben, als daß ich einem unehrbaren Wunsch Raum gegeben hätte.

Geiziger: Der Sinn ist der, er hat sie nicht angerührt. Ich danke dir, o Gott!

Heinrich: Nichts als das Wort gab mir Eure Tochter. Ich ihr das meine.

Geiziger: Meine Tochter hat mit der Sache zu tun?

Kommissar: Also eine Komplizin.

Geiziger: Der Dieb mit meiner Tochter! Der Dieb ist der Verführer meiner Tochter! Und da sitzt das hohe Gericht ruhig dabei. — Habt Ihr's zu Protokoll?

Heinrich: Dieb? Verführer?

*

FÜNFTE SZENE.

Die Vorigen. Luise.

Geiziger: Tochter! Auswurf! Schamlose! Unwürdig eines Vaters wie ich bin! Alles ist am Tag. So befolgst du Beispiel und Lehre, die ich dir gab! Liebschaft mit einem gemeinen

~~~~~

Dieb treibst du heimlich, nennst es Verlobung! Aber du täuschest dich! Noch bin ich dein Vater! Ins Kloster steck ich dich, Dirnenmensch! Und dein Galan kommt an den Galgen!

Heinrich: Euer sinnloser Zorn wird nicht Richter in dieser Sache sein.

Geiziger: Was sag ich — Galgen! Lebendig gerädert wirst du, Dieb, Erpresser, Verführer, Mörder!

Luise: Ihr seid unmenschlich, Vater. Rechte, die Ihr habt, macht Ihr zu grausamer Gewalt über Euer Kind, und verliert im Zorne ein Urteil über den, den Ihr besser kennen lernen solltet und nicht ihn so beschimpfen wie Ihr es tut. Anders ist er, und gut. Nicht wie er Euren Augen erscheint. Ich kenne sein Herz und gab ihn darum das meine. Ihr ändert's nicht, Vater. Seid auch, was Ihr Euch nennt und wütet nicht gegen Euer eigen Blut. Sonst kehrt es sich ab von Euch, wie Ihr es von ihm tut.

Geiziger: Possen! Worte! Hier liegen Taten vor, ruchlose und nie gehörte! Die Gerechtigkeit muß ihren Lauf nehmen. Ich rufe sie nur an als der vom Unrecht schwer Betroffene. Tut Eures Amtes, Herr Kommissar. Habt Ihr Handschellen bei Euch?

Heinrich: Wessen mich der wütende Mann beschuldigt, Herr Kommissar, es liegt klar zu Tag. Ob's ein Verbrechen ist, daß ich mich mit seiner mündigen Tochter ohne ihn zu fragen verlobte, das wird Eurer Entscheidung nicht schwer fallen.

Kommissar: Und der Diebstahl?

Heinrich: Welcher Diebstahl?

Kommissar: Der Kassetten?

Heinrich: Welcher Kassetten?

Kommissar: Die Euerm Herrn gestohlen wurde, und Aussage ist, daß Ihr sie stahlt, allein oder mit Komplizen. Ihr selber habt es zugegeben.

Heinrich: Ich die gestohlen?

Kommissar: Gestandet, den Schatz gestohlen zu haben.



Heinrich: Diesen meinte ich, — Luise, meine Braut. Vom anderen Schatz erfahr ich das erste Wort aus Eurem Munde, Herr Kommissar.

Geiziger: Er nicht? Wieso? Er nicht der Dieb? Eine Ausflucht, Herr Kommissarius! Schlagt ihn in Fesseln! Er muß ihn haben! Muß! Ihr habt's im Protokoll! Ich sah sie, hielt sie ja schon wieder, und nun auf einmal wieder fort? Das Gericht! Das Gericht! Lest's im Protokoll nach! Da drin steht, sie ist da, ist da, zur Stelle, im Haus! Wieder fort sein? Laßt ihn nicht aus den Augen, den Dieb! Fesselt ihn. Fesselt alle beide! Das ist ein abgekartetes Spiel! Mir macht man nichts weiß! Es ist abgekartet, sag ich Euch! Die beiden da haben meine Kasse gestohlen.

\*

#### SECHSTE SZENE.

Die Vorigen. Joachim. Marianne.

Joachim (ist während des Vorigen des Geizigen aus dem Garten gekommen): Beschuldigt niemanden! Vater! Eure Truhe ist gefunden.

Geiziger: Wo, wo ist sie? Sag, wo ist sie? Laß mich nicht auf das Wort warten!

Joachim: Sogleich zur Stelle und hierher gebracht, erfüllt Ihr eine Bedingung.

Geiziger: Jede! Jede!

Joachim: Ihr willigt ein, und gebt es schriftlich mit Unterschrift Eures Namens unter ein Papier, das hier die Amtsperson aufsetzt.

Geiziger: Sie ist da, ist da! Schriftlich zu Papier —

Joachim: Daß Ihr Marianne mir zur Frau gebt, und meine Schwester Luise meinem Freund Heinrich von Wernitz.

Geiziger: Du warst der Dieb.

Joachim: Dann habt Ihr Euer Gold wieder.

Kommissar: Gold, sagt Ihr? Gold ist in der Kasse?

Joachim: Sagte ich Gold? Ich habe nicht hineingesehen, nicht, Vater?

Geiziger: Was Gold! Dummes Geschwätz!

Joachim: Nur bildlich gemeint, nicht, Vater?

Geiziger: Gold bei mir armem Mann! Und hätte ich je Gold besessen, weiß ich meine Pflicht.

Kommissar: Ihr kennt des Königs Verordnung, daß Kriegsnot den Bürger goldgeprägte Münzen dem Staatsschatz abzuliefern zwingt gegen Schein.

Geiziger (zu sich): Der andere Dieb! Der große unsichtbare, gegen den es kein Gericht — — (laut) Ich lebe und sterbe für meinen König und bin glücklich, seinen Befehlen zu gehorchen. Gold! Gold in der Kasse! Dokumente, Briefe, Briefe von Seiner Majestät darunter, ehrfürchtig aufgehoben den Enkeln und Enkelkindern, was weiter noch? Luischens erste Schühlein, erste Kinderklapper des Jungen, eine Locke von meinem seligen Weibe — — nichts als derlei heilig-liebe Dinge, dem Gemüt ein unersetzbarer Schatz, daß Ihr versteht, Herr Kommissar, wie Diebstahl solcher teurer Kostbarkeiten einen Mann, einen armen Mann, unsinnig machen kann und rasend. Gold, mein Gott! Ist so etwas darunter, ist eine Gedenkmünze von Ahnen.

Kommissar: Sei es wie Ihr sagt. Ihr wißt die Strafe, die den trifft, der die Verordnung übertritt.

Geiziger: Was sagtest du, Joachim, soll ich nicht was unterschreiben?

Heinrich: Hier hab ich es aufgesetzt. Daß es gelte, setzt Euren Namen darunter.

Geiziger: Hierher, ihr Schurken?

Joachim: Hierher, lieber Vater. (Der Geizige unterschreibt.) Und hier daneben das Amt, — verzeiht, daß ich Euch bemühe, Herr Kommissar. (Kommissar unterschreibt.)

Marianne: Gilt's nun auch wirklich amtlich?



Kommissar: In allen Rechten ist's ausgestellt, schöne Jungfer. Herr Heinrich von Wernitz, dies Reskript von Seiner königlichen Majestät für Euch. Die Güter, die man Eurem hochseligen Vater konfiszieren mußte, da er die Waffen des Feindes trug im letzten Kriege, sind Euch in Gnaden wieder zurückerstattet für geleistete wichtige Dienste. Somit empfehl ich mich.

Geiziger: Und ich? Und ich? Wo, wo ist sie?

Kommissar (zu Joachim): Beruhigt ihn und schafft ihm die Kasse her.

Joachim (ruft): Jakob!

Jakob (schleppt die Kasse herein).

Kommissar: Die Locke Eures seligen Weibes scheint recht schwer zu wiegen. Nun, Gott befohlen. (Ab.)

\*

### SIEBENTE SZENE.

Die Vorigen (ohne Kommissarius und Jakob).

Geiziger (stürzt sich auf die Kasse, zieht sie ganz nach vorne links. Entledigt sich seines Rockes und wirft ihn darüber): Was schaut Ihr? Eure Blicke stehlen! Macht, daß Ihr weiterkommt!

Heinrich: Willst du zu mir, Achim, mit Marianne, unsern Kohl bauen und glücklich sein?

Joachim (schüttelt Heinrich die Hand): Lebt wohl, Vater.

Geiziger: Mach ihn nur zu deinem Verwalter, und ein Jahr wird nicht vergangen sein, dann sind deine Güter hier drinnen (er klopft auf die Kasse).

Joachim: Lebt wohl, Vater!

Geiziger: Pack dich!

Luise (auf den Geizigen zu): Vater!

Geiziger: Weg! (Die beiden Paare gehen durch den Garten ab.)

\*

ACHTE SZENE.

Der Geizige (allein).

Geiziger (ruft den Abgehenden nach): Und nehmt auch noch den Hund mit! Und alles was sonst noch atmet in diesem Hause außer mir, denn es ist ein Mörderpack, unmenschlich! (Er geht und schließt die Tür in den Garten fest zu. Dann versichert er sich der beiden anderen Türen, Fenster, nimmt die Leuchter, trägt sie zur Kasette, stellt sie um sie herum auf den Boden): Mach die Lichter dunkel, meine Sonne! Mach die Lichter zu Nacht, mein Strahlendes! (Er reißt den Rock von der Kasette, stürzt sich darüber:) Herz! Herz wieder in meine Brust gesenkt! Blut wieder in meine Adern! Luft in meine Lungen! (Er schließt auf:) Mein Gold! Schatz! Geliebte, treue! Lachst mich an? Ist ja auch keiner, der dich mehr liebt, als ich! Ist einer, der dich mehr liebt als ich? Verzeih mir, ich hab dich vergraben müssen. Du weißt, der große Dieb! Aber was tut dir die dunkle Erde, deine Mutter? Du bleibst überall rein und strahlend. Gold! Gold! — Ah, da gibt es noch was, das sich die Menschen erfunden haben und das sie Geld nennen. Aber wir beide lachen darüber, ich und du, nicht? Über diese Erfindung, diesen Schein, diese Fetzen schmutzigen Papiere! Das steigt und fällt, ist oben, ist unten, und ist doch nicht. Ist doch nicht. So wie du ewig bist und hart und fest und wirklich. In dir kann man sich spiegeln, Gold, in dich kann man aus Liebe beißen, dich kann man schlagen und streicheln und du kannst lachen wie eine Geliebte! (Er klimpert mit dem Golde:) O wie du lachst! Daß du wieder bei deinem treuen Liebhaber bist, mein Schatz, mein goldener Schatz, mein blonder! Was anderes noch auf der Welt? Was anderes, an dessen Stelle du dich nicht wie eine Siegerin setzen kannst? Da laufen sie hin, die Narren, in ihrer Narrenliebe, und kommt doch ein Tag, so sicher, daß sie sich hassen! Da laufen sie ihren Lüsten nach, ihren stinkenden, auf die so sicher die Fäule fällt. Laufen Ehren nach und Würden und hegen Talente und spielen Tugend!



Wie lange? Bis du goldglänzender Schatz nahst und sie in die wahre Liebe bringst! Und du leuchtest ihnen dann aus den Augen, dein Glanz, Gold, ist ihrer Augen Glanz, und sie verzehren sich nach dir als ihrer wahren, einzigen Liebe! — Steh einer auf von Euch Menschen da unten, und sag, es wär anders!

So eß ich dich und trink ich dich, mein Gold. Leben und Sterben ist bei dir, mein Gold, mein Gold.... mein Gold....

Vorhang.

*Leonhard Frank:*

## DER KELLNER

*„Ihr Otterngezüchte, wer hat denn euch gewiesen, daß ihr dem künftigen Zorn entrinnen werdet?“*

*Es ist schon die Axt an die Wurzel gelegt. Darum welcher Baum nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen.“*

ROBERT war Servierkellner in einem Hotelrestaurant. Gewöhnlich. Blond. Und wenn er, in devoter Verbeugung erstarrt, vor dem Gaste stand und eine Bestellung entgegennahm, kroch der Gedanke durch sein Gehirn: jeder andere Beruf verträgt sich eher mit der Menschenwürde. Er war Kellner in einem deutschen Hotelrestaurant.

Auf ihn wirkte das hingeschobene Trinkgeld wie eine Ohrfeige, für die man sich bedanken mußte. Und wenn das Trinkgeld von einem Gaste kam, der ärmer als der Empfangende war, stieg aus Roberts verletzter Menschenwürde sichtbar die Verachtung empor, steigerte sich manchmal zu Rachsucht und Frechheit. Es kam vor, daß Robert solch einem Gaste das Trinkgeld zurückschob. Vornehmen Gästen Kredit zu gewähren, war ihm eine Erlösung.

Im Jahre 1894 bekam seine Frau den lange vergeblich erwarteten Sohn. Und Roberts Liebe stürzte sich auf dieses Kind. Das bekam alles: Kinderzimmer, sterilisierte Kindermilch, einen federnden Kinderwagen, einen weisslackierten Stall, Hampelmänner. Später Dampfmaschinchen, Eisenbahnen, Luftballons, Trommeln, Säbel, Schießgewehrchen, Bleisoldaten. Später ein Spazierstöckchen, einen Matrosenanzug mit einer



Mütze, auf der stand „S. M. S. Hohenzollern“, einen rindledernen Bücherranzen, eine Rechenmaschine mit roten und weißen Kugeln, einen polierten Griffelkasten.

Der Sohn bekam Geigenstunden, mußte Klavierspielen lernen. Und durfte das Gymnasium besuchen. Er sollte studieren. Nicht Kellner werden. Schon mit zehn Jahren besaß der Sohn ein Fahrrad. Und gehörte mit zwölf Jahren der patriotischen Jugendvereinigung an.

Roberts Leben erschöpfte sich im Dasein des Sohnes. Und der Satz: jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert, war ihm zur Weltanschauung geworden. Robert flog, die Bestellungen auszuführen, verbeugte sich, dankte fürs Trinkgeld, verbeugte sich, dankte, sparte, scharfte zusammen, rechnete, strebte, wurde Zimmerkellner, dann Oberkellner, wies heimlichen Liebespärdchen stille Zimmer an für ein paar Stunden, drückte Augen zu, sank in einen Abgrund der Liebe für seinen Sohn, schickte ihn auf die Universität, bekam graue Haare, war selig im Dienen, selig in seinem Sohne, besaß hundert Photographien von ihm, hatte die Kinderkleidchen aufgehoben, das Spielzeug: die Säbelchen, die Gewehrchen, die Bleisoldaten. Das Mützchen, auf dem stand „S. M. S. Hohenzollern“.

Der Sohn war zwanzig Jahre alt. Er bekam die Einberufung an einem Dienstag, bekam ein halbes Jahr später das eiserne Kreuz.

Und im Sommer 1916 bekam Robert die Nachricht, daß sein Sohn gefallen war. Auf dem Felde der Ehre.

Eine Welt war erschlagen.

Der Erschlagene las immer wieder: „Gefallen auf dem Felde der Ehre“. Den Zettel trug er bei sich in der Briefftasche, zwischen den Banknoten. Er las ihn, wenn ein Fremder kam und ein Zimmer verlangte, wenn er an der Billardecke stand und Bestellungen erwartete, wenn er, von der Glocke gerufen, den langen Gang hinter lief, las ihn, bevor er das Zimmer betrat und nachdem er, die bezahlte Rechnung und das Trinkgeld in der Hand, das Zimmer wieder verlassen hatte. Er las ihn in der Küche, im Weinkeller, auf dem Klosett. „Gefallen auf dem

Felde der Ehre.“ Ehre. Das war ein Wort und bestand aus vier Buchstaben. Vier Buchstaben, die zusammen eine Lüge bildeten von solch höllischer Macht, dass ein ganzes Volk an diese vier Buchstaben angespannt und von sich selbst in ungeheuerlichstes Leid hineingezogen hatte werden können.

Das Feld der Ehre war nicht sichtbar, nicht vorstellbar, war Robert nicht begreifbar. Das war kein Feld, kein Acker, war keine Fläche, war nicht Nebel und nicht Luft. Es war das absolute Nichts. Und daran sollte er sich halten. Sein ganzes Leben lang. Hinter ihm lag nichts und vor ihm lag nichts. Robert stand in der Mitte auf dem Nichts.

Seine Hände servierten, quittierten, empfingen Trinkgelder. Wofür? Es gab keine Banknoten mehr. Und sein Sparkassenbuch war für ihn das Feld der Ehre. Und das Feld der Ehre war nicht begreifbar.

Robert gab die besten Zimmer auf Wunsch um die Hälfte des festgesetzten Preises ab, gab noch einen Salon dazu, ein Badezimmer. Wurde zum Servierkellner degradiert. Gab im Restaurant ohne Widerstreben die teuren Speisen und Weine billiger ab, wenn den Gästen die Rechnung zu hoch erschien. Wurde daraufhin nur noch zur Mithilfe herangezogen, wenn im großen Hotelsaale ein Fest, eine Versammlung war.

Gab es etwas Gleichgültigeres, als aus der Lebensstellung verdrängt worden zu sein? Das alles war nur das Feld der Ehre. War ein vollkommenes Nichts.

Oft fand er sich in seines Sohnes Zimmer, wo er während des Krieges die Photographien, Kinderkleidchen, Säbelchen, Trommelchen, Gewehrchen, Bleisoldaten zusammengetragen hatte, und empfand nichts beim Betrachten dieser vergilbten und verkratzten Überbleibsel, ging, automatisch wie er eingetreten war, wieder hinaus.

Dieser Zustand, in dem Robert sich nur noch wie eine Maschine bewegte, dauerte wochenlang, bis eines Tages der Mensch in ihm die Kraft fand, sich dem Schmerze zu stellen. Seiner Hand entfiel die Photographie des Söhnchens — in Infanterieuniform, mit präsentiertem Gewehrchen — und



Robert sauste, von einem Dampfhammerschlag getroffen, hinunter in den Abgrund, das Herz blossgelegt dem Schmerze und der Liebe. Robert schrie. Nur einmal. Und ganz kurz.

Von etwas Unnennbarem berührt, wich er der Erlösung, die im Schmerze liegt, aus.

Und als seine Frau ihn trösten wollte mit den Worten, die sie von dem unter dem gleichen Leide stehenden Kolonialwarenhändler, Bäcker, von der Nachbarin übernommen hatte: jetzt müsse man sich halt damit abfinden, schrak sie zurück vor Roberts gefährlich blickenden Augen und schwieg fernerhin.

Auch Robert schwieg, tat die Arbeit, die man ihm zwies. Und da man ihn, der wiederholt Gäste fortlaufen ließ, ohne daß sie bezahlt hatten, nur noch als Wasserträger im Hotelcafé verwenden wollte, erklärte er sich auch hierzu bereit.

Robert wußte, daß etwas geschehen werde. Deshalb ertrug er weiter diese gefährliche Ruhe. Denn wie konnte es möglich sein, daß nichts geschah durch ihn, der nichts mehr verlieren konnte, da er alles schon verloren hatte? Der von einer dünnen Kellnerhaut überzogen war, unter welcher der Mensch schrie, entsetzlich lautlos der Schmerz, die Liebe schrie? Durch den geringsten Anlaß konnte die Haut zerspringen. Dann stieg der Schrei.

Die Kindergewehrchen und Säbelchen hatte er sich aus den Augen hinüber ins Hotel getragen und hinter das Klavier gesteckt. Denn wenn er dieses Spielzeug nur anblickte, brannte ihn die Schuld. Aber wenn er einen mit dem Kriegsorden verzierten Leutnant bediente, zitterten seine Hände nicht.

Und als eines Tages ein patriotischer Jugendverein — halbwüchsige Jungen unter Gewehr — die Straße herauf und am Hotel vorbei das Lied trugen „Kann dir die Hand nicht reichen, dieweil ich eben lad...“ fraß sich das Schuldbewußtsein glühend in Robert hinein. Denn auch er hatte seinem Sohne solche Lieder gelehrt und lehren lassen und voll Vaterstolz ihm zugehört.

In wilder Spannung stand er unterm Hotelportal und fühlte, daß sein Sprung auf die vorbeimarschierenden, schlecht beratenen Jünglinge ein Sprung in die Luft sein würde. Denn

hinter den Jünglingen und hinter dem Kampfliede stand etwas, das nicht zu greifen war: ein unsichtbarer, unkörperlicher Gegner. Gott hielt ihn zurück vor dem Sprunge. Gott hob ihn auf für die Minute, da der Feind greifbar werden würde, fühlte Robert.

Und eines Tages hatte er den Feind, der im Menschen selbst und nicht außer ihm ist, so scharf erkannt, daß seine Augen die eines schuldbewußten Mörders wurden. Da geschah es, daß Tränen wilden Zornes ihm hinter die Augen traten, wenn er ein Mädchen sah, das ihren Bräutigam, eine Frau, die ihren Mann, ein Elternpaar, das seinen Sohn verloren hatte und doch lächeln und wie immer das Glas Bier bestellen konnte.

Einer Mutter, der ihre Stütze fürs Alter, ihre Hoffnung, der Zentralpunkt all ihrer Liebe — ihr einziger Sohn zerstampft worden war auf dem Felde der Ehre und die zu Robert sagte, jetzt muß man sich halt damit abfinden, griff er wild an den Hals. Gott strich über des Kellners Hände und legte seine plötzlich von Liebe durchbebtten Finger der Mutter sanft auf die Schulter. Denn nicht die Frau war schuld, nicht sie war der Feind und nicht ihre Worte, sondern das, was hinter den Worten stand. Und das war etwas, was nicht da war. Es war das Nichtvorhandensein der Liebe.

Das mörderische Schuldbewußtsein brannte die kleine Vaterliebe weg, so daß das Urgefühl der großen Liebe aufstehen konnte in ihm.

In tiefster Demut, in deren Mittelpunkt die unbesiegbare Kraft der Liebe stand, verrichtete er die Arbeit des Pikkolos, trug den Gästen Wasser zu, spülte Gläser aus, ging, als die Glocke ihn rief, in den großen Hotelsaal.

Schlosser, Maurer, Schreiner, Spengler, Tapezierer, Glaser, zerarbeitete Männer, die haarigen, abschreckend häßlichen Tieren mit Menschaugen glichen, füllten den großen Hotelsaal: die Bauarbeitervereinigung hielt ihre Jahresversammlung ab.

Robert brachte dem Redner, der auf dem Podium stand, eine Flasche voll Wasser und hörte, ans Klavier gelehnt, hinter dem die Säbelchen und Schießgewehrchen steckten, dem Redner zu.



Der erklärte, daß Unterstützungsgelder an arbeitslose und kranke Mitglieder dieses Jahr nicht ausbezahlt werden könnten. Denn es seien so gut wie keine Beiträge eingelaufen. Zudem habe man den Mitgliedern, die im Felde standen — und die gingen allen andern vor — fortlaufend Unterstützungsgelder geschickt. „Die Reserven sind aufgebraucht. Die Kasse ist leer.“ Es frage sich nun, ob die Mitglieder, die noch gesund seien und Verdienst hätten, über ihren Beitrag hinaus zusammensteuern wollten für die kranken und arbeitslosen Mitglieder. Wenn nicht, dann bleibe nur noch übrig, die seit fünfzig Jahren bestehende Bauarbeitervereinigung samt der Krankenunterstützungskasse aufzulösen. „Sozusagen den Konkurs anzumelden.“

Siebenhundert Augenpaare von siebenhundert dumpf schweigenden Menschen blickten ratlos auf den Redner. Die Frauen, deren Küchentöpfe leer waren, und die Frauen, deren Männer im Felde standen oder schon gefallen waren, hatten rotgefleckte Wangen bekommen. Die Eisenplatte, die seit zwei Jahren über ganz Europa lag, lag sichtbar auch über diesen siebenhundert in Leid und Not verkrampften Lasttieren.

Ein kleiner Junge hatte das Kinderschießgewehr hinterm Klavier, das auf dem Podium stand, vorgezogen und zielte, den Schaft an der grauen Backe, hinunter auf die siebenhundert reglosen Männer und Frauen. Alle blickten auf das Loch des Rohrlaufes aus Weißblech. Und draußen standen, den Gewehrschaft an der Backe, in Schuld und Sünde Millionen Menschen gegenüber Millionen Menschen, die in Schuld und Sünde standen.

Da tat Robert den Sprung. Es war ein ganz langsamer Sprung. Er ging traumwandlerisch sicher auf den Jungen zu, nahm ihm das Spielzeug von der Backe weg und trat vor, bis an den Rand des Podiums.

Und während der Redner Wasser trank und seine Abrechnungslisten zurechtlegte, sagte Robert:

„Das hier ist ein Schießgewehr. Das habe ich... ich selbst habe das meinem Jungen gekauft. Damit hat er gespielt. Damit

hat er sich unmerklich die Liebe aus seinem Herzen hinausgespielt. Damit hat er schießen gelernt. Ich habe ihm das Schießen, habe ihm das Morden gelehrt. Mein Sohn ist gefallen. Er ist tot. Ich bin sein Mörder... Vaterstolz, Ruhmsucht, Gedankenlosigkeit und Gewohnheit haben mich zum Mörder werden lassen. Und doch habe ich nur getan, was auch ihr getan habt. Auch von euch hat mancher seinen Sohn... verloren.“

Robert hieb das Gewehrchen gegen die Knie und legte die zwei Stücke ruhig zu seinen Füßen nieder. „Das hätte ich vor fünfzehn Jahren tun müssen... Habt ihr es getan?... Also seid auch ihr Mörder.“

„Unsere Männer und unsere Söhne erschießen Männer und Söhne. Und jene Männer und Söhne erschießen unsere Männer und Söhne. Und jeder Daheimgebliebene hofft: mein Mann, mein Sohn kommt zurück. Mögen die anderen fallen und sterben.“

„Solches kann nur ein Wahnsinniger wünschen... Ich frage euch; ist der kein Mörder, der ein unschuldiges Kind so erzieht, daß es erst zum Mörder werden muß, bevor es selbst ermordet wird? Wird der so erzogene Unschuldige, wenn er einen gleichfalls schlechtberatenen Unschuldigen erschießt, nicht zum Mörder? Es gibt heute in Europa keinen Menschen mehr, der nicht ein Mörder ist!... Wir sind verblendet und Mörder, weil wir den Gegner außer uns suchen und zu finden glaubten. Nicht der Engländer, Franzose, Russe und für diese nicht der Deutsche, sondern in uns selbst ist der Feind. Und wir stempeln deshalb andere Menschen zum Feind, weil der tatsächliche Feind in uns etwas ist, das nicht da ist. Das Nichtvorhandensein der Liebe ist der Feind und die Ursache aller Kriege. Ganz Europa weint, weil ganz Europa nicht mehr lieben kann. Ganz Europa ist wahnsinnig, weil es nicht lieben kann.“

„Oder ist es nicht Wahnsinn, wenn ihr euch freut über die Notiz: zweitausend französische Leichen lagen vor unserer Linie? Ist die Einwohnerschaft von Paris nicht wahnsinnig, wenn sie sich freut über die Notiz: zweitausend deutsche Leichen lagen vor unserer Linie?“



„Wir schreien vor Schmerz oder die Augen bleiben trocken vor Schmerz, wenn unser Sohn fällt. Solange wir nicht ebenso vor Schmerz schreien, wenn ein Franzose fällt, lieben wir nicht. Solange wir nicht fühlen: ein Mensch, der uns nichts getan hat, fiel und starb, so lange sind wir Wahnsinnige. Denn dieser Mensch, der fiel und starb, hat eine Mutter, einen Vater, eine Frau, die vor Schmerz schreien. Ist ein Mensch. Wollte so gerne leben. Und mußte sterben. Wofür? Warum? Er mußte sterben, weil er nicht liebte. Und wir, seine Mörder, ließen ihn sterben, weil wir nicht liebten.“

Robert machte während des Sprechens ganz kleine Bewegungen mit der Hand, daß die weiße Serviette baumelte. Es war so schwer, auch den anderen mitzuteilen, was man selbst fühlte und erkannt hatte. Und dabei war das Ganze doch so einfach, so selbstverständlich. Aber die Menschen hatten sich von der Selbstverständlichkeit weggestellt. Sie hatten die Liebe einfach vergessen, wie man seinen Schirm stehen läßt.

„Man braucht ja nur zu lieben, dann fällt kein Schuß mehr. Dann ist der Friede da. Kinder sind wir dann auf unserer Erde... Der ganze Erdteil weint. Daran merkt man doch, daß der Erdteil fähig ist zur Liebe. Ganz hoffnungslos wäre erst dann alles, wenn Europa lachen würde, weil ganz Europa blutet. Aber es gibt kein Haus in Europa, in dem nicht die Tränen fließen. Das ist die Liebe, die aus den Menschengenügen heraus weint, weil sie vertrieben worden ist aus den Herzen der Menschen.“

„Was tut ihr, wenn jetzt im Augenblick ein euch fremder Mensch in den Saal hereintritt und einem von euch, den er nie gesehen hat, das Bajonett in den Leib stößt? Ihr würdet den Wahnsinnigen nicht begreifen. Genau dasselbe tun eure Männer und Söhne; auch sie stoßen Männern und Söhnen, die sie nie gesehen haben, das Bajonett in den Leib, daß der Durchstoßene aufschreit, sich krümmt und fällt. Was hat er eurem Sohne getan? Und was hat euer Sohn dem getan, der ihm das Bajonett in den Leib stieß?... Habt ihr euch schon einmal vorgestellt, auf welche Weise euer junger Sohn, der so gerne, ach so gerne noch hätte leben mögen, sterben mußte?... Mädchen,

vergegenwärtige dir den letzten Blick deines Bräutigams, der verwundet, dürstend sechs Stunden lang in der Sommerhitze im Stacheldraht hing. Stelle dir seinen letzten, furchtbar langen Blick vor.“

„Frau,“ sagte Robert zu einer Erbleichenden, leise, daß es alle Siebenhundert hörten, „was hat dein Mann, den du liebtest, der dir Brot und Kinder gab, dem getan, der ihm das Bajonett in den Leib stieß?“

Die Frau wimmerte, ihr Kopf sank dem neben ihr Sitzenden auf die Schulter.

„Die Menschen sind wahnsinnig, wirklich und wahrhaftig wahnsinnig, weil sie die Liebe vergessen haben. Und weil sie die Liebe vergessen haben, glauben sie, es müsse alles so sein, wie es ist. Unser Volk, wie wir es sehen, besteht nur noch aus Krüppeln und elend aussehenden Kindern und Greisen. Wenn man jetzt noch die Arme und Beine, die losgetrennten Menschenköpfe, die Millionen zerrissenen Leichen, unter denen auch eure Söhne und Männer sind, von den Schlachtfeldern holen und auf eure Straßen werfen würde, euch vor die Augen, würdet ihr auch dann noch sagen, man muß sich halt damit abfinden? Oder würdet ihr endlich hinknien, bereit zum Lieben, was auch dabei herauskomme? Würdet ihr dann endlich sagen: ich will nicht leben, wenn ich nicht lieben darf? Würdet ihr einsehen, daß diejenigen, die euch das Lieben verbieten, Feinde sind? Feinde des Menschen. Volksfeinde! Seht ihr nicht die Berge von zerrissenen Menschenleibern? Sie liegen auf euren Straßen, daß kein Wagen mehr fahren kann und ihr keinen Schritt mehr machen könnt. Eure Söhne! Eure Söhne! Eure Männer! Väter! Blutig! Zerrissen! Unkenntlich!“

Ein Schrei stieg aus der Saalmitte empor. Hinten beim Saaleingang erklang ein tierisches Stöhnen. Einem alten Manne fiel die Stirn in die Hand. Ein Mädchen verließ die Stuhlreihen; sie hatte große Augen bekommen und stürzte in die Knie.

„Wir dürfen uns nicht länger belügen und sagen: der Zar, der Kaiser, der Engländer ist schuld.“ Robert legte langsam die Hand mit der Serviette an die Brust: „Ich bin schuld. Und



du bist schuld. Und du und du, nicht mehr und nicht weniger als der Zar, der Engländer, der Kaiser und der Milliardär. Denn auch die nur hatten, ebenso wie wir, die Liebe vergessen. Nehmt die Schuld auf euch, damit ihr der Liebe wieder teilhaftig werden könnt. Denn nur, wer hier sich schuldig fühlt, kann entsündigt werden und wieder lieben.“

„Und jetzt wisset: die Liebe trägt in sich ein hartes Gebot. Die Liebe sagt: wer nicht liebt ist schuldig und böse und soll weichen, damit der Liebe auf Erden keine Schranken mehr gesetzt werden können. Wir wollen fallen und sterben dafür, daß der Liebe die Regierung Europas übergeben werde.“

Die Menschengesichter unten im Saale waren aufgelöst.

Weitersprechend stieg Robert vom Podium herunter. Alle waren aufgestanden, drängten ihm nach.

„Das Gebot der Liebe ist: wer sich nicht schuldig fühlt, die Schuld nicht auf sich nimmt, liebt nicht, ist unser Feind und muß weichen. Das ist Gesetz. Neues Gesetz! Ihr, die ihr nichts mehr verlieren könnt, da ihr alles schon verloren habt...“

Roberts Worte gingen unter in den hundertstimmig wiederholten Worten: „Alles verloren! Wir haben nichts mehr zu verlieren! Wir, die wir nichts mehr zu verlieren haben... Nichts! Nichts!“

Die Nachricht hatte sich schon verbreitet, als sie durch die Straßen zogen. Voran der Kellner, ohne Hut, im schmierigen Smoking, die Serviette in der Hand. „Die wollen Frieden machen. Die wollen Frieden machen.“

Verkäuferinnen — verwaiste Bräute — verließen den Ladentisch und schlossen sich an. Zwei Schaufensterreiniger — alte Männer — ließen die Leiter stehen und schlossen sich an. Der Wagenführer der Elektrischen hörte das Wort „Friede“, erstarrte und sprang vom Wagen herunter, schloß sich an. Die Fahrgäste schlossen sich an. In wenigen Minuten hatte sich die Menge verdreifacht. Und verzehnfachte sich, als Robert, auf dem Platze angelangt, auf der Brunnenschale stand und sprach. Sein Mund zeichnete den letzten Satz in meterhohen Buchstaben an den Himmel: „Es ist schon die Axt an die Wurzel ge-

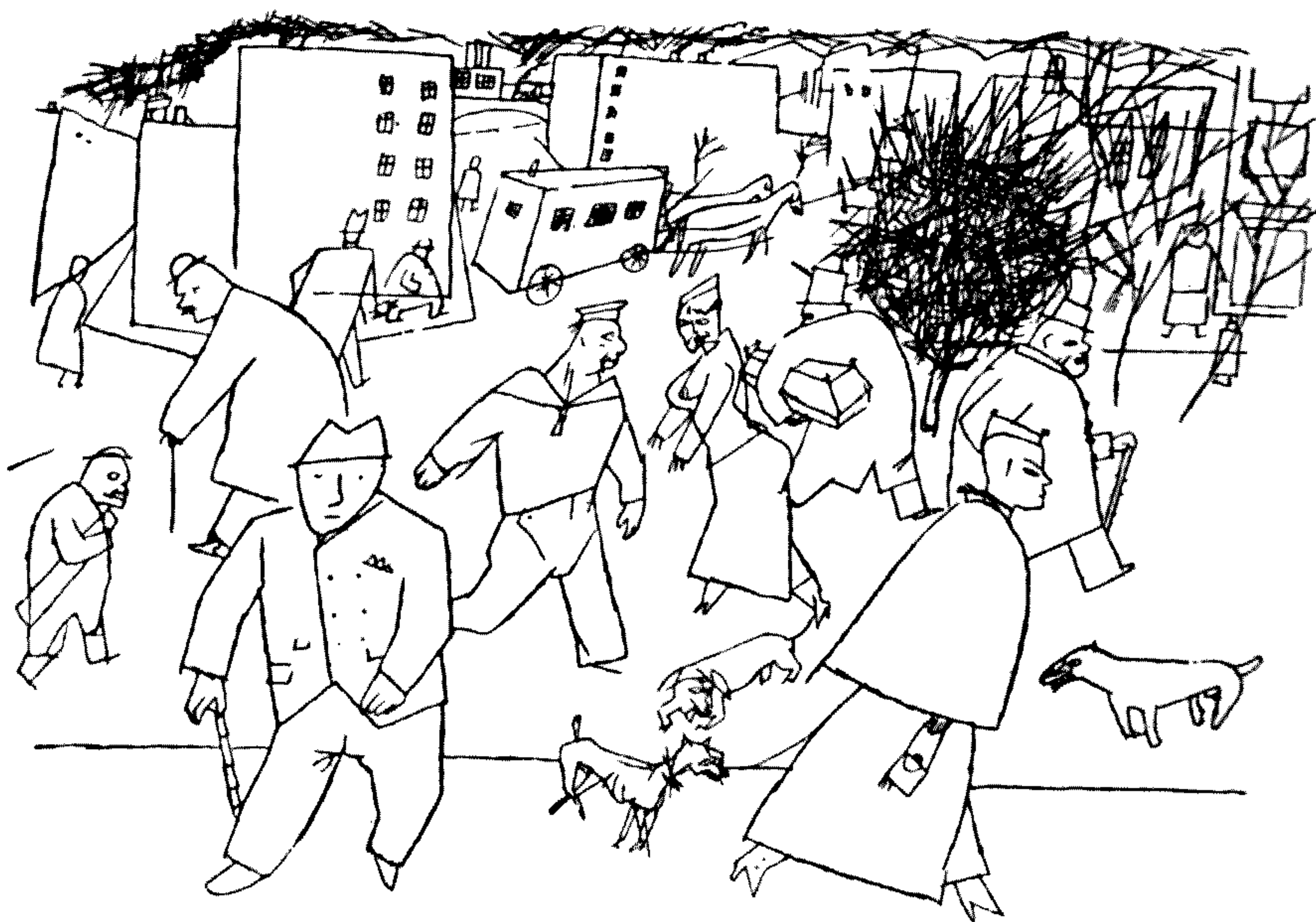
legt. Darum, welcher Baum nicht gute Frucht bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen.“

Eine junge Frau stand da und tat nichts als lächeln und „Friede“ sagen. Reisende, die vom Bahnhof kamen, vergaßen alles und schlossen sich an, als die Menge weiterzog. Flammend. Schnell. Entzündet vom Glauben. Eine Schar Urlauber, feldmarschmäßig ausgerüstet, das Gewehr quer über dem Rücken und das Grauen des Schlachtfeldes in den Augen, schloß sich an. Alte Mütterchen kamen kaum mit. Kinder bekamen schmale Gesichter vor Staunen und ahnten das Große. Ein alter Polizeiwachtmeister mit grauem Spitzbart, das Trauerband am rechten Arm, bekam fanatische Augen und schloß sich an. Menschen, die dem Zug entgegenkamen, machten kehrt, vom Feuer ergriffen. Radfahrer sausten durch die Straßen. „Die wollen Friede machen!“ Die Wirtshäuser entleerten sich. Werkstätten, Baustellen entleerten sich. Transmissionen standen still. Eine Abteilung Soldaten unter Gewehr wurde mitgerissen. Gesänge der Liebe ertönten im Marschtempo. Kranke stiegen aus den Betten, schleppten sich ans Fenster. Kilometerlange Linien von Frauen, schräg bewegt, trieben aufeinander zu, stießen zum Zuge.

Ein Zwanzigjähriger — Fanatismus und Geist auf der Stirn — sprang aus einer menschengefüllten Seitengasse heraus, auf den Kellner zu, küßte ihn. Und sein heißer Blick öffnete die Herzen. Die ganze Stadt war aufgestanden und schrie ein Wort. Friede. Das so gesprochene Wort wurde zu vieltausendstimmigem, gewaltigem Gesange. Alle Kirchenglocken läuteten.



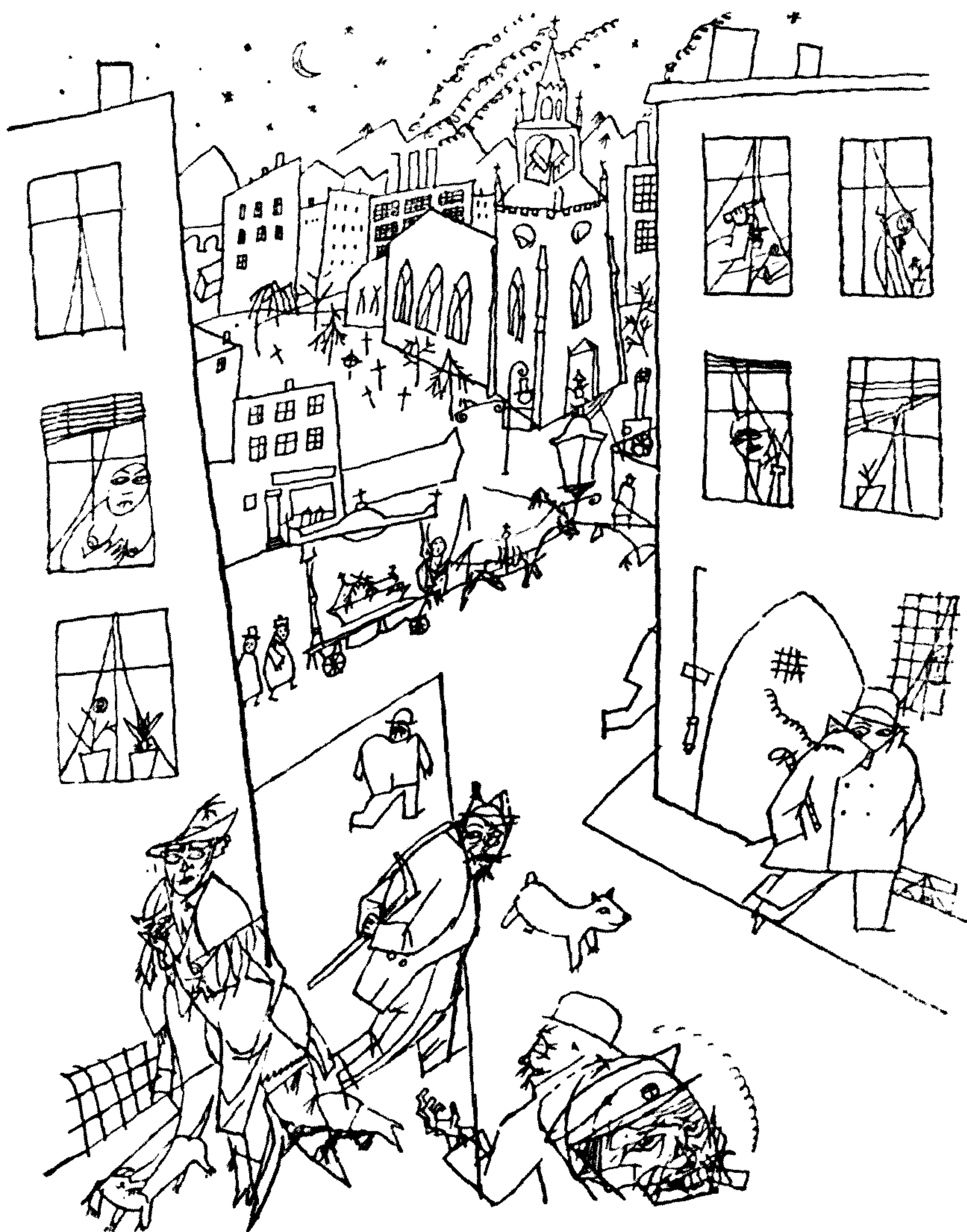
*Georg Groß:*  
**SIEBEN ZEICHNUNGEN**



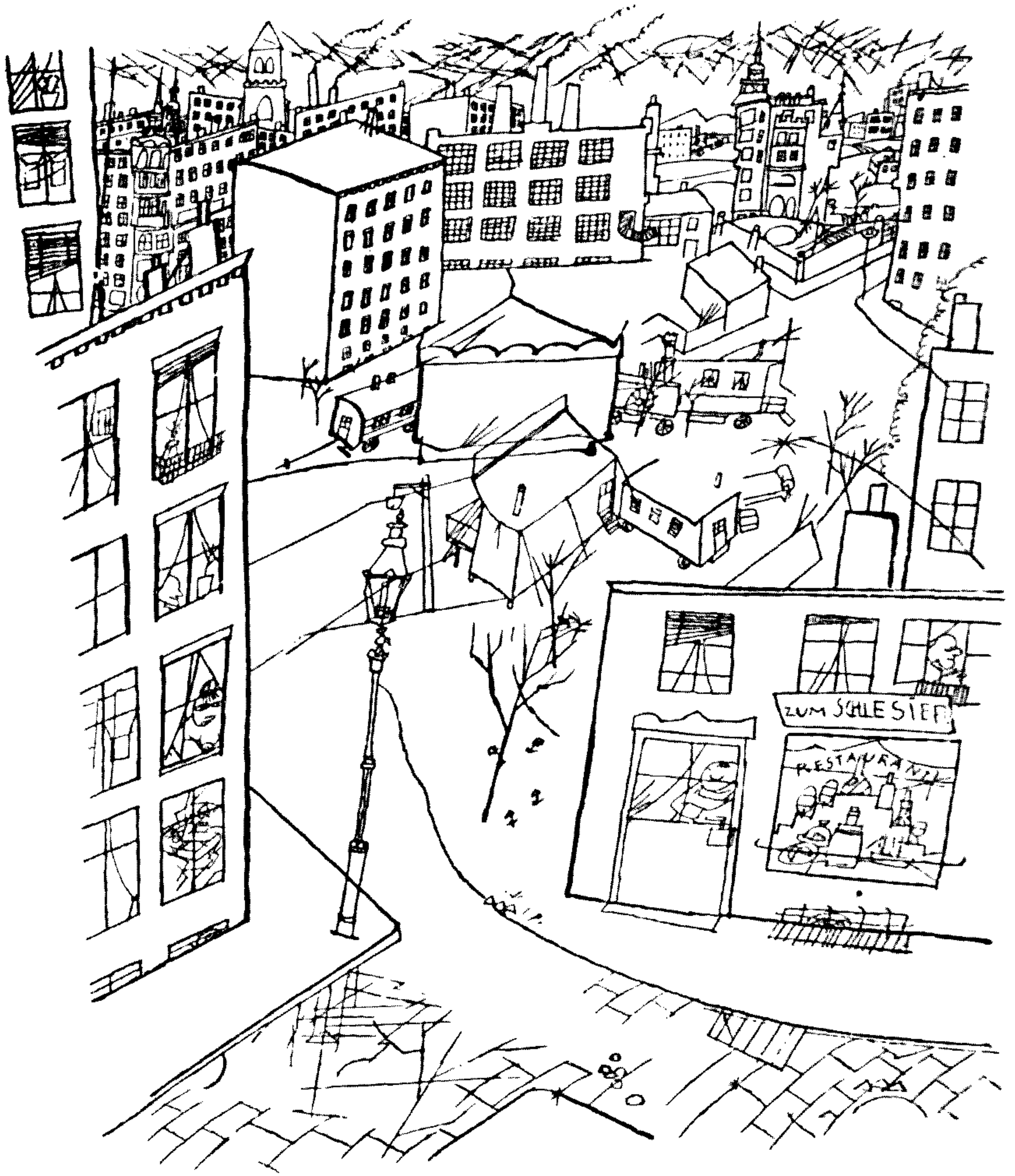






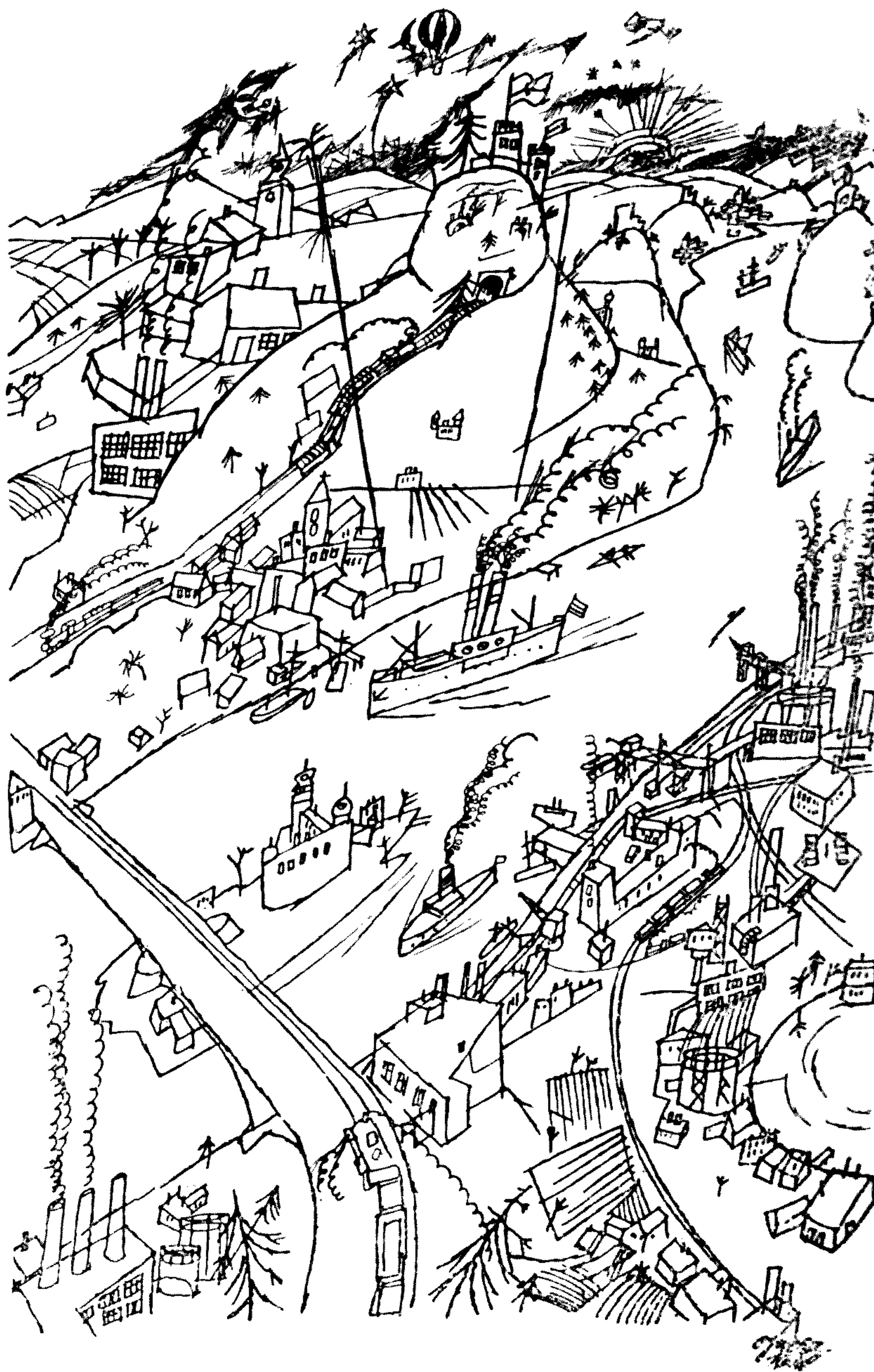












*Theodor Däubler:*

## GEORG GROSZ

ER ist vorläufig Zeichner und futuristischer Schriftsteller: das ist bei ihm alles eins. Seine Handschrift bezeugt's: diese exotische Buchstabenmalerei drückt sein Wesen sehr ausdrücklich aus. Er wird demnächst auch Maler sein!

Ob Groß seinen Namen unterzeichnet, den Rauch einer Esse verschlängelt, ein Abenteuergesicht mit Tätowierungen bedeckt, immer der gleiche Zug. Mit Fliegen, Spinnen, anderm Teufelsgezücht bezeichnet, stempelt er Verbrechergesichter, Kitschkasernen, Eisenbahntunnels. Seine Buchstaben sind aber auch eine Art von Insekten, Vielfüßlern; ja sogar Käfer findet man drunter, zumal beim großen G in seinem Namen Georg Groß,

Die Zeichnungen sind sehr voll: er füllt sie aber nicht eigentlich aus, viel eher bespannt er sie mit Linien, mit Drähten. Etwas vom Telegraphen- und Telephonnetz haben alle seine Schöpfungen: in einigen, zumeist Berliner oder New Yorker Großstadterlebnissen, hebt er diese Eigenart ganz besonders und bewußt hervor.

Wir können ohne Zaudern drahten: Georg Groß augenblicklich das futuristische Temperament von Berlin.

Er ist niemals elegisch: seine Cowboy-Romantik, die Himmelkratzersehnsucht hat sich in Berlin ein vollkommenes Wild-west zur Tatsache gemacht: er zeichnet nämlich nicht, was er nicht besitzt; die Gegenstände, die um seinen Schreibtisch, seine Staffelei stehn, verschwinden, wenn er pathetisch anhebt: Niggertänze in Hoboken oder großes Affen-Schauturnen im



Urwald. Man kann sich eigentlich kein ernsteres Künstlerleben vorstellen, als beim Zeichner Groß. Der Schriftsteller ist noch nicht so Vollblut wie der Bildner, da hängt die Anschauung faktisch oft in der Luft; er fühlt es und lacht über die Dame auf dem Trapez im Wintergarten. Er wird sich nie über sich selber ärgern. Er ist der Zeichner Groß!

Seine Vorstellung der Großstadt ist eigentlich apokalyptisch: er gibt von ihr etwas Kosmisches, vielleicht Meteorhaftes. Leichenwagen tauchen auf, die Häuser sind geometrisch, nackt, wie kurz nach einer Beschießung. Schnellbahnen überstürzen sich, wie ein Gewitter zittern sie blitzschnell herein und sind wieder weg. Die Menschen, meistens bloß der Ausdruck ihrer Gier, mit zerhagelten Gesichtern, sind bestürzt; einer über den andern! Oder sie können nicht weiter: die Passage ist versperrt. Ein Leichenwagen. Die Sonne wird genau sichtbar: eine stürzende Kugel! Er bringt überall Sternchen an, auch beim blossen Schreiben, rhythmisch verbundene, wie bei einem Sternfeuerwerk. Oder davonfliegende: auf dem Sternbanner! Auch die Streifen auf dem Unionjacht sind ihm künstlerisches Erlebnis. Sie geben in ihrem Geflatter fast die musikalische Note für die daherknatternden Züge auf Eisenbahnbrücken an. Sein Wesen sagt: durch die Stadt streifen. Zu einem letzten tätowierten Indianermädchen abschweifen: ihr Körper ist mit Streifen und Striemen bedeckt.

Ein Café. Die Leute in Ruhe: die innerste Natur besinnt sich ihrer Entsetzlichkeit. Spieler ringsum: irgend einer wird durch Selbstmord enden: welcher? Alle sind des Verbrechens verdächtig. Nur keinen von der Möglichkeit, es zu begehn, freisprechen! Alle sind angeklagt. Der Billardtisch wirkt wie ein Sarg. Die elektrischen Lampen scheinen böse Spinnen mit stechenden Strahlenbündeln.

Wenn Groß die Menschen oft summarisch, fast abstrakt, zeichnet, so wirken Türklinken, Wasserhähne, Bogenlampen häufig ausgesprochen menschlich-körperlich. Eigentümliche Beziehungen zu Geschlechtsteilen werden offenbar, die Dinge wirken aber dadurch unheimlich logisch, scheinen wärmer und

besser zu sein, als die Menschen; allerdings diese Leute bei Groß sind zynisch, kaltblütig, unangenehme Patrone.

Aber er hat auch eine friedliche Rheinlandschaft gemalt. Friedlich wie eine Uhr. Denn alles bewegt sich auf der Zeichnung. Ein Ruinenberg mit geduldigem Gesichtsausdruck speit seinen D-Zug aus dem Tunnelmaul, die Nase erkennt man an einer vereinzelt Tanne; sie ist eigentlich eine Nasenwarze. Die Rheindampfer gischen durch die Flut bei der Pfalz auf einer Insel vorbei. Der Himmel ist wunderbar voll. Fast überladen: Ballons, Luftschiffe, eine Sonne, Wolken, alles schwirrt dahin, aber diese schnurrigen Dinge sind so rhythmisch angebracht, richtig in die Landschaft eingezeichnet, daß sie uns einen beinahe tarifmäßigen, jedenfalls fahrplanartigen Eindruck machen. In der Ordnung liegt der Friede dieser bewegten Stunde.

Groß hat auch die alte und neue Zeit auf einer Fläche in Einklang gebracht. Ein Mensch von einer unerhörten Mischrasse steht mit Revolver und Beil in der Mitte, ganz korrekt ist das Bild komponiert. Wie beim Rhein die neue Landschaft sich auf die alte gesetzt hat, so stehn hier die zwei Zeiten nebeneinander, auch friedlich. Die alte Kirche ist kaum sichtbar in ihrer zierlichen Kleinheit zwischen Kasernen und Schulen hineingeengt. Sie macht sich aber hörbar, ihre großen Glocken läuten, läuten noch immer, ja immer stärker. Schiffe schrillen jedoch noch vernehmbarer vorbei, Industrieanlagen verschieben die Geometrien der Rebenhügel. Der Neuling hat einen Revolver: das ist starke Ausdruckskunst, so ein Revolver wirkt als Symbol eines Beschlusses, sich durch die Widerstände Bahn zu brechen, hindurchzufeuern. Der Revolver ist bei Groß sehr deutlich das Sinnbild männlicher Kraft und Fruchtbarkeit.

Das Leben war niemals so bunt wie jetzt: Groß liebt die Renaissancehäuser aus den Gründerjahren mit Wellblechkuppeln. Unten ist ein Unternehmen nagelneu eingerichtet worden, der Leichenwagen zieht grade vorbei, man kann aber durch sein Schwarzgehänge blitzschnell ablesen, was auf dem Riesfenster blitzt und blinkt: Restaurant. Abends kommen dort



die Bierphilister zusammen; um sie an das Lokal zu gewöhnen, werden vorderhand Negertänze aufgeführt, die schwarzen Grimassen auf den schwarzen Gentlemananzug ausgedehnt. Beine spreizen sich, Arme sind ins Unbestimmte gereckt, eine groteske Tanzkreuzigung; alles das schwarze Zeug gibt uns aber Groß durch Weißverwirkung! Eine Uhr hängt drin irgendwo, sie nimmt einen gespenstig halbbewußten Ausdruck an. Das Getriebe ringsum imponiert ihr nicht, zur Stunde eines Selbstmordes im Hause wird sie da unten im Getrubel unbemerkt stehn bleiben. Erst morgen wird man wissen, was geschehn ist. Dann fährt der Leichenwagen vor. Er wird vor dem prunkvollen Stockgebäude halten.

In einem Akt, den er zeichnete, gibt Groß seine Wehmut, seine Sehnsucht nach New York, von Berlin aus, hinein ins tiefste Berlin, wieder. Das entkleidete Modell hat den Ausdruck seiner Augen. Er wußte es wohl, als er solches schuf.

## GLOSSEN

*Kontrolle der auswärtigen  
Politik im Auslande.*

In der inneren Politik hat sich seit dem Zeitalter der französischen Revolution fast bei allen zivilisierten Staaten das Recht der Volksvertreter Geltung verschafft, in alle Zweige des innerstaatlichen Lebens hineinzu- leuchten, auf Abhilfe oder Besserung zu drängen, wo sie auf Mißstände stoßen, und bei jeder Gelegenheit von der Regierung Aufschlüsse zu verlangen. Die auswärtige Politik dagegen wird noch vielfach als etwas ganz Besonderes behandelt. Hier gelten in vielen, selbst sonst fortgeschrittenen Staatswesen noch die Regeln des Absolutismus. Dem Volke wird ein Halt geboten, wenn es auch auf diesem Gebiete sein Aufsichtsrecht ausüben will. Die auswärtige Politik wird als eine Art Geheimkunst behandelt, die wohl fremde Regierungen angeht, woran das eigene Volk jedoch nicht zu rühren hat.

Und doch hängt gerade von der Führung der auswärtigen Politik viel mehr das Wohl und Wehe der gesamten Bevölkerung ab, als von allen innern Ressorts zusammengekommen. Schon vor beinahe fünfzig Jahren hat Constantin Frantz in seinem bekannten Buch über die Weltpolitik eingehend begründet, daß die aus-

wärtige Politik eine „äußerst innere“ Angelegenheit der Nationen ist. Wird doch durch die auswärtigen Verhältnisse hauptsächlich das gesamte Militärwesen eines Staates bedingt. Die stehenden Heere beeinflussen im höchsten Grade das ganze Steuerwesen, was wiederum in alle wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse eines Volkes eingreift. Das durch die auswärtige Politik bedingte Militärwesen drückt schließlich der ganzen Staatsordnung seinen Stempel auf. Je militärischer sich ein Staat entwickelt, um so geringer werden die politischen Freiheiten. Militarismus drängt seiner Essenz nach auf Zentralisation und Absolutismus. Aus der auswärtigen Politik entspringen die Kriege, welche die Existenz selbst der Völker gefährden und jedenfalls deren Einsatz an Blut und Gut heischen. Aus den Kriegen stammt der größte Teil der Schulden des Staates, und diese Lasten zehren oft auf Generationen hinaus an dem Marke der Nationen.

Bei dieser ungeheuren Wichtigkeit der auswärtigen Politik für die Freiheit und Wohlfahrt der Völker ist es mit Freuden zu begrüßen, daß auch in Deutschland die Volksvertretung sich rührt und Einfluß auf die Führung der auswärtigen Geschäfte zu gewinnen versucht. Es dürfte daher am Platze und nützlich sein, die



Einrichtungen zu betrachten, die in dieser Beziehung in einigen wirklich parlamentarisch regierten Staaten bereits bestehen :

In *England* hat das Kabinett gewohnheitsgemäß die früheren Prärogativen der Krone bei der Führung der auswärtigen Geschäfte übernommen mit verhältnismäßig geringer Einmischung des Parlamentes. Nur einmal im Jahre wird im Unterhause die auswärtige Politik bei der Beratung über das auswärtige Budget eingehender besprochen. Dafür haben die Abgeordneten allerdings ein weitgehendes Fragerecht. Die dem Fragesteller durch den Vertreter des Auswärtigen Amtes erteilten Antworten sind aber oft sehr diplomatischer Natur, so daß man daraus nicht viel entnehmen kann.

Schon vor dem Weltkrieg verlangte daher ein Teil der englischen öffentlichen Meinung mehr Kontrolle in auswärtigen Angelegenheiten. Jetzt ist es besonders der frühere Diplomat Arthur Ponsoby, Mitglied des Parlamentes, der in Wort und Schrift für die Schaffung eines ständigen Parlamentsausschusses zur Kontrollierung der auswärtigen Politik eintritt. Seiner Initiative verdankt England die Gründung der „Union of Democratic Control“, welche nicht nur die Kontrollierung, sondern auch die Demokratisierung der Diplomatie erstrebt.

Wenn es scheinen möchte, als ob das englische Volk in der auswärtigen Politik bisher nicht viel Einfluß gehabt hätte, so darf nicht außer acht gelassen werden, daß in diesem Lande keine bürokratische Regierung besteht,

sondern, daß die Regierungsgeschäfte abwechselnd von zwei großen Parteien geführt werden. Die jeweilige Oppositionspartei übt allein durch ihr Dasein eine beständige Kontrolle darüber aus, daß die auswärtigen Geschäfte den allgemeinen Volksinteressen entsprechend geführt werden. In dem Augenblick, wo die Ansicht des Kabinetts mit der Meinung der Mehrheit nicht mehr übereinstimmt, hat das Parlament zudem ja das Recht, dieses Kabinett durch ein Mißtrauensvotum zu beseitigen.

Während des Krieges hat England als Neuerung die Abhaltung von Geheim Sitzungen des Parlamentes eingeführt und dadurch ein vortreffliches Mittel gefunden, in vertraulicher Weise die Volksvertretung auch über die Führung der auswärtigen Politik zu unterrichten.

Das Haus der Lords beschäftigt sich viel häufiger mit der auswärtigen Politik als das Unterhaus. Die Debatten im Oberhaus sind wirkungsvoller, weil hier eine viel größere Anzahl Männer sitzt, die im Ausland gut Bescheid wissen. Nach der Zusammensetzung dieser Versammlung ist es aber nur zu natürlich, daß die Volksinteressen bei den Debatten über die auswärtige Politik keine zu große Rolle spielen.

In *Frankreich* dürfte die Kontrolle der auswärtigen Politik heute wohl am weitesten fortgeschritten sein. Die französische Deputiertenkammer behandelt die auswärtige Politik, abgesehen von den häufigen Debatten in den Plenarsitzungen, eingehend jedes Jahr bei der Beratung des Haushaltes

des auswärtigen Ministeriums in der Generalbudgetkommission. Diese Kommission wird von der Kammer alljährlich ernannt. Sie besteht aus 44 Mitgliedern. Die Kommission erstattet am Ende jeden Jahres der Kammer einen sehr wertvollen Bericht auch über die auswärtige Politik Frankreichs.

Einen weit größeren Einfluß übt aber das sogenannte „Grand Comité“ aus. Es ist dies „La Commission des Affaires extérieures et coloniales“. Es wird von der Kammer für die ganze Legislaturperiode von 4 Jahren gewählt und zählt ebenfalls 44 Mitglieder, die von den verschiedenen Parteien im Verhältnis zu ihrer numerischen Stärke gestellt werden. Die Hauptaufgabe dieser Kommission ist, sich über besondere auswärtige Fragen zu informieren und der Kammer darüber zu berichten.

Das „Grand Comité“ hat das Recht, alle Personen vor sich zu laden, deren Aussagen für die vorliegende Frage von Interesse sind. Bei Vorladung von Beamten des auswärtigen Dienstes ist jedoch die Genehmigung des Ministers einzuholen, der dabei bestimmt, in welcher Weise etwa die Beamten Dienstverschwiegenheit zu beobachten haben. Auch die Vorlage von Akten und Dokumenten kann das Komitee verlangen.

Bei Unstimmigkeiten mit dem auswärtigen Minister entscheidet die Kammer. Der Minister kann von dem Komitee um sein Erscheinen gebeten werden. Seit dem Kriegsbeginn geschieht dies sogar häufig, wenn auch der Theorie nach der Minister zum Erscheinen nicht gezwungen werden kann.

Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß zurzeit dieses große Komitee die auswärtigen Geschäfte Frankreichs vollständig kontrolliert. Selbst der Ministerpräsident muß sich den Wünschen oder Aufforderungen dieser Versammlung fügen, und auch die Entschlüsse der alliierten Regierungen sind schon häufig durch die Haltung dieses Komitees beeinflußt worden.

Nachdem auch Frankreich Geheimsitzungen der Kammer eingeführt hat, sind die Mitglieder des auswärtigen Komitees in der Lage, den zu diesen Geheimsitzungen vorgeladenen Diplomaten in vollster Kenntnis der diplomatischen Verhältnisse mit Autorität gegenüberzutreten, ein Umstand, der für die ganze zukünftige Entwicklung der französischen Diplomatie von größter Bedeutung sein wird.

Endlich kann dieses Komitee in besonderen Fällen von der Kammer mit der Führung einer Untersuchung beauftragt werden. Das Komitee besitzt dann das Recht, Zeugen eidlich zu vernehmen und Nachforschungen, sogar im Auslande, vorzunehmen.

Im Senat gibt es keine besondere auswärtige Kommission. Gegebenenfalls überläßt der Senat die Prüfung auswärtiger Fragen einem Spezialkomitee oder er beauftragt damit die Finanzkommission, die übrigens die gleichen Befugnisse hat wie das „Grand Comité“ der Kammer.

In den *Vereinigten Staaten von Amerika* war man sich schon bei der Einführung einer Verfassung darüber im klaren, daß der Exekutive keine zu große Macht einzuräumen



sei, wenn man Mißbräuche vermeiden wolle. Anderseits trug man Bedenken, einer gewählten Körperschaft allein die Führung langwieriger diplomatischer Verhandlungen anzuvertrauen. Man stellte daher den Grundsatz auf, daß der Exekutive, d. h. dem vom Volke ohne Mitwirkung der gesetzgebenden Körperschaften zu wählenden Präsidenten die Initiative in auswärtigen Angelegenheiten zustehen solle, während die Sanktion der Verhandlungen dem Senat vorbehalten blieb. Dieser bestand allerdings damals aus einer verhältnismäßig nur geringen Anzahl von Personen, so daß ihm die praktische Ausübung der Kontrolle leicht fiel.

Mit dem Wachsen der Nation ist der Senat dazu übergegangen, zur ständigen Überwachung der auswärtigen Geschäfte des Präsidenten ein besonderes Organ zu schaffen: das „Committee on Foreign Relations“, das aus 15 Mitgliedern besteht. Von diesen gehören 9 der Mehrheits-, 6 der Minderheitspartei an.

Der gesamte Senat kann auswärtige Fragen in sogenannten „executive sessions“ behandeln. Diese Sitzungen sind vertraulich; das Publikum hat keinen Zutritt.

Neben diesem, für die amerikanische auswärtige Politik sehr bedeutungsvollen Senatskomitee besteht noch ein auswärtiges Komitee des Repräsentantenhauses: „Committee on Foreign Affairs“ genannt. Es hat 21 Mitglieder; 14 gehören zur Mehrheit, 7 zur Minderheit. Diese Kommission hat nur geringe praktische Wirkung. Dafür hat das Repräsentantenhaus aber das Recht, jederzeit

Diskussionen über die Führung der auswärtigen Geschäfte herbeizuführen, ein Recht, das der Senat natürlich ebenfalls besitzt. Beide, das Komitee des Senats wie das der Kammer, können Zeugen laden und vernehmen. Sie haben zwar kein geschriebenes Recht, diplomatische Dokumente einzufordern. In der Praxis geschieht dies jedoch regelmäßig und zwar in der Weise, daß der Vorsitzende des Komitees den Präsidenten oder dessen Vertreter, den auswärtigen Staatssekretär, um Vorlage der gewünschten Akten ersucht.

Die so erlangten Informationen pflegen vertraulich behandelt zu werden. Jedoch können die beiden gesetzgebenden Häuser auch beschließen, bestimmtes Informationsmaterial der Öffentlichkeit zu übergeben. Dies geschieht aber fast nur bei Fragen von großem allgemeinem Interesse.

Die Beratungen beider Komitees sind geheim. Die Komitees können Unterkommissionen bilden zur vertraulichen Berichterstattung an die Hauptkomitees.

Für den Verkehr der Exekutive mit dem Senatskomitee für die auswärtigen Geschäfte bestehen keine bestimmte Regeln. Im Laufe der Zeit hat sich jedoch die Gewohnheit herausgebildet, daß sowohl der Präsident als der auswärtige Sekretär mit den führenden Mitgliedern des Senatskomitees in ständiger und enger Fühlung bleibt.

In *Italien* hat die Regierung eine ziemlich große Unabhängigkeit in der auswärtigen Geschäftsführung. Das Parlament übt aber die Ge-

neralkontrolle über die auswärtige Politik, eine Überwachung, die es durch Interpellationen, Fragen und Aktenvorlagen ausübt.

In *Belgien* besitzt nur der Senat eine ständige Kommission für die Prüfung diplomatischer Verträge.

Endlich möge hier noch auf die *niederländische* Verfassung hingewiesen werden, bekanntlich eine der ältesten Europas. Nach dieser Verfassung kann auf Verlangen des Präsidenten des Abgeordnetenhauses oder eines Zehntels der anwesenden Abgeordneten eine Geheimsitzung stattfinden, in der auch Beschlüsse gefaßt werden können. Auf Wunsch des Präsidenten oder nur eines Abgeordneten kann der Kammer Stillschweigen über die in der Geheimsitzung behandelten Gegenstände auferlegt werden.

Das niederländische Parlament hat das Recht auf Aktenvorlage, auch kann es ein Komitee wählen zur Anstellung einer Untersuchung über die Geschäftsführung des auswärtigen Ministers.

Wenn diese wirklich parlamentarisch regierten Länder trotz der Möglichkeit, die Regierung jederzeit zu Falle zu bringen, es für nötig befunden haben, besondere Kautelen dafür zu schaffen, daß der Wagen der auswärtigen Politik nicht auf Abwege gerät, um wieviel nötiger, sollte man meinen, wären solche Schutzmaßregeln in einem Lande wie Deutschland, wo das Parlament letzten Endes nur über Scheinrechte verfügt, und wo es im Belieben des Monarchen liegt, ein fehlendes Bürokratenregiment beizubehalten oder zu beseitigen. Aus diesem Grunde sollte eine etwaige Reform auf diesem

Gebiete auch nicht, wie wir dies soeben in einigen Ländern gesehen haben, auf halbem Wege stehen bleiben, sondern man sollte, ähnlich wie die Völker, die von der Tranlampe direkt zum elektrischen Funken sprangen, die Erfahrungen anderer Völker sich zunutze machen, um gleich zu einem praktischen Ergebnis zu gelangen. Dies ließe sich am besten erreichen, wenn ein ständiger Reichstagsausschuß für auswärtige Angelegenheiten geschaffen und dem Reichstage die Befugnis verliehen würde, über wichtige auswärtige Fragen in Geheimsitzung zu beschließen.

*Civis diplomaticus.*

*Druckfehler.* In der Oktoberglosse von *Civis diplomaticus* muß es auf Seite 69, 2. Spalte, Zeile 13 von oben statt „Ausschuß“ *Ausland* heißen; so daß die Stelle lautet: „Gerade davon, daß im Ausland der richtige Mann auf dem richtigen Posten steht, hängt, wie wir alle heute wissen, das Wohl und Wehe Tausender ab.“ —

Die „Kreuzzeitung“ zitiert aus der „Deutschen Volkswirtschaftlichen Correspondenz“ einen Artikel, der die Überschrift trägt: „*Werden Gesandtschaftsberichte immer beachtet?*“ In diesem Artikel wird darauf hingewiesen, daß unsere Botschaften und Gesandten im Auslande sich gegen den Vorwurf der Unzulänglichkeit der diplomatischen Vertretung Deutschlands schon deshalb vor der breiten Öffentlichkeit nicht rechtfertigen können, weil sie sich auf ihre geheimgehaltenen Berichte nicht berufen oder fordern können, daß nachgeprüft werden soll, „ob und inwieweit diese von



der allein maßgebenden verantwortlichen Zentralstelle befolgt oder geflissentlich mißachtet worden sind.“

„Ein beachtenswerter Fall liegt vor, der zur Vorsicht im Urteil über gesandtschaftliche Tätigkeit mahnt. Im ungarischen Reichstage war die Diplomatie Österreich-Ungarns lebhaft beschuldigt worden, daß sie über die kritische Lage in Rumänien nicht unterrichtet gewesen, von der rumänischen Kriegserklärung überrascht worden sei und daher für den Einfall der Rumänen in Siebenbürgen völlig ungenügende Vorbereitungen getroffen worden seien. Im besonderen richteten sich die Anklagen gegen den Grafen Czernin, den österreichisch-ungarischen Gesandten in Bukarest, der sich wie andere dortige Vertreter habe täuschen lassen. Das Wiener Rotbuch über die Vorgeschichte des rumänischen Krieges bedeutet jedoch für den Grafen Czernin einen vollständigen Freispruch von jeglichem Vorwurf. Seine Berichte haben sich durchweg als durchaus zutreffend erwiesen; er hat sogar den Ausbruch des Krieges mit Rumänien fast auf Tag und Stunde richtig vorausgesehen. Das Auswärtige Amt in Wien ist also von seinem Vertreter in Bukarest auf das beste unterrichtet und auf den rumänischen Krieg vorbereitet worden. Offen indes

bleibt noch die Frage, ob durch das Rotbuch ebenso wie Graf Czernin auch die Wiener Zentralstelle als vollständig entlastet anzusehen sei.“

Das Blatt zitiert dann weiter einen Wiener Artikel der „Frankfurter Zeitung“, der feststellen zu können glaubt, daß man in Berlin sehr empfindlich gegen jedes aufrichtige Wort über die Bukarester Machthaber gewesen sei. An Warnungen habe es wahrhaftig nicht gefehlt. Die „D. V. C.“ schließt ihren Artikel mit den Worten:

„Die Zeit eignet sich jetzt nicht, die hier aufgeworfene Frage des Näheren zu erörtern und den Aufschluß zu erstreben, ob etwa der Ausruf begründet sei: Was nützen die besten Gesandtschaftsberichte, wenn sie dort, wo sie Berücksichtigung zu beanspruchen haben, beharrlich in den Wind geschlagen werden! Vielleicht erlangen erst unsere Enkel hierüber Aufklärung, falls ihnen einmal die gesamten Akten des Auswärtigen Amtes zugänglich sein sollten. Aber dann freilich wäre es zu spät, Schuldige zur Verantwortung zu ziehen.“

Dazu der „Vorwärts“:

„Das ist zweifellos richtig, und zwar nicht bloß in dem Spezialfall Rumänien..“

### *Vom Zukünftigen.*

„Von dem, was der Mensch sein sollte, wissen auch die Besten nicht viel Zuverlässiges, von dem was er ist, kann man aus jedem etwas lernen“ (Lichtenberg, Aphorismen) — und,

so könnte man hinzusetzen, was er *gewesen*, darum kümmern sich alle am eifrigsten. Gewesenes, Bestehendes, Zukünftiges: Noch nie sind aller Augen mit solcher Spannung gleichzeitig zwischen diesen drei Richtungen hin und her geirrt, wie gerade jetzt.

Das neunzehnte Jahrhundert hatte mit einer *idealistischen* Strömung eingesetzt, die nach dem großen Zusammensturz erst jenseits, dann diesseits des Rheins neue Kräfte gewann durch die Hingabe an *Zukünftiges*. Bald glaubte man dem fernen Ziele nahe gekommen zu sein, und statt dieses von neuem weiter hinauszustecken, richtete sich die ermüdende seherische Kraft auf immer näher, aber nicht immer tiefer Liegendes. So kennzeichnet die Konzentration der Aufmerksamkeit auf das *Bestehende* die folgende, die *materialistische* Richtung, — eine Zeit, in der keine oder nur ein Mindestmaß wertregulierender Normen anerkannt wurden, die über die Zeit hinaus zu greifen erlaubt hätten. Schließlich aber, seit dem Historismus gegen Ende des Jahrhunderts, hat sich die Vorliebe dem *Gewesenen* zugewandt, vielleicht um dort solche Normen wieder zu finden, die über das so und nicht anders sein, über die brutale Realität alles materiell Gegenwärtigen hinweghelfen könnten. Dieser Überschätzung der Vergangenheit, dieser Sentimentalität stehen wir noch nahe, ihr unterliegen heute noch die meisten. Ein ursprünglich verständliches Streben nach rückwärtiger Orientierung, nach Bestärkung im eigenen Schaffen ist hier zum Selbstzweck, ja zu einer Art von Fetischismus geworden, durch den der Blick für die Gegenwart und mehr noch für alles Zukünftige getrübt werden muß.

Hier aber berühren sich die Extreme, es schließt sich der Kreislauf der Möglichkeiten in einer unteren, mächtigen, unsichtbaren Kulmination der Gestirne. Für den, der sich seelisch hin-

gibt an etwas möglicherweise einmal *Gewesenes*, der dürfte, wenngleich zunächst noch ganz zaghaft, auch an das möglicherweise einmal — *Werdende* sich hingeben, wenn irgendwelche Wandlungen in der Gegenwart ihm dies wieder begehrenswert machen.

Ähnlich nun wie vor einem Jahrhundert Revolution und Krieg den Anstoß gaben zur Neuorientierung der Grundtendenzen, so erfolgt auch jetzt eine Ablenkung von der einseitig überwiegenden Beachtung und Schätzung der Vergangenheit. Die Unwiederbringlichkeit alles Früheren, die Vergänglichkeit auch des mühsam Konservierten, die Nutzlosigkeit alles hinter der Gegenwartsschwelle Zurückgelassenen wird erschreckend klar. Im Gegensatz dazu steigt alles Gegenwärtige, selbst kleinste Quantitäten eines irgendwie Vorhandenen und minimale Bruchteile nutzbar zu machender Kräfte außerordentlich im Wert; aber am leidenschaftlichsten richtet sich der Blick auf die durchaus nicht mehr mutmaßlich sichere, vielmehr fragwürdig gewordene Zukunft. Die unbegrenzten Möglichkeiten des Schlimmen, das sie birgt, sollen einigermaßen aufgewogen werden durch neue, gleichfalls verstärkte Möglichkeiten des Guten.

Darauf also zielt das Wollen, spannt sich die Sehnsucht: Noch Kraftvolleres und doch Milderer, Höheres, das doch tiefer eingebunden ist, Reineres, Unverlierbares zu gewinnen. Und *nicht* mehr sich abzufinden mit der „Realität“ der Dinge, auch sich nicht genügen zu lassen an der bescheidenen Gleichwertigkeit mit einem Früheren.

So ist es denn die verächtlichste Gesinnung, die da spricht: Es ist nun



einmal so . . . Und am verderblichsten, Mut lähmend und Hoffnung erstickend das besänftigende Flöten des Hirten, der da denkt: so muß es bleiben, denn es ist immer so gewesen.

Vergessen ist für den, der emporfliegen will, was früher da war, Not, Tod und Verderben, die ihm bange machen könnten. Immer kleiner wird unter ihm das, was da ist, riesengroß aber öffnet sich vor ihm das unbegrenzte gestaltlose Reich, — das Meer der Möglichkeiten.

Das sind die seligsten Gefühle unserer Zeit. Gewiß sind Umkehr, Abstieg und Landung — auf dem festen Boden der Gegenwart — immer wieder nötig. Aber so sehr auch die Zurückgebliebenen, die Bedenklichen, dann aufatmen mögen, — was ihnen den Emporgehobenen wieder nahe

bringt, ist doch immer nur das Zugeständnis an die Unzulänglichkeit, an die Unmöglichkeit der Verwirklichung in einem Zug, von einem einzelnen. Nein, alle müssen wollen und es immer von neuem versuchen.

Und wer etwas weiß „von dem, was der Mensch sein sollte“, wer es klarer sieht und eindringlicher sagen kann, der verkünde es laut, jetzt da alles lauscht und jeder hofft, heute, da viele sich an die Stirne greifen und alle kleinlichen Gedanken und engen Bedenken wegscheuchen. — Entschließt euch heute, damit nicht morgen vielleicht schon der kaum verjagte Schwarm des Alltäglichen von euch Besitz genommen hat, der Staub des Gewesenen eure Seele wieder bedeckt.

Walter L. Müller-Wulskow.

### „Vom Schaffwerk der Gedanken“.

Der Kritiker vergesse niemals, daß er nur die *Entstellungen* des Vollkommenen vernichten kann; er befindet sich in *jedem* Fall dem Vollkommenen gegenüber. Aber wie auch die strahlende Reinheit erfahrungsgemäß immer bereits leise gefärbt ist; wie der ideale Punkt sich in seiner Verwirklichung sofort ausdehnt und höchstens als Zeichen den eigentlichen Punkt bedeutet; so ist das eigentlich Vollkommene allenthalben zwar vorhanden, aber nur als Gleichnis, als Bedeutung, als Übersetzung aus der vollkommenen Idee in die sie verwirklichende Erscheinung; und diese Interpretation, eigentlich

niemals restlos, nie besser als nur gleichsam gelingend, kann sehr fehlerhaft sein und bedarf stets des wachsamsten, prüfenden, ratenden und helfenden Kritikers. Sogar der sogenannte Schund bedeutet das Vollkommene selber, aber er bedeutet es miserabel.

Schleich (Carl Ludwig; S. Fischer, Verlag, Berlin) übersetzt weder gut noch schlecht. Seine Sprache ist die Prosa eines Fachmannes, eines Arztes, welchem Philosophie und Poesie nur zu rednerischem Schwunge verhelfen. Wenn der Schatten des Pegasus auf seinem Kameraden von der andern Fakultät rastet — ein nachdenklich stimmender Anblick!

Dieser berühmte Physiolog ist kein Materialist. Er ist besonnen genug,

das Instrument, speziell das Gehirn, nicht für den Instrumentenmacher und -benutzer zu halten. Das Gehirn ist kein Wille; wohl aber vermittelt einer Art Muskulatur, deren Übungsfähigkeit Schleich nachzuweisen sucht, dem Willen unterstellt. Schleich ist davon durchdrungen, daß die Welt nur die Manifestation der schöpferischen Weltseele, also der eigenen im allerinwendigsten Erleben, im entmenschten, göttlichen Sinne ist; leider findet er diese absolute Selbstgewißheit nur okkult und theosophisch: „hier verlischt der Strahl der Wissenschaft.“ Aber im Gegenteil, ohne diese prinzipielle Selbstvergewisserung existiert die Wissenschaft nur im Rohzustande, ohne alle philosophische Kultur der innersten, übermenschlichen, kosmischen Selbstbesinnung.

Das Gehirn besteht aus Hälften, die durch breite Kabel verbunden sind; und Schleich sucht es wahrscheinlich zu machen, daß die linke Hälfte nüchtern wahrnimmt, die rechte phantasievoll darüber reflektiert; daß sie sich gegenseitig beobachten und regulieren; und endlich wieder links Begriff und Wort sich als Fazit ergeben; das Verbindungskabel ermöglicht den Wechselstrom. Daß Gegenseitigkeit, vermittelt eines Kabels, obwalte, ist evident. Daß aber diese Gegenseitigkeit sich analog verhalte wie Pansa und Quixote oder Mephistopheles und Faust, scheint uns problematisch. Alle Gegenseitigkeit polarisiert sich aus dem Identischen und deutet von ihren Polen aus darauf zurück. Daher ist anzunehmen, daß *verborgenerweise* das rechte Hirn ebenso funktioniere wie das linke; und umgekehrt.

In der Tat, wären Quixote und Pansa nicht prinzipiell identisch (welche Identität allerdings nicht vorstellbar, sondern eben der Vorstellende selber ist; eben sie ist die Beobachterin beider Gehirnhälften), wenn sie auch in der Erscheinung extrem kontrastieren, so könnten sie gar kein gegenseitiges Verhältnis eingehen. Also beobachtet auch nicht die eine Gehirnhälfte die andere, sondern ihre Identität, die Schöpferin ihrer Gegenseitigkeit beobachtet beide. Das schöpferisch Identische offenbart sich in der Form eines Widerstreits, der dennoch seine eigene Identität bedeutet. Vor dem Tribunal dieser sind die Fausts und Quixotes nicht edler, idealer als die Pansas und Mephistophelesse; sie sind nur deren Umdrehungen, Übertreibungen ins andre Extrem. Und erst ihre Identität ist die echte Idee, abzielend auf das echte Ideal.

Wenn Schleich nun konstruiert: entweder geht es von links, der sinnlichen Wahrnehmung, nach rechts, zur Phantasie, und von dieser nach links zurück, zum Worte; oder von rechts nach links, aber von links dann sofort zur Tat des Willens, zur Handlung; wenn er zur Stützung dieser Dreieckskonstruktion Kant und Mauthner zusammen aufbietet; so beginnt unser Langmut ungeduldig zu werden. Es handelt sich vor allem um den identisch Handelnden, und dieser betätigt sich evidentmaßen in einem Gegensatz der Hirnhälften, der Augen, Ohren, Nase, Sinne, Arme, Beine etc. Die Zahl drei bedeutet ohne Vorzeichen gar nichts; ihr Vorzeichen ist aber entweder plus oder minus. Wer nun eine Dreieckigkeit konstruiert, ohne darauf zu achten, daß er eine dreifach sich



wiederholende Gegenseitigkeit vor sich habe, ist unachtsam. Auch Dimension ist bereits in sich gegenseitig; und Dreidimensionalität ist dreierlei Gegenseitigkeit. Der ganze Text des Verfassers (und beiläufig auch seines Leibphilosophen Mauthner) bedarf einer Überprüfung an der Hand der identischen Idee, welche sich differenziert, unterschiedlich, kontrastierend, gegenseitig widerstreitend offenbart, sei es nun sinnlich, phantastisch oder auf andere Weise tatkräftig wirksam. Unterscheiden bedeutet wesentlich immer: kontrastieren, gegenseitig machen, entzweien; ob man auf 3 oder 88 Weisen entzweie, ist zufällig. Der vermeintliche Philosoph Mauthner identifiziert Denken mit Sprechen, Logik mit Grammatik, welches aber nur komisch, nicht philosophisch ist. Zwischen Kant und Mauthner ist ein Unterschied wie zwischen dem Kritiker der Sache selbst und dem Kritiker, der, das Zeichen für die Sache haltend, mit seiner ganzen Kritik nur das Zeichen trifft: eine bestechende scheinphilosophische Leistung, welche bestenfalls philologisch verdienstlich ist. Von Kant versteht aber Schleich noch weniger als Mauthner. Naturgesetze sollen nach Schleich „eine Gnade der Vorsehung“ sein. Aber so denkt kein Denker: Beten, so wundervoll rückständig es sein mag, ist noch kein Denken, nicht einmal populäres. Die Idee ist kein Gegensatz ihrer Materialisation, die Seele kein Gegensatz des Leibes, sondern sie materialisiert sich polar; inkarniert sich in einem Widerstreit, — z. B. beider Gehirnhälften. Und dieser oft so qualvolle Widerstreit schlichtet sich restlos allein

unter dieser Bedingung, daß die Idee, daß die Seele selber sich rein, identisch rein vom Widerstreite ihrer eigenen Verwirklichung hält, — nur so wird der Widerstreit zur Harmonie, zum widerspiegelnden Ebenbild der seelischen Reinheit von aller Differenz. Trotzdem Schleichs Buch eigentlich dem Problem gewidmet ist, wie man mit eigenem Willen auf die Korrektur der Polarität hinwirken könne, faßt er dieselbe doch gleichsam als gottgegeben fatal auf: „Und so steht wohl am Ende das Konto von Lust und Leid bei uns allen ganz gleich.“ Ei ei! Wie harmonisch, saturiert, abgeklärt! Aber ich bitte Sie flehentlich: ohne Dero allerhöchste Willensanstrengung steht es schief. Merken Sie denn nicht, Vertrauensseliger, daß das Konto nur stimmt, wenn der Kontorist stimmt? Naturgesetze, Polaritäten, Inkarnationen hängen vom eigensten Willen, allerdings in seiner religiös göttlichen, weltprinzipiellen, nicht etwa menschlich - allzumenschlichen Wirksamkeit ab. Sie verbessern die Welt, wenn Sie *sich* verbessern, d. h. sich innerlichst von aller Gebrechlichkeit ausheilen. Alles Außen ist die Wirkung des eigenen Innern. Wer dieses allzumenschlich kultiviert, anstatt es rein zu vergöttlichen, schreibe sich die Gebrechen des Außens aufs eigene Konto. Probieren Sie sich einmal selbst auf erhabenste Manier, mit unmenschlich freiem Willen — und passen Sie auf, warten Sie ab, wie dann das Außen langsam, aber sicher den Herrn spürt und sich ihm unterordnet, wie dem Orpheus das sonst tote Gestein. Meistenteils nimmt sich das eigene Selbst als Geburtstagsgeschenk

hin. Willkür ist aber nicht nur, wie Sie vermuten, ein Einfluß, der auch dort noch wirkt, wo er gar nicht mitzuspielen scheint. Sondern der freie Wille ist der liebe Gott selber in eigener Person, der Schöpfer der Welt, welchem diese aber erst willfährt, wenn er die Menschlichkeit von sich abtut, sie zur Welt rechnet, sie aus sich evakuiert, expropriert. Probieren Sie diese Kultivierung des eigenen Willens! Sie wird in fünf Jahrzehnten reifer fruchten als fünf Jahrtausende anderer Kulturen. Sie würde, Kindern in der Schule beigebracht, dergestalt, daß diese sich selber nicht mehr ordinär, daß sie Gott nicht außen, sondern in sich, daß sie sich göttlich kennen lernten, das ganze gefälschte Weltkonto berichtigen und die Welt selber zum Stimmen bringen. Es ist verdrießlich, wenn so tiefe Bücher wie das Ihrige, Professor, so ahnungslos und dennoch mit philosophischer Ambition geschrieben werden. Wie erleben Sie den Willen? — „Als ein Kombinationsspiel zwischen bewußter und unbewußter Aktion.“ Das beweist aber, daß Sie ihn nur gebrochen erleben, daß Ihr Wille sich zum Teil als gewollt empfindet, kein ganzer Wille, nicht individual ist; halb zieht es ihn, halb sinkt er hin; halb animalisch, halb vegetativ, allzumenschlich. Dabei aber setzen Sie den individuellen, den „Gesamtwillen“ zwar an, aber nicht wie ein Denker, sondern wie ein Betender, ein Priester, ein Gläubiger. Oh mein Herr, warum schreiben gerade Sie Gebetbücher?

Glauben Sie, daß der „Gesamtwille“ Patriot oder Kosmopolit sei? Sie lassen es unklar — warum? „Wir

sind alle ein bißchen Jesuiten“; so so. Interessante Konfession! Der „Gesamtwille“ ist aber nicht „ein bißchen“ Jesuit: was dieser Gott tut, ist wohlgetan; er braucht kein gewisses Augenzwinkern, keine „zwei Geleise.“ Sei die Zunge doppelt; wenn aber der Wille, der sie sprechen läßt, kein Jesuit, sondern göttlich, „Gesamtwille“ ist, so reimt sich die eine Zunge mit der andern zum Gedicht und Einklang, und kein bißchen Jesuitismus ist nötig. Sie wollen Ihr Ich freudig einer Idee unterordnen, event. sogar dem obersten Kriegsherrn. Wie schade, daß ein sich unterordnendes „Ich“ gar kein Ich, sondern etwa nur ein Menschenleib ist: das Ich, das Selbst, der Wille ist die Freiheit selber, herrscht unfehlbar, ist göttlich, nicht menschlich; und irgend einen sich ihm unterordnenden Menschen statt eines Gliederspiels für ein „Ich“ zu halten, ist eine wegen ihrer Gebräuchlichkeit nicht minder grobe Verwechslung. „Auslöschung des Egoismus zugunsten der Erhaltung der Nation“ — aber Sie denken etwas anderes als Sie sprechen: Sie meinen offenbar die Ersetzung des allzumenschlichen, des Pseudoegoismus durch den echten des „Gesamtwillens“, der aber dann auch noch dem nur nationalen übergeordnet wäre. — Genug, genug.

Ich bin von Ihrem Buche so entzückt, wie von der Kopie eines wunderbaren Originals. Es ist keine gute, aber auch keine schlechte Kopie; sie erinnert, zugleich nachbildend und entstellend, an das Urbild. Daher lohnt sich der Anblick, sogar für den Kenner des Originals; die Vergleichung empört amüsant. *S. Friedländer.*



### Notizen.

Die *Mitarbeiter der Weißen Blätter* zeichnen ihre Arbeiten. Wenn in einem Aufsatz Wendungen vorkommen, die diesen oder jenen Leser wundern, so wird er sich am besten an den Verfasser halten. Der Herausgeber fühlte sich bisher nicht veranlaßt, einen Beitrag, der ihm irgendwie wertvoll schien, oder dessen Verfasser vielleicht mehr versprach, als er bisher hielt, mit dem in unsern Zeitungen üblichen redaktionellen Schnörkel zu versehen: „ohne uns im einzelnen die Anschauungen des Verfassers zu eigen zu machen“ ... Wenn es sich überdies um eine Persönlichkeit mit bekannter Prägung handelt, so wäre eine derartige Verwahrung vor dem Leserkreis der Weißen Blätter mehr als eine Geschmacklosigkeit. Es kommt auf die Gemeinsamkeit des Zieles an. Das Ziel soll deutlich bleiben, eine Gemeinschaft sichtbar sein. Für welchen Weg er sich entscheide, muß der Leser mit sich abmachen. Die Weißen Blätter sind keine Litfaßsäule, wo jeden Monat ein und dieselbe Meinung im einen und selben Wortlaut aufgezogen wird. Schließlich: begründete Proteste werden gern entgegengenommen und abgedruckt. —

Das Gebet „*Gelobt*“ der vorigen Nummer ist von Franz von Assisi, nicht, wie irrtümlich angegeben, von Augustin. —

Thomas Mann verteidigt im Novemberheft der „Neuen Rundschau“ des weitern die schöne Seele seines „Friedrichs“, die so sehr seine eigene ist, wie Eichendorffs „Taugenichts“,

— den er, der holde Schminkkünstler, zum Ausgangspunkt seiner morbiden Betrachtung nimmt — mit Tonio Kröger und Aschenbach nicht einen Hauch gemeinsam hat. Was auch immer Thomas Mann schreibe, welchen Gegenstand er zu behandeln vorgebe, er spricht nur dasselbe Plaidoyer für seine privateste Angelegenheit, deren Name wechselt, ohne daß ihr Inhalt sich änderte. Er ist ein unruhiger Sentimentaler, der zu seiner Selbstbehauptung den Aufwand seines ganzen großen bösen Intellekts nicht entbehren kann. Als die Literatur noch wichtiger schien, hauste er vergnügt in der impotenten Melancholie seiner Lieblingsfiguren, typischen Literaten, nicht als Literaten, und sehnte sich, nicht minder genußsüchtig, wenn auch weniger überzeugend, nach den „Blonden, helläugigen“, den „Starken“ und „Gesunden“, was zusammen die „tragische Ironie“ ergab, auf die er von wohlwollenden Kritikern geeicht wurde. Als der Krieg näher kam, wechselte er — nicht das Thema, aber die Namen. Tonio Kröger und Aschenbach erhielten Friedrich II. zum Bruder; und als dann die deutschen Heere gen Paris marschierten, sprach er ohne Umschweife von der „deutschen“ Seele und fragte sie, die Seele: „Ist nicht der Friede das Element der zivilen Korruption, die ihr amüsant und verächtlich scheint?“ In seinem letzten Aufsatz dreht er sich, wie gewohnt, um einen Standpunkt, den er nicht hat. Er dreht sich mit der gewohnten Überlegenheit. Anschauungen, die er bekämpft, werden karikiert, wohingegen seine eigenen Meinungen daran zu erkennen

sind, daß er sie nicht karikiert. Vielmehr läßt er sie genau, wie er sie in einem Leitartikel oder einer andern „Philosophie des Krieges“ gefunden hat. Thomas Mann dachte und schrieb von jeher in Antithesen; er hat einiges von den Engländern und das übrige von den Franzosen gelernt. Jetzt, wo er eine „Intelktualisierung, Literarisierung, Radikalisierung“ Deutschlands, „seine ‚Vermenschlichung‘ im westlich-politischen Sinne und seine Enthumanisierung im deutschen“ kommen sieht, kurz, die „Demokratisierung Deutschlands, — was alles man wohl in das Wort Entdeutschung nicht übel zusammenfaßt“, jetzt entwickelt er, in soviel Antithesen, daß sie, mit Flaubertscher Sorgfalt gruppiert, einander aufheben, Gedanken, für die Oskar A. H. Schmitz nicht erst die Hilfe des Kriegserlebnisses brauchte, um damit sein kulturkonservatives Programm zu machen . . . Ein artiger Satz sei zitiert, der zeigt, daß Thomas Mann nicht etwa mit einer Konjunktur schwamm, als er sich über den Frieden und den Krieg so stark und gesund ausließ: „Aber Rolland mußte nach Genf gehn anläßlich des bescheidenen Maßes von Gerechtigkeit, das er in Au-dessus de la Mêlée bekundete, während ich beinahe nach Genf hätte gehn müssen wegen des außerordentlich bescheidenen Maßes von Chauvinismus, das ich in ‚Friedrich und die große Koalition‘ an den Tag legte.“

Man lese den Aufsatz. Dann, in der gleichen Nummer, die „Chronik“ von *Junius*. Dort steht: „Das Schreckmittel, nämlich der Vorwurf, daß man gegen den Kreislauf der eigenen Ge-

schichte sich verwestliche und blutsfremde Einrichtungen ins deutsche Leben einschleppe, ist heute schon mehr als dumm.“ —

*Marinetti* hat endlich den letzten Schritt getan und eine Religion gegründet. In einem Manifest, natürlich, seinem zwanzigsten oder hundertsten, ich weiß es nicht. Zu dessen Veröffentlichung hat er auch gleich eine neue Zeitschrift gegründet, die „Italia futurista“ heißt und in Florenz erscheint.

Es ist „die Religion der Schnelligkeit“. Diese „neue moralische Religion der Schnelligkeit“ hat der „große Befreier Krieg“ geboren. Man muß wissen, daß Marinetti als freiwilliger Radfahrer in der italienischen Armee dient.

„Die christliche Moral“, erklärt Marinetti, „bewahrte die physiologische Struktur des Menschen vor den sinnlichen Ausschweifungen. Sie duckte seine Triebe und hielt sie im Gleichgewicht. Die futuristische Moral wird den Menschen vor der Zersetzung durch die Langsamkeit, die Erinnerung, die Analyse, die Ruhe und die Gewohnheit bewahren. Die durch die Schnelligkeit ver Hundertfachen menschliche Energie wird die Zeit und den Raum beherrschen.“ Die eigentliche Gottheit entdeckt er in der „geraden Linie“. Die „Sportsleute sind die ersten Katechumenen dieser neuen Religion, die bald, wie zu erwarten, die Zerstörung der Häuser und Städte zur Folge haben wird, an deren Stelle Treffpunkte für Automobile und Flugzeuge treten werden.“ Der Sitz der Gottheit sind: „die Speisewagen (mit



Schnelligkeit essen), die Bahnhöfe des amerikanischen Westens, wo die Züge mit einer Schnelligkeit von 140 Kilometern in der Stunde durchfahren und, ohne anzuhalten, Wasser und die Postsäcke aufnehmen. Die Brücken und Tunnels. Der Opernplatz in Paris. Der Strand in London. Die Automobilplätze. Die kinematographischen Films. Die Funkenstationen. Die großen Röhren, die das Alpenwasser in Säulen hinausschleudern, um der Luft die elektrische Kraft zu entnehmen. Die großen Pariser Schneider, die durch die schnelle Erfindung der Mode die Leidenschaft für das Neue und den Haß gegen das Gekannte erzeugen. Die neusten und aktiven Städte wie Mailand, die, wie die Amerikaner sagen, den „punch“ haben (knapper genauer Schlag, mit dem der Boxer seinen Gegner knock-out setzt). Die Schlachtfelder. Dann: „Heute herrscht eine neue Kriegsmoral. Jede Feigheit, selbst die geringste, jede Toleranz ist ein verruchtes Vergehen. Jede Kritik ist heute Verrat. Italiener! überall, bei öffentlichen wie privaten Zusammenkünften, legt allen Schweigen auf, die nicht ein unbedingtes Vertrauen haben zu Cadorna und der italienischen Kraft. Knebelt und arretiert alle Quertreiber.“

Glücklicherweise geht es uns zu schlecht, als daß wir das Auftauchen

deutscher Nachschriften im selben Stil befürchten müßten. Das ist aber auch der einzige Grund, daß sie ausbleiben. Die Ohren, die bei uns für diese Art Zirkusmusik empfänglich sind, werden sich spitzen. Ihrem Besitzer wird nur der Mut fehlen zu tanzen. Es sei denn, daß sich einer findet, der der Musik Marinettis einen pazifistischen Text unterlegt. Mehr Erfolg hat vielleicht das zweite Manifest in der „Italia futurista“. Es ist einer „futuristischen Wissenschaft“ gewidmet, die bisher unter dem Namen Spiritismus bekannt war. —

„*Die Ernte*“, eine neue literarische Zeitschrift, die Leo Schidrowitz in Wien herausgibt, sollte in ihrer nächsten Nummer eine Arbeit von Wedekind, „Der Überfürchtenichts“, und eine Komödie von Friedr. Neubauer veröffentlichen. Die Zensur „äußerte Bedenken“, und das Heft kann nicht erscheinen. —

*Balder Olden* hat ein Jahr lang in Ostafrika gekämpft und ist von den Engländern gefangen genommen worden. Er bittet seine Freunde und Bekannten, ihm zu schreiben, Zeitschriften und Bücher zu schicken (aber nichts, was vom Krieg handelt!) Seine Adresse: Prisoner of war, Ahmednagar (Indien) A camp. 4 sect.

*Fritz Hoëber:*

## DAS ERLEBNIS DER ZEIT UND DIE WILLENSFREIHEIT.

EIN VERSUCH ÜBER HENRI BERGSONS INTUITIVE  
PHILOSOPHIE.

### I.

**D**AS verflossene Jahrhundert der Naturwissenschaften und der historischen Einzelerfahrung hat unsere Blicke abgelenkt von den großen schöpferischen Lebensvorgängen in ihrer Ganzheit und prinzipiellen Unzerlegbarkeit. Die in differenziertester Arbeitsteilung forschende Wissenschaft häufte unendliches Tatsachenmaterial auf, das sie kaum noch einheitlich zu beherrschen vermag, es sei denn durch eine quantitativ rücksichtslose Schematisierung, die sich nach jeweiligen praktischen Zwecken zu richten hat. Daß aber solche Art der „Gesetzesbildung“ eine brutale Verflachung aller Erkenntnis des lebendig Seienden bedeutet, war nicht nur dem tieferdenkenden Geisteshistoriker, dem Freund der Kulturwissenschaften, klar. Auch der zur philosophischen Kritik neigende Naturforscher mußte ohne weiteres zugeben, jene hochgepriesenen „Gesetze“ könnten bestenfalls Verhaltensmaßregeln darstellen, abstrahiert aus einem im Vergleich zu der Unermeßlichkeit der Erscheinungen höchst kärglichen Tatsachenmaterial. Nur so lange freilich dürften sie ihre sehr bedingte Geltung beanspruchen, als sie noch durch keine unvorhergesehene Ausnahme überholt seien.

Wenn es vielleicht den praktischen Naturwissenschaften für ihre spezifischen Zwecke trotzdem gestattet sein mag, aus dem konkreten Organismus der ineinander verwobenen Daseins-



momente bestimmte abstrakte Reihen herauszulösen und diese ihrer irrationalen Qualität zu entkleiden, um sie dann als konstante Posten in ein voraussehbares Rechnungssystem einzusetzen, so ist dies für die tiefe Erkenntnis unserer eigenen Bewußtseinsvorgänge, der Tatsachen der lebendigen menschlichen Seele, vollkommen ausgeschlossen. Denn für diese gilt es, unter allen Umständen, ihre Wesenseigenschaften: der unausgedehnten, räumlich nicht darstellbaren Intensität, der unendlichen, gar nicht zu beschreibenden Mannigfaltigkeit und der innigsten Durchdringung ihrer sich niemals wiederholenden Momente untereinander, treu zu bewahren. Dennoch haben gewisse „Narren der Natur“, wie Shakespeare einmal vorahnend die materialistischen Rationalisten bezeichnet, auch die geheimnisvollen Vorgänge unseres Seelenlebens durch die Abstraktion quantifizierender Analyse zu begreifen und zu erklären gesucht: heute will die sogenannte experimentelle Psychologie die eigentliche Intensität unserer Gefühle durch deren meßbare äußeren Impulse zahlenmäßig feststellen, obwohl die Voraussetzung rationeller konstanter Beziehungen zwischen dem intensiven Bewußtseinsvorgang als solchem und seiner extensiven Anregung aus der Außenwelt an sich bereits falsch ist.

Die philosophierende Menschheit von dem bösen Bann der psychologischen Parallelität befreit zu haben, ist das Verdienst des französischen Philosophen Henri Bergson \*): Er steht in einem fundamentalen Gegensatz zu der praktisch orientierten Naturwissenschaft des Materialismus, der Annahme eines bloß ausgedehnten Seins und des Positivismus, der zahlenmäßigen Darstellung aller Lebensvorgänge. Indem Bergson die Psychologie tiefer erfaßt, als das ihre für die Naturwissenschaft schein-

---

\*) Die Werke Henri Bergsons sind: 1. Zeit und Freiheit. Eine Abhandlung über die unmittelbaren Bewußtseinstatsachen. 2. Schöpferische Entwicklung. 3. Materie und Gedächtnis. Essays zur Beziehung zwischen Körper und Geist. 4. Einführung in die Metaphysik. 5. Das Lachen. Essay über die Definition des Komischen. — Die französischen Originale sind bei Felix Alcan, Paris, erschienen; deutsche Übersetzungen bei Eugen Diederichs in Jena.

bar rationale Oberfläche ahnen läßt, dringt er zu einer idealistischen Metaphysik vor. Als deren notwendige Folge erscheint die prinzipielle Freiheit des menschlichen Willens, ja des Willens der ganzen schöpferischen Entwicklung überhaupt: „Wir sind frei“, so sagt Bergson einmal, „wenn unsere Handlungen aus unserer ganzen Persönlichkeit hervorgehen, wenn sie sie ausdrücken, wenn sie jene undefinierbare Ähnlichkeit mit ihr haben, wie man sie zuweilen zwischen dem Kunstwerk und seinem Schöpfer findet.“ Damit aber hat Henri Bergson der durch die quantifizierenden Naturwissenschaften entseelten Natur ihre Teleologie, in religiösem Sinn ihren Gott, wiedergegeben.

Außer der Lehre von den unzerlegbaren und darum auch nicht vorausbestimmbaren Tatsachen des Bewußtseins hat uns Bergson noch eine andere grundlegende Erkenntnis geschenkt, die neue Auffassung des Begriffes der Zeit: Kants Erkenntnistheorie nämlich hat die Zeit dem Raumbegriff einfach koordiniert. Nachdem seine Kritik die dreidimensionale Erscheinungsform des Raumes als ein „homogenes Medium“, als den in sich gleichförmigen und indifferenten Bereich unserer Wahrnehmungen, gekennzeichnet hat, schließt sie schlechtweg auch auf einen analogen Charakter der Zeit, ohne sich weiter mit der doch ganz unvergleichlichen Individualität dieser Zeit, die für Kant nur „die eindimensionale Anschauungsform“ darstellt, abzugeben.

Mit wunderbarer philosophischer Intuition hat Bergson hierin nun die Schwäche des Kantischen Systems erkannt, es aber zugleich in schöpferischer Weise fortgebildet: Kants Auffassung der Zeit als ein homogenes Medium bedeutet die heteronome Übertragung des ausgedehnten, qualitätslosen, gleichförmigen Raums auf die Zeit oder einer ganz indifferenten Außenwelt auf die innersten Erlebnisse. Die Zeit als lebendige Entwicklung aber, durchflutet von den intensiven Bewußtseinsvorgängen der menschlichen Seele, erscheint gerade unendlich qualitätsvoll, von absolutester Heterogenität: nur intensiv und dynamisch ist sie zu erfassen, der quantifizierenden Analyse der „Wissenschaft“ weit unzugänglicher als der intuitiv nach-



erlebenden Poesie! Somit steht die Zeit Bergsons als reine Qualität in exkludierendem Gegensatz zum Raume, dem Medium der reinen Quantität. Erst die mathematische Naturwissenschaft, die sich hierin allerdings auf Kants Vorgang berufen kann, hat aus der intensiven „durée concrète“, der erlebten Dauer, eine quantitativ symbolisierte Zeit gemacht, ein veräumlichtes Schema, das sich als solches natürlich beliebig messen und rationalisieren läßt. Dabei wurde freilich die Physik sich nicht bewußt, daß sie den tatsächlichen Vorgang der Zeit, das ununterbrochene und unzerlegbare Kontinuum selbst, keineswegs zu messen vermag, sondern daß sie vielmehr nur willkürliche, nach räumlicher Analogie herausgegriffene Einzelpunkte in quantitative Beziehung zueinander setzt.

## II.

Nachdem im Überblick die Bedeutung und die leitenden Ideen der Bergsonschen Philosophie hervorgehoben wurden, sei nun in eingehender Weise ihr Gedankenaufbau dargestellt. Wie gesagt, bestimmt sich diese Erkenntnistheorie durch zwei Brennpunkte: Sie nimmt Stellung gegen die Vermengung von Extensivem und Intensivem durch die neuere empirische Psychologie und gegen die hergebrachte Kantische Auffassung der Zeit als homogenes Medium.

Im Gegensatze zur modernen Psychologie will Bergson nicht die ausgedehnten äußern Wahrnehmungen mit den intensiven Vorgängen des Bewußtseins aufbauen. Vielmehr ist er der Ansicht, daß unsere hauptsächlichsten Bewußtseinszustände zwar durch jene extensiven Formen der Außenwelt ausgedrückt und wahrgenommen werden — wie es vor allem schon in der Symbolik der Sprache geschieht — daß solche Wahrnehmungen uns aber für eine wirkliche Erkenntnis des Ichs wenig helfen können. Denn in ihnen stellt sich ein Kompromiß zwischen der Materie und dem Geiste dar: Die ausgedehnte Gegenständlichkeit wird gewissermaßen in unser Inneres hineinprojiziert.

Derlei grobe Formen, die der Räumlichkeit der äußeren Welt entlehnt sind, müssen aber bei einer Untersuchung der reinen

Bewußtseinstatsachen sorgfältig ausgeschieden werden. Die autonomen Kategorien der Bewußtseinsvorgänge, wie die Intensität, die konkrete Dauer und die Willensfreiheit, sind in ihrer absoluten unräumlichen Eigenart zu erfassen, um das tiefe Wesen der Bewußtseinstatsachen richtig zu verstehen.

1. Die Intensität. Die psychischen Tatsachen zerfallen in ein quantitatives Moment, in die im Raum gelegene Ursache und in ein qualitatives, die innere Empfindungsintensität. Letztere bildet somit das qualitative Zeichen für den quantitativ räumlichen Anstoß. Die wahrgenommene Intensität eines einfachen Zustandes stellt sich also in ihrem Ursprung als ein quantitativ-qualitativer Kompromiß dar. Erforscht man nun aber die Dinge der räumlichen Außenwelt, so läßt man die qualitativen Wirkungen auf unser Bewußtsein „als *qualité négligeable*“ einfach beiseite, um sich nur auf die meßbaren und die ausge dehnten Raumtatsachen zu beschränken. Logischerweise muß man deshalb auch bei den Bewußtseinstatsachen die räumlich-unräumliche, extensiv-intensive Vermengung der Anschauung aufgeben und sich völlig auf die den inneren Vorgängen eigentümlichen Formen konzentrieren. Jedoch auf dieser ungelösten erkenntnistheoretischen Begriffsvermengung beruhen nun gerade die Resultate der heutigen Psychophysik: diese nämlich läßt in einem andern als bloß übertragenen Sinn Empfindungsintensitäten „wachsen“ und an — räumlicher — „Größe“ zunehmen, um allsogleich diese „Zunahmen“, als die sie die doch tatsächlich ganz irrationale Qualitätsveränderung betrachtet, zahlenmäßig zu messen.

Weiterhin unterscheiden sich die Bewußtseinstatsachen von den dinglichen Tatsachen auch noch durch die Art der besonderen Mannigfaltigkeit: Bergson zeigt uns, daß die mathematische Zahl, die rein quantitative Mannigfaltigkeit, nur gedacht werden kann in einem qualitätslosen Medium, wie es allein der indifferente, homogene, reine Raum darstellt. Wollen wir aber die im Raum aufgereihten, zahlenmäßig unterschiedenen Einheiten zu einer qualitativen Mannigfaltigkeit zusammenbeziehen, als ein intuitives Ganzes



begreifen, so wird ein Prozeß der inneren Durchdringung und der Organisation nötig. Bei der praktischen Betrachtung der Mannigfaltigkeit der räumlichen Gegenstände abstrahieren wir jedoch regelmäßig von dieser Qualität der Mannigfaltigkeit, sie einfach numerisch aufreihend und räumlich unterscheidend. Also ist in der qualitativ empfundenen, quantitativ aber ausgedrückten Mannigfaltigkeit, genau ebenso wie in der physischen Intensität, ein Kompromiß enthalten, der, wenn er im räumlich Praktischen zugunsten des Praktischen aufgegeben wird, doch erst recht bei der Erforschung der seelischen Zustände wegfallen muß, hier aber zugunsten des Seelischen.

Da die seelischen Zustände und ihre Elemente sich nicht räumlich aufreihen, sondern in völlig irrationaler Konfusion sich gegenseitig durchdringen, lassen sie sich weder zählen, noch in irgend ein anderes mathematisch, d. i. abstrakt räumlich präzisiertes Verhältnis bringen. Diese Wesenseigenschaft widerspricht allerdings in stärkstem Maße den Forderungen und den Versuchen der modernen Psychophysik.

2. Die konkrete Dauer. Die in unserem Bewußtsein erlebte Dauer erscheint als eine qualitative Mannigfaltigkeit, die sich in eminentem Gegensatz zu der quantitativen Mannigfaltigkeit der räumlich unterschiedenen Zahl befindet: Daher vermag sie sich zwar organisch zu entwickeln, „wächst“ aber nicht, wird nicht „größer“ in ausgedehntem Sinne. Die Elemente der qualitativen Mannigfaltigkeit dieser erlebten Dauer können nicht äußerlich auseinandergelegt werden. Denn sie verflechten und durchdringen sich gegenseitig in vollständiger Heterogenität und ebensowenig lassen sich ihre Qualitäten klar voneinander unterscheiden.

Was nun von dieser inneren Dauer außerhalb unser selbst existiert, ist nur der gegenwärtige Moment, die Simultanität gleichzeitig eintreffender Geschehnisse. Die Veränderungen in dieser Außenwelt können darum nur für das rückerinnernde Bewußtsein lebendig sein: Unser Innenleben wird von der Sukzession, der Dauer beherrscht. Der äußere Raum kennt nur die Simultanität. Die äußeren Dinge können somit nicht

im Sinn der Sukzession dauern. Die Bewußtseinszustände sukzedieren einander, ohne sich unterscheiden zu lassen, während die räumlichen Simultanitäten sich zwar klar voneinander unterscheiden, ohne aber zu sukzedieren, d. h. ohne in einem sich innerlich bewußten Zusammenhang zu stehen.

Im praktischen Leben freilich projizieren wir, wiederum vermittelt eines Kompromisses, die innerliche Sukzession auch in die äußere Welt der Simultanitäten hinaus, die wir auf diese Weise ebenfalls „dauern“ lassen, und umgekehrt zerlegen wir, nach dem Vorbild der physischen Erscheinungen, die psychische Sukzession in lauter unterschiedene Abschnitte. Auf diese Weise erhält die Zeit „Ausdehnung“, wird verräumlicht, und die stets und mit Vorliebe quantifizierende Wissenschaft macht sich das zum Nutzen: sie nimmt von der Dauer nur die ihr ursprünglich fremde, in sie erst vom Raum aus hineingetragene Simultanität und von der Bewegung nur das einzelne, also nichtbewegte Bewegungsmoment: die simultane Lage der Bewegten im Raum.

Läßt man hingegen die innere Dauer, die Sukzession der psychischen Vorgänge, in ihrer ursprünglichen Reinheit bestehen, ohne sie ins Räumliche zu transponieren, so werden ihre Elemente als eine völlig qualitative Mannigfaltigkeit und als eine absolute Heterogenität untereinander erscheinen. Zugleich werden sie eine stets unentwirrbare Verschmelzung miteinander eingehen, die jede logische Determination ausschließt. Damit aber postulieren für ihr Gebiet die Bewußtseinsvorgänge der inneren Dauer die willensfreie Persönlichkeit.

3. Die Willensfreiheit. Die begriffliche Verwirrung von „Dauer“ und „Ausdehnung“ hat die bisherige wissenschaftliche Unsicherheit den Freiheitsproblem gegenüber verschuldet. Indem man nämlich die Willensfreiheit leugnet, hat man die physikalische Anschauung räumlich sich definierender Quantitäten und der mechanischen, meßbaren Folgerungen ganz inäquat auf unser Seelenleben angewandt.

Versucht man aber anderseits die Willensfreiheit logisch zu bestimmen, so nimmt man damit an, der Bedingungskomplex,



aus dem sich die freie Handlung entwickeln soll, könnte vorhergesehen und in seinen Momenten definiert werden. Dadurch würde aber die Dauer, die psychische Sukzession, wie eine homogene Sache und die intensiven Seelenerlebnisse als räumlich ausgedehnte Größen behandelt werden. Nur durch eine Vermengung der sukzessiven Dauer mit dem einzig in der Simultaneität zu erkennenden Raum läßt sich die Freiheit leugnen; sei es, daß man unter Verwendung des doppelten Sinns von Kausalitätsbegriff behauptet, die Handlung sei bereits „in ihren Bedingungen“ gegeben, oder aber, daß man sich auf das physikalische Gesetz von der Erhaltung der Kraft beruft, dessen Geltung noch keineswegs für die Welt der inneren, intuitiven Vorgänge bewiesen ist oder auch nur bewiesen werden kann.

Der Grund, den die Wissenschaft besitzt, um die Scheidung von Ausdehnung und Dauer in gleicher Weise zugunsten der Dauer für die psychischen Vorgänge zu vollziehen, wie sie regelmäßig sie zugunsten des Raumes für die physischen vollzieht, liegt in ihrer praktischen Aufgabe enthalten, in der üblichen wissenschaftlichen Methode des Vorhersehens und des Messens: Physische Erscheinungen lassen sich aber nur voraussehen unter Elimination der heterogenen Dauer und messen unter Annahme der räumlichen Ausdehnung. Deshalb werden die Tatsachen unseres intensiven Innenlebens von der Psychophysik verräumlicht und homogen verfestigt, um sie objektiv voraussehen und quantitativ messen zu können. Damit werden die inneren Vorgänge aber aus dem individuellen und persönlichen Leben in eine soziale, allgemein verständliche Farblosigkeit überführt.

Auf diese Weise ist Bergson zu einer zweifachen Auffassung des Ichs gelangt, eines inneren, das uns nur in den seltenen Momenten der sich vertiefenden Besinnung auf uns selbst zum Bewußtsein gelangt, und eines äußeren, das sich gleichsam als die Projektion des innern Ichs in den Raum darstellt und sein sozialer Repräsentant ist.

Die Freiheit ist natürlich nur dem innern Ich eigen, dessen Bewußtseinsvorgänge sich in der heterogenen Dauer sukzedieren und damit in einem Wesensgegensatz stehen zu jenen meß-

baren Dingen, die sich im homogenen Raum nebeneinander aufreihen: „Agir librement, c'est reprendre possession de soi, c'est se replacer dans la pure durée“.

### III.

Die Kantische Erkenntnislehre hat die Momente der Dauer, die einander unlösbar sind, im Raum ausgebreitet. Sie nahm das räumlich symbolisierte Abbild der *durée* für die *durée* concrete selbst, für alle eigentliche Dauer und verwechselte damit das innere, persönliche Ich mit seinem in die Außenwelt projizierten, roh verallgemeinerten Abbild. Dadurch erscheint Kant aber als Ursache jenes philosophischen Mißverständnisses, welches vermeint, die Bewußtseinstatsachen nur in der Nebeneinanderreihung begreifen zu können, und das somit die intensive und heterogene Dauer genau so als homogenes Medium behandelt wie den extensiven Raum: Die Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit des geistigen Geschehens wird aufgegeben, indem die psychischen wie die physischen Ereignisse derselben quantifizierenden Kausalität unterworfen werden. Daß trotzdem Kant an der Willensfreiheit festhält, ist weniger logische Folge seines Systems als ein Glaubenssatz seines persönlichen Idealismus: Das Kantische Ich steht gleichermaßen dem Raum und der verräumlichten Zeit fremd gegenüber und erscheint deshalb überhaupt unserem Erkenntnisvermögen unzugänglich.

Kants Erkenntnistheorie nimmt auf der einen Seite „Dinge an sich“ an, die durch die von ihr gleich behandelten Media des Raumes und der Zeit hindurch erscheinen. Auf der anderen Seite stehen die äußeren Dinge, einen Gegensatz bildend zu dem phänomenalen Ich unserer Selbstbesinnung. Die Notwendigkeit, außer den Dingen der Erscheinung auch „Dinge an sich“ noch anzunehmen, liegt bei Kant nicht in der logischen Erkenntnisfolge der reinen Vernunft, sondern erst in der sittlichen Forderung der praktischen Vernunft. Darin besteht aber, wie bereits betont, der metaphysische Gedankensprung des Kantischen Systems.



Für Kant und die Kantianer ist die Erscheinungswelt, einerlei ob sie sich im Raum oder in der Zeit auswirkt, ein homogenes Medium: was sich in dessen räumliche Simultanität nicht übersetzen läßt, ist für die Wissenschaft schlechthin unerkennbar. Dabei wird freilich nicht berücksichtigt, daß eine Wirklichkeit gerade mit praktischem Zweck gerade erst für die wissenschaftliche, d. h. naturwissenschaftliche, Erkenntnis hergerichtet worden ist.

Die homogen gedachte Dauer bei Kant involviert aber auch den Begriff der Determination, der Unfreiheit des Willens, da dieselbe Kausalität, die gleichmäßig für die extensiven wie die intensiven Geschehnisse gilt, Wiederholungen und damit die Voraussehbarkeit der Ereignisse ermöglicht. Die Welt der „Dinge an sich“ verlangt den metaphysischen Glauben. Läßt man dagegen die Momente der reinen Dauer einander innerlich sein, sich gegenseitig durchdringen, statt sie nebeneinander im Raum aufzureihen und verleiht ihnen ihre autonome Heterogenität, so verliert aller Determinismus seine logische Möglichkeit und das in der Selbstbestimmung erfaßte Ich gewinnt seine Freiheit zurück. Selbst die physischen Momente werden durch diese absoluten geistigen beständig durchdrungen und sind darum keineswegs in ihrer ganzen Fülle begrifflich in dem Maße zu erfassen, wie dies das rationalistische Denken der reinen Quantität, der verräumlichenden mathematischen Disziplinen, tun zu können vermeint!

Die Auffassung der Wirklichkeit nach räumlichen Gesichtspunkten und die quantitativ homogene Anordnung der sie erfüllenden Materie hat den praktischen Vorteil, die Dinge in fest zueinander abgegrenzten „Begriffen“ zu verstehen und verleiht diesen dadurch eine über das Individuelle hinausgehende, soziale Verständlichkeit. Die Verräumlichung wird so zur interpersonell begreifbaren Schematisierung: ihr Hauptbeispiel ist die menschliche Sprache, ein räumlich noch konkreteres die menschliche Schrift. Dem ist nun aufs schärfste entgegengesetzt das in der inneren Dauer sich organisierende Ich. Dieses Ich aber veranlaßt auch die banal räumliche Ein-

teilung unserer außenweltlichen Wahrnehmungen: „wie leicht gelangt es dann dazu, diese praktische Einteilung in das eigene Innere der tiefen, konfusen Bewußtseinsvorgänge zurückzuprojizieren!“ Damit werden jedoch, um ein Bild Bergsons zu wiederholen, psychische Elementarzustände mechanisch zu psychischen Erlebnissen zusammengesetzt „wie die Buchstaben eines Alphabets bei der Bildung von Worten“. Das Gefährliche hierbei ist, daß eine solche Vorstellung nicht nur abstrakte Vorstellung bleibt, sondern tatsächlich von unserer ganzen Persönlichkeit Besitz ergreifen wird. Auf solche Weise verdeckt sich aber die Freiheit durch den Automatismus: Willenshandlungen werden durch die Verräumlichung der bewußten Vorstellung zu bloßen Reflexhandlungen.

Die Psychophysiker sowohl wie die Kantianer benutzen nun diese räumlich veräußerlichten, homogen schematisierten Handlungen, um daraus eine kausale Determination, analog der sogenannten Naturgesetze, abzuleiten. Ihre räumlich aufgefaßte Zeit kommt ihnen dabei als homogenes Medium sehr zu statten. Die Willensfreiheit wird, zum mindesten für die Erkenntnis, unlogisch. Höchstens läßt man sie, mit der bekannten kategorischen Forderung Kants, aus moralischen Gründen gelten, damit der Mensch wenigstens in etwas „Ebenbild Gottes“ bleibt und nicht zur bloßen Maschine herabsinkt.

Versetzen wir uns jedoch in die Momente bedeutsamer Erscheinungen unseres Lebens zurück, so tritt uns das Gefühl von deren Einzigartigkeit und Unwiederholbarkeit mit Deutlichkeit ins Bewußtsein: Wir können sie nicht in der banalen Symbolik der Worte reproduzieren, noch können wir sie aus einfach nebeneinander gesetzten Ursachen wieder zusammensetzen. Allmählich wird uns die unauflösliche Innerlichkeit dieser rein dynamischen Einheiten klar, die als Ganzes die heterogene Dauer unseres konkreten, unseres bewußten Lebens darstellen.

Die Freiheit der Handlung beruht gerade in dieser fundamentalen Inkommensurabilität von Ursache und Wirkung im Bewußtseinsgeschehen. Eine Prävision wäre nur dann möglich,



wenn man alle kausalen Komponenten überblicken und kombinieren könnte. Das ließe sich freilich nur bewerkstelligen, indem man sich mit seinem ganzen Bewußtsein wieder in jenen vergangenen Moment der Entscheidung zurückversetzte. Da aber, nach unserer Auffassung der Dauer, kein Moment als analoger wiederzukehren vermag, die Zurückversetzung, schon rein zeitlich, deshalb unmöglich ist, ist auch die Voraussicht und damit die Determination einer inneren bewußten Handlung schon in der Voraussetzung ausgeschlossen.

Die Leugnung der Willensfreiheit kann darum nur auf einer Reihe theoretischer und praktischer Vermengungen beruhen: zuerst wird anstatt der konkreten Dauer die räumlich symbolisierte Dauer supponiert. Sodann geschieht die Versenkung in unser innerstes Bewußtsein, die Vorbedingung der Willensfreiheit nur recht selten. Schließlich, wenn die freie Handlung einmal vollzogen ist und wir, nun über ihre Gründe reflektierend, uns Rechenschaft zu geben suchen, so reihen wir dennoch, in bequemem Schematismus des praktischen Alltags, ihre Ursachen und Bedingungen räumlich nebeneinander auf, ohne uns auf das Eigentlichste, den Kern des festen Willensvorgangs, die irrationale Dauer und ihre ausschließlich intensiven und qualitativen Wesensmomente, zu besinnen.

#### IV.

Henri Bergsons Philosophie räumt ziemlich unbarmherzig auf mit der aus der mathematisch-naturwissenschaftlichen Raumabstraktion hergeleiteten Welt der Begriffe: Vielen — sicher aber nicht den tiefsten — Forschern wird dies das Ende aller Wissenschaft dünken. Denn mit der Bergsonschen Metaphysik ist jede Möglichkeit genommen, weiter das Tatsachenmaterial in altgewohnter Weise zu quantifizieren, rubrizieren und zu rationalisieren. Allein Bergsons Wissenschaft will sich ja nicht mit dem Begreifen von Einzelkenntnissen und -tatsachen abgeben. Ihr kommt es vielmehr darauf an, das wirkliche Leben in seiner unzerteilbaren schöpferischen Einheit, in seinem unendlichen Entwicklungsreichtum in vertiefter Intuition zu

erfassen. Die Einzelwissenschaft erscheint der Bergsonschen Philosophie gegenüber nur als subordinierte Technik, die ihren praktischen einzelwissenschaftlichen, sicher ganz nützlichen Zwecken und Resultaten meinetwegen auch auf ihre Weise nachgehen mag, selbst, falls sie dies etwa für nötig erachtet, mit den unlautern Mitteln der Quantifikation und der Verräumlichung. Nur soll sich eine solche wissenschaftliche Technik dann nicht einbilden, Wissenschaft im höheren Sinn, Erkenntnis des wirklich Seienden, zu sein!

Trotzdem gewährt Bergsons Philosophie auch einen spezialwissenschaftlichen Gewinn: Die Gruppe der Kulturwissenschaften, wie man nach Heinrich Rickerts Vorgang die sogenannten Geisteswissenschaften jetzt richtiger bezeichnet, die Geschichte vor allem, hatte unter dem wachsenden Einflusse der sich allein als wissenschaftlich betrachtenden Naturwissenschaft nachgerade angefangen, ebenfalls räumlich zu abstrahieren und quantitativ zu schematisieren. Wie eine Erlösung kam da für sie Bergsons Auffassung der Zeit, des inneren Erlebnisses der *durée concrète*: Die Geschichte, die Kulturwissenschaften, die Geisteswissenschaften, erschienen nun mit ihrem Bestreben, die intensive Erinnerung, das Kontinuum des menschlichen Bewußtseins, die lebendigen Vorgänge der Seele darzustellen, als eine viel wirklichere und konkretere Wissenschaft wie alle bloß abstrahierende und äußerlich zählende Physik. Und als deutliche Parallele zu dieser Renaissance der historischen Wissenschaften erscheinen die neuen „naturrechtlichen“ Bestrebungen in der Jurisprudenz, die sich an die Namen des Freiburger Privatdozenten Hermann Kantorowicz (*Gnaeus Flavius: Der Kampf um die Rechtswissenschaft*, Heidelberg 1906) und des Karlsruher Rechtsanwalts Ernst Fuchs knüpfen: sie wollen den individuellen Rechtsfall nicht mehr nach dem Vorgang des Reichsgerichts in gesetzlicher Abstraktion typisch konstruieren, sondern ihn als ein lebendes Ganzes aus der gegebenen Fülle seines menschlichen, sozialen, wirtschaftlichen Bedingungskomplexes heraus verstehen. Aus solch konkreter Anschauung heraus wird auch das entscheidende Urteil intuitiv



tiv geschöpft. In absoluter Heterogenität wird es als etwas ganz Neues, durch keine Paragraphenmathematik Bedingtes individualisiert, produktiv gestaltet.

In dieser individualisierenden Einfühlung, dem gleichsam künstlerischen, kongenialen Nacherleben der großartigen schöpferischen Entwicklung des realen Seins hat die Wissenschaft von den menschlichen Bewußtseinsvorgängen, die schildernde Kulturwissenschaft, ihre autonome Aufgabe und zugleich deren autonome Lösung neu gefunden. Es ist der zukunfts-schaffende Impuls des Lebens, jener vorwärtstreibende *élan vital*, den die in der *durée concrète* wurzelnde Geschichte synthetisch mitzuerleben vermag, wo die Analyse der mathematischen Naturwissenschaft nur eine räumlich ausgedehnte Materie und das verdorrte Schema der Zahl erblickt: Einzig die schöpferische Intuition durch keines Gedankens Blässe angekränkelt, ist imstande, das wirkliche Leben in seinem unermesslichen Reichtum kongenial zu erfassen, will sagen, mitzuerleben.

*Hermann Hesse:*

## EINE TRAUMFOLGE

MIR schien, ich verweile schon eine Menge von unnützer dickflüssiger Zeit in dem lauen Salon, durch dessen Nordfenster der falsche See mit den unechten Fjorden blickte, und wo nichts mich hielt und anzog als die Gegenwart der schönen, verdächtigen Dame, die ich für eine Sünderin hielt. Ihr Gesicht einmal richtig zu sehen, war mein unerfülltes Verlangen. Ihr Gesicht schwebte undeutlich zwischen dunklen, offenen Haaren und bestand einzig aus süßer Blässe, sonst war nichts vorhanden. Vielleicht waren die Augen dunkelbraun, ich fühlte Gründe in mir, das zu erwarten, aber dann paßten die Augen nicht zu dem Gesicht, das mein Blick aus der unbestimmten Blässe zu lesen wünschte und dessen Gestaltung ich bei mir in tiefen, unzugänglichen Erinnerungsschichten ruhen wußte.

Endlich geschah etwas. Die beiden jungen Männer traten ein. Sie begrüßten die Dame mit sehr guten Formen und wurden mir vorgestellt. Affen, dachte ich und zürnte mir selber, weil des einen rotbrauner Rock mit seinem hübsch koketten Sitz und Schnitt mich beschämte und neidisch machte. Scheußliches Gefühl des Neides gegen die Tadellosen, Ungenierten, Lächelnden! „Beherrsche dich!“ rief ich mir leise zu. Die beiden jungen Leute griffen gleichgültig nach meiner dargereichten Hand — warum hatte ich sie hingeboten?! — und machten spöttische Gesichter.

Da spürte ich, daß etwas an mir nicht in Ordnung sei und fühlte lästige Kälte an mir aufsteigen. Hinunterblickend sah ich mit Erbleichen, daß ich ohne Schuhe in bloßen Strümpfen stand. Immer wieder diese öden, kläglichen, dürftigen Hindernisse und



Widerstände! Anderen passierte es nie, daß sie nackt oder halbnackt in Salons vor dem Volk der Tadellosen und Unerbittlichen standen! Traurig suchte ich den linken Fuß wenigstens mit dem rechten zu decken, dabei fiel mein Blick durchs Fenster, und ich sah die steilen Seeufer blau und wild in falschen düstern Tönen drohen, sie wollten dämonisch sein. Betrübt und hilfsbedürftig blickte ich die Fremden an, voll Haß gegen diese Leute und voll von größerem Haß gegen mich — es war nichts mit mir, es glückte mir nichts. Und warum fühlte ich mich für den dummen See verantwortlich? Ja, wenn ich es fühlte, dann war ich's auch. Flehentlich sah ich dem Rotbraunen ins Gesicht, seine Wangen glänzten gesund und zart gepflegt, und wußte doch so gut, daß ich mich unnütz preisgebe, daß er nicht zu rühren sei.

Eben jetzt bemerkte er meine Füße in den groben dunkelgrünen Strümpfen — ach, ich mußte noch froh sein, daß sie ohne Löcher waren — und lächelte häßlich. Er stieß seinen Kameraden an und zeigte auf meine Füße. Auch der andre grinste voller Spott.

„Sehen Sie doch den See!“ rief ich und deutete durchs Fenster.

Der Rotbraune zuckte die Achseln, es fiel ihm nicht ein, sich nur gegen das Fenster zu wenden, und sagte zum andern etwas, das ich nur halb verstand, das aber auf mich gemünzt war und von Kerlen in Strümpfen handelte, die man in einem solchen Salon gar nicht dulden sollte. Dabei war „Salon“ für mich wieder so etwas wie in Bubenjahren, mit einem etwas schönen und etwas falschen Klang von Vornehmheit und Welt.

Nahe am Weinen bückte ich mich zu meinen Füßen hinab, ob da etwas zu bessern sei, und sah jetzt, daß ich aus weiten Hausschuhen geglitten war; wenigstens lag ein sehr großer, weicher, dunkelroter Pantoffel hinter mir am Boden. Ich nahm ihn unschlüssig in die Hand, beim Absatz packend, noch ganz weinerlich. Er entglitt mir, ich erwischte ihn noch im Fallen — er war inzwischen noch größer geworden — und hielt ihn nun am vorderen Ende.

Dabei fühlte ich plötzlich, innig erlöst, den tiefen Wert des Pantoffels, der in meiner Hand ein wenig federte, vom schweren

~~~~~

Absatz hinabgezogen. Herrlich, so ein roter schlapper Schuh, so weich und schwer! Versuchsweise schwang ich ihn ein wenig durch die Luft, es war köstlich und durchfloß mich mit Wonnen bis in die Haare. Eine Keule, ein Gummischlauch war nichts gegen meinen großen Schuh. Calziglione nannte ich ihn auf Italienisch.

Als ich dem Rotbraunen einen ersten spielerischen Schlag mit dem Calziglione an den Kopf gab, sank der junge Tadellose schon taumelnd auf den Diwan, und die andern und das Zimmer und der schreckliche See verloren alle Macht über mich. Ich war groß und stark, ich war frei, und beim zweiten Schlag auf den Kopf des Rotbraunen war schon nichts mehr von Kampf, nichts mehr von schäbiger Notwehr in meinem Zuhauen, sondern lauter Jauchzen und befreite Herrenlaune. Auch haßte ich den erlegten Feind nicht im mindesten mehr, er war mir interessant, er war mir wertvoll und lieb, ich war ja sein Herr und sein Schöpfer. Denn jeder gute Schlag mit meiner welschen Schuhkeule formte diesen unreifen und affigen Kopf, schmiedete ihn, baute ihn, dichtete ihn, mit jedem formenden Hieb ward er angenehmer, wurde hübscher, feiner, wurde mein Geschöpf und Werk, das mich befriedigte und das ich liebte. Mit einem letzten zärtlichen Schmiedehieb trieb ich ihm den spitzen Hinterkopf gerade hinlänglich nach innen. Er war vollendet. Er dankte mir und streichelte mir die Hand. „Schon gut“, winkte ich. Er kreuzte die Hände vor der Brust und sagte schüchtern: „Ich heiße Paul.“

Wundervoll machtfrohe Gefühle dehnten meine Brust und dehnten den Raum von mir hinweg, das Zimmer — nichts mehr von „Salon“! — wich beschämt davon und verkroch sich nichtig; ich stand am See. Der See war schwarzblau, Stahlwolken drückten auf die finstern Berge, in den Fjorden kochte dunkles Wasser schaumig auf, Föhnstöße irrten zwanghaft und ängstlich in Kreisen. Ich blickte empor und reckte die Hand aus zum Zeichen, daß der Sturm beginnen möge. Ein Blitz knallte hell und kalt aus der harten Bläue, senkrecht herab heulte ein warmer Orkan, am Himmel schoß graues Formengetümmel zerfließend

in Marmoradern auseinander. Große runde Wogen stiegen angstvoll aus dem gepeitschten See, von ihren Rücken riß der Sturm Schaumbärte und klatschende Wasserfetzen und warf sie mir ins Gesicht. Die schwarz erstarrten Berge rissen Augen voll Entsetzen auf. Ihr Aneinanderkauern und Schweigen klang flehentlich.

In dem prachtvoll auf Gespenster-Riesenpferden jagenden Sturm klang neben mir eine schüchterne Stimme. O, ich hatte dich nicht vergessen, bleiche Frau im langschwarzen Haar. Ich neigte mich zu ihr, sie sprach kindlich — der See komme, man könne hier nicht sein. Noch schaute ich gerührt auf die sanfte Sünderin, ihr Gesicht war nichts als stille Blässe in breiter Haardämmerung, da schlug schon klatschendes Gewoge an meine Knie, und schon an meine Brust, und die Sünderin schwankte wehrlos und still auf steigenden Wellen. Ich lachte ein wenig, legte den Arm um ihre Knie und hob sie zu mir empor. Auch dies war schön und befreiend, die Frau war seltsam leicht und klein, voll frischer Wärme und die Augen herzlich, vertrauensvoll und erschrocken, und ich sah, sie war gar keine Sünderin und keine ferne unklare Dame. Keine Sünden, kein Geheimnis; sie war einfach ein Kind.

Aus den Wellen trug ich sie über Felsen und durch den regenfinstern, königlich trauernden Park, wohin der Sturm nicht reichte und wo aus gesenkten Kronen alter Bäume lauter sanftmenschliche Schönheit sprach, lauter Gedichte und Symphonien, Welt der holden Ahnungen und lieblich gezähmten Genüsse, gemalte lebenswerte Bäume von Corot und ländlich-holde Holzbläsermusik von Schubert, die mich mit flüchtig aufzuckendem Heimweh mild in ihre geliebten Tempel lockte. Doch umsonst, viel Stimmen hat die Welt, und für alles hat die Seele ihre Stunden und Augenblicke.

Weiß Gott, wie die Sünderin, die bleiche Frau, das Kind ihren Abschied nahm und mir verloren ging. Es war eine Vortreppe aus Stein, es war ein Haustor, Dienerschaft war da, alles schwächlich und milchig wie hinter trübem Glase, und anderes, noch wesenloser, noch trüber, Gestalten windhaft hingeweht, ein Ton

von Tadel und Vorwurf gegen mich verleidete mir das Schatten-
gestöber. Nichts blieb von ihm zurück als die Figur Paul, mein
Freund und Sohn Paul, und in seinen Zügen zeigte und verbarg
sich ein nicht mit Namen zu nennendes, dennoch unendlich
wohlbekanntes Gesicht, ein Schulkameradengesicht, ein vorge-
schichtlich sagenhaftes Kindermagdgesicht, genährt aus den
guten, nahrhaften Halberinnerungen fabelhafter erster Jahre.

Gutes, inniges Dunkel, warme Seelenwiege und verlorne
Heimat tut sich auf, Zeit des ungestalteten Daseins, unent-
schlossene erste Wallung überm Quellgrund, unter dem die
Ahnenvorzeit mit den Urwaldträumen schläft. Taste nur, Seele,
irre nur, wühle blind im satten Bad schuldloser Dämmertriebe!
Ich kenne dich, bange Seele, nichts ist dir notwendiger, nichts
ist so sehr Speise, so sehr Trank und Schlaf für dich wie die
Heimkehr zu deinen Anfängen. Da rauscht Welle um dich, und
du bist Welle, Wald, und du bist Wald, es ist kein Außen und
Innen mehr, du fliegst Vogel in Lüften, schwimmst Fisch im
Meer, saugst Licht und bist Licht, kostest Dunkel und bist
Dunkel. Wir wandern, Seele, wir schwimmen und fliegen, und
lächeln und knüpfen mit zarten Geistfingern die zerrissenen
Fäden wieder an, tönen selig die zerstörten Schwingungen aus.
Wir suchen Gott nicht mehr. Wir sind Gott. Wir sind die Welt.
Wir töten und sterben mit, wir schaffen und auferstehen mit
unseren Träumen. Unser schönster Traum, der ist der blaue
Himmel, unser schönster Traum der ist das Meer, unser schön-
ster Traum der ist die sternhelle Nacht, und ist der Fisch, und
ist der helle frohe Schall, und ist das helle frohe Licht — alles
ist unser Traum, jedes ist unser schönster Traum. Eben sind
wir gestorben und zu Erde geworden. Eben haben wir das
Lachen erfunden. Eben haben wir ein Sternbild geordnet.

Stimmen tönen, und jede ist die Stimme der Mutter. Bäume
rauschen, und jeder hat über unsrer Wiege gerauscht. Straßen
laufen in Sternform auseinander, und jede Straße ist der Heim-
weg.

Der, der sich Paul nannte, mein Geschöpf und Freund, war
wieder da und war so alt wie ich geworden. Er glich einem

Jugendfreunde, doch wußt' ich nicht welchem, und ich war darum gegen ihn etwas unsicher und zeigte einige Höflichkeit. Daraus zog er Macht. Die Welt gehorchte nicht mehr mir, sie gehorchte ihm, darum war alles Vorige verschwunden und in demütiger Unwahrscheinlichkeit untergegangen, beschämt durch ihn, der nun regierte.

Wir waren auf einem Platz, der Ort hieß Paris, und vor mir stand ein eiserner Balken in die Höhe, der war eine Leiter und hatte zu beiden Seiten schmale eiserne Sprossen, an denen konnte man sich mit den Händen halten und mit den Füßen auf sie treten. Da Paul es wollte, kletterte ich hinan, und er daneben auf einer ebensolchen Leiter. Als wir so hoch geklettert waren wie ein Haus und wie ein sehr hoher Baum, begann ich Bangigkeit zu fühlen. Ich sah zu Paul hinüber, der fühlte keine Bangigkeit, aber er erriet die meine und lächelte.

Einen Atemzug lang, während er lächelte und ich ihn ansah, war ich ganz nahe daran, sein Gesicht zu erkennen und seinen Namen zu wissen, eine Kluft von Vergangenheit riß auf und spaltete sich bis zur Schülerzeit hinab, zurück bis da wo ich zwölfjährig war, herrlichste Zeit des Lebens, alles voll Duft, alles genial, alles mit einem eßbaren Duft von frischem Brot und mit einem berausenden Schimmer von Abenteuer und Heldentum vergoldet — zwölfjährig war Jesus, als er im Tempel die Gelehrten beschämte, mit zwölf Jahren haben wir alle unsere Gelehrten und Lehrer beschämt, waren klüger als sie, genialer als sie, tapferer als sie. Anklänge und Bilder stürmten in Knäueln auf mich ein: vergessene Schulhefte, Arrest in der Mittagstunde, ein mit der Schleuder getöteter Vogel, eine Rocktasche klebrig voll gestohlener Pflaumen, wildes Bubengeplätscher im Schwimmbad, zerrissene Sonntagshosen und innig schlechtes Gewissen, heißes Abendgebet um irdische Sorgen, wunderbar heldische Prachtgefühle bei einem Vers von Schiller — —

Es war nur ein Sekundenblitz, gierig hastende Bilderfolge ohne Mittelpunkt, im nächsten Augenblick sah Pauls Gesicht mich wieder an, quälend halbbekannt. Ich war meines Alters nicht mehr sicher, möglich daß wir Knaben waren. Tiefer und tiefer

unter unsern dünnen Leitersprossen lag die Straßenmasse, welche Paris hieß. Als wir höher waren als jeder Turm, gingen unsre Eisenstangen zu Ende und zeigten sich jede mit einem wagrechten Brett gekrönt, einer winzig kleinen Plattform. Es schien unmöglich, sie zu erklimmen. Aber Paul tat es gelassen, und ich mußte auch.

Oben legte ich mich flach aufs Brett und sah über den Rand hinunter, wie von einer kleinen hohen Wolke. Mein Blick fiel wie ein Stein ins Leere hinab und kam an kein Ziel, da machte mein Kamerad eine deutende Gebärde, und ich blieb an einem wunderlichen Anblick haften, der mitten in den Lüften schwebte. Da sah ich, über einer breiten Straße in der Höhe der höchsten Dächer, aber noch unendlich tief unter uns, eine fremdartige Gesellschaft in der Luft, es schienen Seiltänzer zu sein, und wirklich lief eine der Figuren auf einem Seil oder einer Stange dahin. Dann entdeckte ich, daß es sehr viele waren und fast lauter junge Mädchen, und sie schienen mir Zigeuner oder wanderndes Volk zu sein. Sie gingen, lagerten, saßen, bewegten sich in Dachhöhe auf einem luftigen Gerüste aus dünnsten Latten und laubenähnlichem Gestänge, sie wohnten dort und waren heimisch in dieser Region. Unter ihnen war die Straße zu ahnen, ein feiner schwebender Nebel reichte von unten her bis nahe an ihre Füße.

Paul sagte etwas darüber. „Ja“, antwortete ich, „es ist rührend, alle die Mädchen.“

Wohl war ich viel höher als jene, aber ich klebte angstvoll auf meinem Posten, sie indessen schwebten leicht und angstlos, und ich sah, ich war zu hoch, ich war am falschen Ort. Jene hatten die richtige Höhe, nicht am Boden und doch nicht so teuflisch hoch und fern wie ich, nicht unter den Leuten und doch nicht so ganz vereinsamt, außerdem waren sie viele. Ich sah wohl, daß sie eine Seligkeit darstellten, die ich noch nicht erreicht hatte.

Aber ich wußte, daß ich irgendeinmal wieder an meiner ungeheuren Leiter werde hinabklettern müssen, und der Gedanke daran war so beklemmend, daß ich Übelkeit spürte und es keinen Augenblick mehr hier oben aushalten konnte. Verzweiflungsvoll

und zitternd vor Schwindel tastete ich mit den Füßen unter mir nach den Leitersprossen — sehen konnte ich sie vom Brett aus nicht — und hing grauenvolle Minuten, krampfhaft angeklammert, in der schlimmen Höhe. Niemand half mir, Paul war fort.

In tiefer Bangigkeit tat ich gefährliche Tritte und Griffe, und ein Gefühl hüllte mich wie Nebel ein, ein Gefühl, daß nicht die hohe Leiter und der Schwindel es war, was ich auszukosten und durchzumachen habe. Als bald verlor sich denn auch die Sichtbarkeit und Ähnlichkeit der Dinge, es war alles Nebel und unbestimmt. Bald hing ich noch in den Sprossen und spürte Schwindel, bald kroch ich klein und bang durch furchtbar enge Erdschachte und Kellergänge, bald watete ich hoffnungslos im Sumpf und Kot und fühlte wüsten Schlamm mir bis zum Munde steigen. Dunkel und Hemmung überall. Furchtbare Aufgaben mit ernstem, doch verhülltem Sinn. Angst und Schweiß, Lähmung und Kälte. Schweres Sterben, schwereres Geborenwerden.

Wieviel Nacht ist um uns her! Wieviel bange, arge Qualenwege gehen wir, geht tief im Schacht unsre verschüttete Seele, ewiger armer Held, ewiger Odysseus! Aber wir gehen, wir gehen, wir bücken uns und waten, wir schwimmen erstickend im Schlamm, wir kriechen die glatten bösen Wände hinan. Wir weinen und verzagen, wir jammern bang und heulen leidend auf. Aber wir gehen weiter, wir gehen und leiden, wir gehen und beißen uns durch.

Wieder stellte aus dem trüben Höllenqualme Bildlichkeit sich her, wieder lag ein kleines Stück des finstern Pfades vom gestaltenden Licht der Erinnerungen beschienen, und die Seele drang aus dem Urweltlichen in den heimatlichen Bezirk der Zeit.

Wo war das? Bekannte Dinge sahen mich an, ich atmete Luft, die ich wiedererkannte. Ein Zimmer groß im Halbdunkel, eine Erdöllampe auf dem Tisch, meine eigene Lampe, ein großer runder Tisch, etwas wie ein Klavier. Meine Schwester war da und mein Schwager, vielleicht bei mir zu Besuch, oder vielleicht ich bei ihnen. Sie waren still und sorgenvoll, voll Sorgen um mich. Und ich stand im großen düstern Zimmer, ging hin und

her und stand und ging in einer Wolke von Traurigkeit, in einer Flut von bitterer, erstickender Traurigkeit. Und nun fing ich an, irgend etwas zu suchen, nichts Wichtiges, ein Buch oder eine Schere oder so etwas, und konnte es nicht finden. Ich nahm die Lampe in die Hand, sie war schwer und ich war furchtbar müde, ich stellte sie bald wieder ab und nahm sie doch wieder, und wollte suchen, suchen, obwohl ich wußte, daß es vergeblich sei. Ich würde nichts finden, ich würde alles nur noch mehr verwirren, die Lampe würde mir aus den Händen fallen, sie war so schwer, so quälend schwer, und so würde ich weiter tasten und suchen und durchs Zimmer irren, mein ganzes armes Leben lang.

Mein Schwager sah mich an, ängstlich und etwas tadelnd. „Sie merken, daß ich wahnsinnig werde“, dachte ich schnell und nahm wieder die Lampe. Meine Schwester trat zu mir, still, mit bittenden Augen, voller Angst und Liebe, daß mir das Herz brechen wollte. Ich konnte nichts sagen, ich konnte nur die Hand ausstrecken und abwinken, abwehrend winken, und ich dachte: „Laßt mich doch! Laßt mich doch! Ihr könnt ja nicht wissen, wie mir ist, wie weh mir ist, wie furchtbar weh!“ Und wieder: „Laßt mich doch! Laßt mich doch!“

Das rötliche Lampenlicht floß schwach durchs große Zimmer, Bäume stöhnten draußen im Wind. Einen Augenblick glaubte ich die Nacht draußen innerlichst zu sehen und zu fühlen: Wind und Nässe, Herbst, bitterer Laubgeruch, Blättergestiebe vom Ulmenbaum, Herbst, Herbst! Und wieder einen Augenblick lang war ich nicht ich selber, sondern sah mich wie ein Bild: ich war ein bleicher, hagerer Musiker mit flackernden Augen, der hieß Hugo Wolf und war an diesem Abend im Begriff wahnsinnig zu werden.

Dazwischen mußte ich wieder suchen, hoffnungslos suchen und die schwere Lampe heben, auf den runden Tisch, auf den Sessel, auf einen Bücherstoß. Und mußte mit flehenden Gebärden abwehren. wenn meine Schwester mich wieder traurig und behutsam anblickte, mich trösten wollte, mir nahesein und helfen wollte. Die Trauer in mir wuchs und füllte mich zum Zerspringen, und die Bilder um mich her waren von einer er-

greifend beredten Deutlichkeit, viel deutlicher, als jede Wirklichkeit sonst ist; ein paar Herbstblumen im Wasserglas, eine dunkelrotbraune Georgine darunter, glühten in so schmerzlich schöner Einsamkeit, jedes Ding und auch der blinkende Messingfuß der Lampe war so verzaubert schön und von so schicksalsvoller Einsamkeit umdrungen wie auf den Bildern der großen Maler.

Ich spürte mein Schicksal deutlich. Noch ein Schatten mehr in diese Traurigkeit, noch ein Blick der Schwester, noch ein Blick der Blumen, der schönen seelenvollen Blumen — dann floß es über und ich sank im Wahnsinn unter. „Laßt mich! Ihr wißt ja nicht!“ Auf der polierten Wand des Klaviers lag ein Strahl Lampenlicht im schwärzlichen Holz gespiegelt, so schön, so geheimnisvoll, so gesättigt von Schwermut!

Jetzt erhob sich meine Schwester wieder, sie ging gegen das Klavier hinüber. Ich wollte bitten, wollte innig abwehren, aber ich konnte nicht, es reichte keinerlei Macht mehr aus meiner Vereinsamung heraus und zu ihr hinüber. O ich wußte, was jetzt kommen mußte. Ich kannte die Melodie, die jetzt zu Wort kommen und alles sagen und alles zerstören mußte! Ungeheure Spannung zog mein Herz zusammen, und während die ersten glühenden Tropfen mir aus den Augen sprangen, stürzte ich mich mit Kopf und Händen über den Tisch hin und hörte und empfand mit allen Sinnen und mit neuen Sinnen dazu, Text und Melodie zugleich, Wolfsche Melodie, den Vers:

Was wisset ihr, dunkle Wipfel,
Von der alten schönen Zeit?
Die Heimat hinter den Gipfeln,
Wie liegt sie so weit, so weit!

Damit glitt vor mir und in mir die Welt auseinander, versank in Tränen und Tönen, nicht zu sagen wie hingegossen, wie strömend, wie gut und schmerzlich! O Weinen, o süßes Zusammenbrechen, seliges Schmelzen. Alle Bücher der Welt voll Gedanken und Gedichten sind nichts gegen eine Minute Schluchzen, wo Gefühl in Strömen wogt, Seele tief sich selber fühlt und findet.

Tränen sind schmelzendes Seelen-Eis, dem Weinenden sind alle Engel nah.

Ich weinte mich, alle Anlässe und Gründe vergessend, von der Höhe unerträglicher Spannung in die milde Dämmerung alltäglicher Gefühle hinab, ohne Gedanken, ohne Zeugen. Dazwischen flatternde Bilder: ein Sarg, darin lag ein mir so lieber, so wichtiger Mensch, doch wußte ich nicht wer. Vielleicht du selber, dachte ich, da fiel ein anderes Bild mir ein, aus großer zarter Ferne her. Hatte ich nicht einmal, vor Jahren oder in einem früheren Leben, ein wunderbares Bild gesehen: ein Volk von jungen Mädchen hoch in Lüften hausend, wolkig und schwerelos, schön und selig, leichtschwebend wie Luft und satt wie Streichmusik?

Jahre flogen dazwischen, drängten mich sanft und mächtig von dem Bilde weg. Ach, vielleicht hatte mein ganzes Leben nur den Sinn gehabt, diese holden schwebenden Mädchen zu sehen, zu ihnen zu kommen, ihresgleichen zu werden! Nun sanken sie fern dahin, unerreichbar, unverstanden, unerlöst, von verzweifelnder Sehnsucht müd umflattert.

Jahre fielen wie Schneeflocken herab und die Welt war verändert. Betrübt wanderte ich einem kleinen Hause entgegen. Mir war recht elend zumut, und ein banges Gefühl im Munde hielt mich gefangen, ängstlich tastete ich mit der Zunge an einen zweifelhaften Zahn, da sank er schon schräge weg und war ausgefallen. Der nächste — auch er! Ein ganz junger Arzt war da, dem ich klagte, dem ich bittend einen Zahn mit den Fingern entgegenhielt. Er lachte leichtherzig, winkte mit fataler Berufsgestalt ab und schüttelte den jungen Kopf — das mache nichts, ganz harmlos, komme jeden Tag vor. Lieber Gott, dachte ich. Aber er fuhr fort und deutete auf mein linkes Knie: da sitze es, da sei hingegen nimmer zu spaßen. Furchtbar schnell griff ich ans Knie hinab — da war es! Da war ein Loch, in das ich den Finger legen konnte, und statt Haut und Fleisch nichts zu ertasten als eine gefühllose, weiche, lockere Masse, leicht und faserig wie welches Pflanzengewebe. O mein Gott, das war der Verfall, das war Tod und Fäulnis! „Da ist nichts mehr zu

machen?“ fragte ich mit mühsamer Freundlichkeit. „Nichts mehr“, sagte der junge Arzt, und war weg.

Ich ging erschöpft dem Häuschen entgegen, nicht so verzweifelt wie ich hätte sein müssen, sogar fast gleichgültig. Ich mußte jetzt in das Häuschen gehen, wo meine Mutter mich erwartete — hatte ich nicht ihre Stimme schon gehört? ihr Gesicht gesehen? Stufen führten hinauf, wahnsinnige Stufen, hoch und glatt ohne Geländer, jede ein Berg, ein Gipfel, ein Gletscher. Es wurde gewiß zu spät — sie war vielleicht schon fort, vielleicht schon tot? Hatte ich sie eben nicht wieder rufen hören? Schweigend rang ich mit dem glatten Stufengebirge, fallend und gequetscht, wild und schluchzend, klomm und preßte mich, stemmte brechende Arme und Knie auf, und war oben, war am Tor, und die Stufen waren wieder klein und hübsch und von Buchsbaum eingefast. Jeder Schritt ging zäh und schwer wie durch Schlamm und Leim, kein Vorwärtskommen, das Tor stand offen, und drinnen ging in einem grauen Kleid meine Mutter, ein Körbchen im Arm, still und in Gedanken. O, ihr dunkles, schwach ergrauendes Haar im kleinen Netz! Und ihr Gang, die kleine Gestalt! Und das Kleid, das graue Kleid — hatte ich denn alle die vielen, vielen Jahre her ihr Bild ganz verloren, gar niemals richtig mehr an sie gedacht?! Da war sie, da stand und ging sie, nur von hinten zu sehen, ganz wie sie war, ganz klar und schön, lauter Liebe, lauter Liebesgedanke!

Wütend watete mein lahmer Schritt in der zähen Luft, Pflanzenranken wie dünne starke Seile umschlangen mich mehr und mehr, feindselige Hemmnis überall, kein Vorwärtskommen! „Mutter!“ rief ich — aber es gab keinen Ton . . . Es klang nicht. Es war Glas zwischen ihr und mir.

Meine Mutter ging langsam weiter, ohne zurückzublicken, still in schönen sorglichen Gedanken, strich mit der wohlbekannten Hand einen unsichtbaren Faden vom Kleide, bückte sich über ihr Körbchen zum Nähzeug. O das Körbchen! Darin hatte sie mir einmal Ostereier versteckt. Ich schrie verzweifelt und lautlos. Ich lief und kam nicht vom Ort! Zärtlichkeit und Wut zerrten an mir.

Und sie ging langsam weiter durch das Gartenhaus, stand in der jenseitigen offenen Tür, schritt ins Freie hinaus. Sie senkte den Kopf ein wenig zur Seite, sanft und horchend, ihren Gedanken nach, hob und senkte das Körbchen — ein Zettel fiel mir ein, den ich als Knabe einmal in ihrem Körbchen fand, darauf stand von ihrer leichten Hand aufgeschrieben, was sie für den Tag zu tun und zu bedenken vorhatte — „Hermanns Hosen ausgefranst — Wäsche einlegen — Buch von Dickens entlehnen — Hermann hat gestern nicht gebetet.“ — Ströme der Erinnerung, Lasten von Liebe!

Umschnürt und gefesselt stand ich am Tor, und drüben ging die Frau im grauen Kleide langsam hinweg, in den Garten, und war fort.

KLEINE ANTHOLOGIE

Ludwig Bäumer:

LIED DER DICHTER

Wird ein Sommer sein, an Kreuzen aufgerichtet,
Eselinnen über Purpur schreiten,
Angst des Weltalls wird zum Schwamm verdichtet
Unsre stillen Lippen suchtumgleiten.

Und uns werden immer nur die Kinder ernten
Uns in ihre unermessnen Hände liefern,
Daß wir ihre wundervollen nachtbesterten
Süchte einer ungeahnten und als Himmel tiefern
Landschaft in die aufgetanen Munde reichen.

Wird einmal ein Frühling ohne gleichen
Wie ein Mord am Winter durch die Straßen ziehn,
Über unsre Augenhöhlen streichen,
Und sie müssen wieder wie ein Anfang glühn.

Ottokar Brezina:

ERLÖSCHEN TAUSEND STERNE . . .

Erlöschen tausend Sterne wie glühende Weihrauchkörner,
die bei jäher Gebärde aus dem Rauchfaß im Raum sich ver-
streuten,
und Duft, unendlich gestiegen, hat das erblaßte Antlitz der
Engel verhüllt,
Doch hören wir's bang im Klang ihres Hymnus:

Aus Liebe zu uns erbeben sie! Tag naht und findet uns un-
gerüstet!
Aufruhr durchtobt unsre Gassen! Sieh, Glocken tönen entsetzt
und noch kein Brand zu gewahren! Nur Vögel weissagend
wie schwarze Konstellationen umkreisen uns oben.

Von Millionen Nahenden sehn unsre Stadt wir belagert.
Stets Neue drängen heran aus den Zeiten. Was weint ihr?
Und läßt Furcht der Liebenden Händen
die Rosen entsinken? Sind nicht die Sieger unsere Brüder
und der Spender des Sieges nicht unser Vater?

Es sinke, was aus schwarzem Vulkanblock der Gehenna wir
bauten,
zu Schutthaufen nieder! Schönere Städte als die unsre
sah der Blick der Propheten. Und doch kam im Rauch ihrer
künftigen Feuer
Blutweinen in die Augen, weit auf in Ekstase!
Für Gräber zahlloser Körper reicht die Tiefe der Erde,
doch dem Fluge der Seelen genügt nicht das All, nicht die
blühenden Welten.

Mit weißen Sonnen wie mit Marmor streben sie zu bauen und
die Sekunde ihrer Freude
für ewig darüber zu wölben als Himmel!

Öffnet die Tore! Bekränzte Jungfrauen laßt singen! Und zu
den Entferntesten
entsendet die Botschaft der Liebe gleich Tauben! Sie ruhen
aus auf den Herzen der Brüder
und finden zur mystischen Heimat den Weg durchs Unendliche,
wo gelesen wird ihre verborgene Schrift.

Mögen vor uns in den verbrannten Gassen tanzen die Flammen
wie Gefangene im Triumph! Wir fesseln böse Kräfte mit
magischer Kette.

Und zwingen die Erde zu blühen, wie nie sie geblüht,
und schreiten durch Rosen der Unsterblichkeit zu.

(Deutsch von Otto Pick.)

Rudolf Fuchs:

DER FLÜCHTLING

Das Haus war starr von Nacht und scharfen Waffen,
und Brandgeruch belagerte den Zaun,
als er, das Schicksal sich vom Hals zu schaffen,
sich unter blasse Sterne konnte traun.
Und als die Schritte langsamer sich fanden
und böser Aufruhr wie ein Traum verblich,
erblickte er sich bange auferstanden,
und seine wehen Worte sangen sich:

„Wie vieles nannt ich Du vor diesen Tagen!
Und wieder harrt die Pforte angelweit,
nichts wehrt mir, mich mit Kränzen umzutragen
für Mädchen, Himmel, Baum und Abendzeit,
für bunte Fahnen, die im Taumel wehen
und für die Schatten, welche immerzu
den Feiertagen sich entgendrehen —
Ich aber zu mir selber sage: Du!“

Und also ausgestoßen aus der Mitte
berührte er den steilen Küstenstrich,
Gerölle taumelte um seine Schritte,
und unten schrie die Brandung.
Dem Sturme überließ er seine Schwelle
(die arme Wohnung atemlos und leer)
und mündete im Augenblick der Welle
aus seiner Wunde in das große Meer.

Max Herrmann:

IHR IM SOMMER LEEREN DÄCHER, DIELEN . . .

Ihr im Sommer leeren Dächer, Dielen,
Höfe, und ihr weißen Villen, deren
Schöne Frau und Herrn an fernen Seen
Mit der Lässigkeit des Freiseins gehen,
Bühnenhäuser, ausgebrannt wie Gruben,
Und ihr grün verstummtten Vorstadtstuben,
Wo jetzt Stieglitze Verstecken spielen,
Schulen, die in Ferien verwildern,
Staub auf Bänken, Tafeln, Kaiserbildern,
O wie lehnt ihr arm in eurer Leere,
Jede stöhnt: „Wie ich Getrieb entbehre!
Wo sind meiner flinken Schwärme Füllen,
Daß sie mich in lauter Wärme hüllen,
Daß sie mich mit ihrem immer wachen
Atemwind zu einer Harfe machen?“
Ach, den Glocken auf den Korridoren
Ist die strenge Stimme wie erfroren,
Und die Geige hat Gefühl und Jung-Sein
Und die Uhr ihr Augenlicht verloren,
Und der Treppen frühes auf dem Sprung sein
Hängt wie umgebracht und ungeboren!

O wie fühl ich eure arme Leere
Tief im Herzen mit und dieser bangen
Langen Weile laue Sonntagsschwere!

Und der Barren und die Kletterstangen
Und der lustige Rundlauf sind Gespenster

Wie die Furcht der lautlos starren Fenster,
Die zuvor wie Morgenwälder sangen,
Wenn das Lineal verstohlen Takt schlug
Und das Pfeifen auf dem Federkasten
Einen Träumer zur beglänzten Schlacht trug . . .

Wie vergeh ich im erzwungenen Fasten
Der Büfetts und ungedeckten Tische,
Wo die hellen Frauen rastend saßen
Und mit schmalen Gesten tastend aßen,
Und im Garten sterben eure Fische,
Denen Fremde gutzutun vergaßen!

Wie vergeh ich mit den leeren Stühlen
Der Parkette und der Logen-Lücken,
Und im Staub, wie eingestürzte Brücken,
Trümmern so geblieben von Kulissen
Und Maschinen jäh gehemmt wie Mühlen,
Deren Rad mit Eins auf Halt gerissen!

Wie vergeh ich mit den Sofakissen
Und den Vasen und dem Aschenbecher
Hinter den geschloßnen Jalousien —
Wann wird wieder heimlich an gewissen
Sonntagnachmittagen Schal und Fächer
Bei euch sein und jemand auf euch knien,
Wann Beschwörung immer schwüler, wilder
Und verwirrter Zärtlichkeit Geraun
Rinnen über Spiegel, Buch und Bilder
Und euch wieder in das Leben baun!

Wie vergeh ich grau in eurem Graun!

Aber ihr seid nur für kurze Zeit
Leichthin weggelegt und fast vergessen,
Nur für Wochen sachte eingeschneit,

Ihr habt Pflicht und Werk besessen
 Und es wird euch immer wieder werden,
 Wenn mit weichen Wiederkehr-Gebärden
 Sich Willkommenkränze wehend winden
 Und die ausgeruhten, muntern Füße
 Euren Fliesen flinkre Tänze finden,
 Und die alten guten Morgengrüße
 Und die alten guten Schluß-Choräle
 Wieder Glied an Glied zur Kette binden.

Wie beneid' ich eure lauten Säle!

Denn ich bin ein ganzes banges Leben
 Hilflos leergelassen und verschüttet,
 Keiner Seele darf ich Antwort geben,
 Keinem Lied im gleichen Echo schweben,
 Keine müde Schwester betten, keiner
 Dürstenden den Krug zum Munde heben;
 Niemand, wär' er noch so wüst zerrüttet,
 Der vor meinem Haus um Obdach bittet,
 Niemand, der mich „lieben Lehrer“ nennt!
 Ungenützt verkümmern meine Gaben,
 Weder Sommer darf, noch Herbst ich haben,
 Und wie junges, grünes Gras verbrennt,
 Geh' ich ungeerntet aus als Einer,
 Der die eignen Kinder nicht erkennt.

Gerhart Husserl:

ABEND

Die Straße sticht den Abend in die Seite
Und golden tränend beugt er seinen Leib
Raffend mit Hasten seine blaue weite
Fallende Tracht, in der die unbereite
Hand sich verbricht in Formenfellvertreib.

Die Waffe fiel mehr, denn ein Arm sie zückte,
Die Stadt verließ die Rüstung vor dem Bad
Und nun, da alles mit den Wellen rückte,
In deren Ketten tiefe Bindung glückte,
Rollte das Pflaster wie ein schnelles Rad,
Von Hauch und Nebel siegend angeblasen —
Da kam der ungenaue Gegenstand:
In Stein und Abhang splitterte der Rasen,
Die Sterne standen auf in schlanken Vasen
Und klirrend schlug und brach des Rades Rand.

Bernhard Guttman:
HUBER UND COX
 EIN ZEITGENÖSSISCHES GESPRÄCH

Aus einer Broschüre, einem kleinen Kunstwerk, das Eugen Diederichs in Jena verlegt hat. Die psychologische Kraft der Darstellung ist von reifster Ironie umflossen und zuweilen wie hinschmelzend in ihr, wenn die Erkenntnis in alle Anarchien zu münden droht.

SIE waren beide kräftige Männer, von gutem Wuchse und aufrechter Haltung. Sie stutzten bei der Begegnung; sogleich spürte einer im andern den ebenbürtigen Ringer. Weil aber beides Menschen von großem persönlichem Mute waren, so ließen sie sich mit zum Äußersten entschlossener Miene auf die Enden der Bank nieder, zwischen sich zwei Ellen Holz und einen Ozean des Widerwillens. Mürrisch geradeaus blickend, schwiegen die zwei nebeneinander her. Da ereignete sich etwas Merkwürdiges, das die Situation gründlich verändern sollte. Der eine Mann nämlich, der am rechten Ende der Bank saß und Cox hieß, weil sein Vater so geheißen hatte, empfand infolge eines aufgehenden Seewindes einen Niesreiz, zog ein violettseidenes Tuch aus der Tasche und wollte es auseinanderfalten, als die nämliche Brise seinen unachtsamen Fingern den leichten Gegenstand entführte. Der Flüchtling kam nicht weit; er flatterte seitwärts und strandete am felsigen Kap einer Nase. Diese gehörte dem andern Herrn, einem gewissen Huber, und der faßte, während ein unwillkürliches Lächeln beider Gesichter überflog, den Deserteur mit festem Griffe und gab ihn dem rechtmäßigen Eigentümer mit einer schwachen Verbeugung zurück. Rasch und mit mehr Höflichkeit, als er vor seinem Vater-

lande eigentlich verantworten konnte, sagte Cox: „Thank you, Sir!“, was auf der Gegenseite eine neue Verbeugung und ein unbestimmtes, aber nicht geradezu feindseliges Geräusch zur Folge hatte. Damit hätte der Zwischenfall beendet sein sollen, aber der Strudel einmal ins Wallen geratener Empfindungen riß Cox fort. Halblaut, zögernd, aber doch vernehmlich sagte er, daß der Tag schön sei. Nun weiß jedermann, daß eine derartige Wetternachricht von keinem Engländer umsonst gemacht wird, sondern immer einen Beweis keimenden Vertrauens liefert. Sie kann zu einem Heiratsantrag führen oder zu dem Versuch, hundert Pfund Sterling zu borgen, aber stets bekundet sie den Willen, tiefere menschliche Beziehungen einzuleiten. Huber war überrascht, beunruhigt. Er kannte die Arglist des Feindes und fürchtete sie. Dennoch hielt er es für unpolitisch, seinen Gegenpart geradeaus zurückzustoßen, sondern antwortete mit einer vorsichtigen Bejahung. Cox fühlte sich ermutigt und strengte eben seinen Geist an, um etwas geradeso Glückliches zu sagen wie vorhin, als sich plötzlich vier neue Ankömmlinge in dem Raume zwischen beiden auf der Bank niederließen.

Es ist eine Tatsache des Lebens, die von der Wissenschaft noch nicht entdeckt worden ist, daß ein Mensch und ein anderer Mensch nur so lange zwei sind, als sie stumm nebeneinander sitzen, aber mehr als zwei, wenn sie zu reden anfangen. Eins und eins machen bloß in der Algebra ein Paar. Sind ein Apfel und eine Nuß zwei? Und ist der Mensch von seinesgleichen nicht verschiedener als Apfel von Nuß? Jemand hat die These aufgestellt, daß an jeder Unterhaltung zwischen A und B nicht zwei Personen beteiligt sind, sondern sechs. Erstens Herr A selber in Fleisch und Blut, vom Stehkragen bis zu den Lackschuhen. Dann sitzt einer dabei, der für gewöhnliche Augen unsichtbar bleibt. Dieser A_2 , der auf Beschauer den allervorteilhaftesten Eindruck machen würde, wenn man ihn erblicken könnte, verkörpert die Vorstellung A's von sich selber. A_2 dann ist das Wesen, das B in A sieht. Eine ebensolche Reihe geht auch von Herrn B aus. Beginnt nun die Konversation, so entsteht Wirrwar. A_2 macht zu B eine Bemerkung, die B_2

falsch deutet, worauf B₂ so antwortet, daß nach mehreren unergiebigen Zwischenreden aller Anwesenden A verstimmt von dannen geht und B seine frühere ungünstige Ansicht von diesem Patron bestätigt findet. Diese Erfahrung machen wir täglich, wiewohl festzustellen ist, daß mit unserm eigenen Altern A₂ und A₃ sich stiller und kleinlauter zeigen; denn sie schrumpfen zusammen, je gleichgültiger wir uns selbst und anderen allmählich werden. Nach zwanzig Jahren einer in jedem Sinne glücklichen Ehe kennen Sie das Innenleben Ihrer Gattin noch nicht völlig, immer hören Sie gelegentlich wieder ein Wort, das Sie bestürzt macht, ja kränkt, einer Dame, der Sie so lange Ihr Vertrauen geschenkt, nicht ganz würdig zu sein scheint. Früher war es schlimmer, Sie glaubten manchmal in einem türkischen Serail zu hausen und erwachten jeden Morgen mit einer andern Frau. Ähnliches hat aber auch Ihre Gemahlin erfahren.

Nachdem wir also, ohne daß es uns etwas kostete, zwischen Huber und Cox vier neue Leute aus der Erde gestampft haben, führen wir diese beim Publikum ein. Der eine, der Huber zunächst Platz nahm, war ein schöner, sogar ein wunderschöner Mann. Er war sechs Fuß hoch, besaß volles blondes Haar, mehrere Schlägerschmarren auf der Backe und tiefe, strahlende blaue Augen, die im Gewühl der Schlacht den Feind wie sengender Stahl anblitzten und doch so unendlich mild und gütig blicken konnten, wenn Edelhuber — so hieß er und war wissenschaftlicher Hilfslehrer an der Oberrealschule zu Kaltenleba — in traurem Kreise in ein treues Antlitz schaute. Ihm völlig unähnlich war ein anderer, ziemlich kleiner und schlecht gewachsener Mensch, mit zu kurzem dickem Halse, krummen Beinen, abstehenden Ohren und Platschnase, auf der eine häßliche Brille saß. Seine Kleidung war schäbig und unsauber, am Rocke fehlten ihm mehrere Knöpfe, die Hosen waren durchgestoßen. Duckmauski war der Name des Individuums. Weiter! Zunächst Cox setzte sich, den Seidenhut in vornehm nachlässiger Weise zum Gruße berührend, jemand hin, in dem man beim ersten Anblick den vollendeten Gentleman erkannte.

Sir Ralph Supercox verriet in jeder Bewegung den geborenen Aristokraten; in der Tat hatte er, obwohl sein Vater das Geld in einem Herrenschneidergeschäft in der Nähe von Piccadilly gemacht hatte, noch niemals im Leben etwas gearbeitet, und seine Gemahlin, Lady Supercox, war im vierten oder fünften Grade mit einem irischen Lord verwandt. Endlich zwängte sich auf die nun stark gefüllte Bank noch ein sechster, der wie ein Ölgötze dreinsah. Er hatte wasserblaue Augen, die gleichzeitig äußersten Stumpfsinn und eine gewisse niedrige Schlauheit verkündeten. Eine arrogant vorspringende Nase war das einzige Auffallende in dem geistlosen und glattrasierten Gesichte; dünne Lippen bedeckten die zwei Reihen stark entwickelter Zähne nicht gänzlich. Dies war Mister Jamnose; unnötig seine Nationalität noch eigens anzusagen.

Als nun alle saßen, rief

Edelhuber: Heil, Heilo, Heil! Sieg dem Heerbann, Sieg dem Wehrbann! Hei, Wunschmaid, hei, Windsbraut! Unsere Götter in Lüften, hui! Tyr, der Tötende, Rötende! Donar, der Wetterer, Schmetterer! Wodan, der Wölkische, Völkische! Hei! Dem Reußen Schmach! Dem Walen Zorn! Dem Briten Haß! Hojo, hojo, hei!

Sir Ralph Supercox: Was sagt der verdammte Hunne? Ich will Wilhelm heißen und Knackwürste essen, wenn ich nur für einen verdammten Penny verstehe.

Duckmauski: Er redet altgermanisch, Sir. Es ist die Mundart, die Ihre Vorfahren Hengist und Horsa sprachen, als sie aus unserer bettelarmen Heimat nach dem reichen und freien England auswanderten, um den hohen Lebensmittelpreisen und der Arroganz einer engen bürokratischen Kaste zu entgehen, wie es seitdem so viele deutsche Hungerleider gemacht haben.

Edelhuber: Hengist, Horsa, hei! Germanenhelden, hei! Reisige Roßbrecken! Roßopfer flammten euren Siegen! Mährenfleisch schmausten beim Mete die Männer! Hei!

Duckmauski: Ja, Pferdefleisch essen wir bis auf diesen Tag.

Edelhuber: Du lügst, Erbärmlicher! Wer bist du, mit britischen Silberlingen gekaufter Judas?

Sir Ralph: Beleidigen Sie meinen Freund Duckmauski nicht! Dieser Deutsche ist mir ans Herz gewachsen, obwohl er so unappetitlich aussieht und beständig nach Wurst und Halfpenny-Zigarren riecht. Guter, kleiner Duckmauski! Um ihn von dem seelentötenden Joche des preußischen Militarismus zu erlösen, zog ich ja in diesen Krieg.

Edelhuber: O, ihr angelsächsisches Heuchelgezücht! Eure ganze Geschichte ist, wie unser Professor Tranfisch mit Zitaten aus euren eigenen Historikern schlagend gezeigt hat (hierbei zog Edelhuber eine Anzahl Eine-Mark-Bücher aus der Tasche), nichts als Blutdurst, Geldgier und Lüge. Euer Geschichtschreiber Seeley selbst bemerkt, wie der tiefgelehrte Tranfisch in seinen unermüdlichen Forschungen aufgedeckt hat, daß bei euch Krieg und Handel unlösbar miteinander verflochten gewesen seien. Mit einem Worte, eure Machthaber führten Krieg aus Gewinnsucht! Pfui!

Duckmauski: Unsere Machthaber hingegen begannen Krieg aus vornehm altruistischer Gesinnung, wie mein Neffe, der Obertertianer, sich ausdrückt. So nahm Friedrich der Große der schönen, aber unerfahrenen Maria Theresia, als sie mit ihrer ganzen übrigen Erbschaft gerade im allergrößten Schlamassel war, Schlesien weg, um ihr die Verwaltung der Konkursmasse ein bißchen zu erleichtern. Er würde recht gern mehr übernommen haben, wenn's seine gedrückten Verhältnisse erlaubt hätten.

Huber: Ich möchte wohl wissen, was Mr. Jamnose zu alledem sagt. Warum sitzt er immer schweigend da?

Edelhuber: Weil er ein Automat ist und gar nicht redet, wenn man ihm nicht ein Geldstück in die Öffnung am Halskragen hineinwirft. Haben Sie schon einmal einen Engländer gesehen, der etwas umsonst tut? Geben Sie mir einen Nickel, Huber; ich selbst besitze kein Vermögen. (Nachdem man eine Münze in Jamnose hineingesteckt hatte, hielt dieser den rechten Arm steif vor sich, sperrte die Kinnbacken auseinander und ließ aus seiner Kehle ein ratterndes Geräusch vernehmen.)

Jamnose: Ratt — ratt — Fifty Percent! Damned Germans! Whisky and Soda! Football! Roastbeef! Ratt — ratt —

Huber: Ist das alles, was er sagen kann?

Edelhuber: Erwarteten Sie mehr? Es ist der Inhalt des englischen Seelenlebens. . .

Edelhuber: Heldentum, Brite, ist Pathos des Seins. Nehmen Sie das in sich auf! Wie andere Menschen ißt und trinkt auch der Held, ja, er säuft leicht etwas. Doch was er tue, er tut es rein und naiv, gleichsam vor sich hin, instinktsicher, ohne schwächende Reflexion, ohne das Schielen auf die anderen, auf Bezahlen oder Pumpen. Sei er reich oder arm, fremd ist ihm das kapitalistisch niedrige Vergleichen, die Gier des Erwerbens kennt er nicht. Vielleicht trinken wohlhabende Helden, wie mein Freund Pelargonienstock ist, eine oder zwei Flaschen Champagner des Abends. Was liegt ihnen daran? Sie verachten die Goldstücke, mit denen sie diese Dinge bezahlen, und ihre Gedanken sind derweilen in Himalajahöhe. Die heroische Weltanschauung ist die letzte Verfeinerung des Reichtums. Der unbemittelte Held hingegen ißt mit Siegfriedslachen eine trockene Kruste, ohne üppige Händlerschmäuse zu neiden, denn er ist stark, einfach, primitiv.

Sir Ralph: Sagt' ich's nicht, daß euer Heroismus auf Fiskalismus hinauskommen wird? Es ist eine wunderbare Erfindung, die wir nachmachen müssen. Sie löst die widerwärtige soziale Frage spielend. Unser Arbeiter, der bei Rindsbraten und grünen Erbsen über sein Schicksal knurrte, wird künftig Brot mit Sirup bestrichen essen; anstatt Bier zu schlemmen, wird er seinen Kindern das „Rule, Britannia“ auf dem Familienkamm vorblasen und sich hierauf einfach, stark und primitiv mit der Frau ins Bett legen.

Duckmauski: Ohne schwächende Reflexion! Vergessen Sie das nicht!

Edelhuber: Der Brite ist infolge seiner Rasseneigenschaften nicht zum Heldentum fähig, selbst beim besten Willen. Außer uns haben nur die Türken das Zeug dazu, die ich nächstens durch eine Reihe von Vorträgen mit Lichtbildern in die heroische Denkweise einführen werde.

Sir Ralph: Sie reisen also nach dem Orient?

Edelhuber: Ja, ich bin als Professor des Mittelhochdeutschen an die Universität Biledschik berufen worden. Die gebildete Jugend Anatoliens lechzt danach, das Nibelungenlied in der Ursprache zu lesen. Ich habe den Beweis erbracht, daß Hagen von Tronje ein Türke war.

Sir Ralph: Wie wollt Ihr aber den Osten behaupten, solange wir das Meer haben?

Edelhuber: Wir pfeifen auf das salzige Wasser.

Sir Ralph: Warum bautet ihr dann die große Schlachtflotte?

Edelhuber: Um den Briten den Sonntagnachmittagschlaf zu verderben. Leugnen Sie etwa, daß wir unsern Zweck erreicht haben?

Sir Ralph: O nein, ich weiß, daß ihr Unruhistifter, Barbaren und Piraten seid.

Edelhuber: Ihr aber seid Banditen, Räuber und Intriganten.

Sir Ralph: Die deutsche Geschichte ist voller Bluttaten und gebrochener Schwüre.

Edelhuber: Die englische wimmelt von falschen Versprechungen und meuchlerischen Überfällen.

Duckmauski: Ja, es ist ewig schade, daß bei dieser Bluts- und Wahlverwandtschaft ein solcher Streit herrscht. Könnten sie nicht beisammen wohnen als Brüder und in Eintracht allen anderen die Gurgel abmachen, wo ein jeder das schöne Talent mitbringt?

(Nun setzt in Bernhard Guttmanns seraphischem Kasperltheater ein äußerst heftiger historischer Diskurs ein, in dessen Verlauf die Schandtaten der beiderseitigen Fürstengeschlechter in früheren und frühesten Jahrhunderten gebührend gekennzeichnet werden. Ein besonders heftiges Werturteil, das Sir Ralph ausspricht, bringt Edelhuber endlich aus der Fassung:)

Mit drohender Miene streckte er den Arm gegen Sir Ralph Supercox aus. Die zwei erhoben sich, kamen sich näher und schienen zu Gewaltsamkeiten überzugehen, als ein furchtbarer Knall die Luft erschütterte. Edelhuber und Supercox waren mit den Köpfen aneinandergerannt und unter Feuerschein ex-

plodiert; es erwies sich jetzt nämlich, daß beide Personen völlig mit Gas gefüllt waren. Im Nu wurde Duckmauski von der Flamme ergriffen, er war ebenfalls gasiger Natur, doch enthielt sein Inneres auch einige flüssige Säure, die beim Aufschwellen einen äußerst übeln Geruch verbreitete. Zuletzt kam der teilnahmslos dasitzende Jamnose an die Reihe. Dieser stieß, während er vorher geschwiegen hatte, im Tode einen Schwanengesang aus, denn das Feuer brachte seine Sprechmechanik zum Arbeiten; mehrmals hörte man ihn, während er schon von dichtem Dampf eingehüllt war, verzweiflungsvoll sagen: „Fifty Percent — — Whisky and Soda — — Fifty Percent — —“. Zuletzt verstummte er, und die Flamme erlosch. Alles, was von den Vieren übrigblieb, waren ein paar kleine Häufchen grauer Asche, die nicht anders aussah, als ob sie Cox aus seiner kurzen Pfeife herausgeklopft hätte — ein trauriges Ende für so viel Geist und Kenntnisse.

Huber und Cox schwiegen etliche Minuten, als ihre Bank wieder leer geworden war. Hierauf sprach

Cox: Nachdem wir von diesen Gästen nun befreit sind, lassen Sie uns, damit überhaupt etwas gerettet werde, auf die Grundlage jeder kultivierten Gesprächsbeziehung zurückgehen. Ich konstatiere: Es ist ein schöner Tag, mein Herr!

Huber: Der Tag ist in der Tat sehr schön.

Cox: Waren Sie schon früher in dieser Gegend?

Huber: Einige Male, und immer mit Vergnügen.

Cox: Ja, es ist ein schönes und friedliches Land, und seine Bewohner sind weise genug, anderer Leute Händeln fernzubleiben.

Huber: Aha! Ihnen ist Friedfertigkeit ein Symptom der Weisheit! Warum lassen die Schafe davon nicht etwas merken? In der Natur, die eine ganz erträgliche Lehrmeisterin des Realen ist, sind die reißenden Tiere klüger als die sanften. Nie war Pallas Athene die Göttin der Pazifisten.

Cox: Wie alle klugen Leute, bekannte sie sich nicht offen zum Pazifismus. Sie ist die Schutzpatronin der bewaffneten Neutralität: Schlage dich nur, wenn du es durchaus nicht vermeiden

kannst! Und fordert es nicht Klugheit und Kraft, sein Schiff an diesem furchterlichen Malstrom des Krieges hinzusteuern?

Huber: Dieses Kompliment hätte man sich, wie mir scheint, auch bei Ihnen verdienen können, wenn man sonst wollte.

Cox: Ich glaube nicht. Wir sind nicht mehr, was wir waren, darum blieb uns nichts übrig, als mit der übrigen Herde zu laufen und uns aus Korpsgeist totschiagen zu lassen. In unserer guten Zeit, als wir die starkherzigen Krämer wirklich waren, die Sie uns mit Unrecht noch immer schelten, würden wir es fertig gekriegt haben, neutral zu bleiben und an alle Kriegsparteien zu horrenden Preisen Kanonen und Baumwolle zu verkaufen. Doch wo blieb die alte Kraft?

Huber: Wem ist es zweifelhaft, daß England diesen Krieg aus Neid und Eifersucht auf uns angerichtet hat? Es ist Brudermord, ist die Tat des Kain.

Cox: Ich würde lächeln, wenn die Vergleichung des aus zwanzigtausend Schlünden Verderben speienden Deutschland mit dem sanften Lämmerhirten Abel nicht beinahe tragisch wäre. Das Merkwürdige ist, daß Sie uns in einem Atem händlerische Profitsucht und höchst ritterlichen Blutdurst zuschreiben, wie wenn Krämer ihrem besten Kunden im Schlafe die Kehle abzuschneiden pflegten, um den Umsatz nicht zu groß werden zu lassen. War Kain ein Kohlenexporteur und Abel der Präsident eines Chemikalientrustes?

Huber: *Justitia fundamentum regnorum*, wahrhaftig! Sprüche aus Albions Schulfibel für halberwachsene Kontinentalvölker!

Cox: Sollten Sie wirklich meinen, ich wolle Ihnen weismachen, John Bull hätte wie ein artiges Baby fremde Rechte niemals angerührt? Er hätte etwa nicht hart, rücksichtslos, ja oft barbarisch seine Macht gebraucht? Wenn es Ihnen gefällig ist, nehmen wir die historischen Schändlichkeiten unserer respektiven Vorväter als bewiesen an und lassen den Herren Tranfisch und Ditchwater den tristen Spaß, sich die Folianten mit den Greuelthaten gegenseitig an die Köpfe zu werfen. Dies aber ist der Unterschied, daß Sie die Gewalt an sich verehren und wir

die Gewalt an sich verabscheuen. Auf die Gefahr hin, Ihre Heiterkeit hervorzurufen, versichere ich, daß wir selbst in unseren schwärzesten Zeiten nur ungern anderen Leuten die Kehle zuschnürten. Ich weiß, daß Sie das erstens nicht glauben, zweitens aber, gerade wenn es wahr sein sollte, für eine besonders schmackhafte Kostprobe tief im Herzen sitzender britischer Heuchelei ansehen. Aber just, was einer heuchelt, ist so lehrreich! Heuchelei läßt den Teppich der Menschenseele auf der Rückseite sehen; die Farben sind grotesk vertauscht, das Grundgewebe ist das alte. Unser Cant ist: Nicht Macht, sondern Recht! Euer Cant ist: Die Macht, weil sie das Recht ist! Oder ist Deutschland etwa nicht der Meinung, daß die Macht das Recht erzeuge, daß also Macht und Recht im Grunde eines seien, so zusammengehören wie Kopfseite und Schriftseite einer Münze? Und wenn sie nur verschiedene Ansichten einer und derselben Sache sind, wären es dann nicht Recht und Unrecht am Ende auch? Man könnte das Unrecht vielleicht anfangen Recht zu nennen, sobald es lange genug gezeigt hat, es besitze Zähne, um zu beißen. Wie lange diese Probezeit dauern soll, fünfzig Jahre oder fünf, das mögen die Inhaber der historischen Lehrstühle auf einem der so beliebten wissenschaftlichen Kongresse festsetzen. Man verweise die Frage ein für allemal aus dem Gebiete der Moral in das der vergleichenden Sittengeschichte! Was Canning von Belgien gedacht hätte? Ich wüßte lieber, was der deutsche Bauer, wenn noch einer hinter dem Pfluge geht, davon denkt. Zehntausend geschäftige Federn beweisen uns unaufhörlich, daß die Staatsethik ganz verschieden von der Einzelethik sei. Mag dies richtig sein oder nicht, soll es etwa heißen, daß die Privatethik ein stummer Hund zu sein habe? In Ihrem Lande jedenfalls scheint nur noch Staatsethik zu gedeihen; jeder einzelne hat sein Gewissen zu dem eines ganzen Reiches ausgeweitet, jeder Flickschneider, der auf dem Tische hockend seines Nachbarn Hose ausbessert, zeigt ein beklagenswertes Verständnis für die Gedankenwelt von Premierministern. Jawohl, ein König wird selten mit der Moral eines Flickschneiders auskommen. Aber ich meine, Herr, der Flick-

schneider selber sollte Flickschneidermoral haben, nicht Königs-moral, oder wer ist seines Lebens sicher? Wegschaffen kann niemand die furchtbare Kluft zwischen dem rechten Wollen und bösen Müssen, und uns hinter euch und der Zeit Zurückgebliebene schaudert's beim Anblick des durch keine Ingenieur-kunst der Logik zu überbrückenden Felsenschlundes zwischen Schicksal und Gewissen oder Staatsethik und Menschenethik; dieser Schauder ist das Tragische. Hier eine kulturhistorische Einschaltung: Einige unter den Nationen, die das Schicksal über das Gewimmel der Völker emporzuragen bestimmt hat, sind mit einer geheimen Bangigkeit zur Größe hinangeschritten. In ihren Tragödien findet sich eine trauervolle Siegesahnung aufgefangen, wie in einem Feenspiegel, der die Erscheinungen der Seele bannt. Jenen Augenblick zurückbebender Selbstbe-sinnung erfuhren die Griechen, Spanier, Engländer; ja vielleicht auch die Franzosen. Von anderer Prägung war Rom; nur Eisen lebte in seinem Gemüte, nur herrische Bilder, Legionentritt, richtende Prätores, der Erdkreis in Ketten, kein Zweifel an sich selbst, kein tragisches Gesicht; Gottes Schmiedehammer, der auf die Welt niederfährt, sie zu schweißen, zu ordnen, zu or-ganisieren.

Huber: Nein, es ist nicht wahr, daß Macht und Recht eines wären, und es ist nicht wahr, daß wir Deutschen solches verkündigten. Nur sind wir nicht willens, den Leuten in Paris und London, die unsere Ohnmacht jahrhundertlang schmunzelnd „Recht“ genannt hatten, aufs Wort zu glauben, daß unsere Macht „Unrecht“ sei. Wir sagen, daß Macht und Recht zueinander gehören, aber nicht wie Kopf und Schrift einer Münze. Sondern wie Leib und Seele den Menschen ausmachen, so bilden jene nur zusammen den wahren Staat. Was Macht ist, fühlt einer wohl, aber was Recht sei, darüber wird man streiten dürfen. Ihr bringt euch allerdings in dringenden Verdacht der Heuchelei, wenn ihr die blinde Anbetung der zuletzt geltenden Rechtsnormen verlanget, als wären diese mit allen Gebrechen der Vergänglichkeit behafteten Geschöpfchen ewig blühende Götterbilder. Kein Schiedsgericht wird diese Zufallsrechte

lebendig erhalten, so wenig wie eine Wagenladung von berühmten Doktoren dem Individuum, und wäre es der Kaiser, sein zufälliges Dasein lange retten kann. Niemals wird die Formelknechtschaft, in die uns die Juristen schlagen und die schon das innere Leben mit Erstickung bedroht, in der äußeren Staatenwelt ertragen werden, weil das Volk sich allenfalls in seiner eigenen Sprache von seinen Baronen, Grundlords, Steuerräten und reitenden Landgendarmen kujonieren läßt, aber nicht auch noch von fremden Gewalthabern im rüstigen freien Ausschreiten gehindert zu werden erträgt. Einer wie alle sind echte Staaten durch Willkür und scheinbares Unrecht entstanden, Zwingburgen waren sie erst, und Schädel in Masse sind in ihre Wälle vermauert. Alles dies und warum es sein muß, habt ihr Westvölker vergessen, ihr fühlet nichts mehr von den schauerlichen Zuckungen eures eigenen Volksleibes; was ihr davon in den Chroniken leset, ist euch Verleumdern eurer Ahnen nicht der zornige und gewalttätige Drang nach Vollendung, sondern die Roheit der unkultivierten Zeitalter. Weil wir aber mit unserm Staate später fertig wurden, so meint westeuropäisch-amerikanische Plattheit, er sei etwas Erzwungenes, Lebloses, eine bloße Sache, die einem stumpf zuschauenden Teutonenvolk wider seinen Instinkt aufgeschmiedet wurde. Wir jedoch wissen vom deutschen Gemeinwesen, daß es aus derselben Natur und Sitte gequollen ist, aus der unsere Weisheit und Dichtung stammen; nicht zufälliger, sondern wesenhafter Art; gezeugt von harten Eltern, Zwang und Not; freigeworden durch die Arbeit, geadelt durch das Recht; gekrönt und heimgeführt von der echten Königin des Landes, der Seele der Nation. Denn was einmal stützendes Sollen war, wurde männliches Wollen, und die Gewalt reifte zum Recht. Das ist etwas sehr anderes als die zynische Aussage, daß das Recht zu Jahren gekommenes Unrecht sei. Vorbei ist es mit jener eigentümlichen Freiheit, auf die ihr stolz waret, mit der moralischen Oberhoheit der Person, mit der süßen Gewohnheit jedermanns, zuerst an sein Befinden zu denken und nur, was übrigbleibt, die Brosamen von der abgeessenen Tafel des souveränen Ich, jenem

verarmten Tischgeher auflesen zu lassen, den man den Staat oder das Vaterland nennt.

Cox: Ihr jedenfalls habt aus dem Vaterlande einen feuer-speienden Drachen gemacht, der herumfährt, wen er verschlinge.

Huber: Freilich wird es ein Ende haben mit der liberalen Zeit, es wird aber auch einen Anfang haben mit einer neuen Sittlichkeit. Diese wird unserm gequälten Geschlechte endlich den Frieden wiedergeben, den euer Atomismus ihm geraubt hat und den keine Sonntagsschule lehrt. Denn als ein Glied, nicht als ein Ganzes kommt der Mensch zur Welt, gehorchen muß er alle seine Tage, und seine entwendete Würde, den Stolz des Dienens, erhält er nun zurück.

Cox: Ja, die Stunde des Liberalismus ist gekommen. Zwar werden noch lange allerhand Pfuschkäker unter diesem und ähnlichen Namen den Markt unsicher machen, aber das große alte Haus selbst muß liquidieren; es kann den entsetzlichen Bankerott der Firma „gesunder Menschenverstand“ nicht überleben, auf die es alle seine Wechsel zog. Die Welt ist reif, sich robusteren Gehirnen anzuvertrauen. Dennoch kann ich am Lager dieses Sterbenden nicht frohlocken. Ich möchte sagen wie König Richard: „Lasset uns niedersitzen auf der Erde und traurige Geschichten erzählen vom Tode der Könige.“ Denn war es nicht ein königlicher Irrtum, Vertrauen zu setzen in die Einsicht des befreiten Volkes? Nicht eine großartige Naivität, auf den opferbereiten freien Willen des Patrioten, den schweren Bau des Staates zu türmen? Und erwies sich der Traum denn als gar so läppisch? Vielleicht war nicht einmal der Satz falsch, daß die Gesamtheit wohlbestellt sei, wenn jeder seinen eigenen Interessen nachgehe. Hätte man nur erst Menschen, die sich auf ihr Interesse im geringsten verstünden! Der Liberalismus stirbt an seiner guten Meinung von den Leuten; denn die Erde gehört den Mißtrauischen, den Unbegeisterten, dem intelligenten Phlegma des Napoleon trois. Der von euren Kathederwikingen so hart geschmähte englische Nützlichkeitsapostel, der seine Tage beim Baumwollhandel in trüben Kontoren zubrachte, wie tausendfältig verbarg er demütige Nächstenliebe hinter seiner

Pennyzwackerei und ein kindliches Herz wie das eines Berliner Professors.

Huber: Lieblose Bemerkungen über unsern Gelehrtenstand sind zum mindesten undankbar, denn wer kennt die rührende Bescheidenheit nicht, mit der England an den Lippen der deutschen Wissenschaft hing? Übrigens, mein Bester, ist der deutsche Professor keineswegs mehr die leicht komische Figur von ehemals. Er plaudert mit Gewandtheit, ist so wenig zerstreut wie ein Bankdirektor und beschäftigt den besten Schneider, den er bekommen kann. What more do you want?

Cox: Seine Verdienste sind unbestritten, aber was haben sie mit jenem Sublimsten des Lebens zu tun, das Sie Kultur nennen? Unaufhörlich triumphieren Ihre Zeitungsschreiber: „Wir haben mehr Darmkrankheiten entdeckt als ihr — unsere Ausgaben der Römer und Griechen beherrschen den Markt — unsere Nahrungsmittelchemie ist die beste!“ Indessen, was geht mich die Anatomie der Verdauungsorgane an, solange ich keine Leibschmerzen habe? Alle diese Dinge sind vortrefflich, aber man läßt sie im Kasten liegen, bis sie gebraucht werden. Die Lotleine muß andere Tiefen zeigen, wenn man euch die abgründige Natur des germanischen Geistes glauben soll. Wie es scheint, erblicken die Deutschen eine vom Himmel erteilte Bescheinigung ihres Idealismus darin, daß sie aus der Luft Salpeter für ihre Bomben machen können. Ich erinnere mich eines Gedichtes von Schiller über den Archimedes und einen strebsamen Jüngling, der die göttliche Kunst der Mathematik lernen wollte, weil sie die Stadtmauern vor der Samba beschützt habe, worauf der alte Herr etwas knurrig bemerkte, seine Wissenschaft sei schon göttlich gewesen, ehe sie dem Staate diene, und wer sich mit Göttinnen einlasse, möge es gefälligst nicht auf behördliche Anerkennung absehen. Die Erzpriester und Kardinäle dieser sapientia militans sind es vor allen, die in unsern Krieg den schauerlichen Haß eines Albigenserkreuzzugs hineinbringen. Diese Leute gaben hüben und drüben dem Ringen der Macht auch noch die pfäffische Sanktion eines vor andern Vaterländern alleinseligmachenden Vaterlandes, damit

die Streiter nur ja nicht mit Menschen, sondern mit Teufeln zu kämpfen glauben mögen. Wenn wir aber kämpfen müssen, so lasset uns fechten und sterben wie Männer, nicht schmähen wie bucklige Sklaven. Wem graut es etwa nicht vor dieser Kriegstheologie, die das „Liebet eure Feinde“ für einen archaischen Schnörkel im Christentum erklärt? Vor dieser Geschichtsforschung, die auf den Pfiff der Gewalt die Historie ohne jeden Zeitverlust umzuschreiben vermag? Vor dieser Philosophie, die dem Weltgeiste eben das ablauscht, was die Staatskanzlei ohnehin schon wußte? Wir sehen zwar dieses Phänomen bei uns und den anderen so gut wie in Deutschland; mich dünkt jedoch, als ob die gelehrte Gelehrigkeit nirgends so zu Hause sei wie bei euch. Hegel war es, glaube ich, der der Macht den diabolisch schlaun Gedanken einblies, der Vernunft eine feste Anstellung anzubieten, damit sie sich das Gären und regelwidrige Moussieren aus dem Kopfe schlage. Ihr habt den Staat vergeistigt und den Geist verstaatlicht. „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand.“ Kennen Sie unter allen deutschen Sprichwörtern ein deutsches als dieses?

Huber: Aus allen Ihren Worten klingt hervor die wohlbekannte Furcht vor dem starken und seines Willens bewußten Staate, der eigentlich das ist, was Sie an uns verabscheuen. Das englische Gemeinwesen stammt aus einer Revolution, es kann trotz seiner schwarzberockten Respektabilität die geheime Zärtlichkeit für das Rebellen nicht aus dem Blute loswerden. Zumal da dieses Blut infolge des Aufsteigens einst knechtischer Massen heut viel mehr keltisch als germanisch und des Verständnisses für das Geschlossene, Massive je länger, je weniger fähig ist. Auf den Schlachtfeldern könnt ihr sterben so gut wie wir, aber auch da noch scheint euch der Tod für das Vaterland oder den Staat zu banal, und ihr tragt im Busen irgendeinen absurden Talisman, den euch eure Rhetoren mitgaben, einen Fetisch zum Küssen, wie die „Freiheit Europas“, oder einen zum Anspeien, den „preußischen Militarismus“. Euer Leben lang kniet ihr vor Personen und Zauberformeln, weil ihr entwöhnt davon seid, euch dem in Wahrheit Ehrfurcht

Heischenden, dem Objektiven, hinzugeben. Wie die Weiber seid ihr dressiert zu lieben und zu hassen, wo ihr urteilen solltet, und unter dem Getreibe der schalen Emotionen verdampft euch die Ehrlichkeit des Denkens. Auch wir achten das Herz des Volkes, aber mit seinem Kopf ist es nicht weit her. Seine Leiden sind uns ehrwürdig, aber heilen soll sie ein studierter Arzt, nicht der Schäfer oder das Kräuterweib. Wann hätte die Herde je gewußt, was ihr frommt? Viel zu nachsichtig war die Zeit gegen den schäbigen Subjektivismus des bloßen Meinens, viel zu eifrig wurde jede billige Ketzerei verhätschelt; man lerne wieder die Scheu vor unantastbaren Werten. Vor allem sind wir gegen das inspirierte Gebaren in politicis höchst argwöhnisch und bauen allerdings lieber auf Methode und Wissenschaft. Im strikten Vertrauen glaube ich, daß keine andere Nation mit so wenig Schaden wie die unsere mittelmäßige Köpfe in hohen Ämtern zu ertragen vermag. Einst schrien Völker in der Not zum Himmel um einen Helden und Seher. Auf solche erratischen Helfer zählen wir nicht, sondern auf den tüchtigen Generalstäbler und technischen Fachmann, die wir für den Ernstfall immer bereit haben. Darum durchdringen wir unser Staatsleben immer mehr mit dem wissenschaftlichen Geiste. Früher geschah der technische Fortschritt so, daß alle hundert Jahre ein gescheiter Mann zufällig eine Verbesserung fand. Dann vermochte hier und da wohl ein Erfindergenie durch kluge Problemstellung die Entwicklung zu beeilen. Heute aber ist das Erfinden selber eine Technik geworden. Man setzt sechs Dutzend Leute nebeneinander vor dieselbe Aufgabe, verändert jedesmal die Elemente um ein wenig, und der Fund ist so sicher, wie ein feines Netz die kleinsten Seemussheln heraufbringt. So wollen wir auch den Staat immer objektiver machen, damit der Mensch — wohl-gemerkt als Kollektivum — mehr und mehr Herr seines Schicksals werde. Die einzelnen hingegen haben in diesem Zeitalter nur die Dignität von kleinsten Teilen. Sie sind Glieder und müssen Glied halten. Sittlichkeit ist es heute, sich einzuordnen, den als Erbteil von der Natur überkommenen Selbstbehauptung

tungsdrang zu projizieren in das ungeheure Ideelle des Staates. Dies ist die wahrhafte deutsche Ethik und der Punkt, in dem sich der altpreußische Autoritätsgedanke und der sozialdemokratische Massengedanke schneiden.

Cox: Wenn dies so ist, dann begreift auch den Schrecken, den die Völker vor der deutschen Herrschaft empfinden. Denn es geht vor euch her ein geistiges Grauen, als hörte die Welt noch einmal vom Sterben des großen Pan. Einen Menschheitswinter kündeten uns diese Millionen grauer Schatten an, die unerbittlich über die Erde vorrücken. Ihr solltet zu eurem Wappenbilde den Leviathan nehmen. Uns wurde er schon vor zweihundertundfünfzig Jahren von dem Thomas Hobbes empfohlen, aber wir verwarfen ihn und schrieben auf unsere Fahne „Freiheit der Person“. War die Idee wertlos, weil wir sie unvollkommen zur Wirklichkeit machten? Ja, wäre sie auch bloße Illusion, dieses Haschisch der Freiheit macht den Menschen stärker, nicht schwächer. So gut wie ihr hatten wir gewußt, daß eine rohe Menge noch kein Volk ist, allein wir dachten uns, es stehe desto besser darum, je mehr treffliche einzelne sich fänden, um den knolligen Teig zu säuern. Die Persönlichkeit trachteten wir auf alle Weise hervorzutreiben. Euer Weg ist kürzer. Ihr sprecht zum Menschen: „Erde bist du, also lasse dich formen wie Erde, sowie höhere Einsicht es dir ansagt. Keineswegs zwar sollst du verschwendet, ohne Nutzeffekt auf den Schuttplatz geworfen werden, im Gegenteil, wir verbürgen dir die wirtschaftlichste Verwendung deiner Lebensenergie; nur kneten, hörst du, mußt du dich lassen.“ Unser Ideal war es, aus dem zweifüßigen Kloben einen Mann zu machen; euer Ideal ist es, aus tausend solcher Kloben ein Bataillon zu machen — eins zum Schießen oder eins zum Arbeiten. Aber jenes durchströmende Glücksgefühl des aus sich selbst lebenden Ich, jenes Auffahren des armen, törichten Ikarus zur Sonne der Freiheit, ihr kanntet's nie und habt das Verlangen nicht in den Adern; und dennoch ist wohl dieses wütend-selige Loswollen vom Massigen, Gebundenen eigentlich das Europäischste gewesen am Europäer, mehr so als Fausti

Forscherdrang. Mit großer Weisheit hat übrigens die deutsche Volkssage erkannt, daß ein Professor von Rechts wegen dem Teufel zugehört. Aber leider ist auch euer Teufel bloß eine literarische Personage, und ihr fürchtet ihn gerade so wenig wie Gott. Und wie solltet ihr an Gott glauben, da ihr nicht an den Menschen glaubet? Bei Goethe selber ist die heimliche Gegnerschaft zum Persönlichen zu spüren. Einen Freudensang in Distichen schrieb er auf den Philologen Wolf, der den Homer in ein Syndikat von Homeriden verwandelt hatte. Ein großer Dichter in Jubel, weil ein anderer großer Dichter als société anonyme erkannt ist! Denken Sie sich Michelangelo, ein Sonett schmiedend auf die Kunde, daß ein Pedant die Sonne endlich als einen Nebel heißer Gase entlarvt habe!

Huber: Ja, wirklich, in gewissem Sinne ist dies ein Krieg zwischen dem alten europäischen Individuum und dem neuen Staatsmenschen deutschen Gepräges. Jenes wehrt sich höllisch, um sich das zu retten, was es seine Persönlichkeit und Freiheit zu nennen beliebt. Aber es wird alles nichts helfen, vielmehr werdet ihr, so viele von euch und euren Genossen übrigbleiben, in die deutsche Schule gehen, um Staatenbaukunst als Abc-Schützen zu lernen. Welchem Volke wären denn größere Persönlichkeiten geboren worden als unserem, in den Zeiten, wo eben das zeitgemäß war? Heute aber ist dieses Persönliche nur noch ein Irrlicht in der Seele, das von der Pflicht gegen die Nation abführen möchte. Das Kommando des Weltgeistes an die Menschheit hieß einst: Avancieren in aufgelösten Gliedern! Er hat seitdem eine neue Taktik erdacht, der Befehl ist nun: Vorwärts in geschlossener Kolonne! Es gibt ein gutes englisches Wort: Clear your mind of cant! Weg denn von dem Cant des geschwollenen Persönlichkeitsgefühls! Die Sieger, mein Verehrter, das sind der höhere Durchschnitt, die peinliche Statistik, die Volksschule, die Sozialpolitik, die städtische Hygiene, die obligatorische Turnstunde, der namenlose Kämpfer im nassen Graben. Sollten Sie finden, unser Staat sei schließlich die Organisation der Mittelmäßigkeit, so habe ich auch dagegen vorläufig nichts. Jawohl, der Staatsmann hat keine größere

Aufgabe denn die, das Alltägliche ein wenig besser zu machen, als er es antraf. Persönlichkeit? Es gibt nur eine: *Die Nation*.

Cox: Die Nation blüht im unverkümmerten, sonnenfrohen Flor der Einzelpersönlichkeiten. Das Volk lebt durch Visionen — ist es doch selbst nur eine —, und die Prophetie kann man nicht organisieren. Der echte Vater, der Visionär, dessen Mund die Worte des Lebens redet, wird nicht in einem Lande geboren, wo das Ich schon im Mutterleibe sein Eigendasein verachten lernt; er entspringt keiner vom klastertief wühlenden Staatspfluge zerbrochenen, gezähmten, ermüdeten Erde. Weder Großmacht noch Weltpolitik können ein Volk vor dem Erstarren schützen. Griechenland ging eben damals zugrunde, als es durch die Mazedonier geeinigt war, als sein militärisches System den Zaren von Susa niederwarf und alle Völker griechische Ingenieure und Professoren kommen ließen; denn der griechische Staat war ein Fremdherrscher geworden im eigenen Hause. Wird also von euren Gärtnern das Genie zur Persönlichkeit wie bisher als Unkraut verdammt und mit der Wurzel ausgejätet, dann: *Vae victoribus!*

Huber: Unser großer König Friedrich riet den Seinen: „Macht es wie ich, der ich meiner Seele Stockschläge gebe, auf daß sie geduldig und stille werde.“

Cox: Despotenmoral! Stockschläge für seine Seele, Stockschläge für den Rücken des Untertanen. So erzieht man stoische Menschen. Aber die Lehre der Stoa kam erst im sterbenden Griechenland zur Welt und wurde der Glaube nicht des freien, sondern des geknechteten Rom. Sie ist die Religion der Resignierten: Ohne Hoffnung leben, ohne Klage fallen. „Im Erstarren such' ich nicht mein Heil,“ schrie Faust, „das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil.“ Der Sieg des preußischen Stoizismus bedeutet die Vereisung der europäischen Seele.

Huber: Wie! Seid ihr nicht einmal fähig, unseren Männern Ruhm zu zollen, wie sie jung und alt, Schar nach Schar, hinaus-treten in die Öde des Todes? Wenn ihr für eine ernüchterte Welt Propheten und Märtyrer braucht, wo waren ihrer denn

jemals mehr beisammen als in diesen endlosen Phalangen, die Blutzeugen für den heiligen Namen Vaterland zu sein begehren?

Cox: Wir waren nach diesem Wunder nicht lüstern. Um das Leben erträglich zu finden, brauchten wir keine neue Anregung, wie gewisse geistreiche Personen in Berlin, die alles in der Kultur durchgeschmeckt und mit der Zunge beschnalzt haben und nun Heroismus schnauben, weil sie sich einbilden, die ums Brot ringende Welt hätte einen ebenso verdorbenen Magen wie sie selber. Mich dünkt, man dürfe von jedem, und das ganz schlicht und ohne großmäulige Heldenphrasen verlangen, daß er das Leben gebe für das Vaterland, die Freiheit oder den Glauben. Doch nach Blut zu schreien, um in ein fade gewordenes Dasein Wechsel zu bringen, ist der Geschmack von Dirnen. Übrigens habt ihr mit diesem Sterbenkönnen nichts voraus. Sterben nicht die Serben und Russen, Myriaden auf einem Felde? Rennen die Franzosen nicht in den Höllenrachen, als seien die Granaten lachende Liebchen? Legen sich die Briten nicht willig genug auf den Leichenplan? Kopfüber jagt, stürzt die Menschheit in den Hades hinunter. Wer will prahlen, er könne es besser als die anderen? Europa will sterben; unsere Rasse erwürgt sich mit ihren eigenen Händen.

Huber: Sie steht euch gut, die Trauer um Europa! Das Europa, von dem Sie sprechen, ist eine Phrase, ein tönerner Götze, ja bloß noch die Scherben dieses zerschlagenen Götzen. Die Einheit der Kulturwelt war längst zur Fabel geworden. Eine neue wird es nicht geben, außer durch uns.

Cox: Ich fürchte sehr, weder ihr werdet sie schaffen noch andere. Womit bauen, wenn die Bausteine zerbrochen liegen? Augenscheinlich wird eine gleichsam buddhistisch gestimmte, in sich selbst gebettete Welt heraufkommen, eine Art Westchina, oder mehrere solche Chinas, die alle das vom eigenen Typus Abweichende mißtrauisch ausstoßen werden. Vielleicht wird das Dasein der Völker dann wie das von Kasemattengefangenen sein, die nebeneinander, aber durch dicke Mauern getrennt wohnen, ohne sich zu sehen und zu hören. Europa wurde von der Fülle starker Nationalgeister zersprengt, die es

beherbergte; es war zu klein für seine Größe. Die Sehnsucht des Orientalen ist das Gleichgewicht der Seele; in ihren Spannungen fühlte sich der Europäer gottverwandt. Aber die Mißklänge wurden schrill und fürchterlich quälend, und der Weltgeist fand den mystischen Akkord nicht mehr, der die Dissonanz aufgelöst hätte. Da warf er ergrimmt das Instrument hin und zerbrach es in Stücke.

Huber: Sentimental bis ans Ende!

Cox: Ich gestehe, wenn es für den Zeugen dieses kosmischen Gegeneinanderrennens, das die erstarrte Erdrinde noch einmal in Feuer verwandelt, nicht so entsetzlich abgeschmackt wäre, Privatgefühle zu hegen, ich würde weinen um diese Leiche: Europa.

Huber: Nichts bleibt uns übrig als zu kämpfen. In dem unermesslichen Schiffbruche der Zeit heißt es nach dem Himmel blicken, ob er noch Sterne trage. Am öden und schwarzen Firmament strahlt ein einziges starkes Licht. Es ist das Gestirn des Vaterlandes, dem müssen wir folgen, ihm nachziehend uns retten, oder scheitern. Uns würde der Untergang unseres Reiches das Ende von allem bedeuten. Wer nachher noch da wäre, fände sich zwischen Abend und Morgen vom Manne zum Zwerge verschrumpft.

Cox: Was hilft es euch, wenn ihr Sieger seid und Europa um euch einstürzt? Die Verkümmernng ist nur aufgeschoben. Die verliehene Gestalt bleibt euch, aber Zwerge werdet ihr zeugen. Eure und unsere Enkel müssen scheu in den Seitentälern der Welt hausen, die ihr Erbteil hätte sein sollen. Die Art der göttergleichen Menschen schwindet hin, die Art, die das Größte auf der Erde schuf, die Rasse der Städtegründer und Tempelbauer, der Helden und Gesetzgeber, Tragiker und Philosophen, der Seefahrer und Forscher — sie geht.

Huber: Sie gehe oder bleibe, das ist jetzt mitnichten das Wichtigste. Mir ist, als käme ein verschwiegenes Brausen her von fernen Schlachten und als sei ein Feuerschein in der Luft.

Cox: Götterdämmerung!

Huber: Völkerfrührot!

Gottfried Benn:

DIE INSEL

NOVELLE

Daß dies das Leben sei, war eine Annahme, zu der Rönne, einen Arzt, das von leitender Stelle aus Geregelte seiner Tage, das staatliche Genehmigte, ja Vorgeschriebene seiner Bestimmung wohl berechnete.

Tat es etwas, daß die Insel klein war, übersehbar von einem Hügel, ein Streifen Stein zwischen Möwen und Meer, — es gab das Gefängnis da mit den Sträflingen, daran Arzt zu sein er ausersehen, und dann gab es Strand, eine große Strauchwiese voll Gezwitscher, ein Vögelhort, und weiter unten ein elendes Dorf mit Fischern, das allerdings galt es noch näher zu beleuchten.

Ein Rachen war bepinselt, einer Meineidigen das Knie massiert, da erhob sich Rönne und verließ das ummauerte Gehöft. Davor lag weißer Strand; darauf blühte Hafer und Distel; denn der Sommer war über das Meer gekommen wie ein Gewitter: der Himmel donnerte von Bläue und es goß Wärme und Licht.

Unter Gedanken, wie die freie Zeit, die ihm nach Erledigung seiner Dienstpflichten zur Verfügung stand, zweckmäßig zu verwenden sei, welches ihr Sinn sei in Hinsicht des Staates und der Person, schritt er aus. Er atmete tief die reine Seeluft ein, die schmächtige Brust ihr entgegen spülend, dem Gesundheitlichen, das sie bekanntermaßen dem Wanderer bot, willig hingegeben. Eins fühlte er sich mit dem Geiste, der ihn hier herberufen und gestellt, der sich ohne Zaudern zur Sicherstellung der vorwärtszielenden bürgerlichen Verrichtung entschloß; der dem Schutze galt, die die Öffentlichkeit dem strebenden Bemühen schuldete,

mit einem Wort: der die Ausmerzungen des Schädling anstrebte, ohne jedoch selbst hier außer acht zu lassen das allgemein Menschliche noch des Gefallenen und in einer Art stummer Anerkenntnis des großen allumschliessenden Bandes des Seelischen schlechthin nicht die Vernichtung wollte, sondern den Arzt beigab.

Und nun, die karge Schindel der ersten Hütte war sie nicht Hut gegen Sturm und Regen, der Unbill Abwehr, Traute und Behaglichkeit bedachend? Das Netz, das vom Fang kommend der Gatte ausbreitete, sorgsam über Pfahl und Stein, war es nicht umwittert vom Geruch der Diele, wo es sich vollzog, das Natürliche, das Urgesunde? Und nun wehte gar ein Windstoß an eine Ölkappe, und ein Arm griff an die Krempe —: jawohl, auf Reize antwortete hier Organisches; betrieben wurden seine Symptome: der Stoffwechsel und die Vermehrung; der Reflexbogen herrschte, hier war gut ruhn.

Vor einer Kneipe sassen Männer. Ihr Sinn? Sie sassen! Sie gingen nicht, sie schonten Kraft. Sie tranken aus Krügen! Reine Lust? Niemals! Nährwert war nicht zu leugnen. Und wenn? Erholung von Mann zu Mann! Erfahrungsaustausch?! Bestätigungen!!!?

Und der Düstere abseits? Der Grübler, der sich ernster nahm? Flammte nicht auch auf seiner Stirn noch durch das Dämonische, selbst gegen Götter gerichtet, der geschlossenere Akt, der stärkere Aufbau, das Lichtbringerische in eventuellen Abgrund?

Kurz und gut: lauter Wahrnehmungen, die wohl befriedigen durften. Nirgends eine Störung, überall Sonne und heller Ablauf.

Rönne setzte sich. Ich habe etwas freie Zeit, sagte er sich, jetzt will ich etwas denken. Also, eine Insel und etwas südliches Meer. Es sind nicht da, aber es könnten da sein: Zimtwälder. Jetzt ist Juni, und es begönne die Entborkung. Es begänne die Entborkung, und ein Zweiglein bräche dabei wohl ab. Ein überaus lieblicher Geruch würde sich verbreiten, auch beim Abreißen eines Blattes ein aromatisches Geschehen.

Denn alles in allem: vier bis sechs Fuß hohe Stauden, weiche

grüne lorbeerähnliche Blätter, indes der Blütenstempel gelb getönt ist. Ist der Schößling daumenstark, tritt die Einsammlung heran und es erfordert viele Hände. Bündel, krumme Messer, Rinde und Bast; mit diesen Worten ist manches schon erwiesen; aber erst in der Hütte wird das Häutchen abgeschält.

Ja, das war eine Insel, die in einem Meer vor Indien lag. Es nahte sich ein Schiff, plötzlich trat es in den Wind, der das Land umfaßt hatte, und nun stand es im Atem des bräunlichen Walds. Der Zimtwald, dachte der Reisende, und der Zimtwald, dachte Rönne. Schneeweiß war der Boden, und die Staude saftig. Und durch die Insel schritt er, zwischen Roggen und Wein, abgeschlossen und still umgrenzt. Sein Urteil ist Begehren, der Satzbau Stellung nehmend. Er grübelt, doch über die Polle einer Pflanze, denn er ist gewillt, sie einzusäen. Ferne ist die Zeit der Trauer, da er in der Bahn hierher fuhr mit den Damen: das ist sehr hübsch hier, sagte die Mutter zu den Töchtern, seht doch mal! und nun verarbeiteten sie aus den Coupéfenstern heraus die Hügelkette, matt in blauem Dunst, davor das Tal und eine Stadt, die hinter Wäldern und Klee versank; denn wenn die Mutter es nicht gesagt hätte, mußte Rönne immer denken, wäre der Aufstieg nicht erfolgt.

Hier aber herrschten keine solchen vagen Ausrufe. Hier wurde hingenommen, was ins Auge traf. Sachliche Verarbeitung trat ein in Bezug auf ein Netz, im Hinblick auf eine Reuse. Und auch wenn er, wie eben, etwas dachte, lag andersartiges vor, keine Bereicherung, mehr ein Traum.

Hell saß er am Strand. Er fühlte sich leicht und durchsichtig und schien sich nicht mehr unsauberer zu sein als ein bewegter Stein, als ein abgerundeter Block, gehalten von einer leichten Organisation.

Und wenn er auf die Insel aus dem Gefühl einer Aufgabe heraus gekommen war, an Gegenständen, die er möglichst isoliert unter wenig veränderlichen Bedingungen beobachten konnte, den Begriff nachzuprüfen, so spürte er jetzt schon etwas wie Erfüllung: Die Begriffe, schien ihm, sanken herab. Wie hatte zum Beispiel Meer auf ihm gelegen, ein sprachlicher

Bestand, abgeschnürt von allen hellen Wässern, beweglich, aber doch höchstens als Systemwiesel, das Ergebnis eines Denkprozesses, ein allgemeinsten Ausdruck. Jetzt aber, schien es ihm, wanderte er dahin zurück, wo es unabsehbare Wässer gab im Süden und im Norden brackige Flut, und Wellen eine Lippe unerwartet salzten. Leise schwand der Drang, es schärfer aufzurichten, es unantastbarer zu umreißen gegenüber Dünen und einem See. Leise fühlte er ihn vergessen, ihn zurückerstatten an seine Wesenheiten, an die Möve und den Tang, den Sturmgeruch und alles Ruhelose.

Rönne lebte einsam seiner Entwicklung hingegeben und arbeitete viel. Seine Studien galten der Schaffung der neuen Syntax. Die Weltanschauung, die die Arbeit des vergangenen Jahrhunderts erschaffen hatte, sie galt es zu vollenden. Den Du-Charakter des Grammatischen auszuschalten, schien ihm ehrlicherweise notwendig, denn die Anrede war mythisch geworden.

Er fühlte sich seiner Entwicklung verpflichtet und die ging auf Jahrtausende zurück.

Die Umgestaltung der Bewegung zu einer Handlung unter Vorwegnahme des Zieles lag im Unentschleierbaren, wo der Mensch begann. Das war gegeben. Auch daß er hin und her die Augen aufschlug: in helle Himmel, über Wüsten, am Nil, und an den Myrthenlagunen die Geigenvölker —, aber hier im Norden drängte es zur Entscheidung: zwischen Hunger und Liebe war der dritte Trieb getreten. Aus dem schlechten Atem der Asketen, aus ermatteten Geschlechtlichkeiten, unter den verdickten Lüften der Nebelländer wuchs sie hervor, die Erkenntnis, Hekatomben röchelnd nach der Einheit des Denkens, und die Stunde der Erfüllung schien gekommen.

Hatte Kartesius noch die Zirbeldrüse für den Sitz der Seele angenommen, da ihr Äußeres dem Finger Gottes: gelblich, langgestreckt, milde und doch drohend, gleichen mochte, so hatten die Hirnphysiologen festgestellt, wann beim Einstich in die Hirnmasse Zucker im Harn, wann Indigo auftrat, ja wann korrelativ der Speichel floß; die Psychologie hatte den Begleit-

charakter des Gefühls zu den Empfindungen erkannt, den ihnen zustehenden generellen Wert der Abwehr des Schädlichen in genauen Kurven festgelegt, die Ablesbarkeit der individuellen Differenzen war vollendet. Die Erkenntnistheorie schloß ab, mit der Erneuerung Berkeleyischer Ideen einem Panpsychismus zum Durchbruch zu verhelfen, der dem Wirklichen den Rang kondensierter Begriffe in der Bedeutung geschlechtlich besonders betonter Umwelt zum Zwecke bequemer Arterhaltung zuwies.

Dies alles gilt als ausgemacht, sagte sich Rönne. Dies wird seit Jahrfünften gelehrt und hingenommen. Wo aber blieb die Auseinandersetzung innerhalb seiner selbst, wo fand die statt? Ihr Ausdruck, das Sprachliche, wo vollzog sich das?

Unter Grübeln trat er vor ein Feld mit einem Mann, den er aus der Anstalt mitgenommen hatte:

„Mohn, pralle Form des Sommers“, rief er, „Nabelhafter: Gruppierend Bauchiges, Dynamit des Dualismus: Hier steht der Farbenblinde, die Röte-Nacht. Ha, wie Du hinklirrst! Ins Feld gestürzt, Du Ausgezackter, Reiz-Felsen, ins Kraut geschwemmt, — und alle süßen Mittage, da mein Auge auf Dir schlief — letzte stille Schlafe, treuer Stunden — An Deine Narbe Blauschatten, an Deine Flatterglut gelehnt, gewärmt, getröstet, hingesunken an Deine Feuer: angeblüht!: nun dieser Mann —: auch Du! Auch Du! — An meinen Randén spielend, in Sommersweite, all mein Gegenglück und nun: wo bin ich nicht?“

Wo bin ich nicht, dachte er und wandte sich in der Richtung nach der Anstalt, und wo tritt das Ereignis nicht in das Gegebene? Da unten sind Zimmer. An Tischen sitzen Männer, Direktoren und Beamte, zwischen Denkanstößen geht der Zahnstocher hin und her.

Aus Ereignissen des täglichen Daseins und Rennberichten spielt der psychische Komplex sich ab. Es tritt auf das Befremdende, das Abweichende, ja bis zum Widersprechenden stellt es sich ein. Wachgerufen wird in den Bewußtseinsabläufen das Bestreben, das Ungeklärte zu entwirren, das Zweifelhafte

sicherzustellen, der Überbrückung des Zwiespalts gilt das Wort. Es tritt die Erfahrung hervor, Beweis und Abwehr gibt sie an die Hand; und die Beobachtung, hier und da gemacht, wenn auch nicht eindeutig, soll sie völlig wertlos sein? Schon weicht das Dunkle. Schon glättet sich das Krause, und daß kein Widerspruch mehr besteht, nun blaut es herab.

Immer blaut bald etwas herab, zum Beispiel der Kalbsbraten, den doch jeder kennt. Jäh tritt er an einem Stammtisch auf, und es ranken sich um ihn die Individualitäten. Geographische Besonderheiten, Eigentümlichkeiten des Geschmacklichen werden hervortreten, der Drang zur Nüance um ihn sein. Es wird branden der Streit und das Erschlaffen, der Angriff und die Versöhnung um den Kalbsbraten, den Entfesseler des Psychischen.

Und das Morgendliche, wem begegnet es? Einer Frau, die sich außergewöhnlich in der Frühe erhebt; alle Kühle und sein Tau rinnen in das Wesen, das schreitet. Weiterleitung tritt ein, ein Ausruf wird erfolgen, Bestände von Erzählungen über frühe Gänge werden gebildet — Überall stehen die Verarbeitungsbehälter und was war und wird, ist längst geschehen.

Wann gab es Umströmte? Ich muß alles denken, ich muß alles zusammenfassen, nichts entgeht der logischen Verknüpfung; Anfang und Ende — aber ich geschehe. Ich lebe auf dieser Insel und denke Zimtwälder; in mir durchwächst sich Wirkliches und Traum. Was blüht der Mohn, wenn er sich entrötet; der Knabe spricht, aber der psychische Komplex ist vorhanden, auch ohne ihn. —

Die Konkurrenz zwischen den Associationen, das ist das letzte Ich — dachte er und schritt zurück zur Anstalt, die auf einem Hügel am Meere lag. Hängt aus meiner Tasche eine Zeitung, ein buchhändlerisches Phänomen, bietet es Anknüpfungen zu Bewegungsvorgängen an Mitmenschen, sozusagen zu einem Geschehnis zwischen Individualitäten. Sagt der Kollege, Sie gestatten das Journal, liegt ein Reiz vor, der wirkt, ein Wille, der sich auf etwas richtet, motorische Konkurrenzen, aber jedenfalls immer das Schema der Seele, die Vitalreihe ist es, die die Fallen stellt.

Wir sind am Ende, fühlte er, wir überwandten unser letztes Organ. Ich werde den Korridor entlang gehen, und mein Schritt wird hallen. Denn muß im Korridor der Schritt nicht hallen? Jawohl, das ist das Leben, und im Vorbeigehen ein Scherzwort an die Beamtin? Jawohl, auch dies! —

Da landete das Schiff, das alle Woche an die Insel kam, und mit den Gästen stieg eine Frau ans Land, die eine Weile hier wohnen wollte.

Rönne lernte sie kennen, warum sollte er sie nicht kennen lernen: einen Haufen sekundärer Geschlechtsmerkmale, anthropoid gruppiert.

Aber bald fragte er sich beunruhigt, ich suche ihren Umgang, doch das Denkerische ist es nicht, was aber ist es? Sie ist mittelgroß, blond, mit Wasserstoff gebleicht und grau an den Schläfen. Ihre Augen liegen in der Ferne, unverrückbar, grau von Nebel die Pupille — aber ich spüre es wie Flucht, ich muß sie beformeln:

Ihr Wesen: sie liebt weiße Blumen, Katzen und Kristalle, und sie kann des Nachts allein nicht schlafen, denn sie liebt es so, ein Herz zu hören, wo aber soll das Prinzip ansetzen und die Zusammenfassung erfolgen? Nie begehrt sie eine Zärtlichkeit, aber wenn man sich ihr nähert, tritt man unter das Dach der Liebe. Und plötzlich steht sie über mir in einer Stellung, die ihr Schmerzen machen muß, unbeweglich und lange — — welch erschütternde Verwirrung!

Witternd Gefahr, hörend aus der Ferne einen Strom, der herangurgelte, ihn aufzulösen, schlug er um sich die soziologischen Bestände:

Wie, auf der Nachbarinsel war die Hirse stockig? War es gut gehandelt an dem kleinen Mann? Wo blieb Redlichkeit und Bruderkuß? Wenn dies verging, was blieb? — Oder: wirklich hingegeben an die übliche Menge gemahlenen Tees, in einer Flasche geschüttelt, gefüllt, gekorkt und nochmals geschüttelt, und die übermittelt dem Bekannten, dem Nachbar oder dem Wißbegierigen, redlichen Sinnes und helfender Gesinnung, was blieb dann noch der Verführung zugänglich: er, der schlichte

Schamträger in seiner staatlichen Verquickung, — nun durfte wohl Friede sein, endlich, ja?

Aber schon wieder war die Lockung da, die Frau, das Strömende, und befreit atmete er der Wärterin entgegen, die kam: ein krankes Knie! Wie verdichtet es sich zur Wirklichkeit. Welch starke Formel! Amtlich verpflichtet zur Anerkennung meinerseits! Kniekrankheiten, Schwellungen, Entzündungsvorgänge. — fester Boden — Männlichkeiten!

Dann wieder: Jede Erscheinung hat ihr oberstes Prinzip, und er schritt getröstet an den Strand; es gilt nur festzulegen, welches das Ihre ist; das System ist allgütig, es enthält auch sie. Es enthält auch sie, die keine Treue und keinen Wortbruch kennt, die zur Stunde nicht kommen kann, weil die Fischerin eine Angel trug, und die Salpen glänzten — Erfahrung sammeln, Deduktionen, sein stiller Himmel auch über ihr! Aber dann: Ihre Hüfte, wenn sie neben ihm ging, rauschte wie das Sinnlose und ihre Schulter war behaart vom Chaos.

Tiefer warf er sich über seine Bücher, hämmernd seine Welt. Aber wie? In den angesehensten naturwissenschaftlichen Journalen konnten neuerdings Raum finden, ja anerkennend besprochen werden Arbeiten dieses eigentümlichen Inhalts?

Das Werk eines unbekannten jüdischen Arztes aus Danzig, der wörtlich über die Gefühle aussagte, daß sie tiefer reichten als die geistige Funktion? Daß das Gefühl das große Geheimnis unseres Lebens sei und die Frage seiner Entstehung unbeantwortbar?? Um es vollends zu Ende zu denken: das Gefühl gehöre nicht mehr zu den Empfindungen??

Wußte er denn, was es bedeutete, wenn die Gefühle nicht mehr vom Reiz abhingen, wie er Rönne gelernt; wenn er sie den dunklen Strom nannte, der aus dem Leibe brach? Das Unberechenbare?

Wußte der Verfasser wohl, vor welche Fragen die Konsequenzen seiner neuen Lehre führten, wußte dieser völlig unbekannte Mann wohl die ganze Schwere seiner Behauptung, die er ohne jede Ankündigung, ohne Sichtbarmachung auf dem Titelblatt, einfach in einem Buch mit farblosem grauen Deckel

in die Welt schickte, wußte er vielleicht, daß er die Frage beantwortete, ob es Neues gäbe?

Rönne atmete tief. War dies etwa schon eine Wissenschaft, die nach ihm kam? Jede Befruchtung enthielte den Keim eines unerhört Neuen, der Zusammentritt von Einheiten war in der Generationsfolge fortgesetzt in der Gestalt der Zweigeschlechtlichkeit, und in ihr galt es, die gewaltige schöpferische Macht anzuerkennen, die das Leben zur Höhe erhoben hatte?

Rönne bebte. Er sah nochmals auf das Journal, das die Besprechung gebracht hatte, auf den Namen des Referenten, der die Kritik gezeichnet hatte: er war sein Lehrer gewesen.

Schöpferischer Mensch! Neuformung des Entwicklungsgedankens aus dem Mathematischen ins Intuitive —: was aber wurde aus ihm, dem Arzt, gebannt in das Quantitative, dem beruflichen Bejaher der Erfahrung?

Trat er vor einen Rachen, und die Schwellung war bedrohlich —: war sie intuitiv kupierbar? mußte er sich nicht zusammenraffen zu analytischen Phänomenen, Empirien, zielstrebigen Gesten, dem ganzen Grauen bejahter Wirklichkeiten, zu einer Hypothese von Realität, die er erkenntnistheoretisch nicht mehr halten konnte, um des Kindes willen, das schon blau war, des Rachens halber, der erstickte, und der Geld abwarf und von Amts wegen?

Plötzlich fühlte er sich tief ermüdet und ein Gift in seinen Gliedern. Er trat an ein Fenster, das in den Garten ging. In dem stand schattenlos die Blüte weiß, und voll Spiel die Hecke; an allen Gräsern hing etwas, das zitterte, in den Abend lösten sich Düfte aus Sträuchern, die leuchteten, grenzenlos und für immer.

Einen Augenblick streifte es ihn am Haupt: eine Lockerung, ein leises Klirren der Zersprengung, und in sein Auge fuhr ein Bild: klares Land, schwingend in Bläue und Glut und zerklüftet von den Rosen, in der Ferne eine Säule, umwuchert am Fuß; darin er und die Frau, tierisch und verloren, still vergießend Säfte und Hauch.

Aber schon war es vergangen. Er fuhr sich über die Augen.

Schon sprang der Reifen wieder um seine Stirn und eine Kühle an die Schläfen: was lag denn hier vor? Er hatte mit einer Frau zusammengelebt und hatte einmal gesehen, daß sie Rosenblätter, die welkten, von einer Kante zusammengelesen hatte, zusammen zu einem kleinen Haufen auf einen gesteinten bunten Tisch; dann setzte sie sich wieder, verloren an einen hellen Strauch. Das war alles, was er wirklich von ihr wußte; der Rest war, daß er sich genommen war, es rauschte und er blutete — — aber wo führte das hin?

Hart wurde sein Blick. Gestählt drang er in den Garten. Starr standen die Büsche. Jetzt kam es über ihn: er stand am Ausgang eines Jahrtausends, aber die Frau war stets. Er schuldete seine Entwicklung einer Epoche, die das System erschaffen hatte, und was auch kommen mochte, dies war er!

Fordernd jagte er seinen Blick in den Abend und siehe, es blaute das Hyazinthenwesen unten Duftkurven reiner Formeln, einheitliche Geschlossenheiten, in den Gartenraum; und eine versickernde Streichholzvetzel rann teigig über die Stufen eines Anstaltgebäudes unter Glutwerk berechenbarer Lichtstrahlen einer untergehenden Sonne senkrecht in die Erde. —

Johannes R. Becher:

BRUCHSTÜCKE AUS DEM GEDICHT „DER SOZIALIST“

Du schüre uns! Dein Haupt kann nicht versinken!
Kadavertürmen wehend aufgehißt.
Wir treffen uns. Signale winken.
Mein Sozialist . . . !

SEI unbarmherzig, ich rate es dir sehr, gegen dich selbst, überbiete! (. . . notiere es dir, hätte ich beinahe in meinem fürsorglichen Übereifer dir ernsthaft vorgeschlagen, jeden Tag am Rande deines Kalenders. . . gestatt es, bitte, daß ich mich mütterlichst schier deiner annehme, daß ich, der Dichter, dich rüste, aus dir dein Werkzeug bereite, knete deinen Geist, dein Wort zuspitze, nicht wahr, du mein wirklicher Mensch-Bruder . . .) — überbiete in betreff deiner eigenen Person den Peitscher an Hölle und Grausamkeit! Nichts wird man dir dann anhaben können. Darin und darüber wirst du zugleich stehen. Wahrhaft Gekrönter du! Mein Sozialist!

Striemen zu Strahlbrücken verflochten. Fürchte dich nicht, sei sicher dessen! mein Lieber, mein Bruder: der Henker wirkt am Ende doch auch nur als das Werkzeug, ein bitterstes allerdings, jener himmlischen Idee, jener harmonischen Verfügung, die auch du mit deinem Leben anbetest, besiegelst. Sozialist! Bruder! Für die du dich restlos hingibst, der du dich jubelnd opferst: dem von Menschen erbauten göttlichen Staat: singend und glorios. Ruhmstreifen nur schlägt dir dieser Henker. Ja, so befreunde dich mit ihm, wenn du auf dem Schafott stehest, der letzten und der erhabensten der irdischen Tribünen . . . und nicht gram den prasselnden Trommlern: denn siehe,

binnen kurzem: nur um eine kleine Distanz weggerückt, vermögen jener Schläge nur mehr wie eine Begleitung in Moll deinem erwachsenen englischen Posaunenwort zu klingen: fern, dumpf, paukend. Ah, und du triumphierst, wie seid ihr zerstäubt, ihr grimmen Gewitter, ihr höllischen Schlächter, ihr schlimmen Hallunken, ihr Lärmteufel (dabei lächelst du gut) — o aber, getrost, nur in der Nähe konntet ihr die Gestirne meiner Sätze mit eueren kataraktischen Klopflauten überschwemmen . . . (ferne, kleine, schüchterne Gewitter jetzt . . .) — befreunde dich also mit deinem Henker, diesem wahrscheinlich rotbärtigen, robustesten Athletenklotz da; drück ihm, wie man sie seinem besten Bruder drückt, fest beide Hände, Auge in Auge geheftet, tauch ein in ihn bis auf den Grund azurener Kindheit . . . letzte Hände ihr vorm Abschied, Vasen der Beile, Gefäße von Palmen dereinst.

Und wiß es, bedenk es heftig, daß aller Welt Blick jetzt starr auf dich gerichtet ist (spürst du es nicht wie Nadelstiche über den ganzen Körper hin!?), in diesem deinem schönsten Moment, deiner Freunde und deiner Feinde Blick, wie halten sie sich fest an dich, teils beobachtend, teils unbesorgt verankert als im Treuesten in dir . . . von hier aus ist es dir noch einmal vergönnt, zu werben, Bekehrer, wahrhaftiger Held zu sein. Sonne an dich zu reißen, den Mond als Silbertrikolore über dich zu setzen, Täler mit Flüssen um deine Knöchel zu fabelhaftesten Opanken zu binden, demütigst gekniet vor dich die gelbe Magd der Kornfelder . . . ambrosischer Ölwaldungen du dchtest umschirmt.

*

Ob allen Ländern mußst enorm du schreiten.
 Du saugest sie aus fernsten Kellern her.
 Wachst, Brüder, auf zu euerem letzten Hügel!
 Setzt ein, Attacken! Schmelzt, Phalangen, jäh!

Mein Sozialist! Voll muß die Welt dir tönen!
 Tal hell dich feiern, tiefster Stadt vereint.
 Wirr schwemmt dahin verrosteter Staaten Brei.
 Es schleiert auf von neuem Horizont.

Terrassen Brudervölker steigen psalmend.
Posaunenchöre ob verworfener Zeit.
Mai schwillt. Der Ärmsten Viertel züngelnd brennend.
Mein Sozialist, von Feuern rings girlandet.

Du schüre sie. Dein Haupt kann nicht versinken!
Kadavertürmen wehend aufgehißt.
Wir treffen uns. Signale winken.
Mein Sozialist!

*

Zum Schluß, zum Schluß, mein Sozialist! Schluß muß ich
machen mit meiner Hymne an dich, Sozialist: aufsingen will
ich, ja die Welt, die Landschaft begeistern für dich. Tausend
Brüder will ich dir heute noch werben.

Mein Sozialist, steck auf die Arme weit als Fanal!
Säule du, unumkehrbare, umgerissene nicht im Chaosschutt.
Bleibgestirn, erzeugend Myriaden Glänzer.
Vertriebene Herden weidend in solcher Achseln Bucht.
Oase dein Nabel, drin versammelt der Evakuierten zerknitterter
Hauf.

Honigwind entströmt deinen Poren.
Manna schneit aus Wolkenhöften . . .
Heiliger Mann, und aufflügeln möchtest die Krummen du.
Schielaugen sie, mit Wühltatzen und Speimund.
Hängender Kleider die, Schlotterstrolche — — —
Bajonetthalunken, Kanonenrohrkanailen: jetzt süßest klingend—
Und den leichten Schaum bunt verästelter Frauen . . .
— So dich zerkläfft, einstampften, bewürgten dich . . .
(— Mitten als triebst du Turminsel im Volksgeröll
Groß sich Hereingestülpter —
Münder Sieb Flammen schleudert nach der Residenz —)
Heiliger Mann, unübersehbar bricht auf dein Volk,
Leicht in Spiralen um die Getürme der alten Städte sich
windend,

Zinnoberen Küsten der Äther entlangschweifend . . .
Aller Haare flattern wie Fahnen.

Der du einst zögest voraus, Einziger . . . und keiner muß arm
sein!

Fischgründe in die Wangen gedrückt —
Korn über Häupter gescheitelt —
Weinernte im Lippental —
Weizenäcker beträufelnd der Stirne Hang —
— Spiegelnd Oliven im Augsee —.

(Geschliffener Morgen. Anscheinen der Utopialandschaft.
Marschgestampf. Ein unendliches Blenden. Schlußvers, deut-
lich herausquillend aus hellverschlungenen, illuminierten
Chören) — : — :

. . . du schüre uns! Dein Haupt kann nicht versinken!
Kadavertürmen wehend aufgehißt.
Wir treffen uns. Signale winken.
Mein Sozialist . . !

GLOSSEN

Diplomatie und Volksideale.

Der Verlauf der Debatten über die auswärtige Politik im Reichstage hat jedem Vaterlandsfreunde eine schwere Enttäuschung bereitet. Anstatt mit Verständnis den berechtigten Wünschen der Volksvertretung, mehr Einfluß auf die Führung der auswärtigen Geschäfte zu erlangen, entgegenzukommen, hat die Regierung sich an „verfassungsrechtliche Bedenken“ geklammert. Als ob wir in den Schlendertagen tiefsten Friedens lebten und nicht hochernste Zeiten auch außerordentliche Mittel erheischen. Ein kurzes Gesetz genügte, um alle Wünsche des Reichstages zu befriedigen, ein Gesetz, das einfach bestimmte, daß der die Kontrolle der auswärtigen Politik ausübende Reichstagsausschuß während der ganzen Legislaturperiode tagen und auch über diese Periode hinaus provisorisch so lange die Geschäfte fortführen solle, bis ein neuer Reichstag einen neuen Ausschuß gewählt habe.

Denn nur auf *dauerndes* Mitarbeiten kommt es an. Zu jeder Zeit, an jedem Tage muß die Volksvertretung die Möglichkeit haben, mit den Leitern unserer auswärtigen Geschäfte sich zu beraten. Alles andere ist Stückwerk und Selbsttäuschung. Die Behandlung des Reichstages anläßlich der Selbständigkeitserklärung Russisch-Polens sollte doch dem Blindesten die Augen

geöffnet haben. In dem Augenblicke, wo der Reichstag nach erregten Verhandlungen endlich den Zutritt zur diplomatischen Geheimkammer, wenigstens während des Krieges, durchgesetzt zu haben wähnte, wurde ihm bei einem Ereignis allerersten Ranges, bestimmt, die innere und auswärtige Politik Deutschlands von Grund auf umzustürzen, von der Regierung die Türe vor der Nase zugeschlagen.

Vielleicht wird dieser Vorfall dem Reichstage ein für allemal als Lehre dienen. Warum hat er sich auch so leichten Sinnes gerade in einem Augenblicke nach Hause schicken lassen, wo, wie er wußte, ein so bedeutendes politisches Problem vor der Lösung stand? Diese energielose Haltung steht allerdings im völligen Einklang mit der Art und Weise, wie bisher im Reichstage auswärtige Fragen behandelt worden sind. Die Teilnahmslosigkeit und Oberflächlichkeit, mit der der Reichstag auswärtige Probleme zu besprechen pflegte, haben ja gerade unserer Diplomatie das Spiel so leicht gemacht. Sie hatte das Feld frei zu schalten und zu walten, wie ihr einseitiger Sinn es ihr eingab.

Wenn ein wirklicher Wandel hier eintreten soll, ist es heiligste Pflicht des Reichstages, sich selbst und das deutsche Volk zum Verständnis der auswärtigen Politik zu erziehen. Dazu muß er sich aber ein Organ schaffen,

das geeignet ist, einen *dauernden* Einfluß auf die Führung unserer auswärtigen Geschäfte auszuüben. Denn nur in beständiger Mitbetätigung wird es den deutschen Volksvertretern gelingen, sich diejenigen Kenntnisse über auswärtige Dinge und Menschen zu verschaffen, ohne welche eine wirksame Volkskontrolle der Diplomatie einfach ausgeschlossen ist.

Daher dürfte auch der große Haushaltsausschuß kein geeignetes Kontrollinstrument sein. Er ist viel zu sehr überlastet. Die auswärtigen Fragen würden hier wieder viel zu kurz kommen. Sonst gilt im Reichstag das Prinzip strenger Arbeitsteilung bei der Bildung von Kommissionen. Warum soll gerade bei einer so wichtigen Aufgabe wie der Beaufsichtigung der auswärtigen Politik dieser Grundsatz umgestoßen werden?

Für die auswärtigen Angelegenheiten ist ein *besonderer* Ausschuß erforderlich, der sich *dauernd* nur mit ausländischen Problemen befaßt und der nur solche Männer als Beisitzer zählt, welche die auswärtige Politik nicht nur als Steckenpferd reiten, sondern die von der Natur zur Lösung derartiger Probleme gestempelt sind, indem sie das dazu unumgänglich notwendige Kunstvermögen besitzen.

Gegen die Mitwirkung eines derart ausgestatteten Ausschusses dürfte unsere Diplomatie auch nicht einwenden können, daß er die Fruchtbarkeit ihrer Gedankenarbeit störe. Im Gegenteil. Eine vernünftige, gewissenhafte Diplomatie müßte es als segensreich empfinden, wenn sie die schwierigen auswärtigen Probleme in vertrauensvollen Erörterungen mit urteilsfähigen Volks-

vertretern durchdringen und klären könnte. Gerade der Umstand, daß diese Männer aus dem vollen Leben kommen und nicht nur zur „Karriere“ gehören, würde die bisher übliche diplomatische Denkweise nur auf glücklichste ergänzen können. Vorausgesetzt natürlich, daß man ihnen ihre Aufgabe nicht künstlich erschwert, sondern, im Gegenteil, ihnen beim Erwerb von Kenntnissen über diplomatische Vorgänge in weitherziger Weise entgegenkommt.

Schließlich hätte die Regierung von einem solchen *ständigen* Zusammenarbeiten von Diplomatenbureaukratie und Volksvertretung den größten Nutzen. Vielen Störungen und Reibungen mit dem Reichstage würden dadurch die Wurzeln abgeschnitten. Das ganze diplomatische Handwerk bekäme einen volkstümlicheren Zug.

Was wissen die meisten unserer heutigen Diplomaten vom Volk und seinen Idealen (wenn sie auch gern, in kritischen Augenblicken, davon reden)? Werden doch die Köpfe dieser, im Elfenbeinturm höfischer Denkungsart eingeschlossenen Herren fast nur wieder aus diplomatischen Quellen gespeist. Die Berichte unserer auswärtigen Vertreter spiegeln in Auffassung und Stimmung genau das Bild der Zentrale. Der Eimer schöpft so immer aus gleichem Brunnen.

Durch aktive Teilnahme von Volk und Volksvertretern an den auswärtigen Geschehnissen würde allmählich auch ein Faktor in die Diplomatie eindringen, der bisher eine völlig untergeordnete, wenn überhaupt eine Rolle gespielt hat: das Volksideal.

Das Volk ist seit langem überdrüssig,

nur als Objekt militärischer oder wirtschaftlicher Machtpläne angesehen zu werden. Überall dürstet die Volkseele nach dem Ideal der Völkerverständigung, nach Freiheit und Gerechtigkeit. Das Volk ist in seiner großen Mehrheit in allen Ländern friedliebend. Es weiß, daß es bei einem Kriege nichts zu gewinnen, aber sehr viel zu verlieren hat, und daß der Einsatz stets sein Blut und Gut ist.

Im Gegensatz hierzu sind die Köpfe der Diplomaten noch vollgepfropft von den aus einer absolutistischen Zeit stammenden Gewalt- und Prestigeideen. Wie könnte dies auch anders sein? Rekrutieren sich doch unsere Diplomaten nur aus Ständen, denen das Kriegshandwerk eine zweite Natur geworden ist, oder die in engem Zusammenhang stehen mit den modernen Industriebaronen. Für den Geist, der bei der Auswahl unserer Diplomaten vorherrscht, nur ein Beispiel von vielen. Keiner, der gedient hat, kann zugelassen werden, wenn er nicht in der Reserve mindestens die Leutnantsstaffel erklommen hat. Der Fall, daß ein untauglicher Militär ein vortrefflicher Diplomat sein könnte, scheint undenkbar. Kein Wunder, daß derartig gewählte Elemente mit Vorliebe auf die Macht des Deutschen Reiches pochen, statt ihren Geist anzustrengen, um mit friedlicheren Argumenten zu überzeugen. Wenn man wüßte, wie oft unsere Diplomatie Augenblickserfolge nur erzielte, weil sie mit der Faust auf den Tisch schlug und hierdurch nervösen Staatsmännern imponierte! Daß eine solche Methode die politische Atmosphäre Europas mit Zündstoff schwängere und das Hereinbrechen des

Unwetters beschleunige, kam ihr nicht in den Sinn.

Aber noch eine andere Gefahr ergibt sich aus einem solchen in Friedenszeiten geübten Kriegsspiele. Die bei der Behandlung auswärtiger Probleme mit Vorliebe auf die Macht sich stützende Diplomatie ist in Krisenzeiten zu frühzeitig bereit, sich vor dem Militär von der politischen Schaubühne zurückzuziehen und dem Soldaten zuzurufen: Ich habe das meinige getan, tun Sie das Ihrige. Der Militär, an den Gedanken gewöhnt, daß der Nachbar nur auf der Lauer liegt, um über ihn herzufallen, wird in der Sorge, seinem Lande feindliche Einfälle zu ersparen, alles daran setzen, um dem Gegner schleunigst zuvorzukommen. Wer wollte ihn deswegen tadeln? Bei dieser militärischen Auffassung der Dinge wäre es selbst erklärlich, wenn der Soldat manchmal einen Präventivkrieg für das kleinere Übel ansähe.

Es ist daher von kapitaler Bedeutung, daß die Diplomatie nicht eher das Steuerruder des Staatsschiffes aus der Hand gibt, bis nicht alle, wirklich alle anderen Mittel erschöpft sind, um den Frieden zu erhalten. Der idealste Diplomat wäre der, welcher mit fremden Regierungen so verhandelte, als ob keine Militärmacht hinter ihm stände. Zum Überzeugen mit Worten gehört allerdings ein nicht gerade gewöhnliches Maß von Menschenkenntnis, Takt und Verstand.

Eine vielversprechende Tätigkeit könnte ein Volksvertreterausschuß schon allein dadurch ausüben, daß er versuchte, auch auf die militärischen Berater und deren Denkweise Einfluß zu gewinnen, daß er besonders die

Chefs des General- und Marinestabes über die wahren Absichten und Stimmungen fremder Völker auf dem Laufenden hielte, damit diese Herren nicht, wie bisher, ihre auswärtigen Kenntnisse nur aus diplomatischen Quellen beziehen. In den militärischen Bureaus würde allmählich ein ganz anderer Geist platzgreifen. Die verständigen und wahrhaft patriotischen Elemente, welche das Kriegshandwerk nicht nur ergriffen haben, um kriegerische Lorbeeren zu ernten, sondern um ihr Land zu schützen, würden die Oberhand gewinnen und zur allgemeinen Beruhigung beitragen.

Wann werden unsere Machthaber endlich einsehen, daß die „Einkreisung“ ihren Anfang nahm, als unsere Diplomatie in Verkennung des neuen europäischen Zeitgeistes den im Haag aufkommenden Bestrebungen internationaler Verständigung mit harter Ironie den Weg verlegte? Es wird jetzt sehr schwer sein, der Menschheit den Glauben beizubringen, daß wir in Aufrichtigkeit eine europäische Rechtsordnung anstreben, welche wir im Frieden so hartnäckig bekämpft haben. Wird man nicht sagen, daß eine solche Meinungsänderung nur eine augenblickliche Kriegsmüdigkeit zur Ursache hat? Um dem Auslande Vertrauen einzuflößen, müßte sich in Deutschland erst manches ändern. Neue Männer müßten hervortreten, deren Vergangenheit für die Wahrscheinlichkeit der Umkehr Bürge wäre, das deutsche Volk vor allem müßte bei den auswärtigen Geschehnissen ein ausschlaggebender Faktor werden.

Bei einem innigen Zusammenarbeiten von Diplomatie und Volksvertretung

hätte die Diplomatie wohl auch gemerkt, daß die Außenwelt sich änderte und daß ein neues demokratisches Zeitalter mit neuen völkervereinigenden Idealen am politischen Horizont erschienen war, die sich auf Frieden, Freiheit und Glück aller Völker richteten. Aber die Diplomaten, die nur von „Realpolitik“ träumten, übersahen diese *Wirklichkeit*. Sie ahnten nicht, daß in unserer Zeit nur eine Realpolitik der *Ideale* der Welt dauernden Frieden bringen kann.

Und welches Land wäre geeigneter zu einer Völkerverständigung gewesen als gerade Deutschland, das durch seine im Herzen Europas gelegene Stellung zu einem universalen Berufe vorherbestimmt zu sein scheint und diesen Beruf auch Jahrhunderte hindurch zum Besten der zivilisierten Welt, der damaligen Christenheit, ausgeübt hat. Das Kaisertum des Mittelalters war ein universales Institut. Auf deutschem Boden sind alle großen Völkerversammlungen abgehalten worden, wie die berühmten Konzilien der Kirche und die Kongresse, die Weltkriege beendigten. In Deutschland stand die Wiege des Völkerrechtes. Kein anderes Land hat eine so mannigfaltige Nachbarschaft und ist durch seine Grenzländer und deren Bevölkerung mit so viel fremden Staaten verwachsen. Jede politische Handlung Deutschlands berührt daher unmittelbar fast ganz Europa. Wenn in Deutschland das Militär die Oberhand hat, wird in allen anderen europäischen Staaten gerüstet werden; erst, wenn dort die Demokratie herrscht, wird das übrige Europa es wagen, sich friedlicheren Beschäftigungen hinzugeben.

In Zeiten politischer Zerrissenheit und Schwäche stand es allerdings dem deutschen Reiche nicht an, eine europäische Ordnung herbeizuführen. Ein solches Beginnen hätte das Reich schwerer Fährnis ausgesetzt. Nachdem Deutschland aber zur stärksten Macht Europas sich emporgearbeitet hatte, wäre es die Pflicht seiner Staatsmänner gewesen, sich auf den alten universalen Charakter Deutschlands zu besinnen und die Führung zu übernehmen, um Europa ein internationales Rechtssystem zu schenken, aufgebaut auf dem Grundsatz, daß eignes Recht vor fremdem Recht Halt zu machen habe. Eine solche auswärtige Politik hätte dem deutschen Volke wieder zu einem Ideal verholfen, ohne welches schlechterdings ein hochstehendes Volk auf die Dauer nicht leben kann. Statt dessen gab man dem deutschen Volke ein Scheinideal, die Weltmachtpolitik, ein Ideal, das im Lichte der politischen Vernunft zerfließen muss wie der Schnee in der Frühlingssonne. Denn es war aufgebaut nicht auf dem gegenseitigen Gewähren, sondern auf dem Ausspielen der Macht Schwächeren gegenüber.

Diese Gedankenrichtung konnte nur aufkommen aus der einseitigen preussischen Auffassung der Staatsidee, wie sie Hegel und Treitschke lehrten. Weit entfernt steht diese politische Idee von der völkerbeglückenden Idee des alten deutschen Kaiserreiches, in dessen Schatten Völkerschaften verschieden-

ster Nationalitäten Ruhe und Frieden fanden. In dieser Beziehung hat vielleicht der preussische Historiker und Politiker Constantin Frantz richtig in die Zukunft geschaut, der schon 1871 in seinen Briefen an einen preussischen Staatsmann es bedauerte, wenn die tausendjährige Entwicklung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation ihren Abschluß finden sollte in dem einfachen Ausbreiten des preussischen Militärsystems über den deutschen Zollverein, wie es bei der Neuaufrichtung des Deutschen Reiches geschah. Mögen zum Schlusse hier seine eigenen Worte folgen:

„Es möchte ja die unbestreitbarste Tatsache sein, daß die deutsche Militärmacht dadurch gewonnen hätte, wie desgleichen Posten, Telegraphen, Eisenbahnen und dgl., die Frage ist nur: ob diese Angelegenheiten jemals den entscheidenden Maßstab der Nationalentwicklung bilden dürfen, und zwar für eine Nation von so universaler Anlage und so idealer Richtung, als wofür bisher die deutsche gegolten hat. Jetzt steht diese Nation in alle dem gerade, was sonst ihre eigentümliche Ehre und Größe ausmachte, auf einem niedrigeren Standpunkt als andere. Denn wo wäre es sonst noch erlebt, daß ein nationales Gemeinwesen kurzweg auf militärische und kommerzielle Einrichtungen begründet wurde, wie wenn das *Ideale* im Völkerleben für nichts gelte!“

Civis diplomaticus.

Morgenröte?

Neues Rededuell zwischen den verantwortlichen Staatsmännern Deutsch-

lands und Englands. Hauptthema: Schuldfrage. Die Neuheit besteht in der Erklärung Bethmann-Hollwegs, daß Deutschland keine Abneigung

gegen internationale Tribunale habe. Damit *scheint* der bis in die düstern Tage des Kriegsausbruchs eingenommene Standpunkt endlich verlassen, daß man keiner Großmacht zumuten dürfe, „Fragen ihrer Ehre und ihrer Existenz“ einem internationalen Schiedsgericht zur Entscheidung vorzulegen. Der Krieg wird vielleicht doch damit aufhören, wodurch er hätte vermieden werden können.

Am Morgen des Tages, an dem der Reichskanzler im Hauptausschuß des Reichstags sein Einverständnis mit dem Greyschen Vorschlag der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit zu erkennen gab, veröffentlichte der Staatssekretär a. D. *Dernburg* im Berliner Tageblatt einen Artikel „Diplomatie“, worin es hieß: „.... das spreche ich mit voller Überzeugung aus, auch das deutsche Volk will, daß in Zukunft solche furchtbaren Geschehnisse wie der gegenwärtige Weltkrieg nach Kräften vermieden werden, und es will alle Mittel angewendet haben, die dazu dienen können. Ja, selbst wenn man glaubt, daß manche, besonders die, die man die „pazifistischen“ nennt, doch schließlich keinen Erfolg haben, so darf man sich schon aus Achtung vor den anderen, die daran glauben, diesen Mitteln nicht hochmütig und ablehnend verschließen. Wir haben auf den Haager Konferenzen nicht gut abgeschnitten, nicht vielleicht, weil wir letzten Endes nicht recht hatten, sondern weil wir unsere Ansicht über die dortigen Vorschläge mit einer so brutalen Sachlichkeit herausgeprustet haben, daß die andere Seite, die doch aus führenden Männern des Restes der

Welt bestand, tief verletzt war. Das war sicher keine Kunst, und es war sicher keine Diplomatie.“

Ähnlich drückte sich *Professor Delbrück* in den Preußischen Jahrbüchern aus. Wir haben, sagte er etwa, keinen rechten Glauben an die Wirksamkeit zwischenstaatlicher Organisationen; wahrscheinlich mit Recht; aber es hat den Anschein, als ob wir neuerdings um das Experiment nicht herumkämen; versuchen wir's also damit: es hätte nämlich seine Bedenken, wenn wir uns von dem allseitig gewünschten Unternehmen ausschließen.

*

Der deutsche Reichskanzler hat des weiteren erklärt, daß er nie die Absicht bekundet habe, Belgien zu annektieren. Nun schreibt *Graf Haensbræch* im „Berliner Kurier“:

„Am 24. Juli d. J. hatte ich eine zweistündige Unterredung mit Herrn Wahnschaffe (Unterstaatssekretär in der Reichskanzlei) im Reichskanzlerhaus. Aus der Niederschrift, die ich unmittelbar nachher machte, ist folgender Teil für die belgische Frage von Belang.

Ich: Das im Jahre 1815 gesprochene Wort Blüchers scheint auch heute wieder lautere Wahrheit werden zu wollen: Die Diplomatie verdirbt, was das Schwert und das Blut der Soldaten errungen haben. Das zeigte sich insbesondere in bezug auf Belgien. Der Reichskanzler habe in seiner Reichstagsrede die Einverleibung Belgiens abgelehnt. Ohne den Besitz von Belgien (Antwerpen und Flandern) sei es uns aber weder möglich, England in Schranken zu halten noch diejenigen

weltwirtschaftlichen Vorteile zu erlangen, auf die wir nach so furchtbaren Opfern an Gut und Blut ein Recht hätten.

Wahnschaffe machte in bezug auf Belgien die interessante Eröffnung: Das sei eine mißverstandene Auffassung der Rede des Reichskanzlers.

Der Reichskanzler habe die Einverleibung Belgiens nicht abgelehnt, sondern seine Ausdrucksweise sei so, daß die Einverleibung noch möglich sei.

Ich: Diese Erläuterung der Kanzlerrede sei sehr wertvoll.“

Gewiß. Aber sie ist durch die Ereignisse überholt.

„Noch ist Polen . .“

Was man die Verleihung der Autonomie an *Polen* nennt oder gar die Neuschöpfung Polens, hat niemand ehrliche Freude bereitet. Die Franzosen erklären den *Coup* für einen Bluff, dessen einzig realer Hintergrund der Wunsch sei, eine Million polnischer Soldaten an die deutsche Front zu bringen. Über die Ansicht der deutschen Presse mögen einige Auszüge aus den verschiedenen Parteiorganen Aufschluß geben. Alle protestieren gegen die Verhinderung einer freien Aussprache über die wichtigsten Angelegenheiten der Nation und finden, das Versprechen, daß das Verbot der Aussprache über die Kriegsziele rechtzeitig aufgehoben werden solle, sei nicht gehalten worden. Für die *Konservativen* sagt die „Kreuzzeitung“: „Anderen Möglichkeiten der Lösung vorgreifend, nimmt sie einen wesentlichen Teil der Kriegsergebnisse vorweg und schiebt unsere äußere und innere Politik in Fragen ersten Ranges dauernd auf feste Gleise.“

Die „Deutsche Tageszeitung“: „Wir stehen der Errichtung eines selbständigen polnischen Staatswesens nach den Umwälzungen, die dieser Weltkrieg gebracht hat, nicht grundsätzlich

ablehnend gegenüber. Aber ein solcher Schritt rollt nicht nur polnische, sondern auch deutsche Lebensfragen auf; ob und wie dem Rechnung getragen wird, läßt sich erst übersehen, wenn die Gesamtwirkungen des Krieges auf die europäische Landkarte und die deutsche Macht, und wenn die Sicherheiten bekannt sein werden, die hier im deutschen Interesse notwendig sind.“

Die „Post“ nennt die Lösung der Polenfrage „ein Produkt autokratischer Regierungsweise“ und ist sehr unzufrieden: „Die ganze Frage ist noch nicht genügend in der Öffentlichkeit geklärt, ja, sie war zu sehr unter offener Mißachtung des Rechts der Öffentlichkeit betrieben worden, als daß sich breite Schichten des Volkes ohne weiteres bereit erklären könnten, freudig und unbedenklich mit Hand ans Werk zu legen. Wo es kein Mitsprachen und Mitsorgen gab, da gibt es auch kein Mithaften.“

Aus denselben Gründen, warum das *Zentrum* Belgien — in irgend einer Form — annektieren möchte, freut es sich über das Glück, das dem katholischen Polen widerfährt, besser gesagt: dem russischen Teil Polens. Die „Germania“ schreibt: „Es lag und liegt in dem Interesse des polnischen

Volkes so sehr wie in unserem eigenen, daß schon jetzt die Entwicklung einsetzen kann, die nach dem Friedensschluß die notwendigen Garantien für ein heilsames Zusammenwirken der gesamten Mittelmächte einschließlich Polens in sich birgt.“

Von den *Liberalen* drückt sich am staatsmännischsten die „Vossische Zeitung“ Georg Bernhards aus. Auch er findet nicht in der Ordnung, daß das deutsche Volk nicht gefragt worden sei, und fährt fort: „Die Tatsachen selbst stehen fertig geformt vor uns. Wir müssen sie als unabänderlich hinnehmen, und wir können jetzt nicht einmal mehr in Erörterungen eintreten, die in diesem Augenblick mehr Verstimmung hervorrufen als nützen würden. Wir können nur annehmen, daß die völlige Tragweite der augenblicklich gewählten Lösung von der verantwortlichen Stelle überlegt ist, und wir müssen an diese Annahme die Hoffnung anschließen, daß die Verwicklungen und Verschiebungen, die theoretisch durch die gewählte Lösung der Polenfrage möglich sind, praktisch nicht eintreten werden. Wir gönnen dem Polenvolke die Erfüllung seiner Wünsche. Und wir hoffen, daß wir es nie bereuen werden, seine Wünsche erfüllt zu haben.“

Das „Berl. Tageblatt“ schreibt: „Sowenig wir die Politik der Alldeutschen und der von ihnen geistig befruchteten Kreise mitmachen, die auch für die Zeit nach dem Kriege die Feindschaft zwischen Deutschland und England unter allen Umständen aufrechterhalten wollen, ebenso wenig können wir wünschen, eine dauernde, unüberbrückbare Kluft zwischen

Deutschland und Rußland entstehen zu sehen. Die Wiederherstellung des polnischen Staates wird uns unter der Voraussetzung willkommen sein, daß es beim Friedensschlusse und in den Verhandlungen gelingen wird, die dauernde Gefahr russischer Revanchestimmungen zu vermeiden. Auch nach der Neugründung des Königreichs Polen sind verschiedene Möglichkeiten denkbar, die zu einer spätem Verständigung führen können.“

Dasselbe Blatt veröffentlicht eine Reihe von Unterredungen mit bekannten Politikern, wovon die interessanteste die des Elsässers *Dr. Ricklin* ist, des Präsidenten des elsäß-lothringischen Landtags, der mit Neid auf das entstehende selbständige Polen blickt. Interessante Parallelen, die ihm geläufig sein sollten, berührt er allerdings nicht. Er zieht es, realpolitisch wie er sein möchte, vor, den Wunsch auszusprechen, daß Elsaß-Lothringen im Rahmen des Reiches dieselbe Selbständigkeit zugestanden werden möge.

Von den *Sozialdemokraten* äußert sich Scheidemann: „Ich wünsche ein vollkommen freies Polen, und ich wünsche, daß dieses Polen Deutschlands Freund sei. Aber zu Liebe kann man keinen zwingen. Brauchen wir Polens Freundschaft, so müssen wir eine entsprechende Politik treiben. Bindungen, die nicht aus beiderseitigem freien Willen erfolgen, sind schädlich. Wir wollen keine Revanchestimmung des Ostens. Das ideale Ziel ist die Errichtung eines freien Polens nach den Wünschen des polnischen Volkes selbst und mit Zustimmung aller an den Friedensverhandlungen beteiligten Mächte. Ob dieses Ziel

erreicht wird, hängt nicht von uns allein ab. Wir wollen nach dem Kriege mit allen Völkern in Frieden und Freundschaft leben, ganz besonders auch mit einem freien polnischen Volk.“

Eduard Bernstein läßt mehr erraten, als er ausspricht: „Die Herstellung Polens, das heißt, die Sicherung der Selbstbestimmung und Selbstregierung des polnischen Volkes, ist eine alte Forderung der Demokratie, für die die deutsche Sozialdemokratie niemals unterlassen hat, ihre Stimme zu erheben. Sie ist das Erbe unserer großen Vorkämpfer Marx und Engels, Lassalle und Liebknecht, das wir hochgehalten haben, als alles um uns herum den Gedanken als unmöglich und Schlimmeres verspottete. Wir haben stets in der Herstellung eines freien, über sein eigenes Geschick bestimmenden Polens eine der unerläßlichen Bedingungen eines wahrhaft freien Europas erblickt, und was dieser Krieg offenbart hat, konnte nach meiner Überzeugung die Sozialdemokratie nur in dieser Auffassung bestärken. Wir würden es daher freudig begrüßen, wenn aus diesem Krieg ein solches freies Polen hervorginge, und werden es als unsere Aufgabe zu betrachten haben, nach unseren Möglichkeiten dafür einzutreten, daß der Gedanke in der vollen Tragweite der Grundsätze der Demokratie zur Verwirklichung kommt. Jedes Abweichen von diesen Grundsätzen, jeder Versuch, Polen eine andere Gestalt zu geben, als sie diesen Grundsätzen entspricht, würde sich, das hat die Geschichte gezeigt, in den Wirkungen als ein Unglück für Europa und für Polen erweisen. Nur als ein Bindeglied zwischen den Nationen des

Westens und des Ostens kann Polen in unserer Epoche wahrhaft frei sein und gedeihen.“

Diesoz. Parteikorrespondenz Stampfer läßt drucken: „Ein Tanzen auf der „mittleren Linie“ zwischen der konservativen Machtpolitik und der sozialdemokratischen Freiheitspolitik ist unmöglich. Der Konservative sagt: ihr müßt tun, was ich will! Der Sozialdemokrat: Ihr seid frei! — Die Regierung aber, ganz gescheit wie sie nun einmal ist, sagt: Ihr seid frei, wenn Ihr tut, was ich will! — Das ist eine Unklarheit, eine Halbheit, und dergleichen rächt sich immer. Die mißlichen Folgen treten zunächst nur in der Haltung der Presse hervor, die sich, bei aller Meinungsverschiedenheit, ihre Pflicht doch von niemand anderem vorschreiben lassen will, als von ihrem Gewissen. Wir fürchten, daß es bei diesen mißlichen Folgen nicht bleiben wird. Die Polenpolitik der Regierung hätte, wenn sie wirklich *kühn und groß* gewesen wäre, wie die „Nordd. Allgem. Zeitung“ ihr attestiert hat, leidenschaftliche Gegner, aber auch begeisterte Anhänger gefunden. Weil sie in Wirklichkeit zaudernd und vieldeutig ist, findet sie nur laues Lob in der Mitte, entschiedenen Tadel aber auf beiden Seiten.“

*

Unter dem Titel *Bekehrte Revolutionäre* erinnert der „Vorwärts“ an die „Augusttage 1914, als die Kosaken über die Grenze ritten und viele ostpreußische Gutsbesitzer Hals über Kopf nach Berlin flüchteten. Damals, als die Gefahr blutrot am Himmel stand, erinnerte man sich auch in jenen Kreisen der rettenden Kraft freiheit-

licher Gedanken. Und die hilfesuchenden Blicke wandten sich dort hinüber, wo ein freiheitliebendes Volk unter den Hieben der Zarengeißel ein Jahrhundert lang gestöhnt hatte. Alle Hoffnungen richteten sich auf die erwartete polnische Insurrektion.

Noch war Polen in russischer Hand. Noch drohte jedem Polen, jedem Juden, der in das Getriebe der großen Dampfwalze störend eingriff, der Würgetod in der eingeseiften Schlinge. Revolution machen ist immer ein lebensgefährliches Unternehmen, am lebensgefährlichsten dann, wenn ein Staat um seine Existenz kämpft und die militärische Gewalt schrankenlos regiert. Da wird nicht viel Federlesens gemacht, am allerwenigsten in Rußland.

In den Kreisen, in denen man jetzt von Polens Freiheit nichts wissen will, hoffte man damals, daß Polen Ostpreußen retten würde. Hindenburg saß noch in Hannover, Tannenberg war noch nicht geschlagen. Aber in der Erinnerung lebte der Heldenmut der polnischen Revolutionäre, die, das „Lied von der roten Fahne“ singend, aufrecht zum Galgen schritten. — Das „Lied von der roten Fahne“ war damals in deutsch-konservativen Kreisen sehr populär.

Indes bei bloßen Sympathien und Sympathieerklärungen blieb es nicht. Die Zeit forderte Taten, rasches Handeln war notwendig. Man könnte aus jenen Tagen manches erzählen, was recht merkwürdig klingt und doch Tatsache ist. Das Merkwürdigste daran ist, daß die Herren das alles heute so gut wie ganz vergessen haben. Vielleicht genügt eine kleine Andeutung,

um ihr Gedächtnis wieder etwas aufzufrischen. Vielleicht — das ist aber freilich ein kühner Gedanke — genügt diese vorläufige Erinnerung, um sie zu einer gewissen Zurückhaltung zu veranlassen. Man würde sonst zu dem politischen Erfahrungssatze kommen, daß sich die Begeisterung mancher Leute für die Freiheit Polens verringert im quadratischen Verhältnis zum Zwischenraum, der zwischen der russischen Front und der deutschen Grenze liegt. Und die Haltung der Konservativen in der Polenfrage würde dann nur beweisen, wie günstig man in konservativen Kreisen — im Gegensatz zu einer früheren Zeit, in der man noch die Polen zu brauchen glaubte — die *Kriegslage* beurteilt.“

*

Das war die Zeit — möchten die Weißen Blätter hinzufügen — als einer ihrer Redakteure, der einem bekannten polnischen Abgeordneten auf dem Königsplatz begegnete, auf die Frage, was der da zu suchen habe, die Antwort erhielt: „Wir machen Revolution.“

*

Da *Clemenceaus* „Homme libre“ nicht in den Chor der französischen Presse einzustimmen pflegt, sei seine Stimme hier hervorgehoben. Er schreibt: „In Wahrheit ist eine Wiederherstellung des Königreichs Polen nur unter der Ägide Rußlands möglich. Russen und Polen sind allzulang feindliche Brüder gewesen. Dennoch aber Blutsbrüder. Und die Ähnlichkeit der ethnischen Impulse, die sie oft miteinander in Konflikt brachte, muß sie vereinigen, um sie gemeinsam

der Umschlingung des deutschen Eindringlings zu entziehen. Stets, wenn man in den letzten zwei Jahren die Erörterung der polnischen Frage von mir verlangte, mußte ich erwidern, daß ich jederzeit bereit sei und bereit bleibe, meine Feder der polnischen Sache zu widmen, daß es aber für Frankreich nicht weniger als für jedes andere Land sich in fruchtlosen Diskussionen verlieren hieße, wenn man schon jetzt, vor dem Sieg, die Friedensbedingungen erörtern wollte."

„*Daily Telegraph*“: „Die Herstellung der polnischen Souveränität durch Deutschland bringt eine wirkliche Überraschung, obwohl seit langem das Gerücht ging, daß eine derartige Maßnahme von der kaiserlichen Regierung ins Auge gefaßt sei. Es ist klar, daß kein vernünftiger Mensch in einem der alliierten Länder die deutsche ‚Geste‘ den Polen gegenüber ernst nimmt.“

Die „*Times*“: „Die Zukunft Polens ist eine europäische Frage von äußerster Wichtigkeit. Mit ihrer Lösung sind tiefe Interessen aller Alliierten verknüpft.“

Der „*Corriere della Sera*“: „Der Minister des Auswärtigen Burian selbst hielt es für angebracht, einem polnischen Ausschuß zu erklären, daß die angekündigten Maßnahmen erst nach dem Kriege verwirklicht werden sollen. Was Deutschland während des Krieges allein interessiert, ist die Aufstellung einer polnischen Armee, um sich mit Blut bezahlt zu machen für sein falsches Spiel.“

Das „*Giornale d'Italia*“: „Der polnische Staat, den Deutschland geschaffen hat, ist eine Absurdität, die

im Widerspruch steht mit den Traditionen der deutschen Politik und den Gefühlen der polnischen Nation. Was man da geschaffen hat, trägt den Todeskeim in sich. Man glaubt wohl in Deutschland selbst nicht dran.“

Der „*Avanti*“: „Die Proklamation der Unabhängigkeit Polens ist weder eine Generosität noch ein Akt der Gerechtigkeit: vielmehr ein diplomatischer, politischer und militärischer Notbehelf.“

Die „*Basler Nationalzeitung*“: „Ein Beweis dafür, daß zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn bezüglich Polens noch Meinungsverschiedenheiten bestehen, liegt darin, daß Österreich Galizien die Autonomie zugesteht, während Deutschland es nicht ebenso mit Preußisch-Polen hält. Man wird klug daran tun, aus der Proklamation nicht allzuviel Konsequenzen zu ziehen, denn Deutschland selbst zeigt diese Zurückhaltung, indem es sich über die Frage der Dynastie nicht näher erklärte.“

*

Die *russische Presse* variiert allgemein die Worte der „*Rjetsch*“, daß der tatsächliche Zweck dieses hastigen deutsch-österreichischen Aktes in der Erklärung über die Rekrutierung enthalten sei. Jedermann wisse indessen, daß allein die wenig einflußreichen und wenig zahlreichen Parteien wie die „Vereinigung der Anhänger eines polnischen Staatswesens“ dem hätten zustimmen können. Die von den Österreichern und Deutschen proklamierte Rekrutierung stelle einen Akt der Vergewaltigung und die Erklärung der Unabhängigkeit Polens eine Heuchelei dar.

Was schließlich die preußischen

Polen denken, läßt sich leicht vermuten, wenn man liest, was der in Posen erscheinende „Kuryer Posnanski“ schreibt. Das Manifest der Zentralmächte, heißt es da, sei unzweifelhaft einer der wichtigsten politischen Akte während des Krieges. Die Politik in Europa, die seit Teilung Polens betrieben wurde, werde dadurch für bankrott erklärt. Die deutsch-russische Freundschaft sei das Fundament der europäischen Lage gewesen, die sich auf die Streichung Polens aus dem Reiche der selbständigen Staaten gestützt habe. Es habe des Zusammenbruchs dieser Freundschaft bedurft, um das Verständnis für die Notwendigkeit einer Wiedererrichtung Polens aufkommen zu lassen. Eine unerfreuliche Seite des Vorgehens der Zentralmächte bilde die Tatsache, daß hierbei nur die Hälfte der polnischen Nation berücksichtigt werde. Durch das Manifest werde demnach die polnische Frage endgültig noch nicht gelöst. Es sei damit jedoch der erste Schritt zu diesem Zwecke getan worden, und dieser Schritt dürfe nicht mehr rückgängig gemacht werden, ohne Rücksicht darauf, welche Wendung die künftigen Ereignisse nehmen würden.

Dem entsprechend haben die *Posenfraktionen* des Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses beschlossen, eine abwartende Haltung angenommen.

Immerhin gab im *preußischen Abgeordnetenhaus* der Pole Styczinski am 20. November im Namen seiner Fraktion folgende Erklärung ab:

„Wir sind uns der geschichtlichen Bedeutung der Zeit voll bewußt und

empfinden die Verantwortung in vollem Umfange. Wir hätten gewünscht, das Bewußtsein dieser Verantwortung auf allen Seiten zu finden. Es wäre dann wohl ein Antrag wie der vorliegende nicht eingebracht worden. Wir lehnen jedenfalls die Verantwortung für die Folgen der Erörterung des Antrags ab. Das polnische Volk hat das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit niemals verloren. Die fortgesetzte Verletzung dieses seines Rechtes auf nationale Einigung war nach unserer Überzeugung eine der Grundursachen des jetzigen Weltkrieges. Wir geben uns aber der Hoffnung hin, daß das viele Blut in diesem Kriege nicht umsonst geflossen sein wird, wenn die Nationen Europas sich allseitig zu der Überzeugung durchringen werden, daß die Freiheit anderer Völker den Lebensinteressen des eigenen Volkes nicht widerspricht. Die Anerkennung der nationalen Bedeutung der polnischen Frage ist ein Schritt vorwärts auf dem Wege zu ihrer endgültigen Lösung. Das Kaiser-Manifest erfüllt uns mit Genugtuung, weil es aus dem Bewußtsein dieser Notwendigkeit entstanden ist und das Recht des polnischen Volkes auf Gründung eines selbständigen Staates im Prinzip anerkennt. Indes sind die vielfach geäußerten Befürchtungen, daß noch ein Teil des polnischen Volkes in der Zugehörigkeit zu anderen Staaten bleibt und das bei diesem Teil die Freiheit nur eine nominelle sein würde, durch den vorliegenden Antrag vollauf bestätigt. Nach dem Willen der Antragsteller, also der Mehrheit dieses Hauses, sollen dem in Bildung befindlichen Staat solche Fesseln auf

politischem, militärischem und wirtschaftlichem Gebiet auferlegt werden, daß seine Freiheit und Selbständigkeit nur noch eine scheinbare sein würde. Der Antrag beweist auch, daß die Antragsteller eine Verständigung zwischen dem deutschen und polnischen Volk direkt ablehnen. Wenn die Antragsteller von „polnisch sprechenden Preußen“ statt von den polnischen Preußen reden, so sprechen sie uns die Nationalität ab, und das muß von uns als Provokation aufgefaßt werden. Mit der Notwendigkeit, den angeblich deutschen Charakter unserer Heimat zu wahren, wurde die ganze Polenpolitik, die Verbannung der polnischen Sprache aus Amt, Schule und dem öffentlichen Leben begründet, wurden mehr als eine Million Mark aus Staatsmitteln zur dauernden Verdrängung der Polen verwandt. Angesichts dieser Tendenz legen wir gegen den Antrag feierlichen Protest ein. Im übrigen beantragen wir namentliche Abstimmung und bitten, diesen unseren Antrag zu unterstützen.“

Nach dem Antrag der Konservativen, Freikonservativen und Nationalliberalen, der dem Abgeordnetenhaus vorlag, „sprach das Haus die Erwartung aus, daß bei der endgültigen Ausgestaltung der Verhältnisse des seine kulturellen und nationalen Verhältnisse frei regelnden neuen Staates dauernd wirksame militärische, wirtschaftliche und allgemeinpolitische

Sicherungen Deutschlands im Königreich Polen geschaffen werden.

Das Haus der Abgeordneten behält sich seine Stellungnahme zu etwaigen politischen Schritten, welche die Interessen der polnisch sprechenden Deutschen berühren, nach Maßgabe der weiteren Entwicklung der Verhältnisse völlig vor. Es erklärt aber schon heute keine Regelung der innerpolitischen Verhältnisse in der deutschen Ostmark für möglich, die geeignet wäre, den deutschen Charakter der mit dem preußischen Staat unlösbar verbundenen und für das Dasein sowie die Machtstellung Preußens und Deutschlands unentbehrlichen östlichen Provinzen irgendwie zu gefährden.“

Dieser Antrag wurde mit 180 gegen 104 Stimmen (bei 3 Stimmenthaltungen) *angenommen*.

*

Henryk Sienkiewicz ist in der welschen Schweiz *gestorben*. An der Trauerfeier in Vevey nahmen teil: als Vertreter der deutschen Botschaft in Bern Dr. von Schubert, der österreichisch-ungarischen Botschaft in Bern die Legationsräte de Vaux und Skrzynsky, von der russischen Botschaft Makrejew, ferner waren die Konsuln Frankreichs und Englands anwesend. Die französische, englische, deutsche, österreichisch-ungarische und russische Botschaft ließen an dem Sarge Blumenkränze niederlegen . . .

Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst.

Der gegenwärtig wiederum durch seine großzügige und geistige Kunst

aufs neue fesselnde Tonmeister *Ferruccio Busoni* (dem auch als Komponisten, Dichter und Dirigenten verdiente Ehre gebührt) hat soeben in der

schon äußerlich durch die entzückenden altitalienischen Buntpapiereinbände rasch beliebt gewordenen reichhaltigen „Insel-Bücherei“ ein Bändchen erscheinen lassen, das in zwangloser Folge des Autors Gedanken über künstlerische Gesetze und Irrtümer enthält und in seinem letzten Abschnitt Ausblicke gewährt in eine „Zukunftsmusik“, nach deren Landfindung ja mancher Musiker von heute sich unterwegs befindet. — Nun wissen wir aus der geistigen Anschauung und ihrem Erlebnis, daß alle Künste in einer höheren Einheit miteinander verbunden sind, einen unzertrennbaren geistigen Körper bilden, so wie Fleisch, Blut und Bein den Leib des Menschen formen, der zum Gefäß des Geistes und der Seele dient. Ein gottgesegneter Tempel sollte dieser Leib werden, — und ist zur wütenden Kampfmaschine geworden rings um uns her, wo Leib gegen Leib, Geist gegen Geist rast und ringt. Aber einmal muß wieder Friede sein und muß sich C. F. Meyers Dichterwort erfüllen:

Doch das Gespann erlahmt, die Pfade dunkeln,

Die ew'gen Lichter fangen an zu funkeln,

Die heiligen Gesetze werden sichtbar.
Das Kampfgeschrei verstummt. Der Tag ist richtbar.

Die heiligen Gesetze werden sichtbar, die ewigen, die sich in steter Wandlung ewig jung und schön im Menschen offenbaren. Dieses *Werdende*, „das ewig wirkt und lebt“, das entsteht, besteht und vergeht, es findet hier — wie in Werk und Lehre Richard Wagners — unmittelbaren Ausdruck. — Hans Sachs, der auf Walther Stolzings

Frage: „Wie fang ich nach der Regel an?“ zur Antwort gibt: „Ihr stellt sie selbst und folgt ihr dann!“, diese Meistergestalt scheint in busonischem Gewande neu hervorzutreten, wenn wir den folgenden Passus lesen:

„Der Schaffende sollte kein überliefertes Gesetz auf Treu und Glauben hinnehmen und sein eigenes Schaffen jenem gegenüber von vorneherein als Ausnahme betrachten. Er müßte für seinen eigenen Fall ein entsprechendes eigenes Gesetz suchen, formen und es nach der ersten vollkommenen Anwendung wieder zerstören, um nicht selbst bei einem nächsten Werke in Wiederholungen zu verfallen.

Die Aufgabe des Schaffenden besteht darin, Gesetze aufzustellen und nicht, Gesetzen zu folgen. Wer gegebenen Gesetzen folgt, hört auf, ein Schaffender zu sein.

Die Schaffenskraft ist um so erkennbarer, je unabhängiger sie von Überlieferungen sich zu machen vermag. Aber die Absichtlichkeit im Umgehen der Gesetze kann nicht Schaffenskraft vortäuschen, noch weniger erzeugen.

Der echte Schaffende erstrebt im Grunde nur die Vollendung. Und indem er diese mit seiner Individualität in Einklang bringt, entsteht absichtslos ein neues Gesetz.“

Und weiter:

„Routine wird sehr geschätzt und oft verlangt; im Musik„amte“ wird sie beansprucht. Daß Routine in der Musik überhaupt existieren und daß sie überdies zu einer vom Musiker geforderten Bedingung gemacht werden kann, beweist aber wiederum die engen Grenzen unserer Tonkunst. Routine bedeutet: Erlangung und Anwendung

weniger Erfahrungen und Kunstgriffe auf alle vorkommenden Fälle. — Die Routine wandelt den Tempel der Kunst um in eine Fabrik. Sie zerstört das Schaffen. Denn Schaffen heißt: aus Nichts erzeugen. Die Routine aber gedeiht im Nachbilden. Sie ist die „Poesie, die sich kommandieren läßt“. Weil sie der Allgemeinheit entspricht, herrscht sie. Im Theater, im Orchester, im Virtuosen, im Unterricht. Man möchte rufen: meidet die Routine, beginnt jedesmal, als ob ihr nie begonnen hättet, wisset nichts, sondern denkt und fühlet!

Nehmen wir es uns doch vor, die Musik ihrem Urwesen zurückzuführen; befreien wir sie von architektonischen, akustischen und ästhetischen Dogmen; lassen wir sie reine Erfindung und Empfindung sein, in Harmonien, in Formen und Klangfarben (denn Erfindung und Empfindung sind nicht allein ein Vorrecht der Melodie); lassen wir sie der Linie des Regenbogens folgen und mit den Wolken um die Wette Sonnenstrahlen brechen; sie sei nichts anderes als die Natur in der menschlichen Seele abgespiegelt und von ihr zurückgestrahlt; ist sie doch tönende Luft und über die Luft hinausreichend; im Menschen selbst ebenso universell und vollständig wie im Weltenraum. Denn seht, die Millionen Weisen, die einst ertönen werden, sie sind seit Anfang vorhanden, bereit, schweben im Äther und mit ihnen andere Millionen, die niemals gehört werden. Ihr braucht nur zu greifen und ihr haltet eine Blüte, einen Hauch des Meeratems, einen Sonnenstrahl in der Hand. Meidet die Routine, denn sie greift nur nach dem, das eure Stube

erfüllt und immer wieder nach dem nämlichen: so bequem werdet ihr, daß ihr euch kaum mehr vom Lehnstuhl erhebt und nur mehr nach dem Allernächsten greift. Und Millionen Weisen sind seit Anfang vorhanden und warten darauf, sich zu offenbaren!“

So bietet uns Busonis „Entwurf einer neuen Ästhetik“ mancherlei Anregung und mag — nach dem Ermessen der Heutigen — des Künstlers Geisteshand auch manchmal etwas reichlich hoch und fernhin greifen, das Meer der Töne neu zu teilen und zu gliedern suchen, so wird man sich dieser Persönlichkeit, deren Wert doch weit über den des bloßen Blenders und Virtuosen hinausgeht, nicht leicht entziehen, dem „mächtigen Zauberer“ nicht entfliehen können, der zu Beginn der Schrift — im Motto — diese Worte spricht:

„Was sucht Ihr? Sagt! Und was erwartet Ihr?“

„Ich weiß es nicht; ich will das Unbekannte!

Was mir bekannt, ist unbegrenzt. Ich will

darüber noch. Mir fehlt das letzte Wort.“

Ins Unbekannte will uns Busoni führen, ins Reich „Jenseits von Gut und Böse“, wo Nietzsche zu uns redet: „Ich könnte mir eine Musik denken, deren seltenster Zauber darin bestände, daß sie von Gut und Böse nichts mehr wüßte, nur daß vielleicht irgend ein Schifferheimweh, irgend welche goldene Schatten und zärtliche Schwächen hier und da über sie hinwegliefen: eine Kunst, welche von großer Ferne her die Farben einer untergehenden, fast unverständlich gewordenen moralischen Welt zu sich flüchten sähe und die gastfreund-

lich und tief genug zum Empfang solcher späten Flüchtlinge wäre . . .

„Wird diese Musik je erreicht?“ so tönt des Führers Frage, dumpf und lastend — wie das starre C der Bässe am Schluß der Zarathustra-Symphonie von Richard Strauß. Vielleicht. Im Reich „Jenseits von Gut und Böse“.

„Ist Nirwana das Reich ‚Jenseits von Gut und Böse‘ — schließt Busoni seine Abhandlung — „so ist hier ein Weg

dahin gewiesen. Bis an die Pforte. Bis an das Gitter, das Menschen und Ewigkeit trennt — oder das sich auftut, das zeitlich Gewesene einzulassen. Jenseits der Pforte ertönt Musik. Keine Tonkunst. — Vielleicht daß wir erst selbst die Erde verlassen müssen, um sie zu vernehmen. Doch nur dem Wanderer, der der irdischen Fesseln unterwegs sich zu entkleiden gewußt, öffnet sich das Gitter.“

H. R.

Intellektuelle Apologeten.

Aus einem Aufsatz *René Gillouins* im „*Mercure de France*“ (erstes Novemberheft) seien folgende Seiten übersetzt, die besonders interessieren in einem Augenblick, wo Max Scheler ein neues „katholisches“ Kriegsbuch herausgibt und andere ähnliche „radikal-konservative“ Versuche angestellt werden.

1.

Ich will auf den folgenden Seiten einfach, bündig und klar untersuchen, wie drei der ausgezeichnetsten Vertreter des Katholizismus, Charles Maurras, Jules Lemaître und Maurice Barrès, in Wirklichkeit zum Katholizismus stehen. Wenn ich drei Namen gruppiere, die so verschieden in ihrer intellektuellen Haltung sind, bestimmt mich dazu zunächst, daß diese drei Apologeten von außen gesehen beträchtlichen Einfluß haben oder hatten, und zwar alle drei zusammen in demselben Sinne Einfluß auf gerade jenen nicht zu unterschätzenden Teil der französischen Jugend, der, ohne katholisch zu sein, ja sogar bestreitend, daß er es sei, sich doch, wenn man mir die Neologie erlaubt, gerne als „prokatho-

lisch“ bekennt; drei Namen also, hinter denen man wohl gewichtige Repräsentanten vermuten darf. Sodann aber, daß mir das Apologetentum aller drei an demselben intimen Widerspruch, derselben heimlichen Schwäche zu leiden scheint.

2.

Vom historischen und kritischen Gesichtspunkt aus betrachtet, ist das katholische System ein halb pragmatischer, halb poetischer oder mythologischer Synkretismus, dessen Elemente zum Teil der christlichen, zum Teil der griechisch-lateinischen Tradition entnommen sind. Nachdem das Urchristentum seine anfängliche Erhabenheit kurze Zeit inmitten einer ihm feindlich gesinnten Zivilisation behauptet hatte, nahm eine Politik der Kompromisse überhand, und das Christentum, das in der zeitlichen Ordnung den Purpurmantel des Cäsars anlegte, griff in der spirituellen Ordnung zu der Sprache des römischen Rechts und der griechischen Metaphysik.

Das katholische System, soweit es System ist, war bestimmt, sich nach und nach wieder aufzulösen. Zwischen Elementen, die nach Herkunft und

Tendenz so verschieden waren wie das Christentum und die griechisch-lateinische Kultur, war eine Synthese nicht möglich und eine Einheit nur aufrecht zu erhalten durch gegenseitige Konzessionen. Der Vereinheitlichung des Systems zuliebe wurde es nötig, die hohen Begriffe von Glaube, Vernunft und Poesie auf den niedersten Wert herabzudrücken. In dem Maße, in dem diese drei „Ordnungen“, um einen Ausdruck Pascals zu gebrauchen, einen ihrem Wesen, ihrer Entwicklungsfähigkeit gemäßen Bewußtseinsinhalt annahmen, verlangten sie auch eine nach der andern Unabhängigkeit, und das schöne Gesicht der Einheit entschwand, ohne etwas von seiner Anziehungskraft zu verlieren, in einen entlegeneren Himmel.

3.

Die Reformation bezeichnet die erste Etappe in der Auflösung des katholischen Systems. Über den Sinn und die Tragweite dieser großen Bewegung sind die seltsamsten und bisweilen albernsten Ideen in der Polemik geläufig. Real gesehen stehen wir, wenn wir uns mit der Seele der Reformation selbst befassen und vom Zeithintergrund und von Irrtümern absehen, vor einem heftigen Protest gegen alle die Dinge, in denen der Katholizismus des XVI. Jahrhunderts zu menschlich, zu heidnisch dachte und zu wenig christlich. Ihr gebt zuviel auf den Menschen, auf die Natur, ihr vernachlässigt Gott, so könnte man den Vorwurf formulieren, den Luther und Calvin in Rom erheben. Der Mensch ist nur Schmutz und Kot, die Natur nur Gelegenheit zur Sünde oder Versuchung. Ohne

Gott kein Heil: von ihm kommt der Glaube und sogar die Sehnsucht danach. Aber, hat man genugsam beachtet, daß die Folgen der Reformation sehr verschieden gewesen sind, je nachdem man sie in zeitlicher oder spiritueller Hinsicht betrachtet? Gewiß führt die Reformation das christliche Leben zu seinem Quell zurück, reinigt es von Alfanzerei, stärkt es und macht es intensiver; aber andererseits, und das ist eine Folge, die die Reformatoren weder voraussehen noch sich wünschen konnten, trennte die Reformation den Geist von der Zeit. Der katholischen Konzeption einer sichtbaren Kirche, die gleicherweise Gläubige und Ungläubige in ihrem Schoße vereinigt, setzt die Reformation die Konzeption einer unsichtbaren Kirche entgegen, die allein den Auserwählten vorbehalten ist; sie gesteht dem natürlichen Menschen mit einer Art stillschweigenden Einverständnisses die negative Freiheit zu, die ihm gestattet, sich als Privatperson nach Lust und Neigung zu entfalten.

4.

Die Revolution bezeichnet die zweite Etappe der Auflösung des Katholizismus. Nichts ist verkehrter, als aus der Revolution eine Tochter der Reformation zu machen. Reformation und Revolution sind zwei einander völlig entgegengesetzte Bewegungen; beide sind, das ist richtig, wesentlich antikatholisch, aber ihr Antikatholizismus ist im Sinn entgegengesetzt. Die Reformation tadelt am Katholizismus, daß er Gott, die Revolution, daß er den Menschen übersieht. Wenn die Reformation die Autorität der Kirche bricht,

stellt sie dafür nicht die Willensfreiheit oder die individuelle Phantasie auf, sondern die Autorität des „Wort Gottes“, und die Freiheit, die sie verkündet, ist nur eine vollständigere Knechtung. Während die Revolution auf den Trümmern der Königsautorität die bürgerliche und politische Freiheit aufrichtet, das individuelle und soziale Menschenrecht, die Selbstverwaltung, die Souveränität der natürlichen Vernunft. In Wahrheit ist dies Programm konfus und voll Widersprüchen. Die Vernunft zielt auf Ordnung, die Freiheit als absolutes Prinzip aufgestellt, zielt auf Unordnung ab. Aber der Liberalismus der Revolution ist meiner Ansicht nach durch die Umstände bedingt und bedeutet nur eine legitime Reaktion gegen den Mißbrauch der Autorität. Die Seele der Revolution ist die Verkündung der Souveränität der natürlichen Vernunft in der Philosophie, den Wissenschaften, der Kunst, in der Organisation der bürgerlichen und politischen Gesellschaft: ebenso viele Thesen, zu denen Charles Maurras sich gemeinsam mit der Revolution und im Gegensatz zur Kirche bekennt. Als Sohn der Revolution will Charles Maurras alle diese Dinge einsetzen, nicht wie Pius X. es wollte, *im* Christen, sondern *ohne* den Christen. Und wenn die Resultate, zu denen ihn identische Prinzipien führen, von denen der Revolution bis zum vollendeten Widerspruch verschieden sind, so kommt das daher, daß seine Konzeption direkt und rein vom Hellenismus ausgeht, und damit gerät Charles Maurras, zu seinem eigenen Verdruß, nur noch tiefer in wirkliche Feindschaft mit der Kirche.

5.

Man hat Charles Maurras oft und bitter zum Vorwurf gemacht, er sei ein Heide. Ich möchte mich diesem Tadel nicht anschließen. Es ist eine Tatsache, daß das Heidentum, soweit es starke und ewige Werte hat, heute allgemein wieder auflebt, und Charles Maurras, der sich ohne Umschweife, ohne Furcht vor Worten und Dingen einen Heiden nannte, trat damit nur unmißverständlich für die vielleicht tiefste Bewegung unserer Epoche ein. Heide sein, heißt in die Metaphysik übersetzt, die Welt akzeptieren wie sie ist, mit Dunkel und Licht, ihrer unentwirrbaren Mischung von Gut und Böse, von Krieg und Frieden, von Haß und Liebe; heißt in der Moral, den Menschen nehmen wie er ist, nicht von Grund aus gut, wie Jean-Jacques ihn will, nicht von Grund aus böse, wie Calvin ihn sieht, sondern fähig zu Tugend und Größe, wenn die Vernunft ihn leitet, fähig zur Niedrigkeit, wenn die Vernunft ihn verläßt; heißt in der Gesellschaft, von der Sozietät zum Individuum gehen und nicht, wie das Christentum und die Revolution es wollen (die Revolution ist in dieser Hinsicht eine Tochter, aber ein Bastard des Christentums), vom Individuum zur Gesellschaft; heißt endlich in der Religion, die Natur vergöttern und zwar gesiebt, gereinigt, sublimiert durch das menschliche Genie, und so kommt man, indem man es intuitiv im Innersten packt, zum griechischen Heidentum und zum Geheimnis seiner schöpferischen Kraft, und so kommt man zum keltischen oder germanischen Heidentum.

6.

Dergestalt haben wir alle am Heidentum teil, mehr oder weniger, aber die meisten von uns, und insonderheit unsere Gesellschaft, verbinden ihr Heidentum recht und schlecht, und öfters schlecht als recht, mit dem, was vom Christentum übrig blieb. Mit anderen Worten: wir haben die beiden Wertsysteme aufgelöst, die beiden Gottesbegriffe, die die Kirche vereinigte, mit deren Vereinigung sie ihre Dogmen verdunkelte, aufgelöst, und da wir weder den Gott der Natur, noch den Gott des Geistes, noch den Gott der Metaphysik, noch den Gott der Moral abschwören wollen und können, schleppen wir alle diese Götter mit uns und überlassen es ihnen, gegenseitig, wenn ich es auszusprechen wage, in Ordnung zu kommen. „Ich weiß sehr wohl“, schrieb vor einigen Jahren ein deutscher Pastor der nationalliberalen Fraktion des Reichstages, „wenn ich für die Flottenvermehrung stimme, handle ich nicht im Sinne des Evangeliums. Aber was soll man machen? Ich bin Christ und bin deutscher Bürger.“

Die Originalität des Charles Maurras besteht darin, daß er mit vielleicht einzigartiger Entschiedenheit das alte Ideal wiederaufleben läßt, indem er den christlichen Gott aus seinem System ausmerzt, um ausschließlich dem heidnischen Gott, der Natur, oder richtiger der Vernunft, die, wie ich bereits sagte, nichts anderes ist als die sublimierte Natur, die Ehre zu geben. Es ist blutiger Ernst, wenn er anrät, Frankreich als Göttin zu ehren, oder von den Säulen der Propyläen schreibt, sie seien

buchstäblich das, was man heute unter Gott verstehe. Auf die einfachste Formel gebracht, bedeutet das ein Frontmachen gegen den hebräischen Christus, den er beschuldigt, den Sklaven losgelassen und über die Welt die Landplage der Charité entfesselt zu haben.

So haßt und verachtet Maurras als wirklicher Grieche, der er ist, das Christentum. In den nämlichen Haß, in die nämliche Verachtung schließt er die jüdischen Propheten ein, die die Ankunft Christi vorbereiteten und die „Auserwählte Gottes waren ohne Priester zu sein“, „Anstifter der Unordnung und der Agitation“; Christus selbst, der „den Triumph des Absurden“ brachte; die Reformatoren des XVI. Jahrhunderts und ihre Nachfolger, „entsetzliche Menschen“, „eine Partei der schlimmsten Feinde des schönen Scheins“. Was lobt Charles Maurras am Katholizismus? Das Christentum arrangiert zu haben, die Idee Gottes organisiert und so dem Christentum sein Gift genommen zu haben. An Hand der protestantischen Exegeten und Renans konstatiert er, daß der Katholizismus die Lehre des Evangeliums tief verunstaltet hat, *und er beglückwünscht ihn dazu.*

Hatte ich unrecht, wenn ich behauptete, dieser Verfechter des unverkürzten Katholizismus arbeite heftig mit an der Auflösung des Katholizismus?

7.

Ich habe mich so lange beim Fall Charles Maurras aufgehalten, weil er der unzweideutigste und frappanteste ist. Aber man lese jetzt im Licht dieser

Analyse die Worte, die Jules Lemaître in der „Enquête sur la Monarchie“ diesem seinem ausgezeichneten Freund verleiht, der ihm wie ein Bruder erscheint:

„Ich habe große Achtung vor den Protestanten, aber siehst du, der Katholizismus wäre heute eine köstliche Sache ohne diese trübselige Reformation. Cherbuliez, zwar ein Protestant, aber ein wahrhaft freier Geist, hat es ausgesprochen in einem seiner Bücher. Die Kirche war für die Völker eine gastliche und bequeme Zufluchtstätte geworden. Die Weisen und Philosophen begannen sich einzurichten darin. Das Dogma selbst verlor an Starrheit, wenigstens dachte man sich nicht mehr viel dabei. Die Versöhnlichkeit und der Ausgleich hätten noch Fortschritte gemacht. Ohne Zweifel gab es Mißbräuche in der Kirche: die Simonie, den Ablassverkauf (das gibt es aber in der Laienregierung auch: Panamaskandale, Ordensschacher. Ein tüchtiger Papst hätte genügt, diese bedauerlichen Inkorrektheiten abzuschaffen. Luther und Calvin, ein Mönch und ein Pfarrer, entsetzliche Menschen, haben mit ihrem Protest nicht gegen die Mißbräuche, sondern gegen die Kirche selbst, die Reformation gebracht, und das bedeutete: die Jesuiten, eine Verschärfung des Dogmas und für lange Zeit eine katholische Intoleranz, die derjenigen der Reformierten nichts nachgab. Sehr bedauerlich. Es gäbe heute noch eine „Christenheit“; ganz Europa hätte heute eine und dieselbe Religion, einfach in Tradition und Ritus, die deliziös sein könnte.“

8.

Der Traum Jules Lemaîtres, eine Religion, einfach in Tradition und Ritus, dieser Traum wurde von der Geschichte dreimal verworfen: erstmals, als das Urchristentum das Heidentum zerstörte, das jenes Ideal der Einfachheit in Tradition und Ritus erreicht hatte; ein zweites Mal, als die Reformation in Zeiten des drohenden Verfalls das Neuheidentum, zu dem der Katholizismus der Renaissance tatsächlich gekommen war, zwang, sein Profil wieder herzustellen, das heißt sich auf sein Christentum zu besinnen; und ein drittes Mal, als die Revolution den höfischen Abbés und den Libertinage-Bischöfen bedeutete, daß die Vernunft, von nun an erstes Prinzip, sich nicht mehr genügen lasse mit einer tatsächlichen Toleranz, noch mit einem Autoritätsregime, wie nachsichtig und umgänglich es sich immer erwies, und als ihr gutes Recht die Freiheit verlangte.

Der neue Geist, herzhaft plebejisch wie er ist, findet die aristokratische Libertinage und Frivolität der italienischen Renaissance und des französischen XVIII. Jahrhunderts, nach denen Jules Lemaître seufzt, verächtlich und lehnt sie ab. Für Lemaître sind Vernunft, Glaube, Wissen, Menschenrechte und göttliche Rechte Dinge, für die er gleicherweise den letzten Ernst verlangt. Rationalist, denkt er doch niemals antichristlich, im Gegenteil, das Christentum ist ihm gleichzeitig Quell aller privaten Tugenden und ein, wenn nicht unentbehrliches, so doch sehr wertvolles Element im Leben eines Staates. Aber beklagen mit Jules

Lemaître, daß die Kirche durch die Institution der Jesuiten und die Schärfung des Dogmas aufgehört hat, für die Völker eine „gastliche und bequeme Zufluchtsstätte“, eine exquisite, vergnügliche Religion zu sein, heißt sich sowohl dem Katholizismus wie der modernen Vernunft gegenüber in eine Position begeben, die exzentrisch und inaktuell, in der Formel reaktionär ist, heißt ganz und gar sich „prokatholisch“ bekennen, dem Katholizismus jegliche Spitze nehmen, ihn verkennen und schmähen.

9.

Hat Charles Maurras seine Väter in der griechischen Antike, Jules Lemaître die seinen in der Renaissance und im XVIII. Jahrhundert, so ist Maurice Barrès in vielerlei Hinsicht ein authentischer Sohn der Revolution. Und zunächst war er in seiner Jugend ein ausgemachter Individualist und blieb es trotz seines Traditionalismus. Notieren wir im Vorübergehen: das katholische System schließt weit eher das System des Charles Maurras als den Individualismus aus. Denn schließlich und endgültig ist allein das Individuum und nicht die Familie oder die Gesellschaft gnadenfähig und geeignet, Heilsobjekt zu werden, und also ist das Individuum in einem gewissen Sinne und auf einem bestimmten Hintergrund für die Kirche eine Art Absolutum, während für Charles Maurras, der ganz sozial denkt, der Individualismus in keinem Sinne und in keinerlei Bedeutung in Betracht kommt. In dieser Frage des Individualismus aber befindet sich Maurice Barrès ebenso entschieden zur Linken des Syllabus, wie Charles Maurras sich auf der Rechten befindet. Im allge-

meinen wäre Maurice Barrès, der heute die Kirche verteidigt, weil sie unterdrückt ist, sofort dabei, sie zu bekämpfen, wenn sich das Blatt drehen würde, *wenn die Umstände ihr erlaubten, ihr System anzuwenden*. Er verteidigt von der Kirche, was sie an reiner und kostbarer Spiritualität repräsentiert, ihre Ideologie aber lehnt er ausdrücklich ab, sowohl die politische wie die metaphysische. Und so befindet auch er sich in der schiefen Position, den Triumph einer Sache befürchten zu müssen, die er begünstigt.

Das ist aber nicht alles, und das Mißverhältnis zwischen Maurice Barrès und der Kirche beschränkt sich nicht auf das politische oder philosophische, es erstreckt sich auch auf das religiöse Gebiet selbst. Maurice Barrès ist mit Charles Maurras einer der Wortführer dieser für unsere Zeit charakteristischen Wiedergeburt des Heidentums; während indessen Charles Maurras das hellenische Heidentum meint, findet Maurice Barrès das keltische. Man lese daraufhin das wundervolle Kapitel der „Grande Pitié des Eglises de France“, das ein wenig fatal „La Mobilisation du Divin“ betitelt ist.

„Les pensées de nos lointains exercent toujours de mystérieuses et fortes poussées dans notre vie“ etc.

Aber schließlich ist dieses Heidentum, in dem der barresianische Kult der Erde und der Toten, wenn man ihn seiner positivistischen Tiraden entkleidet, besteht und beschlossen ist, der kirchlichen Lehre nicht nur fremd, er ist ihr ausdrücklich zuwider. Ich verstehe wohl, daß Maurice Barrès sich darauf beschränkt, eine „Verbindung des katholischen Religionsgefühls mit

dem Sinn der Erde“ zu verlangen. Aber welchen ernstlichen Bestand, welche wirkliche Kraft kann ein Bündnis haben, dessen Kontrahenten sich untereinander ebenso wenig oder sogar noch weniger verstehen, als mit der Mehrzahl ihrer Gegner?

10.

Denn will man, um den Gegenbeweis anzutreten, ohne in der Hauptsache viel zu ändern, von irgendeiner der drei analysierten „prokatholischen“

Positionen übergehen zum kategorischsten Antikatholizismus? So nehme man nur zum Beispiel das Heidentum des Charles Maurras, lege einen leichten Akzent dabei auf die Worte Vernunft und Ordnung, statt auf „Schönheit“ und „Lust“, halte dazu etwas Charität, dunkel im Ton und auf verändertem Hintergrund, etwas Mitleid basiert auf Sinnlichkeit, kurz Humanitätsphilosophie, und wen findet man? Anatole France.

(Übers. *Hugo Ball*)

Der Knabe Herbst.

Alle blassen Wiesen stehen im Gesang und durch den Abend reiten schnelle dunkle Dinge.

Ein feierlicher Knabe ist der Herbst, wie er metallisch, bräunlich, herrisch so im Abend steht. —

Und die Natur feiert Schwermut; denn reif ist alles und erfüllt ist alles.

Sie träumt von einem weißen Tod und leer von Ernten sind nun ihre Hände. Ihr Lieblingsknabe aber ist der Herbst. Für ihn hat tiefer sie geglüht als jeden andern. Und Sturm und Sonne hat er wie ein Rasender getrunken. Er ganz allein weiß Rausch und Torheit aller Frühlinge und Sommer und trägt den Tod in sich wie eine Freude.

Und seltne Feste weiß er, die kein Mensch ersinnt. Man ist ein Kind bei ihm im Raschelgold, ein Tor, auch ein

Vagant bei seinem losen Abendmahl. Er kennt die Tänze, die das Feuer lehrte und hat Gebärden, die von Schönheit weinend sind. Ein sehr verwegener Geist ist er, er flicht die unbedenklich bunten Kränze, ist ein Verschwender, dem sein Gold im Sand verrinnt.

Er ist das Fest, das die Natur in ihrer Schwermut feiert.

Er ist ihr Lieblingsknabe, der goldene Zelte um die weinende Mutter spannt.

Die Eichen bluten.

Der Wald empfängt ihn stumm wie seinen König. Es geht ein schauerlicher Takt durch diese Nächte, da er Abschied nimmt.

Der große Tod erregt nun langsam Klage und ihr Geschmeide werfen alle Bäume ab und hin.

Der Herbst ist tot.

Lu Märten.

*Die Nacht
des Angeschossenen.*

Rauschdunkles Geschehen flackert grünlich im Abend aus dem Kamin.

Halt! — nein — nur das eigene Auge, das durch den Rauch aus dem Spiegel schien.

Immer den Kopf so halten . . . Arm auf den Diwan gereckt.

- Germaine kommt bald Kein
 Opium! . . . Alles ist grau verdeckt.
 Gleich holländ'schen Ewern (o Tage
 von Nebel und Kühen, denen ich
 mich verrauschend gab,
 Delft, Vermeer, die Glocken . . .),
 gleich Ewern stampfen die Häuser
 zur Seine hinab des Boulevard, der
 aufbricht von Lichtern, von blitzenden
 Tramways zerschnürt.
 Das Wundfieber muß nun bald enden,
 das die Knochen mit Fiebern schürt.
 Famos wie den Alphonse sie warfen
 ins Auto, von Stichen und Schreien
 bunt.
 Schaum umdampfte den schmalen, wie
 mit einem Dolchschnitt aufgehaue-
 nen Mund . . .
 Gott, nun die Seine durchschneiden
 Dampfer, gellend die Ventile, Herz-
 pochen im dunklen Rohr.
 Fressendes Schwarz der Brücken wirft
 sich ihnen entgegen, dröhnt über sie
 empor.
 Lichter nun drunten . . . Ein Auto
 zittert im Hof wie ein Mann vor
 erstem Weib.
 Ah . . . Frau des kleinen Capitaine! —
 Wie wird sie fahren, blumenhaft und
 ohne Neid wie ein lächelnder Stern
 durch Straßen vom Leuchten der
 Läden beschneit, in den Rücksitz
 des Wagens gelagert, die Pleureuse
 wie Schaumstreif vom Wind über
 ihr Lächeln gekräuselt . . . Ver-
 dammt, daß die Abende so zehrend
 und endlos langsam sind.
 Nun rasen wie Zündschnüre flammend
 die Straßen zum Etoile.
 Mählich nur rauscht aus dem Garten
 der großen Fontäne Fall.
- Die Faculté de droit demonstriert um
 acht Uhr präzis am Procope.
 Wie aus dem Schrei des Royalisten
 neulich ein Zünden stob, alle Pu-
 pillen und Gläserkanten im Saal er-
 blitzten wie Degengeglänz.
 Germaine wird wieder nicht kom-
 men . . . Sacré . . . im Builler
 brennt's!
 Flammendes Aufgehn von Wellen, das
 das Graue vom Himmel abfrißt.
 Gut nur, daß Germaine sicher in der
 Olympia ist.
 Heute gleich einem brünstigen Strudel
 saugt die Revue tausend Männer in
 ihr Licht.
 Der ganze Saal ist ein brennender
 Strom, der aufglühend in dies helle
 Gelächter bricht.
 Germaine wird mit einem Hirtenstab
 tänzelnd durch die einzelnen Bilder
 hingehn.
 Wünsche aufdampfen im Parkett, wenn
 ihre Knie leicht wie Küsse ängstlich
 an das Enge der Robe angelehnt
 stehn.
 Germaines Knie sind zart wie junge
 Feigen und von seeligem Arom.
 Ihre silbernen Brüste stehn zärtlich über
 des Leibes schmalhüftigem Dom.
 Nun steigt zur letzten Ekstase in allen
 Bars der Zigeuner und Weiber Ge-
 kreisch.
 In der Source und dem d'Harcourt
 verrasen die Tänzerinnen unter dem
 Puder ihr blendendes Fleisch.
 Nun speien alle Lokale in einem bei-
 spielloso auffunkelndem Zug auf-
 zuckendes Leben, Ströme, Lieder
 und Mädchen auf des Boulmichs
 nächtlichen Geruch.

Schließen die Läden wie Lider . . .
Zwei Uhr . . . Dunkel . . . Ger-
maine kam nicht. Diese Nacht ist
nicht leicht.

Dunajec herauf (Maestro hongrois)
der mich schweigend in den neuen
prunkvollen Genesungsmorgen un-
endlich hinübergeigt.

O bald aus seinem Cabaret steigt

Kasimir Edschmid.

Notizen.

In Rouen ist *Emile Verhaeren* unter die Räder eines Eisenbahnzuges gekommen und getötet worden. Seit Strindbergs Tod war er der größte von denen, in deren Licht unsere Generation aufgewachsen ist. Und er war einer der vollkommensten Menschen, die gelebt haben, so sehr Mensch, daß das unermessliche Unglück seines Vaterlandes ihm zwar allerhand Zeitungsartikel abnötigte, daß aber der Haß ihn nicht den großen, hohen, den weitgespannten Tonfall seiner Dichtung wiederfinden ließ. Er, der so stark war im Leid und in der Liebe, wurde schwach im Haß. Nach den verstreuten Proben seiner Kriegsstrophen scheint es, als ob er darin nicht einmal an Victor Hugo herangereicht hätte. Seine letzten Gedichte sind wenige Tage vor seinem Tod gesammelt erschienen; ich habe sie mir hier noch nicht verschaffen können. Sicher hätte Verhaeren eines Tages dennoch die versöhnenden Worte gesprochen, wie sie nur jemand findet, der furchtbar geliebt und gehaßt, will sagen, der in aktiver Weise mitgelitten hat. Wenn ein Heil aus diesem Kriege kommt, dann aus dem namenlosen Leid, das die materiellen und seelischen Konventionen vieler Jahrhunderte gesprengt hat. —

Annette Kolbs Briefe an einen Toten, die zum größten Teil in den „Weissen Blättern“ erschienen sind, hat jetzt der Verlag Erich Reiß in Berlin unter dem Titel „Briefe einer Deutsch-Französin“ herausgegeben. Leider hat die Zensur viele Stellen gestrichen, die geradezeitgemäß waren.

Paul Wiegler läßt im Verlag der Weißen Bücher, Leipzig, einen Band „Figuren“ erscheinen. Inhalt: Chateaubriand in Prag — Walpole — Der Jesuit — Die Jungfrauen — Lorenzaccio — Köche — Die Spötter — Cassaneus — Benjowski — Der Großkophta — Bäder — Dichter — Die Umstürzler — Der Opiummesser — Sankt Helena — Die Somnambule — Die Rachel — Disräeli — Der Witz — Frau von Kalergis — Propheten — Eugenie — Renan — Der Herzog von Portland — Taine — Der Deutsche — Reklame — Die Höllenmaschine — Der Blaubart — Rimbaud — Die Beredsamkeit — Lutetia — Die Nabobs — Gide — Claudel — Novotny . . .

Ein großer Pompadour voll Belesenheit, Blague und ernsthafteren Spielereien . . .

Der Autor, schreibt Paul Wiegler im Vorwort, „denkt jetzt an den Jugenddrang und die Jugendabstraktion eines Fünfundzwanzigjährigen mit dem Gefühl der Fremdheit. Der erbebende Mensch nur, die Landschaft, das un-

bewußte Leben, nicht ein hoffärtiger Wahn des Intellekts hat ihm seitdem Freude gebracht oder hat ihn zur Trauer gestimmt: eines Kindes Atmen, ein Morgen in Opcina, am Lido, auf dem Laurenziberg. Von der Ideologie möchte er ganz der Erzählung sich zuwenden, dem dichterischen Gleichnis, und einen Roman ‚Schandera‘ hätte er in den letzten Monaten fertig geschrieben, wenn nicht bei uns allen ein gewaltigeres Schicksal anklopfte.

So bittet das Buch, das in den Tagen des Weltkriegs erscheint, als ein Übergang aufgefaßt zu werden. Es gibt Betrachtungen, Porträts, Novellen und wiederum Porträts; und es hofft, daß in ihm mancherlei Bilder und Worte sich finden, die durch Klarheit und Heiterkeit ihres Gegenstandes beruhigen können. Denn was auch jedem von uns zuteil wird, das Beste unsrer Überlieferungen dürfen wir nicht vergessen. ‚Laßt,‘ so mahnt in der Erschütterung der großen Revolution Goethes weise Baronesse von C., ‚alle diese Unterhaltungen, die sich sonst freiwillig darboten, durch eine Verabredung, durch Vorsatz, durch ein Gesetz wieder bei uns eintreten, bietet alle eure Kräfte auf, lehrreich, nützlich und besonders gesellig zu sein; und das alles werden wir — und noch weit mehr als jetzt — benötigt sein, wenn auch alles völlig drunter oder drüber gehen sollte. Kinder, verspricht mir das!‘

Wir, die die meisten Kapitel dieses Buches seit Jahren kennen, freuen uns, all die lustigen und klug erinnernden losen Blätter in einem Band beisammen zu haben. Bisher war es Wieglers Stärke, wie seine Unzulänglichkeit, daß er glossierte, was andere geschaffen

hatten, ja daß er selbst ihrem Lächeln über ihr Tun nachzulächeln liebte. Wie alle, die an der Begeisterung am meisten den Aufschrei, am Geist die Blague lieben, das Extrem nicht der Sache, sondern der Geste, schien er haltlos; welchen Eindruck sein großes Talent eher verschärfte, als milderte. Man sah die Empörungen, an denen er teilhatte, man sah die Ausschweifungen, die er streichelte, man sah vor allem: er peitschte seinen Stil und seine Gestalten, bis sie ihr Grellstes hergaben; und mehr sah man nicht von ihm. Ich glaube nicht, daß es gerade der „hoffärtige Wahn des Intellekts“ war, der ihm blendend im Wege gestanden hätte. Er war von fremden Giften durchsetzt. Es brauchte Zeit, bis die nur scheinbar erhitzenden, um so mehr ermattenden Fremdkörper aus seinem Blut schieden. Wenn er sich zu sich befreit, dann sicher nur im „*dichterischen* Gleichnis“.

Darum sind die vielen Jugendsünden, die „Figuren“, doch schön, zumal für uns, die wir entzückt mitgesündigt haben, damals. Ich schreibe anders darüber, wenn ich mich nicht nach dem Vorwort richtete, das den Vorhang einer Bühne zuzieht und die Fenster im Saal weit öffnet.

*

Für die *Mystiker des Kriegs* fand ich an einem Abend, wo ich gegen Trauer und Zorn ihn zu Hilfe rief, in „Yoricks empfindsamer Reise“ vorzügliche Sätze:

„Mir zwar wenigstens würde es in manchen Fällen viel angenehmer sein, wenn die Welt sagte, ‚ich hätte einen Handel mit dem Monde gehabt, wobei

weder Sünde noch Schande stattfindet,' als daß sie etwas, worin so vieles von beidem war, ganz allein auf meine Rechnung stellte."

„Wenn der Mensch mit den Menschen Frieden hat, wieviel leichter als eine Feder ist alsdann das schwerste von allen Metallen in seiner Hand."

„Ich hätte, ich weiß nicht was, für einen Advokaten gegeben."

„Wir leben in einem Jahrhundert so voller Licht, daß schwerlich ein Land oder Winkel in Europa sein wird, dessen Strahlen nicht mit andern vermischt sind." —

Ich rufe es seit zwei Jahren: halten wir zusammen, um Gottes willen halten wir zusammen. Alle Teufel sind über uns, auch die Philosophen.

*

Dem zurückgetretenen *Staatssekretär des Auswärtigen*, v. Jagow, sagt man in Deutschland nach, daß er ein „Diplomat der alten Schule“ gewesen sei und daß er wenig Verständnis für die Forderungen einer demokratischeren Zeit gehabt habe. Dafür liebte er den lapidaren Stil — eine Eigentümlichkeit der Jagows. Es ist ungefähr ein Jahr her, da erwiderte er im Reichstag auf eine Anfrage, ob die Regierung gewillt sei, die Geheimdiplomatie durch eine unter der Kontrolle der Öffentlichkeit stehende Politik des Auswärtigen zu ersetzen und die Entscheidung über Krieg und Frieden einer Volksvertretung zu übertragen: „Die Regierung ist nicht bereit, die hierfür erforderliche Verfassungsänderung vorzuschlagen." Er antwortete auf eine zweite Anfrage, ob die Regierung gewillt sei, das amtliche Material über die Entstehung des

Weltkrieges vorzulegen und eine parlamentarische Untersuchungskommission einzusetzen: „Die Regierung ist nicht gewillt, für eine Einsetzung einer parlamentarischen Untersuchungskommission einzutreten. Die Verantwortung und Sühne treffen nur unsere Gegner." — Kurz bevor Jagow zurücktrat, starb in Wien der deutsche Botschafter Tschirschky.

*

Es gibt in Berlin (N. 24, Monbijouplatz 3 I) eine *Auskunfts- und Hilfsstelle für Deutsche im Ausland und Ausländer in Deutschland*, der die Leser der Weißen Blätter werktätige Aufmerksamkeit schenken sollten. Auf einem kleinen Blatt, das Dr. Elisabeth Rotten unterzeichnet hat, liest man über Ursprung und Ziel der Hilfsstelle:

„Seit weit über einem Jahr steht die hiesige Auskunft- und Hilfsstelle für Deutsche im Ausland und Ausländer in Deutschland in ständiger Arbeitsgemeinschaft mit dem gleich nach Kriegsausbruch gegründeten englischen Hilfskomitee für Deutsche, Österreicher und Ungarn. Neutrale Stellen vermitteln den Verkehr, und von beiden Seiten haben alle Bitten um Rat und Hilfe immer williges Gehör gefunden. Das Londoner Komitee nimmt sich aller Ratsuchenden an, unterstützt die Bedürftigen der in England verbliebenen deutschen Familien mit Lebensmitteln, Kleidern, Kohlen und Geld. Im ersten Kriegsjahr sind über 2000 solche Familien auf Bitten ihrer internierten Ernährer besucht und in Fürsorge genommen worden. Zwei Heimstätten auf dem Lande ge-

währen kränklichen Kindern Unterkunft und Pflege. Ein besonderer Ausschuß besucht die Gefangenenlager, verschafft den Internierten Unterhaltung und Beschäftigung, verkauft ihre Erzeugnisse zu ihrem Besten und vermittelt Nachrichten, so oft Klagen über den Postverkehr zwischen den Gefangenen und ihren Angehörigen zu ihnen gelangen oder die Getrennten sich besondere Sorge um einander machen. Im Sommer sind in fast alle Lager wöchentlich Schnittblumen für verwundete oder kranke Gefangene gesandt worden. Zu Weihnachten wurden durch das Komitee in etwa zwölf verschiedenen Gegenden von London und in andern Teilen des Landes Weihnachtsfeiern für ungefähr tausend deutsche Familien veranstaltet und denen, die man nicht einladen konnte, etwa 800 Pakete mit Lebensmitteln, Schokolade, Spielsachen und einer kleinen Geldsumme für das Weihnachtsessen gebracht oder geschickt. Zur Aufrechterhaltung dieser Arbeit werden aus englischen Mitteln fortgesetzt ca. 20 000 Mark monatlich aufgebracht, und es wird immer wieder versichert, eines der besten Werbemittel für diese Gebefreudigkeit sei die Berufung auf die ähnlich gerichtete Liebestätigkeit, die die Berliner Auskunfts- und Hilfsstelle an den „feindlichen Ausländern“ in Deutschland ausübt. Die Leistungen der Hilfsstelle sind kleiner, insofern die Zahl der in Deutschland verbliebenen Ausländer viel geringer ist, als die der Deutschen in England; aber ihre Aufgaben sind mannigfaltiger, weil zu ihren Schütz-

lingen Angehörige aller mit uns kriegführenden Länder gehören, die hier geblieben sind, weil sie sich bei uns eingewurzelter fühlen als in der einstigen Heimat, und denen über die Nöte des Krieges hinwegzuhelfen uns eine Ehrenpflicht erscheint. Wir wenden uns mit unserm Aufruf zu tatkräftiger Mitwirkung an alle, die schon jetzt erkennen, daß der innigere Zusammenschluß der Eignen aneinander und ein heißerer, tiefer als zuvor verpflichtender Glaube an die Bruderschaft der Menschheit wie Ein- und Ausatmen zusammengehören.

Mit Freude können wir feststellen, daß in immer weiteren Kreisen das Verständnis für unsere Arbeit im Wachsen ist. Während sie zu Beginn des Krieges manchen Angriffen ausgesetzt war, gilt sie jetzt vielfach als eine Erscheinung, die daheim und vom Felde mit Zustimmung begrüßt wird als ein Vorbote besserer Zeiten. Doch fehlt noch viel daran, daß diese Sympathie sich genügend in tatkräftige Förderung umsetzt. Möchten sich uns, damit unser Wollen und Tun sich sinngemäß erfülle, von vielen neuen Seiten Herzen und Hände öffnen!

Wer uns mit einmaligen Gaben oder nach dem Vorgang einiger unter unsern Freunden mit Monatsbeiträgen unterstützen will, wird gebeten, sie an die obengenannte Geschäftsstelle oder an die Depositenkasse B der Commerz- und Diskontobank, Berlin C 54, Rosenthaler Straße 40/41 zu richten, in beiden Fällen zu Händen von Dr. Elisabeth Rotten.“

Neue Bücher.

Im Verlag Georg Müller, München:

Walther Heimann: Das Tempelwunder und andere Novellen.

Andreas Schreiber: Das ewige Bankett. Novellen.

Im Verlag Rascher & Cie., Zürich:

Prof. Dr. F. Eschokke: Aus goldenen Tagen. Wanderungen in Österreich.

Konrad Falke: San Salvatore. Erzählung.

Robert Walser: Prosastücke.

Gottfried Keller: Der Landvogt von Greifensee.

Jakob Böschart: Ein Erbteil.

Charlot Straßer: In Völker zerrissen.

(Diese vier i. d. Sammlung „Schriften für Schweizer Art und Kunst.“)

Hans Gans: Der Morgen. Eine Tragödie.

Im Verlag Kurt Wolff, Leipzig:

Max Pulver: Selbstbegegnung. Gedichte.

Gustav Meyrink: Fledermäuse. Novellen.

Gustave Flaubert: November. Roman.

Albert Ehrenstein: Nicht da, nicht dort. (Sammlung „Der Jüngste Tag“.)

Mynona: Schwarz-Weiß-Rot. (Sammlung „Der Jüngste Tag“.)

Gottfried Benn: Gehirne. Novellen. (Sammlung „Der Jüngste Tag“.)

Max Brod: Die erste Stunde nach dem Tode. (Sammlung „Der Jüngste Tag“.)

Frans Kafka: Das Urteil. (Sammlung „Der Jüngste Tag“.)

Im Verlag Der Sturm, Berlin:

Peter Baum: Schützengrabense. Aus dem Nachlaß.

Peter Baum: Kyland (Sturm-bücher XIII). Aus dem Nachlaß.

*

Hans Franck: Mein Kriegsbuch (Verl. Oesterheld & Co., Berlin).

Hans Franck: Glockenfranzl I u. II. (Verlag: Reuß & Itta, Konstanz. Zeitbücher 52, 53.)

Paul Wiegler: Figuren (Verl. der Weißen Bücher, Leipzig.)

Georg Kaiser: Von Morgens bis Mitternacht. Stück in 2 Teilen. (Verlag S. Fischer, Berlin.)

Das dreißigste Jahr: 1916. (Verlagskatalog S. Fischer, Berlin.)